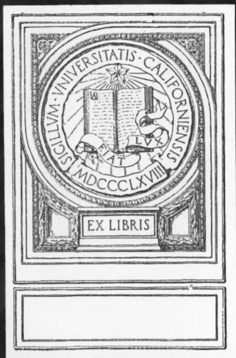
Riesenthals Jagdlexikon, nachschlage-... handbuch für jäger und ...

Oskar von Riesemann

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Riesenthals Jagdlexikon

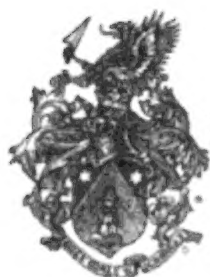
Zweite Auflage

Riesenthals Jagdlexikon

Nachschlage- und Handbuch für Jäger und Jagdfreunde

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage
herausgegeben von der
Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung

Mit 364 Abbildungen



Neudamm 1916
Verlag von J. Neumann
Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft
Fischerei, Gartenbau, Forst- und Jagdwesen

Druck: J. Neumann, Neudamm.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es sind gerade zwanzig Jahre verstrichen, seit G. L. Hartigs „Lexikon für Jäger und Jagdfreunde" in zweiter Auflage, von seinem Sohn Th. Hartig bearbeitet, erschienen ist.

Gewiß wird kein Sachverständiger den Wert dieses Werkes verkennen; vergegenwärtigt man sich aber den Aufschwung, den Wissenschaft und Industrie innerhalb dieses Zeitraums genommen haben, so erscheint ein Ersatz für das veraltete Buch in hohem Grad zeitgemäß und wohlbegründet, zumal die inzwischen erschienenen Wörterbücher der bloßen Jägersprache mit solchen der gesamten Jagdkunde nicht zu identifizieren sind.

Können in der Ausübung der hohen Jagd unsre Vorfahren im wesentlichen noch jetzt als unsre Lehrmeister gelten, so hat dagegen die niedere Jagd einen bedeutenden Aufschwung und infolge des Zurückgehens der hohen Jagd eine weit größere Bedeutung errungen: wir haben durchschnittlich viel bessere Hunde und vorzüglichere Gewehre, als die früheren waren, wir züchten sachgemäßer und vielseitiger den edelsten unsrer Hunde, den Vorstehhund, und präzisieren das Schrotgewehr unabläßig, wie seine hohe Leistungsfähigkeit, sowohl in der Stärke des Schusses als in der gleichmäßigen Ausdauer und ganz besonders in der schnellen Schußfertigkeit, dartut.

Betrachten wir neben der Jagd den Fang, insbesondere der Raubtiere, so zeigt sich uns auch hier ein stetiges Fortschreiten; wir verfügen heute über Eisen und Fallen von weit größerer Schärfe und Mannigfaltigkeit als ehedem.

Je mehr wir uns bewußt werden, daß der Erfolg des Jägers neben dessen körperlichen Eigenschaften ganz besonders auf der naturgeschichtlichen Kenntnis vom Wild beruht, und je mehr wir nach zeitgemäßer Ausbildung der Jägerei streben, desto größeren Wert werden und müssen wir auf den naturgeschichtlichen Teil eines Jagdlehrbuchs legen, mithin das Wissenschaftliche dem Praktischen gleichstellen. Nicht immer trifft den Jäger die Schuld an mangelndem Wissen, weit häufiger und gerechter vielmehr die Lehrmittel, welche bisher dem Jäger oft nur eine unklare und verworrene Beschreibung der Jagdtiere gaben. Dem Jäger nun die Fortschritte in der Erkennungslehre der Jagdtiere auf eine kurze, verständliche, jedes

Mißverständnis ausschließende Weise dienstbar zu machen, dies war eine Hauptaufgabe unsres Lexikons. Wo das Wort allein nicht ausreicht und bildliche Erklärung notwendig wurde, ist eine solche gegeben worden.

Charlottenburg, im Jahre 1882.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Was Riesenthal vor nunmehr vierunddreißig Jahren in der Vorrede zu seinem seit langen Jahren vergriffenen Jagdlexikon sagte, gilt im vollsten Maße auch für die jetzt in die Öffentlichkeit tretende zweite Auflage. In den erwähnten Wandlungen auf dem Gebiete des Jagdwesens und der Vervollkommnung seiner Hilfsmittel, in dem fortgesetzt sich mehrenden Wissen vom Wilde, besonders hinsichtlich seiner Lebensverhältnisse, liegt die Notwendigkeit einer neuen Bearbeitung begründet und zugleich eine Erklärung dafür, daß das Lexikon in allen seinen Teilen tiefgehende Veränderungen erfahren mußte, die z. T. durch Riesenthal bereits vorbereitet waren. Bei aller Achtung vor dem zur Zeit seines Erscheinens hochbedeutsamen Werk konnten die Herausgeber der neuen Auflage doch nur weniges gänzlich unverändert lassen; sie glauben aber, nunmehr in gemeinsamer Arbeit ein Nachschlagebuch geschaffen zu haben, das der Jägerwelt ein zuverlässiger Ratgeber sein wird. Rühmlichst bekannte Fachleute bürgen, jeder auf seinem Wissensgebiete, für diese Zuverlässigkeit; weitere bewährte Kräfte besorgten die nötige Ergänzung auf den Gebieten der Wildkrankheiten, der jagdlichen Pflanzenkunde, der optischen Hilfsmittel, des jagdlichen Rechts, der Forstwissenschaft und der Fischerei, auch kurze Lebensbeschreibungen der bedeutendsten Jagdschriftsteller sind hinzugetreten. Eine wichtige und für den angehenden Jäger wertvolle Bereicherung des Inhalts glauben wir besonders hervorheben zu dürfen, das ist eine als Anhang gegebene Tabelle der Weidmannssprache, die jedem Anfänger im Weidwerk eine klare Übersicht der hauptsächlichsten Fachausdrücke gibt. Mit Hilfe dieser Tabelle wird es jedem möglich sein, sich ohne sonderliche Mühe in den Gebrauch der Weidmannssprache einzuleben.

Die für die neue Auflage tätig gewesenen Mitarbeiter und ihre Fachgebiete sind: Ernst Ritter von Dombrowski (Allgemeine Jagdkunde), Syndikus A. Ebner (Jagdrecht), Wildmeister W. Gottschalk (Fasanenzucht), Redakteur B. Grundmann (Jagdliteratur und Schriftleitung), Ingenieur C. Leiß (Jagdgläser), E. E. Leonhardt (Jagdliteratur, Jagdgeschichte, Fischkunde und Schriftleitung), Königl. Hegemeister Mau (Raubzeugfang, Fallen und Netze),

H. Otto (Jagdliche Bauten und Pflanzenkunde), Redakteur A. Preuß (Jagdfeuerwaffen), der Sohn des Verfassers der ersten Auflage, Major E. Riesenthal (Raubvögel, Hüttenjagd und Beize), Chefredakteur Dr. E. Schäff (Jagdliche Tierkunde), Geh. Regierungsrat Prof. Dr. A. Schwappach (Forstwissenschaft), Redaktionssekretär G. Stockfleth (Vereinswesen), Geh. Regierungsrat Dr. A. Ströse (Hundekenntnis und Wildkrankheiten), E. Teuwsen (Allgemeine Jagdkunde, Weidmannssprache und Weidmannsbrauch). Die in der Zahl wesentlich vermehrten Abbildungen — 364 gegen früher 123 — sind zum größeren Teile von Dr. E. Schäff, dem Kunstmaler A. Stöcke und dem Jagdmaler C. Schulze neu gezeichnet worden; besondere Sorgfalt wurde der bildlichen Darstellung von Fährten und Spuren, der verschiedenen Gehörn- und Geweihentwickelungsstufen, der Hunde sowie der Vögel im Fluge gewidmet. So dürfen wir hoffen, daß das Werk in seiner neuen Form wieder das sein wird, was auch der erste Herausgeber anstrebte: Ein vollständiges und in jeder Hinsicht verläßliches Handbuch der gesamten Jagdkunde in Reihenfolge der Buchstaben.

Neudamm, im Herbst 1916.

Mit Weidmannsheil

Die Schriftleitung der „Deutschen Jäger-Zeitung“.

Gebrauchsanweisung.

Die Stichwörter, soweit sie Hauptwörter bilden, sind groß, soweit sie Eigenschafts- und Tätigkeitswörter sind, klein geschrieben.

Wo dem Stichworte zur näheren Bezeichnung ein Eigenschaftswort vorangeht, ist es unter diesem eingeordnet, nur wenn das Hauptwort an sich den Begriff fest umschreibt, das nach dem Sprachgebrauche voranstehende Eigenschaftswort also minder wichtig ist, steht das Hauptwort als Stichwort vorn.

Alle durch Schrägdruck hervorgehobenen Worte verweisen auf wichtige, unter diesem Stichworte zu findende Erläuterungen.

Die Einteilung der Tiere ist nach einem in Fachkreisen anerkannten System erfolgt; die Vogelgattungen sind zumeist unter je einem Stichworte zusammengefaßt; zahlreiche Verweise sorgen dafür, daß jedes Tier unter seinem deutschen Namen schnell gefunden werden kann.

In den Beschreibungen der Raubvögel ist gelegentlich das Weibchen nur durch „W." bezeichnet; bei den Abbildungen der Fährten und Spuren bedeutet „V." bzw. „H." Vorder- oder Hinterlauf.

Die als Anhang eingefügte Tabelle der Weidmannssprache hat ihre eigene Gebrauchsanweisung auf Seite 617.

A.

Aale (Muraenidae) gehören zu den Edelfischen (Physostomi). Knochenfische mit drehrundem, schlangenartigem Körper, der von winzigen Schuppen bedeckt ist. Bauchflossen fehlen. Eine Gattung und Art bei uns:

F l u ß a a l (Anguilla vulgaris L.); eine nähere Beschreibung erübrigt sich für diesen allgemein bekannten Fisch. Die männlichen A. werden höchstens 50 cm, die weiblichen bis zu 1,5 m lang. Kommt überall vor, wo seinem Aufstieg aus der See nicht durch unüberwindliche Wehre usw. oder durch stark verunreinigtes Wasser Einhalt geboten wird; fehlt aber im Donaugebiete und in Quellbächen.

Die Fortpflanzung findet ausschließlich im Meere statt; weitere Bedingungen sind etwa 1000 m Tiefe, hoher Salzgehalt des Wassers und mindestens 7 ° C. Wasserwärme. Die Brut schlüpft als Larve (Glasaal, Leptocephalus brevirostris) aus dem Ei, verwandelt sich zu Ende des ersten Lebensjahres und wandert im zweiten als durchsichtige Jungaale (Montée) von 6 bis 8 cm Länge in die Flußläufe, wo sie vier bis sieben Jahre verbleibt, um dann als sog. Blankaale das Meer zur Fortpflanzung wieder aufzusuchen. Der A. nährt sich von kleinen Fischen, Laich, Schnecken, Würmern und Krebstieren.

Über die Wertschätzung des Aalfleisches gibt es nur eine Stimme, aber die Schwierigkeit des Fanges in rationell bewirtschafteten Gewässern mit ein- oder zweijähriger Umtriebszeit läßt den F. aus diesen verbannen. Der Fang erfolgt in Reusen, an der Grundschnur oder Grundangel, mit welchen Geräten man in Uferlöchern, in stillen Tümpeln usw. meist Erfolg haben wird. Ferner sind die selbsttätigen Aalfänge, Aalkisten usw. zu erwähnen.

Literatur: E. Walter, Der Flußaal.

Aalraupe, Rutte, Trüsche (Lota vulgaris Cuv.), ein den Schellfischen (Gadidae) zugezählter Knochenfisch, mit langem, drehrundem Körper. Maul tief gespalten, am Kinn ein Bartfaden. Schuppen sehr klein; Haut schleimig. Rücken und Seiten olivengrün mit schwarzer Wölkung; Bauch weißlich. Wird bis 50 cm lang und 2 kg schwer; lebt auf dem schlammigen Grunde tieferer, langsam fließender oder stehender Gewässer Mitteleuropas.

Laicht von November bis Februar in Gruben auf sandigem Boden; Vermehrung sehr stark. Sehr gefräßig, stellt vornehmlich dem Laich der Lachsarten und Jungfischen nach. Geht ausschließlich des Nachts auf Raub aus.

Die Raubgier der A. fordert gebieterisch ihre Entfernung aus Zuchtteichen und Forellenbächen. Der Fang des wohlschmeckenden Fisches erfolgt gewöhnlich durch die mit lebendem oder totem Köder besteckte Grundschnur, die über Nacht liegen bleibt; wo er häufiger vorkommt, wird ihm auch mit dem Netze nachgestellt.

Aalstreif (Aalstrich), der dunkle Längsstrich auf dem Rücken der Hirscharten und anderer Säugetiere.

Aar, poetische Benennung des Adlers; ab und zu auch für den Bussard (Bußaar) angewendet.

Aas (Luder), verwesendes Stück Vieh oder Fleisch; im weiteren Sinne alles in der Küche nicht verwendbare Fleisch gefallener Tiere.

Aasgeier s. *Geier II, 1.*

Aasjäger, ein Mensch, der aus Roheit oder Unkenntnis auf alles schießt, was ihm vor das Gewehr kommt, der keine Schonzeit achtet, Mutterwild in der Trag- und Setzzeit erlegt oder Wild auf zu weite Entfernung beschießt und anschweißt, so daß es elend und unbenutzt veraast.

Aasvogel s. *Geier II, 1.*

abbaden, das Gewehr absetzen, von der Backe nehmen.

abbalgen, dem niederen Haar- und Federwilde den Balg (das Fell) abziehen *(abstreifen).*

abbalzen, das Beenden der Paarung bei allem Federwilde, dessen Paarzeit *Balz* genannt wird; z. B. das Auerwild hat abgebalzt, d. h. seine Balzzeit ist vorüber. Wird auch angewandt zur Bezeichnung des durch das Balzen eintretenden körperlichen Zu-

standes, z. B. der Hahn ist stark abgebalzt, hat sich abgebalzt, d. h. er ist durch die Balz abgekommen, schlecht bei Wildbret.

abbaumen; das kletternde Haarraubzeug und die Waldhühner baumen ab, wenn sie von einem Baume herunterklettern, abspringen oder abstreichen (abfliegen).

Abbiß, die Stelle der Pflanze, welche vom Wilde abgebissen, abgeäst wurde; der A. des männlichen Schalenwildes erscheint glätter als der vom weiblichen verursachte. — Abbisse auch die vom Eichhörnchen abgebissenen, letztjährigen Triebe der Fichte, die oft in großer Menge den Boden bedecken. Sie dürfen nicht mit den von manchen Holzarten (Eichen, Pappeln) im Herbst auf natürliche Weise abgestoßenen Zweigen — den sog. Absprüngen — verwechselt werden.

abblasen, 1) das Signal zur Beendigung eines Jagens, Treibens oder der Jagd geben; ferner das Signal, nach dessen Lautmachen nicht mehr in ein Treiben hineingeschossen werden darf. 2) Jemanden a., ihn durch das Horn von seinem Stande abrufen.

abbrechen. 1) Hunde, besonders Hatzhunde, die sich an dem Wild verfangen (verbissen) haben, losmachen, indem man ihnen mit einem hölzernen Knebel den Fang öffnet — aufbricht *(ausknebeln)*. 2) Treiben a., es unterbrechen und eventl. wiederholen. 3) Von der Ladung eines Gewehres etwas a., die Pulverladung, Geschoßmenge oder -schwere vermindern. 4) Einem Tiere weniger Futter geben, das Futter a.

Abbruch tun, dem Wilde, es durch Beschuß oder Fang stark vermindern. Auch Naturereignisse — strenge Winter —, Raubzeug, Wilddiebe tun dem Wilde A.

abbrunften, bei allem Wilde, dessen Begattung *Brunft* heißt, die Fortpflanzung beenden. Wenn die Hirsche die Brunftplätze verlassen und die Tiere ihnen nicht mehr willfährig sind, so hat das Wild abgebrunftet. Ist der Hirsch durch die Brunft abgekommen, so ist oder hat er sich stark abgebrunftet.

abdanken, 1) den Hund, s. *abliebeln;* 2) die Jäger und Treiber a., sie nach der Jagd nach Hause gehen lassen. 3) Einen Jäger a., ihn aus dem Dienst entlassen.

abdecken (abhäuten, abschärfen), unschöner Ausdruck für zerwirken oder aus der Decke (Haut) schlagen.

abdocken, das Abwickeln einer Leine, besonders auch des Schweißriemens und des früher beim Leithunde gebräuchlichen Hängeseils.

abdonnern, das geräuschvolle Abstreichen von starkem Federwild, namentlich des Auerhahns.

Abendbalz, das Balzen des Auerhahns nach dem Abendeinfall.

Abendfalke s. *Edelfalken II, 4.*

Abendruf, das abendliche Locken gesellig lebender Vögel, besonders der Rebhühner.

abfährten, das *Abspüren* bei allem Wilde, das eine Fährte hinterläßt, hauptsächlich beim Schalenwilde.

abfallen. 1) Der Hirsch fällt ab, wenn das beschlagene Tier unter ihm wegtritt (auch absitzen); bei Beginn des Beschlages sitzt er auf. 2) Das Abfliegen (Abstreichen) des Auer- und Birkwildes. 3) Das Abkommen des Schweißhundes von der angefallenen Fährte. — 4) Das Abmagern von Pferden, Wild und Hunden.

abfangen. 1) Einen Hirsch mit dem Hirschfänger oder einen Keiler mit dem Hirschfänger oder der Saufeder durch einen Stich hinter das Blatt oder in die Brust töten. Auch für abgenicken bei Kahl-, Reh- und Auerwild. 2) Das Raubzeug durch Fang in Fallen stark vermindern oder gänzlich ausrotten. 3) Jagende Hunde a., sie auf dem Wechsel oder Paß anhalten, um sie aufzukoppeln und nicht weiter jagen zu lassen.

abfärben, verfärben (verfedern), das Haar (oder Federkleid) wechseln; z. B. die Rehböcke hatten im Mai noch nicht vollständig abgefärbt.

abfedern, das Töten der kleineren Vögel, z. B. der Rebhühner, durch Einstechen einer Schwungfeder in das Gehirn. Diese weidmännische Tötungsart wirkt nicht sicher und ist daher eine Tierquälerei, wird also besser unterlassen und durch Eindrücken des Brustkastens ersetzt.

abfegen, fegen, das Abschlagen des Bastes vom Geweih oder Gehörn an Stangen und Sträuchern.

abführen, einen Vorstehhund nach beendeter Stubendressur in der Arbeit unterweisen, die von ihm verlangt wird (Feld-, Wald-, Wasser-, Schweiß-, Raubzeug-Arbeit usw.); s. a. *Dressur.*

Abgangsfehler. Infolge der Vibration des Gewehres beim Schuß fliegt das Geschoß nicht genau in der Richtung, welche die Seelenachse vorher hatte, sondern der Lauf wird etwas durchgebogen und zwar derart, daß das Geschoß bei nicht ganz geschäfteten Büchsen meist ein wenig nach unten abgelenkt wird (negativer A.); bei ganz geschäfteten Büchsen, z. B. Militärgewehren, ist der A. meist positiv. Die Abweichung nennt man den A. Da dieser Fehler bei gutgebauten Gewehren und bei Verwendung gleichmäßiger Munition von Schuß zu Schuß annähernd gleich ist und durch die Visierung ausgeglichen wird, so ist er für den praktischen Schützen ohne Bedeutung, hat also nur theoretisches Interesse.

Abgangswinkel, die Neigung des den Lauf verlassenden Geschosses gegen die

Horizontale. Ideal gedacht, soll er mit dem *Erhöhungswinkel* zusammenfallen, doch veranlassen die *Abgangsfehler* einen bei jeder Feuerwaffe verschiedenen A. Er bestimmt Länge und Krümmung der Geschoßbahn.

abgehen, 1) ein Revier, einen Forst oder Distrikt durchgehen; 2) vom Schützen, seinen Stand bei Treibjagden verlassen; 3) von jagenden Hunden, vorzeitig vom Wild ablassen oder die Fährte oder Spur verlassen (Gegensatz: *anhalten*).

abgenicken (abnicken, genicken), das Töten von Wild durch einen Stich (Rot-, Damspießer, Kahl-, Rehwild, Auerhahn) oder einen Schlag mit der Hand in das Genick (Hasen, Kaninchen); s. *töten*.

abhächsen s. *hächsen*.

abhalsen (abkoppeln), dem Hunde die Halsung, das Halsband, abnehmen, namentlich beim Schweißhunde gebräuchlich.

abhären, ein wenig gebräuchlicher, wenngleich nicht unweidmännischer Ausdruck für den Haarwechsel des Wildes im Frühjahr oder Herbst; üblicher ist verfärben.

abhaspeln, das Lappzeug ablaufen lassen, abwickeln.

abhauen s. *abschneiden 1*.

abhäuten, die Haut des Bären abziehen, meist abschärfen genannt.

abheben, das Abnehmen des Zeuges, besonders der Lappen, von den Holzwüchsen, an denen sie aufgehängt und befestigt waren.

abhupen. Ein gewöhnlicher Zuruf unter den Jägern ist Hup hup! Ruft nun einer den andern mit diesen Lauten vom Stand usw. ab, so wird der Betreffende abgehupt.

abjagen, das Abschießen des Wildes in einem eingestellten Jagen.

Abjagungsflügel (Stellflügel), der nach dem Laufe zu stehende Flügel eines eingestellten Jagens.

abkämpfen. Zur Begattungszeit pflegen heftige Kämpfe zwischen dem männlichen Wilde stattzufinden, z. B. zwischen Hirschen in der Brunftzeit, zwischen Keilern in der Rauschzeit, Auer- und Birkhähnen in der Balzzeit. Der stärkere Nebenbuhler vertreibt den schwächeren vom Brunft- oder Balzplatz, er kämpft (oder treibt, schlägt, streitet) ihn ab, und der Besiegte ist abgekämpft (abgetrieben). Wenn sich der Hirsch im Kampfe eine Stange oder ein Ende abbricht, so hat er sie abgekämpft.

abklopfen, durch Schlagen an den Baumstamm Raubvögel zum Verlassen ihres Horstes nötigen.

Abkommen. 1) Das Absehen, die Visierung. 2) Die Richtung der Visierung zum Ziel im Augenblick des Abfeuerns. Gut abgekommen heißt also, daß man beim Abdrücken mit der Visierung gut im Ziele war. Um das A. zu erkennen, muß der Schütze durch das Feuer sehen, damit er den Sitz des Geschosses angeben kann. Jeder durchgebildete Schütze muß wissen, wie er abgekommen ist. 3) Verliert der Schweiß- oder Laufhund die Fährte, so ist er abgekommen (abgegangen, abgefallen). 4) Das Abmagern wird auch A. genannt, z. B. das Rehwild ist stark abgekommen, d. h. schlecht bei Wildbret.

abkoppeln s. *abhalsen*.

Ablage (Holzgarten, Holzhof), ein meist an größeren Verkehrsadern gelegener Platz zum Aufsammeln des aus dem Walde gebrachten Holzes.

ablaufen lassen. 1) Feder- oder Tuchlappen von der Haspel abwickeln. 2) Bei der Bodenbalz zu nahe beim Schützen eingefallene Auer- oder Birkhähne bis auf richtiges Schußmaß sich entfernen lassen.

ablegen, 1) den Hund. Der Gebrauchshund und der Schweißhund ist dem Jäger im Reviere zeitweise hinderlich, z. B. beim Birschen, beim Anschleichen von Wilderern. Darum muß der Hund unterwiesen werden, so lange an einer Stelle ruhig zu liegen, bis er abgepfiffen oder abgeholt wird. Der abgelegte Hund soll ferner zur Bewachung von Jagdgerätschaften, Wild usw. Verwendung finden. Durch vorüberwechselndes Wild oder durch einen Schuß darf er nicht veranlaßt werden, seinen Platz zu verlassen. Das A. muß zunächst im Dressurraume, später im Walde geübt werden. Anfangs wird der Zögling an der Lederkette (Korallen), dann an einer längeren, starken Leine, schließlich frei abgelegt. Ein vorzügliches Mittel bei dieser Dressur ist die Schleuder (Zwille, Katapult) oder das Blasrohr. Sobald der Hund Miene zum Aufstehen macht oder zu winseln anfängt, erhält er einen Strafschuß. Die Dressur des A. erfordert Mühe und Geduld; Hunde, die im Ablegenlassen ganz zuverlässig sind, sind nicht allzu häufig. 2) Hört Federwild auf zu legen, so hat es abgelegt. 3) Das Abhängen von Hirschfänger und Hornfessel wurde A. genannt.

abliebeln (ablieben, abdanken), den Schweißhund unter freundlichem Zuspruche zur Belohnung für gute Arbeit, oder um ihn zu ermuntern, mit der Hand oder den Brüchen, die man bei der Arbeit in der Hand trägt, streicheln.

ablocken, wenn der (Auer-, Birk-) Hahn infolge Lockens der Hennen von der Balz abläßt und diesen folgt, so wird er abgelockt.

ablösen, beim Zerlegen eines Wildes einen Teil, z. B. einen Lauf, mit dem Genickfänger abschärfen. Muß man den Hirschfänger oder das Blatt (Weidmesser) dabei anwenden, so heißt es abschlagen. Macht man eine Keule aus der Pfanne los, so löst man sie aus.

abnicken s. *abgenicken.*

abnorm, von Geweihen und Gehörnen, s. *widersinnig.*

abpfeifen. 1) Wenn die Schützen bei einer Treibjagd, beim Anstand, Drücken u. dergl. ihren Stand verlassen sollen, so werden sie durch einen Pfiff davon benachrichtigt (abgepfiffen). 2) Den Hund a., ihn durch einen Pfiff abrufen, besonders, wenn er vor Hühnern oder einem Hasen steht und der Jäger nicht haben will, daß sie aufgestoßen werden.

abprallen der Geschosse bzw. der Schrote. Wenn Geschosse und Schrote aufschlagen, kann es leicht vorkommen, daß sie abprallen (ricochettieren) und hierbei eine andere Richtung annehmen. In Österreich nennt man das gellern. Am leichtesten prallen Vollmantelgeschosse mit ogivaler (spitzbogenförmiger) Spitze ab und zwar wegen der hierfür besonders günstigen Geschoßform und der geringen Formveränderung beim Aufschlage. Abgeprallte Geschosse können unter Umständen bis 1500 m weit fliegen und dabei auch ziemlich weit nach der Seite abgelenkt werden. Durch den Aufschlag geht die Rotation meist verloren, das Geschoß überschlägt sich und pfeift. Schrote prallen von fast jedem Boden — auch Wasser — ab und haben unter Umständen noch eine erhebliche Durchschlagskraft.

abprossen (prossen), das Schälen der Rinde am lebenden Holze durch Rotwild; auch bei Rehen und Auerwild — hier für das Abäsen der Knospen — angewandt.

abrammeln, bei Hasen und Kaninchen in derselben Bedeutung wie *abbalzen* beim Federwilde, *abbrunften* bei den Hirscharten. Ein abgerammelter Hase ist ein durch starkes Rammeln abgekommener, also schlecht bei Wildbret.

abranzen, bei den Wildarten, deren Begattung Ranzen genannt wird (Raubzeug), von derselben Bedeutung wie *abbalzen, abbrunften, abrammeln.*

abrauschen, beim Schwarzwilde in derselben Bedeutung wie *abbalzen, abbrunften, abrammeln* usw. bei anderen Wildarten gebraucht.

abreiten, 1) (abbaumen, abdonnern, abstehen, sich abschwingen, selten abstoßen), wenn Auer- und Birkwild vom Baum oder einem anderen erhöhten Punkt abfliegt. 2) Ein Parforcepferd a., es zuschanden reiten.

abrevieren, revieren; 1) wenn Jäger oder Hund ein Stück Feld oder Wald absuchen; 2) der nach Beute suchende Raubvogel reviert eine Fläche ab.

abrichten, einen Vorstehhund zur Jagd dressieren, s. *Dressur.*

abrufen, 1) die Schützen, durch irgendwelchen Zuruf; hat denselben Zweck wie abhupen und abpfeifen. 2) Die Hunde a., durch gellende Pfiffe, Hornstöße oder lautes Rufen zurückrufen, wenn sie sich auf der Jagd zu weit entfernt oder gar verlaufen haben.

abschärfen (schärfen), die Haut des Bären vom Wildbret trennen; wird auch beim Rot-, Reh- und Schwarzwild statt abschneiden gebraucht.

abscheiden, die Absonderung des abzuschießenden von dem zu schonenden Wilde beim eingestellten Jagen; auch das Absondern des jagdbaren Hirsches vom Kahlwild.

abschießen. 1) Das in einem eingestellten Jagen befindliche oder nach dem Abschußplan zu erlegende Wild totschießen. 2) Beim Haarwilde einen Körperteil, z. B. einen Lauf, eine Stange, bei Raubvögeln einen Fang, bei Schwimmvögeln ein Ruder durch Schuß gebrauchsunfähig machen; vgl. dagegen *ständern, flügeln.*

Abschlag s. *Hauptschlag.*

abschlagen. 1) Hirschen, Schauflern, Rehböcken, Gemsen schlägt man das Geweih, Gehörn, die Krickeln ab oder aus. 2) Statt abfegen, fegen, verfegen sagt man auch: Der Hirsch, Rehbock schlägt den Bast ab. 3) Ferner im Sinne von abkämpfen, abstreiten gebraucht, z. B. der starke Hirsch (Keiler) schlägt den geringeren oder den Hund ab. 4) Statt sich trennen, z. B. der Keiler schlägt sich von der Rotte ab, d. h. er verläßt sie; er schlägt sich von den Hunden ab, macht sich von ihnen los. 5) Wendet man beim Zerwirken des Wildes den Hirschfänger oder das Blatt an, um einen Teil abzutrennen, so schlägt man diesen ab. 6) Die Entfernung eines Teiles der Rute (kupieren), um zu verhüten, daß der Hund sich das Rutenende wund schlägt und durch Wedeln störende Geräusche verursacht. Das Kupieren der Rute wird nur bei (deutschen) Gebrauchshunden, Wachtelhunden, Spaniels und Foxterriern vorgenommen, nicht bei englischen Hühnerhunden oder Teckeln. Am besten wird die Rute den wenige Tage alten Welpen mit einer scharfen Schere abgeschnitten. Man soll bei Vorstehhunden höchstens die Hälfte beseitigen; am schönsten sehen nach dem gegenwärtigen Geschmack die Hunde aus, denen etwas mehr als ein Drittel der Rute entfernt ist. Die Rute der Wachtelhunde und Spaniels wird um ein knappes Drittel gekürzt, das gleiche gilt für die langhaarigen Vorstehhunde, wenn man bei diesen nicht die Rute mit der schönen Fahne ganz läßt. Bei älteren Hunden ist die Operation lebensgefährlich, wenn sie nicht vom Tierarzte nach den Regeln der Chirurgie ausgeführt wird. Es ist namentlich dringend davor zu warnen, um die Rute eine Bindfadenschlinge oder eine Gummischnur zu legen und die

Schnur so lange liegen zu lassen, bis die Gefahr einer starken Blutung aus den Gefäßen der amputierten Rute beseitigt ist.

abschneiden. 1) Das Abbeißen der Stämme und Äste durch Biber (bei diesem auch abhauen genannt), Hasen, Kaninchen und Eichhörnchen. 2) Ein Treiben a., wenn ein für die gerade vorhandene Schützen- oder auch Treiberwehr zu großes Treiben verkleinert oder zwei Triebe daraus gemacht werden. 3) Ein Hund schneidet sich ab, wenn er den Riemen oder die Leine, womit er angelegt ist, durchbeißt, um sich zu befreien. 4) Einen Schützen schneidet man ab, wenn er im Kesseltreiben durch Zurückbleiben einen sogenannten Sack bildet und die Nachbarn vor ihm die Kette schließen, so daß er nun hinter der Front marschiert. 5) Man schneidet ein Stück Wild ab, wenn man ihm auf dem Wechsel, den es hält, durch schnelles Laufen auf kürzerem Wege zuvorkommt. 6) Selten wird auch das Abtreten von Grashalmen durch den Rothirsch a. genannt.

abschrecken, das Verscheuchen des Wildes, z. B. von der Saat; Wild schreckt sich ab, wenn es vor Lappen, Tüchern scheut und diese umschlägt.

Abschuß, diejenige Menge Wild, welche bei einer nachhaltigen Jagdwirtschaft jährlich erlegt werden soll oder kann. Dieser jährliche A. setzt selbstverständlich eine genaue Kenntnis des vorhandenen Wildstandes voraus; s. *Abschußplan.* — Man versteht aber auch das Abschießen des Wildes darunter und spricht z. B. von einem notwendigen A., wenn das Wild Schaden verursacht. Nach den meisten Jagdgesetzen kann von der Behörde der A. während der Schonzeit der betreffenden Wildgattung gestattet werden; der Jagdpächter kann von der Behörde zum A. aufgefordert und es kann, falls er der Aufforderung nicht in genügendem Maße nachkommt, von der Behörde den Grundbesitzern der A. gestattet werden. Die Nichtbefolgung der Aufforderung kann für den Jagdpächter die Verpflichtung zum Schadenersatz nach sich ziehen. Abgesehen hiervon ist der Jagdberechtigte in dem Maße und dem Umfange des A. nicht beschränkt, insbesondere nicht durch Rücksichten auf seinen Nachbar. Er darf so viel Wild abschießen, daß er größere Mengen verkaufen kann, der Nachbar hat kein Verbietungsrecht, selbst wenn er dadurch Nachteil erleidet.

Abschußhaare s. *Schnitthaare.*

Abschußplan, die dem jährlichen Abschuß zugrunde liegende Berechnung. Man bezweckt durch ihn einen den Verhältnissen entsprechenden Wildstand zu erhalten oder heranzuziehen; im ersteren Fall schießt man in der Regel nur so viel Stücke ab, wie der jährliche Zuwachs beträgt, nimmt also gewissermaßen nur die Zinsen vom Kapital; im andern Fall schießt man entweder mehr ab, wenn man den Wildstand verringern, oder weniger, wenn man ihn vergrößern will. Diese Regeln gelten nur bei solchem Wild, dessen Stückzahl man feststellen kann; bei Hasen dagegen läßt man schätzungsweise etwa $1/3$ bis $1/2$, bei Feldhühnern $1/3$ des vorhandenen Besatzes als Stamm für das nächste Jahr übrig. Die Vermehrung des Wildes hängt von dem Verhältnis der Geschlechter zueinander ab. In der Regel rechnet man einen stärkeren Rot- usw. Hirsch für vier bis sechs Tiere; einen starken Bock für vier bis fünf Ricken; einen Auerhahn und einen Birkhahn für fünf bis sechs Hennen; bei Fasanen ist das Verhältnis etwa 1 : 8. — Unter regelrechten Verhältnissen kann der Abschuß bei Rotwild $1/5$ des Frühjahrsstandes betragen, bei Dam- und Rehwild etwa $1/4$. — Der A. ist sofort zu ändern, wenn ungünstige Verhältnisse eintreten, wie schneereicher Winter, mangelnde oder schlechte Äsung. — Dem weidgerechten Jäger liegt hauptsächlich die Erlegung der männlichen Stücke am Herzen, ihm soll nicht das Wildbret, sondern der Kopfschmuck des betr. Stückes (Geweih, Gehörn usw.) die Hauptsache sein. Trotzdem muß ein geregelter Abschuß auch der weiblichen Stücke stattfinden. — Das Rotwild setzt ungefähr gleichviel Kälber beiderlei Geschlechts, bei Rehwild werden zwar mehr Ricken gesetzt, doch sind diese auch in stärkerem Maße den Nachstellungen des Raubzeuges und der Wilddiebe ausgesetzt, daher nur ein Abschießen von Gelt- oder ganz alten Ricken zu empfehlen ist. Doch sei man beim Ansprechen von Geltricken sehr vorsichtig. Bei Hasen ist Schonung der Häsinnen stets anzuraten; sie wird am besten bewirkt, indem man bei Streif- und Kesseltreiben sowie bei der Suche alle Hasen schont, die erst dicht vor oder sogar hinter dem Schützen herausfahren, und bei Standtreiben die Rückpässe wenigstens zum Teile unbesetzt läßt. — Soll nur männliches Hoch- und Rehwild abgeschossen werden, so sucht man sich entweder die stärksten Stücke aus oder die Kümmerer, namentlich solche mit schlechter Geweih- und Gehörnbildung; soll der ganze Wildstand vermindert werden, so schießt man in erster Linie Kälber, geringe Hirsche und schwache Böcke ab; soll er hochgebracht werden, so darf von weiblichem Wilde nur Schmalwild erlegt werden, da dieses weniger starke Kälber setzt als alte Tiere bzw. Ricken.

Abschußverpachtung, die entgeltliche Gestattung des Abschusses eines oder mehrerer Stücke Wild. Der Jagdpächter braucht nach

den meisten deutschen Jagdgesetzen dazu die Genehmigung der Gemeindebehörde. Die A. stellt eine Teilung der Jagdberechtigung dar, die nach der Ansicht vieler jagdrechtlichen Schriftsteller unzulässig ist.

abschwarten, dem Schwarzwilde und Dachs die Schwarte abziehen.

abschwenken; 1) ein Stück Federwild, das auf einen Schützen zustreicht, schwenkt ab, wenn es plötzlich nach seitwärts abbiegt; 2) die Treiberwehr schwenkt ab, wenn sie eine Schwenkung ausführt.

abschwingen, sich, s. *abreiten.*

Absehen, der Zielpunkt im Zielfernrohr, früher auch für die Visierung gebraucht.

absetzen. 1) Das Gewehr aus der schußfertigen Lage nehmen, ohne abgeschossen zu haben. 2) Junge Hunde von der Mutter a., sie entwöhnen.

absitzen s. *abfallen 1.*

abspannen, 1) den aufgezogenen Hahn des Gewehrs langsam in die Ruhe zurückversetzen. Da manche Schloßfedern sehr stark sind, so kann der Hahn, namentlich bei etwas feuchtem Finger, abgleiten und die Patrone entzünden, weshalb man beim A. des Gewehrs die Mündung stets schräg nach unten, auf jeden Fall so zu halten hat, daß niemand gefährdet ist. Hahnlose Gewehre spannt man, falls sie nicht automatische Sicherung oder Ejektor haben, ab, indem man bei vollständig heruntergekippten Läufen beide Abzüge anzieht und das Gewehr langsam schließt. Gewehre mit automatischer Sicherung lassen sich meist nicht a., man steckt daher abgeschossene Hülsen in die Läufe und drückt nach dem Schließen ab. 2) Eine Falle a., sie in nicht fängischen Zustand versetzen.

absprengen, das Absondern eines einzelnen Stückes von einem Trupp, z. B. ein starker Hirsch sprengt einen schwächeren vom Brunftplatz ab; auch sprengen Wölfe ein einzelnes Stück Wild vom Rudel ab, um es leichter zu reißen.

abspringen; besonders Rothirsch und Hase springen ab, wenn sie plötzlich von ihrer normalen Fährte bzw. Spur eine oder mehrere weite Fluchten zur Seite machen, um einen Widergang zu machen und den Verfolger irre zu führen.

Absprung, 1) die Stelle, wo Wild abgesprungen ist, s. *abspringen.* 2) Auch die Stelle, wo Luchs, Katze, Marder beim Herabspringen die Läufe aufsetzen (vgl. *Aufstieg*). 3) Der Platz, wo Wild mit den Hinterläufen sich vom Boden abschnellte, im Gegensatz zum Aufsprung, d. h. jener Stelle, wo es mit den Vorderläufen den Boden berührte.

Absprünge s. *Abbiß.*

abspüren (spüren), Art, Stückzahl und Aufenthaltsort oder Stand des Wildes erforschen, ohne es zu sehen. Vorbedingung des Abfährtens oder A. ist die genaueste Vertrautheit mit den Fährten, Spuren und Zeichen, welche das verschiedene Wild durch seinen Tritt zurückläßt. Es ist daher die Fährten- und Spurenkunde ein wesentlicher Teil des weidmännischen Wissens. Will man wissen, wieviel Wild in einer Dickung steht, so umgeht man diese, zählt die hinaus- und hineinstehenden Fährten und erhält so das Ergebnis. Am besten spürt es sich nach frisch gefallenem Schnee, einer sog. Neue, ab; nur darf sie nicht gegen Morgen gefallen sein, wenn das Wild schon rege war, weil dann die Fährten oder Spuren verschneien. Das Nähere ist bei den verschiedenen Wildarten gesagt.

abständig sind dürr werdende Bäume, ebenso auch Bestände, die infolge von Alter, Insekten, Pilzen im Wachsen nachlassen oder im Absterben begriffen sind.

abstäuben s. *abstieben.*

abstechen. Um das Abschießen der Büchsen möglichst sanft zu bewirken, damit der Schütze durch den Druck mit dem Zeigefinger nicht aus der Lage kommt, sind diese vielfach mit sog. Stechschloß versehen. Hat man in Erwartung des Zieles gestochen und will sich, ohne den Schuß abgegeben zu haben, auf einen anderen Stand begeben oder weiterbirschen, so muß man das Stechschloß wieder außer Spannung setzen; zu diesem Zwecke öffnet man am besten den Verschluß des Gewehres, drückt den Stecher ab und schließt erst dann wieder den Verschluß. Man kann auch a., indem man die Schnellerwirkung des Stechers mit dem Finger auffängt; dieses Verfahren erfordert aber eine große Geschicklichkeit und ist stets mit Gefahr der Entzündung der Patrone verbunden.

abstehen s. *abreiten.*

abstehlen, sich, das stille und unbemerkte Forttreten oder Entfernen des Wildes, z. B. der Rehbock hatte sich abgestohlen.

abstellen. 1) Ein Gestell, eine Schneise, Allee usw. mit Schützen oder Treibern besetzen. 2) Ein abgestelltes Jagen, d. i. ein eingestelltes oder eingerichtetes Jagen (s. *Jagen, eingerichtetes* und *Rotwild*, Jagd). 3) Eine Schlinge a., sie zuziehen; eine Falle a., die fängische Stellung aufheben. 4) Wird auch mit Bezug auf Jagdzeug gebraucht, z. B. eine Haspel Lappen stellt 500 m ab.

abstieben, schnelles Abfliegen, besonders von niederem Federwild; vgl. *abstreichen 1.*

abstreichen. 1) Das Abfliegen alles hohen Federwildes (namentlich der Raubvögel), vgl. *abstieben.* 2) Raubvögel streichen ein Feld ab, wenn sie nach Raub suchend darüber hinfliegen. 3) Schleppt man mit einer

Leine oder Lappenschnur, um die Vögel rege zu machen, nach den Garnen hin, so heißt das ein Feld a.

abstreifen, das Abziehen des Balges (der Haut) bei dem Haarraubzeug (außer dem Dachs), Hasen und Kaninchen. Zu diesem Zweck hängt man das betreffende Stück an den Hinterläufen frei auf, schärft den Balg an diesen vom Ballen bis zum Weidloch (Ader) auf und löst ihn vom Fleisch bzw. Wildbret bis an die Nägel ab, dann schlitzt man beim Raubzeug die Rute auf und dreht die Schwanzwirbel heraus. Nun schärft man die Vorderläufe von den Ballen bis an den Brustkern auf, verfährt wie mit den Hinterläufen und löst den Balg, ohne ihn am Bauch aufzuschärfen, vorsichtig nach vorn zu ab, indem man ihn dabei umkehrt. Die Gehöre (Löffel) werden an den Wurzeln abgeschärft und bleiben am Balg, auch die Nase bleibt daran. Die weitere Behandlung des Balges s. *spannen.*

abstreiten (besonders bei Sauen) s. *abschlagen 3* und *abkämpfen.*

abstürzen, der Steinadler oder Bartgeier stürzt ein Stück Wild (z. B. Gemse) ab, wenn er es mit den Flügeln in den Abgrund treibt.

absuchen; man sucht mit dem Vorstehhund ein Feld oder einen Waldbestand nach Hasen, Hühnern, Schnepfen usw. ab.

Abteilung. Die zu einer gleichartigen Behandlung geeigneten Teile einer Wirtschaftsfigur (Preußen). In Süddeutschland werden die Wirtschaftsfiguren selbst Abteilungen genannt und deren einzelne, gleichartige Teile Unterabteilungen. In Preußen nennt man erstere bei regelmäßiger Form (in der Ebene) Jagen, bei unregelmäßiger, der Geländeausformung angepaßter Einteilung (im Gebirge) Distrikte.

abtraben, die Entfernung von Wölfen und Füchsen im Trabtempo; Gegensatz antraben.

abtragen, 1) die Falken zur Beize abrichten (s. *Falkenbeize*). 2) Ferner trägt man den richtig arbeitenden Schweißhund von der durch ihn angefallenen oder bestätigten Fährte ab, indem man ihn auf oder unter dem Arm eine Strecke weit wegträgt, nicht aber am Hängeseil oder Schweißriemen von der Fährte abzieht. Das letztere geschieht unter Scheltworten, wenn der Hund eine falsche Fährte angefallen oder sonstige Fehler gemacht hat.

abtreiben. 1) Einen Jagddistrikt a., durch eine Reihe von Treibern (die Treiberwehr) den vorstehenden Schützen das Wild zutreiben lassen. 2) Im Zeugjagen das Wild an solchen Stellen abwehren, wo es Miene macht, ins Zeug zu fallen oder es zu überfliehen. 3) s. *abkämpfen.*

abtreten. 1) Den Auerhahn aus Unvorsichtigkeit verjagen oder ihn absichtlich vertreiben, um dadurch auf einen anderen Hahn zu Schusse zu kommen. 2) Das Begatten bei Auer- und Birkwild. 3) Wenn die Bache den Jäger annimmt, ihn niederwirft und auf ihm herumtritt. 4) Wenn der Rothirsch das Zeichen des Abtritts (Einschlag, Gräslein) macht; s. *Fährtenzeichen 15.*

Abtrieb. Gleichzeitige Hinwegnahme der auf einer Wirtschaftsfigur oder einem zusammenhängenden Teile hiervon stehenden Stämme. Die Belassung einzelner, noch längere Zeit stehen bleibender Bäume (Überhälter) ändert an dem Charakter nichts. Die Hiebsoperation selbst und die betreffende Fläche heißen Abtriebsschlag oder Kahlschlag (Kahlhieb).

Abtriebsschlag s. *Abtrieb* und *Lichtschläge.*

Abtritt (Einschlag), gerechtes Zeichen den Hirsch anzusprechen; s. *Fährtenzeichen.*

abtrollen, die Entfernung des Schalenwildes im Trabe (Troll).

abtun. Ein sehr gerechtes Kennzeichen krank geschossenen Wildes besteht in dessen Gewohnheit, sich auf der Flucht von dem gesunden abzusondern, sich abzutun.

abwerfen. 1) Die männlichen Stücke der Hirscharten werfen normaler Weise alljährlich ihr Geweih bzw. Gehörn zu einer bestimmten Zeit ab, worauf sich dann ein neues Geweih auf den Rosenstöcken bildet. Unter den Hohlhörnern ist es einzig und allein die nordamerikanische Gabelgemse oder Gabelantilope (Antilocapra americana), bei der ein regelmäßiger Gehörnwechsel stattfindet, während sonst Hörner nicht gewechselt werden (s. *Geweih*). 2) Nach einem Zeugjagen wird das Zeug abgeworfen, d. h. abgenommen und fortgeräumt.

abwölfen (abwelfen); die Hündin hat abgewölft, wenn sie mit dem Gebären fertig ist.

Abwurf, die abgeworfenen Stangen von Hirschen und Rehböcken; Abwürfe sind die Stangen eines Hirsches oder Bockes aus mehreren Jahren (s. a. *Geweih).*

Abwurfsfläche, die obere Fläche des Rosenstockes, auf der die abgeworfene Stange saß. Bei den abgeworfenen Stangen finden sich A. am unteren Ende, wo die Stangen sich von den Stirnbeinfortsätzen (Rosenstöcken) ablösten.

Abwurfstangen s. *Geweih.*

Abwurfszeit, die Zeit, in welcher sich der Abwurf der Geweihe (Gehörne) bei den Hirscharten vollzieht.

abwürgen, das Totbeißen, besonders des Raubzeugs, durch Jagdhunde.

abzanken; wenn Raub- und rabenartige Vögel am Luder oder sonstigen Fraß von

stärkeren abgetrieben werden, so werden sie abgezankt.

abziehen. 1) Ein Gewehr oder Fangeisen abdrücken. 2) Das Fortwandern der Zugvögel. 3) Den Schweißhund von einer nicht gerechten Fährte mit dem Hängeseil oder Schweißriemen a., im Gegensatz zu *abtragen 2*. Es geschieht, wenn der Hund einen Fehler gemacht hat. 4) Wenn nach beendigtem Jagen die Jägerei nach Hause geht, so zieht sie ab.

Abzug, 1) die Vorrichtung zum Abdrücken des Gewehres; 2) der Teil der Fanggeräte, an dem der Abzugsbrocken (Köder, Abbiß) befestigt ist.

Abzugsbrocken s. *Brocken*.

Abzugsbügel, ein Bügel aus Eisen oder Horn, der den Abzug der Handfeuerwaffe vor unbeabsichtigter Berührung schützt. Hornbügel sind glatter und fühlen sich bei strenger Kälte besser an als Eisenbügel, müssen aber ihrer geringeren Widerstandsfähigkeit wegen stärker hergestellt werden als diese. Beim sog. Halbhornbügel ist der eigentliche A. aus Eisen und der Hinterbügel (der mit der Handfläche in Berührung kommende Fortsatz) aus Horn gefertigt. Im allgemeinen sind Eisenbügel vorzuziehen.

Abzugseisen s. *Fallen IIIa*.

Abzugsfaden (Abzugsschnur), dient zum Anbinden des Köders an die Abzugsvorrichtung von Abzugseisen und -fallen.

Abzugsschnabel, die Nase am Abzuge der Feuerwaffe, die in die Rasten des Hahnes greift.

Abzugswiderstand, die Festigkeit, mit der die gespannten Schlösser stehen. Flintenabzüge sollen etwa 1,5 bis 2,5 kg Widerstand haben.

Abzugszunge, der Teil des Abzuges der Feuerwaffe, den man mit dem Finger zurückzieht.

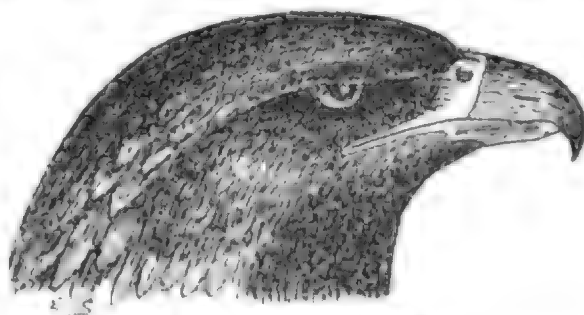
abzwingen, der Hirsch zwingt, tritt, dringt ab, wenn er das Zeichen des Abtritts, Gräsleins, macht, s. *Fährtenzeichen 15*.

Achter (Achtender), ein Hirsch (auch Rehbock) von acht Enden. Trägt er an jeder Stange vier, so ist er ein gerader, trägt er an einer Stange vier, an der anderen aber weniger Enden, so ist er ein ungerader Achter (s. a. *Gabelachter* und *Spitzenachter*).

Achtzehner (Achtzehnender), ein Rothirsch, der an beiden Stangen neun oder an einer weniger Enden trägt; im ersteren Falle ist er ein gerader, im anderen ein ungerader Achtzehner.

Ackerspark (Spörgel; Spergula maxima und arvensis) gedeiht selbst auf den schlechtesten Äckern noch. Er liefert im Herbst und weit in den Winter hinein eine begehrte Äsung für alles Wild.

Adler, echte Adler, Edeladler (Aquila Briss.); Gattung der Bussarde im weiteren Sinne (Buteoninae). Der starke Lauf bis an die Zehen ringsum befiedert; Schnabel an der Wurzel gerade, dann sehr stark gekrümmt, mit langem Haken; stets länger als die Hälfte des Kopfes, aber kürzer als der ganze Kopf. Nasenlöcher schräg, ausgeschweift; Augen klein, durch Augenknorpel überdeckt, der Blick daher finster. Auf Nacken und



1. Kopf des Steinadlers.
(Etwa 1/3 nat. Gr.)

Halsseiten starre, lanzettliche Federn (Adlerfedern). Krallen außerordentlich stark und scharf, die hintere die längste, dann die innere. Zwischen Außen- und Mittelzehe Bindehaut; erstere nicht nach außen wendbar. Nur das letzte Zehenglied mit 3 bis 5 Schildern, sonst genetzt. Flügel lang und breit, 27 Schwingen; daher vorzügliche Flieger. Außenfahne der 2. bis 7. Schwinge nach der Spitze verengt. 6 Arten bei uns.

Die A. gehören in Preußen zu den jagdbaren Tieren und genießen keine Schonzeit, nur der Schrei- (und See-) A. ist durch das deutsche Vogelschutz-Gesetz (1908) vom 1. März bis 1. Oktober geschützt.

1) Steinadler (Aquila chrysaëtos L., A. fulva Schleg., Goldadler).

Beschreibung.

Länge (W.) 90 cm, Flugbreite 2 m und mehr; Flügelspitze 36, Stoß 37 cm, Schnabel 5,5, Mundspalte 5,8 cm, Lauf 10, Mittelzehe 7, ihre Kralle 3,7, Innenzehe 4,6, ihre Kralle 4, Hinterzehe 3,3, ihre Kralle 5,5 cm.

Während man früher den Stein- von dem Goldadler streng schied und beide als zwei besondere Arten aufstellte, hat man nunmehr endgültig beide Formen zu einer Art verschmolzen; man unterscheidet nur eine Stein- und Goldadler-Abart. Erstere ist durchweg dunkler, kommt mehr in Mitteleuropa vor (Brutvogel in den bayer.-österr. Alpen); letztere hat auf dem ganzen Unterkörper und den Hosen mehr Rostgelb (Brutvogel in Nordosteuropa). Horstjunge mit weißen Dunen. — Der S. wechselt in der Färbung außerordentlich, so daß zwischen diesen beiden Abarten viele Übergänge vorkommen. Auch die Stärke bei

den Geschlechtern selbst ist sehr verschieden. — Schnabel hornfarbig mit schmaler Firste; Auge gelbrot, im Zorn blutrot. Wachshaut und Zehen goldgelb; Krallen schwarz, sehr stark und gekrümmt. — Hosen braun, Laufbefiederung graubraun, stets heller als die Hosen. — Je älter der S. wird, desto dunkler färbt sich sein Gefieder; die in der Jugend und im mittleren Alter mehr gelblich-weißen Kopf- und Nackenfedern mit rötlichen Schaftstrichen sind im Alter brauner und nur an den Spitzen rötlich-gelb, Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun mit schwachen, helleren Säumen, nur die Stoßwurzel weiß, während beim jüngeren Vogel die ganze obere Stoßhälfte reinweiß, die untere schwarz ist; dann geht sie ins Aschgraue über mit schwarzen, unregelmäßigen Bändern und Flecken, auf welche die breite, schwarze, mit ganz schmalem,

2. Fang des Steinadlers.
(Etwa 1/3 nat. Gr.)

hellem Saum umgebene Endbinde folgt. Die Läufe hellbraun wie die unteren Stoßdecken. Das alte, bedeutend stärkere Weibchen ist heller, Kopf und Nacken goldfarbiger, das Weiße der Stoßwurzel bleibt größer. Unterschiede zwischen S. und Kaiseradler: Der S. ist schlanker als der Kaiseradler; dieser hat eine auffallend dicke Schnabelfirste, namentlich an der Wurzel, der S. eine mehr zusammengedrückte; der Kaiser-A. einen kurzen, ganz geraden, gebänderten Stoß, dessen Ende die Flügel erreichen, der S. einen längeren, sanft abgerundeten, geflammten oder marmorierten oder nur an der Wurzelhälfte schwach gebänderten Stoß, dessen Spitze die Flügel nicht erreichen; die Innenzehe des erstern ist verhältnismäßig länger, die Kralle schwächer als beim andern; der Rachen des K. ist bis hinter das kleine, graue Auge gespalten, beim S. aber nur bis an die Hälfte des Auges. Der S. wird auch oft mit dem jungen Seeadler, der noch keinen weißen Stoß hat, verwechselt, daher achte man auf die Gattungskennzeichen: Bei ersterem Lauf bis an die Zehen rundum befiedert, beim Seeadler Lauf von der Zehenwurzel aufwärts etwa 4 cm unbefiedert.

Verbreitung und Aufenthalt.

Sehr ausgedehnt. Wenngleich nirgends häufig, ist der S. über Europa, Nordafrika, Nordamerika (Kanadischer Stein-[Gold-]A.) und das nördliche Asien verbreitet. Er brütete früher regelmäßig in den weiten Wäldern Ostpreußens und in Pommern, jetzt wohl nur in den bayerischen, österreichischen, schweizer Alpen. Er ist ferner Brutvogel in Ungarn, der Bukowina, Kärnten, Siebenbürgen, Steiermark und in fast allen Gegenden Österr.-Ungarns erlegt worden. In Griechenland und auf den Kykladen sehr häufiger Brutvogel. Auch in Bulgarien mehrfach brütend festgestellt. In Spanien schon seltener Brutvogel geworden (fulva-Form). In Deutschland fast überall als Strich-(Winter-)Vogel (fulva) erlegt, in Bayern z. Zt. Brutvogel, jedoch selten als Goldadler-Abart. — Der S. wird infolge unablässiger Verfolgung immer seltener, denn kaum duldet ein Jäger diesen der Wildbahn überaus gefährlichen Vogel in seinem Revier. Selbst in die unersteiglich scheinenden Klippen der Alpen steigt der eisenbeschlagene Schuh des Gebirgsjägers, oder dieser läßt sich am Seil bis an die Horststätte hinunter und sucht der Brut beizukommen, für die er eines guten Preises sicher sein darf. In Ostpreußen werden jeden Winter durchschnittlich ein Dutzend S. erlegt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der S. ist das vornehmste Glied der gesamten Adlergruppe, und ihm gebührte eigentlich die Bezeichnung Kaiser- oder Königsadler, welche diesem lediglich wegen seines aristokratischen Kleides beigelegt wurde. Alle hervorragenden Eigenschaften, sowohl gute als böse, welche man an den Adlern rühmt bzw. fürchtet, sind im S. vereinigt und werden von außerordentlicher Flugkraft, Schnelligkeit und Gewandtheit unterstützt. Die ungebändigte, wilde Gewalt, welche aus dem funkelnden, im Zorn blutrot gefärbten Auge sprüht, macht ihn zum Schrecken und furchtbarsten Feinde der Tierwelt seiner Umgebung. Von der Gemse bis zum Alpenhasen und Murmeltier, vom Auerhahn, Trappen, Schwan bis zur Lerche hinab, sucht alles schleunigst in seine Schlupfwinkel zu kommen, wenn der gellende Pfiff durch die Luft erschallt, welcher dem Schrei eines Bussards nicht unähnlich, aber viel schneidiger klingt. Selbst den Haustieren wird der S. gefährlich, und schlecht beaufsichtigten Schaf- und Ziegen-

herden kann er sehr verderblich werden (z. B. in Griechenland und auf den Kykladen, wo er übrigens auch Kriechtiere und namentlich Schildkröten schlägt). Wenn er sich mit angelegten Flügeln von der Höhe auf sein Opfer wirft, so klingt es wie ehernes Brausen. Beide Fänge schlägt der gewaltige Vogel tief in den Leib des sich qualvoll windenden Tieres, die scharfen Krallen dringen in die zuckende Brust. Gewaltsam drückt er sein Opfer nieder, und oft kröpft er das Tier schon an, ehe er sich die Mühe nimmt, es zu töten. Das Kröpfen geschieht jedoch mit großer Vorsicht; beim geringsten, ihm verdächtig scheinenden Geräusch hält der S. sofort inne und äugt scharf nach der Gegend, aus welcher jenes kam. Zuerst hackt er der Beute die Augen aus, reißt die Kopf- und Halsseiten, dann erst die Brust auf; bei einem größeren Beutestück wird nur die hintere Hälfte zum Horst geschleppt. Ein Vogel wird nur oberflächlich gerupft, das Fleisch eines Vierfüßers allmählich aus der Haut geschält, wobei zur Reinigung des Magens stets eine gewisse Menge Federn (Haare, Knochen) mitverschluckt und nach einigen Tagen als Gewölle wieder ausgewürgt wird. Nach beendetem Fraß pflegt der S. der Ruhe an einem sichern Orte. Der Schnabel und das Gefieder werden zuvor sorgsam gereinigt. Später streicht er zum Wasser, um zu schöpfen und zu baden.

Wie alle Gewaltigen der Welt sich dauernde Stätten zu sichern verstanden haben, so auch der S.; seinem Horst bleibt er treu wie der Grundherr seinem Ahnenschloß; hat er deren zwei, so wechselt er in ihrem Gebrauch ab, läßt sie aber auch über Winter nicht verfallen, sondern bessert sie nach Bedürfnis aus und vergrößert sie nach und nach zu wahrhaft kolossalen Bauten; dies gilt besonders von den auf Bäumen stehenden Horsten. Zuweilen werden Bussard- und Milanhorste, welche auf den oberen Gabelästen alter Eichen oder Kiefern angelegt sind, in Besitz genommen und genügend ausgebaut. Wo er in Felsnischen haust, hat er freilich weniger Mühe. „Die Horststätte (Girtanner, Ornith. Streifz. d. Graubünden) selbst ist im vorliegenden Fall offenbar durch das Herausstürzen eines großen Blocks aus der Felswand entstanden, der sich allmählich losgelöst hat und in den Abgrund gestürzt ist. So bildete die zurückbleibende Partie an der Stelle des Substanzverlustes eine gegen das Innere der Felswand stark einspringende Nische und wird in ziemlicher Höhe, vielleicht 9 m über meinem Standpunkt, von einem etwas vorragenden Felsstück einigermaßen überwölbt. Der Horst selbst besteht aus weiter gar nichts als aus einem enormen Haufen ziemlich kleiner Föhren- und Lärchenreiser. Dieser Reiserhaufen besitzt jedenfalls eine Höhe von 1 m, eine Länge von 3 und eine Tiefe oder Breite von 2 m. Vorn bleibt nur von beiden Seiten derselben eine Stelle frei, wo der zu Horst fliegende A. fußt. So bleibt für das Gelege, den brütenden A. und später die Brut nur im hintern Winkel der Horststätte eine sehr vertiefte Stelle frei." Der vorliegende Reiserhaufen schützt also nur den Brutvogel und später die Brut, wenn auch dürftig, vor dem Ungestüm des Wetters, bzw. dem Sturz in die Tiefe. Der S. legt 1 bis 2 Eier, welche in ihrer sehr verschiedenen Färbung von fast gleichfarbigem Grauweiß (bei durchscheinendem Lichte grünlich) mit einigen bräunlichen Wolken bis zur dichten rotbraunen Fleckung wechseln, von rauher, starker Schale, ziemlich gleichhälftig und durchschnittlich 72 : 59 mm groß sind und in etwa 35 Tagen (Mai-Juni) ausgebrütet werden, nachdem schon im März, in sehr rauhen Frühjahren etwas später, die Paarung

3. Flugbild des Steinadlers (Breite 190—200 cm).

vor sich ging. Die Jungen werden mit dem Wildbret von Murmeltieren und anderem niederen Wild aufgefüttert. Meist kommt nur eins aus. Ist einer der alten Vögel verunglückt, so übernimmt der überlebende Teil die Pflege allein. Wie bei allen Raubvögeln, schleppen zwar beide Alten den Fraß herbei, doch übernimmt das Weibchen ausschließlich dessen Zerkleinern und das eigentliche Füttern der zarten Jungen, denen, wenn sie stärker geworden sind, der Fraß nur zugeworfen wird. Sie sitzen 6 bis 8 Wochen im Horst. In den bayerischen Alpen wurden nie mehr als 2 Junge, meist jedoch nur 1, ausgebrütet. Daß der S. sich bei der Beraubung seines Horstes zur Wehr setzt, wie es ältere Ornithologen behaupten, wird jetzt entschieden bestritten. Aber vom Hunger getrieben, wird der S. ungemein frech, und Kinderraub ist ihm in diesem Falle mehrfach nachgewiesen. A. Nordmann schreibt: „In einem Dorf bei Helsingfors schlug ein S. ein Schwein, auf dessen Geschrei von einem herbeieilenden Bauer verjagt, einen neugierig hinzugeschlichenen Kater, mit dem er auf einem Zaun fußte, worauf Schwein und Kater im Duo schrien; um den Kater zu retten, lief der Bauer nach einer Flinte, als ihn aber der S. wiederkehren sah, ließ er den Kater fallen und packte den Bauer, der nun als dritter in das Geschrei einstimmte, bis herbeigeeilte Nachbarn den wütenden Raubvogel erschlugen." Der S. holt jedes noch so schnell laufende Tier ein, greift es mit seinen Fängen und betäubt es mit einigen Flügelschlägen; streichende Vögel sucht er zu ermüden und greift gern Enten von der Wasserfläche auf, wenn sie sich nicht durch schnelles Tauchen retten.

Jagd.

Besonders scheu und aufmerksam, ist der S. vor dem Gewehr ziemlich sicher; man sucht ihm daher an der Luderhütte beizukommen, da er im wildarmen Revier oder in sehr strengen Wintern mit starkem Schneefall frisches Fallwild und Luder gern annimmt. Auch schießt man ihn aus der Uhuhütte, wo er heftig auf den Uhu stößt und diesen mitunter gefährdet, wenn er an beiden Fängen gefesselt ist; andernfalls hat man Beispiele, wo der sehr wehrhafte Uhu, welcher dem S. an Kraft kaum nachsteht, diesen griff und festhielt, so daß der aus der Hütte herbeigeeilte Jäger ihn lebendig erbeuten konnte. Am sichersten kommt man auf Stein- und andere Adler zu Schuß, wenn man den Uhu auf ein Luder setzt. Man fängt den S. in mit Fleisch beköderten, starken Abzugseisen und in starken Tellereisen, die man um das Luder legt. Die Fangeisen müssen gut angekettet sein. In der Gefangenschaft hält der S. außerordentlich lange aus; es haben einige über 100 Jahre in ihr ausgedauert, woraus sich überhaupt auf ein sehr hohes Alter dieses und der andern großen Adler schließen läßt. Die asiatischen Reitervölker, die noch heute beizen, tragen ihn auf Wölfe und andere stärkere Wildarten ab.

2) **Kaiseradler** (Aquila melanaëtus L., A. imperialis; Königsadler, kurzschwänziger Adler).

Beschreibung.

Länge 75 cm, Breite 180 cm, Stoß 32, Schnabel 5,4, Lauf 11, Hinterzehe 3,2, ihre Kralle 4, Innenzehe 3,8, ihre Kralle 3,8, Mittelzehe 6,3, ihre Kralle 3 cm. Das Dunenkleid ist rein weiß, Schnabel und Krallen bläulich-schwarz. Bei vierwöchigen Jungen ist die Oberseite fast ganz, die Unterseite zur Hälfte befiedert. Die Federn der Oberseite dunkelbraun mit deutlichem Purpurschimmer und roströtlichen Spitzen, die der Unterseite rostgelblich, an den Seiten mit schwarzbraunen Säumen. Das Jugendkleid ist auf der ganzen Vorderseite licht fahlgelb mit braunen Schaftstreifen; Rücken bräunlich mit gelblichen Federsäumen; im mittleren Alter vorherrschend braun. Das Kleid des alten Vogels ist vorherrschend bräunlich-schwarz; Scheitel schwarz, Hinterkopf und Nacken gelblich, Hals, Rücken und Schultern rötlich. Auf jeder Schulter ein aus mehreren Federn bestehender, großer, ovaler, reinweißer Fleck, welcher bei den Weibchen nach der ersten, bei den Männchen nach der zweiten Mauser hervortritt. Hosen dunkel. Stoß mit breiter, dunkler, hell gesäumter Binde und 6 bis 7 unterbrochenen, dunkeln Bändern auf grauem Grund, zwölffederig. Schnabel bis hinter das Auge gespalten, mit sehr breiter Firste, horngrau mit schwarzer Spitze, Wachshaut und Zehen goldgelb, bei jungen Vögeln grünlich; Iris graugelblich. Das Weibchen, wie bei allen Raubvögeln stärker als das Männchen, ist mehr braun. Die Haltung des K. ist mehr wagerecht als aufrecht; die Stimme, derjenigen des Raben sehr ähnlich, wird auch mit dem Bellen eines starken Hundes verglichen. Er streicht mit gehobenem, langsamem Flügelschlag, in der Verfolgung zwar schnell und gewandt, aber nicht so reißend wie der viel edlere, ihm sonst nahe verwandte Steinadler.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der K. gehört mehr dem südöstlichen Europa an; wenngleich er auch in Deutschland nachgewiesen ist, so gehört er doch hier und überhaupt in Mitteleuropa zu den seltneren Erscheinungen, wogegen er Brutvogel an der unteren Donau ist (an den niedrigen Hügelketten der Fruskagora und namentlich in dem flachen Lande vor der Mündung der Theiß in die Donau) und in Bulgarien, auch Montenegro, Südrußland

(Krim, Wolga, südl. Ural), in Vorderasien und Nordafrika zu den gewöhnlichern Raubvögeln zählt. In Griechenland ist er ein viel seltenerer Brutvogel als der Steinadler. Im Winter streicht er bis nach Abessinien und Indien. Ebenen zieht er dem Gebirge vor; er verlangt freie Umschau, daher er auch den Wald nicht liebt und ihn nur zur Horstzeit, einzelne hohe Bäume aber als Schlafbäume aufsucht.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Der K. raubt vornehmlich kleinere Tiere vom Hasen abwärts und lebt, wo sie häufig vorkommen, von Zieseln und ähnlichen Nagern, schlägt aber auch Vögel, besonders auf dem Wasserspiegel (z. B. Enten, Wasserhühner); er sucht seine Opfer durch Verfolgung zu ermüden, wenn sie ihm in der Flucht zu gewandt sind, kröpft Fische, ausgeworfene Seetiere und auch Aas. Im März beginnt er zu horsten, mit Vorliebe auf hohen Bäumen, in der Steppe jedoch auch auf dem Boden, wenn es geht, auf einer kleinen Erhöhung. Das Weibchen legt 2 bis 3 Eier, welche auf trübweißer Grundfarbe mit wolligen, hellvioletten und darüber dunklern Flecken und Punkten, überhaupt sehr matt gefärbt und etwa 73:56 mm groß und ziemlich gleichhälftig sind. Der Horst auf Bäumen steht meist hoch, hat im äußern Durchmesser etwa 120 cm, im innern 65 cm, ist aus dünnen Reisern und Ruten erbaut, mit Moos oder Flechten usw. ausgelegt und bietet oft kleineren Vögeln, namentlich Sperlingen, sehr begehrte Brutplätze. Die Jungen werden mit dem Fleisch von allerlei kleinen Tieren aufgefüttert, welches ihnen beide Alten fleißig zutragen. Wo man ihm wenig nachstellt, ist er nicht sehr scheu, so daß er sogar in der Nähe menschlicher Wohnungen horstet; andernfalls ist ihm schwer beizukommen, und auch vom Horste streicht er bald ab.

Jagd.

Da er Luder gern annimmt, so kann man ihn bei diesem im Eisen fangen oder aus einem Versteck schießen. Kennt man seinen Nachtstand, so stellt man sich in dessen Nähe verdeckt an und schießt ihn bei Mondschein oder beginnendem Tageslicht. Er baumt erst spät, aber regelmäßig auf ein und demselben Baume auf und schläft außerordentlich fest.

Der K. wird in der Gefangenschaft sehr alt und auch zutraulich; die Umfärbung seines Kleides dauert aber etwa 2 bis 3 Jahre länger als in der Freiheit.

3) **Schelladler** (Aquila clanga Pall., A. maculata, gr. Schreiadler).

Beschreibung.

Länge 70 cm, Stoß 28, Schnabel 4,3, Mundspalte 5,4, Lauf 11, Mittelzehe 5,5, ihre Kralle 2,6, Innenzehe 4, ihre Kralle 2,9 cm. (Ein sehr starkes, bei Athen erlegtes Weibchen hatte nach Reiser folgende Maße: Länge 76, Flügel 55, Stoß 28, Mittelzehe m. Kr. 9 cm.) Der Sch. kennzeichnet sich in jedem Alter durch die runden Nasenlöcher, und an diesen unterscheidet man daher schon die Horstjungen von verwandten Arten, z. B. dem Steppenadler. Im Jugendkleid herrscht dunkles Braun vor, der beim kleinen Schreiadler vorhandene Rostfleck im Nacken fehlt; auf Brust und Rücken kupferiger Metallschimmer mit ganz feinen gelblichen Spitzchen, so auch auf den oberen Flügeldecken; nach unten hin vergrößern sie sich und bilden auf den untersten Reihen gelbliche Tropfen. Auf den oberen, weißen Stoßdecken braune Flecke und Striche; Stoß dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen, obere Hälfte der Schäfte weiß. Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung auf den Innenfahnen grau, die Armschwingen auf letzteren grau und dunkel gefleckt; auf Bauch und Hosen weißliche Tropfenflecke. Läufe braun, hell gestrichelt, untere Stoßdecken hell rostgelblich. Iris graubraun, Wachshaut und Zehen trübgelb. Der alte Vogel ist ganz dunkelbraun mit rötlichem Metallglanz, Flügeldecken und Hosen etwas heller, obere Stoßdecken weiß mit braunen Querflecken, Stoß schwarzbraun, ungebändert. Iris hochgelb, Wachshaut und Zehen zitronengelb; Krallen schwarzgrau. Niemals hat er die graue Färbung auf Kopf und Hals wie der kleine Schreiadler, auch fehlt ihm die diesem eigene Ausbuchtung des Oberkiefers; dagegen hat er einen viel höheren Lauf, verhältnismäßig stärkere Flügel und einen stärkeren Schnabel. Kommt mit dem kl. Schreiadler zuweilen zusammen vor; in Deutschland seltener Gast, jedoch mit Ausnahme Ostpreußens, wo er wiederholt, auch zur Brutzeit, geschossen wurde; vielleicht ist er dort auch gelegentlicher Brutvogel. In Bulgarien, Montenegro, Griechenland mehreremal beobachtet; häufig in Südrußland, im Gebiet der Wolga bis nach China hin, zuweilen an der Donau, dem Hauptfundplatz der meisten unsrer Vögel. — Lebensweise und Horsten hat er mit dem Schreiadler gemein; s. auch dort Jagd.

4) **Prachtadler** (Aquila fulvescens Gray, A. clanga Pall., gelbbrauner Adler). Länge 68 bis 70 cm wie Schelladler, nur plumper an Gestalt. Kopf und ganze Unterseite einfarbig gelbbraun bis rostfarben, goldgelb; Vorderhals etwas blasser; Oberrücken braun mit rostroten Kanten. Schwingen, Stoß dunkelbraun, erstere mit hellen Säumen. Schnabel blaugrau mit dunkler Spitze; Zehen gelb. Wahrscheinlich nur eine Abart des Schelladlers. In Europa selten, einmal in Thorn und später in Montenegro erlegt; Indien ist seine eigentliche Heimat.

5) Schreiadler (Aquila pomarina Brehm, A. naevia, kleiner Schreiadler).

Beschreibung.

Im Fluge unterscheidet er sich von dem ziemlich gleich großen Bussard durch die fingerförmig gespreizten Schwingen. Länge (W.) 56 bis 59 cm, Stoß 25, Schnabel 3,9, Mundspalte 4,5, Lauf 8, Mittelzehe 8, ihre Kralle 2,5, Innenzehe 3, ihre Kralle 2,6 cm. Die Horstvögel haben weiße, samtartige Dunen und auf den Endgliedern der Zehen 3 bis 5 umfassende Quertafeln. Jugend- und Alterskleid sind sehr verschieden. Im Jugendkleid sind die Federn auf Kopf, Nacken und Rücken dunkelbraun mit rostgelblichen Spitzen, die kleinen Flügeldeckfedern haben feine gelbliche Schaftspitzen, welche sich nach unten so vergrößern, daß sie auf den Armschwingen große Tropfen bilden. Obere Stoßdecken grau und gelblich gebändert und geschmitzt, Stoß graubraun mit gelblichen Säumen und nach obenhin abnehmender Bänderung. Im Nacken ein rostbräunlicher Fleck; Kinn, Kehle und Halsseiten rostbraun, die übrige Vorderseite braun mit gelben Federsäumen, auf den Hosen am feinsten; Unterseite des Stoßes fahlbraun mit durchschimmernder Bänderung der Oberseite. Handschwingen schwarzbraun, auf den Innenfahnen und, soweit sie bedeckt sind, auf hellem Grunde dunkel quer gefleckt. Schnabel hornfarbig, schwarzgrau mit dunkler Spitze, fast halbkreisförmig gebogen; Wachshaut und Mundwinkel gelb, ebenso die Zehen, Krallen schwarz, Iris grau. Der alte Vogel ist vorherrschend fahlbraun, auf Kopf und Hals fast grau, was gegen die andere Befiederung sehr absticht; bei sehr alten Vögeln fehlt der rostgelbe Nackenfleck. Handschwingen stumpfschwarz, Stoß dunkelbraun mit ganz schwacher Bänderung; Laufbefiederung und Hosen fahlbraun. Iris, Mundwinkel, Wachshaut und Zehen gelb, Krallen schwarzgrau. Der kl. Sch. wechselt in der Färbung dieses Kleides nicht unerheblich; im frischen Gefieder viel dunkler, bleicht er gegen die Mauserung so aus, daß der Vogel fast scheckig aussieht, da die abgestoßenen Federspitzen nahezu grau sind. Stoß etwas abgerundet. Der Sch. bildet mit Steppen-, Schell- und Prachtadler die sog. Schreiadlergruppe.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der Sch. kommt besonders im nördlichen und östlichen Deutschland vor, im Westen fast gar nicht. Das Brutgebiet ist ein verhältnismäßig kleines, es reicht von den russischen Ostseeprovinzen über Norddeutschland, Österreich-Ungarn bis nach den Balkanländern (er brütet in Ost-, Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Polen und in den Ostseeprovinzen; ferner in den Karpathen, an der unteren Donau und in Bulgarien). Er überwintert in Nordostafrika. Da er mit dem Schell- (oder gr. Schrei-) A. zusammen als Brutvogel vorkommt, werden beide vielfach miteinander verwechselt. Der Sch. ist ein Bewohner stiller, großer Wälder, liebt Wasserflächen und Sümpfe, die ihm reichlichen Fraß bieten, und hat in seiner wagerechten Haltung sowie überhaupt in seinem ganzen Tun und Treiben nichts Edles, ist dafür aber auch der Wildbahn wenig gefährlich. Seine Stimme ist ein gedehntes Pfeifen; wenn er jagt, stößt er schreiende, fast kläffende Töne aus, die ihm den Namen verschafft haben; auch läßt er gelegentlich ein sanftes Klingeln hören.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Sch. ist ein Zugvogel, der im April zu uns zurückkehrt und alsbald horstet. Der verhältnismäßig kleine Horst wird immer auf Bäumen, möglichst nahe am Stamm, in Wipfelhöhe angelegt. Der Sch. legt meist 2 Eier, oft nur 1, welche an Größe und Färbung unter sich oft sehr abweichen; sie sind auf grünlichem Grund bald mehr, bald weniger rötlich gefleckt, bald rundlicher, bald gestreckter, und wechseln deshalb in den Maßen von 60 : 55 bis 62 : 47 mm. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf den Eiern, verläßt sie nur sehr widerwillig und erscheint bald wieder, wenn die Gefahr beseitigt scheint; werden ihm die Eier genommen, so legt er gewöhnlich nochmals in denselben Horst. Die Jungen werden mit kleinen Tieren, als Mäusen, Vögeln, Fröschen, gefüttert; oft kommt nur eins aus; im August sind sie flugbar, worauf sie bald (im September) sich zum Abzug rüsten. Jung aufgezogene Sch. werden ziemlich zahm. — Zwar raubt der kleine Sch. gelegentlich in der Brutzeit einen jungen Hasen oder eine junge Ente, vertilgt aber auch viel Ungeziefer, so daß er keineswegs eifrig verfolgt zu werden braucht; auch Luder und tote Fische kröpft er.

Jagd.

Die Jagd auf den sehr scheuen Vogel, der sich schwer anschleichen läßt und überhaupt mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit vom Horst und zwischen den Bäumen hindurch dahinstreicht, bietet wenig Interesse. Auf der Uhuhütte wird er zuweilen erlegt (s. *Hüttenjagd*); am sichersten ist er beim Horst aus gutem Versteck zu erlegen. — Er gehört zu den nach dem deutschen Vogelschutz-Gesetz (1908) vom 1. März bis 1. Oktober zu schonenden Vögeln.

6) Steppenadler (Aquila orientalis Cab., A. nipalensis, A. glitschi). Länge (W.) 78, Stoß 30,5, Schnabel 5,8, Mundspalte 6,7, Lauf 10, Mittelzehe 6,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 3,9, ihre Kralle 3,4 cm.

Außer der erheblichen Stärke unterscheidet dieses Mitglied der Schreiadlergruppe sein auffallend großer, starker Schnabel und eine gleichmäßige, dunkle Färbung, welche beim jungen Vogel nur durch schön gelbliche, große Tropfenflecke auf den untersten beiden Reihen der Flügeldecken, die auf den zusammengelegten Flügeln zwei regelmäßige Binden darstellen, unterbrochen wird. Obere und untere Stoßdecken an der Wurzel weiß, in Braungelb verlaufend; Stoß schwarzbraun mit schmalem, hellerem Spitzensaum, gänzlich ungebändert. Iris braun, Wachshaut und Zehen trübgelb. Der alte Vogel erinnert durch graubraunen Kopf und Hals zwar an den Schreiadler, ist aber durch seine Stärke und die andern gegebenen Kennzeichen vor Verwechselung mit ihm geschützt; im übrigen ist er durchweg braun, auf der Vorderseite dunkler als auf der Rückenseite, vor dem Stein- und dem Kaiseradler zeichnet er sich aber durch die mit der Vorderseite gleichfarbigen Hosen aus, welche bei diesen beiden stets abweichend, d. h. viel heller, gefärbt sind. Alle bedeckten Federteile weiß. Nasenlöcher schräg elliptisch. Zehen nur auf den untersten Gliedern mit 3 bis 5 umfassenden Quertafeln, sonst grob genetzt. Mundspalte reicht bis hinter die Hälfte des Auges. Schnabel dunkel; Wachshaut, Zehen, Iris wie oben. Der St. gehört dem östlichen Europa an (Wolga, Mündungen der Donau, Dobrudscha, Bulgarien); bei uns wurde ein junger Steppenadler im südlichen Teil von Pommern erlegt (Königsb. Museum). Die Eier (meist 2) sind denen des Kaiseradlers sehr ähnlich, messen 67 : 55 bis 71 : 55 mm und sind nur wenig und meist mit verschwommenen lilafarbigen Flecken und dunklern Punkten gezeichnet. Der Horst wird am Boden oder auf niedrigen Bäumen aus Zweigen, Schafwolle, Rasen, Lappen u. ä. errichtet; Weibchen und Männchen brüten abwechselnd oder auch — besonders zur Nachtzeit — gemeinsam. Die Steppe ist seine eigentliche Heimat, in der er, auf Erd-, Heuhaufen oder Steinen plump blockend, namentlich den Zieseln und Hasen sowie kleinen Vögeln, aber auch den zahlreichen Insekten und Kriechtieren nachstellt. Er kröpft auch Luder.

Literatur: Naumann Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Adlerbussard s. *Bussard 3.*

Afterbalz (wilde B.), die bei allem Federwild, dessen Begattung Balz genannt wird, zuweilen zu unregelmäßiger Zeit vorkommende Balz.

Afterbrunft (falsche Brunft), die unzeitgemäße Brunft des Schalenwildes.

Afterbrut, die zweite Brut des nur einmal brütenden Federwildes, nachdem die erste Brut durch Unglück, schlechtes Wetter usw. zugrunde ging.

Aftergehörn, seltene, aber einzige Bezeichnung für ein Rickengehörn.

Afterjäger, gleichbedeutend mit *Aasjäger.*

Aftern (Afterklauen, Geäfter, Oberrücken), die allem Wild, das auf Schalen zieht, eignen länglichen Hornauswüchse, welche über den Schalen (Hufen) an der Hinterseite des Fußes (Laufs) hervorstehen. Es sind, zoologisch gesprochen, die zur verkümmerten zweiten und vierten Zehe gehörigen Hufe. A., Geäfter sagt man vornehmlich bei Sauen, Oberrücken beim Elch-, Rot-, Dam- und Rehwild. Die A. sind von Wert beim Ansprechen des Wildes nach der Fährte. Man nennt auch wohl einen Hund after- oder wolfsklauig, wenn er mehr als eine Afterklaue an einem Lauf hat, und hielt diese Hunde der Tollwut für unzugänglich.

aftern, das Abdrücken der Oberrücken des Rotwildes im Boden.

Agricola, Johannes Georgius; deutscher Arzt, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Bamberg lebte (s. *Jagdliteratur).*

Ahorn s. *Laubhölzer.*

Aitel s. *Karpfenfische VI, 1.*

Aittinger, Johann Konrad; lebte im 17. Jahrhundert in Rotenburg a. d. Fulda (s. *Jagdliteratur).*

Akazie, falsche s. *Laubhölzer.*

Aktinomykose (Strahlenpilzkrankheit), wird durch einen pflanzlichen Schmarotzer hervorgerufen, der durch kleine Schleimhautwunden beim Aufnehmen von infizierten Futterstoffen usw. in den Wildkörper eindringt. Namentlich in den Kieferknochen und im Lecker können durch ihn bösartige Wucherungen entstehen. Die Krankheit wurde beobachtet beim Reh- und Rotwild, sowie beim Hasen; sie kommt auch beim Menschen vor. Heilung ist bisher nur durch chirurgischen Eingriff möglich gewesen.

A la meute! ruft bei der Parforcejagd der Piqueur den Hunden zu, wenn sie sich zusammenschließen sollen.

Aland s. *Karpfenfische V, 1.*

A la vue oder à vue jagen; wenn bei der Parforcejagd der Hirsch sichtig gejagt wird. Die Jäger blasen dabei die Fanfare **à la vue.**

Albertus Magnus, eigentlich Albert, Graf von Bollstädt; er wurde 1193 zu Lauingen (Schwaben) geboren, studierte in Padua und lebte meist in Köln. Von 1260 bis 1262 war er Bischof in Regensburg, widmete sich aber dann gänzlich den Wissenschaften und starb 1280 in Köln. A. war einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, wenn er auch nicht stets Selbstständiges schrieb; am wertvollsten sind seine botanischen Arbeiten (s. *Jagdliteratur).*

Alk (Alca), Gattung aus der Familie der Alken (Alcidae). Der Schnabel seitlich zusammengedrückt, etwa von Kopfeslänge, vorn höher als hinten, an der Spitze des Oberkiefers stark ausgeschnitten und gekrümmt; die schmalen Nasenlöcher nahe dem Unterrand des Oberschnabels gelegen; Lauf kürzer als Innenzehe mit Nagel; Flügel und Stoß zugespitzt.

Es gehört hierher der Tordalk und der seit einigen Jahrzehnten ausgerottete Riesenalk.

Tordalk (Alca torda L., Eisalk, Klubalk, Scherschnabel usw.). Länge 40, Schnabel 3,5 bis 4, Stoß 7,2, Lauf 3,6, Mittelzehe samt Kralle 5,2 cm. Schnabel bogig aufgeschwungen mit einigen schräg von oben nach unten verlaufenden Furchen; von der Stirn läuft eine feine, weiße Linie bis zum Auge. Kopf, Kehle, Halsseiten, Hinterhals und die ganze Oberseite tiefschwarz, Vorderhals und die ganze Unterseite reinweiß; Schnabel schwarz, auf der vordersten Furche ein weißes Bändchen; Iris hellgrau; Ruder dunkelbraun mit gelblichen Schwimmhäuten und Zehenrücken. Im Winterkleid ist die Oberseite schwarzbraun. Die Heimat des T. liegt zwischen dem 60. und 70.° nördl. Br.; er ist auf den Felsengestaden jener Meere eine gewöhnliche Erscheinung, kommt aber noch auf den Orkaden, Hebriden, St. Kilda, Bornholm, Gotland vor, selbst auf Helgoland noch in einzelnen Paaren. Oft liegen die Eier, deren jeder Brutvogel nur ein einziges legt, ohne alle Unterlage auf dem nackten Gestein. Das Ei ist kreiselförmig, grobkörnig, trübweiß, 72 : 48 mm groß, auf grauen Schalenflecken mit häufigen großen und kleinen schwarzen Brandflecken gezeichnet, wird in der zweiten Hälfte des Mai gelegt, worauf beide Alten so eifrig brüten, daß sie leicht dabei gefangen werden können. Das Junge wird mit Fischchen aufgefüttert, sobald es aber 2 bis 3 Wochen alt ist, erleichtert es den Eltern die schwierige Verpflegung, indem es sich, von diesen angeleitet, oft von beträchtlicher Höhe ins Meer stürzt, dabei aber nicht selten an Felsenvorsprüngen zerschellt. Zum Winter zieht der Tordalk südlicher, kommt alsdann an die dänischen und deutschen Küsten, verstreicht sich gelegentlich sogar bis an das Mittelmeer und zieht schon im März seinen Brutplätzen wieder zu. Einfältig genug, hält er meist den Schützen aus, verlangt aber infolge seiner dichten Befiederung und Fettumhüllung einen derben Schuß, wie alle Seevögel.

Alken (Alcidae), Vogelfamilie aus der Ordnung der Taucher (Urinatores). Vorderzehen mit ganzrandigen Schwimmhäuten; Schnabelränder glatt, ohne Zähne oder Lamellen; Flügel kurz, spitz, schmal. Stoß verkümmert; Ruder weit nach hinten gerückt, ohne Hinterzehe. Ausschließlich Meeresbewohner. Es gehören von einheimischen Gattungen hierher folgende: Krabbentaucher (Alle), Larventaucher (Fratercula), *Alk* (Alca), Lumme (Uria).

Alpendohle s. *Rabenvögel 1, 1.*

Alpenhase s. *Hase 2.*

Alpenmurmeltier s. *Murmeltier.*

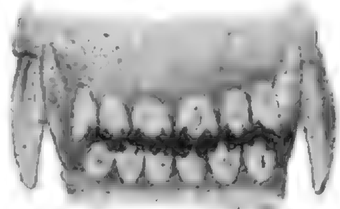
Alpenschneehuhn s. *Schneehuhn 2.*

Alpensteinbock s. *Steinwild.*

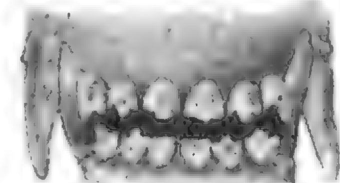
Alpenstrandläufer s. *Strandläufer 5.*

alt s. *kalt 2.*

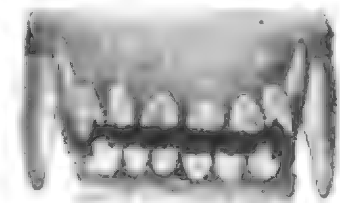
Alter des Hundes. Für die Bestimmung des Alters bieten Durchbruch, Wechsel und Abnutzung der Zähne gewisse Anhaltspunkte. 3 bis 4 Wochen: Die Hakenzähne brechen durch; 5 bis 6 Wochen: Die Milchschneidezähne brechen durch (nach Cornevin und Lesbre: 3 bis 4 Wochen); 8 Wochen: Die sämtlichen Milchschneidezähne rücken auseinander; 3 bis 4 Monate: Die Lappen der Milchschneidezähne nutzen sich ab; 2 bis 5 Monate: Die Schneidezähne wechseln (meist im 5. Monate); 4 bis 7 Monate: Die Backenzähne wechseln; 1 bis 2 Jahre: Die Lappen an den beiden inneren Schneidezähnen verschwinden; 2 bis 3 Jahre: Die Lappen an den mittleren Schneidezähnen verschwinden; 3 bis 4 Jahre: Die Lappen an den äußeren Schneidezähnen verschwinden. Bei älteren Hunden sind die Kronen der Schneidezähne stumpf, ihre Farbe ist gelb, das Zahnfleisch welk, die an die Hakenzähne sich anschließenden Backenzähne lassen Lücken zwischen sich, die Schneidezähne bilden nur noch kleine Stümpfe, wackeln und fallen mit 8 bis 10 Jahren in der Regel aus. Die Hakenzähne werden mit zunehmendem Alter stumpfer, an den Seiten abgerieben, so daß sie flach werden und nicht selten einen messerscharfen Rand besitzen. — Die Bestimmung des Alters nach den Zähnen ist keineswegs sicher, weil die Inanspruchnahme der



1. Fang des 9 Monate alten Hundes.

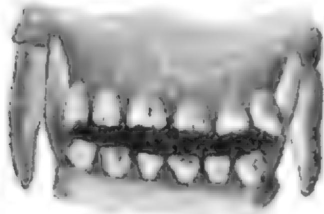


2. Fang des 1 bis 2 Jahre alten Hundes.



3. Fang des 2 bis 3 Jahre alten Hundes.

Zähne, namentlich nach der Art der Nahrung, verschieden ist. Um das Alter richtig zu schätzen, muß man noch einige andere Merkmale zu Hilfe nehmen. Diese betreffen namentlich die Bewegungen, die Behaarung, die Form des Kopfes, die Muskulatur des Rückens und das psychische Verhalten des Tieres. Wer nach derartigen Merkmalen das Alter richtig einschätzen will, muß allerdings durch längere Beobachtung von Hunden sich einen gewissen praktischen Blick angeeignet haben.



4. Fang des 3 bis 4 Jahre alten Hundes.

Altersklasse, 1) Trennung der Bestände nach ihrem Alter. Man unterscheidet künstliche Altersklassen, d. h. Zeitabschnitte von gleichlanger, meist zwanzigjähriger Dauer, und natürliche A. In letzterer Beziehung spricht man beim Hochwaldbetriebe von: A. Anflug (bei den leichtsamigen), Aufschlag (bei den schwersamigen Holzarten), Schonung oder Kultur, d. i. der Jungbestand während der Bestandesbegründung bis zum Beginn des Bestandesschlusses; B. Dickung, d. i. der Bestand vom Beginn des Bestandesschlusses bis zum Beginn der natürlichen Reinigung; C. Stangenholz, d. i. der Bestand vom Beginn der Bestandesreinigung bis zu einer durchschnittlichen Stammstärke von 20 cm in Brusthöhe (d. i. 1,3 m über dem Boden bergwärts gemessen); D. Baumholz, Bestände von über 20 cm durchschnittlicher Baumstärke in Brusthöhe. Im Mittelwaldbetriebe sind bezüglich des Oberholzes zu unterscheiden: a) Laßreidel, d. i. das einmal übergehaltene Oberholz; b) Oberständer, d. i. das zweimal übergehaltene Oberholz; c) ältere Oberholzklassen. 2) A. auf Ausstellungen und Schauen von Hunden. In ihr werden gewöhnlich die über ein Jahr alten Hunde gerichtet.

Alterskleid, im Gegensatz zum Jugend- (und Übergangs-)Kleid die Gefiederfärbung des alten Vogels bei allem Federwild.

Altersschliefen, das Preisschliefen, zu dem nur Dachshunde zugelassen werden, die vor dem 1. Januar des vergangenen Jahres gewölft wurden; s. *schliefen*.

Alterssuche, Preissuche für ältere Vorstehhunde. Gewöhnlich werden von solchen Suchen Hunde ausgeschlossen, die nach dem ersten Januar des Jahres vor der betreffenden Veranstaltung gewölft sind; s. *Kynologie*.

Altreh (alte Ricke, alte Geiß), das weibliche Reh vom ersten Brunften bis zum Eintritt des Geltwerdens.

Alttier, s. *Tier*.

Altum, Dr. Johann Bernhard Theodor; geb. 31. Januar 1824 in Münster (Westf.), studierte Theologie und Philologie, später Naturwissenschaften. Katholischer Geistlicher; 1856 wurde er Realschullehrer, 1859 Dozent in Münster und 1869 Professor der Zoologie an der Forstakademie Eberswalde, wo er am 1. Februar 1900 starb (s. *Jagdliteratur*).

Amaul, s. *Barsche II*.

Amboß, in der Patrone bzw. im Zündhütchen, das Widerlager für die Zündmasse. Beim Abfeuern wird durch den Schlagbolzen die Zündmasse zwischen Amboß und Schlagbolzen gequetscht und auf diese Weise zur Explosion gebracht. Der Amboß ist entweder mit der Glocke aus einem Stück gearbeitet oder befindet sich lose zwischen Glocke und Zündhütchen oder ist endlich als loses Stück mit dem Zündhütchen verbunden und wird mit diesem zusammen in die Glocke gebracht. Der lose Amboß verschwindet immer mehr, meist wird er als kegel- oder kalottenförmiger Teil der Glocke hergestellt (s. *Glocke*).

Amme, eine Hündin, welche fremde Welpen säugt und der man in der Regel die eignen genommen hat. In früheren Zeiten, als noch viele Hatzhunde oder Rüden gehalten wurden, welche von Klöstern, Mühlen, Abdeckereien verpflichtungsmäßig verpflegt werden mußten, legte man auf die Nachzucht natürlich hohen Wert, und wenn eine besonders wertvolle Hündin mehr Junge gewölft (geboren) hatte, als sie, ohne übermäßig geschwächt zu werden, säugen konnte, so nahm man ihr einige weg und legte sie einer A. an, zu welchem Zweck die Fleischer beim Jagdamt anzeigen mußten, wenn ihre Hündinnen gewölft hatten. Damit die A. die fremden Welpen annähme, wusch man die ihrigen und diese mit Branntwein und legte sie ihr in einem ganz finstern Stall an, wo sie selbige weder durch Geruch noch Gesicht unterscheiden konnte; nachher nahm man ihr die ihrigen teilweise oder ganz weg, je nach Bedürfnis. Diese Vorsichtsmaßregeln sind jedoch überflüssig. Als künstliche A. bezeichnet man eine Vorrichtung, die aus einem gut isolierten Behälter zur Aufnahme von Kuh- oder Ziegenmilch besteht, mit dem Gummipfröpfchen zum Absaugen der Milch verbunden sind. Diese Apparate haben sich für die Welpenaufzucht jedoch nicht bewährt.

Amsel s. *Drosseln 5*.

anäsen (ankirren, anködern, anposchen), das Anlocken eßbaren Haarwildes nach bestimmten Plätzen durch Vorlage oder Anbau von Futter.

anäugen, ansehen, -blicken, -schauen, von allem Wilde und den Hunden.

anbacken, das Gewehr anlegen, anschlagen.

anbeißen, den Stellbrocken des Fangeisens anfassen (vom Raubzeug).

anbirschen s. *anschleichen.*

Anbiß (Abzugsbrocken, Stellbrocken), der Köder, welcher bei einzelnen Fanggeräten vom Raubzeug berührt werden muß, um das Losschlagen der Stellvorrichtung zu bewirken; s. *Brocken.*

anblasen, 1) das Jagdhornsignal zum Beginn der betreffenden Jagd geben. 2) Im eingestellten Jagen wurde von Jägern, die am Quertuch aufgestellt waren, geblasen, wenn ein guter Hirsch auf den Lauf kam. Dies hieß, den Hirsch a.

anblatten, einen Rehbock durch *Blatten* anlocken.

anborsten, sich; wenn der Keiler in der Wut die Federn, d. h. Rückenborsten, aufstellt, so borstet er sich an.

anbrechen (anbrüchig werden), in Verwesung übergehen, z. B. das Stück war schon angebrochen (anbrüchig).

anbringen. 1) Einen des Reviers oder der Jagd überhaupt wenig kundigen Jäger an ein Wild geleiten, damit er es schießen kann. 2) Einen Schuß a., auf ein Stück Wild schießen. 3) Den Schweißhund a., ihn abrichten; auf eine Fährte a., ihn zur Fährte legen. Hetzt man den Schweiß- oder Hetzhund auf ein krankes Stück, so bringt man ihn an, auch der Vorstehhund wird heute an Wildhühner angebracht.

anbrüchig ist Wildbret, wenn es übel zu riechen beginnt, also in Fäulnis übergeht.

andrücken (durchdrücken, riegeln), Schalenwild in ruhiger Weise und nur durch stilles Durchgehen eines oder weniger Menschen den auf Wechseln stehenden Schützen zutreiben.

Aneignung der jagdbaren wilden Tiere, die Besitzergreifung zum Zwecke des Eigentumserwerbs. Das Wild ist herrenlos, der Jagdberechtigte hat nicht Eigentum daran, sondern nur das ausschließliche Recht zur A. Herrenlos ist das Wild, solange es sich in der Freiheit befindet. Die Herrenlosigkeit hört auf, wenn das Wild in die Gefangenschaft gerät. Gefangen ist das Wild in Tiergärten, d. h. solchen Einfriedigungen, aus denen es ohne menschliche Einwirkung nicht entweichen kann. An Wild, d. h. einem herrenlosen Tier, findet die A. dadurch statt, daß der Jäger es in seine Gewalt bekommt. Das bloße Verwunden genügt noch nicht, das Wild braucht aber auch nicht verendet zu sein, der Besitz ist schon dann ergriffen, wenn es nicht mehr flüchtig werden kann. Das Eigentum an dem Wilde wird dann nicht erworben und das Tier bleibt herrenlos, wenn durch die Besitzergreifung das ausschließliche Recht eines andern verletzt wird, z. B. seitens des Wilderers, oder wenn die A. gegen ein gesetzliches Verbot verstößt; die Schonvorschriften sind nicht zu den gesetzlichen Verboten zu rechnen. Die Herrenlosigkeit eines gewilderten Stückes Wild hört auf, wenn es an einen gutgläubigen Dritten gelangt.

anfahren. Oft ist das Hochwild durch Wilddiebe oder sonstige Beunruhigungen so scheu geworden, daß es nicht nur den Jäger, sondern einen einzelnen Mann überhaupt nicht herankommen läßt, in welchem Fall man sich ihm zu Wagen (a.) oder Pferd (anreiten) schußmäßig zu nähern sucht. In großen Jagdrevieren der Ebene ist das gleichbedeutende Birschenfahren überhaupt sehr gebräuchlich, erfolgreich und für den Jäger weniger anstrengend, während das Birschenreiten nur ausnahmsweise stattfindet. Auch Trappen und Wildgänse sucht man auf diese Weise zu berücken. Wasserwild, z. B. Enten, fährt man im Kahn an (anrudern).

anfallen. 1) Wenn ein Jagdhund eine Wildfährte oder -spur findet und diese eifrig verfolgt, so fällt er sie an; tut er dies nicht, dann taugt er nichts. Je wärmer (frischer) die Fährte ist, desto begieriger folgt ihr ein guter Hund, desto sicherer arbeitet er auf ihr fort; einen hohen Grad von Geruchssinn oder Überlegung bekundet er durch die Sicherheit, mit der er regelmäßig die Fährte oder Spur in der Richtung nach vorwärts und nur ganz ausnahmsweise oder nur auf Augenblicke die Rückfährte oder Rückspur verfolgt. Man kann durch Übung und Konsequenz einen Hund dahin bringen, daß er nur die Fährte einer gewissen Wildart anfällt. Wenn der Schweißhund wie auch die Bracke eine richtige Fährte a., so haben sie den rechten Anfall. 2) a. (einfallen), wenn Federwild auf einen Baum fliegt.

Anfangsgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit des Geschosses unmittelbar vor der Mündung. Die Geschoßgeschwindigkeit ist nicht gleichbleibend, sondern nimmt mit der Länge der Flugzeit ab. Gemessen wird die Geschwindigkeit mit Hilfe des Chronographen von Le Boulengé, und zwar mißt man bei Büchsen die Zeit, welche das Geschoß gebraucht, um einen Weg von 50 m, bei Schrotschuß einen solchen von 25 oder 10 m zurückzulegen. Die hierfür angegebene Zeit bzw. Geschwindigkeit bezieht sich dann auf die mittlere Geschwindigkeit auf dem halben Wege. z. B. bedeutet der Ausdruck $v_{25} = 620$ ms (velocitas = Geschwindigkeit auf 25 m, wobei die Kontaktscheibe auf 50 m Entfernung stand), daß das Geschoß in der Sekunde 620 m (ms = Meter-

sekunden) zurücklegen würde, wenn es seine Geschwindigkeit unverändert beibehielte. Streng genommen, nennt diese Angabe nicht die eigentliche Anfangsgeschwindigkeit, man läßt sie aber allgemein zu, weil sie auf Grund tatsächlicher Messungen gewonnen wird. Die Mündungsgeschwindigkeit, also die eigentliche Anfangsgeschwindigkeit, wird nicht gemessen, sondern berechnet.

anfärben s. *anschweißen.*

anfassen; 1) man faßt den Schweißhund an den Schweißriemen, wenn man ihn daran befestigt. 2) Das Anbinden von Archen und Leinen beim Zeugstellen nennt man auch a. 3) Beim Schießen das Ziel a., es *aufsitzen lassen.*

anfedern (anfiedern). Man federt stärkeres Flugwild an, indem man eine Feder (Faden) durch die Nasenlöcher des Vogels zieht und sie zusammenknüpft, so daß man den Vogel bequem und ohne das Federkleid zu beschädigen in der Hand tragen kann.

anfeuchten, wenn Hunde und Raubzeug einen Stein, Stock oder dergleichen benässen.

anfliehen, wenn Wild, z. B. Rotwild, in der Flucht gegen einen Baum, Treiber, Zaun oder dergleichen anrennt.

Anflug, junge Pflanzen, die auf natürlichem Wege aus leichtem Samen erwachsen sind (s. auch *Altersklasse 1*).

angehen s. *anschleichen.*

angehend heißt ein Stück Wild, welches sich seinem Alter und Zustand nach einer stärkeren Klasse oder der Vollkommenheit nähert; z. B. ist ein angehendes Schwein ein Keiler, der 4 Jahre alt ist; eine Bache aber heißt grobe Bache. Ein angehend jagdbarer Hirsch ist nach landläufiger Auffassung ein solcher, der 8 Enden trägt, obgleich den Begriff der Jagdbarkeit und angehenden Jagdbarkeit andere Umstände, wie Alter und Stärke, wesentlich verschieben.

Angelfischerei s. *Fischerei.*

angreifen, wenn Raubzeug krankes oder verendetes Wild und Luder anschneidet und frißt oder das Schwarzwild den Fraß nimmt und frißt, so greifen sie das Luder, den Fraß an.

Angriff auf einen Forst- oder Jagdbeamten, einen Waldeigentümer, einen Forst- oder Jagdberechtigten oder einen von diesen bestellten Aufseher während der Ausübung ihres Amtes oder Rechtes wird, wenn er ein tätlicher ist, mit Gefängnis von vierzehn Tagen bis zu drei Jahren bestraft. Ist er unter Drohung mit Schießgewehr, Äxten oder andern gefährlichen Werkzeugen erfolgt, oder mit Gewalt an der Person begangen worden, so tritt Gefängnis nicht unter drei Monaten ein. Ist durch ihn eine Körperverletzung verursacht worden, so ist auf Zuchthaus nicht unter zehn Jahren zu erkennen. Wird der A. von mehreren gemeinschaftlich begangen, so kann die Strafe bis um die Hälfte des angedrohten Höchstbetrages, die Gefängnisstrafe jedoch nicht über fünf Jahre erhöht werden. Liegen mildernde Umstände vor, so tritt eine Ermäßigung der Strafe ein (R.-G.-B. §§ 117 bis 119).

Angstgeschreiblatter (besser Klageblatter) s. *Rehwild,* Jagd.

anhaken (anblocken, aufbaumen), wenn Raubvögel sich auf einem Baumast oder ähnlichem Gegenstande niederlassen; aufhaken, aufblocken dagegen, wenn sie dies auf einem Stein, Hügel usw., also einem flachen Gegenstande tun.

anhalsen, dem Schweißhunde die Halsung, das Halsband, anlegen.

anhalten, 1) von Hunden, mit Ausdauer auf einer Fährte jagen. Lassen die Hunde von der Fährte ab, so gehen sie ab. 2) Den Schweißhund (Leithund) a., ihn mit dem Schweißriemen (Hängeseil) auf der Fährte festhalten, um sich diese zeigen zu lassen. 3) a. beim Schießen. Wenn man nach einem beweglichen Ziele schießt, so muß man nicht nur vorhalten, sondern auch der Bewegung desselben mit dem Gewehre folgen, bis der Schuß gefallen ist. Dieser Umstand ist für die Treffsicherheit außerordentlich wichtig. Zwischen dem Bewußtwerden des Schützen, daß er das Ziel richtig anvisiert hat, bzw. dem Entschluß, abzudrücken und dem Augenblicke der Ausführung, und weiter noch bis zu dem Moment, wo das Geschoß die Mündung verläßt, vergeht eine gewisse Zeit, welche teils nach dem Temperament und der Stimmung des Schützen, teils der Konstruktion des Gewehres gewissen Schwankungen unterworfen ist. Daraus ergibt sich, daß der Schütze, wenn er bei der Schußabgabe auf bewegliche Ziele das Gewehr nicht mitführt, sondern anhält, trotz richtigen Vorhaltens vorbeischießen wird, und zwar hinten weg. Ausführliche Berechnungen über den Einfluß des Anhaltens beim Schießen auf bewegliche Ziele gibt Preuß in seinem Werke: Lehrbuch des Flintenschießens, 2. Aufl.

Anhang s. *Duft.*

anharrig ist ein im Bau scharf und ausdauernd arbeitender Dachshund.

Anhatz, die Stelle, von welcher aus eine Hatz Rüden angehetzt wurde. Um erstere bald wiederzufinden, verbricht man sie, d. h. legt einen grünen Bruch (Zweig) so auf sie, daß er mit dem abgebrochenen Ende nach der Richtung hin liegt, in welcher die Hatz abging.

anhefteln, die Leinen am Jagdzeug (Tücher, Netze) mit Hefteln (Pfählchen mit Köpfchen oder Haken) im Boden befestigen.

anhetzen, das Anfeuern eines Hundes zum Verfolgen des Wildes oder zum Angriff auf Mensch oder Tier.

anheulen, die Stimme der alten Wölfin so täuschend nachahmen, daß die jungen Nestwölfe, welche in ihr die Stimme der Mutter zu vernehmen glauben, antworten und so ihren Aufenthalt verraten, worauf es eben abgesehen ist. Auch alte Wölfe können in dieser Weise angeheult werden. Es ist dies in Ländern, wo der Wolf noch häufiger vorkommt, ein sehr wirksames Mittel, die Wölfe zu Schuß zu bekommen.

Anjagd, Anfangspunkt und -zeit einer Jagd mit Jagdhunden, besonders bei der Parforcejagd gebraucht. Zur Bezeichnung dieser Stelle dient ein frischer Bruch (Zweig), am liebsten von Nadelholz, dessen abgebrochenes Ende nach der Richtung zeigt, welche die Jagd genommen hat. Vgl. dagegen *Anhatz*.

Anker, eine eiserne, an einem Ende mit einem Ringe versehene, kurze Stange, die am andern Ende in drei rückwärts gebogene Spitzen ausläuft (Schiffsanker im kleinen). An dem Ringe ist eine Kette mit Wirbel befestigt, deren anderes Ende mit einem Tellereisen zum Fuchsfang verbunden ist. Da bei dem Umherziehen des gefangenen Fuchses stets zwei Ankerhaken auf dem Boden schleifen und an Gebüsch usw. festhaken, so hinterläßt der Anker auf nicht gefrorenem Boden, in Laub usw. deutlich sichtbare Spuren. Der gefangene Fuchs ermüdet durch diese Hemmung sehr bald und hält schließlich in Gestrüpp usw., welches ihm auch Deckung bietet, fest.

ankirren s. *kirren*.

anködern s. *kirren*.

ankommen, die Annäherung an Wild auf Schußweite; z. B. trotz ungünstiger Umstände kam ich an den Hirsch. Die Hühner ließen sich nicht ankommen; waren nicht anzukommen.

ankoppeln (koppeln), Hunde und zwar meist zu zweien aneinander binden, z. B. Hatzhunde, weil die Hunde dann besser zusammenzuhalten sind. Auch zwei Dachshunde koppelt man gern, wenn man mit ihnen zu Baue zieht. Die Koppelung selbst bewirkt ein Riemen, welcher an die beiderseitigen Halsbandringe geschnallt oder mit Karabinerhaken befestigt wird. Das Lösen heißt Abhalsen oder Abkoppeln.

ankörnen s. *kirren*.

ankratzen gleichbedeutend mit *anschießen 1*.

Anlauf (anlaufen), 1) das Glück mancher Jäger, daß ihnen bei Treibjagden viel Wild zuläuft, und die Klage anderer, daß A. ihnen nicht beschieden ist. Der A. hängt allerdings von dem günstigen Posten ab, der einem Jäger zugeteilt wird, noch viel mehr aber von seinem richtigen Benehmen auf dem Stand. Wer stillsteht und die Augen offen hat, wird A. auch auf schlechterem Stand haben; wer aber bald hier-, bald dorthin sich wendet oder gar laut wird, wird auf dem besten Posten vergeblich auf A. warten. — Man sagt sowohl, das Wild läuft den Jäger an, als, der Jäger hatte guten A. 2) Der Keiler läuft oder nimmt den Jäger an, indem er ihn angreift.

anlaufen lassen (auflaufen lassen), ein Schwein, war ein besonderes Bravourstück unserer Vorfahren. Ehe Feuerwaffen bei der Jagd verwendet wurden, ging man dem Wild mit Pfeil und Bogen, besonders auch mit dem Spieß zu Leibe, wobei man von eingehetzten Hunden unterstützt wurde. Das Feuergewehr verdrängte diese Jagdart zwar, dennoch galt das A. l. noch lange als ein besonders ehrendes Jägerstücklein. Ein krankes oder sehr in die Enge getriebenes Schwein nimmt nämlich stets den Jäger an, besonders wenn er es mit Wort oder Tat dazu reizt; dies geschieht in der Regel mit dem Ruf: Hui Sau! worauf der Jäger dem anstürmenden Schwein die Saufeder, einen Spieß an hölzernem, etwa 2 m langem Schaft, so entgegenhält, daß es ihn sich in die Brust rennt. Oft stellten sich auch zwei Jäger mit den Saufedern dem Schwein entgegen. Dieses A. l. ist überhaupt nicht so gefährlich wie das mit dem Hirschfänger, wozu die größte Geschicklichkeit und Geistesgegenwart gehört, um den einzigen Augenblick zu benutzen, in welchem der Stoß mit dem Hirschfänger seitwärts auf das Schwein geführt werden muß. Geht dieser fehl, so wird der Jäger sicher entweder geschlagen oder überrannt; meist erduldet er beides. Kraft allein, so notwendig sie ist, tut nicht die Hauptsache, sondern Geschicklichkeit.

anlegen. 1) Einen Hund (Schweißhund) oder die Meute auf die Fährte eines Stückes Wild bringen. 2) Die Treiber a., sie an einem Triebe aufstellen. 3) Ein Gewehr a., es anschlagen, anbacken. 4) Einen Hund an die Kette legen, heißt auch einfach, ihn a. 5) Wenn das Wild sich verfärbt, so sagt man auch, es lege sein Sommer- bzw. Winterkleid an. 6) Archen und Leinen am Jagdzeug befestigen, sie a.

anlocken, Vögel durch Lock- oder Rührvögel zum Einfallen auf den Herd veranlassen; Tauben, Schnepfen, Rebhühner usw. durch Nachahmung ihres Lockrufes mit dem Munde oder einer Locke veranlassen, heranzukommen.

anludern, ein Stück Raubzeug durch Auslegen von Aas (Luder) an einen bestimmten Platz (Luderplatz) locken; s. *Luderplatz*.

annehmen. 1) Den Hund an die Leine, den Hetzriemen nehmen. 2) Wenn der Hund auf der Fährte fortsucht, so nimmt er sie an. 3) Das Wild nimmt Kirrung, Äsung und Salzlecken an, indem es sie ihrer Bestimmung gemäß gebraucht; es nimmt die Schonung, das Bruch an, wenn es in diese flüchtet. 4) Schwarzwild, Hirsch oder reißende Tiere nehmen den Jäger an, wenn sie diesen angreifen.

anplätzen s. *anschalmen.*

anposchen (ankörnen, ankirren), das Anlocken von Federwild durch Auslegen von Futter auf einen Fangplatz oder eine Fütterung.

anprellen, das Anstreichen von Federwild, namentlich Rebhühnern, an aufgestellte Garne, Telegraphendrähte u. dgl.

anregen, das Wild aus der Ruhe aufstören, es rege machen.

anreißen, das Zerreißen und Anfressen des gehetzten Hasen durch die Windhunde, auch wohl des Nutzwildes durch Raubzeug; s. *anschneiden.* — In forstwirtschaftlicher Beziehung s. *auszeichnen.*

anreiten s. *anfahren.*

anrudern, das Anfahren an Wasserwild, besonders Enten, im Kahn; s. *Enten,* Jagd und Fang.

anrufen s. *schrecken 2.*

anrühren, den Rührvogel auf dem Herde oder die Lockente mit dem Rührfaden anziehen, damit sie sich mehr bewegen.

ansagen, den Schuß, d. h. angeben können, wo dieser sitzt; s. *Abkommen 2.*

anschäften 1) (schäften), ein Gewehr mit einem Schafte versehen; 2) im Sinne von sprießen (splißen), d. h. zwei Leinen verbinden oder eine gerissene Leine an der Reißstelle kunstgerecht ohne Knoten flicken.

anschalmen (anplätzen), das Abhauen eines Rindenstückes von stehenden Bäumen behufs Bezeichnung zu irgend einem Zweck, meist zur Fällung. Vgl. *auszeichnen.*

anschießen, 1) ein Stück Wild, es durch den Schuß verwunden, ohne es so stark zu verletzen, daß man seiner gleich habhaft werden kann; meist nur bei niederem Wilde gebräuchlich. Bei dem Wilde der hohen Jagd gebraucht man besser den Ausdruck anschweißen. Schießen mehrere Schützen auf ein Stück Wild, so gilt bei Schrotschüssen in der Regel der Schuß, welcher das Wild tödlich verletzte; bei Kugelschüssen die erste Kugel, welche das Wild so getroffen hat, daß es schweißt und auch ohne weitere Schüsse zur Strecke gebracht worden wäre. Ist kein Schweiß gefunden worden, so entscheidet der Sitz des Schusses; Streifschüsse gelten hierbei nicht. In strittigen Fällen ist die Ansicht des Jagdherrn ausschlaggebend. 2) Ein Gewehr a., es auf seine Leistung und Treffpunktlage prüfen. Die Prüfung erfolgt durch den Büchsenmacher. Im übrigen s. *einschießen 1, 2.*

anschilden (anschildern), mit einem *Schild* scheues Wild, besonders Federwild, schußmäßig angehen.

anschlagen. 1) Das Bellen der Jagdhunde; die Hunde schlagen an. 2) Ein Gewehr an den Kopf nehmen, anbacken, anlegen. 3) Die Töne des Jagdhorns schlagen an, wenn sie von einem Echo wiederholt werden.

anschleichen (anbirschen, angehen) an Wild, sich ihm auf möglichst geräuschlose und verdeckte Art nähern; es ist das ein Haupterfordernis beim Birschen auf Schalenwild.

anschleifen. 1) Beim Zeugstellen eine Leine an eine andere binden. 2) Eine Dressurleine am Halsbande befestigen. 3) Geschossenes Federwild an den Schlingen der Jagdtasche aufhängen.

anschneiden, 1) eines der größten Laster des zur Jagd benutzten Hundes, vornehmlich des Hühnerhundes, welches darin besteht, daß er das erlegte Wild an- oder ganz auffrißt. In einzelnen Fällen mag der Grund zwar in schlechter Fütterung liegen, meist aber in nicht oder sehr schwer zu beseitigender Lüsternheit oder auch in dem Versehen, daß man einen jungen Hund mit Abfällen von rohem Wildbret gefüttert hat. Gelegentlich wird das A. auch bei einem sonst zuverlässigen Hunde ohne erkennbare Ursache beobachtet. Ist dieses Übel bei einem Hunde eingewurzelt, so helfen die härtesten Strafen nicht oder doch nicht auf Dauer. Der Hund bleibt unzuverlässig, und es gibt für ihn nur eine Radikalkur, die Begnadigung zu Pulver und Blei. 2) A. nennt man auch das Anfressen von Fallwild oder Luder durch Raubzeug.

anschonen, das Kultivieren holzleerer Flächen.

anschrecken (anrufen) s. *schrecken 2.*

anschreien. 1) Bei Treibjagden den Treibern zurufen, daß sie losgehen sollen; den Schützen zu verstehen geben, daß ein Hirsch gesehen worden, oder den Treiberführern, daß ein solcher zurückgegangen ist und sie sich danach zu richten haben, oder daß die Treiber anhalten oder rascher gehen sollen u. a. Es gab vordem verschiedene Jägerschreie, mit denen ein Jagen angeschrien oder beendet wurde, als: Ho! ha ho!, Ho ho, Rüd' do! ho!, Ho ha ho! Hirsch zurück! usw. Besser tut man, statt der Schreie die viel klangvolleren Hornsignale anzuwenden, und am besten, während des Treibens möglichst wenig zu rufen, da aller entbehrliche Lärm mehr schadet als nützt. 2) Während der Brunft den Hirsch mit der Muschel (oder starker Papierrolle) a., seinen Brunftschrei nachahmen

und ihn hierdurch heranlocken. 3) Ein Schwein a., es zum Anlaufen auf die Saufeder oder den Hirschfänger reizen. 4) Die Hunde a., sie zu muntererer Arbeit anfrischen.

Anschuß, die Stelle, wo das Wild stand, als es den Schuß empfing; auch die Stelle am Leib, welche von der Kugel getroffen wurde. Der Platz, wo das Wild stand, muß, wenn es nicht im Feuer blieb, d. h. sofort zusammenbrach, sondern flüchtig wurde, mit einem Bruch bezeichnet — verbrochen — werden, damit man im Notfall die Nachsuche von neuem beginnen und nach den Eingriffen des Wildes, d. h. den Abdrücken der Schalen und anderen Birschzeichen, den Sitz des Schusses ansprechen kann; dieser Bruch wird so gelegt, wie bei der Anjagd beschrieben ist. Näheres s. *Schußzeichen*.

anschweißen (selten anfärben), Schalenwild *anschießen;* s. a. *zu Holz 3.*

ansetzen, 1) sich auf den Ansitz begeben; 2) das Wild setzt (legt) Feist an, d. h. es wird feist. 3) Der Jäger setzt das Horn an, wenn er blasen will.

Ansiedlung. In Preußen kann nach § 15 des Ansiedlungsgesetzes vom 25. August 1876 (in der Fassung des Gesetzes vom 10. August 1904) der Jagdberechtigte gegen eine neue Ansiedlung Einspruch erheben, wenn von ihr eine Gefährdung des Schutzes der Nutzung aus der Jagd zu befürchten ist.

Ansitz (Anstand), eine möglichst verdeckte Stelle in der Nähe eines Wechsels, Passes oder Äsung bietenden Platzes, auf der man dem Wild auflauert. Zum A. dient meist ein Busch oder ein ausgegrabenes Loch *(Ansitzlöcher)*, das Wurzelwerk eines umgefallenen Baums u. dgl.; den Anstand sucht man an einem starken Baum, hinter einem Schirm oder als Hochstand auf einer Kanzel. Hauptbedingung ist unter allen Umständen möglichst gute Deckung, wenig auffallende Vorrichtung, da das Wild alle Kunstbauten haßt, guter Wind und freier Schießraum nach verschiedenen Seiten, weil es nicht sicher ist, von woher das erwartete Wild heranzieht. Das Nähere s. *Rotwild* und bei den andern Wildarten, wo diese Jagdmethode anwendbar ist.

Ansitzlöcher legt man einmal am Rande großer Getreidefelder an, in denen erfahrungsmäßig Wild steht, um den austretenden Bock zu erlegen oder Raubzeug zu schießen, sodann aber auch auf großen Kleeschlägen und Wiesen, auf denen ein guter Hirsch austritt oder Aussicht auf Birkhähne oder wohl gar Trappen ist. A. auf den Rehbock stellt man 50 Schritt vor der Getreidebreite auf angrenzenden Kleeäckern oder Wiesen her. Sie haben 1 m Durchmesser und sind so tief, daß der auf dem Jagdstuhl sitzende Jäger gerade noch über die Kante des Loches sehen kann. Der ausgehobene Boden wird rund um das Loch getürmt und der Abhang mit Sommergetreide besät und verblendet. Erwartet man Rot- oder Flugwild, so verblendet man diese Löcher auch nach oben, indem man einfach ein Dach von Stangen oder Brettern darüber legt und hierauf Erde schüttet, welche gleichfalls mit Getreide oder Klee besät wird. Es verstößt gegen den Weidmannsbrauch, derartige A. anzulegen, um dem Nachbarn das Wild fortzuschießen. Sie sind nur da berechtigt, wo es sich um den Abschuß eines Hirsches, eines Rehbockes oder einen sonstigen Abschuß im Dienste der Wildhege handelt. Vielfach werden auch A. in Feldrainen, Komposthaufen, bei Wechseln, an Gestellen und alten Wegen, auf Schlägen und Weiden angelegt. Sie müssen stets so verblendet sein, daß sie sich unauffällig dem Gelände anpassen.

Ansprache (Anspruch), die weidmännische Beurteilung des Wildes, s. *ansprechen.*

ansprechen, Art, Alter, Geschlecht und Stärke eines Wildes nach irgend welchen gerechten Zeichen beurteilen; der Jäger spricht also z. B. nach der Fährte die Stärke des Hirsches oder Schweins usw. an.

anspringen. 1) Die Gemse springt dem Schützen an, wenn sie ihm flüchtig kommt. 2) Dem balzenden Auerhahn sich sprungweise nähern, s. *Auerhuhn*, Jagd.

Anspringpfad, ein rein geharkter oder auch gekehrter Steig zum bequemen Anspringen der Auerhähne.

Anstand s. *Ansitz.*

anstehen, 1) den Anstand ausüben. 2) Bei dem stärkeren Federwilde für einstehen, aufbaumen usw., auf einen Baum fliegen.

anstellen, 1) die Schützen bei der Treibjagd so um den abzutreibenden Distrikt verteilen, daß das Wild zwischen ihnen unbeschossen nicht durchbrechen kann, und sie auf die richtigen Punkte stellen, daß ihnen das herangetriebene Wild gut zu Schuß kommt. Die Plätze für die anzustellenden Schützen heißen Stände und werden bei geregeltem Jagdbetrieb schon vorher bestimmt, bezeichnet, tunlichst ausgeästet, auch von umherliegendem Abraum gesäubert, damit durch das Knacken desselben unter dem Fuß des Schützen kein störendes Geräusch entsteht. Die dabei von dem Jagdleiter und den Schützen zu beobachtenden Regeln s. *Rotwild,* Jagd 4. 2) Die Treiber a., sie so ordnen, wie sie durch das Treiben gehen sollen. 3) Sich a., sich auf den Anstand oder auf seinen Stand (beim Treiben) begeben.

anstreichen; 1) der Hirsch streicht mit dem Körper an Unterwuchs (Gras, Blätter, Rohr usw.) an und hinterläßt daran seine Witterung oder, wenn angeschweißt, seinen Schweiß

(Anstrich). 2) Ferner für An- und Zufliegen von Federwild gebraucht. 3) A. mit der Büchse, einen Baum, Pfahl oder anderen geeigneten Stützpunkt für das Gewehr beim Schießen benutzen. Man muß zwischen dem A., also dem seitlichen Anlehnen an einen festen Gegenstand und dem Auflegen des Gewehres auf einen Stützpunkt unterscheiden. In jedem Falle sollte man zur Vermeidung einer etwaigen Ablenkung des Geschosses beim Schießen das Gewehr nie unmittelbar an einen harten Gegenstand, sondern weich anlegen, so daß der Lauf nicht prellt. Erforderlichenfalls stützt man das Gewehr mit der Hand.

Anstrich, der Schweiß, den krankes Wild an Strauchwerk, Getreide, Gras u. dgl. beim Flüchten hinterläßt.

antraben, im Gegensatze zu abtraben die trabende Annäherung von Wolf und Fuchs.

antreiben, 1) ein Treiben anfangen; 2) Wild aus einem Triebe vor die Schützen bringen; 3) der Dachshund treibt den Dachs oder Fuchs im Baue an, wenn er sie zurückdrängt.

antreten s. *Antrittreiser.*

Antrittreiser (Fuß-, Krakelreiser oder -bäume), die an Vogelherden und Krähenhütten aufgestellten Bäume, welche die Vögel zum Einfallen (Antreten) veranlassen sollen.

antrollen, die Annäherung des Schalenwildes im Trabe.

anwischen, das Wasserwild, durch den sog. Wisch (einen aus Schilf hergestellten und an der Spitze des Kahnes befestigten Rahmen) sich ihm gedeckt nähern, anrudern, besonders auf Enten gebräuchlich); Genaueres s. *Enten, Jagd.*

anzeigen, 1) wenn der Schweißhund eine gerechte Fährte anfällt und dies durch besonders auffälliges Wesen, namentlich durch das feurige Nachhängen, kundgibt. 2) Der Vorstehhund zeigt an (markiert, fällt auf), wenn er Wild anzieht und vorsteht.

anziehen, wenn der Vorstehhund Hühner, Hasen usw. wittert und vorsichtig auf sie zugeht, um dann vorzustehen oder, bei laufendem Federwild, nachzuziehen (s. *stehen 3, nachziehen 1*).

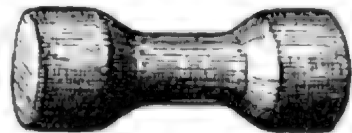
Apfelbaum s. *Laubhölzer.*

Appell bedeutet mit Bezug auf den Hund Achtsamkeit und Folgsamkeit. Manche Hunde sind von Natur aus folgsam, namentlich gibt es unter den Vorstehhündinnen viele Tiere, die leicht daran zu gewöhnen sind, aufs Wort zu folgen. Zuverlässiger A. ist aber nur durch eine methodische Schulung des Hundes zu erreichen (s. *Dressur*).

Appell blasen, das bei der französischen oder Parforcejagd übliche Signal Fürstenruf. Die Fanfare diente aber auch zum Versammeln der ganzen Jägerei.

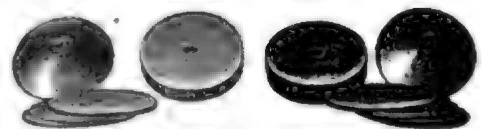
apporte! (frz.: bring' heran), Zuruf an den Vorstehhund, wenn er ein Stück Wild (Hasen, Rebhuhn usw.) aufnehmen und seinem Führer bringen soll.

Apportierbock (Dressierbock), ein derart an beiden Enden mit je einem Kreuz versehenes oder verdicktes Holz, daß es vom Boden etwas absteht und vom Hund bequem aufgenommen werden kann. In der neueren Zeit werden statt des einfachen A. meist solche gebraucht, die nach Belieben leicht und schwer



1. Leichter Apportierbock.

gemacht werden können. Sie bieten den Vorteil, daß dem Hunde die Apportierarbeit anfangs leicht gemacht und später nach und nach erschwert werden kann; ferner daß die



2. Apportierbock nach Oberländer, Modell 1911.

Nacken- und Kaumuskeln durch regelmäßige Übungen mit dem schweren A. allmählich gekräftigt werden. Am meisten wird der von Oberländer eingeführte A. gebraucht.

apportieren, das Herbeibringen schwächeren Wildes vom Fuchs und Hasen abwärts durch den Vorstehhund. Nicht allein liegt im A. für den Jäger eine Bequemlichkeit, sondern es ist auch nötig, weil Wild oft ins Wasser oder ähnliche dem Jäger schwer zugängliche Stellen fällt oder flüchtet und verendet. Unter Verlorenapportieren ist das Beibringen krankgeschossenen Wildes durch den Hund zu verstehen. Ein zuverlässiger Verlorenapporteur ist eine der notwendigsten Vorbedingungen für den weidgerechten Betrieb der Niederjagd; ohne ihn wird eine Unmenge von Wild elend zu Holze geschossen und gerät in Verlust. Das A. wird daher jedem deutschen Vorstehhund bei der Dressur beigebracht. Englische Vorstehhunde erlernen das A. im allgemeinen weniger leicht als Hunde deutscher Schläge. Wer mit dem Pointer oder Setter die Hühnerjagd betreibt, wird daher häufig einen zweiten Hund zum Herbeibringen des

Wildes nicht entbehren können. In England bedient man sich hierzu des Retrievers, in Deutschland verwendet man neben dem englischen Hunde einen deutschen Vorstehhund; auch große Pudel sind vorzüglich zum A. veranlagt. Vgl. auch *Dressur* und *Vorstehhund*.

Apportierhitze, die unangenehme Gewohnheit mancher Vorstehhunde, nach dem Schusse, ohne den Befehl zum Apportieren abzuwarten, vorzuprellen, um das erlegte Wild heranzubringen. Die A. führt zum Faseln auf der Schweißfährte und hat oft zur Folge, daß der Hund festliegendes Wild herausstößt.

Aquaviva, Belisar, Herzog von Atri und Nardo, lebte im 15. und 16. Jahrhundert zu Neapel (s. *Jagdliteratur*).

arbeiten, den Schweißhund abrichten und benutzen.

Archen, die starken und langen Leinen, die oben und unten durch das Gemäsch oder die Ringe der Jagdtücher gezogen werden und zum Stellen und Spannen dienen. Man unterscheidet Ober- und Unterarche.

d'Arcussia, Charles, Seigneur d'Esparon et de Paillères, wurde 1547 in der Provence geboren. Er besuchte fremde Höfe, lebte sodann auf seinem Stammschlosse Esparon und widmete sich hier mit Eifer der Beizjagd, deren Verständnis er durch zoologische Studien vertiefte. A. starb etwa 1617 (s. *Jagdliteratur*).

Armschwingen s. *Vogel.*

Arsenik s. *vergiften.*

Asche s. *Lachse III, 1.*

äsen, fressen, bei allen wiederkäuenden Wildarten, beim Hasen und Kaninchen, den zur hohen Jagd gehörigen, eßbaren Vögeln und den Schnepfen. Die Feldhühner weiden, die übrigen eßbaren Vögel, die Sauen und Haarraubtiere fressen, die Raubvögel kröpfen.

Aspe s. *Laubhölzer.*

Äsung ist die Nahrung des edlen Wildes (vgl. a. *Fraß, Raub, Weide*). Sie kann aus natürlichen oder künstlichen Futtermitteln bestehen. Natürliche Äsung bietet jedes Revier von Natur aus (s. *Laubhölzer, Nadelhölzer, Heide*). Sie ist nach Gegend und Örtlichkeit bezüglich des Pflanzenbestandes sehr verschieden. Manchmal nimmt Wild einer Gegend Äsung, die das Wild einer anderen verschmäht, z. B. Lupine, Mistel, Besenpfriem. Der natürlichen Äsung ist die größte Bedeutung beizulegen. Jede künstliche Äsung ist nur ein Notbehelf. Unter ihr versteht man vom Wildheger in Zeiten der Not dem Wilde dargereichte Äsung. Sie besteht in 1. Rauhfutter (Wiesenheu, Kleeheu, Laubheu), 2. Körnern (Hafer, Mais, Buchweizen usw.), 3. Früchten (Kastanien, Eicheln, Buchedern, Wildobst, Vogelbeeren, Lupinen, Erbsen, Peluschken), 4. Knollen und Wurzeln (Kartoffeln, Runkel-, Steck-, Kohl-, Zucker-, Mohrrüben, Helianthi und Topinambur), 5. Getreidesaaten (Roggen, Weizen, Hafer, Mais, Buchweizen), 6. Kohlarten (Raps, Rübsen, Kuhkohl), 7. Sachalinknöterich, 8. Mistel, 9. Proßholz, 10. Sauerheu, 11. Salz und Wildleckpulver. Rauhfutter und Körner werden um so mehr, ungetrocknete, saftige Vegetabilien wie Knollen und Wurzeln um so weniger gereicht, je reichhaltiger natürliche Äsung im Revier vorhanden ist. Der Zustand der Losung ist zu beachten. Je dünner diese ist, desto mehr Heu und weniger Hackfrüchte sind zu verabreichen. Bei Tauwetter muß mit der Fütterung ungetrockneter Vegetabilien abgebrochen werden, im Frühjahr aber ist eine Zunahme derselben und Abbruch an Rauh- und Körnerfutter zweckmäßig. Der Frühjahrsübergang ist bei der Fütterung besonders zu beachten. Wiesenheu ist für Rot- und Damwild am billigsten; jedoch kann mit ihm allein kein Wildstand gedeihen. Rotkleeheu ist dem Schalenwild am zuträglichsten. Futterlaub hat den größten Nährwert. Bei Regen, Tauwetter und Nebel feucht gewordenes Heu ist dem Wilde schädlich. Körner müssen wie jedes andere Wildfutter gesund, geruch- und staubfrei sein. Grundregeln für jede Fütterung sind: 1. Die Fütterung muß zeitig vor Eintritt wirklicher Not begonnen werden. 2. Sie muß eine möglichst reiche Abwechselung im Futter aufweisen. 3. Es ist eine genaue Regulierung der Mengen der einzelnen Futtermittel je nach der vorhandenen natürlichen Äsung, den Wasserverhältnissen, der Jahreszeit und herrschenden Witterung notwendig. 4. Die Gewöhnung an die Fütterungen muß durch Leckerbissen, z. B. volle Hafergarben, Kastanien, Kartoffeln und Vogelbeeren erreicht werden.

Äsungspflanzen s. *Äsung.*

Äsungsplatz s. *Fütterung.*

Atzung, das Futter der Vögel, namentlich der Raubvögel.

Auenhirsch, Rothirsch in größeren Stromgebieten (z. B. Donauauen), welcher sich durch hellere Behaarung, schlankeren Körperbau, schlecht geperltes, aber sehr breit ausgelegtes, starkes, mit vielen Enden versehenes Geweih auszeichnet.

Auerhahnbeller. Zum Ausmachen des Auerwilds bediente man sich früher eines Hundes, des sog. A. Hierzu richtete man die kleine Steinbracke oder einen Dachshund an einem Puterhahn ab (vgl. F. L. Walther, Der Hund; Gießen 1817 S. 46).

Auerhuhn (Tetrao urogallus L.), Auerwild, Urhahn, Auergeflügel; Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Birkhuhn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig).

Weidmännische Ausdrücke.

Das A. hat Augen und Ohren, mit denen es äugt und vernimmt, Füße mit Zehen und Nägeln; statt Schwanz sagt man Stoß, Fächer, Schaufel, der erstgenannte Ausdruck ist der gebräuchlichste. Der Hahn fächert, wenn er den Stoß ausbreitet; Rose (Flamme) ist der halbkreisförmige, warzige, rote Fleck über den Augen des Hahns; der stahlgrüne Teil der Brust des Auerhahns heißt Schild, auch bei der Henne der rostrote Brustfleck; mit Spiegel bezeichnet man den weißen Schulterfleck. Der Federwechsel heißt Mauser (oder Rauhe), wie bei allen Vögeln; nach der Mauser hat das A. verfedert. Unter Balz (Balze, Falze, Pfalz) versteht man die Begattungszeit, unter balzen die sich mit eigentümlichen Gebärden kundtuende Begehrlichkeit des Hahns, unter brünstig sein die Neigung der Henne, sich hinzugeben; Balzplatz ist die Örtlichkeit. Balzstifte (Balzfedern) sind kleine hornartige Fransen an den Seiten der Zehen; der Balzkragen wird gebildet aus dem Federbart und den gesträubten Halsfedern; Balzsprung ist der vom Hahn in der Verzückung auf ebenem Boden ausgeführte Sprung. Zu Baum fliegen heißt aufbaumen, das Gegenteil drückt man durch abbaumen (abbäumen, abdonnern, sich abschwingen, abstreichen, abstieben, abreiten, abstehen, abstoßen) aus. Der Hahn betritt (oder tritt) die Henne; Gelege ist die vollständig gelegte Eierzahl; die Jungen fallen aus den Eiern und laufen aus dem Nest; wenn sie fliegen können, so sind sie beflogen (oder flugbar); alle zusammen bilden ein Gehecke, Alte und Junge ein Volk (oder Kette); die Henne gluckt die Jungen, wenn sie diese zusammenlockt, und gockt den Hahn, wenn sie ihn lockt oder warnt. Bei Beginn der Balzzeit tritt der Hahn auf die Balz und läßt nun am frühen Morgen gewisse zusammenhängende Töne hören, welche man Balzarie, Balzlautsatz oder Spiel nennt und in vier Balzschläge teilt, die der Hahn ununterbrochen hintereinander hören zu lassen pflegt; hält er jedoch plötzlich an, so setzt er aus (verschweigt, hält inne). Im Anfang der Balzzeit ist es ihm noch nicht rechter Ernst; doch nach und nach balzt er sich ein, und mit zunehmendem Trieb wird er hitzig. Augt er mit langem Halse mißtrauisch umher, so macht er sich lang oder macht einen langen Hals und schiebt die gespreizten Flügel und Federn zusammen (streicht ein); zeigt er bei schlechtem Wetter oder infolge Störung usw. wenig Eifer, so ist er launisch, mißtrauisch, zaghaft; fängt er mit dem Balzsatz an, so spielt er ein, oder er meldet gut oder schlecht, je nachdem. Balzt der Hahn am Boden, so ist es eine Bodenbalz, auf dem Baum Hochbalz. Unter Platzhahn versteht man den stärksten Hahn auf dem Balzplatz, welcher etwaige Nebenbuhler abgekämpft hat, wobei es arge Raufereien absetzt. Beim Schleifen des Hahns muß ihn der Jäger anspringen; wenn ihm dies mißglückt oder er jagt einen Hahn aus Unvorsicht, oder einen, der ihn hindert, an den Balzhahn heranzukommen, auf, so tritt er ihn ab oder vertritt ihn. Streicht alsdann der Hahn vom Boden auf, so steht er auf (oder nimmt sich auf). Gegen Abend steht der Hahn auf seinen Nachtstand ein, nachdem er am Tag hier und da geäst hat, und gibt einige rauhe, würgende Töne von sich, die für die nächste Morgenbalz ein gutes Zeichen sind, man sagt dann, er würgt, worgt oder kröpft. Balzt der Hahn, ohne die Hennen zu betreten, so nennt man dies kalte, falsche oder Afterbalz; umläuft er begehrlich die Hennen, so klatscht er, angeschossen auf dem Boden liegend schlägt er. Der Jäger verhört oder verlost den Hahn, wenn er dessen Stand aus dem Balzen oder Worgen festzustellen sucht.

Beschreibung.

Länge des Hahns 100 bis 110 cm, Flugbreite 114 bis 140, Stoß 36 in der Mitte, am Rand 26, Lauf 7,5, Schnabel 5 cm; Durchschnittsgewicht 5 bis 6 kg. Die Länge der viel schwächeren Henne 60 bis 70 cm, ihre Breite 100 bis 115 cm, ihr Gewicht bis 4 kg. Mittelzehe des Hahnes 8,8 cm mit Nagel, der Henne 6,6 cm. Der A. ist ein starker, imponierender Vogel mit vorherrschend dunklem Gefieder. Kopf und Hals schieferschwarz mit grauem Anflug und schwarzen Schaftstrichen; der ganze Rücken schwarz, mit feinen grauen Punkten und Zickzacks wie besät; an der Kehle ein etwa 5 cm langer, schwarzer Bart von straffen Federn, Schultern und Flügel dunkelbraun mit feinen, schwarzen Zickzacks, auf dem Flügelbug ein weißer Fleck; in der Kropfgegend ein breites, metallisch schwarzgrün glänzendes Band; Brust schwarz mit weißen Spitzensäumen, in den Flanken grau geschmitzt; Steiß schwarz und weiß gefleckt; Schwingen bräunlich-schwarzgrau; der lange, 18-, seltener 20federige, schwarze Stoß hat etwas vor dem Ende unregelmäßige weiße Flecke, welche auf dem gefächerten Stoß eine oder zwei Bogenlinien bilden; obere Stoßdecken schwarz mit weißen Endsäumen. Die Henne

ist auf Kopf, Hals und der ganzen Oberseite rostgelblich mit schwarzbraunen Querzeichnungen, welche auf dem Stoß ebensolche Binden darstellen, auf der trübweißen Kehle braungraue Flecke, Kopf rostbräunlich mit weißlichen Spitzensäumen, Brust etwas dunkler, auf jeder Feder eine schwarze Querbinde und weiße Spitze, welch letztere sich auf dem gleich gefärbten Unterleib vergrößert. Die Dunenjungen sind rostgelblich mit zwei braunen Längsstreifen auf der Stirn und je einem über dem Auge, ein dunkler Längsstreifen zieht sich über Genick und Hals. Der rostbräunliche Rücken ist schwarzbraun gefleckt, Unterseite blaßgelblich. Bei weiterem Federwechsel tritt beim Hahn bald eine schwärzliche Färbung hervor, während bei der Henne die roströtliche vorherrschend bleibt. Der beim Hahn sehr starke, hakenförmig abwärts gebogene Schnabel ist trüb gelblich-weiß, bei der Henne grauschwarz, mit helleren Schneiden. Über den Augen beider rote, warzige Auswüchse (Karunkeln oder Rosen genannt), welche bei dem Hahn, 4 bis 5 cm lang, das obere Augenlid umgeben, bei der Henne viel kleiner sind.

„Der A. (Urhahn, Brummhahn) ist ein Ureinsasse des Waldes (vgl. v. Riesenthal, Weidwerk), wie der ‚Auerochs', das Elch- und Rotwild; der Urhahn verlangt nach dem Urwald, er haßt den Menschen und sein Getriebe, weshalb er auch im Forst nach und nach vergeht, wenn nicht Mutter Natur ihm noch Stellen anzuweisen vermag, wo der Mensch mit seiner Qual wenig oder nichts ausrichten kann. Daher wird er sich im unwirtlichen Gebirge noch lange halten können, nachdem er in der Ebene längst verschwunden sein wird; wir sagen, „können", d. h. wenn und solange eine starke Weidmannshand seine Hege und Pflege übernehmen und jene Schießwütigen abhalten wird, ihr greuliches Unwesen zu treiben wie anderswo, besonders in Schweden und Norwegen. Die Ebene kann ihm auf die Dauer keinen Schutz gewähren, unzugängliche Brücher kann man trocken legen und andre ihm freundliche Dinge wegräumen, aber die unwirtlichen Felsen nicht, die kann man nicht abtragen, und selbst wenn man alles Holz verkaufen wollte oder könnte, die Ruhe jener Einöden und die ihm nötige Äsung verbleiben dem A., die Natur ruft dem Eindringling hier ein gebieterisches Halt entgegen; es liegt also lediglich am Menschen, sich diese Bundesgenossen dienstbar zu machen, zumal der verderbliche Strom der Zeit tiefer dahinrauscht und mit jenen Höhen wenig zu tun hat, wo man um das goldne Kalb zu tanzen allzuwenig versucht wird. Und kaum ein Wild bedarf zu seiner Erhaltung so des Menschen Schutz wie gerade das Auerwild; mag der Hahn noch so scheu und einsiedlerisch den größten Teil seiner Zeit als echter Misanthrop verbringen, kommt die Liebe über ihn, so macht sie ihn blind wie kein anderes Geschöpf, und seine Erlegung ist für den Sachverständigen nicht schwer; die Henne auf dem Gelege ist das Urbild naiver Dummheit oder mütterlicher Aufopferung, wie man es nennen und auffassen will; kurz, kein Wild ist menschlichem und tierischem Raubgesindel zugänglicher als das Auerwild. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, das bekundet der Urhahn drastisch, jener stolze Vogel mit den gemessenen Manieren, dem dunklen vornehmen Kleide, der stolzen Unzufriedenheit und Unumgänglichkeit und seiner einfältigen, blindgeschlagenen Verliebtheit, und je älter, desto närrischer." Zu Riesenthals Ausführungen über den Aufenthalt des Auerwildes ist übrigens zu bemerken, daß sie sich durchgehends auf mitteleuropäische Verhältnisse beziehen, denn in Nord- und Osteuropa findet sich dies Wild sehr zahlreich in den großen Waldungen der Ebene. Nicht das Gebirge, sondern die Ungestörtheit ist die Hauptsache.

Das Auerwild äugt und vernimmt sehr scharf, was schon manchem Jäger bei der Balz verhängnisvoll geworden ist, wenn die Henne mit ihrem „Gok gok" dem Hahn den Standpunkt klar zu machen wußte. Der Hahn schreitet ziemlich aufrecht einher, die Henne viel wagerechter, und wenngleich der Flug in gerader Richtung fördert, so ist er doch echt hühnerartig, d. h. bald ermüdend, mit unbehenden Wendungen und zum baldigen Einfallen auffordernd, daher der Hühnerhabicht mit wenigen Flügelschlägen seines Ziels, d. h. der Henne, gewiß ist; der Hahn ist ihm zu stark und schwer. Bei einem so hochgestellten Wild, wie das A. ist, kam neben der wahrheitsmäßigen Schilderung natürlich auch der Aberglaube zur unliebsamen Geltung, nach welchem der Hahn keine Zunge habe und die infolge des Liebestaumels durch unregelmäßige Verdauung verdünnte Losung der Same sei, welchen der Hahn auf dem ungewöhnlichen Weg von hinten der brünstigen Henne vom Ast herab zuströmen ließe u. a. Die Erklärung für die erstere Meinung liegt in dem losen Kehlapparat des Auerhahns, welcher nach dem Verenden mitsamt der Zunge in den Hals versinkt, vom Sachkenner zwar bald gefunden, vom Laien aber oft erfolglos gesucht wird; die Hennen haben diese Merkwürdigkeit nicht. Eine weitere Eigentümlichkeit des Auerhahns, die übrigens ähnlich auch bei Kranichen, Schwänen usw. vorkommt, ist seine auffallend gewundene Luftröhre, welche in der Gegend des Kropfes, vor ihrem Eintritt in die Brusthöhle, zwei bogenförmige Krüm-

mungen beschreibt, die, wenn durch das Verenden des Hahns die ganze Luftröhre zusammensinkt, sich ringförmig zusammenlegen. Auch dieser abweichende Bau fehlt den Hennen. W. Wurm (Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd) hat in den Rosen des Hahns einen roten, abfärbenden Stoff festgestellt, das Tetronerythrin.

Sehr auffällig sind ferner beim Auerhahn die anatomischen Verhältnisse des Gehörorganes, die eine vorübergehende Taubheit des Vogels während der als Schleifen bezeichneten Phase des Balzens bewirken. An der hinteren Wand des Gehörorganes befindet sich eine für gewöhnlich lose herabhängende, aber durch Bluteintritt schwellbare Hautfalte. Während des Schleifens findet durch die Anstrengung ein starker Blutandrang statt, die Hautfalte schwillt an und schließt oder verengt wenigstens den Gehörgang. Vielleicht wirkt hierbei auch der lange, nach hinten gerichtete Winkelfortsatz des Unterkiefers mit, der bei weitem Öffnen des Schnabels die Gehöröffnung zusammendrückt. Diese Frage ist noch immer nicht ganz aufgeklärt. Die Verminderung der Hörfähigkeit ist beim Auerhahn während des Schleifens so stark, daß er selbst Fehlschüsse aushält, und daß bekanntlich der Jäger beim Anspringen des balzenden Hahnes immer die Zeit des Schleifens zur Annäherung benutzt, da der Vogel dann brechende Äste, Anstoßen an Steine usw. nicht vernimmt.

Verbreitung, Aufenthalt.

Das Auerwild war zur Zeit, als Deutschland noch Urwälder hatte, bei uns verbreiteter als jetzt, aber wenngleich es in vielen Waldgebieten der Ebene verschwunden ist, wie wir schon erwähnten, so ist es in den Gebirgswäldern noch keine seltene Erscheinung und dank dem weidmännischen Interesse gekrönter Häupter wie reicher Grundbesitzer für jetzt wenigstens noch vor dem Aussterben gesichert. Es kommt jetzt noch mehr oder weniger zahlreich vor in den Gebirgswäldern von Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Krain, Tirol, Salzburg, in den schweizer und bayerischen Alpen im Fichtelgebirge, Fränkischen Wald, Steigerwald, Spessart, Sauerland, Thüringer Wald, Harz, Odenwald, in den schlesischen Gebirgen, den Vogesen, Ardennen, Pyrenäen, Karpathen, im Kaukasus, häufig ist es in Skandinavien, Nordrußland, Sibirien. In Schottland, wo es bereits verschwunden war, ist es mit gutem Erfolg wieder eingebürgert worden. Auerwildstände der Ebene gibt es in Niederschlesien, in Westpreußen, Pommern, Westfalen und andern Gegenden. Doch ist das Auerwild in manchen Gegenden gegen früher selten geworden. Bei entsprechender Sorgfalt würde das A. sich vielleicht noch weiter verbreiten lassen, zumal Züchtungsversuche günstige Resultate ergeben haben, wenn es nicht in seinem Aufenthalt so heikel wäre; denn so wenig Ansprüche es an die Äsung macht, um so viel mehr an seine Umgebung. Dichte Bestände und große Dickungen liebt es nicht, aber gemischte mit alten Überständern, recht verkommene Plenterwälder oder von Raupenfraß gelichtete Orte, ferner Stellen, wo sich Vaccinien, Wacholder und dergleichen Äsung bringende Gewächse ansiedeln, daher auch reine Kiefernforsten. Diese liebt es und hält zäh an ihnen, wenn und solange nicht große Kahlschläge, die es über alles haßt, es vertreiben oder vielmehr verderben, da es nicht fortzieht. Auch große, einsame Brücher, wo Moosbeeren wachsen, wählt es zu seinen Ständen, aber keine größern Wasserflächen in nächster Nähe.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der A. erinnert an den alten Keiler; wie dieser, führt er den weitaus größten Teil des Jahres ein einsames Dasein, welches nur durch der Leidenschaft Drang unterbrochen wird, aber nach deren Befriedigung sogleich wieder beginnt, denn der Hahn kümmert sich nicht im geringsten um die brütende Henne oder das junge Völkchen, er hat, wie ein Pascha, am Genuß genug. Er äst fast ausschließlich Knospen und zartes Grün von allerlei Gewächsen, von Nadelhölzern besonders Kiefern, und wie sein Wildbret danach beschaffen ist, kann man riechen, wenn er als Schaugericht auf den Tisch kommt. Nur gelegentlich nimmt er Schnecken oder kleine Insekten auf und verschluckt zur Verdauung viel kleine Steinchen, die durch diesen Prozeß ganz blank geschliffen erscheinen. Anders die Henne; sie äst in der besseren Jahreszeit so lange als möglich fast ausschließlich animalische Kost, die sie emsig vom Boden aufliest, hackt Puppen und Maden unter dem Moos hervor, lehrt auch die Jungen diese Äsung suchen, und erst, wenn die Beeren reifen, wendet sie sich diesen zu, wie im Herbst den Eicheln und Bucheln; im Winter muß sie natürlich auch von Knospen leben, vergreift sich aber an den kiefernen am wenigsten. Es vermindert sich mithin die verschrieene forstliche Schädlichkeit des Auerwilds auf ein Minimum, im Gegenteil möchte man sie auf einseitige Beobachtung zurückführen, auf einige ausgezupfte Pflänzlinge in Saatkämpen, während ihr nützliches Treiben eingehendere, leider aber meist fehlende Beobachtung erheischt. Bei sehr hartem Winter mit tiefem Schnee ziehen sich die Hähne in kleine Gesellschaften zu 4 bis 5 Stück zusammen und stehen die Nacht hindurch gedrängt auf dem Ast, um sich gegenseitig zu wärmen, verlassen auch bei ungestümem Wetter ihren Hochstand zeitweise

gar nicht, wozu sie auch keine Veranlassung haben, denn der Baum bietet ihnen die Äsung und der Schnee im Notfall die Tränke; unten aber harren ihrer manche Gefahren, denn sie können im tiefen, weichen Schnee schlecht laufen und aufstehen, und gerade bei solchem Wetter ist der Fuchs am tätigsten. Oft lassen sie sich jedoch auch in der Dickung förmlich einschneien und verwehen, so daß sie von wirklichen Schneeschanzen umlagert und geschützt sind. Dieses durch Tage der Not gekittete Zusammenleben hält aber nicht lange vor; sobald das Wetter heiterer wird, erwacht schon die Selbstsucht, sie trennen sich bereits im Februar, beziehen ihre alten Balzstände und fangen auch bald an sich zu räuspern; aber wenngleich sie schon im März mitunter recht hitzig balzen, so ist doch auf Ausdauer nicht sicher zu rechnen, denn plötzlich verschweigen sie bei schlecht gewordenem Wetter wieder und fangen erst nach vielen Tagen erneut an. Die Gegend entscheidet hierüber mit ihrem zeitigen, bzw. späten Frühjahr; doch kann man als Durchschnittszeit die vom Ausgang des März bis Ende April annehmen.

Geläuf des Auerhahns. (1/10 nat. Gr.)

So verschieden die Balzzeit ist, so auch der Stand des Hahns. Freilich wählt er meist alte Bäume mit starken, wagerechten Ästen, auf denen er bequem seine Gänge und Stellungen vorführen kann; doch steht er auch oft auf einem jüngern Baum ganz zwischen den Ästen versteckt; er läßt sich eben nichts vorschreiben. Die Balzarie oder der Balzgesang besteht aus vier Sätzen oder Schlägen: 1. dem Knappen (oder Schnalzen), 2. dem Triller, 3. dem Haupt- oder Abschlag und 4. dem Schleifen. Manche Jäger ziehen „Knappen" und „Triller" in einen Balzschlag zusammen und sprechen also nur von dreien. Der erste Balzsatz klingt wie „Klipp klipp klipp" und kann gut verdeutlicht werden, wenn man in ein hölzernes, zersprungenes, trockenes Faß mit einem Stöckchen sanft klopft; diesem Ton schließt sich ein sehr kurzer Triller an. Der nächste Satz ähnelt dem schnellen Entkorken einer Flasche oder dem Ton, der entsteht, wenn man sich mit dem Zeigefinger in den Mund fährt und ihn von der innern Backenseite schnell herausschnappen läßt; der letzte Satz klingt täuschend wie das Wetzen einer stählernen Sense an einem Schleifstein. Dieser Balzgesang ist aber keineswegs weithin hörbar und wird zum Heil des Hahns nur von einem geübten Ohr verstanden, trotzdem er schon am frühesten Morgen, noch bei tiefer Dunkelheit angestimmt wird, also bei größter Stille im Wald. Wenn die Morgendämmerung heraufzieht, balzt der Hahn am hitzigsten; vorher verschweigt er öfters. Während des Schleifens ist er wie taub (s. oben über die Taubheit beim Schleifen) und blind. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens baumt der Hahn zu den unten versammelten Hennen ab, setzt das Balzen zwar noch fort, macht lächerliche Sprünge und läuft, mit den Flügeln klatschend und sie nachschleifend, ähnlich wie der Haushahn um die Hennen, herum, kann aber doch dem brünstigen Hingeben der Hennen nun nicht länger widerstehen und betritt sie. Ein alter Platzhahn leidet schlechterdings keinen jüngern Nebenbuhler um sich und möchte vor Eifersucht bersten, rauft sich auch wacker um sein Eigentumsrecht; im Interesse der Fortpflanzung liegt es aber nicht, diese alten Paschas lange zu dulden, da sie die Hennen infolge mangelnder Kraft nur ungenügend betreten und vor lauter Eifersüchteleien und Raufereien oft gar nicht dazu kommen. Der Hahn hält sich nun am Tag versteckt, äst umher und schwingt sich gegen Abend auf seinem Balzbaum wieder ein, was sehr geräuschvoll, also weit hörbar, vor sich geht; er macht sich lang, würgt (worgt), balzt auch wohl zur Übung den Gesang einmal ab, tritt aufgeregt auf dem Ast hin und her, drückt sich aber bald an den Stamm, steckt den Kopf unter den Flügel und schläft ein. Oft fußt er zuerst auf einem tiefer stehenden Ast und überstellt sich nach und nach, bis er seinen Stand, etwa in 3/4 der Baumhöhe, erreicht hat. Die Stimme alter Hähne ist rauher als die der jüngern.

Ausgang April oder im Mai beginnt die Henne zu legen, nachdem sie sich dazu eine kleine Mulde ausgescharrt und oft genug eine so gefährdete Stelle gewählt hat, daß man über ihre Dummheit staunen muß; in der Nähe befahrener Wege, an einem Holzstoß sitzt sie mit der größten Seelenruhe auf ihren, je nach dem Alter der Henne, 6 bis 12 Eiern; nur ihr vom Boden schwer zu unterscheidendes Kleid kann ihr einigen Schutz gewähren. 27 bis 30 Tage brütet sie mit rührender Ausdauer und so fest, daß sie kaum die notwendigste Äsung aufnimmt, sich selbst des Lösens enthält, bis sich schließlich die Losung in großen Klumpen herausdrängt. Die den Eiern entfallenen Jungen laufen, kaum

abgetrocknet, hinter der Mutterher, deren erster Gang nach einem Ameisenhaufen gerichtet zu sein pflegt, mit dessen Puppen sie die kleine, muntere Schar regaliert. Die Jungen wachsen schnell heran, sind nach neun Wochen flugbar und baumen alsdann neben der Alten; nach zwei Jahren sind die Hähne ausgewachsen, nach dem ersten Jahr aber, wie die Hennen, schon balzfähig. Über die gelegentliche Verbastardierung mit dem Birkwild s. *Rackelhuhn*.

Von den Feinden des Auerwildes, zu denen alles vierläufige Raubzeug und die stärkeren Raubvögel zu zählen sind, hat die im allgemeinen sich mehr auf dem Boden aufhaltende Henne stärker zu leiden als der Hahn; besonders gefährdet sind die brütenden Hennen. In der Gefangenschaft ist Auerwild außerordentlich schwierig zu halten, doch kennt man einige Fälle, in denen sich das prächtige Federwild in Volieren sogar fortpflanzte.

Jagd.

Nur die Jagd auf den balzenden Hahn kann dem echten Weidmann Genugtuung bereiten, und man möchte beim Anblick eines anderweitig geschossenen Auerhahns unwillkürlich ausrufen: „Wie schade!", denn der zufällige Schuß auf den starken, so leicht im Flug oder gar im Sitzen zu schießenden Vogel ist doch nur Lehrlingsarbeit, der Hahn aber selbst faktisch zu nichts zu gebrauchen als zum Ausstopfen; das zähe Gericht spottet meist der mächtigsten Kinnladen wie des wütendsten Hungers, den obligaten Kiengeruch abgerechnet. (Altmeister Riesenthal hatte wohl nie Gelegenheit, die Künste einer guten Wiener oder Grazer Auerhahnköchin kennen zu lernen, sonst wäre er gewiß nicht zu diesem harten Urteile gelangt. In richtiger Zubereitung, die allerdings sehr kompliziert und auch nicht ganz billig ist, braucht man selbst einen alten Hahn nicht zu verachten.) Kennt man die Stände der „Hahnen", wie süddeutsche Jäger sagen, nicht, so spüre man umher, wo man sie vermutet, namentlich im Schnee, und wird bald die Fährte finden, die bei Beachtung der gegebenen Zehenmaße gar nicht zu verkennen ist. Nun schleiche man gegen Abend leise und gedeckt umher, horche auf das Einschwingen und das Worgen, orientiere sich dann einigermaßen und ziehe still davon. Am andern Tage geht man wieder hin und besieht die Örtlichkeit nun genau, sucht den Balzbaum und ebnet sich einen Pfad zum Anspringen, achtet auf in der Nähe stehendes Hoch- oder Rehwild, welches eine verdrießliche Störung bereiten kann und daher vorteilhaft durch Umherschleichen vergrämt wird. Eine gut schießende Flinte ist notwendig, die Büchse wegen oft noch mangelnden Lichts nicht zu empfehlen. Am zweckmäßigsten ist daher die Büchsflinte oder der Drilling als für alle Fälle verwendbar. Ist ein Kugelschuß (den übrigens viele Jagdherren für dieses edle Wild verlangen) absolut nicht möglich, dann schieße man mit 4 mm Schrot. Auch der Wind ist beim Anspringen wohl zu berücksichtigen. Bei gutem Gewehr ist es ziemlich gleichgültig, auf welche Stelle man den Hahn schießt, obgleich ein Schuß von hinten, besonders zwischen die Läufe, weniger Widerstand findet; oft wird der Jäger der Wahl überhoben und muß schießen, wie es eben der Augenblick bietet. Manche Jäger klemmen sich ein Zündhütchen auf das Korn, um es dadurch kenntlicher zu machen, doch möchten wir von vielen Künsteleien abraten; bei gut angeschlagener Flinte nehme man den A. gut zwischen die Hähne und lasse ihn etwas aufsitzen, dann kommt er gewiß herunter. Alles die freie Bewegung Hindernde oder am Jagdzeug Baumelnde lasse man ja weg und richte sich nur so ein, daß man zwischen 2 und 3 Uhr morgens etwa 200 Schritt vom Stand angelangt ist. Nun verhöre man, beruhige das durch angestrengten Marsch oder Bergsteigen wallende Blut, und hört man den Hahn, so schleiche man sich so nahe an ihn heran, daß man mit drei- bis viermaligem Anspringen in Schußnähe ist, was man am Tag vorher ausprobiert haben muß und zwar rücksichtlich etwaiger Windänderung von verschiedenen Seiten. Im schwierigeren Gelände wird man zumeist gut tun, bloß bis auf höchstens 100 m an den balzenden Hahn heranzubirschen und von da ab anzuspringen, so daß man nicht schon nach 3- bis 4maligem, sondern in der Regel erst nach 25- bis 30maligem Anspringen schußmäßig an den Hahn gelangt sein wird. Das ist ja auch kein Unglück, denn, wenn der Hahn gut balzt, hat man ihn trotzdem in durchschnittlich 8 bis 12 Minuten erreicht. Sowie der Hahn den Hauptschlag tut, macht sich der Jäger zu drei langen Schritten fertig, die er während des unmittelbar folgenden Schleifens vorwärts geht, nicht springt, daher es auch richtiger hieße, den Hahn „anschreiten", als anspringen; mit dem letzten Schritt muß aber der Jäger in jeder noch so unbequemen Stellung regungslos verharren, denn der Hahn ist dann mit dem Schleifen fertig, und so taub und blind er während desselben war, so hat er jetzt ebenso viele Augen und Ohren am Leib als Federn. So wartet nun der Jäger bis zum nächsten Schleifen, wo er dann abermals drei Schritt vorwärts geht, und so lange fort, wie nötig. Ist er in Schußnähe, so spannt er beim nächsten Schleifen das Gewehr, wenn er es nicht vorzog, mit dem schußfertigen anzuspringen, in welchem Falle er nun Dampf macht, wobei wir ihm ein herzliches Weidmannsheil mit

klarem Auge und ruhiger Hand wünschen. Hat man den Hahn zu nahe angesprungen, so ist es vorteilhafter, einige Schritte in derselben Art zurückzugehen, als sehr steil zu schießen, wobei ein Fehlschuß fast immer sicher ist. Merkt man, daß der Hahn launisch balzt und öfters verschweigt, so warte man, bis er einigemal hitzig gebalzt hat, und ereignet sich dies nicht, so lasse man ihn an diesem Morgen lieber ganz in Ruhe, weil man ihn allzuleicht vertritt. Es werden manche Jäger wie vom Fieber befallen, wenn sie den Hahn anspringen; diesen ist nur zu empfehlen, den Hahn einigemal ohne Flinte, bloß lernenshalber, anzuspringen; sie werden dadurch vertrauter mit ihm und ruhiger, auch wird ihnen die alsdann unbefangene Beobachtung des schwarzen Komikers gewiß viel Genuß gewähren; bei ruhiger Selbstbeherrschung und Kenntnis seiner Gewohnheiten wird man bald finden, daß die Jagd auf den balzenden A. zu den leichtesten Jagdarten gehört. Balzt noch ein oder der andere Hahn in der Nähe, so verhalte man sich nach dem Schuß ganz still, da jener den Knall vielleicht beim Schleifen gar nicht vernommen hat, daher auch noch angesprungen werden kann. Sind die etatsmäßigen Hähne abgeschossen, so bieten die etwa noch balzenden dem jungen Jäger eine kostbare Gelegenheit, sich im Anspringen zu üben; wird dabei einer vertreten, so tut es ja nichts, ist im Gegenteil bei Grenzhahnen sehr probat bezüglich uneingeladener Jagdgäste. Früher benutzte man Hunde, meist Steinbracken, den A. zu Baum zu treiben, wobei er, während er den *Auerhahnbeller* anäugte, geschossen wurde. Als zur hohen Jagd gehörig, wird der A. gestreckt und aufgebrochen. Man schärft hierzu vom Weidloch nach der Brust etwa 8 cm den Leib auf, schiebt dann die rechte Hand oberhalb des Magens bis zur Lunge ein, zieht mit gekrümmtem Zeigefinger das Gescheide ohne Leber heraus, läßt das Geräusch darin und löst den Weiddarm mit dem Messer aus. Junges Auerwild ist ziemlich schmackhaft, ohne delikat zu sein.

Literatur: E. Czynk, Das Auerwild, seine Jagd, Hege und Pflege; Wurm, Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd.

Auf, der, in früherer Zeit mehr und in Süddeutschland noch heute gebräuchliche Bezeichnung für den Uhu (s. *Eulen III, 4*).

aufbaumen (aufbäumen, aufholzen), von Marder, Katze, Eichhörnchen usw., einen Baum erklettern; von Vögeln, auf einen solchen fliegen.

aufblocken (aufhaken), s. *anhaken*.

aufbrechen, ein Stück Wild, aufschärfen und das Gescheide usw. aus ihm entfernen. Das A. des erlegten, nutzbaren Haar- und Federwildes, welches zur hohen (mittleren) Jagd gehört, muß sobald wie möglich erfolgen, damit das Stück vor dem Verderben bewahrt bleibt. Durch das Öffnen der ganzen Bauchhöhle und das Ausfließen des Schweißes kühlt das Wildbret schneller ab, es behält durch sofortiges Entfernen des Kurzwildbrets seinen guten Geschmack und kann länger aufbewahrt werden. — Bei dem zur Niederjagd gehörigen Haar- und Federwild spricht man von *ausweiden*, *auswerfen* und *ausziehen 1*.

Zum Aufbrechen des Wildes wählt man einen freien, berasten Platz, oder man bedeckt einen unberasten mit frischen Brüchen und streckt hier das Stück auf den Rücken. Das Geweih oder Gehörn (bei Hirsch oder Bock) liegt unter dem lang ausgestreckten Halse; Unterkiefer und Hals bilden eine gerade Linie. Bei der Arbeit dürfen Hut und Hirschfänger nicht abgelegt, auch die Rockärmel nicht aufgeschlagen werden, um nicht gegen den althergebrachten Brauch zu verstoßen und das Weidmesser zu verdienen. Der Jäger tritt nun vor den Kopf des Wildes und schärft die Haut vom Drosselknopf aus über die Mitte des Halses bis an die Brust auf, dann ergreift man den Schlund, löst ihn am Drosselknopfe ab und stößt ihn mit der rechten Hand so weit wie irgend möglich von der Drossel los, während die linke Hand das abgeschärfte Ende fest zuhält. Um das Herausfließen der Äsung zu verhüten, wird das obere Ende des Schlundes eingeschürzt oder verknotet; man schärft zu diesem Zwecke eine Handbreit vom oberen Ende des Schlundes das ihn umgebende rote Wildbret vorsichtig bis auf die weiße Schlundröhre rund herum ein und schiebt von diesem Einschnitt aus das Wildbret eine Handbreit nach der Brust hin zurück, so daß die eigentliche Schlundröhre 5 bis 7 cm lang frei wird. An dieser freien Stelle macht man entweder einen Knoten oder einen kurzen Längsschnitt und steckt das Ende des Schlundes mehrere Male hindurch, damit die Öffnung vollständig verschlossen wird. Nun tritt man zwischen die Hinterläufe, ohne dabei über das Stück zu schreiten, was als Verstoß gegen den Weidmannsbrauch angesehen wird. Man löst zunächst das Kurzwildbret aus, schärft dann von hier aus die Haut über die Mitte des Leibes bis an die Brust auf, ohne aber das unter der Haut befindliche Wildbret zu verletzen, löst die Brunftrute aus, macht dann zwischen dem Kurzwildbret dicht vor dem Schlosse einen kurzen Einschnitt in die Bauchmuskeln und schärft von hier aus die Bauchdecke bis an die Brust auf. Dieser Schnitt liegt also genau unter dem, der die Haut aufschärfte. Man führe ihn sehr vorsichtig, um das Gescheide

und die Blase mit der Messerspitze nicht zu beschädigen. Man nimmt deshalb die Messerspitze zwischen den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, die innere Handfläche nach oben gekehrt, steckt die beiden Finger mit der so maskierten Messerspitze in den kleinen Einschnitt im Bauchmuskel und schärft den Leib auf, wobei man fortwährend die Messerspitze zwischen den Fingern behält und mit den Fingerspitzen das Gescheide zurückdrängt. Nun greift man mit beiden Händen nach der vorderen Seite des Wanstes, sucht den vom Wanst aus durch die Brusthöhle nach dem Halse gehenden Schlund, den man in der Nähe des Rückgrates auf der linken Seite von sich aus gerechnet finden wird, zieht ihn in die Bauchhöhle herein und wirft, mit beiden Händen untergreifend, das Gescheide rechts neben das Wild. Hierbei hat man sich vorzusehen, daß der Schlund nicht abreißt und Leber und Nieren beschädigt oder mit herausgerissen werden. Hierauf bricht man das Schloß auf, indem man zunächst die Naht aufsucht, die sich durch eine nach innen hervorragende Erhöhung kennzeichnet. Diese Naht trennt man mit dem Genickfänger, bei alten und starken Stücken wohl auch mit dem Weidmesser oder einem leichten Beile und bricht dann das Schloß vorsichtig auseinander. Nun schärft man das Wildbret zwischen den Keulen bis an das Weidloch durch und löst den Weidbarm am Weidloch aus. Dann sticht man die an den inneren Seiten der Keulen befindlichen Brandadern auf, damit der darin enthaltene dunkle Schweiß ablaufen kann. Endlich schärft man den Drosselknopf ab, löst das Zwerchfell an den Seiten ab, sucht vor der Herzkammer die Drossel, zieht sie an die Herzkammer heran und samt dem ganzen Geräusch (Lunge, Herz, Leber) heraus, während man mit der rechten Hand durch Abschärfen der festgewachsenen Teile nachhilft. Zuletzt hebt man das aufgebrochene Stück vorn in die Höhe, läßt den Schweiß herauslaufen, steckt frische Brüche in den Leib und streckt das Stück auf die Seite. — Kann man das A. nicht sogleich vornehmen, so muß man das Stück Wild jedenfalls lüften, d. h. man schärft nur einen Teil der Bauchhaut über dem Pansen auf, macht in diesen einen Einschnitt, um die sich schnell entwickelnden Gase entweichen zu lassen, und löst das Kurzwildbret mit Brunstrute aus. Muß das Wild über Nacht liegen bleiben, so kann man ihm evtl. noch Zeitungspapier u. a. zum Schutz gegen Raubzeug zwischen die Schalen klemmen. — Beim Zerwirken wird zunächst das Geweih abgeschlagen oder besser abgesägt, die Haut längs der Brustmitte, dann etwa 8 cm über den Oberrücken des rechten Laufs rund um denselben und auf der Innenseite bis zur Mitte der Brust aufgeschärft; nun verfährt man ebenso mit dem linken Vorderlauf und mit den beiden Hinterläufen. Von diesen Einschnitten her löst man nun von vorn nach hinten die Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite ab. Die Lauscher bleiben an ihr, sowie ein kleiner Streifen rund um das Geäse, und der Wedel am Ziemer. Die Haut bleibt unter dem Wildbret ausgebreitet liegen, worauf die Blätter, erst das rechte, dann das linke in ihrer natürlichen Gestalt abgelöst, dann die Flanken von den Keulen bis zu den Rippen durchgeschärft, die drei ersten Rippen, wenn sie zum Jägerrecht gehören, abgelöst, von den übrigen getrennt und, nachdem das Rückgrat mit dem Weidmesser oder Blatt durchgeschlagen ist, mit dem Hals weggelegt werden. Hierauf macht man mitten über die übrigen Rippen mit dem Genickfänger einen Einschnitt, schlägt sie durch und legt sie auf die andere Seite, schärft auf der äußeren Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löst sie aus, hierauf die rechte, dann die linke Keule vom Ziemer und schlägt endlich das Rückgrat durch, wo der Rücken vom Ziemer getrennt werden soll. Bei diesen Verrichtungen mußte früher der Jäger stehen und sie je nach dem Zeremoniell im vollen Jägerzeug vornehmen. Jeder Verstoß wurde mit dem *Blatt* bestraft.

Aufbruch, das Gescheide und Geräusch. Das Gescheide besteht aus dem Magen (Pansen oder Wanst) und den Eingeweiden, ersterer bildet das große, letztere das kleine G.; das Geräusch (Gelünge) umfaßt Herz, Leber, Lunge und Nieren und fällt in der Regel als sog. kleines Jägerrecht dem Jäger zu.

aufdocken, das Hängeseil, den Hatz- oder Schweißriemen, eine Arche, kunstgerecht aufwickeln.

auffallen; 1) der Schweißhund fällt auf, wenn er eine Fährte anfällt. 2) Der Vorstehhund fällt auf, wenn er Wild markiert.

auffrischen, auch erneuern, die Wiederherstellung einer alten *Salzlecke*.

Aufgang der Jagd, ihr Beginn zu Ende der Schonzeit. Die Jagd auf Rothirsche geht z. B. am 15. August auf.

aufhaben, ein Geweih, Gehörn, Krickeln tragen (der Hirsch hat ein Geweih von zwölf Enden auf).

aufhaken s. *anhaken*.

aufheben, das Abbrechen, andernorts auch das Aufstellen des Jagdzeugs.

aufholzen, besonders vom Haarraubzeug für *aufbaumen* gebraucht.

Aufhütte, die Uhu- oder Krähenhütte bei der *Hüttenjagd*.

aufkluppen, das Zusammenbinden, Anfedern von Federwild, z. B. von Krammets-

vögeln zu einem Klub (Spieß), s. *Ganzvogel.*

auflaufen lassen, s. *anlaufen lassen.*

auflegen, 1) das Wild legt Feist oder Fett auf, wenn es fett wird; man sagt aber nicht, es wird fett oder feist. 2) Das Gewehr a., s. *anstreichen 3.*

aufnehmen. 1) Die Empfängnis des weiblichen Wildes oder Hundes bei der Begattung. 2) Das Aufrollen der Netze und Tücher. 3) Die Fährte oder Spur a., das Auffinden und Verfolgen derselben durch die Hunde. 4) Von einem in Dressur befindlichen Hunde, das zu Apportierende aufheben. 5) Sich a. oder aufstehen, das Auffliegen des Federwilds.

Aufsatz, früher vielfach das Visier der Büchse; heute bedient man sich dieses Ausdrucks nur für das Visier des Geschützes.

aufschärfen, Aufschneiden und Trennen von Haut oder Schwarte des Wildbrets mit dem Messer.

Aufschlag (forstlich) s. *Altersklasse 1.*

aufschlagen, das Bearbeiten einer Salzlecke durch Rot- oder Rehwild mit den Läufen.

aufschrauben s. *schrauben.*

aufschwingen, wenn Raub- und andere starke Vögel sich auf einen Baum setzen.

aufsetzen, das Geweih, Gehörn, ein solches hervorbringen, z. B. der Hirsch hat 14 Enden aufgesetzt.

aufsitzen s. *abfallen 1.*

aufsitzen lassen, auf den untern Rand des Zielobjekts zielen; läßt man z. B. das Blatt eines Rehbocks aufsitzen, so zielt man auf dessen unteren Rand. Die Ansichten, ob es vorteilhafter sei, die Büchse so einzuschießen, daß man ein Ziel von gegebener Größe a. l. muß, um in die Mitte zu treffen, oder ob man die Visierung so einrichten soll, daß die Büchse Fleck schießt, sind geteilt. Wir ziehen Letzteres vor, schon weil man bei der verschiedenen Größe der Ziele das A. l. nicht überall durchführen kann. Beim Rehbock müßte z. B. (18 cm Blatthöhe angenommen) die Büchse 9 cm Hochschuß haben; bei dieser Treffpunktlage würde man aber beim A. l. eine Krähe oder ein sonstiges kleines Ziel überschießen. Büchsen mit gestreckter Flugbahn sollte man immer auf Fleck einschießen.

aufsprengen, ein Wild aufjagen, besonders bei Rebhühnern gebräuchlich.

Aufsprung s. *Absprung 3.*

aufstechen, das Aufjagen (Aufschrecken) des Hasen aus dem Lager.

aufstecken, das Befestigen eines Bruchs am Hute.

aufstehen, das Auffliegen von Federwild; auch von Hasen und Schalenwild gebraucht, wenn es sich aus dem Bette auftut; bei kleinem Federwild sagt man aufstieben.

aufsteigen, das kreisende Emporschrauben der Raubvögel in die Höhe; das Emporklettern von Mardern u. dergl. an Gebäuden, steilen Bergwänden usw.

aufstieben s. *aufstehen.*

Aufstieg heißt die Stelle, wo der Luchs, die Katze, der Marder hinaufklettert, z. B. an einer Wand (vgl. *Absprung 2*).

aufstöbern, niederes Wild durch Treiber oder Hunde (Stöberhunde) vom Boden aufjagen.

aufstoßen (auftun, aufschrecken), besonders Hasen und Rebhühner aufscheuchen.

auftreten, größeres Federwild — Auer- und Birkwild, Trappen — aus hohem Bodenüberzug aufjagen.

auftun, Wild, es aufscheuchen, gilt heute namentlich vom niederen Wilde. Sich a. im Gegensatze zu sich niedertun, aufstehen, sich erheben, vom Schalenwilde.

aufwerfen, bei Schalenwild und Hunden das plötzliche und schnelle Hochnehmen des Hauptes infolge einer verdächtigen Wahrnehmung, um zu äugen oder zu vernehmen.

Aufzucht, die einer Brut angehörenden jungen Trappen und Auerhühner, wie auch das Aufziehen derselben und die hierzu gebrauchten baulichen und sonstigen Anlagen. Bei Feldhühnern und Fasanen gilt hierfür der Ausdruck Aufzug.

Aufzug s. *Aufzucht.*

Auge, Benennung des Sehorgans bei den meisten Jagdtieren; gewöhnlich gebraucht man jedoch bei allem Schalenwild den Ausdruck Lichter, bei Hasen, Kaninchen und dem Haarraubzeug Seher.

äugen, sehen, sowohl von Hunden (Wind- und Hatzhund), die auf das Auge suchen, als auch vom Wild gebraucht, wenn es umherspäht.

Augenkrankheiten des Hundes. Einstülpung des Augenlides. Das untere, seltener das obere Augenlid findet man nach innen eingerollt, so daß die Wimpern des Lides mit der Bindehaut und Hornhaut in Berührung kommen; bei Hunden gewisser Rassen (Hühnerhunden, Schweißhunden) ziemlich häufig; gewöhnlich ist der Fehler angewölft, wahrscheinlich ist die Anlage zu der Krankheit auch vererblich. Der fortwährende Reiz durch die Haare verursacht Tränenfluß, Zwinkern der Lider und die Ansammlung von zähem, grauem Schleim in den Augenwinkeln. Meist kommt es zur Entstehung mehr oder weniger heftiger Bindehautentzündungen, seltener von Hornhautentzündungen. Sichere Abhilfe schafft nur eine Operation, die darin besteht, daß ein Hautstück in möglichster Nähe des umgebogenen Lidrandes herausgeschnitten wird. Die Operation muß ein Tierarzt ausführen.

Ausstülpung des Augenlides. Bei Hunden mit tief liegenden Augäpfeln findet man das untere Augenlid dann und wann nach außen gerollt. Die hauptsächlichsten Ursachen des Leidens sind Schwäche des Kreismuskels der Augenlider, sowie Auflockerung und Erweichung des Lidknorpels. Die Bindehaut des Auges ist sichtbar, sie erscheint gerötet und geschwollen, und es besteht eine erhebliche Absonderung von Tränen und Schleim. Zunächst ist eine tägliche Behandlung der Lidbindehaut mit dem Alaun- oder Kupfervitriolstift zu versuchen; kommt man auf diese Weise nicht zum Ziele, so muß von einem Tierarzte ein Stück des betreffenden Augenlides herausgenommen werden.

Bindehautentzündung. Ursachen sind Erkältung, Fremdkörper (Staub, Haare, Einstülpung des Augenlides), das Staupegift, andere Ansteckungsstoffe. Die Krankheit äußert sich durch Rötung und Schwellung der Bindehaut, Absonderung einer wässerigen, schleimigen, schleimig-eiterigen oder rein eiterigen Flüssigkeit. In einzelnen Fällen findet man auf der Innenfläche zahlreiche dunkelrote, hirsekorngroße Knötchen; die Nickhaut ist vom Augapfel abgehoben und über die Hornhaut vorgeschoben. Die schweren Formen der Bindehautentzündung zeichnen sich durch Schmerzhaftigkeit, Lichtscheu und durch Übergreifen der Entzündung auf die Hornhaut aus. Die Behandlung besteht in Entfernung etwaiger Fremdkörper, Ausspritzen des Bindehautsackes mittels einer kleinen Wundspritze, Einträufeln einiger Tropfen Zinkvitriollösung (0,5 bis 1,0 g in 100 g destilliertem Wasser gelöst). Bei eiteriger Bindehautentzündung ist der Bindehautsack mehrmals täglich mit 1proz. Kreolinwasser zu reinigen, bei chronischem Verlaufe wird 2- bis 3mal täglich eine kleine Portion Quecksilberoxydsalbe (3,0 bis 5,0 Teile Quecksilberoxyd zu 100 Teilen Vaseline) auf das untere Lid gestrichen. Ist die Nickhaut hochgradig ergriffen, so muß der Tierarzt eine Operation vornehmen.

Hornhautentzündung. Die Hornhautentzündung wird meist durch mechanische Ursachen (Verletzungen, Einstülpung des Augenlides, Reiz der äußeren Luft bei unvollkommenem Lidschluß) oder durch Fortpflanzung eines Entzündungsprozesses von der Bindehaut auf die Hornhaut hervorgerufen. Sie äußert sich durch Verminderung des Glanzes der Hornhaut, graue, graublaue oder gelbe Trübungen, die sich entweder über die ganze Hornhaut oder nur über einen kleinen Bezirk derselben verbreiten. Dabei können Lichtscheu, Tränenfluß und Sehstörungen bestehen. Dann und wann kommt es zur Entwickelung eines Hornhautabszesses. Dieser zeigt sich als ein gelber Fleck, welcher durch Eiteransammlung hervorgerufen wird. Günstig ist es, wenn der Abszeß nach außen aufbricht; bricht er dagegen nach der vorderen Augenkammer durch, so kommt es zu gefährlichen Entzündungsprozessen im Augeninnern. Auch Geschwürsbildung entsteht in der Hornhaut nicht selten. Man findet dann einen Substanzverlust mit grauem Grunde und blaugrauer oder graugelber Umgebung. Hornhautgeschwüre sind gefährlich, weil sie häufig zu einem Durchbruch der Hornhaut und dadurch zum Abfließen des Wassers der vorderen Augenkammer, Vorfall der Regenbogenhaut und der Linse und anderen schweren, tiefgreifenden Veränderungen führen. Behandlung: Täglich 3- bis 6mal 10 Minuten lang das kranke Auge mit 4proz. Borwasser bähen. Verband; Anlegen einer Augenkappe.

Augensproß (Augsproß), der, das unterste Ende am Rot- und Damhirschgeweih, das unmittelbar über der Rose entspringt (s. *Geweih*).

aus! (laß!) ruft man dem Vorstehhund zu, wenn er den apportierten Gegenstand loslassen soll.

ausarbeiten, einen Leit- und Schweißhund, ihn dressieren.

ausbeeren, das Wegnehmen der Ebereschbeeren aus den Dohnen durch Drosseln und andere Kleinvögel, Rotwild, Rehe, Mäuse usw.

ausbleien, das Entfernen von Blei aus den Gewehrläufen. Besonders bei Flintenläufen mit Würgebohrung setzt sich in der Mündung leicht Blei ab, das man am besten mit einem *Krätzer* entfernt. Das A. von Büchsläufen überläßt man zweckmäßig dem Büchsenmacher.

ausbrechen, wenn Sauen, Wölfe usw. aus dem Treiben entkommen. Flüchtet Hochwild im Treiben seitwärts, so bricht es ebenfalls aus, geht es aber, gegebenenfalls gewaltsam, durch die Treiber zurück, so nennt man das durchbrechen.

ausbringen, ausbrüten.

aus der Haut schlagen s. *abstreifen*.

ausfahren, 1) wenn Fuchs oder Dachs neue Röhren oder Baue ausgraben. 2) Fuchs, Dachs und Kaninchen fahren aus dem Bau, Sauen aus dem Lager oder Kessel, wenn sie den Bau oder Kessel verlassen.

Ausfährte, die aus einem Bestande hinausstehende Fährte.

ausfallen, Federwild fällt aus den Eiern aus, wenn es ausschlüpft.

Ausflammen des Gewehres. Manche Schützen feuern vor dem eigentlichen Schießen einen Schuß in die Luft ab, um das im Laufe befindliche Öl zu entfernen. Eine praktische

Bedeutung hat das A. nur bei stark gefetteten Büchsläufen, da Versuche in der Versuchsstation Neumannswalde ergeben haben, daß z. B. durch Öltropfen nahe der Mündung die Geschosse leicht zum Überschlagen gebracht werden können, jedenfalls wird durch starke Fettung die Treffpunktlage beeinflußt.

ausführen. 1) Einen Hund ins Revier mitnehmen; war besonders ein beim Leithund üblicher Ausdruck. 2) Die alte Fähe führt die Jungfüchse aus, wenn sie diese unliebsamer Störungen halber vom Baue fortführt und in einen andern Bau, eine Dickung oder ins Getreide bringt. 3) Wenn Wild, welches in Bauen lebt, bei Anlage eines neuen oder beim Aufräumen oder Vergrößern eines alten Baues Erde herausschafft, so führt es die Erde aus.

Ausgang s. *Auswechsel.*

ausgeben (Halsgeben) der Hunde, das Lautwerden bei der Verfolgung einer Fährte oder Spur.

ausgefiedert ist Federwild, wenn es die Mauser hinter sich hat.

ausgehen, 1) das Verfolgen der Fährte oder Spur eines Wildes auf dem Schnee, bis man es gefunden, ausgemacht hat. Beim Rotwild wird die Fährte bestätigt (bestattet), nicht ausgemacht. 2) A. heißt ferner, wenn Bär oder Dachs nächtlicherweile das Lager, bzw. den Bau verlassen.

ausgelegt s. *Auslage.*

ausgeschossen ist 1) ein Büchslauf, wenn durch seine Benutzung die Felder so weit abgenutzt sind, daß das Geschoß nicht mehr geführt wird. Übrigens tritt die Abnutzung mehr durch Putzen als durch das Schießen selbst ein. Daß eine Büchse a. ist, erkennt man an mangelhafter Schußleistung und an Querschlägen in der Scheibe. Durch etwas stärkere Geschosse kann man die Büchse oft wieder brauchbar machen, lange wird das Mittel aber nicht vorhalten. Ist der Lauf noch stark genug, so kann er für ein größeres Kaliber ausgebohrt werden. 2) Ein Jagdrevier ist a., wenn der Wildstand ganz oder größtenteils abgeschossen ist.

ausgraben der Füchse, Dächse usw. aus dem Bau, s. *Dachs,* Jagd, Fang.

aushalten (halten); wenn Wild vertraut den Jäger oder den suchenden bzw. vorstehenden Hund herankommen läßt, so hält es gut aus, oder hält, andernfalls nicht. Vor Eintritt ungestümen Wetters pflegt manches Wild sehr scheu und unstät zu sein; ist es dies ohne genannte Veranlassung und gegen seine sonstige Gewohnheit, so darf der Jäger auf Beunruhigung durch Wilddiebe oder wildernde Hunde schließen und hat danach seine Maßregeln zu treffen.

ausheben. 1) Um ein von den Hunden gedecktes (gefangenes) Schwein mit dem Hirschfänger, sofern es nicht lebendig verwendet, z. B. ausgesetzt werden soll, abzufangen, hebt es, um die Gefahr für Jäger und Hunde zu verringern, ein starker Mann an den Hinterläufen in die Höhe, wodurch es fast unschädlich wird, da es, nur auf den Vorderläufen stehend, sich kaum bewegen kann. Geringe Schweine hebt stets ein Mann aus, bei stärkeren Sauen sind mitunter zwei Männer erforderlich. Die Hauptsache dabei bleibt beherztes Zufassen und unverbrüchliches Festhalten der Hunde. 2) Junge Vögel aus dem Horste oder Neste nehmen, wird ebenfalls a. genannt.

ausknebeln; Hunden, die sich verfangen, d. h. verbissen haben, mit einem Tförmigen Eisen oder einem Holzknebel den Fang öffnen.

Auslage, die Stellung der Stangen eines Geweihes oder Gehörns zu einander; man unterscheidet daher breite und steile A., adjektivisch: breit ausgelegt usf.

Ausländer bedürfen nach manchen Jagdgesetzen (z. B. preußische Jagdordnung § 22 Ziff. 5) zur Pachtung von Gemeindejagden der Genehmigung der Behörde. Ferner müssen sie in den meisten Ländern bei Lösung eines Jagdscheins Bürgschaft stellen und eine höhere Jagdscheingebühr bezahlen als Inländer.

auslassen; 1) dem Schweißhunde mehr Riemen geben, damit er weiter vorhin suchen kann; 2) ein dicht vor dem Schützen aufstehendes Stück Wild bis auf gute Schußweite auslaufen oder ausstreichen lassen, um es nicht zu sehr zu zerschießen.

auslaufen. 1) Die Jungen des am Boden brütenden Federwildes laufen sofort aus, wenn sie ausgefallen (ausgeschlüpft) sind. 2) Der Schütze läßt einen Hasen (Kaninchen, Fuchs) a., wenn er das zu nahe angelaufene oder aufgeschreckte Wild eine Strecke weit — bis auf richtige Schußentfernung — auslässt, um es nicht zu sehr zu zerschießen. 3) Tücher, Netze, Lappen a. lassen, sie abrollen, abhaspeln.

auslösen, 1) in Schlingen oder Dohnen gefangene Vögel herausnehmen, auch den Fuchs und anderes Raubzeug aus dem Eisen befreien. 2) Bei dem zur hohen Jagd gehörigen Wilde die Keulen aus der Pfanne drehen.

ausmachen, den Stand eines Stückes Wild durch Abspüren, Verhören, Beobachten feststellen. Auch sagt man vom Hühnerhund, er habe die Hühner ausgemacht, wenn er sie nach guter Suche gefunden, gut angezogen und gestanden hat (vgl. *bestätigen*).

ausmausern, die Mauser beendigen.

ausnehmen, kleines Federwild *ausziehen.*

ausöden s. *ausschiessen 1.*

auspochen (austrommeln), einen Marder oder Iltis, der auf Scheunenböden usw. steckt,

durch Lärm mit allerlei Instrumenten, besonders Kettengerassel, Sensenwetzen, Trommeln, Pfeifen, aus seinem Schlupfwinkel vertreiben. Es ist dies zwar ein sehr sicheres Mittel, das Raubzeug zu erlegen, wenn gute Schützen richtig angestellt sind, aber mit der größten Vorsicht auszuführen, da häufig Unglücksfälle vorkommen. In einem solchen Fall trug einer der Auspochenden eine Pelzmütze, sah durch eine Luke und wurde von dem vorgestellten Schützen totgeschossen, da ihn dieser für den Marder hielt.

ausräuchern (ausschmauchen), einen Marder oder Fuchs. Bisweilen steckt der Marder in einem hohlen Baum, den man nicht fällen darf, so daß man dem Marder nicht anders beikommen kann, als daß man vor der Höhlung ein Schmauchfeuer anlegt, dessen Rauch diese erfüllt und somit den Marder zum Herausfahren zwingt, in welchem Fall er dann herabgeschossen werden kann. Manchmal erstickt aber auch der Marder im Baum. Ebenso verfährt man mit dem Fuchs im Bau, den man nicht graben kann. Ihn jedoch aus einer Notröhre auszuräuchern, aus der er nicht heraus kann und darin qualvoll verenden muß, während man ihm doch anders beikommen kann, halten wir für grausam, daher unweidmännisch. Es ist auch vielfach üblich, das im Bau steckengebliebene Frettchen auszuräuchern.

ausrecken. Ein Hirsch oder Rehbock hat ausgereckt — ver(r)eckt —, wenn das Geweih oder Gehörn unter dem Baste fertig ist und gefegt wird.

Ausreißer beim Büchsenschießen, ein Schuß, der trotz gutem Abkommen eine erheblich größere Abweichung im Treffpunkte hat als die übrigen. Der A. kann im Gewehre wie in der Patrone seine Ursache haben. Bei guten Gewehren bzw. tadelloser Munition darf er nicht vorkommen, denn die Zuverlässigkeit der Waffe sinkt dadurch erheblich.

Ausriß (Eingriff), die Eindrücke, welche das Wild bei Abgabe eines Schusses mit den Schalen im Boden macht. Der A. des getroffenen Wildes ist stets stärker als der bei bloßem Schreck, also gewöhnlicher Flucht entstehende.

ausschieben. Wenn Schwarzwild den Kessel oder das Lager verläßt, so schiebt es sich aus, im Gegensatze zu einschieben, einschlagen.

ausschießen. 1) Eine Jagd durch gänzlichen Abschuß alles Wildes ausöden. Geschieht leider oft kurz vor Ablauf der Pachtzeit, um dem neuen Pächter nichts im Revier zu lassen (ausschinden, ausöden). — 2) Im eingerichteten Jagen, alles eingestellte und auf den Lauf kommende Wild erlegen. — 3) Sämtliche mitgenommenen Patronen verschießen, heißt sich a. — 4) Ein Gewehr a., s. *ausgeschossen 1.*

ausschinden, eine Jagd, s. *ausschießen 1.*

ausschlagen, 1) das hohe Zeug, dieses vor dem Stellen auf dem Boden gerade auslegen, damit es sich nicht verdreht. 2) Früher schlug man auch das Geweih des erlegten Hirsches mit dem Weidmesser aus; jetzt wird es ausgesägt.

ausschmauchen s. *ausräuchern.*

ausschneiden; der im Eisen gefangene Fuchs usw. schneidet sich aus oder ab, wenn er sich den durch die Bügel eingeklemmten Lauf, die Standarte usw. abbeißt.

Ausschuß, die Stelle am Wildkörper, wo das eingedrungene Geschoß ihn verließ. Die Körperseite heißt die Ausschußseite.

ausschütten, seltener Ausdruck für Junge werfen.

ausschwingen, sich, gleichbedeutend mit *abreiten.*

Ausstattung des Gewehres, sein äußerer Ausputz.

Ausstieg, die Stelle, wo der Fischotter regelmäßig aus dem Wasser an das Land steigt; man erkennt ihn außer an den Spuren auch an der Losung und den Gräten der dort verzehrten Fische.

ausstreichen 1) (austreten, vertreten), die Fährten durch Verstreichen mit der Hand, einem Strauchbesen oder Vertreten mit dem Fuß den Wilddieben oder zu anderem Behuf unkenntlich machen. 2) a. l a s s e n, Flugwild eine gewisse Entfernung dahinfliegen (streichen) lassen, ehe man schießt; es hat den Zweck, das Wild nicht zu sehr zu zerschießen. 3) Den Vorstehhund a. l., ihn viel **Feld** nehmen lassen.

Austernfischer (Haematopus L.), eine Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Nur drei kurze Zehen, Schnabel kräftig, länger als der Lauf, seitlich abgeflacht, mit scharfen Schneiden; Lauf vorn und hinten genetzt; zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut; an den Zehenrändern ein häutiger Saum; erste Schwinge die längste, Stoß gerade, nicht abgerundet. — Von den etwa 12 bekannten Arten lebt allein die folgende bei uns:

A u s t e r n f i s c h e r (Haematopus ostralegus L., Haematopus hypoleuca Pall., Haematopus balticus et orientalis Brehm; europäischer Austernfischer, gescheckter, rotfüßiger Austernfischer, Austernfresser, Meer-, See-, Strand-, Wasserelster, Klubick). Länge 38 bis 42 cm, Stoß 10,6, Schnabel etwa 7, Lauf 4,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Im Sommerkleid die Oberseite vorherrschend schwarz, Unterseite vom Kopf an weiß, ebenso ein großer Längsfleck auf dem Flügel, die Unterseite der Flügel, Unterrücken, Bürzel

und ein kleiner Ring unter dem Kinn. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel an der Wurzel hoch gelbrot, nach der Spitze hin gelblicher; Ständer rötlich-fleischfarbig; Iris karminrot. Im Winterkleid ist der Ring unter dem Kinn größer, auch ein weißer Fleck unter dem Auge; sonst ist es dem vorigen gleich. Im Jugendkleid spielt die Oberseite ins Bräunliche, die Federn haben helle Säume und die Unterseite ein trüberes Weiß. Schnabel trübbräunlich, nach der Spitze gelblich; Ständer rotbräunlich; Iris rötlich. Der A. ist als Brutvogel an den europäischen Küsten von Norwegen bis Spanien zu finden, außerdem am Schwarzen und Kaspischen Meer; liebt felsige Ufer mit kurzen Gräsern ganz besonders. Nur Mangel an genügender Nahrung verleitet ihn zum Zug. Er lebt von denselben Würmern und Wassertieren wie seine Verwandten, trägt mithin seinen Namen ohne Grund. Die vier Eier von bald birnförmiger, bald bauchiger Gestalt messen etwa 55 : 40 mm, haben auf lehmfarbigem oder grünlichem Grund zunächst graue Schalenflecke, dann violettbraune und zuletzt fast schwarze Flecke, Schnörkel und Punkte. Wer die Scharen der Strandvögel zu beobachten Gelegenheit hatte, wird unter ihnen bald eine Gruppe kräftiger, schwarzweißer Vögel gewahren, die offenbar das Kommando führen, welches ihnen von den anderen Arten auch gern eingeräumt wird. Aufmerksam auf alle Gegenstände und Ereignisse ihrer Umgebung, sieht man sie stets tätig und munter untereinander umherhasten, spielen und scherzen, aber auch raufen, denn der A. ist ein trotziger Geselle, der keine Beleidigung ungerochen läßt. Aber trotz dieser Händel herrscht gewaltiger Korpsgeist unter dieser Schar, welcher sich beim Annähern eines Feindes sofort und drastisch äußert. Wie ein gereizter Bienenschwarm stürmen sie ihm entgegen und drängen und stäuben ihn so gewaltig daß er schleunigst davonzukommen sucht. Besonders haben sie die Eier und Junge heimtückisch stehlende Rohrweihe auf dem Strich. Der A. erinnert sehr an die Kiebitze mit ihrem mutigen Tun und Treiben, nur ist er viel stärker. Woher er seinen unpassenden Namen hat, ist schwer begreiflich, da er mit seinem Schnabel unmöglich eine Austernschale öffnen, die verschlossene aber nicht verwerten kann. Er schwimmt und taucht ganz wacker, wodurch er sich vor manchen Nachstellungen schützt, denen er durch stärkere Falken wie auch durch den Seeadler ausgesetzt ist. Seine Stimme ist ein lautes, schrilles Pfeifen, das zur Paarungszeit in einen förmlichen Triller übergeht.

Austernfresser s. *Austernfischer.*

austreten; 1) Rot-, Dam- oder Rehwild tritt aus, wenn es aus dem Holz auf einen Schlag, ein Feld usw. zieht. 2) Das Wild tritt in oder aus der Brunst zu Beginn oder Ende derselben. 3) Eine Fährte a., s. *ausstreichen 1.*

austrommeln s. *auspochen.*

auswandern, Federwild (Fasan usw.), wenn es dauernd sein bisheriges Standrevier verläßt.

Auswechsel (Ausgang, Ausfährte), die Stelle, an der ein zur hohen Jagd gehöriges Stück Wild den Bestand verläßt, um in einen anderen einzuwechseln.

ausweiden, das Gescheide herausnehmen; bei allem zur Niederjagd gehörigen Haar- und Federwild üblicher Ausdruck, vgl. *auswerfen* und *ausziehen.* — Das A. des zur hohen Jagd gezählten Haar- und Auerwildes heißt *aufbrechen.*

auswerfen, das Gescheide eines Hasen oder Kaninchens mit Leber, Lunge usw. herausnehmen, damit das Wildbret nicht verdirbt. Man legt den Hasen dazu auf den Rücken, drückt die Keulen auseinander, macht einen etwa 3 cm langen Einschnitt in die Bauchhaut, greift mit der flachen Hand bis an das Zwerchfell, faßt den Schlund, drückt ihn zusammen und zieht ihn mit dem Gescheide heraus. Hierbei darf man aber den Weidarm nicht zerreißen, welcher dicht am Weidloch ausgelöst wird. Ein Öffnen des Schlosses (wie bei Hoch- und Rehwild) ist nicht nötig. Dann nimmt man das Geräusch heraus und hebt den Hasen an den Löffeln hoch, damit der Schweiß abläuft. Bei wärmerem Wetter ist das A. baldigst, womöglich ehe Hase oder Kaninchen auskühlen, vorzunehmen; bei Frostwetter erst beim Streifen.

auswirken, aus der Haut schlagen beim hohen, edlen Haarwild, s. *aufbrechen.*

auswischen, 1) irgend eine von den Jägern zu verfolgende Richtung im Walde kenntlich machen, was durch Umwickeln der Bäume mit Strohseilen oder durch Aufstellen von Strohwischen auf Stangen geschieht. Es ist dies bei Jagden, an denen im Revier unbekannte Schützen teilnehmen, oder für die nachfahrenden Jagdwagen notwendig. 2) Ein Gewehr a., es nach dem Schießen von den Rückständen des Schusses reinigen. Es geschieht dies mit dem Putzstock oder einem Wischstrick und Lappen oder Werg. Dabei empfiehlt sich, das Laufinnere bald nachher gut einzuölen, damit der Lauf nicht rostet.

Auswurf, das herausgenommene Gescheide beim Niederwild, s. *Aufbruch.*

auszeichnen; Bezeichnung jener Stämme, die herausgehauen oder stehen bleiben sollen, durch Anschalmen, Anreißen, Ankalken, Umbinden mit Stroh oder Wieden.

ausziehen, 1) einen Zweig mit einem Widerhaken durch das Weidloch in den Leib eines

Vogels stecken, um das Gescheide herauszuziehen. Man bewahrt dadurch Fasanen, Hühner usw., welche aufgehoben und verwendet werden sollen, vor dem Anbrechen. 2) Wild zieht von Holz zu Felde aus (umgekehrt ein), wenn es austritt. 3) Der Jäger zieht mit dem Schweißhunde aus, wenn er mit ihm ins Revier geht. 4) Die Jägerei zieht zur Jagd aus, wenn sie diese ausüben will.

Automatisches Gewehr (Selbstlader), Gewehr, bei dem die Entfernung der abgeschossenen Patronenhülse, das Laden einer neuen Patrone und das Spannen des Schlosses durch die Pulvergase, d. h. den Rückstoß, selbsttätig erfolgt. Es gibt zurzeit 4 Systeme a. G. oder Rückstoßlader. Beim ersten sind die Läufe fest und der Verschluß federt (Federverschluß); beim zweiten besitzt das Gewehr festen Lauf und verriegelten Verschluß, wobei die Betätigung des Mechanismus durch Pulvergase eingeleitet wird. Die Gase werden nahe der Mündung durch eine Durchbohrung des Laufs in einen Nebenlauf geleitet, wo sie auf einen Kolben drücken und damit die gewünschte Arbeit leisten. Ein anderes Prinzip ist das des beweglichen Laufes mit verriegeltem Verschluß (Browninggewehr). Ein viertes System tritt uns in der Sjögrenflinte entgegen, hier ist der Verschluß mit dem festen Lauf starr verriegelt. Beim Schuß wird durch den Rückstoß die Verbindung zwischen Lauf und Verschluß gelöst. Von a. Jagdgewehren sind z. B. die Browningflinten und -büchsen die besten und werden viel geführt.

A. Infanteriegewehre sind bisher noch nirgends endgültig eingeführt, obwohl mehrere recht gute Entwürfe vorliegen. A. Pistolen gibt es in allen modernen Heeren.

Avosette s. *Säbelschnäbler.*

B.

Bache, das weibliche Wildschwein vom Beginne des 3. Lebensjahres an. Es heißt dann zweijährige B., im vierten Lebensjahre dreijährige und endlich starke oder grobe B.

Bachsaibling s. *Lachse II, 3.*

Backe, ein backenartiger Ansatz am Gewehrkolben, der beim Anschlag an die Wange gelehnt wird. Die Schaftbacke ist wohl für Jagdgewehre von den Scheibenbüchsen, wo sie geradezu unförmliche Gestalt angenommen hat, übernommen worden. Für Militär- und Jagdgewehre hat sie keinen Wert, obwohl sie in Deutschland sich noch an den meisten Jagdwaffen befindet. In England ist sie gar nicht beliebt und fehlt selbst an den teuersten Gewehren. Jetzt scheint man auch in Deutschland allmählich davon abzukommen.

Bad, die Stelle, wo Hühnervögel sich im Sande gebadet haben.

Baillonsches Rohrhuhn s. *Sumpfhuhn 3.*

Balance des Gewehres. Eine Flinte balanciert gut (hat eine gute Gewichtsverteilung), wenn der Schwerpunkt bei Kipplaufgewehren etwa 7 cm vor dem Kammerende der Läufe bzw. dem Stoßboden liegt, also etwa im Scharnierbolzen. Liegt der Schwerpunkt weiter nach vorn, so hat das Gewehr Vordergewicht, liegt er weiter zurück, so ist Hintergewicht vorhanden. Ein Gewehr mit Hintergewicht ist in der Führung handlicher und trägt sich bequemer als ein solches mit Vordergewicht. Dagegen ist etwas Vordergewicht beim Schießen auf bewegliche Ziele vorteilhaft, weil man dadurch das Gewehr besser mitschwingen kann.

Balg, das Fell des Hasen, Kaninchens und niederen Haarraubzeuges, mit Ausnahme des Dachses, der eine Schwarte besitzt.

Balgbrett (Spannbrett), ein Brett, auf welchem die Bälge frisch gestreiften Raubzeugs ausgespannt getrocknet werden, damit sie nicht verderben oder unansehnlich werden. Man benutzt dazu gewöhnlich abgehobelte, nach einer Seite sich verjüngende, also schmäler werdende Bretter, deren Kanten abgerundet sind. Da die Bälge von verschiedener Größe sind, so gibt man dem B. am untern Ende eine Breite von etwa 30 cm und läßt es nach oben bis etwa 10 cm schmäler werden; wenn es eine Länge von 150 bis 180 cm hat, so hat es dann auch die verschiedenen Breiten für alle Fuchsbälge. Für Marder und Iltisse müssen die Bretter natürlich schmäler sein; für starke Wildkatzen und Fischotter wird das Fuchsbrett verwendbar sein. Näheres hierüber s. *spannen.*

Ball (Boll, Keif), der, das Verbellen eines Stückes Schwarzwild durch Hunde. Auf den B. oder Keif hetzen, die Hunde nach jener Stelle schicken, wo andere Hunde oder der Finder ein Schwein verbellen (ballen). Man nennt diese Jagd Ballhatz.

Ballen, die Sohlen der ungeschalten Säugetiere und die Erhöhungen an der Unterseite der Schalen bei den Huftieren.

Ballenzeichen (Vierballenzeichen, die vier Ballen), ein gerechtes Hirschzeichen, das beim sogenannten Übereilen entsteht, wobei der geringe Hirsch den Hinterlauf etwas über den Tritt des Vorderlaufs hinwegsetzt und dabei

im geeigneten Boden oder Schnee die Ballen der beiden Läufe sichtbar abdrückt; s. *Fährtenzeichen 10.*

Ballhahn s. *Birkhuhn,* Jagd.

Ballistik, die Lehre vom Schuß. Die Vorgänge, die sich beim Schuß im Inneren des Laufes abspielen (Entzündung und Verbrennung des Pulvers, Arbeit des Pulvers, Gasdruck, Bewegung des Geschosses im Lauf, Rückstoß und Laufvibration) sind Gegenstand der inneren B. Mit den Vorgängen außerhalb des Laufs (Anziehungskraft der Erde, Luftwiderstand, Abgangsrichtung, Rotation, Fluggeschwindigkeit und Flugbahn des Geschosses) beschäftigt sich die äußere B.

Balz, die (der), Akt und Zeit der Begattung des Auer-, Birk- und Haselwildes, der Fasanen, Trappen und Kraniche.

Balzarie (Balzgesang), die Laute, welche der Auerhahn während des Balzens von sich gibt; s. *Auerhuhn,* Lebensweise.

balzen, beim Federwilde, dessen Begattung *Balz* genannt wird, die durch Ausstoßen der Balzlaute geäußerte Begehrlichkeit des Hahns. Die Begattung seitens des Hahnes heißt (be)treten.

Balzfedern (Balzstifte), kleine, aus Horn bestehende Fransen an den Seiten der Zehen der Auerhähne.

Balzkragen s. *Auerhuhn,* weidm. Ausdrücke.

Balzplatz, der Ort, wo Auer- oder Birkwild zu balzen pflegen.

Balzsprung, der vom Auer- oder Birkhahn in der Verzückung auf dem Boden (Bodenbalz) ausgeführte Sprung.

Balzstifte s. *Balzfedern.*

Balzvögel, alle Vögel, deren Begattung Balz genannt wird (Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, Trappen, Kraniche, seltener Schwäne und Schnepfen).

Balzzeit, die Periode, innerhalb deren die *Balzvögel* ihre Liebesspiele treiben und sich begatten.

Banddamast s. *Damast.*

Bandwürmer der Fasanen. Im Darme der Fasanen leben mehrere Bandwurmarten. Bei Anwesenheit zahlreicher Würmer (z. B. Davainea friedbergeri u. D. echinobothrida) kommt es zu mehr oder weniger schweren Katarrhen des Darmes und zu Veränderungen des Blutes. Dann und wann tritt die Bandwurmkrankheit seuchenhaft in Fasanerien auf. Zur Entfernung der Parasiten aus dem Darme gibt man dem Vogel, je nach seinem Alter, 1 bis 3 g pulverisierte Arekanuß, mit Butter zu Pillen gemacht, ein.

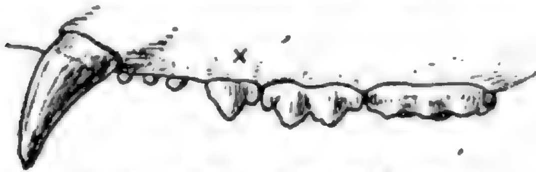
Bandwürmer des Hundes. In den meisten Fällen beeinträchtigen die B. das Wohlbefinden der Hunde nicht. Taenia echinococcus kann allerdings schwere Darmentzündung, ja selbst wutähnliche Symptome (Beißsucht, Veränderung der Stimme, Unterkieferlähmung) hervorrufen. Man gibt gegen B. 2 bis 8 g Kamala, mit Honig, Sirup oder Milch angerührt, innerhalb einer Stunde. Zur möglichsten Verhinderung der Bandwurminfektion lasse man die Hunde nicht aufsichtslos umherbummeln und Abfälle auf der Straße oder gar in Schlächtereien fressen. Vor allen Dingen müssen sie an der Aufnahme mit Wasserblasen (Finnen) durchsetzter Organe von Schlachttieren verhindert werden. Diese letzteren sind regelmäßig durch Verbrennen unschädlich zu machen. Desgleichen muß der mit Bandwürmern durchsetzte Hundekot sorgfältig gesammelt und verbrannt oder mit Soda-, Kreolin- oder Karbolwasser übergossen werden. Ferner ist es sehr anzuempfehlen, alle Hunde von Zeit zu Zeit einer Bandwurmkur zu unterwerfen.

Die B. d. H. sind 1. T a e n i a s e r r a t a. 0,5 bis 1 m lang, bis 0,5 cm breit. Die Finne, aus welcher sich der Bandwurm entwickelt, lebt in Hasen und Kaninchen (Cysticercus pisiformis); 2. T a e n i a m a r g i n a t a. 1,5 bis 3 m lang, Breite der reifen Glieder etwa 0,5 cm. Die Glieder in der Mitte der Kolonie fast quadratisch, am Rande wellig, die reifen Glieder sind wesentlich länger als breit. Die Finne des Bandwurmes lebt im Rind, Schaf, Schwein und der Ziege; 3. T a e n i a c u c u m e r i n a. Höchstens 2 mm breiter Bandwurm, der 5 bis 30 cm lang wird. Glieder kürbiskernförmig. Der Bandwurm ist äußerst häufig. Die Finne im Hundefloh und im Hundehaarling; 4. T a e n i a c o e n u r u s. Bis 1 m lang. Die vorderen Glieder sehr kurz, die mittleren quadratisch, die am Ende befindlichen viel länger als breit. Finne im Gehirn der Wiederkäuer, vor allen Dingen des Schafes (Drehkrankheit); 5. T a e n i a e c h i n o c o c c u s. Höchstens 4,4 mm lang, aus 3, selten 4 Gliedern bestehend. Der Jugendzustand in der Leber, Lunge, Niere usw. des Schweines, Rindes, Schafes und auch des Menschen.

Taenia cucumerina.
(Nat. Gr.)

Bär (Ursus), eine Gattung aus der Familie der Bären (Ursidae), die zur Gruppe der Arctoidea in der Ordnung der Raubtiere oder Carnivora gehört. Die zoologischen Merkmale

der Gattung Ursus sind: Plumper Körper mit sehr starken, langbekrallten Läufen, sehr kurzem Bürzel, abgerundeten, weit auseinanderstehenden Gehören, kleinen Sehern, großer Nase. Die nackten Sohlen berühren beim Auftreten ganz den Boden (Sohlengänger), an Vorder- und Hinterbranken sind je 5 Zehen vorhanden. Der Schädel ist gestreckt, mit breit abstehenden Jochbögen. Eckzähne sehr kräftig, der obere etwas länger und schlanker als der untere. Hinter ihnen stehen oben und unten je drei sehr kleine, bei erwachsenen Bären oft völlig oder teilweise ausfallende Lückenzähne. Die übrigen Backenzähne sind niedrig und breitkronig, der Reißzahn (Abb. 1 ×) kaum von den andern zu unterscheiden, die Höckerzähne mit unregelmäßigen Höckern versehen, die letzten besonders



1. Obere Backenzähne des Bären.

lang. Der ganze Bau des Gebisses deutet auf großenteils vegetabilische oder omnivore Ernährung. Die alte Linnésche Gattung Ursus ist neuerdings in mehrere Gattungen geteilt, so wird der Eisbär in eine besondere Gattung Thalassarctus gestellt, der Lippenbär in die Gattung Melursus usw. Die Bären leben zur Hauptsache in der nördlichen kalten und gemäßigten und in einigen, meist gebirgigen Ländern der heißen Zone.

Weidmännische Ausdrücke.

Die jagdlichen auf den B. bezüglichen Ausdrücke sind folgende. Die Füße heißen Branken (Pranken), auch wohl Tatzen, die Augen Seher, die Ohren Gehöre, der Schwanz Bürzel, das Fell Decke oder Haut, das Fett Feist. Der B. geht von oder zu Holze, er erhebt sich, wenn er sich auf den Hinterbranken aufrichtet oder auch, wenn er sein Lager verläßt; er erniedrigt sich, wenn er sich auf alle Viere niederläßt. Ferner schlägt er sich ein, wenn er sich in sein Winterlager zurückzieht. Die Begattungszeit heißt Bärzeit. Die Bärin bärt, setzt oder bringt Junge. Besonders starke Exemplare heißen Hauptbären, auch unterscheidet man Mittelbären und Jungbären. Die Haut des erlegten B. wird abgeschärft. Der Bär hat, als zur hohen Jagd gehörig, eine Fährte und einen Wechsel.

Beschreibung.

In Europa kommt nur der braune Bär, auch wohl Landbär genannt, vor (Ursus arctos L.), dessen Färbung sehr stark von gelblichem Fahlbraun bis zu dunklem Schwarzbraun wechselt, so daß man früher verschiedene Arten annehmen zu müssen glaubte. Cuvier unterschied einen Ours brun und einen Ours noir, Eversmann einen stärkeren Aasbären (Ursus cadaverinus) und einen geringeren Ameisenbären (Ursus formicarius), doch hat Middendorf festgestellt, daß es in Europa nur eine Art des Landbären gibt, die allerdings Schwankungen in bezug auf Stärke, Färbung, Gebißverhältnisse und Lebensweise ausgesetzt ist. Ein Hauptbär kann über 2 m lang und an der Schulter etwa $1^1/_4$ m hoch werden; dabei hat er zur Feistzeit ein Gewicht von 200 bis 250 kg. Unter günstigen Verhältnissen werden B., wie man an gefangenen beobachtet hat, bis etwa 50 Jahre alt; doch erreichen sie ein solches Alter in der Freiheit wohl nur ausnahmsweise.

Verbreitung, Aufenthalt.

In Europa bewohnt der B. hauptsächlich Skandinavien vom 58. Grad nordwärts, Rußland, Siebenbürgen und die übrigen Gebirgsländer des Südostens sowie die höheren Gebirgszüge des Südens. Noch vor zwei Jahrhunderten kam er auch in den deutschen Gebirgswaldungen vor, zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch in Sachsen, Pommern, Hannover usw. Einzelne halten sich noch in Graubünden und im Wallis auf, von wo gelegentlich ein oder das andere Stück auf deutsches Gebiet hinüberwechselt.

Als Stand liebt der B. große, ruhige Waldungen, in Südosteuropa auch wohl weite Sumpfgebiete wie die Rokitnosümpfe.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der B. führt meist ein einsames Leben, nur die Bärin mit den Jungen sieht man familienweise zusammen, und in der Bärzeit (Paarungszeit) sucht der B. die Bärin auf. Das geschieht im Sommer, etwa Juni und Juli. Die Jungen werden im Januar gebracht (gebärt) und zwar in sehr wenig entwickeltem Zustande, etwa in der Stärke einer Ratte. Gegen 4 Wochen bleiben ihre Seher geschlossen. Sie tragen anfangs ein mausgraues Kleid mit weißem, mehr oder minder vollständigem Halsring, der sich verschieden lange hält und zuweilen noch bei ausgewachsenen Stücken sichtbar ist. Während der ersten Zeit des Säugens nimmt die Alte keinen Fraß zu sich, so daß sie arg abkommt. Überhaupt sind die B. im Frühjahr sehr schlecht bei Leibe, da sie während der kalten Zeit sich in ein Winterlager an geschützten Plätzen einschlagen und eine Art von Winterschlaf halten. Dies Lager findet sich unter den Wurzeln von Windfällen oder unter Felsen usw., sehr selten im Geäst von Tannen, wird gelegentlich auch wohl gewechselt,

wenn milderes Wetter den B. herauslockt und er behufs Tränkens oder um Fraß zu suchen umherschweift. Trotz seiner scheinbaren Plumpheit ist der B. doch viel schneller und gewandter, als man denkt. Er kann sehr flüchtig sein, klettert gut und rinnt trefflich. Unter seinen Sinnen steht das **Witterungsvermögen** obenan, auch vernimmt er fein, am wenigsten gut ist das Vermögen, scharf zu äugen, was schon aus der Kleinheit der Seher zu schließen ist. Der Fraß unseres Petz besteht zu einem großen Teil, besonders im Herbst, wohl überwiegend aus Pflanzenstoffen, wie Beeren und Waldobst, Pilzen, reifendem Getreide, namentlich Hafer und Mais. Außerdem verschmäht er nicht allerlei niedere Tiere, wühlt Ameisenhaufen auf und schätzt den Honig sehr, den er nicht nur den Nestern wilder Bienen und Hummeln entnimmt, sondern auch den Bienenstöcken, wo sich solche in seinem Gebiete finden lassen. Außerdem aber schlägt er Wild und Haustiere, anfänglich wohl meist von Not und Hunger getrieben, dann auch, weil er Geschmack am Wildbret gefunden hat. Teils überfällt er seine Beute aus dem Hinterhalt, teils schleicht er sich heran, bis er sie in einigen mächtigen Sätzen erreichen kann, teils jagt er sie, besonders Haustiere, bis zur Ermattung. In spärlicher bevölkerten Gegenden kommen die B. bis in die Dörfer und brechen gewaltsam in Ställe und Hürden ein. In der Gefangenschaft hält man B. 20 bis 30 Jahre lang nur mit Brot und Wurzeln. Von Naturell ist der braune B. im allgemeinen ziemlich gutmütig, besonders in den Gegenden, wo er vorzugsweise von Pflanzenkost lebt. Hat er öfter Wild oder Haustiere geschlagen, so tritt die Raubtiernatur mehr in ihr Recht. Ungereizt, und wenn er nicht in die Enge getrieben ist, geht der B. dem Menschen aus dem Wege; ist er aber verwundet und an der Flucht gehindert, so wird er zu einem sehr ungemütlichen Gegner, der unglaublich rasch seinen Feind annimmt, ihn mit Brankenschlägen niederschlägt oder aufgerichtet mit den Vorderbranken erdrückt. Die **Jagd** wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Der B. läßt sich treiben, wie manche anderen Wildarten, und kommt, wenn das Treiben sachkundig ausgeführt wird und die Schützen richtig angestellt sind, ziemlich sicher zu Schuß. Auch auf dem Anstand wird mancher B. erlegt, sei es an reifenden Hafer- oder Maisfeldern, die er sehr gern aufsucht, oder bei den Resten eines geschlagenen, nicht ganz aufgefressenen Raubes, zu dem der B. wiederzukommen pflegt. In Rußland ist eine sehr beliebte Jagdart das Aufstören des B. aus dem Winterlager, wobei dieser manchmal langsam und schläfrig, manchmal aber auch plötzlich und ungestüm aus seinem Lager bricht. Da der angeschossene und nicht gleich tödlich getroffene B. oft, nicht immer, den Schützen, wenn er ihn eräugt, annimmt, so ist ruhiges Blut und sichere Hand,

2. Vertraute Fährte des Bären. ($^1/_{10}$ nat. Gr.)

von guten Gewehren abgesehen, bei der Bärenjagd durchaus erforderlich. Ein Kampf mit blanker Waffe gegen einen B. bleibt immer eine höchst ernste Sache, da letzterer „Bärenkräfte" besitzt und viel behender ist, als man gewöhnlich wegen des plumpen Aussehens glaubt. Auf die Jagdarten, wie sie außerhalb Europas angewendet werden, einzugehen, würde den Rahmen dieses Buches überschreiten. Die Decke des B. ist geschätzt und gesucht als Teppich, Schlittendecke usw. Vom Wildbret werden vorzugsweise Keulen und Branken benutzt, doch sagt der Geschmack nicht jedermann zu.

Literatur: A. Krementz, Der Bär.

Barbe s. *Karpfenfische IV, 1.*

barbieren (rasieren), einem Wildschwein, welches parforce gejagt oder gehetzt werden soll, die Gewehre abstumpfen, damit es den Hunden weniger gefährlich ist.

bären, das Begatten des Bären und Setzen der Jungen.

Bäreneisen, ein starkes Tellereisen zum Fangen der Bären; auch ein der Saufeder ähnlicher Spieß.

Barsche (Percidae) gehören zu den Stachelflossern (Acanthopteri). Knochenfische mit länglichem, seitlich zusammengedrücktem Körper, der mit Kammschuppen bedeckt ist. Bartfäden fehlen. 2 Rückenflossen, deren erste nur Stachelstrahlen aufweist; sie sind häufig durch einen Hautsaum miteinander verbunden. Die Bauchflossen sind brustständig. Schwimmblase geschlossen, d. h. ohne Verbindungsgang mit der Speiseröhre. 4 Gattungen bei uns.

I. Gattung: Perca.

Beide Rückenflossen voneinander getrennt; Kiemendeckel mit 1 Dorn; Zähne gleichmäßig hechelförmig.

F l u ß b a r s c h, Bars (Perca fluviatilis L.); Körper messinggelb mit 6 bis 9 dunklen Querbinden und dunkelolivgrünem Rücken. Am Ende der Rückenflosse gewöhnlich ein schwarzer Fleck. Bauch- und Afterflosse rot. Maul stark bezähnt. Wird selten über 30 bis 35 cm lang und wiegt dann 0,5 bis 1 kg. In allen wärmeren, nicht zu stark getrübten Wasserläufen und stehenden Gewässern. — Laicht April bis Juni 200000 bis 300000 Eier in netzartigen Schnüren an Wasserpflanzen; wächst recht langsam. Ist ein gewaltiger Räuber, der kleineren Weiß- und Jungfischen mit Ausdauer und Gewandtheit nachstellt; besonders gern nimmt er Laich an. — Das feste, weiße Fleisch, namentlich von größeren Exemplaren, wird hoch geschätzt. In rationell bewirtschafteten Teichen ist der B. wegen seiner starken Vermehrung und Gefräßigkeit nicht zu dulden, aus Seen und Wildwässern aber kaum zu vertreiben. Als Angelfisch hat man den B. gern, er beißt im Sommer morgens und abends leicht an die mit Wurm oder Fischchen beköderte Grund- und Spinnangel.

II. Gattung: Lucioperca.

Beide Rückenflossen voneinander getrennt; Kiemendeckel ohne Dorn; zwischen den kleinen Zähnen einzelne größere, kegelförmige (Hundszähne).

Z a n d e r, Schill, Fogosch, Amaul (Lucioperca sandra Cuv. et Val.). Kopf und Körper gestreckt; Rücken und Seiten grünlichgrau, Bauch weißlich; auf den Seiten dunkle, verwaschene Querbinden. Rücken- und Schwanzflossen gewöhnlich schwarz punktiert. Wird bis gegen 80 cm lang; liebt tiefere Seen und Flüsse mit leichtbewegtem Wasser und hartem Grund; vornehmlich in Ost- und Mitteleuropa heimisch. — Der Z. laicht vom April bis Juni an flachem Ufer bis zu 300000 stark klebende Eier an Wasserpflanzen und bewacht Eier und Brut. Wachstum rasch. Sehr gefräßiger Raubfisch, der aber nur kleinere Fische, Würmer, Insekten usw. frißt. — Diese Eigenschaften, wie auch sein hoch bewertetes, festes Fleisch machen den Z. zu einem beliebten Beisatzfisch in geeignete, tiefere und nicht zu warme Gewässer. Wird im Herbst gern mit der Spinnangel gefangen, als Köder dienen ganze oder in Streifen zerschnittene Weißfische.

III. Gattung: Acerina.

Rückenflossen miteinander verbunden, die vordere höher als die hintere. Maul unterständig; Zähne gleichmäßig klein (Samtzähne).

K a u l-, R o t z b a r s c h (Acerina cernua L). Körper kurz, gedrungen, sehr schleimig; Schnauze stumpf. Rücken und Seiten olivgrün mit unregelmäßigen, dunklen Flecken und Punkten. Rücken- und Schwanzflosse mit Punktreihen. Wird kaum länger als 20 cm. In den Flüssen Norddeutschlands häufiger als im Süden, hält sich auf sandigem oder kiesigem Boden in der Tiefe auf. März bis Mai werden 50 000 bis 100 000 gelbliche Eier an Steinen in Schnüren abgesetzt; lebt von kleineren Fischen, Brut und niederen Tieren. Das schmackhafte Fleisch wird besonders im Osten, wo der K. massenhaft gefangen wird, viel und gern genossen; für die Fischereiwirtschaft ist der Fisch aber bedeutungslos. Wird an der Grundangel an Maden- oder Wurmköder in Flußläufen oft gefangen.

IV. Gattung: Grystes.

Umfaßt zwei aus Amerika 1883 eingeführte Barscharten, die, obwohl noch recht selten, doch wegen ihres wirtschaftlichen Wertes Erwähnung verdienen. Es ist der S c h w a r z b a r s c h (G. nigricans Günth.) und der F o r e l l e n b a r s c h (G. salmoides Günth.), beides Raubfische, die sich dadurch von den

anderen erwähnten Barschen unterscheiden, daß die vordere der beiden verbundenen Rückenflossen niedriger als die hintere ist. Beide Barsche sind gute Angelfische, die in ähnlicher Weise wie der Flußbarsch gefangen werden.

Bart, die Schnurrhaare des Hasen, Fuchses, Otters, der Katze u. a. Ebenso nennt man die in der Brunftzeit oben am Rücken des Gemsbockes angesetzten, stark verlängerten Haare, die eine wertvolle Trophäe bilden (Gemsbart).

Barteule s. *Eulen II, 8.*

Bartgeier, s. *Geier I, 1.*

Bartgemse (der Bartgams), der alte Gemsbock in der Brunft, wenn er den Bart, die stark verlängerten Haare oberhalb der Blätter, trägt.

Bärzeit, die Begattungszeit der Bären.

Baskūle, das Gehäuse bei Kipplaufgewehren.

Basset, eine französische Hunderasse, in Deutschland sehr selten, in England als Luxushund gehalten. In Frankreich und Belgien findet er zur Stöberarbeit Verwendung. Heute gibt es eine größere Anzahl von glatt- und rauhhaarigen Varietäten. Der B. ist ein schwerer, niedriger, langgestreckter, meist dreifarbiger, nach unseren Begriffen höchst unschöner Hund, dessen Figur eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Teckels besitzt. Kopf dem des Bloodhound ähnlich, lang und schmal, mit starkem Hinterhauptsbein, schweren Lefzen, Stirnfalten, sehr langen, tief angesetzten Behängen. Kehlwamme. Tiefe, breite Brust. Vorderläufe nur etwa 10 cm lang, gerade oder leicht gekrümmt. Bürstenrute. Schulterhöhe etwa 28 bis 36 cm; Gewicht 14 bis 22 kg.

Bast, die von weichen Haaren bedeckte Haut, welche die wachsenden Geweihe und Gehörne der Hirsche und Rehböcke überzieht, nach vollendetem Wachstum von oben herab trocknet und vom Träger an Holzstangen und Sträuchern gefegt (abgerieben) wird; deshalb nennen auch viele Jäger den B. das Gefege.

Bastdohne, ein aus Bast gefertigtes Gerät zum Vogelfang.

Bau, die unterirdische Wohnung der Füchse, Dächse, Katzen, Kaninchen, Iltisse usw., welche sich diese selbst auszugraben pflegen. Man unterscheidet Hauptbaue oder Mutterbaue, welche oft viele Röhren, d. h. Ein- oder Ausfahrten, haben und mit dem Kessel, dem eigentlichen Aufenthaltsraum, in Verbindung stehen; oft enthält ein solcher B. auch mehrere Kessel für verschiedene Familien. Liegt solcher B. im Gestein, so kann er selbstverständlich nicht gegraben werden; aber auch im weichen Boden hat dies der vielen Röhren und unterirdischen Verbindungen wegen seine Schwierigkeiten. Ferner unterscheidet man Notbaue, die oft nur einzelne Röhren (Not- oder Fluchtröhren) sind oder auch einen kleinen Kessel haben; sie werden nur zum gelegentlichen Quartier, selten zur Aufnahme der Jungen benutzt. Auch einzelne Biberpaare haben Baue; führen aber ganze Kolonien ihre wunderbaren Bauten im Wasser auf, so nennt man diese Burgen.

baumen, gleichbedeutend mit *aufbaumen.*

Baumfalke s. *Edelfalken I, 6.*

Baumfalle s. *Fallen II, 2.*

Baumgans s. *Gänse II, 1.*

Baumgansente s. *Gänse II, 2.*

Baummarder s. *Marder 1.*

Baumschlag, die Verletzung der Rinde stehender Bäume durch Anstreifen fallender Nachbarbäume.

Baumschulen (Blumenanlagen). Wenn Wild in B. Schaden anrichtet, können nach vielen Jagdgesetzen ihre Besitzer auf Antrag von der Behörde ermächtigt werden, dieses Wild selbst während der Schonzeit zu erlegen. Wird der Antrag nicht gestellt, so kann unter Umständen darin ein mitwirkendes Verschulden bei Entstehung des Wildschadens erblickt werden, welches den Ersatzanspruch ganz oder zum Teil aufheben kann (s. auch *Gärten, Weinberge*).

Beagle (kleiner Hasenhund), englische Hunderasse, Zwergform des *Harrier.* Behaarung kurz oder drahtig. Schulterhöhe 25 bis 40 cm. Gewicht 11 bis 12 kg. Vorzüglicher Hasenstöberer. Jagt in Meuten, denen die Jäger zu Fuße folgen.

beäugen, besehen, betrachten.

Bechstein, Dr. Johann Matthäus, am 11. Juli 1757 in Waltershausen (Thüringen) geboren. Studierte in Jena neben Theologie auch Naturwissenschaften und trat dann zum Forstfach über. 1795 gründete B. auf Kemnote bei Waltershausen eine Lehranstalt für Forstwirtschaft und rief eine „Sozietät für Forst- und Jagdkunde" (Zeitschriften: „Annalen" und „Diana") ins Leben. 1800 wurde er Direktor der neu gegründeten meiningenschen Forstakademie Dreißigacker; dort starb B. als Geh. Kammer- und Forstrat am 23. Februar 1822. Die letzten Leithunde, von denen die Literatur Kenntnis gibt, kamen vom Württembergschen Jägerhof nach Dreißigacker, wo mit ihnen zur Ausbildung der jungen Forstleute Behänge, teilweise unter B.s persönlicher Leitung, gemacht wurden. B.s Hauptgebiete waren Vogel- und Pflanzenkunde, in dieser Hinsicht zählt er zu den Begründern der modernen Forstwissenschaft (s. *Jagdliteratur*).

Bechsteindrossel s. *Drosseln 7.*

beeren, die Aufnahme von Beeren durch Federwild.

Beerensträucher sind sehr wertvoll für die Wildhege. Sie liefern Deckung, Schutz und Äsung, namentlich in öden Gegenden auf Moor, Torf und dürftigen Heideböden. Sie sind für alles Wild wichtig, besonders aber für Birk- und Moorwild. Man zählt hierher die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus). Sie wird sehr gern von Feder- und Schalenwild angenommen. Im Winter äsen letzteres und die Waldhühner auch manchmal die Knospen und grünen Spitzen. Preißelbeere (V. vitis idaea). Die roten Beeren sind eine Lieblingsäsung des Birk- und Haselwildes. Das Schalenwild nimmt die Blätter. Ihretwegen stehen Rehe, manchmal auch Rotwild, im Winter im Moor. Von derselben Bedeutung sind die Rauschbeere oder Sumpfbeere (V. uliginosum) und die Moosbeere (V. oxycoccus).

befahren, die Benutzung der Lagerstätte durch diejenigen Wildarten, bei denen jene Bau genannt wird (der Fuchs befährt den Bau); auch in adjektivischem Sinne, um die Tatsache der neuerlichen Benutzung anzudeuten (ein befahrener Bau).

beflogen (flugbar, fluchtbar), sind junge Vögel, sobald sie fliegen können, also nachdem ihnen die Fluchten (Schwingfedern) gewachsen sind.

Begang, der Gang, den ein Jagdschutzbeamter in seinem Revier unternimmt; auch wohl sein Dienstbezirk selbst.

begehen, ein Revier, es zwecks Beaufsichtigung regelmäßig besuchen.

begehren, die Begattung der Katzen; beim Schwarzwild gleichbedeutend mit annehmen, den Jäger angreifen.

Begleitung s. *Jagderlaubnis.*

Behang. 1) Die hängenden Ohren der Jagdhunde, man spricht von gut und schlecht behangenen Hunden. 2) B. oder Behänge, früher das einzelne Lehrjahr des angehenden Jägers, deren er drei beim Lehrprinzen hauptsächlich zur Erlernung der Leithundsarbeit durchzumachen hatte. 3) Die Arbeitszeit des Leithundes im Laufe des Jahres.

behängen, den Leithund anhalsen, mit ihm ausziehen, um mit ihm zu arbeiten und einer Fährte nachzuhängen.

Behäng(e)zeit, die Jahreszeit, in der mit dem Leithunde gearbeitet wird.

behetzen, Hunde auf Wild, namentlich auf den Hasen, hetzen; Hetzhunde b. (besser einhetzen), sie anlernen.

Behlen, Stephan, geb. 5. August 1784 in Fritzlar, studierte in Aschaffenburg Jura und Cameralia und wurde bereits 1803 zum Landeskommissar dort ernannt. 1808 Forstmeister in Lohe, 1819 im Forstamt Rothen, 1821 Professor der Naturwissenschaften an der Forstlehranstalt Aschaffenburg, 1833 bis 1835 Rektor der dortigen Gewerbeschule. Gestorben 7. Februar 1847 zu Aschaffenburg; s. *Jagdliteratur.*

Beigarten, ein eingegatterter Raum neben einem Fanggarten, Saufange, in welchen die im letzteren gefangenen Sauen eingelassen und unterhalten werden, bis anderweit über sie bestimmt ist.

Beihirsch, der meist geringe bis jagdbare Begleiter eines starken Hirsches. Er hält sich auch während der Brunft in der Nähe des letzteren.

Beijagen, wenig gebräuchlicher Ausdruck für eine Nebenjagd in Vorhölzern.

Beimle s. *Drosseln 3.*

beischlagen, das gleichzeitige Halsgeben mehrerer gemeinsam auf einer Fährte jagender Hunde.

beitreiben, wird im eingestellten Jagen vorgenommen, um das Wild noch mehr ins Enge zu bringen.

Beitritt, gerechtes Hirschzeichen, wenn der Hirsch (namentlich der Feisthirsch) mit dem Hinterlauf nach außen neben den Tritt des Vorderlaufs tritt; s. *Fährtenzeichen 8.*

Beize s. *Falkenbeize.*

Beizeichen, im Gegensatze zu Hauptzeichen, sind weniger zuverlässige — weidmännisch: weniger gerechte — Fährtenzeichen zum Ansprechen des Hirsches.

beizen, mit abgetragenen, d. h. abgerichteten Falken, Habichten und Sperbern, seltener Adlern, verschiedene Vögel oder kleineres vierläufiges Wild fangen (vgl. *Falkenbeize*).

Beizfalke s. *Edelfalken I, 4.*

Beizvogel, jeder Raubvogel, der zur Beize geeignet ist (s. *Falkenbeize*).

bejagen, ein Wild und ein Revier, d. h. auf ein bestimmtes Wild Jagd machen oder in einem Revier die Jagd ausüben, es beschießen.

Bekassine s. *Schnepfen II, 1.*

bekreisen, ein Revier, es spürend — einkreisend — begehen.

belaufen, sich, sich begatten; die Hündin beläuft sich mit dem Hund, wenn sie sich mit ihm begattet; sie hat sich b. nach der Belegung.

belegen, der Hund belegt, d. h. er befruchtet die Hündin.

bellen, die kurzen, kläffenden Töne, welche die Füchse in kalten Winternächten oder bei der Sorge um die Jungen ausstoßen; junge Füchse rufen auf diese Weise nach den Alten. — Hunde sind laut oder verbellen.

bemalen, wenn Vögel den Horst-, Nist- oder Schlafbaum mit Geschmeiß (Kot) beschmutzen, so b. sie ihn.

Benarbung, die durch Kleinpflanzen (Gräser, Beersträucher, Moose) gebildete Bodendecke.

bengeln, dem Hund einen Bengel, d. h. Knüppel, anhängen. Verschiedene Jagdordnungen schreiben vor, daß den gemeinen Hunden ein Knüppel von vorgeschriebener Länge und Stärke am Halsbande befestigt werden muß, der ihnen durch sein Schlagen gegen die Vorderläufe das Laufen und somit das Jagen erschwert.

v. Berg, Freiherr, Dr. Karl Heinrich Edmund, wurde am 30. November 1800 zu Göttingen geboren. Er studierte auf der Forstakademie Dreißigacker und an der Universität Göttingen und bildete sich dann zum Praktiker. 1820 Auditor in Clausthal, 1821 Hilfslehrer an der dortigen Forstschule, 1830 Forstschreiber mit dem Titel als Oberförster Referent im Forst- und Bergamte. 1833 wurde er Oberförster in Lauterberg und führte das Privatforstinstitut seines Vorgängers weiter. 1845 berief ihn die sächsische Regierung mit dem Titel Oberforstrat als Direktor der Tharandter Forstakademie; 1866 trat v. B. in den Ruhestand und starb am 20. Juni 1874 in Schandau (s. *Jagdliteratur*).

Bergamsel s. *Drosseln 6.*

Bergauf halt' drauf, bergunter halt' drunter. Diese alte Jägerregel bezieht sich nur auf das Schießen auf bewegliches, also flüchtiges Wild. Beim Schießen auf stehendes Wild ist es, namentlich bei modernen Büchsen, gleichgültig, ob man schräg nach oben oder unten schießt. Eine Änderung des Haltepunkts wird dadurch nicht erforderlich. Beim Schießen in sehr steilen Winkeln muß man etwas kürzer halten, und zwar sowohl beim Schießen nach oben als nach unten.

Bergente s. *Enten II, 4* und *VII, 1.*

Berghase, gewöhnlicher Hase, der im Gebirge lebt.

Berghirsch (Gebirgshirsch), der Rothirsch im Gebirge, welcher sich vom Land-(Auen-) Hirsch durch dunklere Haarfärbung, gedrungeneren Körperbau und niedrigeres, steileres, aber reicher geperltes, dunkleres Geweih unterscheidet. — Die Schalen der B. pflegen wegen der stärkeren Abnutzung auf Felsboden usw. kürzer und runder zu sein als bei Tieflandshirschen, was sich naturgemäß auch in der Form der Tritte zeigt.

berliner Eisen s. *Fallen IIIa, 1.*

Bernickelgans s. *Gänse II, 1.*

berupfen, der Vorstehhund berupft einen geschossenen Hasen, wenn er ihn, statt ihn sofort zu apportieren, erst noch umherzerrt und ihm dabei Wolle ausreißt.

Besatz, der auf einem Revier vorhandene Wildstand, besonders des zur Niederjagd gehörigen Wildes.

besaugen, beim Rotwild gebräuchlicher Ausdruck: Das Kalb besaugt das Tier.

Bescheid geben, die Erteilung der notwendigen Befehle und Weisungen an die Jägerei vor einer größeren Jagd.

beschießen, 1) einen Teil, z. B. von einem Feldhühnervolke, wegschießen; man sagt von solchem Volk, es ist beschossen. 2) Eine Jagd b., die Jagd überhaupt ausüben.

Beschlag (beschlagen), die Begattung (das Begatten) beim Schalenwilde.

Beschlagnahme ist zulässig an Gegenständen, welche als Beweismittel für die strafrechtliche Untersuchung von Bedeutung sein können, z. B. erlegtes Wild, oder welche der *Einziehung* unterliegen (Strafprozeßordnung §§ 94 ff.). Sie sind in Verwahrung zu nehmen. Zur B. genügt nicht die Möglichkeit, daß der Betroffene den Gegenstand, z. B. das Gewehr, beiseite schaffen werde, wenn es nicht beschlagnahmt wird, sondern es müssen Tatsachen vorliegen, welche eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür begründen. Die Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft können die auf frischer Tat betroffenen oder der Flucht verdächtigen Jagdfrevler festnehmen und das Jagdgerät und etwa geschossenes Wild in Beschlag nehmen. Ist eine B. ohne richterliche Anordnung erfolgt, so soll der Beamte spätestens am dritten Tage die richterliche Bestätigung nachsuchen. Die B. zur Nachtzeit ist nur unter besonderen Umständen gestattet.

Beschluß s. *Fährtenzeichen 14.*

Beschuß des Gewehres, Prüfung auf seine Haltbarkeit, s. *einschießen.* Der B. erfolgt in den staatlichen Beschußanstalten (Suhl, Zella-Mehlis, Frankfurt a. O.).

Besenginster, Besenpfrieme (Sarothamnus scoparius) bildet auf manchen Böden dichte Deckungen, die namentlich im Winter allem Wilde guten Schutz gegen Wind und Kälte bieten. In manchen Gegenden wird er auch vom Wilde als Äsung angenommen. Hasen und Kaninchen benagen die Rinde.

besetzen; bei der Jagd den Wechsel eines Wildes oder seinen Stand b., d. h. ihn einnehmen.

Bestand. Ein Waldteil, der sich durch den darauf befindlichen Holzwuchs nach Holzart, Wachstum und Alter von seiner nächsten Umgebung unterscheidet, für sich aber ein gleichartiges Ganzes bildet und genügende Größe besitzt, um in allen Lebensaltern Gegenstand wirtschaftlicher Sonderbehandlung zu sein. Tritt nur eine Holzart bestandesbildend auf, abgesehen von gelegentlichem Vorkommen einzelner Beimischungen, so spricht man von reinem Bestande, andernfalls von gemischtem (Mischbestand).

bestätigen (bestatten), allgemein den Stand eines Wildes ermitteln (einkreisen, ausmachen usw.), besonders jedoch mittels des Leithundes, heute des leithundmäßig gearbeiteten Schweißhundes, feststellen, ob Rotwild (Schwarzwild) in einem bestimmten Bezirk des Waldes steht. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Feststellung, wieviel Hirsche darunter sind und wie stark sie nach der Fährte sein müssen. Bestätigungsjagen war daher ein solches, bei dem die Zahl der in ihm stehenden Hirsche mit Hilfe der Leithunde vorher ermittelt worden war.

Bestätigungsjagen s. *bestätigen*.

Besuch, gleichbedeutend mit *Vorsuche*.

Besuchjäger (Besuchknecht), der mit der Leithundarbeit vertraute, hirschgerechte Jäger (s. *bestätigen*). Da auf seiner Sachkenntnis der Erfolg der Jagden beruhte, stand er in hohem Ansehen.

betreten (treten), die Begattung durch das männliche Federwild.

Betriebsart, die Art und Weise, nach welcher die Verjüngung, Erziehung und der Abtrieb der Holzbestände erfolgt. Man unterscheidet drei Hauptformen: 1. Hochwaldbetrieb. Hier bestehen die Bestände aus Bäumen, welche sich aus Samen entwickelt haben (Kernwüchse), nur einmal Gegenstand der Nutzung bilden und in gleicher Weise wieder durch eine neue Generation ersetzt werden. 2. Der Niederwaldbetrieb beruht auf der Fähigkeit des Laubholzes, nach dem Abhieb des ganzen Stammes (oder eines Teiles hiervon) aus den Stöcken oder den Wurzeln, bisweilen aus beiden, sowie auch aus den Stummeln des Schaftes Ausschläge (Loden) zu treiben und hierdurch einen neuen Bestand zu bilden. Derartige Bestände bestehen also der Regel nach, wenigstens zum überwiegenden Teil, aus solchen Ausschlägen (Stockloden, Wurzelloden). 3. Der Mittelwaldbetrieb stellt eine Verbindung der beiden eben genannten Arten auf der gleichen Fläche dar, indem ein Teil der vorhandenen Stämme aus Samen nachgezogen, der andere dagegen durch Stockausschlag oder Wurzelbrut verjüngt wird.

Bett, die Lagerstätte alles Schalenwildes mit Ausnahme der Sauen; es sitzt in ihm. Das einzelne Stück Schwarzwild, die Katze, der Hase, das Kaninchen über der Erde liegen im Lager; die Rotte Sauen liegt im Kessel.

Bewegungsgeschwindigkeit des Wildes ist von Einfluß auf den Zielpunkt beim Schießen. Je schneller sich das Stück bewegt, desto mehr muß man *vorhalten*. Ein streichendes Huhn wird in der Sekunde etwa 13 bis 20 m, ein flüchtiger Hase etwa 8 bis 14 m zurücklegen.

beziehen, von den Hunden, wenn sie sich begatten.

Bezoar, das; in den Tränenhöhlen des Rothirsches und anderer Wiederkäuer sich ansammelnde, allmählich verhärtende, gelbbraune Flüssigkeit; früher als Arzneimittel gebraucht (vgl. *Tränenhöhle*).

Biber (Castoridae), Familie aus der Ordnung der Nagetiere mit einer Gattung Castor und einer altweltlichen Art, dem gemeinen Biber (Castor fiber L.), mit dem nach der Ansicht einiger Forscher auch der nordamerikanische artlich übereinstimmt, während dieser nach anderen Zoologen eine besondere Art (Castor canadensis Kuhl) bilden soll.

Weidmännische Ausdrücke.

Der Schwanz heißt Kelle, die Augen Seher, die Ohren Gehöre, die Wohnung Bau oder Burg (s. u.). Der B. hat eine Brunftzeit, das Weibchen bringt Junge. Begibt sich der B. schnell in das Wasser, so fährt oder fällt er hinein, geschieht es in Ruhe, so steigt er ein. Die Stellen, wo die B. regelmäßig das Wasser verlassen oder aufsuchen, nennt man Aussteige bzw. Einstiege; Baumstämme hauen oder schneiden sie ab. Der Pelz heißt Balg oder Haut.

Beschreibung.

Die zoologischen Merkmale der B., soweit äußerlich wahrzunehmen, liegen besonders in der breiten, flachen, großenteils beschuppten Kelle, ferner in dem gedrungenen, kräftigen Körper, dicken Kopf mit stumpfer Schnauze, kleinen Sehern und Gehören, sowie in den wie die Vorderläufe fünfzehigen, aber mit Schwimmhäuten versehenen Hinterläufen. Am Schädel fallen die Nagezähne, oben und unten je ein Paar, durch ihre Stärke und die rotgelbe Farbe auf, die Backenzähne — je vier

Schädel eines Elbbibers.
(Etwa 1/3 nat. Gr.)

in jeder Kieferhälfte oben und unten — zeigen auf der Kaufläche komplizierte Schmelzfalten und entbehren der Wurzeln. Der Schädel trägt starke Kämme und Leisten zum Ansatz

von Muskeln, unter denen die Kaumuskeln besonders stark entwickelt sind. Ebenso ist an dem kräftigen Knochengerüst der Oberarm durch starke Muskelansätze ausgezeichnet. Beide Geschlechter besitzen eine kloakenartige Einstülpung, in welche Darm und Geschlechtsorgane münden. Der Penis des Männchens enthält einen kegelförmigen Knochen. Mit den Geschlechtsorganen stehen bei beiden Geschlechtern eigentümliche Drüsenorgane in Verbindung. An jeder Seite der Kloake mündet ein etwa hühnereigroßer, unter der Haut gelegener, eine ölige Schmiere absondernder Drüsensack, der sog. Ölsack. Davor liegen zwei andere ei- oder birnförmige Drüsensäcke, die sog. Kastoreumsäcke oder -beutel, die beim Männchen in die Vorhaut, beim Weibchen in die Scheide münden. In ihnen bildet sich das Kastoreum oder Bibergeil, eine in frischem Zustande schmierige, trocken braune Brocken bildende Masse, die früher mehr als jetzt als Arzneimittel für das Nervensystem gebraucht wurde und hoch im Preis steht. Der aus dichter, graubräunlicher Unterwolle und langen, braunen Grannen bestehende Balg des B. gibt ein hochgeschätztes Rauhwerk ab, das meist nach Austupfen der Grannenhaare verwendet wird. Die Färbung des Balges ist ziemlich gleichmäßig braun, in etwas wechselnden Tönen, oben meist wenig dunkler als unten. Farbenvarietäten sind selten. Die Länge eines ausgewachsenen B. beträgt etwa 1¼ m, die Kellenlänge reichlich 30 cm; sein Gewicht beläuft sich auf 25 bis 30 kg. Die Weibchen sind in den Maßen und im Gewicht geringer als die Männchen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Lassen wir Amerika außer acht, so finden sich B. jetzt an wenigen Stellen in Skandinavien, ferner in einigen Flußgebieten Rußlands, im Rhônegebiet und an der mittleren Elbe zwischen Magdeburg und Dessau, wo unter strengem Schutz der Regierungen von Preußen und Anhalt ein kleiner Stand erhalten wird, der 1900 auf etwa 200 Stück geschätzt wurde. Früher war der B. viel zahlreicher und viel weiter verbreitet und kam fast in ganz Europa an passenden Örtlichkeiten vor. In Niedersachsen wurde der letzte 1819 bei Dömitz erlegt, in Westfalen 1840 an der Möhne, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten noch einzelne in der Mark an der Havel und Nuthe.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der B. bedarf zu seinem Wohlbefinden wasserreicher, ruhiger Waldgegenden mit viel Weichhölzern, wie Weiden, Pappeln, Eschen usw., deren Rinde und Zweige er äst und deren Äste er z. T. zur Errichtung seiner Burgen, sowie zur Anlage von Dämmen benutzt, die den Wasserstand regulieren. Außer der Rinde und den dünneren Zweigen von Weiden, Pappeln, Eschen, Erlen, Birken, Linden usw. äst der B. auch Wurzeln und Wurzelstöcke von allerlei Wasser- und Sumpfpflanzen. Bei jüngeren Holzgewächsen nagt er die Rinde direkt ab, soweit er reichen kann; stärkere haut er ab, indem er die Stämme ringsum so annagt, daß die benagten Stellen zwei mit den Spitzen gegeneinander gerichtete Kegelfiguren bilden. Wo die Spitzen dieser Kegel einander berühren, bricht der Stamm schließlich ab. Durch stärkeres Benagen an einer Seite vermag der B. dem Fall des Baumes eine bestimmte Richtung zu geben. Die Baue des B. sind teils sog. Burgen, die, aus Ästen, Zweigen, Erde und Schlamm hergestellt, oberirdisch an den Ufern der Gewässer stehen, oder aber es sind in schräge Uferböschungen gegrabene Erdbaue mit unter dem Wasserspiegel mündenden Fluchtröhren und Luftkanälen. Diese letztere Art von „Wohnungen“ findet sich bei unseren Elbbibern ausschließlich, während eigentliche Burgen hier nicht mehr vorkommen. Dämme errichten die Biber, wenn durch Sinken des Wasserstandes ihre Sicherheit gefährdet erscheint; sie sind wiederholt auch in Deutschland beobachtet worden. Meist leben die B. in größeren oder kleineren Kolonien, so daß sich dann eine Anzahl Burgen oder Baue auf einem kleineren Gebiet vereinigt findet. Die B. sind ausgesprochene Nachttiere, die man nur selten bei Tage gewahr wird, außer daß sich vielleicht gelegentlich ein Stück an einem geschützten Plätzchen sonnt. Auf dem Lande ziemlich unbehilflich, zeigt sich der B. im Wasser in seinem Element, in dem er sich gewandt und schnell zu bewegen weiß. Beunruhigt taucht er mit laut klatschendem Kellenschlag unter und schwimmt unter Wasser fort. Die Brunstzeit fällt in den Februar; die Angaben über die Trächtigkeitsdauer schwanken zwischen 4 und 16 Wochen, — nach Dr. Friedrich, dem genauesten Kenner unserer Elbbiber, soll sie 6 Wochen betragen. Die Zahl der Jungen beträgt 1 bis 3; sie sind verhältnismäßig früh imstande, der Mutter in das Wasser zu folgen. Fortpflanzungsfähig sollen sie im dritten Jahre werden.

Jagd, Fang.

Von einer eigentlichen Jagd auf B. kann bei uns nicht mehr die Rede sein. Sie sind zu erbeuten auf dem Anstande oder mit Hilfe von Eisen. Auf Privatrevieren, sowie von Unberechtigten werden bei uns gelegentlich Biber erlegt, auch wohl von Fischern unabsichtlich in Netzen und Reusen gefangen. Hochwasser, starke Kälte, Treibeis, Uferregulierungen schaden dem seltenen Tiere, vor allem aber haben in früheren Jahren die unausgesetzten Verfolgungen durch den Menschen

um des wertvollen Rauhwerks und des teuren Bibergeils willen die Ausrottung des B. herbeigeführt.

Literatur: H. Friedrich, Der Bieber an der mittleren Elbe.

Bibergeil s. *Biber*, Beschreibung.

Bieswürmer s. *Bremsenlarven.*

de la Bigne, Gace (lat. Gasto de Vineis), geb. 1328 in der Normandie, ergriff den geistlichen Beruf und war Kaplan mehrerer Könige von Frankreich (Philipps VI. und Johanns II.). In englischer Gefangenschaft lernte er die Jagd kennen und schrieb auf seines gefangenen Herrn Veranlassung den Roumain des Oyseaux. Er starb nach 1374 (s. *Jagdliteratur*).

Binnenseeschwalbe s. *Seeschwalben II.*

Birkfuchs s. *Fuchs.*

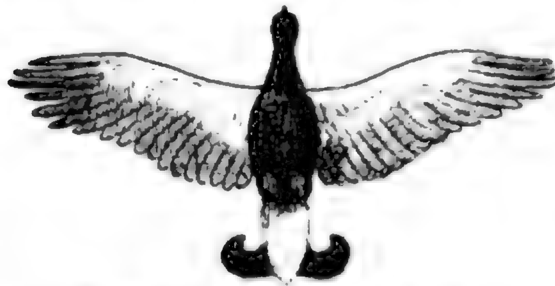
Birkhuhn (Tetrao tetrix L.; kleiner Hahn, Heide-, Laub-, Spiel-, Moos-, Brenn-, Schildhahn), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Auerhuhn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig).

Weidmännische Ausdrücke.

Es gelten die des *Auerhuhns.*

Beschreibung.

Länge des Hahns 58 bis 65 cm, Stoß 16 bis 20, Schnabel 2,5, Lauf 5,6 cm; die Henne ist viel geringer. Der allgemein bekannte Hahn hat an Kopf, Hals, Oberbrust und Rücken eine schöne, schwarzblaue, metallisch glänzende Färbung, die Flügeldeckfedern sind z. T. bräunlich meliert, auf dem mattschwarzen Bauch einige weiße Flecke, ein solcher stets über dem Flügelbug, untere Stoßdecken weiß, zuweilen einige Federn mit schwarzem Fleck vor der Spitze; Schwingen stumpf schwarzbraun, die großen mit hellen Säumen, braun punktiert, auf dem Flügel zwei weiße Binden; von dem tiefschwarzen, 18federigen Stoß sind meist die vier äußeren Federn leierförmig in gleicher Ebene ausgebogen, das innerste Paar viel weniger als die anderen, die wohl



1. Flugbild des Birkhahns (Breite 90 cm).

als Sicheln bezeichnet werden. Die weißen Stoßdecken der Unterseite reichen bis über die Spitze der mittleren Stoßfedern; Kehlfedern nicht verlängert; die Rosen ragen zur Balzzeit bis über den Scheitel empor; Iris braun, Schnabel schwarz, bis an die Nasenlöcher ein schwarzer Federrand; Lauf und Zehen braun, der obere Teil weißlich. Im Sommer ist der Hahn an Kopf und Hals teilweise rostbraun gebändert, was die wenigsten Jäger wissen, da man in dieser Zeit einen Hahn so gut wie nie in die Hand bekommt. Die Henne hat ein der Auerhenne ähnliches Gefieder, Kopf und Hals dunkel rostgelb mit schwarzbraunen Querflecken; Kehle heller, Kopf dunkler mit schwarzen Wellen, wie die Brustseiten; Flügeldecken rötlich-schwarzgrau, untere Stoßdecken weiß; Zehen braun, Läufe graubraun; Schnabel dunkelhornfarbig; Iris braun, Rosen schwach. Sie unterscheidet sich von der übrigens viel stärkeren Auerhenne sicher an dem deutlich ausgebogenen Stoß, welcher rostrot mit schwarzen Querzeichnungen ist. Die Nestjungen sind roströtlich und schwarzgrau gefleckt, auf der Unterseite einfarbig rostgelblich-weiß und erinnern an die Hennen. Der Birkhahn ist zwar viel schwächer als der Auerhahn, ihm jedoch in prachtvoller Färbung, in dem prächtigen Stoß und in geschmeidigerer Haltung bei weitem überlegen; seine Sinne sind mindestens ebenso scharf, mag er noch so tief in den Balztaumel versunken scheinen, er äugt und vernimmt alles, was um ihn herum vorgeht, läßt sich daher auf dem Freien sehr schwer ankommen und streicht schnell und anhaltend ab. Wenn für den kundigen Jäger das Ankommen an den balzenden Auerhahn wenig Schwierigkeiten hat, so gehört das Beschleichen des Birkhahns stets zu den hervorragendsten Jägerstücklein. Ist Birkwild aufgetan, so streicht es meist weit weg.

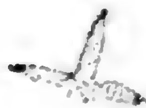
Verbreitung, Aufenthalt.

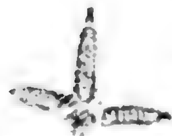
Die Verbreitung des Birkwildes erstreckt sich über Europa südlich bis zu den Pyrenäen und Alpen und bis zum nördlichen Kaukasus, ferner über Nord- und Mittelasien bis zum Tian-Schan-Gebirge. Besonders häufig findet es sich im nördlichen Europa, aber auch manche Teile unseres Vaterlandes bergen gute Stände, so z. B. Hannover, die Mark, Schlesien, Bayern usw. Wenngleich zu den Waldhühnern zählend, liebt es doch den dichten, trocknen Wald weniger als öde, moorige, mit Vaccinien und Torfgewächsen besetzte Flächen, vornehmlich Birkengestrüpp, dessen Knospen es sehr nachgeht; wie es sich nördlich verbreitet, steigt es auch vertikal über die Baumvegetation hinauf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das B. ist zwar im allgemeinen Standwild, wird jedoch plötzlich ohne sichtbare Veranlassung von Wanderlust erfaßt, ist auch empfindlich gegen Veränderungen seines Standes (Urbarmachung, Abholzen usw.), so daß es verschwindet, um an anderem Ort

aufzutauchen. Es lebt geselliger als das Auerwild, in manchmal sehr starken Ketten; äst die verschiedensten Strauchknospen, Beeren, Sämereien, Getreidekörner, Bucheln, Eicheln, gern Ameisenpuppen, andere Insekten groß und klein und macht sich entschieden nützlich, da es an seinen Ständen forstlich kaum schädlich werden kann. Im März trennen sich die Ketten, da die Hähne anfangen, eifersüchtig, daher zänkisch zu werden; die Hähne beziehen ihre Balzplätze und beginnen nun tüchtig zu raufen, bis die stärksten sich ihren Platz errungen haben. Aber so wütend sie auch aufeinander losfahren, so unblutig ist der Verlauf — Federn stieben zwar umher, aber ans Leben geht es nie. In der Regel gesellen sich 4 bis 5 Hennen zu einem Hahn, der nun Mühe genug hat, ihr Verhalten zu überwachen, da stets schwächere Hähne in der Nähe umherlungern, um im geeigneten Moment dem rechtmäßigen Besitzer Hörner aufzusetzen, selbst wenn es noch einige Federn mehr kosten sollte. Der Hahn balzt nur ausnahmsweise auf Bäumen, meist am Boden, und zwar je nach der Witterung von Mitte März bis Ende Mai, im Hochgebirge und hohen Norden bis Mitte Juni. Mit einsetzender Dämmerung streicht er vom Nachtstand auf den Balzplatz und beginnt nun bald seinen aus zwei Sätzen bestehenden Balzschlag; zuerst kollert er, ähnlich dem Gluckern einer sich entleerenden Flasche, zischt, schleift (süddeutsch: grudelt, rodelt, bläst) er, was wie „Tschiooo-zich" klingt, mit dem Ton auf der Endsilbe. Dabei schlägt er Rad wie ein Truthahn, rennt wie nicht klug umher, dreht sich wie ein Kreisel, springt meterhoch und gebärdet sich höchst lächerlich. Obendrein zwingt ihn die Eifersucht stets zur Beobachtung des Nachbarn, er weiß nicht, ob er sich der Liebe oder dem Kampf hingeben soll, unwillkürlich rückt er jenem näher, welcher das Gleiche tut, und endlich geht die Balgerei wieder los, ein erhoffter Moment für die schon genannten unbeweibten Lungerer. Gegen Sonnenaufgang pflegt eine Pause einzutreten, worauf dann die sog. Sonnenbalz folgt. Spät in den Morgen hinein, bis etwa 8 Uhr, kann man das Kollern weithin vernehmen. Nicht selten sieht und hört man Hähne auch im Herbst balzen, ebenso wie Amseln, Finken usw. auch im Herbst nach der Mauser einen leisen Gesang zum besten geben. Die Birkhenne verrät bei Anlage ihrer kunstlosen Nistgrube mehr Überlegung als die dümmere Auerhenne und deckt das Gelege beim notwendigen Verlassen dicht zu, so daß die 8 bis 14 denen des Auerhuhns sehr ähnlichen, 50 : 35 mm großen Eier schwer entdeckt werden. Aber trotzdem vermehrt sich das Birkwild doch nur sehr mäßig, wenn ihm nicht ganz besonders energischer Schutz gegen das Raubzeug zuteil wird, denn außer andern Liebhabern stellen ihm Fuchs und Habicht unablässig und zwar mit nachhaltigem Erfolg nach. Selbst wenn sich die Jungen schon heben können, tun sie es nur ungern, sondern verlassen sich auf ihr allerdings sehr behendes und schnelles Laufen; das weiß Reineke, daher er plötzlich in das beschlichene Volk springt, es dadurch sprengt und nun auf die davonlaufenden Hühnchen erfolgreiche Jagd macht, was auch Hühnerhunde sehr bald begreifen und ausführen. Der Habicht holt natürlich mit wenigen Flügelschlägen ein B. ein, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man statt des erwünschten Zuwachses im Herbst den alten Stand und viel mehr Hähne als Hennen antrifft. Man kann ein Volk Birkhühner aus einiger Entfernung sehr leicht an dem fortwährenden flatternden Aufspringen einzelner Mitglieder erkennen. Zum Herbst ziehen sich die Hennen und jüngeren Hähne in Ketten zusammen, baumen am Abend gemeinschaftlich und suchen nun so gut wie möglich den Winter zu verbringen; alte Hähne tun sich mitunter gleichfalls zusammen oder bleiben allein. Über die Bastarde zwischen Auer- und Birkwild s. *Rackelhuhn*.





2. Geläuf des Birkwilds. (1/10 nat. Gr.)

Jagd.

Wie beim Auerhahn, ist auch beim Birkhahn die interessanteste Jagd während der Balz, doch von jener gänzlich verschieden; es handelt sich hier nicht um Anspringen usw., sondern lediglich um einen bequemen Schuß aus dem Schirm, denn da meist mehrere Hähne in der Nähe balzen und während des Balzens auch wohl noch fremde heranstreichen, mithin oft Schießgelegenheit ist, erbaut man sich auf dem Balzplatz einen oder mehrere Jagdschirme aus dem Material der Umgebung und setzt sich vor Tagesanbruch in diesen an. Bald streichen die schwarzen Gesellen heran, und sobald einer bei für einen sicheren Schuß genügender Helligkeit in Schußnähe einfällt, wird Dampf gemacht. Hierdurch fühlen sich die anderen oft gar nicht geniert, sondern verharren ruhig

in ihrem Treiben, so daß man öfters zu Schuß kommt, wobei man gut tut, den geschossenen Hahn liegen zu lassen; denn zeigen darf sich der Jäger unter keinen Umständen, weil sonst das Idyll ein sofortiges Ende nimmt. Wer den Balzlaut und zwar den zweiten Satz gut nachzuahmen versteht, kann den Hahn sicher und bis in die unmittelbarste Nähe heranrufen, selbstverständlich nur, wenn man sich gedeckt aufstellt, was Wilderer leider nur gar zu gut wissen. Wo, wie im Gebirge, die Hähne nur einzeln balzen, bleibt nur Ansitz hinter Steinen oder Anschleichen übrig, was ungemein schwierig ist. Man möchte meinen, der Birkhahn habe so viele Augen und Ohren an sich wie Federn; die vorzüglichste Deckung und ausgebildetste Kunst im Schleichen, die mancher freilich aus dem Grund versteht, ohne Jäger zu sein, werden allein die stolze Feder auf den Hut verschaffen. Hat man den gewöhnlichen Strich des Hahns ermittelt, so kann man ihn sich zutreiben lassen. Gelegentlich bedient man sich eines ausgestopften Birkhahns oder ähnlichen Balgs mit großen, nachgeahmten Karunkeln, des sog. Balbans, Bulvans oder Pulwans, um die Birkhähne heranzulocken, die man dann aus der Hütte oder sonstiger Deckung schießt. Das Volk hält den Hühnerhund zwar aus, doch läuft es gewöhnlich so schnell vor ihm, daß er sehr flüchtig sein muß, um es zum Aufstehen zu zwingen. Bei heißem, sonnigem Wetter hält das junge Birkwild gut, so daß die Jagd lohnend und interessant ist. Bei uns pflegt sie jedoch nicht sehr viel betrieben zu werden. Da die jungen Hähne Anfang September schon anfangen sich schwarz zu färben, so ist es nicht schwer, die Hennen zu schonen. Das Birkwild wird wie Auerwild aufgebrochen; jung schmeckt es recht gut, alt ist es ein Schaugericht.

Literatur: A. Ludwig, Das Birkwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege, 2. Aufl.; L. Rohr, Das Birkwild, dessen Hege und Jagd im Gebirge.

Birnbaum s. *Laubhölzer.*

Birsch (Birsche, Pürsch, Birschjagd), die Jagd auf Schalenwild durch Anschleichen, Anfahren oder Anreiten (Birschgang, Birschfahrt oder Birschritt). Die B. ist die interessanteste, den Jäger am schärfsten prüfende Jagdart. Bei Treibjagden kann mancher Schütze glänzen, der von der Jagd nur wenig versteht, wenn er nur sicher und ruhig schießt, auf der B. aber, wo der Jäger ganz auf seine Kenntnisse von den Eigenschaften des Wildes, auf seine Sinne, Überlegung und Kraft sowie Geistesgegenwart bei oft unerwartetem Zusammentreffen mit dem Wild angewiesen ist, zeigt sich seine Befähigung. Einen Feisthirsch zu birschen, ist eine Examenaufgabe für jeden, der sich Weidmann nennt, wobei sich dann die Erfahrung bewährt, daß viele berufen, aber, heutzutage namentlich, nur wenige auserwählt sind. Wie man zu birschen hat s. *Rotwild,* Jagd 1.

Literatur: E. v. Dombrowski, Die Birsch auf Rot-, Dam-, Reh-, Schwarz- und Gemswild.

Birschbüchse, eine Büchse von etwa 2,5 bis 3,5 kg Gewicht, mit nicht zu feiner Visierung. Man unterscheidet einläufige Büchsen mit einem Schuß oder mit Magazin für mehrere Patronen (Repetierbüchsen, automatische Büchsen) und Doppelbüchsen.

birschen s. *Birsch* und *Rotwild,* Jagd.

Birschfahrt s. *Birsch.*

Birschglas s. *Feldstecher* und *Zielfernrohr.*

Birschhütte s. *Jagdhaus.*

Birschjagd s. *Birsch.*

Birschjäger, ein lediglich zum Abschuß des Wildes und nebenher zu dessen Beaufsichtigung angestellter Jäger; selbstverständlich muß er besonders guter Schütze und fährtengerecht sein, wenn er seinen Posten zur Zufriedenheit ausfüllen soll. Früher hießen die B. Weidgesellen, waren sehr angesehen, wenngleich nicht so wie die Meisterjäger, und zogen bald an diesen, bald an jenen Jägerhof.

Birschritt s. *Birsch.*

Birschschirm, ein leicht gebauter Schirm von Reisern usw., den man besonders auf einem Brunftplatz aufstellt, um diesen besser übersehen und die etwa zum Abschuß bestimmten Hirsche auswählen zu können, eventuell um aus ihm zu schießen, obgleich solche Beunruhigung der Brunftplätze nicht ratsam ist. Er muß schon aufgestellt und verwittert sein, ehe sich das Wild auf dem Platze zusammenzieht, weil es sonst davor scheuen würde. Über Anlage und Bau s. *Jagdschirm.*

Birschsteg s. *Birschweg.*

Birschstollen (Brunftstollen), unterirdische, in die Birschhütte führende Gänge. Man konnte durch sie zu jeder Zeit ungesehen an das schon zusammengetretene Wild gelangen. Sie sind längst nicht mehr im Gebrauch. Verdeckte, wenn auch nicht unterirdische Gänge, die auf Hochstände führten, bestanden in einer bekannten Wildbahn; sie hatten allerdings einen gewissen Vorteil, indem sie aus dichtem Holz, worin es sich leicht und ungesehen schleichen ließ, bis auf die Kanzel führten.

Birschwagen, ein Wagen zum Anfahren des Wildes. Ob ein solcher elegant ist oder nicht, bleibt sich freilich gleich, nicht aber dessen Bauart. Man hat heute eine große Auswahl der verschiedensten Formen, aber einen Idealbirschwagen gibt es trotzdem nicht. Er muß vor allen Dingen ein ungehindertes und ungefährdetes Auf- und Abspringen gestatten, daher soll ein solcher Wagen an den Seiten offen und nicht zu hoch vom Boden sein;

ferner muß er sich möglichst kurz umdrehen lassen; außerdem ist ein möglichst hoher Sitz für den Führer notwendig. Er sei bei genügender Stärke leicht fahrbar und besitze, wenn er ein Federwagen ist, starke Federn, die nach dem Anhalten des Wagens nicht lange in der federnden Bewegung verharren, damit dem Schützen das Abkommen nicht unmöglich gemacht wird. Auch habe der Wagen kein allzu auffallendes Äußere, weil das Wild den B. bald kennen lernt und leicht vom ortsüblichen, harmlosen Fuhrwerk unterscheidet. Ist dies aber erst der Fall, so kann man mit einem solchen Wagen das Birschenfahren auf längere Zeit aufgeben. Ein als vortrefflich anerkannter B. hatte folgenden Bau: Er war ein mit Brettern ausgelegter Leiterwagen, an beiden Seiten ganz offen, die Leitern ragten hinten um zwei Sprossen, die nicht verkleidet waren, heraus, so daß dieser Teil Sitzraum genug für einen, sogar zwei Schützen hatte. Der Bocksitz war, vom Erdboden gerechnet, 1⅔ m hoch, so daß der Führer ziemlich weite Umschau hatte, und ruhte ausschließlich auf vier in den Boden eingelassenen, eisernen Armen, so daß der Vorderteil des Wagens ganz hohl war und zwei Hunde bequem unter ihm Platz hatten, die bei schlechtem Wetter durch Deckenlager und die dicht anschließende Bockschürze warm und geschützt lagen und an einen der Arme angelegt wurden. Der Hintersitz ruhte auf Leisten an den Seitenwänden, so daß unter ihm gleichfalls hohler Raum für kleinere Hunde oder Gepäck verfügbar war. Auf dem Boden an beiden Seiten dieses Sitzes waren mit Filz gefütterte Lederschuhe angenagelt, in welchen die Gewehre standen, die an den oberen Leiterbäumen an Kissen festgeschnallt wurden. Die Rückwand, welche diesen Hintersitz von dem freien Hinterraum abschloß, war äußerlich mit einer sie deckenden Ledertasche bekleidet, welche die verschiedensten Dinge aufnahm. Eine Bastdecke machte den Sitz auf dem Hinterraum behaglicher. Der Schütze konnte sich jeden Augenblick leicht herabgleiten lassen, wie man auch seitwärts, selbst im Trab, vom Wagen über das Tritteisen ohne jede Gefahr herabsteigen konnte. Die festgeschnallten, mit der Mündung stets nach oben gerichteten Gewehre waren mit einem Ruck an der Schnalle des Kissens zur Hand, und war der Tag ein glücklicher, so prangte ein Hirsch oder Schwein oder sonstiges Wild in dem Hinterraum. Zur Schonung des Wagens ging er auf derben Quetschfedern. Der Anstrich war graugrün mit etwas dunkleren Leitern. Er konnte auf dem Fleck umdrehen. Wer sich solchen Wagen, der übrigens keineswegs kostspielig ist und dennoch auch zu andern Spazierfahrten sehr anständigerweise zu benutzen ist, nicht zulegen kann und auf gewöhnlichem Arbeitsleiterwagen birschen fahren muß, der setze beim Abspringen niemals die größte Vorsicht mit dem Gewehr aus den Augen, halte es möglichst hoch und, wenn tunlich, gesichert; denn gerade bei diesem Abspringen ist schon manches schwere Unglück geschehen.

Birschweg (Pürschsteg, Birschsteg, Schleichweg), ein Fußweg, den man sich im Holze an den Rändern der Dickungen, Kulturen und tiefen Schluchten, in Entfernung von einigen Metern rings um Wiesenränder, um die Felder und Wildäcker anlegt, ebnet und von Geknäck aufräumt, um geräuschlos birschen zu können. Alle Äste in Manneshöhe werden beseitigt, um das Anstreichen zu verhüten und um Ausblick zu haben. Nach den Blößen und sonstigen freien Äsungsplätzen führt man Querstege, ebenfalls solche zu den Kanzeln, Hochsitzen und Schirmen. Diese Birschwege eignen sich vorzüglich zum Raubzeugfang.

Birschzeichen beruhen auf dem Verhalten des Wildes nach empfangenem Kugelschuß, sowie auf Merkmalen in der Fährte. Ihre Kenntnis gehört zum notwendigsten Wissen des Jägers. Zu den B. gehören der Ausriß, die Schnitthaare, Knochensplitter und vor allem der Schweiß. Näheres s. unter *Schußzeichen.*

Literatur: W. Bieling, Die Pürschzeichen beim Rotwilde. 2. Aufl.

Bisciola, L., deutscher Jagdschriftsteller; lebte ungefähr von 1560 bis 1620 in Bayern (s. *Jagdliteratur*).

Bisamatente s. *Enten II, 3.*

bisten, das Rufen des Haselhuhns.

Blasen (Zischen), der zweite Teil vom Balzsatz des Birkhahns.

Bläßente s. *Enten I, 6.*

Bläßgans s. *Gänse I, 3.*

Bläßhuhn s. *Wasserhuhn.*

Bläßrotwild (Bläßedelwild, Blißwild), eine Spielart des Rotwildes mit einem weißen Stirnfleck, einer Blesse.

Blaßweihe s. *Weihe 3.*

Blatt, 1) der schaufelförmige Knochen über dem Vorderlauf des Wildes, das Schulterblatt oder der Bug; in bezug auf den Schuß (Blattschuß) versteht der Jäger darunter den Teil über dem Vorderlauf, welcher das Schulterblatt umgibt. 2) B. heißt auch das Weidmesser, ein Haumesser mit sehr schwerer, breiter Klinge. Es wird beim Zerwirken des Wildes gebraucht, jedoch auch zum Blattschlagen, d. h. zum Bestrafen unweidmännischer Handlungen oder Reden. Hinsichtlich dieser Zeremonien s. *Pfund.* 3) Aufs B. springen s. *blatten* und *Rehwild,* Jagd.

Blättchen (Deckblättchen), die zwischen Pfropfen und Schrot, bzw. über dem Schrot verwendeten Pappscheibchen; letztere werden auch Schlußscheibchen oder Schrotdeckel genannt. Diese Schlußscheibchen sollen aus

möglichst dünnem, aber festem Karton bestehen.

Blättchenpulver s. *Pulver.*

blatten (fiepen), den Rehbock zur Brunftzeit durch den Ton der begehrlichen Ricke heranlocken; er wird auf einem dazu gefertigten Instrument, dem Rehblatt (Blatter), leicht und täuschend nachgeahmt. Näheres s. *Rehwild,* Jagd.

Blatter (Rehblatter), der, s. *blatten.*

Blätterheu s. *Laubheu.*

blattschlagen s. *Blatt 2.*

Blattschuß s. *Blatt 1.*

Blattzeit, die Zeit der Rehbrunft (Ende Juli bis Anfang August).

Blaumantel s. *Möwenartige Vögel I, 4.*

Blautaube s. *Tauben I, 2.*

Blauziemer s. *Drosseln 4.*

Blei, 1) Bezeichnung aller Arten von Geschossen, z. B. starkes, schwaches, grobes usw. Blei schießen. 2) S. auch *Karpfenfische IX, 1.*

Bleiablagerung (Bleiansatz) in den Gewehrläufen, s. *verbleien.*

Bleizeichen, ein Beizeichen ohne Bedeutung, entsteht, wenn die Schalwände eines Hirsches auf Stein oder felsigem Boden einen wie mit Bleistift gezeichneten, die Schalenform zeigenden Strich hinterlassen.

blenden 1) (ereilen), ein Zeichen, welches der Hirsch macht, wenn er gelegentlich mit dem Hinterlauf so in den Tritt des Vorderlaufs tritt, daß er ihn verbreitert, wodurch der Hirsch von einem unerfahrenen Jäger für stärker angesprochen werden kann, als er wirklich ist. Der erfahrene Weidmann spricht aber nicht nach einem einzelnen Tritt, sondern nach einer Reihe von Tritten, der Fährte, an und wird sich daher nicht täuschen lassen. 2) S. auch *verblenden 1.*

Blendling, 1) der Nachkomme von Hunden verschiedener Rassen (s. *Schwarzwild,* Jagd), meist eine Kreuzung zwischen Hatz- und Windhund. 2) In zoologischem Sinne sind B. das Kreuzungsergebnis zwischen zwei verschiedenen Tierrassen, doch werden bei deren Unsicherheit die Begriffe B. und Bastard meist als gleichbedeutend aufgefaßt, also auch unter B. der Nachkomme von zwei verschiedenen Tierarten (Spezies) verstanden.

Blendzeug, Feder- und Tuchlappen, im Gegensatz zu Sperrzeug, d. h. Tüchern und Netzen, die das Wild im gesperrten Jagen einschließen.

Blicke s. *Karpfenfische X, 1.*

blind geladen ist eine Patrone, die kein Geschoß oder Schrot enthält; b. Schuß, ein mit einer solchen Patrone oder ohne ein Ziel — als Signal — abgegebener Schuß.

blocken, das Fußen der Raubvögel auf einem erhöhten Gegenstand.

Blockhaus s. *Jagdhaus.*

Blöße, größere, holzleere, aber zum Holzboden gehörige Fläche im Walde. Kleinere Blößen heißen Lücken.

Blume, der Schwanz des Hasen, des Kaninchens und die Standartenspitze des Fuchses; auch wird der Wedel des Rotwilds mitunter so genannt, doch ist für diesen und den des Damwilds der erwähnte Ausdruck gebräuchlicher.

Blumenanlagen s. *Baumschulen.*

Blum(en)ziemer (Hinterziemer), der Teil des Rückens (Ziemers), an welchem sich bei Elch-, Rot- und Damwild der Wedel befindet.

Blutharnen bei Hirscharten. Im Blute schmarotzende Protozoen (Pyrosoma biganinum) sind die Erreger einer dem Texasfieber des Rindes ähnlichen Krankheit, die vereinzelt auch bei den Hirscharten beobachtet wird. Sie äußert sich in B. (Hämoglobinurie) und fortschreitender Entkräftung. Der Erreger wird durch Zecken und Zeckenlarven von krankem auf gesundes Wild übertragen.

Blutohr des Hundes. Ein Bluterguß zwischen Haut und Ohrmuschelknorpel. Er entsteht durch Zerren an den Behängen, Schlagen dieser an das Halsband, Bißverletzungen usw. Wird das Leiden sich selbst überlassen, so kommt es zu Verdickungen und Verkrümmungen der Ohrmuschel. Befund: An der Innenseite, selten an der Außenseite des Behanges befindet sich eine Anschwellung, welche beim Druck sehr schmerzhaft ist, sich elastisch anfühlt und rötlich oder bläulich gefärbt ist. Die Patienten pflegen den Kopf schief zu tragen. Die Geschwulst wird durch einen großen Längsschnitt eröffnet. Die Wundhöhle ist mit Kreolin- oder Lysolwasser gründlich zu reinigen; Blutgerinsel und Gewebsfetzen werden entfernt. Nach erfolgter Desinfektion bringt man einen Bausch Wundwatte in die Wundhöhle, legt die Behänge auf dem Kopfe übereinander, bedeckt sie mit einer Watteschicht und erhält sie durch Binden in ihrer Lage. Alsdann muß eine lederne oder leinene Ohrenkappe, die am Halsbande befestigt wird, angelegt werden. Der Verband ist täglich zu wechseln.

Bobach s. *Murmeltier.*

Bock, 1) das männliche Geschlecht beim Reh-, Muffel-, Stein- und Gemswild. 2) Wird ferner als Abkürzung für *Apportierbock* gebraucht.

bocken, vom Wildbret männlichen Wildes, wenn es den Brunftgeruch angenommen hat. Um dies, wenigstens teilweise, zu verhüten, muß man dem geschossenen Wild sogleich das Kurzwildbret auslösen.

Bockgewehr, Doppelgewehr, dessen Läufe nicht nebeneinander, sondern übereinander angeordnet sind. Man unterscheidet Bockdoppelbüchsen (beide Läufe gezogen), Bock-

büchsflinten (ein Lauf glatt, der andere gezogen, letzterer liegt gewöhnlich unten) und Bockdoppelflinten (zwei glatte Läufe).

böckſern, gleichbedeutend mit *bocken*.

Boden, weidm. Ausdruck für Erde und Erdoberfläche (guter, ſchlechter B., je nachdem ſich die Fährte in ihm abprägt, Bodenbalz uſw.).

Bodenbalz ſ. *Hochbalz*.

Bodenfeuer ſ. *Waldbrände*.

böhmiſches Treiben, gleichbedeutend mit *Streifen 1*.

Bohrung ſ. *Laufbohrung*.

Bolzengeſchoſſe ſ. *Flintenlaufgeschosse*.

Bömſch, Land- und Waſſerbömſch, eine wohl kaum mehr gebräuchliche Fangvorrichtung, die zum Fange von Raubvögeln auf dem Lande wie auch im Waſſer, hier hauptſächlich zum Fiſchadlerfang, diente. Sie beſtand aus zwei mit Netzen beſpannten großen Holzbügeln, die beim Abziehen der Stellung zuſammenſchlugen.

Bonellis Adler ſ. *Habichtsadler 1*.

Bönhaſe, Beinhaſe, im allgemeinen ein Pfuſcher, der ſein Handwerk nicht verſteht; in unſerem Falle ein ſchlechter, unwiſſender Jäger.

von der Borch, Frhr., geboren am 17. Dezember 1771, ſtudierte in Göttingen und wurde 1796 Forſtmeiſter im Fichtelgebirge; 1824 war er k. bayriſcher Forſtmeiſter und Kämmerer in Gunzenhauſen (ſ. *Jagdliteratur*).

Borkenkäfer. Kleine, ſich faſt ausnahmslos in Holzpflanzen entwickelnde Käfer, die unter der Rinde oder im Holze, allein wie auch in größerer Geſellſchaft, Gänge bohren, wo ſie die Eier ablegen. Dieſe von den alten Käfern genagten Gänge (Muttergänge) beſitzen für jede Art eine charakteriſtiſche Geſtalt. Der Käfer dringt durch das runde Bohrloch in die Pflanze ein, das beim Bohren dieſes Loches herausfallende Bohrmehl und der dort erfolgende Harzausfluß bieten ſichere Merkmale für das Vorhandenſein der Käfer. Die ſich aus den Eiern entwickelnden jungen Käfer ernähren ſich von ſaftigen Rinden- und Holzſchichten, verpuppen ſich auch unter der Rinde oder im Holze, einige Arten in einer ſog. Puppenwiege. Die meiſten Borkenkäferarten ſind für den Wald ſehr ſchädlich, ſo namentlich der Fichtenborkenkäfer, der Waldgärtner, auch Kiefernmarkkäfer genannt, uſw.

Borſten, die ſteifen Oberhaare des Schwarzwildes; die auf dem Kamm ſtehenden heißen Federn.

Bößpicker ſ. *Seeschwalben I, 2*.

Bracher ſ. *Brachvogel 1*.

Brachſchnepfe ſ. *Brachvogel 1*.

Brachſchwalbe (Glareola), eine Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae); in der allgemeinen Erſcheinung an eine große Schwalbe erinnernd. Schnabel kurz, gleich von der Wurzel in einem flachen Bogen abwärts gekrümmt. Mundſpalte reicht bis unter das Auge; Naſenlöcher nahe der Wurzel, ſchräg ſtehend, mit weicher Hautdecke; Mittelzehe erheblich länger als die anderen, zwiſchen ihr und der äußern eine kurze Bindehaut; Nagel der Mittelzehe inwendig gezähnelt, Hinterzehe vorhanden. Flügel lang, ſchmal und ſpitz, ſchwalbenartig, wie der tief gegabelte Stoß. Bei uns eine Art als ſeltener Gaſt.

H a l s b a n d g i a r o l (Glareola fusca L., G. pratincola L., G. austriaca, naevia, senegalensis Gmel., G. torquata Meyer; Brachſchwalbe, Schwalbenwader, Wieſenſchwalbe, Schwalbenſtelze, Steppenralle, Giarol). Länge 25 cm, Stoß 11, Schnabel 1,5, Lauf 3, Mittelzehe mit Nagel 2,6 cm. Stoß tief gegabelt, äußerſte Feder etwa 6 cm länger als die mittelſten; obere Stoßdecke weiß; die großen Deckfedern auf der Unterſeite der Flügel roſtrot. Die ganze Oberſeite graubraun mit etwas rötlichem Anflug im Nacken; Schwingen dunkelbraun; Stoß auf der Endhälfte dunkelbraun. Kehle rötlich-gelb, von einem feinen, ſchwarzen, weiß geränderten Saum eingefaßt; Zügel ſchwarz, laufen mit dem Kehlſaum zuſammen; Bruſt graubraun, nach dem Bauch hin roſtfarbig. Hinterleib und Steiß weiß. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel ſchwarz, in den Mundwinkeln hochrot, Ständer trüb rötlich-braun, Iris braun. Im Jugendkleid haben die Federn roſtgelbliche Säume und dunkle Flecke, namentlich auf dem Kropf und den Halsſeiten; die Kehle iſt trübweiß mit kaum zu erkennendem Saum; ſonſt den Alten ſehr ähnlich. Schnabel bräunlichſchwarz; Ständer trüb rötlich-grau. Die Heimat des H. iſt das öſtliche und ſüdliche Europa und angrenzende Aſien; auf dem Durchzug iſt er gelegentlich bei uns anzutreffen; er liebt mit kurzem Graswuchs bedeckte, von Pfützen durchſchnittene Örtlichkeiten, auch beſonders Brachäcker, wo er ſeine Hauptnahrung, Inſekten, findet. Das Neſt, eine einfache Vertiefung, enthält vier 31 : 25 mm große Eier, die denen der Seeſchwalben ähnlich ſind, deren ovalrundliche Geſtalt haben und auf grünlich- oder grauweißem Grund mit ſchwarz- oder violettgrauen Flecken und Wolken dicht beſetzt ſind. Der Giarol erinnert im Flug ſehr an die Seeſchwalben, die er aber an Gewandtheit noch übertrifft; am Boden iſt er ungemein behend und läuft ruckweiſe ſehr ſchnell. Über den Brachäckern flattern ganze Scharen dieſer angenehmen Vögel und bieten in ihrem Inſektenfang ein ſehr anſprechendes Bild. Die Jagd auf dieſen nützlichen Vogel hat wenig Bedeutung; auch iſt er ſehr ſcheu, wenn er Verfolgung wahrnimmt.

Brachsen s. *Karpfenfische IX, 1.*

Brachvogel (Numenius), Gattung aus der Ordnung der Schreitvögel und der Familie der Schnepfen. Der Stecher ist zwei- bis dreimal so lang wie der Kopf, stark abwärts gebogen. Die verhältnismäßig kurzen Vorderzehen der langen Ständer sind durch Spannhäute mit einander verbunden; Hinterzehe vorhanden. Der Lauf ist vorn mit großen Schildern besetzt, hinten fein genetzt. Die B., von denen drei Arten bei uns vorkommen — als Brutvogel jedoch nur eine — sind die größten Schnepfenvögel.

1) Großer Brachvogel (Numenius arcuatus L., Scolopax arquata L.; Kronenschnepfe, Keilhaken, Bracher, große Brachschnepfe, Gewitterregenvogel, Gütvogel, krummschnäbelige Schnepfe, Regenwulp; s. Abbildung). Länge 50 bis 60 cm, Stecher 11,6 bis 16, Lauf 8,6, Mittelzehe ohne Nagel 4 cm. An den Seiten des Unterstechers ist die Befiederung weiter vorgezogen als an denen des Oberstechers; auf dem Scheitel findet sich kein heller Mittelstreif.

Kopf des großen Brachvogels.
(Etwa 1/3 nat. Gr.)

Im allgemeinen ist die Oberseite bräunlich-gelb mit schwarzbraunen Querflecken und Binden, der Bürzel weiß mit bräunlichen Längsflecken, der Stoß weiß, schwärzlich quergebändert, seine beiden Mittelfedern grau schattiert. Der lehmgelblich überflogene Hals ist dunkel längsgestrichelt, die Brust ähnlich, etwas heller, Kehle und Bauch weiß, letzterer an den Seiten mit wenigen dunklen Längsstrichen. Stecher rötlich-grau, an der Spitze dunkelgrau; Iris tiefbraun; Ständer graublau. Weibchen und Männchen gleich. Bei den Jungen ist der Stecher kürzer, die Gelenke wulstiger, die Fleckung in der Färbung größer. Die Heimat des gr. B. ist der Norden der Alten Welt; im Herbst zieht er bis nach dem nördlichen Afrika, Persien und Indien. Er ist in Europa vom arktischen Kreis bis an die westlichen und südlichen Küsten verbreitet. Brutvogel innerhalb Deutschlands hauptsächlich in den Küstenländern der Nord- und Ostsee bis nach Westfalen, Hannover, der Mark und Schlesien. Er liebt sandige, einsame Gegenden mit Wasser und ist an Seegestaden häufig. Seine hauptsächlichsten Brutplätze sind die Tundren Lapplands und Sibiriens. Die vier kreiselförmigen Eier, mit den Spitzen im Nest nach innen gekehrt, legt er in eine kleine Vertiefung auf Moos oder Riedgras in der Nähe vom Wasser; sie sind auf blassem, trüb olivengrün-gelblichem oder -bräunlichem Grund mit dunkelgrauen, dann mit grünlich-schwarzbraunen Flecken, großen und kleinen Strichen und Schnörkeln dicht bedeckt und messen 65 : 42 bis 75 : 48 mm. Die Stimme des gr. B. ist ein lautes, melodisches Pfeifen, das sich in der Paarzeit zu einem hellen Triller steigert. Die Äsung des gr. B. besteht aus Insekten, Würmern, Larven, grüner Saat und allerlei Beeren, zu deren Verdauung kleine Kiesel verschluckt werden. Der Keilhaken ist ein scheuer, mißtrauischer Vogel, der nur mit seinesgleichen gesellig lebt und die Wanderungen familienweise unternimmt.

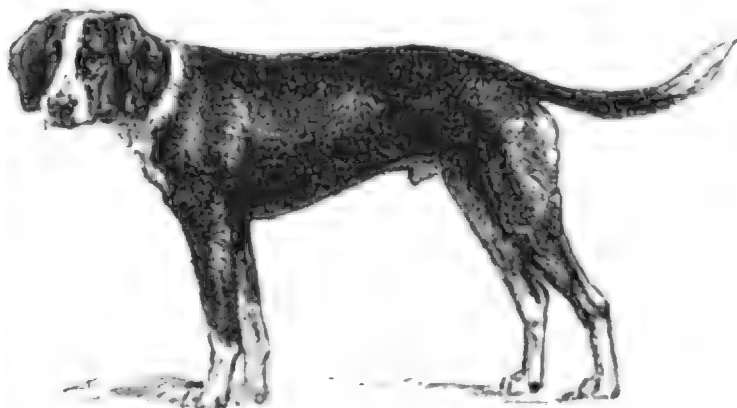
2) Regenbrachvogel (Numenius phaeopus L., N. minor Briss.; kleiner B., kleine Kronenschnepfe). Länge 38 bis 43 cm, Stecher 6,5 bis 8,8, Lauf 5,5 bis 6, Mittelzehe ohne Nagel 3,1 cm. Kopf dunkelbraun ohne Flecke, auf dem Scheitel ein hellgelber Längsstreifen, Stoß an der Wurzel grauweiß, an der Spitze aschgrau mit dunklen, ineinander schattierten Binden; Brustseiten und Weichen weiß mit dunkelbraunen Pfeil- und Querflecken; die Befiederung an den Seiten des Unterstechers kaum weiter reichend als die des Oberstechers. Stecher etwas gekrümmter als beim großen B. Oberleib schwarzbraun mit gelben Kanten und hellen Spitzensäumen; die großen Schwingen braunschwarz, die kleinen heller. Stecher rötlich-schwarzgrau, Spitze schwarz, Iris dunkelbraun, Ständer graublau; bei den jungen Vögeln ist der Stecher kürzer, wenig gebogen; Ständer hell aschblau. Seine Heimat ist im allgemeinen nördlicher als die des großen B., an den Küsten der Nord- und Ostsee kommt er zwar vor, doch im Innern Deutschlands nur selten, als Brutvogel wohl überhaupt nicht, dagegen in Holland und an den ostpreußischen Küsten, besonders auf der Kurischen Nehrung zahlreich. Zugzeit und Aufenthalt wie beim vorigen. Seine vier birnförmigen Eier haben auf trüb olivengrünem Grund wenige rötlich-aschgraue und dunkel olivenbraune Flecke, variieren in Farbe und Zeichnung und messen 63 : 40 oder 58 : 43 mm. Äsung, Lebensweise wie beim vorigen, selbst die reine Flötenstimme klingt ähnlich, nur höher, wie „Tloid, tloid." Steht Witterungswechsel bevor, so streicht der R. unruhig und laut umher, von welcher Eigentümlichkeit ihm sein Name geworden ist.

3) **Dünnschnäbliger Brachvogel** (Numenius tenuirostris Vieill.). Vom Regenbrachvogel, dem er in Stärke und Färbung ähnelt, durch das Fehlen des hellen Mittelstreifs auf dem Scheitel unterschieden, vom großen B. durch merklich geringere Maße und breite, herzförmige Flecke an den Brustseiten. Stecher dünner und schlanker als bei den beiden anderen Arten. An diesen Merkmalen ist der dünnschn. B. kenntlich; die Färbung ist derjenigen der beiden vorigen so ähnlich, daß eine Beschreibung nicht nötig erscheint. Länge 39 bis 43 cm, Stecher 7 bis 9 cm, Lauf 6,5 bis 7 cm. Die Heimat des dünnschnäbligen B. ist das südliche Europa, Nordafrika, Kleinasien usw. In Deutschland ist er einige Male als Irrgast vorgekommen, so in Anhalt, bei Marburg, auf Sylt, auf der Kurischen Nehrung.

Die **Jagd** auf die Brachvögel ist sehr mißlich, da diesen nur im freien Gelände sich aufhaltenden, äußerst scheuen Vögeln sehr schwer, am ehesten noch bei Nebel, anzukommen ist. Man kann sie mit einem Pfeifchen aus gedeckter Stellung anlocken, auch die Locktöne nach einiger Übung mit dem Mund nachahmen. Ihre Anwesenheit bemerkt man bald an den sehr angenehmen, weichen Flötentönen, welche die übrigen Sumpfvögel aber auch gern beachten, freilich als Mahnruf zur Aufmerksamkeit oder Flucht, daher die Jagd auf andere Vögel durch die Brachvögel sehr erschwert wird. Es bleibt allen diesen Vögeln gegenüber nur das Anschleichen übrig oder das Ansitzen in Hütten oder sonstigen Deckungen, sowie das Anlocken mit der Pfeife, welche Methode auch so vielen Reiz gewährt, daß sich der Jäger mit ihr wohl begnügen kann, wobei sein Scharfsinn sich sehr gute Erfolge zu verschaffen vermag. Gar nicht selten stoßen B. auch auf den Uhu und noch hastiger auf den Fuchs.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Bracke. Die Bracken sind die Stammväter unserer Vorstehhunde. Da die modernen Jagdverhältnisse die Brackenjagd immer mehr zurückgedrängt haben, werden nur noch wenige Bracken rein gezüchtet. Nur im Sauerlande trifft man sie noch häufiger an. Wir können bei uns folgende fünf Brackenschläge unterscheiden: Die holsteinische Bracke (Stöber), die Heidebracke (Hannoversche Bracke), die Holzbracke (Westfälische oder Sauerland-Bracke), die Steinbracke der Ruhrgegend, die Wildbodenhunde (Baden, Württemberg, Bayern und Tirol bis Steiermark). Die Holzbracke (Finnentroper, westfälische oder Sauerländer Bracke), die heutzutage noch in größerem Maßstabe planmäßig gezüchtet und kurzweg als deutsche B. bezeichnet wird, ist ein leichter, hochstehender, edler, doch kräftiger Jagdhund mit leichtem Kopf, gutem Behang und leicht aufgezogenem Hinterleibe. Rückenhöhe etwa 51 cm, höchstens 55 cm, Hündinnen meist etwas niedriger. Kopf langgestreckt, Ausschnitt vor der Stirn äußerst gering. Von vorn erscheint der Kopf schmal und langgestreckt. Rute derb behaart, etwas bürstig, fast wurstartig, entweder hängend oder in sanftem Bogen hoch getragen. Behaarung für einen kurzhaarigen Hund lang, sehr dicht, hart. Farbe weiß, gewöhnlich als durchgehende Blesse, — Halsring, Brust, Läufe und Rutenspitze — öfter auch noch weiter verbreitet. Als Mantel-, Kopf- und Rutenfarbe rotgelb,



Deutsche Bracke.

grau, schwarz, dunkelgrau mit gelb vermischt, bei dunklen Farben dort, wo das Weiß sie nicht überdeckt, Teckelabzeichen. — In der Schweiz werden verschiedene Stämme schöner Bracken (Schweizer *Laufhunde*) gezüchtet. (S. auch *Dachsbracke.*) — Zu einer gewöhnlichen Treibjagd mit Bracken werden nur einige Hunde im Treiben gelöst, die dann durch ihr Geläut eine große Spannung unter den Schützen hervorrufen, wenn die Jagd sich bald hier-, bald dorthin wendet. Je nachdem die Hunde laut und scharf jagen, kommt das Wild schon weit vor ihnen und mehr oder weniger flüchtig heran. Eine beliebte Jagd in manchen Gegenden besteht darin, daß der Jäger mit einer oder zwei Bracken ins Feld zieht; stoßen sie einen Hasen auf, so stellt jener sich einigermaßen gedeckt auf und erwartet die Rückkehr des Hasen zu seinem Lager, die nach einiger Zeit sicher erfolgt, da dieser sich nur eine Strecke weit jagen läßt, dann aber in einem Bogen, meist lange vor den Hunden, zu seinem Lager zurückkehrt. Da er ängstlich nach diesen sichert, achtet er weniger auf die Gefahr vor sich und kommt oft sehr nahe an den Schützen heran. Die Brackenjagd, sowohl im Feld als auch auf Rehe und

Hasen im Wald, ruiniert die Jagd im allgemeinen und ist angetan, sie gänzlich und auf die Dauer zu vernichten, daher sie nur in steilen Felswänden, unwegsamen Brüchern und ähnlichen Örtlichkeiten ausgeübt werden sollte. Sorgsame Dressur erfordern Bracken nicht; man läßt rohe Hunde mit alten erfahrenen laufen, denen sie das Handwerk bald ablernen; fehlen diese, so animiert man den jungen Hund zum Jagen und macht ihn dadurch schärfer oder genossen, daß man ihm von dem ersten Hasen, den er zu Schuß brachte, vom Schweiß oder Gescheide zu fressen gibt; dadurch merkt er bald, worauf es ankommt. Die Gefahr, dem Hunde das Anschneiden anzugewöhnen, wird dadurch weder vergrößert, noch verringert, denn die meisten Bracken haben diese Untugend, und sucht man sie ihnen zu nehmen, so verlieren sie leicht an Schärfe.

Die Jagd mit B. ist nach der hannoverschen Jagdordnung vom 15. September bzw. vom 1. Oktober an gestattet; sie darf nur von demjenigen, der auf einer Fläche von wenigstens 10000 Morgen im Zusammenhang zur Jagdausübung berechtigt ist, auf dieser Fläche ausgeübt werden; die Zuwiderhandlung ist strafbar. B., die zu anderer Zeit in einem fremden Jagdgebiet jagend betroffen werden, können von dem Jagdberechtigten oder seinem Vertreter getötet werden; in der Zeit vom 15. September bzw. 1. Oktober bis zum Jagdschluß ist jedoch nicht das Töten, sondern nur das Auffangen, das Koppeln gestattet. Der Eigentümer hat eine Strafe zu zahlen.

bradieren, mit Bracken jagen.

Brand. 1) Die Schwarzfärbung der Haare um die Brunftrute des Hirsches bei Eintritt der Brunftzeit infolge Auslaufens der Samenfeuchtigkeit (Brunftbrand, Brunftfleck). 2) Die schweißige, meist dunkel gefärbte Stelle am Wildkörper, wo das Geschoß eingedrungen ist. — 3) B. des Gewehrs; hierunter verstand man früher die Eigenschaft eines Gewehrs, recht scharf zu schießen und besonders gut zu töten. Heutzutage glaubt niemand mehr an derartige Dinge. Die Wirkung eines Geschosses beruht lediglich auf seiner Beschaffenheit und seiner lebendigen Kraft.

Brandader, die stark hervortretende schwarze Ader (Darmbeinvene) nahe am Schloß an den inneren Keulen des Wildes, die beim Aufbrechen aufgestoßen wird, um den Schweiß auslaufen zu lassen.

Brandente s. *Enten VII.*

Brandflecke, auf Vogeleiern die schwarzbraunen Flecke mit hellen Rändern.

Brandfuchs s. *Fuchs.*

Brandgans s. *Enten VII, 1* u. *Gänse II, 1.*

Brandhirsch, lokale Abweichung des Rothirsches, die im Sommer durch lebhaft rote, im Winter durch sehr dunkle Färbung ausgezeichnet ist. Um eine besondere Art handelt es sich hierbei nicht.

Brandkultur s. *Hackwaldbetrieb.*

Branken (Branten, Pranken, Tatzen), die Läufe, namentlich die vorderen, des Bären, Marders, Dachses; besonders gebräuchlich beim Bären.

Bratenwildbret, der Ziemer, der Mörbraten, die Blätter und die Keulen des Wildes; alles übrige gehört zum Kochwildbret.

Braunheu s. *Sauerheu.*

Braunkopf s. *Enten II, 2.*

Braunschimmel (Brauntiger), eine gewisse Farbenzeichnung des Haares der Vorstehhunde: Weiße Grundfarbe mit kleinen, dicht aneinanderstehenden, braunen Flecken; meist braunen Platten und braunem Kopf. Unter den Deutsch-Kurzhaarigen sind B. häufig, ebenso unter den D.-Drahthaarigen, bei den D.-Langhaarigen kommen sie seltener vor. Für Gebrauchshunde empfiehlt sich eine nicht zu helle oder dunkle Färbung.

brav, 1) groß und kräftig vom Rot- und Rehwild, also ein braver Hirsch, braver Bock; auch ist ein starkes Geweih oder Gehörn b. 2) Ferner nennt man den tüchtigen und gerechten Jäger b.

brechen, 1) von Sauen, im Boden nach Fraß wühlen; 2) von Feldhühnern, sich in den Schnee einscharren. 3) Hochwild bricht, wenn es beim Wechseln durch dichtes Gehölz lautes Geräusch verursacht.

breit, 1) das Wild steht dem Jäger b., wenn es ihm die ganze Breitseite zeigt; 2) das Geweih ist b. ausgelegt (s. *Auslage*).

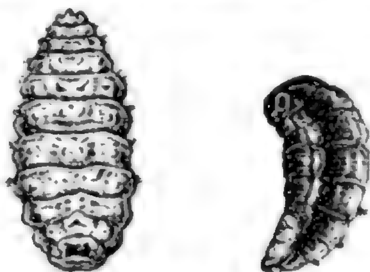
Breitenstreuung s. *Streuung.*

Breitschnabel s. *Enten I, 7.*

Breitschuß, ein auf die Breitseite des Wildes abgegebener Schuß; er ist, wenn irgend tunlich, anzuwenden wegen des größern Zieles, wobei an stärkeres, mit der Kugel zu erlegendes Wild zu denken ist. Ein Schuß von hinten oder vorn heißt Spitzschuß (Halbspitzschuß), mit ersterem schießt man das Wild oft nur krank oder zu Holz, weshalb er von einem gerechten Jäger nicht anzuwenden ist; beim Spitzschuß von vorn oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, beim Schuß auf den Stich, bricht das Wild im Feuer zusammen.

Bremsenlarven. Der Körper verschiedener Säugetiere beherbergt nicht selten Schmarotzer, die volkstümlich Engerlinge, Dasseln oder Bieswürmer genannt werden und teils in der Haut, teils in den vorderen Luftwegen und in der Rachenhöhle, teils im Magen und Darmkanale ihren Sitz haben. Die Parasiten sind die Larven von Fliegen, den sog. Biesfliegen oder Bremsen (Oestridae). In der Haut des heimischen Wildes leben die Larven

der Dasselfliege — Hypoderma diana und H. actaeon — und zwar erstere beim Rot- und Rehwild, letztere nur beim Rotwild. Die etwa 12 mm großen, hummelähnlichen Dasselfliegen legen ihre Eier an die Decke des Wildes, das sie von dort ableckt. Im Schlund und Wanst schlüpfen die Larven aus, durchbohren



Larve und Puppe von Hypoderma diana.
(Nat. Größe.)

die Wandung dieser Organe und wandern nach dem Unterhautzellgewebe des Rückens, wo sie sich festsetzen und Beulen (Dasselbeulen) erzeugen. Nach Durchbohrung der Decke fallen sie zur Erde und verpuppen sich. Aus den Puppen schlüpfen die Fliegen aus, die dann aufs neue ihre Eier an das Wild absetzen. Die Dasselfliegen selbst fügen dem Wilde keinen unmittelbaren Schaden zu; auch ihre Larven sind in der Regel harmlose Parasiten.

Die Rachenbremsen (Cephenomyia und Pharyngomyia) fliegen je nach der Art von Juni bis September und lassen ihre Lärvchen in den Windfang des Wildes fallen. Im weichen Gaumen, am Zungengrunde und im Kehlkopfe erzeugen die Larven hin und wieder schwere Entzündungen und können die Ursache des Eingehens ihrer Wirte werden. Die Rachenbremsenlarven verlassen den Wirtskörper durch Windfang und Geäse, fallen auf den Boden und verpuppen sich dort. Zur Verhütung der Bremsenplage des Wildes kommt im wesentlichen das Wegfangen der Fliegen in Betracht. Hypoderma hält sich gern auf Straßen, Weiden und im Walde in der Nähe der Wirtstiere auf, Cephenomyia fliegt während der größten Sonnenhitze auf nackten Berggipfeln, um Türme usw. Die schwärmenden Fliegen werden oft von insektenfressenden Vögeln weggefangen, die deswegen nach Möglichkeit geschützt werden sollten.

Interessant ist die Mitteilung von Reaumur, der berichtet, daß in Frankreich früher bei den Jägern die Fabel verbreitet war, die Rachenbremsenlarven seien die Ursache des Abwerfens der Geweihe und Gehörne, indem sie vereint gegen den Rosenstock ziehen und durch ihr Nagen die Lockerung der Stangen bewirken sollten.

Brentgans s. *Gänse II, 2.*

de Brézé, Charles, wurde etwa 1445 in Frankreich geboren. 1467 Kapitän von Mantes und Meulan, nimmt er an den Kämpfen Ludwigs XI. teil. Da er seine ehebrecherische Gattin 1487 ermordet hat, wird er gefangen gesetzt, später aber wieder freigelassen. Er starb 1494 (s. *Jagdliteratur*).

Brillen s. *Schießbrillen.*

Brillenente s. *Enten II, 6.*

bringen, 1) das Gebären kleinerer Raubsäugetiere. (Wolf und Hund wölfen, Bären bären, das nutzbare Haarwild setzt, das Schwarzwild frischt.) 2) Jemanden zu Schusse b., ihn so aufstellen, daß er irgend ein Stück Wild schießen kann.

Brocken sind die scharfriechenden Ködermittel zum Anlocken des Raubzeugs an die Fangplätze, Fangeisen und Fallen. Man unterscheidet Kirr-, Fang- und Abzugsbrocken; sie sind etwa walnußgroße Fleischstücke, Stücke von Hammelpfoten usw. Legt man diese B. auf die Plätze, um Raubzeug vor dem Fange nur anzulocken und vertraut zu machen, so nennt man sie Kirrbrocken. Fangbrocken heißen die B., welche man über Wind vor, bzw. um Tellereisen legt oder über diese hängt. Abzugs- oder Stellbrocken werden die B. genannt, welche an die Abzugsvorrichtung der Abzugseisen, z. B. der beiden Schwanenhälse, gebunden werden.

Brombeere (Rubus fructicosus) kommt mit ihren Verwandten als für die Wildhege wichtig hauptsächlich für das westliche Deutschland in Betracht. Wuchs und Bewaffnung machen sie als Remisenpflanze beachtenswert, ihre grünen Blätter sind eine ganz vorzügliche Winteräsung für das Schalenwild, besonders für Rehe, und ihre Früchte sind auch vom Federwilde sehr begehrt. Sie ist also eine wichtige Schutz-, Deckungs- und Äsungspflanze.

Bronzeputer s. *Trutwild.*

Browninggewehr, ein von dem Amerikaner Browning konstruiertes Selbstladegewehr. Die Browningflinte, eine 5schüssige, automatische Flinte, wurde im Jahre 1904 von der Fabrique Nationale bei Herstal (Lüttich) in den Handel gebracht. Die automatische Browningbüchse Kal. 9 mm ist 1911 eingeführt worden. Beide Gewehre haben verriegelten Verschluß und gleitenden Lauf. Beim Schuß bewegen sich Lauf und Verschluß gemeinsam eine Strecke zurück und werden dann entkuppelt, so daß der Lauf von einer Vorholfeder vorgeschoben werden kann, wobei die abgeschossene Hülse ausgeworfen wird. Darauf setzt sich auch das Verschlußstück unter dem Druck seiner Schließfeder nach vorn in Bewegung, wobei es eine neue Patrone vom Zubringer in den Lauf schiebt. Die Flinte hat ein Röhrenmagazin unter dem Lauf, die Büchse ein Kastenmagazin.

Bruch, ein grüner Zweig, welcher 1) dazu dient, die Fährte sowie den Anschuß des Wildes oder auch den Schweiß zu bezeichnen (man verbricht die Fährte, s. *verbrechen*); 2) zum Zeichen eines glücklichen Schusses auf ein Stück Hochwild, vornehmlich einen Hirsch, wird ein B. aufgesteckt (am Hute befestigt), wozu man einen Eichenzweig benutzt, wenn man ihn haben kann, sonst einen anderen Baumzweig, im Winter von Nadelholz. Wenn dem Jagdherrn oder einem hervorragenden Gast ein B. überreicht werden soll, so hat dies der oberste der anwesenden Jagdbeamten zu tun, und zwar bei den preußischen Hofjagden auf der Hirschfängerspitze; sonst ist es auch üblich, ihn auf dem Hute liegend zu überreichen; die Jägerei entblößt dabei die Häupter; 3) man bedeckt endlich bei der Strecke das erlegte Wild mit Brüchen; 4) (forstlich) alle durch atmosphärische Einwirkungen oder Naturereignisse geworfenen oder gebrochenen Bäume und Baumteile. Man unterscheidet der Ursache nach Wind-, Schnee-, *Duft*- und Eisbruch; den Baumteilen nach Wurzel-, Stamm-, Gipfel- und Astbruch; der Fläche nach Einzel-, Nester-, Gassen- und Massenbruch.

Bruchwasserläufer s. *Wasserläufer 1.*

brummen, der gewöhnliche Laut des Bären.

Brunft, die Begattungszeit des edlen, hohen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen, bei denen man von Rauschzeit spricht. — Stille B., ihr Beginn, während deren der Hirsch wenig oder gar nicht schreit.

brunften, das Begatten des hohen, edlen Haarwildes, mit Ausnahme der Sauen, welche rauschen.

Brunftfleck s. *Brand 1.*

Brunfthege. Das Hochwild zieht sich zur Brunftzeit auf gewissen Plätzen zusammen, die natürlich nicht beunruhigt werden dürfen; die dazu ergriffenen Maßregeln bilden die B.

Brunfthirsch, ein zur Begattung geneigter Hirsch.

brunftig ist das zur Begattung geneigte weibliche, zur hohen Jagd gehörige Haarwild, mit Ausnahme der Sauen.

Brunftplatz (Brunftplan), der Ort, wo sich das brunftige Wild zusammenzieht.

Brunftrute, das männliche Glied des hohen, edlen Haarwildes.

Brunftschrei, der Brunftlaut der Brunfthirsche.

Brunftstollen s. *Birschstollen.*

Brunftzeit, die Periode, in der die Begattung des hohen, edlen Haarwildes (mit Ausnahme der Sauen) erfolgt.

Brutfleck, die infolge des Bebrütens der Eier oft von Federn entblößte, faltige Stelle am Unterleibe des brütenden Vogels.

Bruthaus, der Raum, wo die jungen Fasanen ausgebrütet werden.

Buchmast, die Bucheckern als Fraß der Sauen.

Büchse, das Kugelgewehr des Jägers. Da man aus ihr nur Kugeln schießt, also genauer zielen muß als bei dem Schrotgewehr, der Flinte, so hat sie auf dem Laufe Visier und Korn; das Rohr ist gezogen, d. h. es hat innen mehrere gewundene Furchen (Drallzüge), welche sich um ihre Achse winden und das Überschlagen der Geschosse verhindern sollen, indem sie dem Geschosse eine Drehung um seine Längsachse verleihen. Kurze Büchsen werden vielfach Stutzen genannt.

Büchsenlicht, die notwendige Helle, um visieren, d. h. zielen zu können. Ist das B. ausgegangen, so ist es zu dunkel zum Zielen. Durch das *Zielfernrohr* wird es ermöglicht, selbst dann, wenn bereits ein Erkennen von Visier und Korn nicht mehr möglich ist, einen sicheren Schuß abzugeben. Es sind auch verschiedene Mittel erfunden worden, um Büchsenlicht auf künstlichem Wege zu schaffen (Scheinwerfer usw.); diese Mittel sind aber vom weidmännischen Standpunkte aus zu verwerfen. Der weidgerechte Jäger soll seinem Wilde wenigstens nachts Ruhe gönnen. Ein bescheidenes Hilfsmittel, die Visierung auch nach dem Schwinden des Büchsenlichtes erkennbar zu machen, stellen die verschiedenen Arten von Leucht- und Glühkörnern dar. Diese Vorrichtungen sind aber mehr oder minder Blender, die bei Versuchen im Zimmer praktisch zu sein scheinen, in Wirklichkeit aber zwecklos sind. Ein leuchtendes Korn kann man zwar deutlich sehen, aber ein leuchtendes Abkommen läßt auf dunklem Hintergrunde überhaupt nichts mehr erkennen, selbst wenn man das Ziel vorher ohne Leuchtkorn noch sah. Ist es übrigens so dunkel, daß man das Korn nicht mehr zu sehen vermag, dann kann man auch vom Wilde nichts mehr sehen, wenigstens nicht in dem Maße, wie es von einem weidgerechten Jäger und vorsichtigen Schützen gefordert werden muß (s. a. *Licht*).

Büchsenspanner, ein Jäger, der seinem Herrn auf der Jagd das schußfertige Gewehr überreicht, das abgeschossene abnimmt und wieder ladet.

Büchsflinte s. *Doppelgewehr.*

Büchting, Johann Jakob, geb. 9. März 1729 zu Wernigerode, besuchte die Universität Halle nach mehrjährigem praktischem Forstdienste. 1755 Markscheider, 1764 anhaltischer Forstkommissar in Harzgerode, wo er am 15. März 1799 starb (s. *Jagdliteratur*).

Buchweizen s. *Getreide.*

Budé (Budaeus), Guillaume, geb. 1467 in Paris, studierte dort und in Orléans

klassische Literatur. Auf seine Veranlassung stiftete Franz I. das Collège de France und unterließ das von der Sorbonne angeregte Verbot der Buchdruckerei. B. starb als kgl. Bibliothekar in Fontainebleau 1540 (s. *Jagdliteratur*).

Bügel. 1) Über dem Abzug des Gewehrs (daher Abzugsbügel) eine metallene oder hörnerne Vorrichtung, welche dessen unbeabsichtigtes Abdrücken verhindert. 2) An Fallen, Dohnen, Eisen usw. die bogenförmigen Teile, welche den Fang der betreffenden Tiere bewirken. 3) Beim sog. deutschen Hirschfänger ein vom oberen Ende des Griffes nach der Parierstange führender, zum Schutze der Hand dienender, gebogener Metallstab.

Bügelverschluß s. *Verschlußkonstruktionen* (Rouxverschluß).

bugsieren, einen Hasen oder Fuchs auf freiem Felde zu Pferd und ohne Hunde so lange jagen, bis er sich vor Ermattung drückt; es gehören dazu mehrere Reiter, von denen der eine sich dem Wilde vorwirft, um ihm den Weg zu verlegen. Die asiatischen Reitervölker b. häufig den Wolf, wozu ein einzelner Reiter genügt.

Bullenbeißer, im Volksmunde die Bulldoggen oder Boxer; eine B.-Rasse gibt es nicht.

Bulwan s. *Birkhuhn*, Jagd.

Buntdrossel s. *Drosseln 3.*

Burckhardt, Dr. Heinrich Christian, geb. 26. Februar 1811 zu Adelebsen bei Göttingen, studierte in Göttingen, trat später in Privatdienste. 1844 bis 1849 war er Lehrer und Revierverwalter an der Forstschule in Münden, dann trat er als Forstrat in die hannoversche Domänenkammer; 1858 wurde er Forstdirektor im Finanzministerium. Er starb am 14. Dezember 1879 in Hannover als preußischer Oberforstmeister (s. *Jagdliteratur*).

Burg, die Wohnung einer Kolonie von Bibern; die eines einzelnen Bibers heißt Bau.

Bürgel s. *Fährtenzeichen 11.*

Bürgerjagd ist in einigen Teilen von Hannover als Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden erhalten geblieben. Nach § 12 Ziff. 1 der hannoverschen Jagdordnung ist den Städten auf den innerhalb der städtischen Feldmark belegenen Grundstücken der Stadt, der Bürger und Einwohner, insoweit auf solchen das städtische Jagdrecht bisher durch die Bürger ausgeübt wurde, die B. gestattet, wenn Magistrat und Bürgervorsteher die Fortdauer dieses Verhältnisses beschließen.

Bürgermeistermöwe s. *Möwenartige Vögel I, 5.*

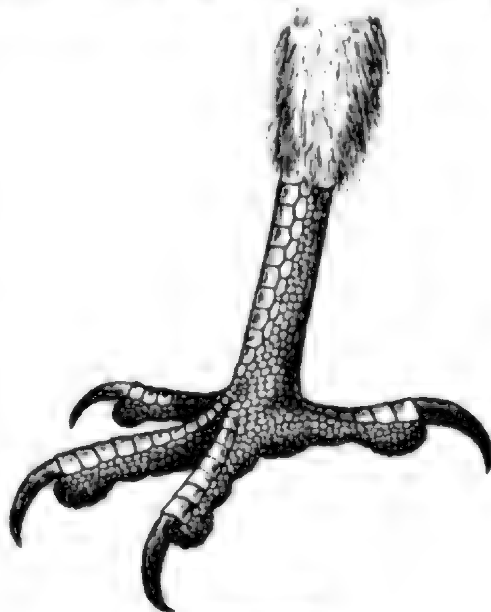
Burgstall, Zeichen des Rothirsches, s. *Fährtenzeichen 11.*

Bürzel, das, der Schwanz des Bären, der Sauen und des Dachses.

buschieren, mit dem Vorstehhund im Holz niederes Wild, als Hasen, Kaninchen, Hühner, besonders Schnepfen, aufsuchen. Beim B. muß sich der Hund kurz halten lassen und das gefundene Wild fest vorstehen.

busig (busenreich, mit Busen gestellt) sind Jagdnetze, die beim Aufstellen nicht straff angezogen, sondern in Falten gestellt sind; diese Stellung ist immer nötig, wenn Wild gefangen werden soll, da es sich in diesen losen Netzteilen mehr verwickelt als in straff angezogenen.

Bussard (Buteo Cuv.), Gattung der Familie Bussarde (Buteoninae). Kopf dick; Schnabel schwach, seitlich etwas eingedrückt, schwache Ausbuchtung am Oberschnabel, Nasenlöcher halbmondförmig. Flügel breit mit 24 Schwingen; die ersten 4 Schwingen ausgeschweift, erste sehr kurz, vierte am längsten; Lauf ziemlich stark und kurz, ein Teil nackt. Zehen kurz und plump, Krallen mäßig gekrümmt. — Starke, plumpe Vögel mit weichem, lockerem Gefieder; können Beute nur fangen, wenn sie sitzt oder läuft. Flug nicht schnell, aber elegant



1. Bussardfang.
(Etwa 1/2 nat. Gr.)

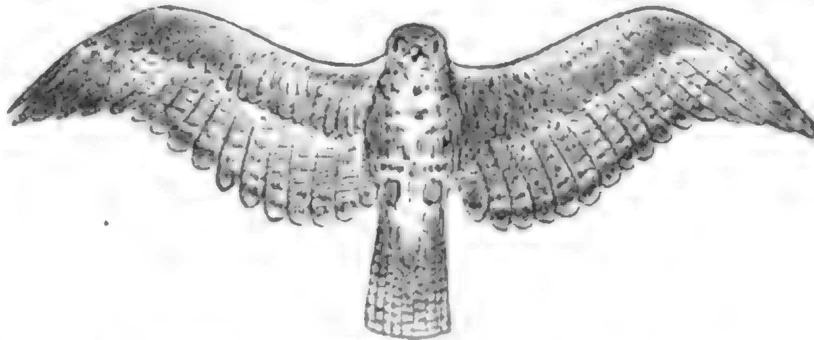
und schwebend infolge der großen, abgerundeten Flügel.

1) M ä u s e b u s s a r d (Buteo buteo L., Buteo vulgaris Bchst.; Gemeiner Bussard, Mauser).

Beschreibung.

Länge (W.) 52 bis 58 cm, Breite 120 bis 135 cm; Fittich 37 bis 41 cm; Schnabel 2,5 (im Bogen bis 3,5), Mundspalte 4, Lauf 8, Mittelzehe 3,5, ihre Kralle 2, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,4 cm, die hintere Zehe 1,8 cm, ihre Kralle fast 3 cm (über dem Bogen); Schnabel dunkel hornfarbig; Nasenlöcher halbmondförmig

schief liegend. Iris bei jungen Vögeln gelblichgrau, später rotbraun, im hohen Alter hellgrau, bei den vorherrschend weißen Exemplaren perlmutterfarbig. Beim Verenden verändert sich aber die Irisfarbe. Zehen plump und dick, kurz, gelb; Krallen schwarz, bei sehr hellen Stücken aber auch entsprechend heller; unterseits ausgehöhlt; Flügel lang und breit, etwas kürzer (wenn in der Ruhe zusammengelegt) als der Stoß. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Spannhaut. Die Farbe des M. zu beschreiben, ist nicht tunlich, da kaum ein Exemplar dem anderen gleicht und von einer fast schwarzen Färbung bis zur vorherrschend weißen alle Abstufungen vorhanden sind. Die gewöhnliche Färbung ist braun mit grauer Bänderung in den Flanken. Der etwas abgerundete Stoß ist meistens ganz, immer aber am unteren Ende gebändert; er hat gewöhnlich zwölf dunkle Querbinden und geht häufig an der Wurzelhälfte in Weiß über. Die verschiedenen Färbungen geben keine Kennzeichen für Alter und Geschlecht ab, es gibt junge fast weiße und alte dunkelbraune Exemplare; auch reine Albinos mit roter Iris kommen vor. Die Weibchen sind auch beim M. stärker als die Männchen, und die Jungen erkennt man an den weniger abgerundeten Federn, doch auch nur bis zu einer gewissen Zeit; kurz, es fehlen dem gemeinen Bussard die charakteristischen Kennzeichen wie keinem anderen Raubvogel. Die untere oder Innenseite der Flügel ist stets vorherrschend weiß mit unregelmäßigen grauen Bändern auf den inneren Deckfedern und den Schwingen, so auch die Unterseite des Stoßes. Die mäßig langen Hosen sind meistens dunkelbraun mit rostfarbenen Kanten, dunkler als der Bauch und fein quer gebändert. Die fast weißen Exemplare sind auf dem Rücken und den Flügeldecken fast immer mit größeren oder kleineren unregelmäßigen dunklen Flecken gezeichnet.



2. Flugbild des Mäusebussards (Breite 120—140 cm).

Verbreitung.

Mit Ausnahme von Island und dem hohen Norden ist der M. über ganz Nord-, West- und Mitteleuropa, jedoch östlich meist nur bis zur Weichsel, in Ostpreußen (dort noch ziemlich häufiger Brutvogel), seltener in Polen und in den baltischen Provinzen verbreitet; bei uns der gemeinste Raubvogel und, je nach rauherer oder milderer Lage, Zug-, Strich- oder Standvogel. Die Vögel, welche bei uns brüten, ziehen zwar im Oktober südwärts bis nach Afrika; indessen drängen die aus dem hohen Norden ihnen nach, und so kommt es, daß wir auch im Winter stets einzelne M. bei uns haben, die, wenn dieser leicht und mit wenig Schnee verläuft, so daß sie keinen Mangel an Mäusen und ähnlichem Fraß haben, bei uns bleiben; im März beginnt dann die allgemeine Wanderung wieder nordwärts. Der gemeine B. ist zwar Waldvogel und horstet nur im Holz, dennoch ist er nicht sehr wählerisch und bezieht große Waldungen ebenso wie kleine Feldhölzer. Nach der Horstzeit verbringt er den größten Teil des Tags auf freiem Feld oder an Waldrändern, blockt auf Steinen, Pfählen und sonstigen Erhöhungen umher und lauert auf Raub, der, solange sie sich ihm bieten, ausschließlich aus Mäusen, Gewürm, Schlangen, Fröschen und besonders Froschlaich, Heuschrecken, Maikäfern usw. besteht.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Wie die meisten Raubvögel, sucht er im März seinen alten Horst wieder auf, bessert ihn aus und trägt grüne Reiser ein, die dann über den Rand hinwegragen. Der sonst so träge Vogel ist nunmehr gar nicht wiederzuerkennen, stundenlang kreist er unter lautem, katzenartigem „Hiäh hiäh“ mit seinem Weibchen über der Horststelle, spielt mit ihm, trägt zu Horst und denkt wenig ans Mäusefangen. Die Begattung erfolgt auf dem Horstrande. Muß der M. neu bauen, so benutzt er gern einen Krähenhorst als Unterlage, bezieht auch einen Milanhorst, und daher findet man seine Brutstätte an verschiedenen Stellen des Baums, wenngleich eine Astachsel am Stamm die begehrteste ist. Innerhalb 10 bis 12 Tagen legt das Weibchen drei, sehr selten zwei oder vier Eier, welche in Gestalt und Färbung ebenso wechseln wie die Vögel, bald rundlicher, bald gestreckter sind, von 60 : 45 mm bis zu 50 : 40 mm Größe herabgehen und von dichter Fleckung bis fast zu reinem Grünlich-weiß variieren. Sie sind von denen des Milans nicht sicher zu unterscheiden; alle angegebenen, meist sehr subtilen Unterscheidungszeichen sind hinfällig, und nur eigenhändiges Ausnehmen mit Beobachtung des Brutvogels wird der Sammlung zweifellos richtige Exem-

plare verschaffen. Gewöhnlich haben sie eine verwaschene, matte Lilafärbung auf der grünlich-weißen Grundfarbe und darauf kaffeebraune oder rotbraune Flecke und eirunde Gestalt. Die meist als sicher hervorgehobenen Kennzeichen der Milaneier, welche in feinen Strichen und Schnörkeln bestehen, haben die Bussardeier gelegentlich auch. Man findet im Horst verschieden gefleckte Eier, das bunteste ist stets das zuerst gelegte, das farbloseste das letzte. Das Weibchen brütet fast 4 Wochen, wobei es vom Männchen höchst wahrscheinlich abgelöst wird. Das Weibchen hat einen einzigen großen Brutfleck. Wenngleich beide Alte sich leicht abklopfen lassen, so lieben sie doch ihre Brut sehr, umkreisen die gefährdete unter lautem Geschrei und haken in der Nähe auf, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Wird das Gelege noch in ziemlich frischem Zustande zerstört oder ausgehoben, so legt das Weibchen nach 3 bis 4 Wochen — mitunter in denselben Horst — nochmals, aber stets weniger und kleinere Eier. Die Jungen werden mit allerlei Gewürm und Insekten, Schlangen, Mäusen, Amphibien, auch mit jungen Vögeln aufgefüttert. Wenn die Jungen auf den Horstrand oder Baumast zu treten vermögen, sind sie noch bequem herabzuschießen; auf den Warnungsruf der Alten drücken sie sich aber sofort dicht in den Horst. Schon an der Färbung der Dunen kann man das spätere Kleid beurteilen; die weißen werden vorherrschend weiße, die dunklen braune Exemplare. Das Dunenkleid des M. bildet somit eine Ausnahme von den Dunenkleidern aller übrigen einheimischen Raubvögel, deren Dunen stets gleiche Färbung zeigen. Sind die Jungen selbständig geworden, so trennen sie sich von den Alten. Letztere bleiben zusammen und nehmen ihre beschauliche Lebensweise wieder auf. Mangel an Fraß haben sie nicht zu befürchten, da ihr Magen für allerhand Erfrischungen geeignet ist. Eräugen sie einen Falken mit Raub, so beeilen sie sich, ihn von diesem zu erleichtern, was der Aristokrat merkwürdigerweise auch ohne weitere Umstände geschehen läßt. Mäuse verschlingt der Bussard ganz (wiederholt sind 10 bis 15 Mäuse als Mageninhalt nachgewiesen worden), größeren Tieren zieht er die Haut ab, Vögeln die Federn aus; das Fleisch schält er sorgfältig von den Knochen ab, so daß er selten Gewölle auswirft. Auch Fische nimmt er mitunter. Mit dem Winter brechen für ihn freilich Tage mancher Entbehrungen an; bei hohem Schnee sind die Mäuse schwer, Amphibien usw. natürlich gar nicht zu erlangen. (Von 615 im Sept. bis April erlegten M. hatten 386, also 63 v. H.; von 167 im Sommer erlegten M. hatten 99, also 60 v. H. Mäuse gefangen.) Der Hunger tut weh; da trachtet der Bussard nach Fraß, wo er ihn nehmen kann, und wird dann matten Hasen und Feldhühnern gefährlich, gesunde kann er nicht schlagen. Hieraus entwickelt sich die Ansicht über seine Schädlichkeit oder Nützlichkeit von selbst; er ist weder der „heilige Bussard", wie ihn Brehm nannte, noch der schädliche, durchaus zu verfolgende Raubvogel vieler Jäger, die gern alles totschießen. Er hat als Vertilger vieler dem Menschen schädlichen Tiere volle Existenzberechtigung, was nicht ausschließt, daß man ihn von Fasanerien, Geflügelhöfen und anderen derartigen Einrichtungen fernhält, auch ihm im Winter lebhaft nachstellt. Noch besser aber ist es, für rechtzeitige Fütterung der Hasen und Hühner zu sorgen, ehe sie matt werden und dann nicht nur dem Bussard, sondern überhaupt zahllosen Feinden, z. B. den Krähen, anheimfallen. Die Mehrzahl wirklich beobachtender und unparteiisch abwägender Jäger spricht sich entschieden für möglichste Schonung des M. aus. [Dr. Rörig hat im Magen von 1025 M. die Reste gefunden von: Rehen (2), alten Hasen (19, darunter 16 im Winter), Junghasen (9) Kaninchen (14), Rebhühnern (13), Fasanen (6), Haushühnern (3), Tauben (4), Maulwürfen (91), Spitzmäusen (87), gr. u. kl. Wieseln (9), Mäusen (1631), Mollmäusen (7), Ratten (2), Hamstern (30), Eichhörnchen (2), mittelgr. Vögeln (17), Kleinvögeln (16); außerdem Fische 6mal, Frösche 136mal, Unken u. Kröten 2mal, Eidechsen 37mal, Blindschleichen 24mal, Ringelnattern 5mal, Insekten 246mal und Regenwürmer 1mal.]

Jagd.

Die Jagd auf Raubvögel im Freien hat immer viel Mißliches, keiner läßt sich leicht ankommen, ebensowenig der sehr gewitzte M. Aber auch da, wo Gelegenheit zum Anschleichen ist, wird dies mit großer Geschicklichkeit zu bewirken sein, denn möge der M. scheinbar noch so teilnahmslos auf seinem Erdhaufen, Pfahl u. dgl. blocken, es entgeht ihm nichts, am wenigsten der heranschleichende Jäger, und rechtzeitig streicht er ab. Nächst dem Zerstören der Horste mit Ausnehmen der Brut, dem sichersten Mittel gegen alle Raubvögel, wobei man vor allem die Alten abzuschießen sucht, wird ihm aus der Krähenhütte viel Abbruch getan, da er bald herankommt, unter Geschrei den Uhu umkreist und auch anhakt. Als Fangmittel sind kleine Tellereisen auf Baumpfählen, sog. Pfahleisen, in Feldern geeignet, wo er gern anhakt und beim Auftreten sich fängt. Die Eisen müssen jeden Abend nachgesehen werden, da sie den Vogel selten töten, sondern ihn einem langsamen Martertod überantworten, welcher den Urheber nicht ehrt. Abends stellt man die Eisen ab, da sich sonst Eulen

in ihnen fangen; in der Morgenfrühe werden sie wieder fängisch gestellt. Auch fängt er sich in Tellereisen mit aufgebundenem Köder, am besten, wenn es die Reste eines von ihm geschlagenen Raubes sind, und endlich sucht er auch der Locktaube im Habichtskorb beizukommen und fängt sich, obgleich viel seltener als der Habicht. Kennt man seinen Nachtstand, so ist er bei Mondschein an diesem zu beschleichen und zu schießen, bei anderem Licht nur schwer, da er sehr spät aufbaumt; endlich kann man ihm, da er Aas annimmt, aus der Luderhütte beikommen. — Der M. hat nach dem Reichsvogelschutzgesetz (1908) Schonung vom 1. März bis 1. Oktober.

2) Steppenbussard (Buteo desertorum Daud., B. tachardus Bonap.; Wüstenbussard). Länge (W.) 47,5 cm, Fittich 34 bis 38 cm, Stoß 19, Schnabel 2,5, Lauf 7,4, Mittelzehe 3,1, ihre Kralle 1,6, Innenzehe 2,1, ihre Kralle 2 cm. Außenzehe 2,3 cm; Hinterzehe 1,9 cm, ihre Kralle 2 cm. Eine meist rostrote Färbung, stärkere Fänge und seine geringere Gestalt sind einigermaßen brauchbare Kennzeichen; doch ist der weibl. St.-B. vom geringen männl. Mäuseb. in der Stärke oft nicht zu unterscheiden. Dagegen hat der rotbräunliche, an der Wurzel helle Stoß meist eine breite, dunkle Binde vor der Spitze und außer ihr zuweilen elf ganz schmale, wellenförmige, welche an den weißen Schäften absetzen; mitunter sieht der Stoß, namentlich bei älteren Vögeln, ganz einfarbig, wie verwaschen aus. Der obere Teil der Innenfahnen ist an allen Stoßfedern weiß. Auf der Unterseite des Stoßes sind die Binden kaum erkennbar. Er streicht viel schneller als der gemeine Bussard und stößt heftig nach dem Uhu. Die Heimat des St. sind die untere Wolga, Westsibirien, Nordafrika, der Ural und benachbarte Gebiete; auch im südlichen Spanien ist er in einzelnen Fällen angetroffen worden. In Indien nur im Winter auf dem Zuge. — In Deutschland ist er in den 70er Jahren wiederholt erlegt worden, aber nur im Herbst. Er kommt wahrscheinlich öfter in Deutschland vor, als bekannt wird, wird aber von Nichtkennern mit dem gemeinen (Mäuse-)B. verwechselt und achtlos weggeworfen. — Die 3 Eier messen im Durchschnitt 52 : 41 mm und sind auf grauweißem Grunde fahlbraun gefleckt und gesprenkelt.

2a) Falkenbussard (Buteo zimmermannae Ehmcke). Länge (W.) 51 cm; Fittichlänge 37 cm; Flugweite 120 cm, also schwächer als der Mäuse-B., wahrscheinlich nur eine Abart vom Steppen-B.; Färbung mehr rostrot, ganze Unterseite weißlich mit rostroter Zeichnung. Deckfedern des Unterstoßes weiß mit feinen, rostroten (nicht braunen) Querbändern, sowie einer im Alter breiten, in der Jugend noch schmalen, rostroten Endbinde. Er streicht und stößt ebenso gewandt wie der Steppen-B. Fraß überwiegend Mäuse, Eidechsen, Maulwurfsgrillen, Frösche, zuweilen auch kl. Vögel. Brütet in Nord- und Nordostrußland, vielleicht auch in Ostpreußen, hier jedenfalls wiederholt beobachtet und auch zur Brutzeit erlegt. Er stößt eifrig und sehr gewandt nach dem Uhu.

3) Adlerbussard (Buteo ferox Gmel., B. leucurus N.; weißschwänziger B.). Länge (W.) 58 cm, Breite 137 cm, Fittich 40 bis 54 cm, Stoß 25 cm, Schnabel 3,5, Lauf 9, davon 5 unbefiedert, Mittelzehe 4, ihre Kralle 1,9 cm. Scheitel braun mit rostroten Säumen, welche auf dem braunen Rücken ganz hell erscheinen. Kinn und Kehle fast weiß, die Brust mit rötlichem Anflug und rotbraunen Schäften. Bauch, Hinterleib und Hosen braun. Stoß gelblich-weiß, bei jungen Vögeln graubräunlich mit vielen (12) dunklen Binden, die mit zunehmendem Alter verschwinden. Der Lauf ist sehr lang und kräftig. Die starken Zehen mit großen, kräftigen Ballen; Krallen ebenfalls stark. Die Flügel erreichen im Ruhen fast die Stoßspitze. Der Gesichtsausdruck soll dem des Hühnerhabichts gleichen, die lanzettförmigen Nackenfedern und der breite, flache Kopf an einen Adler erinnern. Federkleid straffer, der Flug reißender als beim Mäuse-B. Er schlägt stärkere Tiere als der gemeine Bussard, sonst ist er ihm ähnlich, nur stärker. In Deutschland sind bisher nur 2 Adlerbussarde erlegt worden (1893 in der Rheinprovinz und 1895 in Ostpreußen [Dönhoffstädt], in Dänemark 1892 einer beobachtet. — Der A. bewohnt das südöstliche Europa; in Rußland lebt er in den Steppen, auch in der Ukraine, in Rumänien und Bessarabien gewöhnlicher Brutvogel; ferner im Kaukasus, in Ostgalizien, Ungarn, Böhmen, Niederösterreich, Tirol wiederholt erlegt, ebenso in Bulgarien. In Griechenland Brutvogel; dort sowohl wie in Kleinasien befanden sich alle Horste stets in Felswänden, keiner auf einem Baume (Reiser, Orn. balcan.). Die 3 bis 4 Eier (selten 5) sind größer, sonst aber den Eiern des Mäuse-B. sehr ähnlich; sie messen im Durchschnitt 60 : 47 mm. Brutzeit Ende März oder Anfang April.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Bussardadler s. *Schlangenadler*.

Bussarde (Buteoninae), Unterfamilie der Falken (Falconidae), die zu den Tagraubvögeln gehören. Starke oder mittelstarke Vögel von gedrungener Gestalt und dickem Kopf. Die äußere Zehe mit der Mittelzehe stets durch eine deutliche Bindehaut verbunden.

Der Fraß besteht vorzugsweise aus entsprechend großen Säugetieren, Kriechtieren, Lurchen und größeren Insekten, seltener aus Vögeln. 5 Gattungen: *Schlangenadler, Bussard, Rauhfußbussard, Adler, Habichtsadler.*

Literatur: O. v. Riesenthal, Raubvögel Deutschlands; Kennzeichen der Raubvögel; Naumann, Vögel Mittel-Europas; Reichenow, Vögel Deutschlands; Schäff, Ornith. Taschenbuch, 2. Aufl.

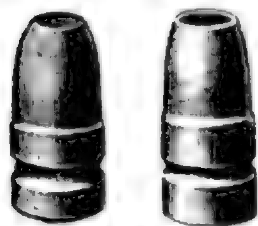
C.

(Hier vermißte Artikel siehe unter K bzw. Z.)

Choke bore s. *Würgebohrung.*

Coccidienkrankheit (Coccidienruhr, Coccidiose) der Hasen, wilden Kaninchen und Fasanen. Die Coccidien sind Urtierchen (Protozoen) und gehören zur Gruppe der Sporozoen. Sie leben als Schmarotzer in den Schleimhäuten des Darmes und der Gallengänge und verursachen, namentlich unter Junghasen und jungen Fasanen, seuchenartige Erkrankungen. Die Schmarotzer können auch die Schleimhaut der Luftwege der Kaninchen befallen und einen bösartigen Schnupfen hervorrufen. Bei jungen Fasanen beobachtet man folgende Krankheitserscheinungen: Mattigkeit, Zurückbleiben in der Entwicklung, starkes Abkommen, lähmungsartige Schwäche und Durchfall. — Das Eingehen tritt nach kurzem oder mehrwöchigem Kranksein ein. Maßnahmen gegen die C. bei Fasanen: Absonderung der Kranken von den Gesunden, Wechsel des Aufzugplatzes, Bestreuen des alten Aufzugplatzes mit Kalkpulver mit folgendem Umgraben, Desinfektion der Futter- und Trinkgefäße, Verbrennen oder tiefes Vergraben der Losung. Beim Auftreten der C. unter Hasen ist der Bestand in dem verseuchten Revierteile möglichst abzuschießen und eine Einwanderung von Hasen in solche Gebiete für die Dauer von etwa einem Jahre nach Möglichkeit zu verhindern.

Collath-Geschoß. Im Jahre 1905 brachte die Firma G. Teschner u. Co. ein Kupfermantelgeschoß (Teilmantel) in verschiedenen Kalibern in den Handel. Diese Geschosse eignen sich infolge ihres weichen Kupfermantels für jede Zugkonstruktion und geben wegen ihres kurzen Führungsteils am hinteren Ende sehr geringe Gasdrucke. Sie ermöglichen daher aus ursprünglich nur für Schwarzpulver gebauten Gewehren die Anwendung verhältnismäßig starker, rauchloser Ladungen, ohne daß die Waffe dadurch mehr angestrengt wird als beim Gebrauch der bisherigen Schwarzpulverpatrone. Die Abbildungen zeigen zwei Collath-Geschosse Kal. 9,3 mm.



Collath-Geschosse.

Couteau de chasse (franz., spr. kutoh de schaß), der französische Hirschfänger (ohne Bügel am Griffe), der von der Parforcejägerei getragen wurde, während die deutsche Jägerei den deutschen Hirschfänger trug. Heute wird der französische Hirschfänger von bestimmten Forstbeamten getragen.

de Crescentiis, Peter, ältester nachrömischer Schriftsteller über Landwirtschaft, wurde etwa 1230 in Bologna geboren und war in verschiedenen Teilen Italiens Gemeindebeamter; er starb 1320 in seiner Vaterstadt (s. *Jagdliteratur*).

Curée, die (franz., spr. küréh), der Schluß der Parforcejagd. Der gejagte Hirsch oder Keiler wird, nachdem er abgefangen ist, zerwirkt, in ganz kleine Stücke zerlegt und den Hunden überlassen, damit diese recht genossen gemacht werden. Dabei wird die Fanfare C. geblasen.

Cysticerkenkrankheit der Hasen. Auf der Oberfläche und in der Tiefe des Gescheides des Hasen, namentlich in der Leber, kommen nicht selten die Finnen (Cysticercus pisiformis) eines Hundebandwurmes (Taenia serrata) vor. Diese blasigen, etwa linsengroßen Gebilde unterliegen leicht dem käsigen Zerfalle und rufen in Ausnahmefällen Krankheitserscheinungen hervor. Die verkästen Parasiten können mit tuberkulösen Veränderungen verwechselt werden. In Jägerkreisen werden die Veränderungen oft irrtümlicherweise für syphilitische gehalten. Darum wird die Krankheit auch fälschlich als Hasenvenerie bezeichnet. — Man kann der Krankheit leicht Herr werden, wenn man dafür sorgt, daß fremde Hunde sich nicht im Reviere umhertreiben, und man die eigenen Hunde einer Bandwurmkur unterzieht (vgl. *Bandwürmer des Hundes*). Organe, die mit den genannten Finnen durchsetzt sind, sind genußuntauglich; das übrige Wildbret ist zum Genusse für den Menschen geeignet.

D.

Dachmarder s. *Marder 2.*

Dachs (Meles), Gattung aus der zur Ordnung der Raubtiere gehörigen Familie der Marder (Mustelidae). Zuweilen werden die D. als Unterfamilie Melinae den eigentlichen Mardern (Mustelinae) und den Ottern (Lutrinae) gegenübergestellt. Die zoologischen Merkmale der Gattung Meles sind folgende: Körper plump mit kurzen Läufen u. kurzem Bürzel; Seher klein, Gehöre wenig aus der grobhaarigen Schwarte hervorragend, Nase breit; Klauen an den Vorderläufen viel stärker und länger als an den Hinterläufen; die ganze Sohle tritt beim Gehen auf. Obere Eckzähne gerade, kegelförmig, untere etwas gebogen; der erste, obere Lückenzahn ist ein oft ausfallendes, kleines Stiftchen. Oberer Reißzahn (Abb. 1×) schwach entwickelt und kurz, der untere langgestreckt, aber niedrig; der obere Kauzahn auffallend breit, der untere klein, rundlich. Der quere Gelenkhöcker des Unterkiefers wird von den Rändern der Gelenkfläche des Schädels umfaßt, so daß der Unterkiefer sehr fest eingefügt ist. Schädel bei erwachsenen Dächsen, besonders bei den Männchen, mit starken Kämmen und Leisten, die Nähte fest verwachsen. Darm etwa achtmal so lang wie der Körper. Unter dem Bürzel eine flache, runde Drüsentasche. Dächsin mit einem Paar Zitzen an der Brust und zweien am Bauche.

1. Obere Backenzähne des Dachses.

Weidmännische Ausdrücke.

Die Ohren heißen Gehöre, die Augen Seher, die Eckzähne Fänge; das Fett führt diese Bezeichnung (nicht Feist), das Fell wird Schwarte genannt, der Schwanz Bürzel oder Zain, die Zehen samt Krallen Klauen, der unter dem Bürzel befindliche Drüsensack Schmalzröhre oder Stinkloch. Zu dem Bau führen Röhren, Geschleife oder Einfahrten, die in den Kessel münden. Der D. bewohnt den Bau, befährt die Röhren, sitzt im Kessel, versetzt, verklüftet oder verliert sich, wenn er sich festwühlt. Der D. geht aus, wenn er den Bau verläßt. Er nimmt Weide oder weidet sich, sticht oder wurzelt nach Erdmast im Boden; schleicht, trabt oder wird flüchtig; ranzt oder rollt. Die Dächsin bringt Junge. Dem erlegten D. wird die Schwarte abgeschärft, das Fett abgelöst, er wird aufgebrochen, abgeschwartet und zerlegt.

Beschreibung.

Bei uns kommt nur eine Art vor, der gemeine Dachs (Meles taxus L.) mit den oben angegebenen Merkmalen und sehr charakteristischer Färbung. Kopf weiß mit zwei sich scharf abhebenden, schwarzen Streifen vom Fange durch die Sehergegend nach den Gehören hin, wo sie allmählich verschwinden. Oberseite des Körpers gelblich- oder weißlichgrau, ebenso der Bürzel; Unterseite von der Kehle an wie die Läufe schwarz. Farbenunterschiede nach Geschlecht und Jahreszeit sind nicht vorhanden. Neugebrachte D. sind weiß mit durchschimmernder, rötlicher Schwarte; nach einigen Wochen entsteht die Färbung der Alten. Von Farbenvarietäten sind nur Albinos bekannt, die aber selten vorkommen. Ausgewachsene D. erreichen eine Länge von 1 m und im Herbst ein Gewicht von 20 kg, wogegen sie im Frühjahr selten mehr als 12,5 kg aufweisen.

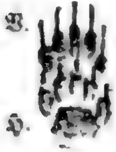
Verbreitung, Aufenthalt.

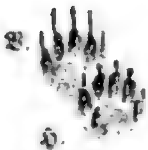
Die Verbreitung Grimbarts erstreckt sich über den größten Teil Europas vom südlichen Skandinavien und Finnland bis zum Mittelmeer, östlich durch Rußland und das mittlere Asien bis nach China. Einige nahe verwandte Arten findet man in Japan, Tibet, Turkestan, Persien, Kleinasien usw. Er hält sich am liebsten in Wäldern und Gehölzen mit angrenzenden Feldern und Wiesen auf, in Südosteuropa und Mittelasien auch in reinen Steppengebieten. Er bewohnt Erd- und Felsenbaue, die zuweilen sehr umfangreich sind. Sie liegen meist an Abhängen und in Dickungen, gelegentlich auch in der Nähe von Menschen besuchter Örtlichkeiten, wo man sie nicht erwartet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Meist lebt der D. einsiedlerisch und geht nur in der Dämmerung und nachts aus, nur zur Ranzzeit finden sich mehrere zusammen und lassen sich dann auch bei Tage sehen. Die Ranzzeit fällt in den Sommer, Ende Juli und August, gelegentlich zieht sie sich auch wohl bis gegen den Oktober hin. Da die Jungen im Februar oder März gebracht werden, so ergibt sich, daß die Dächsin etwa ein halbes Jahr dick geht, somit eine Trächtigkeitsdauer hat, die, so auffallend ihre Länge erscheint, durch zahlreiche Beobachtungen festgestellt worden ist. Nach

dem Ranzen kümmert sich der D. nicht mehr um die Dächsin, der auch die Sorge für die Nachkommenschaft allein obliegt. Die 3 bis 5 Jungen haben mindestens 3 Wochen geschlossene Seher. Erst nach dieser Zeit kommen sie nachmittags vor dem Bau zum Vorschein, werden dann in der Abenddämmerung von der Dächsin ausgeführt und angeleitet, ihre Weide zu nehmen. Ausgewachsen ist der D. nach Verlauf eines Jahres. Stimmlaute hört man von ihm nicht viel, in der Wut oder im Ärger läßt er eine Art Murren, auf der Weide Schnaufen, auch Schmatzen und das Aufeinanderklappen der Kinnladen hören. Junge D. stoßen zuweilen eine Art Winseln aus. Was die Weide unseres Grimbarts betrifft, so läßt schon die Beschaffenheit seines Gebisses vermuten, daß er omnivor veranlagt ist. Er nimmt Schnecken, Würmer, Insekten und deren Larven, ferner Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Schlangen, Eier und Junge am Boden brütender Vögel (also auch von Rebhühnern, Fasanen usw.), verschmäht auch ein Junghäschen nicht. Ebenso liebt er Früchte und Beeren, wird zur Zeit der Traubenreife manchmal in Weinbergen lästig, scheint aber im allgemeinen animalische Nahrung vorzuziehen, wenigstens hält er sich in der Gefangenschaft besser bei Fleisch- als bei Pflanzennahrung. Nach Art der Schweine bricht er die Bodendecke nach Erdmast auf und sticht mit dem Fange oder gräbt mit den langen Klauen der Vorderläufe darnach.





2. Schrittspur des Dachses. (1/10 nat. Gr.)

Zur kalten Jahreszeit hält der D. einen bedingten und bei milder Witterung öfter unterbrochenen Winterschlaf, während dessen er zusammengerollt im Kessel seines Baues sitzt, aber nicht etwa Fett aus dem Drüsensack unter dem Bürzel saugt. Die Losung ist verschieden je nach der Art der Weide, bei überwiegendem Fleischgenuß dunkel, bei starkem Beerengenuß rötlich oder bläulich, im Sommer meist mit Panzerteilen von Insekten, im Herbst oft mit Obstkernen durchsetzt. Sie wird gern verscharrt, besonders auch in der Nähe des sauber gehaltenen Baues in eigenen Löchern abgesetzt. Die Spur ist wegen der langen Vorderklauen sehr charakteristisch; auch läßt sie alle fünf Klauen an Vorder- und Hinterläufen sehen, da im Gegensatz z. B. zu hundeartigen Tieren der Daumen bzw. die erste Zehe in gleicher Höhe mit den übrigen stehen. Feinde hat der D. unter dem Raubzeug bei uns nicht; dagegen wird er von allerlei Schmarotzern heimgesucht, unter denen, da manche Leute sein Wildbret genießen, auf die gelegentlich vorkommenden Trichinen aufmerksam gemacht sei.

Jagd, Fang.

Man kann dem D. auf verschiedene Weise mit Erfolg nachstellen; die beliebteste Art ist das G r a b e n vor Teckeln; man benötigt hierzu kleiner, scharfer Dachshunde.

Die Aufgabe des Teckels ist es, den D. im Bau anzugreifen und so hart zu verfolgen, daß er nicht Zeit findet, sich zu verklüften, d. h. zwischen sich und dem Hund eine Erdwand aufzuwerfen; dabei muß der Hund den sich stellenden D. laut verbellen, damit man durch den Schall die Stelle erkennt und einschlagen, d. h. bis auf den D. graben kann. Hat man zwei kleine scharfe Teckel, die sich kennen, so unterstützen sie sich wesentlich in weiten Röhren, in denen sie nebeneinander arbeiten können. Sonst läßt man je einen Hund in eine befahrene Röhre, damit der D. möglichst zwischen beide Hunde kommt. Ein zu starker Hund ist nicht zu empfehlen; das Befahren des Baues kostet ihm zu viel Anstrengung, er kann sich in den Röhren weder behend genug wenden, noch den Schlägen des D. ausweichen.

Soll es ans Graben gehen, so muß selbstverständlich durch öfteres Spüren die Gewißheit erlangt sein, daß Meister Grimbart eingefahren, aber nicht mehr ausgegangen ist, was man durch Vorstecken kleiner Ästchen an den Einfahrten erprobt, die er hätte umstoßen müssen, wenn er ausgegangen wäre. 2 bis 3 Arbeiter mit Hacke, Axt und Spaten werden mitgenommen und zunächst alle Röhren verreisert, d. h. mit Reisern verstopft, bis auf die Hauptröhre, in welche der Hund einfahren soll. Stehen mehrere Teckel zur Verfügung, so lasse man stets nur den zuverlässigsten zuerst und allein einfahren, binde die anderen in einiger Entfernung an und horche nun auf den Laut

des Hundes, der nicht baulaut sein, sondern nur dann Hals geben darf, wenn er den D. treibt oder gestellt hat; im ersteren Fall hört man ein helleres Kläffen, im anderen ein dumpferes, an einer Stelle verharrendes, grollendes Verbellen. Nur ein geübtes Ohr wird sich darüber klar werden. Unter möglichster Stille legt sich der Jäger an dem Platz, unter welchem der Hund vermutlich liegt, mit dem Ohr platt auf den Boden, während ein anderer in die Röhre hineinhorcht, von wo der Ton am hellsten herausdringt. Erst wenn durch längeres Verhören kein Zweifel mehr obwaltet, wird mit dem Einschlagen (Graben) begonnen, aber auch nicht länger gezögert, um den Hund nicht unnötig zu ermüden, ihn im Gegenteil durch das Geräusch des Einschlagens über sich anzufeuern. Der Einschlag darf nicht zu klein sein, weil er sonst die Arbeit hemmt. Je tiefer man eindringt, desto deutlicher und heftiger hört man den Hund; nicht selten aber beginnt die Jagd von neuem, wenn der D. hinter sich freien Raum hat und zurückweicht. Dann muß man aufs neue verhören, bis der Standlaut wieder ertönt, worauf der Einschlag beginnt. Will es dem Hunde gar nicht glücken, den D. zu stellen, so lasse man bei weiten Röhren einen zweiten Hund einfahren, und wenn auch dieser scharf ist, dann wird Grimbart bald festliegen; die Hauptsache liegt eben darin, daß die Hunde dem D. so scharf auf die Schwarte rücken, daß er weder zurückweichen, noch sich verklüften kann. Der Einschlag muß so geleitet werden, daß man dicht hinter den Hund kommt, nicht aber auf den Dachs, weil dieser sonst den Hund überrennt, in eine andere Röhre fährt und neue Arbeit verursacht, sich auch wohl verklüftet und dann gar nicht gefunden wird. Sobald der Boden weich und grau wird, steigen die Arbeiter heraus, und der Jäger oder ein sonst sehr erfahrener Arbeiter nimmt nun mit dem flachen Spaten die Erde vorsichtig weg, um den Hund nicht zu verletzen, der schließlich wie ein lebender Erdkloß zutage kommt und mit doppeltem Grimm auf Grimbart losgeht. Nun nimmt man den Hund ab, erweitert die Röhre um den D., nachdem man die Stelle, wo der Hund lag, zuwarf, faßt mit der Zange den D. über dem Genick und zieht ihn hervor, betäubt ihn durch einige kräftige Hiebe mit einem Knüppel oder der stumpfen Seite eines Beilchens auf den Kopf, gibt ihm mit dem Genickfänger einen tiefen Fang in die Brusthöhle, hebt ihn an den Hinterläufen hoch und läßt den Schweiß auslaufen. Der D. verendet schnell, ohne aus der Betäubung zu erwachen. Alle anderen Methoden, als Aufhängen, Schlagen auf Nase und Hirnschale, welche eine hochstehende Naht hat, sind grausame Quälereien dagegen, außerdem wird die Schwarte am Kopf durch vieles Schlagen auf diesen sehr beschädigt. Soll der D. geschossen werden, so tritt man aus dem Einschlag heraus und stellt sich mit der Flinte schußfertig an, denn er fährt, sobald er das Tageslicht gewahrt, heraus.

Es ist eine sehr schlechte Gewohnheit, den wehrlos gemachten D. von den Hunden abwürgen zu lassen, um zaghafte Hunde schärfer zu machen. Die Hunde werden dadurch nicht besser; will man ihnen ein Vergnügen gönnen, so lasse man sie an dem noch warmen D. zausen. Es wird dadurch dasselbe erreicht und unnötige Quälerei, die nie ein Jäger begehen soll, vermieden.

Um den Gang der Röhren festzustellen, fährt man mit langen, biegsamen Gerten in sie hinein. Es kommen freilich allerlei Zwischenfälle beim Graben vor, die hier nicht alle erwähnt werden können und der Umsicht des Jägers anheimgestellt werden müssen. Ist der vor dem D. liegende Hund sehr stark oder die Röhre eng, so ist es nur in dem schon geschilderten Notfall ratsam, einen zweiten Hund nachzuhetzen; dabei empfiehlt es sich, diesen durch eine andere Röhre einfahren zu lassen, damit er nicht hinter den ersten kommt und, da er neben ihm nicht vorbei kann, diesen vorwärts drängt und ihn dabei den furchtbaren Schlägen des Dachses aussetzt. Ferner sei nochmals gewarnt, zwei sich fremde Hunde einfahren zu lassen, da es zwischen diesen zu bösen Beißereien im Bau kommen kann, ohne daß man in der Lage ist, sie zu trennen. Sie geben dadurch dem Dachs inzwischen Zeit, sich zu verklüften. Jedoch kann man einen Hund und eine Hündin zusammen arbeiten lassen, auch wenn sie sich bisher fremd waren. Selbstverständlich werden den Hunden sogleich nach beendetem Graben die Augen ausgewaschen und etwaige Wunden untersucht; daß solch braves Tier durch besondere Pflege Belohnung verdient, bedarf kaum der Erwähnung. Der ausgegrabene Einschlag wird sogleich wieder zugeworfen.

Anstand oder Ansitz. Diese Jagdart ist wegen der mit ihr verbundenen Geduldsprobe nicht jedermanns Sache. Den Anstand übt man bei mondhellen Nächten im September und Oktober am Dachspaß möglichst weit vom Bau aus, damit der angeschossene D. den Bau keinesfalls mehr erreichen kann, da er sonst auf jeden Fall verloren ist. Hat man einen scharfen Vorstehhund bei sich, so wird dieser bald den krankgeschossenen D. einholen und stellen. Steht man auf dem Bau selbst an, was den Königl. Preuß. Forstbeamten mit Recht verboten ist, da viele der wegen der starken Fettschicht und der schlechten Beleuchtung durch den Mond krankgeschossenen und in den Bau gefahrenen D. verludern, so

schießt man mit grobem Schrot erst dann, nachdem der D., dessen Ausfahren man meistens hört, eine Strecke von der Einfahrt entfernt ist. Man achtet beim Ansitz natürlich auf günstigen Wind, da der D. gut windet. Bei ruhigem Sitzen oder Stehen kommt es nicht so auf Deckung des Jägers an als bei anderem Wilde, da der D. schlecht äugt. Natürlich darf man nicht zu früh unnötige Bewegungen machen, wenn der D. von vorn kommt.

Das Hetzen des D. zur Nachtzeit, welches den Königl. Preuß. Forstbeamten gleichfalls verboten ist, da der ganze Wildstand, besonders das in der Brunft stehende Rotwild, beunruhigt wird, darf nur dort stattfinden, wo der Dachsbau zwischen Felsen liegt, so daß er sich nicht graben läßt, und wo man für den D. auch nicht gut Tellereisen legen kann. Man begibt sich zu dieser Jagdart Mitte September bis Mitte Oktober in der Mondscheinperiode vormittags zum Bau und legt vor die Einfahrten der frisch befahrenen Röhren kreuzweise trockene Hölzchen so, daß der am Abend ausfahrende D. diese beim Verlassen des Baues umstoßen muß. Gegen Mitternacht geht man wieder zum Bau und verreisert, nachdem man sich durch die nach außen zu umliegenden Hölzchen überzeugt hat, daß der D. ausgefahren ist, alle Röhren bis auf die Haupteinfahrt und legt vor diese ein Netz (Dachshaube); s. *Jagdnetze*, Sackgarne. Zum Zusammenziehen des oberen, offenen Teiles zieht man durch die Endmaschen eine 10 bis 12 m lange, starke Leine, die beim Einstellen der Dachshaube an einem Baume oder an einem eingeschlagenen Pfahle festgebunden wird. Die Öffnung der Dachshaube befestigt man mit kleinen, hölzernen Hefteln ganz lose an der Einfahrt oben, fest unten und an den Seiten und steckt den Sack in die Röhre hinein. Einer der Jäger bleibt durch Baumstämme gedeckt und möglichst bewegungslos bei Berücksichtigung des Windes am Bau zurück, um die Dachshaube zuzuziehen, sobald der D., welcher vielleicht vor der Einfahrt stutzt, durch lautes Anrufen und Vorspringen zum schnellen Einfahren veranlaßt, in die Dachshaube gefahren ist. Der D. wird entweder sofort, wie beim Dachsgraben beschrieben, mit dem Genickfänger abgefangen, oder mit der Dachszange in eine starke Kiste gesetzt, um ihn lebend nach Hause zu schaffen, da lebende Dächse zu Preisschliefen gern gekauft und gut bezahlt werden. Die übrigen Jäger hatten nach den oben beschriebenen Vorbereitungen von dem freisuchenden Dachsfinder (Jagdteckel, also einem Dachshund, der nicht zu kurze Läufe oder zu tiefe Brust haben darf, oder einem auf D. eingehetzten Schäferhund) die Spur des D. vom Bau aus aufnehmen lassen. Verliert der Hund die Spur, so läßt man ihn die etwa in der Umgegend des Baues befindlichen alten Eichen- und Buchenbestände, in welchen der D. nach Mast sticht, oder Rübenschläge, Obstpflanzungen und ähnliche Gelegenheiten absuchen. Wird der Hund laut, so eilen die Jäger hinzu und hetzen, wenn möglich, noch andere Hunde, die bis dahin an der Leine geführt waren, um möglichst das gemeinschaftliche Jagen an Nutzwild zu vermeiden, auf den D. Der oder die Hunde hetzen den D. entweder nach seinem Bau in die oben beschriebene Dachshaube oder stellen ihn so, daß er mit der Dachszange oder Dachsgabel gefaßt und abgefangen werden kann.

Fang. Beim Legen des Dachseisens, welches möglichst morgens oder vormittags geschehen muß, erweitert man die besten befahrenen Röhren oben und unten mit einem kleinen Beilchen, das der Fänger in der Fangzeit stets im Rucksack haben muß, so viel, daß der D., aufrecht gehend, den Lauf möglichst direkt von oben auf den Teller setzen muß. Dann befestigt man die lange Kette (Rost schadet weder an der Kette noch am Eisen), am nächsten Stamm oder an einer starken Wurzel. Wo Bäume am Bau fehlen sollten, bindet man die Kette an einen eingeschlagenen Pfahl so, daß der gefangene D. höchstens 30 bis 50 cm in die Röhre kann. Nun legt man das gespannte, unverwitterte Eisen Nr. 126c mit sehr starker Feder auf vier Steine vorn in die Röhre. Von den Steinen kommt je einer unter die Enden der Feder und je einer unter die Enden der Querschiene. Das Eisen muß absolut fest liegen und darf nicht wackeln. Hierauf bedeckt man es mit dem losen Boden aus der Röhre. Einen Stein oder einen Holzknüppel mit Rinde hinter das Eisen zu legen, ist nicht nötig. Der nach außen zu befindliche Sicherheitshaken wird zuletzt herumgedreht und mit Erde bedeckt. Die Feder liegt also längs im Paß, nicht quer. Lag Laub in der Röhre, so streut man wieder lose Blätter usw. über die Erddeckung. Vor die Röhre legt man dann kreuzweise mehrere trockene Hölzer so dicht, daß der D. nicht ausfahren kann, ohne die Hölzer umzuwerfen. Man kann das Innere der Röhre übersehen, auch hat man die Kontrolle, daß der D. das Eisen nicht übersprungen hat. Der Dachs muß vor den Hölzern, die ihm nicht auffallen, da häufig trockene Äste in die Röhre fallen, kurz treten und fängt sich dabei fast stets. Ausnahmsweise kommt es sogar vor, daß sich D., die von außen kommen und in die Röhre einfahren wollen, dabei an der Federschleifenseite fangen. Die nicht mit Eisen belegten Röhren kann man mit stärkerem Holze usw. verstopfen, es genügt auch, wenn man Papier oder Lappen, die mit Karbol, Petroleum usw.

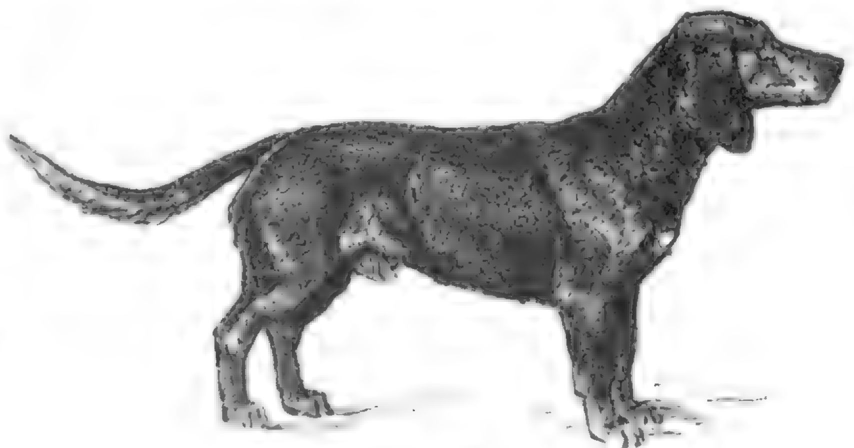
getränkt sind, hineinlegt oder hängt. Fehlfänge kommen vor, 1) wenn man zu schwache Eisen benutzt. Das Tellereisen Nr. 11b, welches den Fuchs, Hund, Marder usw. sicher hält, hält nicht immer den D. Dieser zieht sich bei seiner Kraft mit der zähen, flachen, fetten Branke mitunter aus den schwachen, angeketteten Eisen, besonders wenn er sich an der der Feder entgegengesetzten Seite gefangen hat, was beim Fang in der Röhre Regel ist. 2) Wenn in flachen Röhren die Feder im rechten Winkel zum Paß liegt. Der D. drückt in flachen Röhren mit dem wagerecht vorgestreckten Lauf über einen Bügel hinweg den Teller ab und der Bügel schlägt dabei die Branke hoch, ohne diese zu fassen. In der ersten Nacht fangen sich ausnahmsweise meist nur junge D. Alte D. fangen sich der Regel nach erst in der zweiten oder dritten Nacht. Zum Herausziehen des D., falls er in der Röhre sitzt, was meistens der Fall sein wird, benutzt man die Dachszange, denn der kräftige D. sträubt sich, wenn möglich mit dem Kopfe oben und mit den drei gesunden Läufen unten stark. Wenn sich der D. knapp gefangen hat, oder wenn das Eisen schwach ist, kann er sich, wenn man ohne Benutzung der Dachszange nur an der Kette zieht, leicht aus dem Eisen reißen und für den Fänger verloren gehen. Der gefangene D. wird nach der Betäubung durch Beilhieb mit dem Genickfänger abgefangen. Wenn man noch mehr D. im Bau vermutet und diese fangen will, so wischt man den meisten Schweiß mit Gras oder Laub vom Eisen und legt es wieder. Man kann 3 bis 5 D. aus einem Bau fangen. Die Fangeisen sind unbedingt jeden Morgen zu revidieren, um unnötige Quälerei zu vermeiden. Das Legen der starken Dachstellereisen auf den Paß außerhalb des Baues ist zu vermeiden, da sich Menschen und alles Nutzwild, welches den Dachspaß hält, leicht fangen und stark beschädigen können. Der Fänger ist für jeden Schaden haftbar.

Zum Abschwarten wird der D. auf den Rücken gelegt, dann schärft man mit einem spitzen, scharfen Messer die ganze Unterseite in der Mitte vom Weidloch über Bauch, Brust und Hals bis zum Unterkiefer auf. Nun schärft man die Vorderläufe an der Innenseite von den Ballen nach dem Mittelschnitte, die Hinterläufe ebenso bis zum Weidloch auf, ferner den Bürzel an der Unterseite bis zur Spitze. Dann schärft man die Ballen ab und löst die Klauen (Nägel) im letzten Gelenk so ab, daß sie an der Schwarte bleiben. Nun schärft man die Schwarte zuerst von den Branken und dem Bürzel und darauf die ganze Schwarte vorsichtig Schnitt für Schnitt mit dem scharfen Messer so ab, daß möglichst wenig Fett an der Schwarte bleibt, diese aber auch nicht durch Einschnitte verletzt wird. Das Fett, welches der D. auf und in dem Körper hat, wird nun abgelöst, um ausgebraten zu werden. Will man die Schwarte selbst als Bettvorleger usw. behalten, so ist es am besten, die frische Schwarte sofort gerben zu lassen. Will man dagegen die Schwarte später verkaufen, so nagelt man sie, nach allen Seiten straff auseinander gezogen, die Haarseite nach innen, auf ein breites Brett, z. B. eine Tür, schabt das anhaftende Fett so viel wie möglich ab, bestreut alle Teile mit Holzasche und läßt die Schwarte an einem mäßig warmen Orte allmählich trocknen.

Aus dem Dachsfett macht man mit Talg, Wachs und etwas Firnis eine vorzügliche Schmiere für Stiefel, Pferdegeschirre usw. Wollen Menschen den D. essen, so muß er auf Trichinen untersucht oder absolut gar gekocht werden, wodurch etwaige Trichinen unschädlich gemacht werden. Es ist merkwürdig, daß Hunde den Kern nicht fressen.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; R. Kloß, Der Dachs.

Dachsbracke. Früher wurden als D. alle (über 10 kg) schweren Dachshunde bezeichnet. Dies war unrichtig, weil die eigentlichen D. sich in körperlicher und geistiger Hinsicht von den Teckeln wesentlich unterscheiden. Ihre Stammeltern sind in der Hauptsache Teckel, Bracken und Vorstehhunde. Jagdlich finden sie vielseitige Verwendung: Brackierjagd (anhaltendes Jagen hinter Wild), Schweißarbeit, auch Stöbern. Langgestreckte, hochläufige Bauart, Rute hoch angesetzt, sehr stark an der Wurzel, Haar kurz und derb,



Dachsbracke.

Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam, freundlich-ernst (s. Abbildung). Schulterhöhe 32 bis 40 cm. Farbe schwarzrot (Teckelabzeichen), braun, rot. Rassekennzeichen vom „Internationalen Dachsbrackenklub“ aufgestellt.

Literatur: G. Grünbauer, Die Dachsbracke.

Dächsel s. *Dachshund.*

Dachsfinder s. *Dachssucher.*

Dachsgabel, ein wie eine kleine, zweizinkige Getreidegabel geformtes Instrument an hölzernem Stiel, mit welchem man den in der Nacht gefangenen Dachs ersticht; übrigens ein in dieser Weise kaum noch gebrauchtes Gerät. Besser verwendet man die D., um damit den Dachs sowohl bei der Hetze als auch beim Graben fest an den Boden zu drücken. Man führt dabei die Gabel derart, daß der Dachshals zwischen die Zinken kommt, die nunmehr in den Boden gedrückt werden.

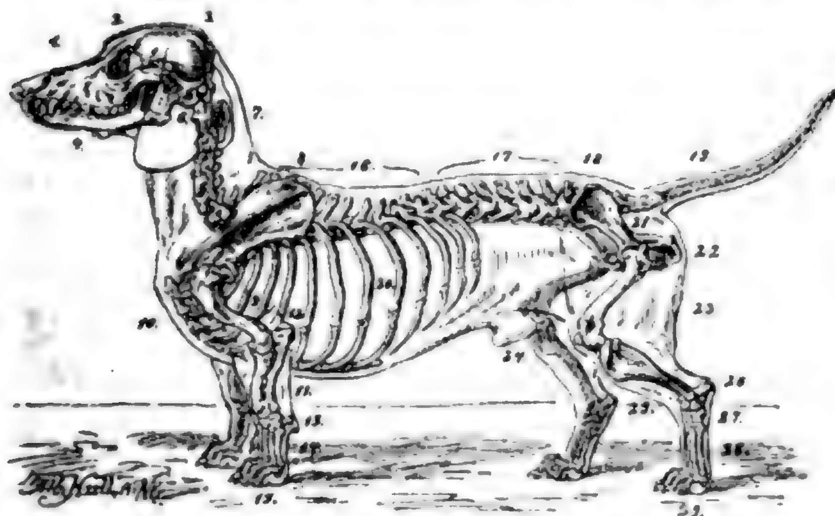
Dachsgraben s. *Dachs*, Jagd.

Dachshaken, ein Eisen mit Widerhaken, mit welchem rohe Jäger den von den Hunden festgemachten Dachs herausziehen, um ihn zu erschlagen. In dem Verfahren liegt eine überflüssige Grausamkeit, da die Dachszange weit bessere Dienste tut. Ein ähnliches Instrument ist der Dachskrätzer.

Dachshatz (Dachshetze) s. *Dachs*, Jagd.

Dachshaube (Dachssack) s. *Jagdnetze*, Sackgarne.

Dachshund (Teckel, Dächsel). Eine der beliebtesten, verbreitetsten, originellsten Hunderassen, unentbehrlich zur Jagd unter der Erde auf Dachs und Fuchs. Der Teckel wird in Deutschland auch vielfach von Nichtjägern als Haushund gehalten. Seine Zucht hat in der Neuzeit insofern einen wesentlichen Fortschritt gemacht, als eine größere Anzahl namhafter Züchter die Hunde in erster Linie auf Leistungsfähigkeit züchtet, nicht mehr auf Formen, welche von Ausstellungs- u. Preisrichtern, die dem Jagdbetriebe fernstehen, beliebt werden. Ferner ist die Teckelzucht durch die Preisschliefen und die Gebrauchsprüfungen für Dachshunde erheblich gefördert worden. Sein Konkurrent ist der aus England zu uns gekommene Foxterrier, der den Teckel jedoch keineswegs ersetzen kann, weil er zu hoch gestellt ist und sich für gewisse Zwecke als zu hitzig, zu feurig, nicht genügend besonnen erweist. Die schweren, tiefbrüstigen Teckel, die nur in weite Baue zu schliefen vermögen, werden mehr und mehr durch den leichten Arbeitsteckel verdrängt. Einen größeren Kreis von Freunden haben sich die Zwergteckel (Kaninchenteckel) erworben, die das launenhafte, unzuverlässige, unintelligente Frettchen ersetzen sollen. Der Teckel ist auch für gewisse Arbeiten über der Erde ein in hohem Grade nützlicher Jagdhund. Er ist für die Stöberjagd so wertvoll wie auf der Schweißfährte. Seine Verwendung zu ersterer hat gegenüber der des Gebrauchshundes den Vorzug, daß das Wild den vorstehenden Schützen im allgemeinen langsamer anläuft, als wenn ihm der flüchtig jagende Vorstehhund folgt. Die Jagdleidenschaft des Teckels ist enorm, seine Neigung, auf Fährte und Spur des Wildes laut zu werden, sehr bedeutend, so daß er zum Totverbellen nicht schwer auszubilden ist. Die Rasse des Teckels ist sehr alt. Sie ist hervorgegangen aus der Bracke, die auch die Stammrasse des deutschen Vorstehhundes ist. Der Dachshund ist eine kurzläufig gezüchtete Bracke. Man unterscheidet drei Behaarungsformen, den kurzhaarigen, den rauhhaarigen und den langhaarigen Teckel. Die kurzhaarigen sind entweder einfarbig (rot, rotgelb, braun, gelb mit schwarzer Stichelung) oder mehrfarbig (tiefschwarz oder braun oder grau, je mit gelben oder rostbraunen Abzeichen über den Augen, an den Seiten des Fanges und an Unterlippen, innerem Ohrenrand, Vorderbrust, Innen- und Hinterseiten der Läufe, Pfoten und um das Weidloch und von da bis



1. Skelett eines normal gebauten Dachshundes.

1. Nasenbein, 2. Stirnbein und Augenhöhle, 3. Hinterhauptsbein, 4. Unterkiefer, 5. Jochbein, 6. Oberknochen, 7. Halswirbel, 8. Schulterblatt, 9. Oberarm, 10. Brustbein, 11. Unterarm (Speiche und Elle), 12. Ellenbogen, 13. Hand- oder Vorderfußwurzel, 14. Vordermittelfuß, 15. Zehenglieder, 16. Rückenwirbel, 17. Lendenwirbel, 18. Kreuzbein und Beckenschaufel, 19. Schwanzwirbel, 20. Rippen, 21. Darmbein, 22. Sitzbein, 23. Oberschenkel, 24. Kniegelenk, 25. Unterschenkel (Schien- und Wadenbein), 26. Fersenbein, 27. Sprunggelenk, 28. Hintermittelfuß, 29. Zehenglieder.

etwa $1/3$ bis $1/2$ der Unterseite der Rute). Bei einfarbigen und zweifarbigen Teckeln gilt weiß nur als möglichst kleiner Brustfleck oder schmaler Streifen als zulässig. Als Tigerteckel werden die Hunde mit heller (grauer bis weißer) Grundfarbe und unregelmäßigen Flecken von dunkelgrauer, brauner, rotgelber oder schwarzer Farbe bezeichnet. — Bei der Teckelzucht ist häufig der Fehler fortgesetzter Inzucht begangen worden. Die Folgen sind namentlich übermäßige Verfeinerung von Haut und Haar, Schwächung der Konstitution; bei schwarzen Hunden verblassen die Abzeichen, es entsteht eine braune, graue oder Tigerfärbung; die Tiger arten weiter aus zu Kakerlaken. Braune, graue oder gefleckte Hunde sollten nur mit schwarzen Hunden gepaart werden. Dem Verblassen der braunen Abzeichen wird durch Paarung mit roten Hunden vorgebeugt. Die häufigsten Fehler mit Bezug auf das Körperäußere sind: Zu hochläufige oder am Boden schleppende Gestalt, zu schmaler oder zu stark gewölbter Oberkopf, schlecht angesetzte Behänge, zu starker Stirnabsatz, Glotzaugen, zu kurzer oder eingedrückter Nasenrücken, zurückstehender Unterkiefer, kurzer, wammiger Hals, Senkrücken, zu stark gebogene Rute, unbehaarte Rute (Rattenschwanz) oder Bürstenrute und Knicker. — Der Ursprung des langhaarigen Teckels ist unbekannt (Varietät des Rauhhaarteckels? Wachtelhundblut? Spanielblut?).

2. Kurzhaariger Dachshund.

3. Rauhhaariger Dachshund.

4. Langhaariger Dachshund.

Das Haar ist lang, schlicht, häufig leicht gewellt, weich und glänzend, am Kopf und an den Vorderseiten der Läufe kürzer, auf Hals und Rücken glatt anliegend, an Kehle, Brust, Bauch und Weichen sowie am Behang reiche Fransen bildend. Hinterseite der Vorderläufe reich befedert, Hinterseite der Keulen stark behost. Rute setterartig, mit nach der Spitze zu verjüngter Fahne. Farben wie beim kurzhaarigen Teckel. — Der rauhhaarige Teckel ist eine niedrig gezüchtete, mit Teckel-Kurzhaarblut veredelte rauhhaarige Bracke; vielleicht führen einige Stämme Blut von Pinschern oder von rauhhaarigen Terriers. Die Behaarung soll möglichst dicht und hart, nicht wollig sein; buschige Augenbrauen und kräftiger Schnurrbart. Zu weiches Haar ist durch Anpaarung an derb-kurzhaarige Hunde zu verbessern. Man sagt dem Rauhhaarteckel nach, er zeichne sich durch vielseitige Anlagen aus. Jedenfalls ist das kurze Drahthaar die ideale Behaarung des Arbeitsteckels.

Die **Dressur** der jungen Dachshunde beschränkt sich lediglich auf einigen Appell und die gewöhnliche Erziehung zur Reinlichkeit, wenn sie Stubenhunde sein sollen, alles übrige ist vom Übel; man hüte sich, den ihnen eigenen Trotz zu brechen zu versuchen, und sehe ihnen lieber manchen Mutwillen nach, als daß man sie hart und oft straft, da sie gegen harte Strafen empfindlicher sind als andere Hunde

und leicht für immer verdorben werden können. Auch necke man sie nicht, um sie scharf zu machen, wie es leider oft geschieht, denn ein scharf angelegter Hund bedarf dessen nicht, und ein anderer wird dadurch nur tückisch und mißtrauisch, aber keineswegs im entscheidenden Augenblick leistungsfähiger. Der geeignetste Platz für die Teckel ist ein trockener, geräumiger Zwinger, in dem sie sich tummeln und balgen, auch die Umgebung beobachten können, um wachsam zu werden. Ohne Aufsicht umherlaufen oder gar die Baue befahren dürfen sie nicht, dagegen nehme man sie öfters mit hinaus und gewöhne sie am Riemen oder gekoppelt, d. h. zu zweien durch ein Riemchen an der Halsung aneinander geschnallt, zu gehen. Der junge Hund muß mindestens ein Jahr alt sein, ehe man ihn einfahren läßt, und wenn irgend möglich, lasse man dies unter Anführung eines erprobten Hundes geschehen, mit dem er jedoch befreundet sein muß, weil ihn dieser sonst im Bau leicht packt und ängstlich macht. Kriecht der junge Hund mit Zeichen von Eifer und Erregung dem alten nach, so ist dies ein gutes Zeichen, selbst wenn er bald wieder herauskommt, um sich nach seinem Herrn umzusehen; windet er aber gleichgültig in der Röhre umher, ohne einzukriechen, selbst wenn er seinen Kameraden Laut geben hört, so ist von vornherein nicht viel von ihm zu erhoffen, er kann höchstens ein mittelmäßiger Hund werden, wenn man Geduld und Mühe an ihn wendet und ihn nicht etwa heftig und gewaltsam zum Einkriechen zwingen will. Am zweckmäßigsten ist es, einen jungen Teckel im *Kunstbau* einzuarbeiten.
• Literatur: E. Ilgner, Der Dachshund, seine Geschichte, Zucht und Verwendung zur Jagd über und unter der Erde; H. Siegwart, Mit dem Dachshund unter der Erde.

Dachskrätzer s. *Dachshaken.*

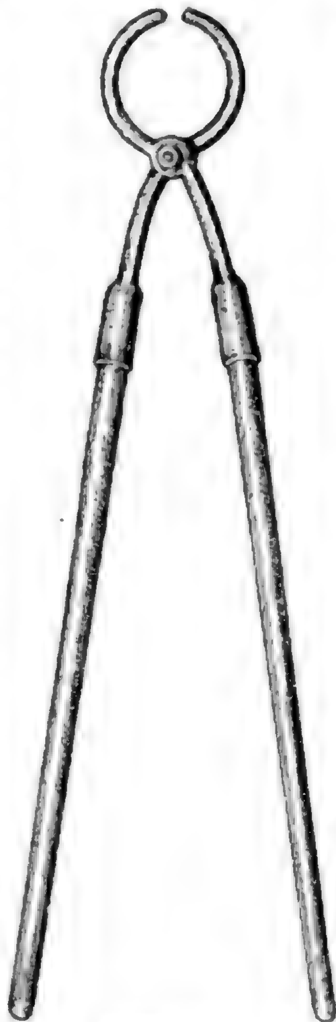
Dachssack s. *Jagdnetze,* Sackgarne.

Dachsschwarte, die Haut des Dachses.

Dachssucher (Dachsfinder), ein Hund, gleichviel welcher Rasse, der den Dachs auf der Spur jagt, bzw. aufsucht.

Dachstellereisen s. *Fallen IIIb 1.*

Dachszange (Fuchszange), große, eiserne Zange, deren gerader oder im rechten Winkel zum Griff stehender Greifteil derart rund gebogen ist, daß man Dachs oder Fuchs damit um den Hals fassen und aus der Röhre ziehen kann.



Dachszange.

Damast diente bis vor etwa 20 Jahren fast ausschließlich als Laufmaterial für Flinten, ist jetzt aber nahezu durch den kohlenstoffarmen Gußstahl verdrängt. Der D. entsteht durch Zusammenschweißen von Stahl und Eisen in verschiedenen Formen. Die einfachste Sorte, der Banddamast, wird durch Zusammenschweißen von Stahl- und Eisendrähten zu Bändern hergestellt. Diese Bänder werden schraubenartig um einen Dorn oder ein eisernes Rohr gewunden und ihre Ränder zusammengeschweißt. Die Läufe werden dann innen glattgebohrt und geschmirgelt. Nach dem Zusammenlegen der Läufe werden sie einer Säure ausgesetzt, die die weichen Eisenteile stärker angreift als die härteren Stahlteile und dadurch ein Muster hervortreten läßt. Bei feineren Damastsorten werden die zusammengeschweißten Stäbe mehrere Male gebrochen und dann wieder verschweißt, auch schraubenförmig gewunden. Dadurch entstehen sehr verschiedene und schöne Muster. Die bekanntesten sind der Bernard-, Rosen-, Laminette-, Garibaldi- und Moirée-D., sowie der „Damas anglais". Damastläufe werden fast ausschließlich in Belgien hergestellt.

Dambock s. *Damwild.*

Damengewehre, leichte Gewehre mit kürzerem Schaft. Kaliber gewöhnlich 28, 24 oder 20.

Damhirsch s. *Damwild.*

Dammerde besteht aus einer Mischung von Mineralboden und 30 bis 50 Prozent mildem Humus.

Damschmaltier, das junge weibliche Damwildkalb, sobald es in sein zweites Lebensjahr tritt. In gesetzlicher Beziehung s. *Wildkalb.* Hat das D. zum erstenmal gebrunftet, so heißt es fortan Damtier.

Damspießer s. *Damwild.*

Damtier s. *Damwild.*

Damwild (Cervus dama L.), eine Hirschart, die von einigen Zoologen zum Vertreter einer besonderen Gattung Dama gemacht und dann als Dama vulgaris bezeichnet wird. Die zoologischen Merkmale des D., von dem man außer der bei uns vorkommenden nur

noch eine wenig abweichende, in Kleinasien, Mesopotamien usw. heimische Art Dama mesopotamiae unterscheidet, liegen in dem eigentümlich gestalteten Geweih des Damhirsches (s. u.), ferner in den flachen Tränenhöhlen, dem kurzen Schädel und dem langen Wedel, sowie der Fleckenzeichnung der normal gefärbten Stücke.

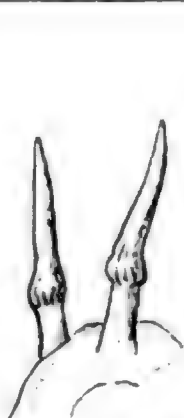
Weidmännische Ausdrücke

sind im allgemeinen dieselben wie beim *Rotwild*. Die männlichen Stücke heißen Damhirsche oder -schaufler, wenn sie voll erwachsen sind, und zwar geringe, starke, kapitale oder Hauptschaufler. Die männlichen Kälber heißen Damhirschkälber. Junge Hirsche mit einfachem, ungeteiltem Geweih nennt man Damspießer; fängt die Schaufelbildung oben an, so werden solche Hirsche in einigen Gegenden Löffler genannt. Die weiblichen Stücke heißen Damtiere, im ersten Jahre Damwildkälber. Die sich zusammenhaltenden Stücke bilden ein Rudel, wenige Stücke einen Trupp Damwild. Stehen nur Hirsche in einem Rudel, so spricht man von einem Hirschrudel. Die übrigen Ausdrücke für die einzelnen Körperteile, sowie für die Tätigkeiten des Damwildes stimmen mit den für das Rotwild üblichen überein, so daß wir hierauf verweisen können.

Beschreibung.

Das Damwild ist wesentlich geringer, dabei gedrungener als das Rotwild, der Kopf ziemlich kurz und breit, die Lauscher kurz, die Lichter relativ groß, der Rumpf kräftig, der Wedel (auch wohl Blume genannt) länger als beim Rotwild, die Brunftrute lang behaart, den „Pinsel" bildend. Die normale Färbung zeigt Sommer und Winter starke Verschiedenheiten. Die Hauptfärbung ist im Sommer roströtlich mit weißen Flecken, bräunlich-grauem Kopf, schwarzem, weiß eingefaßtem Wedel, sowie weißer Unterseite des Rumpfes und Innenseite der Läufe. Um die Wedelwurzel zieht sich ein bogenförmiger, weißer, schwarz eingefaßter Streif, die Scheibe. Im Winter geht die rostrote Färbung in ein stumpfes, nach oben hin dunkleres Erdbraun über, auf dem weiße Flecke kaum angedeutet sind. Außer der normalen Färbung kommt auch eine sog. schwarze vor, die aber nur oben dunkel schwarzbraun, sonst mehr graubraun erscheint und der auffallenden weißen Fleckung sowie überhaupt jeder weißen Zeichnung entbehrt. Ferner gibt es nicht selten weißes Damwild mit hellen Schalen und rötlichen Lichtern. Die Kälber des weißen Damwildes werden gelblich gesetzt und werden erst nach etwa einem Jahre weiß. Am seltensten sind die sog. porzellanfarbigen Stücke, deren Grundfarbe eigentümlich hell rötlich-braun mit wenig sich abhebender weißer Fleckung ist. Im Gebiß unterscheidet sich das Damwild vom Rotwild hauptsächlich durch das Fehlen der Haken oder Gräne (Eckzähne), die nur höchst selten abnormerweise im Oberkiefer auftreten. Bis zur Vollendung des bleibenden Gebisses braucht das Damwild etwa zwei volle Jahre. Das Geweih des ausgewachsenen Damhirsches zeichnet sich durch die schaufelartige Verbreiterung seines oberen Abschnittes aus, während unten der Querschnitt ziemlich rundlich ist. Außer dem Augensproß kommt normalerweise nur ein Mittelsproß vor, wogegen der Ober- und Hinterrand der Schaufel in unregelmäßige, bald längere, bald kürzere, auch in der Zahl sehr wechselnde Enden ausgezogen ist. Selten kommen Eissprossen vor, dagegen ist oft das unterste der am Hinterrand der Schaufel sitzenden Enden durch besondere Stärke ausgezeichnet und wird als Hintersproß bezeichnet. Besonders starke Damschaufeln können eine Länge (von der Rose bis zum oberen Ende der Schaufel) von etwa 80 cm und eine Schaufelbreite von etwa 25 cm erreichen.

Geweih-Entwicklung. Beim Hirsch entwickeln sich die Rosenstöcke gegen das Ende des Jahres, in dem das Stück gesetzt wurde. Die ersten Spieße nimmt man etwa im Mai des folgenden Jahres wahr; sie sind im Hochsommer verfegt. Charakteristisch für sie ist das Fehlen einer eigentlichen Rose, deren Stelle eine allmählich nach oben in die Stange verlaufende, runzelige Verdickung einnimmt. Die Länge der ersten Spieße schwankt zwischen 3 und 10 bis 12 cm. Abgeworfen werden sie im Mai des nächstfolgenden Jahres, also des 3. Kalenderjahres, worauf häufig wiederum Spieße, aber stärkere als die oft Knopfspieße genannten ersten, aufgesetzt werden. Auch hierbei kommt es noch nicht zur Bildung einer scharf abgesetzten Rose, und da im einzelnen Falle die Länge der Spieße allein nicht maßgebend ist, so ist die Entscheidung, ob erste oder zweite Spieße, nicht leicht. Ermöglicht wird sie aber durch die Untersuchung des Gebisses. Besitzt der betreffende Hirsch schon alle sechs Backenzähne, so trägt er die zweiten Spieße, da der letzte (6.) Backenzahn erst im 3. Kalenderjahr erscheint. Diese zweite Spießerstufe wird gelegentlich übersprungen; an ihre Stelle tritt eine durch gleichzeitiges Auftreten von Augen- und Mittelsproß charakterisierte Stufe, auf der die Damhirsche lokal als Knieper oder Löffler bezeichnet werden; auch echte Rosen zeigen sich dann. Eine eigentliche Gablerstufe mit Augen-, aber ohne Mittelsproß, scheint beim D. nicht vorzukommen. Die weiteren Geweihstufen unterscheiden sich untereinander nur durch


1. Erster Spieß des Damhirsches.

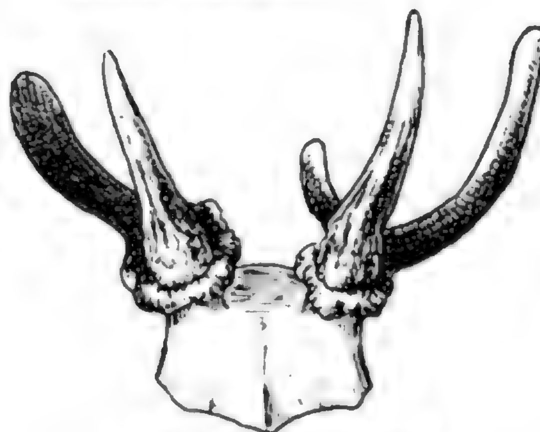
2. Zweiter Spieß des Damhirsches.

5. Damschaufler.

3. Damsechser.

6. Kapitaler Damschaufler.

4. Angehender Damschaufler.


7. Doppelkopf beim Damhirsch.

die mehr und mehr hervortretende Schaufelbildung und die Stangenstärke, bis der Hirsch schließlich anfängt zurückzusetzen. Degeneriertes, schwächliches Damwild läßt gelegentlich die Schaufelbildung vermissen. Gute Konstitution, kalkreiche Äsung usw. bedingen starke Schaufler, wie sie z. B. im östlichen Holstein, früher im Grunewald, ferner in Kirchrode bei Hannover, in Württemberg usw. zu finden sind. Ziemlich häufig, öfter jedenfalls als bei anderen Hirschen, kommt Doppelköpfigkeit vor, d. h. Nichtabwerfen von Geweihen und Neubildung unterhalb des sitzenbleibenden alten Geweihes. In der Regel zeigt sich diese Erscheinung bei Spießern oder geringen Schauflern. In seltenen Fällen hat man sogar bei Damhirschen gleichzeitig drei Geweihe gefunden, natürlich in verkümmertem Zustande.

Verbreitung. Aufenthalt.

Die eigentliche Heimat des Damwildes bilden die Mittelmeerländer, von wo es nach dem übrigen Europa eingeführt worden ist. Wild findet es sich jetzt noch in Spanien, Sardinien, Anatolien, Griechenland, Kleinasien, auf Rhodus, in Algier und Tunis. Eine unserem Damwild sehr nahe verwandte Art lebt in Mesopotamien und Persien (Dama mesopotamiae). In Deutschland hat die Einbürgerung von Damwild wahrscheinlich im 16. Jahrhundert begonnen. Fossile Reste findet man übrigens an verschiedenen Stellen Mitteleuropas in diluvialen Ablagerungen, woraus sich ergibt, daß das Damwild zur Diluvialzeit weiter nordwärts verbreitet war als in der jetzigen Erdepoche, und sich dann nach Süden zurückzog.

Zu seinem Stande wählt das Damwild mit Vorliebe Waldungen und Gehölze der Ebene und der Hügellandschaft, dagegen meidet es die Gebirge. Große, zusammenhängende Waldungen sind ihm kein unerläßliches Bedürfnis, es liebt vielmehr Abwechselung von Wald mit Wiesen und Feldern, auf die es zur Äsung austreten kann. Ganz besonders eignet es sich für Parks selbst kleineren Umfanges, da sich bei ihm kaum nachteilige Folgen der Eingatterung zeigen, sofern man für die nötige Zufuhr frischen Blutes sorgt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

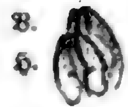
Wenn sich auch das Damwild verhältnismäßig rasch an die Nähe des Menschen gewöhnt und in Parks leicht zahm wird, so ändert sich sein Benehmen, sobald es merkt, daß man ihm nachstellt. In völlig freier Wildbahn macht ein starker Schaufler dem Jäger mindestens ebenso viel zu schaffen wie ein Rothirsch, so daß das verächtliche Urteil, das manche Jäger über den Damhirsch zu fällen sich bemüßigt sehen, durchaus unrichtig und unberechtigt ist. Das Damwild vernimmt und windet äußerst scharf, ist dabei in hohem Grade mißtrauisch und wechselt, rege gemacht, weit fort, ehe es sich wieder beruhigt. Meist halten sich die starken Schaufler allein oder in Trupps, während die geringen Hirsche mit dem Kahlwild zusammen stärkere Rudel bilden. Gegen die Mitte des Oktober beginnt die Brunft; es treten die starken Schaufler zum Rudel, schlagen die schwächeren Hirsche ab und lassen ihren unharmonischen, rülpsenden Brunftschrei erschallen. Gelegentlich kommt es auch zu Kämpfen zwischen zwei gleichstarken Schauflern, wobei das prasselnde Aufeinanderschlagen der Geweihe weithin vernehmbar ist, ernsthafte Verletzungen oder gar das Eingehen des unterliegenden Teiles jedoch sehr selten vorkommen. Das Damtier geht etwa bis zum Juni, also ungefähr acht Monate, beschlagen und setzt um jene Zeit 1 bis 2 Kälber, die es sorgsam behütet und pflegt. Die Färbung der Kälber entspricht ungefähr derjenigen der Eltern, doch sind die Kälber des weißen Damwildes gelblich gefärbt. Die Abwurfzeit der starken Hirsche fällt in den Mai, während die der geringen und der Spießer sich bis in den Juni hinzieht. Die Feistzeit sind die Monate Juli bis September; hat die Brunft begonnen, so nimmt das Wildbret der Schaufler einen unangenehmen Bocksgeruch an, der es für die Küche unbrauchbar macht. Die Äsung des Damwildes ist im großen und ganzen dieselbe wie beim Rotwilde, doch ist es im Sommer ziemlich wählerisch und liebt sehr aromatische Kräuter. Im Herbst geht es eifrig der Baummast nach und zieht danach auch wohl gegen seine sonstige Gewohnheit weit umher. Ebenso wie das Rotwild schält es, nach Ansicht mancher Sachverständigen sogar noch mehr, so daß es als Schädiger der Forstkultur angesehen werden muß.

Feinde aus der Tierwelt hat das Damwild bei uns nicht viele. Fuchs und Marder stellen zwar, aber wohl nicht oft erfolgreich, den frisch gesetzten Kälbern nach; stärkeres Raubzeug kommt bei uns so gut wie gar nicht vor, und die starken Adler sind so selten, daß ihre Schädigungen nicht ins Gewicht fallen. Von den Haut- und Rachenbremsen, die Rot- und Rehwild plagen, scheint das Damwild nicht oder nur selten befallen zu werden. Dagegen erliegt es seuchenartig auftretenden Krankheiten, besonders dem Milzbrand, ebenso wie die anderen Wildarten. Auch ist, wenngleich nur in vereinzelten Fällen, so in englischen Parks, Tollwut beim Damwilde festgestellt worden.

Jagd.

Der Tritt des Damwildes ist durchweg länglicher und mehr zugespitzt als der des Rotwildes, vor allem aber ist der Ballen

länger, da er beim Damwild etwa die Hälfte, beim Rotwilde dagegen nur reichlich ein Viertel der ganzen Trittlänge beträgt. Meist ist auch die innere Schale etwas kürzer als die äußere. Mit den Fährten starken Rotwildes sind diejenigen des Damwildes schon wegen der Unterschiede in den Maßen nicht zu verwechseln, bei Spießern und Schmaltieren von Rotwild muß man aber, um Irrtümer zu vermeiden, genauer ansprechen. Ebenso liegt in manchen Gegenden die Möglichkeit vor, Schaffährten mit denen von geringerem Damwild zu verwechseln; doch sind erstere stumpfer, vorn abgerundet und die beiden Schalen mehr gespreizt. Eine Verwechselung mit der Fährte des Rehes ist kaum möglich, da diese schon an ihrer Zierlichkeit zu erkennen ist. Die Unterschiede zwischen den Fährten von Schauflern und Damtieren sind so geringfügig, daß wir hier nicht darauf eingehen können.



8. Damschaufler, vertraut. (1/10 nat. Gr.)

Was die Jagd auf unser Wild betrifft, so besteht ein großer Unterschied zwischen Parks und freier Wildbahn. Wie schon erwähnt, wird das Damwild in Parks, besonders wenn es öfter Gelegenheit hat, Menschen zu äugen, sehr vertraut, so daß es keine Kunst und für den echten Jäger erst recht kein Vergnügen ist, einen halb zahmen Schaufler niederzuknallen. Ganz anders in freier Wildbahn, wo es die ganze Kunst des Weidmanns in Anspruch nimmt. Am häufigsten kommen Birsch und Anstand zur Anwendung, während sich Damwild sehr schlecht treiben oder drücken läßt. Von den eingestellten Hofjagden wird hier natürlich abgesehen. Bei der Birsch ist äußerste Vorsicht nötig, da das Damwild sehr scharf äugt. Wo es nicht durch öfteres Bejagen zu sehr beunruhigt ist, hält es unter Umständen Bauernwagen recht gut aus; auch läßt es sich wohl täuschen, wenn der Jäger, unbekümmert pfeifend, an dem Rudel scheinbar vorbeigeht; in Schußnähe gekommen, muß man dann aber sehr rasch schießen. Die Schußzeichen sind im allgemeinen dieselben wie beim Rotwild, außerdem ist die Haltung des Wedels beim Flüchtigwerden des beschossenen Stückes zu beachten. Aufrecht getragener oder auf- und niederwippender Wedel deuten auf Fehlschuß, während getroffene Stücke den Wedel eingekrümmt halten. Nachsuche des kranken und Behandlung des erlegten Damwildes gleichen denen des Rotwildes. Das Wildbret jüngerer Stücke ist sehr geschätzt.

Literatur über das D. findet sich in zahlreichen Jagdlehrbüchern zerstreut; besonders in Dietrich aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.

9. Damtier, flüchtig. (1/10 nat. Gr.)

Darmkatarrh des Hundes. Als Ursachen gelten: Verdorbene oder schwer verdauliche Nahrungsmittel, Darmparasiten (Bandwürmer, Spulwürmer), Gifte. Der D. äußert sich in Durchfall, welcher selten fehlt, Unruhe, Winseln, Drängen auf den Kot, Durstgefühl, Mattigkeit. Beim chronischen Darmkatarrh wechseln Durchfall und Verstopfung miteinander ab. Der akute Darmkatarrh ist ein leichtes, der

chronische ein schweres Leiden. Junge Hunde können jedoch auch am akuten Katarrh eingehen. Zur Heilung empfiehlt sich zweckmäßige Diät (Fleisch, Milch, Reisbrei, Hafergrützsuppe), Frottierungen des Hinterleibes. Die arzneiliche Behandlung hat sich nach den Krankheitsursachen und den Symptomen zu richten. Nur der Sachverständige vermag die richtige Auswahl der Medikamente zu treffen.

Dasselbeulen s. *Bremsenlarven.*

Dasselfliegen s. *Bremsenlarven.*

daun (aus dem englischen down, d. h. nieder), das Kommando für den Vorstehhund, auf das hin er sich blitzschnell niederlegen soll, den Kopf zwischen die nach vorn ausgestreckten Vorderläufe gedrückt (s. *Dressur*).

Decke, die Haut der Hirscharten, des Bären, Gems-, Stein- und Schafwildes, sowie des Luchses und Wolfes.

decken. 1) Das Belegen der Hündin durch den Rüden. 2) Das Fangen und Festhalten des gehetzten und gestellten Schwarzwildes durch Hunde, namentlich Hatzhunde. 3) Im Gegensatze zu streuen, das Zusammenbleiben der Schrote beim Schuß (s. *Deckung 3*).

Deckfedern s. *Vogel.*

Deckgarn (Decknetz) s. *Jagdnetze 3.*

Deckgeld, Entschädigung, für die ein Hundebesitzer fremde Hündinnen durch seinen Rüden decken läßt. Die Decktaxen schwanken je nach dem Werte des Deckrüden und seiner Inanspruchnahme, für Vorstehhunde etwa zwischen 30 bis 75 Mk. Häufig wird auch als Entschädigung statt baren Geldes die Überlassung eines Welpen ausbedungen. Wenn die Hündin nicht aufgenommen hat, ist es üblich, sie ein zweites Mal unentgeltlich decken zu lassen.

Decknetz (Deckgarn) s. *Jagdnetze 3.*

Deckung nimmt 1) der Jäger, wenn er sich vor dem Wilde im Gelände verbirgt. 2) D. ist ferner jeder Waldbestand oder die dicht stehende Feldfrucht, die das Wild vor den Augen des Jägers verbergen. 3) D. beim Schrotschusse ist die Verteilung der Schrote. Um sie beurteilen zu können, schießt man auf 35 m Entfernung gegen eine Scheibe, die einen Kreis von 75 cm Durchmesser trägt. Je weniger sich die einzelnen Schrote verstreut haben, um so besser ist die D.

Deerhound (spr. „dierhaund"), schottischer Hirschhund; wird schon längst nicht mehr jagdlich verwendet und ist in Deutschland sehr selten anzutreffen. Der D. macht den Eindruck eines drahthaarigen Windhundes mit starken Knochen. Die gewünschte Höhe ist 60 bis 65 cm, Hündin etwas schwächer. Der Kopf ist sehr lang, Schädel ziemlich flach, ohne Spur von Stirnabsatz; der Übergang vom Fang zum Schädel ist eine schräge Linie. Die Hunde haben Schnurr- und Kinnbart. Ohren weder richtige Stehohrform, noch ganz flach herabhängend. Am meisten erwünscht ist ein ganz kleines, weich behaartes, schwarzes oder wenigstens sehr dunkles Ohr. Haarfarbe verschieden; weiß ist fehlerhaft, Blesse oder weißer Halsstreif gelten als erhebliche Fehler.

Deformation, Formveränderung, die Geschosse oder Schrote teils beim Aufschlagen auf einen festen Gegenstand (Wildkörper, Erdboden usw.), teils im Laufe beim Schuß (Stauchung) erleiden. Die Schrotkörner werden beim Schuß schon in der Patrone mit großer Heftigkeit zusammengekeilt und verlieren dadurch, ferner durch teilweises Abschleifen an der Laufwandung und weiter durch die Würgung an der Mündung mehr oder minder ihre ursprüngliche Form.

Deiche s. *Wege.*

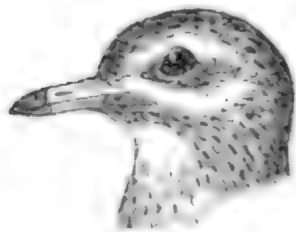
Derbholz, oberirdische Holzmasse über 7 cm Durchmesser einschl. der Rinde; Reisig heißt das schwächere Holz.

Derby, ursprünglich ein berühmtes Wettrennen von dreijährigen Pferden auf Epsom Downs bei London um Pfingsten. Gegenwärtig wird auch die Prüfungssuche für Vorstehhunde im Frühjahre häufig D. genannt (s. *Kynologie*).

Deutsche Jagd; mit Feuerwaffen, Zeug und anderem Gerät ausgeübte Jagd im Gegensatze zur französischen oder Parforcejagd, bei welcher das Wild durch Reiter und Hunde gehetzt wurde.

Dickfuß (Oedicnemus), Gattung aus der Ordnung der Laufvögel (Cursores) und der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Schnabel so lang wie der Kopf, gerade, Nasenlöcher nicht in eine lange Furche auslaufend, Augen auffallend groß, Kopf rundlich mit steiler Stirn, Ständer lang, aber kurzzehig, ohne Hinterzehe, Läufe genetzt. Mittelste Stoßfedern merklich länger als die äußeren; Gefiederzeichnung lerchenartig. Triel (Oedicnemus oedicnemus L., O. crepitans Tem., Charadrius oedicnemus L.; lerchengrauer Regenpfeifer, Steinwälzer, Eulenkopf, D., Glut, Erdbracher; s. Abbildung). Länge 38 bis 42 cm, Stoß 12,4, Schnabel 3,5 bis 3,6 cm, Flugbreite 80, Lauf 8,1, Mittelzehe ohne Nagel 3 cm. Gesamtfärbung lerchenartig, Oberkopf, Hals und Oberseite graugelblich mit dunklen Schaftstrichen und Flecken, Kehle, Zügel, Unterbrust und Bauch weiß, Brustseiten und Weichen mit dunklen Schaftstrichen. Von den schwarzbraunen Schwingen die erste mit einem großen, weißen Fleck vor der Spitze, die zweite mit einem kleineren, die siebente und achte mit weißen Spitzen; Flügelrand und Stoßspitze braunschwarz; Stoßfedern größtenteils weiß, die mittleren wie der Rücken. Schnabel, soweit er weich ist, gelb, im Spitzendrittel schwarz.

Auge sehr groß, fast eulenartig, Iris gelb; Ständer grünlich-gelb. Männchen und Weibchen sind äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden. Die Jungen haben größere, braune Flecke, dickere Ständer, kürzeren Schnabel. Die Nestjungen sind graubräunlich mit zwei schwarzbraunen Streifen auf dem Kopf und dem Rücken, oberhalb dunkel gefleckt, unten weißgrau, Iris weiß. Der Triel lebt im mittleren und südlichen Europa und im mittleren Asien, zieht Einöden mit Sandboden jedem anderen Aufenthaltsort vor und sucht seine Nahrung, die in Regenwürmern, Käfern, Fröschen, Eidechsen und Mäusen besteht, meist in der Dämmerung. Etwa im April pflegt er bei uns aus seiner Winterherberge wieder einzutreffen, um im Oktober uns zu verlassen. Er legt seine zwei bis drei Eier in eine mit einigen trockenen Halmen und Gräsern ausgelegte, flache Sandgrube; sie sind von blasser Sandfarbe mit matten, schieferblauen und darauf dunkel gelbbraunen, großen Flecken und Schnörkeln verziert, haben eine glatte, feinkörnige Schale, schlanke, etwas nach der Spitze abfallende Form und messen 55 : 39 mm bis zu 49 : 34 mm. Sie weichen in Grundfarbe und Fleckung voneinander ab. Der Triel gehört zu unseren interessantesten Vögeln; nicht nur ist er durch sein massenhaftes Verschlingen schädlichen Gewürms, von Mäusen usw. sehr nützlich, sondern auch eine angenehme Erscheinung in jenen Sandwüsten, wo in der brennenden Sonnenglut alles Leben erloschen scheint. Den Tag verschläft er gern, läuft in gebückter Stellung sehr schnell und ruckweise davon, wenn er gestört wird, und streicht endlich unter lautem „Krärlith" ab, stets niedrig und nur zur Nachtzeit, oder wenn er einen längeren Flug zu unternehmen hat, sich höher aufschwingend. Im Flug erkennt man ihn an den lang ausgestreckten Ständern und abwärts gekrümmten Flügeln sowie an der weißbunten Färbung von Flügeln und Stoß. Mit Anbruch der Dunkelheit beginnt sein Leben, er streicht dann feuchten Stellen zu und geht die Nacht hindurch dem Fraße nach. Von Raubvögeln sind ihm besonders Falken und Habichte gefährlich, den Eiern die Weihe; vom Haarraubwild stellen ihm Fuchs, Iltis, Wiesel usw. nach.


Kopf des Triel.

Die Jagd auf den Triel mit der Flinte ist schwierig, da er sich schwer ankommen läßt und, wenn er schläft, von seiner Umgebung kaum zu unterscheiden ist. Mit der Lockpfeife kann man ihn schußmäßig heranlocken, besonders das Männchen zur Paarungszeit. Auch wurde er auf dem Brachvogelherd mit dem Lockvogel gefangen. Nirgends gemein, verfällt er dem Jäger überhaupt nur selten, noch am ehesten gelegentlich einer Suche auf anderes Wild, auch ist seine Schonung wegen seiner Nützlichkeit sehr zu empfehlen; das Wildbret ist sehr wohlschmeckend.

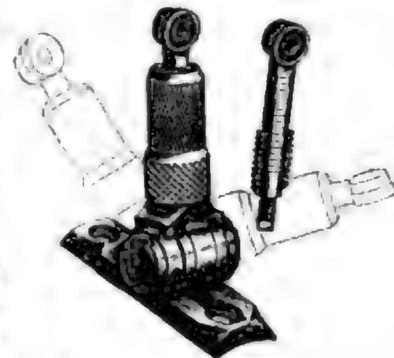
dickgehen, das Trächtigsein der Hunde und des Raubzeugs.

Dickkopf s. *Enten II, 6.*

Dickung, jeder Holzbestand von dichtem Wuchse, in dem Wild aller Art unbemerkt bleibt, s. a. *Altersklasse 1.*

Diezel, Karl Emil, geboren am 8. Dezember 1779 in Irmelshausen (Bayern), studierte in Leipzig Natur- und Sprachwissenschaften und wurde 1806 Lehrer an der forstlichen Privatlehranstalt Cottas in Zillbach. Seit 1809 als praktischer Forstmann tätig, zuletzt von 1816 bis 1852 als Revierförster (Oberförster) in Kleinwallstadt. Er starb am 23. August 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt, auf dessen kleinem Friedhofe ein einfacher Grabstein die letzte Ruhestätte D.s deckte. Am 20. August 1905 wich der Stein einem Denkmal, das „die deutschen Jäger ihrem unvergeßlichen Altmeister" errichteten (s. *Jagdliteratur*).

Diopter, ein gewöhnlich auf dem Kolbenhalse angebrachtes Visier, bestehend aus einer in der Mitte durchbohrten Platte, bzw. einem Ringe, die die Stelle des Visiers vertreten. Da das Auge unwillkürlich sich die Stelle sucht, wo die größte Helligkeit ist, d. h. die Mitte des Loches, so werden Zielfehler vermieden. In Deutschland werden D. für Jagdbüchsen wenig gebraucht, für Scheibenbüchsen dagegen zum Schießen auf 175 und 300 m wohl ausschließlich verwendet. Für Jagdzwecke benutzt man bisweilen die amerikanischen Lyman- und Marble-Diopter (s. Abbildung).


Marble-Diopter aufgerichtet, daneben Diopterstange.

Distrikt s. *Abteilung.*

Distriktssteine s. *Jagensteine.*

Döbel, Heinrich Wilhelm, wurde 1699 im sächsischen Erzgebirge geboren, erlernte die Jägerei bei seinem Großvater und Vater und trat nach längerer Wanderzeit 1723 als Jägerbursche in braunschweigische Dienste.

Nach wechselvollen Erlebnissen wurde er 1733 Oberpiqueur und später Oberförster in Hubertusburg; um 1757 soll er Förster in Falkenberg und Schenkendorf (Sachsen) gewesen sein. Er starb 1760 in Warschau oder Pleß (s. *Jagdliteratur*).

Döbel s. *Karpfenfische VI, 1.*

Docke. 1) Eine über den Ellbogen aufgewickelte Leine. 2) Der aufgewickelte Teil des Hängeseils oder Schweißriemens, einer Leine oder Arche.

docken, wickeln; s. *Docke.*

Dohle s. *Rabenvögel III.*

Dohnen, die hölzernen Bügel, in welche Pferdehaarschlingen eingezogen werden; auch das ganze Fanggerät. Sie dienten zum Fange von Vögeln, namentlich Krammetsvögeln. Der Dohnenstieg ist durch § 8 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 im ganzen Reiche verboten.

v. Dombrowski, Raoul Ritter, geboren am 3. Juni 1833 in Prag; trat in die österreichische Armee, verließ aber den Militärdienst 1856 als Oberleutnant. Er studierte sodann Land- und Forstwissenschaft und verwaltete nach längeren Reisen seine Güter. 1878 wurde er als Hofforstmeister in den Hofjagddienst berufen, verließ aber diesen 1883, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. v. D. starb am 3. September 1896 in Wien (s. *Jagdliteratur*).

Doppelabzug, gewöhnliche Abzugsvorrichtung bei Doppelflinten, bei denen jeder Abzug ein Schloß bzw. Schlagstück bedient, im Gegensatz zum Einabzug, bei dem ein Abzug nacheinander beide Schlagstücke auslöst.

Doppelbekassine s. *Schnepfen II, 2.*

Doppelbüchse s. *Doppelgewehr.*

Doppelflinte s. *Doppelgewehr.*

Doppelgarn s. *Jagdnetze,* Stedgarne.

Doppelgewehr (Zwilling), ein aus zwei nebeneinander oder übereinander liegenden Rohren bestehendes Gewehr. Sind die beiden Rohre glatt, d. h. inwendig nicht gezogen, so heißt das Gewehr Doppelflinte; ist das eine Rohr gezogen und das andere glatt, also Büchsenrohr und Flintenrohr vereinigt, so ist das Gewehr eine Büchsflinte. Sind beide Rohre gezogen, so ist es eine Doppelbüchse. Liegen die Läufe übereinander, so nennt man die Gewehre Bockgewehre (Bockbüchsen, Bockbüchsflinten).

Doppelkorn. Der Amerikaner Lyman führte ein sog. D., bestehend aus einem dicken Elfenbeinkorn in der Nähe der Mündung und einem kleineren Elfenbeinkorn in der Mitte der Laufschiene, ein. Dieses zweite Korn vertritt die Stelle des Visiers und ermöglicht ein genaueres Zielen; die beiden Korne sollen hierbei mit geringem Abstande übereinander stehen. Beim Schießen in der Praxis wird man das D. nicht benutzen, jedenfalls ist sich der Schütze dessen nicht bewußt. Dagegen leistet es sehr gute Dienste bei Zielübungen, wo es eine ständige Eigenkontrolle des Anschlages ermöglicht.

doppeln, das nahezu gleichzeitige Losgehen beider Schüsse von Doppelgewehren. Es geschieht infolge der Erschütterung des Schlosses durch den ersten Schuß oder den Rückstoß bei fehlerhafter Abzugskonstruktion oder bei alten Gewehren, deren Hahnrasten stark abgenutzt sind (s. auch *Dublette*).

Doppelvogel s. *Drosseln 2.*

down s. *daun.*

Drahthaar (drahthaarig), in der Kynologie eine besondere Form des Rauhhaares (s. *Vorstehhund,* drahthaariger).

Drall, die Windung der Züge im Büchsenlauf. Nimmt der D. nach der Mündung der Büchse zu, so heißt er Progressivdrall.

Dralllänge, das Längenmaß in Zentimetern, auf das die Züge eine Drehung um die Längsachse des Laufes (Seelenachse) machen. Die gewöhnliche D. bei Scheiben- und Jagdbüchsen für Bleigeschosse des 8 und 9,3 mm-Kalibers beträgt 36 bis 40 cm. Läufe für 8 mm-Mantelgeschoß haben gewöhnlich eine D. von 24 cm = 30 Kalibern wie die Militärgewehre; neuerdings wird auch häufig eine D. von 36 cm angewendet.

Drallwinkel, der Winkel, den die Züge mit der Seelenachse bilden.

drauf sein, das Gewehr bzw. die Visierung so auf das Ziel eingerichtet haben, daß der Schuß treffen muß. Beim Schießen soll der Schütze stets durchs Feuer sehen und sich auf diese Weise Rechenschaft geben können, ob er drauf war, gut abgekommen ist.

Dreheisen s. *Federhaken 2.*

Dreiläufer, halb- bis dreiviertelwüchsiger Hase; s. a. *Drilling.*

Dreizehenmöwe s. *Möwenartige Vögel II.*

Dresseur, eine Person, die sich mit der Abrichtung (Dressur) von Hunden (Jagdhunden) beschäftigt. Der Dresseur muß Jäger sein, weil nur derjenige Hunde den Bedürfnissen der Praxis entsprechend unterweisen kann, welcher jagdlich geschult ist.

Dressierband gleichbedeutend mit *Korallen.*

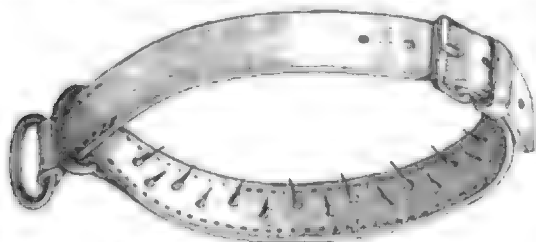
Dressierbock s. *Apportierbock.*

dressieren, einen Hund abrichten, ihn gewisse Verrichtungen und ein bestimmtes Verhalten lehren (s. *Dressur*).

Dressierhalsband s. *Korallen.*

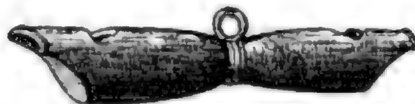
Dressur, zu deutsch Abrichtung. Für den Jagdgebrauch werden Vorstehhunde, auch Wachtelhunde und Spaniels dressiert. Die Abrichtung des Schweißhundes und der Erdhunde wird arbeiten, bei den letzteren auch einarbeiten oder einhetzen genannt; sie ist unter *Schweißhund* und *Dachshund* geschildert.

Der dressierte Hund ist erst fertig zum Jagdgebrauche, wenn er auch abgeführt worden ist. Der Dresseur hat seine Tätigkeit davon abhängig zu machen, was von dem Hunde in der Jagdpraxis später verlangt werden soll und was der Zögling nach seiner körperlichen Beschaffenheit und seinen Anlagen dereinst leisten können wird. Es ist zu unterscheiden zwischen der D. des Federwildhundes, des Feldgebrauchshundes und des vielseitigen Gebrauchshundes (Gebrauchshundes schlechtweg). Das Bedürfnis nach einer Dressur ausschließlich für die Wasserarbeit wird sehr selten bestehen. Die beste Beanlagung für die Federwildjagd im offenen Felde besitzen Pointer und Setter; als Feldgebrauchshunde eignen sich die ziemlich leichten, dabei aber kräftigen und sehr flüchtigen deutschen Vorstehhunde neuerer Zuchtrichtung; die Beanlagung zur vielseitigen Arbeit ist nicht bestimmten Rassen, sondern einigen Stämmen deutscher Hunde eigentümlich; vollkommen untauglich sind dafür, mit wenigen Ausnahmen, die englischen Vorstehhunde. Bevor der Dresseur den Hund in Arbeit nimmt, unterziehe er ihn einer sorgfältigen Prüfung daraufhin, ob er die erforderlichen Anlagen besitzt. Ferner ist eine Prüfung des Naturells des Hundes notwendig. Der weiche und der von Natur aus gefügige Hund muß anders angefaßt werden als das zum Eigensinn neigende, gegen Strafen wenig empfindliche Tier. Durch eine zu derbe Behandlung werden Hunde, die leicht auf äußere Reize reagieren, verschüchtert, während Hunde mit dem entgegengesetzten Naturell bei Unterlassung kräftiger Zwangsmittel niemals zuverlässig arbeiten lernen. Ohne Zwangsmittel kommt man bei keines Hundes D. aus. Die ersten Zwangsmittel sind Hilfen, die dem Tiere begreiflich machen sollen, was wir von ihm wollen. Erst wenn die nicht oder wenigstens nicht empfindlich schmerzenden Hilfen nicht ausreichen, greifen wir zu schärferen Mitteln, zu den spitzen Korallen oder zur Peitsche, zum

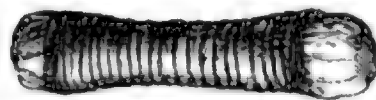


1. Dressurhalsband (Korallen).

Strafschusse mit einer Schleuder oder gar mit der Flinte. Durch fleißige Wiederholungen muß das frisch Erlernte befestigt werden. Während des ersten Unterrichts darf die Aufmerksamkeit des Schülers nicht durch fremde, ihn interessierende Dinge abgelenkt werden. Dresseur und Hund müssen, wenigstens anfangs, allein sein. Sämtliche Übungen werden erst in einem abgeschlossenen Raume vorgenommen und im Freien dann wiederholt, wenn sie im geschlossenen Raume festsitzen. Niemals darf der Unterricht bei Widersetzlichkeit unterbrochen oder gar beendet werden. Man verleide dem Hunde jedoch das Lernen nicht etwa dadurch, daß man den Unterricht zu lang ausdehnt. Die Erziehung des Hundes zum Hausgenossen soll möglichst frühzeitig einsetzen, dagegen darf mit der eigentlichen Dressur nicht früher begonnen werden, als bis der Hund körperlich und geistig einigermaßen entwickelt ist, also im Alter von etwa 9 bis 12 Monaten. Von großer Bedeutung ist es endlich, bei der Dressur einen bestimmten Unterrichtsgang innezuhalten. Man wird also der D. ein gutes Buch zugrunde legen müssen. Zur Verfügung stehen namentlich die Werke „Wörz, Der Vorsteh- und Gebrauchshund, bearbeitet von A. Ströse und J. Müller", sowie „Oberländer, Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes".

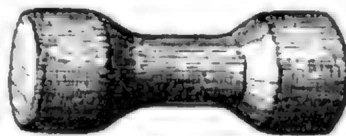


2. Doppelpfeife (links Trillerpfiff).



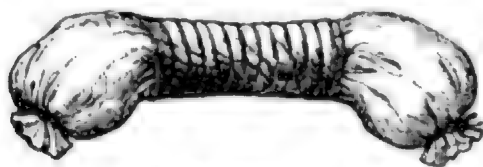
3. Apportierknüttel.

Möglichst schon vor dem Beginn der eigentlichen Dressur beginne man, wenn der Hund als Totverbeller oder als lauter Totverweiser ausgebildet werden soll, mit der Unterweisung, auf Befehl Hals zu geben (anhaltend laut zu bellen) und sodann ohne Kommando laut zu werden, wenn der Zögling an die ausgestopfte Decke eines Rehes gebracht wird. Diese Vorübung muß auch während der Erledigung der eigentlichen sog. Stubendressur (Dressur im abgeschlossenen Raume) fortgesetzt werden, sie ist auch später tunlichst oft zu wiederholen. Die Geräte, die zur Dressur gebraucht werden, sind das Dressurhalsband oder auch *Korallen* genannt, die Dressurgerte, eine möglichst dünne, aber doch feste, etwa 70 cm lange, halbsteife Hundepeitsche, die Doppelpfeife, eine Hundepfeife aus Horn, die so eingerichtet ist, daß ein gewöhnlicher Pfiff ertönt, wenn in die eine



4. Apportierbock.

dünnere Seite geblasen wird, ein Trillerpfiff, wenn die zweite dickere Seite gebraucht wird; ferner der Apportierknüttel, ein 3 bis 4 cm dicker, 30 cm langer Knüttel, der mit Sackleinwand und dann mit Bindfaden umwickelt ist, der leichte, etwa 1,5 kg wiegende, in der Mitte etwa 12 cm dicke *Apportierbock* und der Apportiersack, den man sich aus derbem Sackleinen herstellen kann (Länge etwa 50 cm,

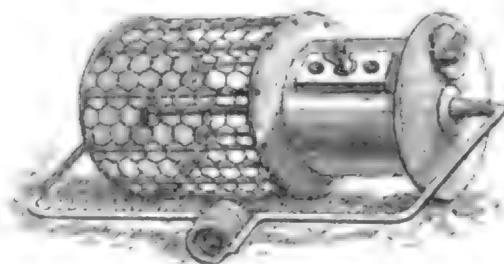


5. Apportiersack.

Dicke in der Mitte etwa 12 cm, gefüllt mit einer Holzwalze in der Mitte und mit Kieselsteinen an den beiden, durch Bindfaden verschließbaren Enden). Endlich gebraucht der Dresseur eine kurze und eine längere kräftige Leine aus Hanf (Dressierleine).

Empfohlen wird folgender Gang der Übungen: 1) Setzen. 2) Setz dich — hier! Der sitzende Hund hat auf den Befehl hereinzukommen. 3) Setz dich — auf Pfiff herein. Als Zeichen dafür, daß der Hund schnell hereinkommen soll, pfeifen wir zweimal kurz hintereinander. Der einfache Pfiff, den der Hund erst später kennen lernt, bedeutet, daß der Hund seine Aufmerksamkeit dem Führer zuwenden soll. Der Trillerpfiff ist das Kommando für „daun" (niederlegen). 3) Daun! Der Hund hat sich in die Daunlage zu begeben (s. *daun*). Er lernt zunächst das Daun auf Zuruf, dann auf Handhochheben, endlich auf den Trillerpfiff. Der Hund muß lernen, einige Zeit in der Daunlage zu verharren (als Vorübung für das Ablegen). 4) Schonen. Der Hund soll bestimmte Gegenstände, wie ein Stück Fleisch oder einen Zipfel Wurst, auf Befehl unberührt lassen. 5) Springen über Hindernisse verschiedener Art. 6) Apportierübungen. Halten und Tragen des Apportierknüttels, des Apportierbockes und des bis zu 5 Pfund beschwerten Apportiersackes. Ergreifen dieser Gegenstände auf Kommando (die schwierigste Übung). Aufnehmen der Apportierapparate vom Boden. Schwerapportieren. Apportieren eines ausgestopften Hasenbalges und anderer Gegenstände. Verlorenapportieren der Geräte. Apportieren über Hindernisse. Apportieren aus dem Wasser. Apportieren von geschossenen Kaninchen, Vögeln, Hasen, endlich des Fuchses.

Darauf beginnen die Übungen im praktischen Dienste (Abführen). Im Felde muß der Hund an eine zielbewußte Suche gewöhnt werden, an festes Vorstehen, ruhiges Verhalten vor und nach dem Schusse und an sauberes Apportieren von Wild, das vor ihm geschossen worden ist. Im Walde werden Übungen im *Verlorenapportieren* angestellt. Darauf folgen die Übungen im Verbellen, und zwar zunächst an der ausgestopften Rehdecke, dann an wirklichem Wild. Als Hilfsmittel zur Unterweisung des Totverweisers wird ebenfalls die Rehdecke verwendet. Der Hund muß die Decke aufsuchen und den Dresseur zu ihr führen lernen. Bei der Dressur des Verbellers und des Verweisers ist die Anwendung von Strafen streng zu vermeiden, dagegen ist jede auch nur einigermaßen anerkennenswerte Leistung im Anfang reichlich zu belohnen. Der Führer versehe sich darum regelmäßig mit einem Stück Fleisch oder Wurst als Belohnungsbrocken. Im Walde wird der Hund sodann im *Ablegen* unterwiesen. Auf Raubzeug wird der Hund gelegentlich gearbeitet, jedoch ist im allgemeinen davon abzuraten, diese Unterweisung schon im ersten Felde vorzunehmen. Von großer Wichtigkeit ist die Unterweisung in der Schweißarbeit auf Niederwild und auf Schalenwild. Unbedingt erforderlich sind Übungen auf der Schleppe von Kaninchen und Hasen, sehr nützlich auch solche auf Fuchsschleppe. Um den Hund zur Schweißarbeit auszubilden, muß er die künstliche Schweißfährte ausarbeiten lernen. Diese wird mit Hilfe der Oberländerschen Drahtwalze hergerichtet. An das Ende der Fährte wird ein geschossenes Reh niedergelegt. Der Riemenarbeiter hat die künstliche Fährte bis zum Ende am Schweißriemen auszuarbeiten. Der Totverweiser und der Verbeller arbeiten nur die ersten 100 Schritte am Riemen, dann werden sie geschnallt, um zu verbellen oder zu verweisen. An die Arbeit auf künstlicher



6. Drahtwalze nach Oberländer
(zur Befestigung an einer Stange eingerichtet).

Schweißfährte schließt sich die auf der natürlichen Schweißfährte an, wobei der Hund tunlichst auch das Niederziehen des Rehes an der Drossel zu erlernen hat.

Zum Schlusse folgen die Unterweisungen in der Stöberarbeit. Wer einen Hund zur Wasserarbeit gebraucht, warte mit der Dressur

nicht, bis der Zögling in Feld und Wald ferm ist, sondern nehme sie zwischendurch vor, wie es Gelegenheit und Zeit am besten erscheinen lassen. Der Hund muß vor allen Dingen tüchtig schwimmen, aus dem Wasser apportieren lernen und im Stöbern im Schilf geübt werden. Auch als Sicherheitshund kann der Vorstehhund mit Vorteil Verwendung finden, wenn er von Natur aus dazu beanlagt ist. Seine Tätigkeit nach dieser Richtung hin hat sich zu erstrecken auf die Hilfeleistung beim Verhaften und Transportieren von Wilderern, auf das Ausarbeiten der Spur von Frevlern und auf die Aufklärung des Geländes vor dem patrouillierenden Jäger. Nicht selten fällt dem Dresseur die Aufgabe zu, verdorbene Hunde zu korrigieren. Viele Fehler lassen sich durch eine richtige, mit Sachkenntnis und Geduld wiederholte Dressurnachholung beseitigen oder verbessern. Wenn tief eingewurzelte Leidenschaft oder eine angewölfte Untugend an dem Fehler Schuld ist, so ist die Besserung freilich oft undurchführbar. Einen älteren, über 5 bis 6 Jahre alten, verdorbenen Hund in Arbeit zu nehmen, lohnt in der Regel nicht mehr. Die häufigsten Fehler sind das Hasenhetzen, die Schußscheu, das Totengraben, das Anschneiden, das Quetschen und die Schußhitze. Wer einen verdorbenen Hund in Dressur nehmen will, versäume nicht, sich über die Natur der zu beseitigenden Fehler und über die in Betracht kommenden Korrekturmittel an der Hand eines guten Buches zu unterrichten.

Dressurleine (Knotenleine), eine etwa 6 mm dicke und 2 m lange Hanfleine, an die der Hund während der Dressur genommen wird.

Drilling (Dreiläufer), Gewehre mit drei Läufen, von denen gewöhnlich zwei Läufe oben und der dritte unter ihnen angeordnet sind; es kommen aber auch Drillinge mit zwei untenliegenden und einem obenliegenden Lauf vor. Je nachdem der D. zwei Schrotläufe und einen Kugellauf, oder einen Schrotlauf und zwei Kugelläufe oder drei Schrotläufe hat, unterscheidet man Doppelflinten-, Doppelbüchsen- und Flintendrillinge. Ersterer ist heute das Mädchen für Alles und wird von einem großen Prozentsatz der deutschen Jäger als Universalgewehr geführt. Doppelbüchsdrillinge eignen sich besonders für Treibjagden auf Hochwild, bei denen gelegentlich ein Stück Niederwild oder Raubzeug vorkommt, auf das man einen Schrotschuß verwenden möchte. Flintendrillinge oder Dreilaufflinten eignen sich für Treibjagden auf Niederwild oder zur Hühnerjagd, wo sich Gelegenheit bietet, mehrere Schrotschüsse in schneller Aufeinanderfolge abzugeben.

Drossel, die Luftröhre des Schalenwildes.

Drosselknopf, der Kehlkopf des Schalenwildes.

Drosseln (Turdidae), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Bei uns nur die Gattung Turdus. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, auf der Firste etwas gebogen, an der Wurzel so breit wie hoch. Der Oberschnabel dicht an der Spitze etwas eingekerbt. Am Mundwinkel stehen starre Borsten; die nahe der Schnabelwurzel liegenden Nasenlöcher sind länglich oval, zur Hälfte von einer Haut verdeckt. Der Lauf ist vorn und hinten mit je einer zusammenhängenden Schiene bekleidet (gestiefelt); nur bei jungen Vögeln findet man zuweilen Andeutungen von einzelnen Schildern. Die Flügel, mehr oder weniger kurz abgestutzt, erreichen kaum die Hälfte des Stoßes. Sämtliche D. gehören zu den anziehendsten Vogelerscheinungen und gelten vielfach als die Normalvogelfiguren; einige gehören zu den erhebendsten Sängern des Waldes, alle sind in dem Naturhaushalt als eifrige Insektenfresser nützlich. Leider wird ihr Wildbret von Genußmenschen für so delikat gehalten, daß man sie zum Dank für ihre Nützlichkeit und ihren schönen Gesang behaglich verspeist. Der bis vor kurzem sehr verbreitete Fang in Dohnen ist bekanntlich durch das Reichsvogelschutzgesetz verboten, nur das Erlegen mit der Flinte und der Fang auf den übrigens nur noch sehr wenig vorhandenen Drosselherden ist noch gestattet (s. *Vogelherd*). Sechs Arten von Drosseln kommen regelmäßig bei uns vor, eine Anzahl anderer gelegentlich als vereinzelte Erscheinungen.

1) Singdrossel (Turdus musicus L.; Zippdrossel, Zippe, kleine Misteldrossel). Oberseite olivenfarbig, Kopf- und Halsseiten sowie Brust rostgelblich, nach dem Bauch in Weiß übergehend; ganze Unterseite mit dreieckigen, schwarzbraunen Flecken bedeckt, die am Kopf am kleinsten und dichtesten, am Bauch am größten und spärlichsten sind. Untere Flügeldeckfedern rostgelb, Stoß ohne weißliche Flecke. Länge 21 cm, Stoß 7,8, Schnabel 1,4, Lauf 3,3 cm. Schnabel dunkel hornfarbig mit hellerer Spitze; die großen Augen braun, Ständer rötlich-gelb. Weibchen vom Männchen kaum zu unterscheiden. Ihr herrlicher Gesang gab ihr den Namen, vom frühen Morgen bis in den Abend hinein ergötzt sie mit ihm den Naturfreund; die Lockstimme klingt wie ein feines „Zip-zip", in der Aufregung läßt sie das bekannte „Tack-tack-tack" hören, dem sie oft noch einige schnarrende Töne voranschickt. Ihre Verbreitung ist eine sehr ausgedehnte, in Europa brütet sie vom nördlichen Polarkreis bis zum Mittelmeer, auch bewohnt sie das ganze mittlere Asien; im Winter zieht

sie bis Nubien, Arabien, Persien. Laub- oder Nadelwälder, auch die Größe der Waldkomplexe sind ihr gleich, wenn sie nur Schutz für ihr Nest und Nahrung findet, und da diese vornehmlich aus Insekten besteht, so siedelt sie sich gern in der Nähe von Waldbächen oder anderen feuchten Stellen an, da solche die meisten Insekten und Würmer bieten; zwischen Gebirgen und Ebenen macht sie gleichfalls keinen Unterschied. Sie zieht im September von dannen und kommt im März wieder zurück, was nicht ausschließt, daß einzelne gelegentlich bei uns überwintern und dann mit den Amseln zusammen ein kümmerliches Dasein fristen. Das Nest ist inwendig mit einer dichten Schicht aus Lehm und faulem Holz ausgestrichen und gewährt der jungen Brut im zeitigen Frühjahr ein sicheres Heim gegen verspäteten Schnee und Frost. Gewöhnlich steht es etwas über Mannshöhe, doch auch niedriger und höher, gern in jungen, dichten Bäumchen und Sträuchern und möglichst versteckt. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf seinen meist fünf Eiern, welche auf glänzender, blaugrüner Grundfarbe mit schwarzen Flecken und Punkten geziert sind. In den Mittagsstunden wird das Weibchen vom Männchen abgelöst, und nach 16 Tagen fallen die Jungen aus. Die Singdrossel macht im März oder April und im Juni je eine Brut. Sind die Beeren gediehen, so nimmt sie die verschiedensten Arten, auch kleine Weinbeeren, auf, zieht aber Insektennahrung aller anderen stets vor. Ameisenpuppen sind ihr eine Leckerei. Die Singdrosseln ziehen, wie andere vielverfolgte Vögel, meist bei Nacht und halten sich am Tage möglichst versteckt; mißtrauisch und sehr aufmerksam, wissen sie sich rechtzeitig vor Gefahren zu retten. Während der Gesang der Misteldrossel einen wehmütigen, man möchte sagen öden, Nadelholzwäldern entsprechenden Ausdruck hat, läßt der fröhliche, weiche Gesang der Singdrossel eine Frühlingsfreude in das Menschenherz einziehen, welche der einsame Weidmann auf dem Schnepfenanstand wohl zu würdigen weiß.

2) Misteldrossel (Turdus viscivorus L.; große Singdrossel, Ziemer, Doppelvogel, großer Kramtsvogel, Schnärre). Länge 26 bis 28 cm, Stoß 11, Schnabel 2, Lauf 3,4 cm. Oberseite hell olivenbräunlich, Bürzel grünlich; die drei Randfedern des Stoßes mit weißen Spitzen; Hinterleib weiß; am Hals dreieckige, an Brust und Bauch rundliche, schwarzbraune Flecke; vorherrschende Färbung der Vorderseite rostgelblich; obere Flügeldecken mit rötlich-weißen Kanten, untere Flügeldeckfedern weiß; Schwingen graubraun mit hellen Säumen; Schnabel an der Wurzel gelbrötlich, an der Spitze dunkel, an den Mundwinkeln gelb. Iris dunkelbraun, um das Auge ein heller Rand, Ständer rötlichgelb. Das Weibchen ist etwas matter und trüber von Färbung. Die Jungen im ersten Herbst sehen den Alten ähnlich, sind aber auf der Oberseite lebhaft rostgelb gefleckt. Die Misteldrossel singt schon früh im Jahre, wenn die meisten Vögel noch schweigen, und sitzt dabei auf der Spitze hoher Bäume, auch singt sie gern einige kurze Strophen im Fluge. Am Boden hüpft sie in großen Sätzen umher; sie streicht, wie die meisten D., mit hastigem Flügelschlag und über freie Flächen hinweg im Bogen. Bei irgendwelcher Besorgnis läßt sie ihr lautes „Schnärr schnärr" hören, ein Ton, welcher ihr den Namen Schnärre verschafft hat. Die Misteldrossel bewohnt einen großen Teil Europas bis hoch nach dem Norden hinauf, sowie Sibirien und Mittelasien, und geht auch in die Gebirge. In Deutschland ist sie als Brutvogel viel weniger verbreitet als die Singdrossel. Vornehmlich liebt sie Nadelholzwaldungen mit Stangenhölzern und von freien Flächen durchschnitten. Für das nördliche Europa ist sie Zugvogel, für mildere Lagen Stand- oder Strichvogel, bleibt, wenn sie hinreichende Nahrung findet, und streicht umher, wenn diese fehlt. Der Ziemer lebt von allerlei Gewürm und Insekten, doch auch von Beeren, besonders Wacholder-, Eberesch- und Mistelbeeren, deren Kerne er teils in der Losung, teils durch den Schnabel wieder auswirft, und die dann, wo sie hängen bleiben, keimen und fortwachsen. Das Nest steht meist in dichten Nadelholzwüchsen in sehr verschiedener Höhe, doch meist 2 m über dem Boden, ist daher sehr versteckt, aus kleinem, zartem Reiser- und Wurzelwerk erbaut, mit Moos durchflochten und dauerhaft angelegt. Gewöhnlich macht die M. zwei Bruten, im März oder April und im Juni, und man findet 4 bis 5 auf grünlich-gelblichem Grunde mit violettgrauen und rotbraunen Flecken gezierte Eier, welche in etwa 16 Tagen unter Mithilfe des Männchens (während der Mittagsstunden) ausgebrütet werden. Die Misteldrossel lebt zwar gesellig und nistet nicht selten in kleinen Kolonien, ist aber sonst, namentlich gegen ihresgleichen, ein sehr zänkischer, futterneidischer Kamerad.

3) Weindrossel (Turdus iliacus L.; Rotdrossel, Buntdrossel, Beimle). Untere Flügeldeckfedern und Bauchseiten rostrot; an den Halsseiten ein dunkler Fleck, über dem Auge ein gelber Streifen. Die Oberseite olivenbraun, alle Federn etwas heller gesäumt; Oberbrust rostgelb mit starken, dunklen Flecken, welche nach dem weißen Bauch hin spärlicher werden; untere Stoßdecken gelblich mit dunklen Flecken. Schnabel schwarzbraun, Mundwinkel gelb, Ständer

fleischfarbig, Auge braun. Das Weibchen ist viel matter gefärbt. Länge 21 cm mit dem 8,4 cm langen Stoß, Schnabel 1,6, Lauf 2,4 cm. Der Gesang der Weindrossel besteht eigentlich nur aus einigen angenehm zwitschernden Tönen und bildet, wenn sie auf dem Zug in Scharen einfällt, ein eigentümliches Geschwätz; in Flug und Bewegungen ist sie der Singdrossel ähnlich. Ein nordischer Vogel, kommt sie erst im Oktober auf der Durchreise nach Süden zu uns und kehrt im März bis April zurück; sie zieht bei Tag und bei Nacht in großen Scharen und hält über Mittag längere Rast, soll aber, wenn sie mit einbrechender Dunkelheit des Abends ihren Zug beginnt, vor dem Morgen nicht anhalten. Als vereinzelter Brutvogel ist sie in Ostpreußen, Thüringen und dem Harz festgestellt worden. Die W. hält sich gern in sonnigen Wäldern mit vielem beerentragenden Unterholz auf, aber lieber an Feld- und Wiesenrändern als mitten im Holz. Sie nistet wie die Singdrossel, das Nest ist innen auch dicht ausgeschmiert und steht in den nordischen Birken- und Erlenbrüchern bald höher, bald tiefer; die 4 bis 5 Eier sind auf grünlicher Grundfarbe mit rötlichen Flecken und Punkten gezeichnet, im übrigen, einschließlich der doppelten Brut, unterscheidet sich diese Drossel von den anderen nicht. Die Nahrung ist gleichfalls dieselbe; nur an ihrer geringeren Scheu erkennt man den nordischen, an dünn bevölkerte Gegenden und deshalb geringere Störung gewöhnten Vogel.

4) Wacholderdrossel (Turdus pilaris L.; Kramtsvogel, Krametser, Blauziemer, Schacker). Kopf und Unterrücken aschgrau, Oberrücken dunkel kastanienbraun mit hellen Federspitzen; Kehle gelblich-weiß mit geringer oder gar keiner Fleckung, ihre Seiten und der Vorderhals rotgelb mit dunklen Längsflecken, an den Hals- und Kropfseiten am dichtesten; Unterleib weiß, seitwärts mit herzförmigen, am Steiß mit länglichen Flecken. Obere Flügeldecken rostbraun mit aschgrauem Anflug, untere weiß; Stoß schwarzbraun, Randfedern außen weiß gesäumt. Schnabel im Frühjahr rostgelb, verfärbt zum Herbst in Braun; Mundwinkel gelb; Iris dunkelbraun wie die Ständer. Weibchen matter gefärbt. Länge 24 bis 26 cm, Stoß 10, Schnabel 1,8, Lauf 3,3 cm. Vom Gesang ist beim Kramtsvogel wenig die Rede, er schwatzt einige schnarrende Töne, ist aber besonders durch sein sonores „Schack schack schack" bekannt, mit welchem er seine baldige Flucht und die der anderen Vögel in seiner Gesellschaft ankündigt; denn äußerst scheu, versteht er es sehr gut, die Bemühungen des Jägers, seiner habhaft zu werden, zu vereiteln. Der Kramtsvogel ist ein nordischer Vogel, der im Norden von Europa und Asien bis an die Grenze der Baumvegetation geht, aber auch in verschiedenen Teilen Deutschlands sich angesiedelt hat und anscheinend bei uns an Zahl zunimmt. Man kennt ihn als Brutvogel aus Preußen, Pommern, der Mark, Schlesien, Thüringen und Sachsen. Er verlangt Bäume zu seinem Aufenthalt, da er nicht wie die Amsel im Gesträuch umherhüpft; die Äste hoher Bäume sind auch sein Nachtquartier, welches er nur bei strenger Kälte in dichtes Unterholz verlegt. Er lebt zwar gesellig und brütet kolonienweise, verträgt sich aber dennoch mit fremden Vögeln besser als mit seinesgleichen. Das Nest steht bald tief, bald hoch und ist ein ziemlich großer, inwendig mit Erde etwas verbundener, aber nicht dicht ausgeschmierter Bau; es enthält zu Anfang Mai und Ausgang Juni je 4 bis 5 bläulich-grüne, braunrot punktierte und bespritzte Eier. Die Nahrung ist die der vorigen D., doch liebt der Kramtsvogel besonders Wacholder- und Ebereschbeeren, von denen er sehr fett wird und allerdings einen so delikaten Geschmack annimmt, daß ihn die alten Römer mästeten. Die nordischen Exemplare pflegen bei uns meistens erst im November zu erscheinen.

5) Schwarzdrossel (Turdus merula L.; Amsel, Schwarzamsel, Stockamsel, Merle). Männchen tief schwarz mit hochgelbem Schnabel und solchen Augenlidrändern; Weibchen und Junge schwarzbraun mit grauer Kehle und einiger Fleckung am Vorderhals; die flugbaren Jungen unten mehr rotbräunlich als schwarzbraun, auf der Oberseite mit rostgelben Federsäumen. Länge 24 bis 26 cm, Stoß 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,7 cm. Die Verbreitung der Amsel ist groß, denn sie lebt in fast ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen, ferner in Nordafrika, Kleinasien und Palästina; sie ist Standvogel und, wo sie geduldet oder gar gepflegt wird, ein zutraulicher Gast, der sich in Hecken und Gärten ansiedelt und fast zu den Haustieren gezählt werden kann, vielfach aber derartig zugenommen hat, daß er geradezu lästig wird durch die Zehntung des Beerenobstes in Gärten, hier und da auch durch Vertreibung von kleineren Singvögeln oder Ausrauben von deren Nestern, was wiederholt beobachtet worden ist. Ihre Kost ist die gewöhnliche der D., allerlei Gewürm, Insekten und Schnecken, emsig sucht sie nach diesen auf Wiesen, Angern und Viehweiden umher, dreht die Blätter am Boden um und macht durch ihr Umherhüpfen im trocknen Laub solches Geräusch, daß der unerfahrene Jagdfreund oft irgend ein Stück Wild vermutet, bis das halb unwillige, halb schelmische „Schatgeri-dak dak dak dak" ihn über

den Ursprung belehrt. Ihr Gesang ist nach dem der Singdrossel der schönste dieser herrlichen Vogelgattung, manche Vogelkenner stellen ihn sogar über den der letzteren. Die Amsel nistet unter günstigen Umständen bis dreimal im Sommer. Im allgemeinen ist sie zwar sehr scheu, doch weniger aus Furcht vor dem Menschen als vor dem Sperber und besonders auch vor dem Raubwürger, welcher die sehr unbeholfene Sängerin im Gebüsch so lange herumjagt, bis sie nicht mehr fliehen kann, daher man wohltut, diesen raubgierigen Strauchdieb zu beseitigen. Dieses geringe Flugvermögen verhindert die Amsel auch am Ziehen, sie wagt kaum ohne Schutz eine nur kleine Blöße zu überstreichen, geschweige eine stundenlange Wanderung zu unternehmen, und nur im Notfall streicht sie von Busch zu Busch in eine gewisse Entfernung, wenn der Nahrungsmangel sie gebieterisch dazu treibt. Das große Nest besteht aus Moos, dürren Halmen und Würzelchen und ist mitunter mit feinem Lehm oder Schlamm innen verschmiert, es sind aber keine faulen Holzstückchen eingemischt. Schon gegen Ende März enthält es gewöhnlich fünf Eier, welche auf grünlich-grauem Grunde mit matt braunroten Flecken und Punkten dicht bedeckt sind. Dauer der Brütezeit wie bei den anderen D. Die Amsel ist ein beliebter Stubenvogel, der kurze Strophen sehr melodiös nachpfeifen lernt, wenn sie ihm so vorgetragen wurden. Auch im Freien gibt es gute und schlechte Sänger unter den S.

6) Schilddrossel (Turdus torquatus L., Ringdrossel, Schildamsel, Bergamsel, Stockziemer). Länge 27,5 bis 29 cm, Stoß 10,4, Schnabel 1,8, Lauf 3,5 cm. Gesamtfärbung grauschwarz mit grauen Federsäumen, auf der oberen Brust ein großes, halbmondförmiges, weißes Schild; Stoß einfarbig schwarz; Schnabel gelblich-grauschwarz mit gelben Winkeln; Ständer bräunlich-schwarz, Augen braun. Die Weibchen sind heller, ihr Halsschild kleiner und schmutzigweiß, den Jungen fehlt dieses Hauptkennzeichen der Art gänzlich, außerdem sind sie auf der Rückenseite dunkelbraun mit gelblichen Säumen; auf Schultern und Flügeldecken rostgelblich gefleckt; auf dem Kropf dunkle Flecke, ebensolche dicht gereiht vom Mundwinkel abwärts und am Unterleib. Ihr Gesang ist zwar wohlklingend, aber fast schwermütig, wie Kenner sagen; in der Aufregung schreit und schilt sie wie die Schwarzamsel und ist wie diese bald mehr, bald weniger scheu. Im Laufen und Streichen ähnelt sie völlig der vorigen. Die Sch. bewohnt die Gebirge Europas von Skandinavien bis zu den Mittelmeerländern, östlich bis zum Ural. In Deutschland brütet sie im Riesengebirge, in den bayerischen Alpen, im Fichtelgebirge, Thüringerwald und Schwarzwald; zur Zugzeit berührt sie auch die Ebene. Im Gebirge bewohnt sie die Knieholzregion, nicht den Wald. Die Schildamsel hat nicht die Lebhaftigkeit der Schwarzamsel, ist phlegmatischer und verhält sich lieber still, während die andere nicht leicht den Schnabel halten kann. Sie streicht ebenso schlecht, und deshalb ist auch bei ihr von eigentlichem Ziehen keine Rede, sondern nur vom Umherstreichen von Busch zu Busch. Nahrung wie bei den vorigen, Vogelliebhaber sagen ihr nach, daß sie die gefräßigste von allen D. sei, daher den ganzen Tag diesem Geschäft obliege. Das Nest steht bald hoch, bald tief, manchmal sogar im Heidegestrüpp, und ist aus Reiserchen, Moos und Halmen erbaut, mit Erde gedichtet und innen mit Heu ausgelegt. Die 4 bis 5 Eier sehen denen der Schwarzdrossel ganz ähnlich; es werden zwei Bruten gemacht.

Außer den bisher angeführten, regelmäßig bei uns vorkommenden bzw. zur Zugzeit erscheinenden Drosselarten kann noch eine Anzahl anderer gelegentlich bei uns erscheinen, wie die Beobachtungen gezeigt haben. Nach dem Aufhören des Dohnenstieges werden diese seltenen Arten naturgemäß viel weniger oft festgestellt werden.

7) schwarzkehlige Drossel (Turdus atrigularis Natt., T. bechsteini Naum.; schwarzkehliger Ziemer, Bechsteinsdrossel). Länge 24 cm, Stoß 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,1 cm. Oberseite hell olivengrau; Kinn, Kehle und Oberbrust schwarz, die übrige Vorderseite weiß mit lanzettförmigen Flecken; die unteren Flügeldeckfedern sind beim Männchen kastanienbraun, bei Weibchen und Jungen gelbbraun. Zügel und Augenstreifen schwarz, Schnabel schwarzbraun mit gelber Basis und gelben Mundwinkeln, Ständer rötlich-dunkelbraun. Beim Weibchen und den Jungen ist das Brustschild, wenn auch unklarer, doch kenntlich. Heimatsberechtigt ist sie in Asien, doch hat sie sich auch bei uns durch einzelnes Vorkommen Bürgerrecht erworben; wahrscheinlich sind die bei uns vorgekommenen Exemplare von anderen Drosselzügen, denen sie sich zugesellten, mitgebracht worden. Ihr Gesang ist leise und unbedeutend, alles übrige hat sie mit den anderen D. gemein.

Neben diesen D. kommen noch einige andere Arten, aber so vereinzelt vor, daß sie den Jäger weniger als den Ornithologen interessieren. Die wichtigeren von ihnen sind folgende:

a) Asiatische Drosseln.

8) blasse Drossel (Turdus pallens Pall., T. obscurus Gm.). Kennzeichen: Brustseiten rostgelblich, Kropf und Unterleib weiß mit einigen Flecken am Steiß. Oberseite

olivenbraun, Kopf grauer, über und unter dem Auge ein weißlicher Streif; Unterflügeldecken gelbgrau. Länge 21,5 cm, Stoß 8,4, Schnabel 1,6, Lauf 3,3 cm. Heimat: Ostsibirien und die angrenzenden Gebiete, bei uns vereinzelt in Schlesien, Preußen, Sachsen vorgekommen.

9) braune oder Rostflügeldrossel (Turdus dubius Bechst., T. fuscatus Pall.). Oberseite dunkelbraun, rostfarben gemischt, Flügel großenteils rostrot, ein breiter Streif über dem Auge sowie die Kehle weißlich; Oberbrust und Halsseiten schwarzbraun, übrige Unterseite weiß mit dunklen Flecken. Länge etwa 23 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 2,7 cm. Heimat Sibirien und Japan, in Deutschland wiederholt beobachtet.

10) Naumanns Drossel (Turdus naumanni Tem.). Etwas stärker als die Singdrossel. Oberkopf dunkelbraun mit helleren Säumen, über dem Auge ein heller Streif; Rücken rostbraun mit dunklen Säumen, Bürzel rostrot, Stoß dunkelbraun, mit Ausnahme der beiden Mittelfedern die Innenfahnen rostrot. Kopfseiten und Kehle weißlich, Brust roströtlich, Rumpfseiten weiß mit rostbraunen Flecken, Bauch weiß. Schnabel gelblich, Ständer hornbräunlich. Weibchen matter gefärbt als Männchen. Aus Sibirien und der Mandschurei einzeln bis zu uns gewandert.

11) Rothalsdrossel (Turdus ruficollis Pall.). Kennzeichen: Oberleib olivengrau, Vorderseite bis auf die Brust rostrot, die übrige Vorderseite weiß; Schwingen braun, an den Wurzeln, soweit sie bedeckt sind, rostgelb; Stoß braunrötlich, mit zunehmendem Alter immer rötlicher werdend; von der Schnabelwurzel abwärts reihenweise dunkle Flecke; über dem Auge ein roströtlicher Streifen. Länge 24 cm, Stoß 9, Schnabel 1,7, Lauf 3,5 cm. Heimat: Südsibirien, Mittelasien, bei uns selten.

12) bunte Drossel (Turdus varius Pall., Geocichla varia). Noch stärker als eine Misteldrossel. Oberseite olivengrünlich, dunkel geschuppt, Stoß schwarz mit olivengrünlichen Kanten. Die weiße Unterseite mit schwarzen, rostgelb eingefaßten Halbmondflecken, daher sehr bunt. Länge 28 bis 30 cm, Schnabel 2,2 cm, Lauf 3,7 cm. Heimat: Mittel- und Ostsibirien, Nordchina. Auf Helgoland und im übrigen Deutschland einige Male erlegt.

13) sibirische Drossel (Turdus sibiricus Pall.). Kennzeichen: Untere Flügeldeckfedern nebst dem Innenrand der meisten Schwungfedern weiß; durch erstere läuft eine braunschwarze Querbinde, unterhalb welcher sich in der Jugend das Weiße hochrostgelb färbt; das übrige schwarz. Die zwei äußersten Paare der Stoßfedern mit weißem Fleck an der Spitze; der Oberkörper dunkel schieferfarbig; über Auge und Schläfen ein reinweißer Streifen, in der Jugend ist dieser rostgelblich, jener grünlich-braun. Länge 20,4 cm, Stoß 7,8, Schnabel 1,6, Lauf 2,8 cm. Heimat: Ostsibirien, Japan, von wo sie sich mehrfach nach Deutschland verflogen hat.

b) Amerikanische Drosseln.

Hier werden nur die mehrmals bei uns beobachteten Arten berücksichtigt.

14) Wanderdrossel (Turdus migratorius L.). Etwas stärker als die Singdrossel. Oberseite graubräunlich, Flügelfedern heller gesäumt. Kopf schwarz, Kehle auf weißem Grunde schwarz gefleckt, übrige Unterseite lebhaft rostrot, Steiß weiß. Die schwarzen, grau gesäumten Stoßfedern z. T. mit weißem Fleck vor der Spitze. Das Weibchen zeigt einen bräunlichen Kopf und blassere Unterseite. Die Heimat dieser prächtigen Drossel bildet das östliche Nordamerika. Mehrfach ist sie in England, Deutschland und Österreich vorgekommen.

15) Swainsons Drossel (Turdus swainsoni Naum.). Merklich kleiner als die Singdrossel, da die Länge nur etwa 16 cm beträgt; in der Färbung der letztgenannten Art ähnlich, aber Brustmitte, Bauch und untere Stoßdecken weiß. Heimat: Kanada, Alaska, einzeln in Europa, auch bei uns beobachtet.

Jagd, Fang.

Die Jagd auf D. mit der Flinte hat nicht viel zu bedeuten und beschränkt sich auf das Schießen einzelner aus gedeckten Ständen von Ebereschbäumen, in Gärten, an Hecken, und wo sonst ein glücklicher Zufall obwaltet; denn der Jäger soll noch geboren werden, den frei sitzende Drosselschwärme schußmäßig ankommen und dann mehr als einen Schuß abgeben ließen, ohne daß sie mit lautem Geschacker abstrichen. Es würde also diese Jagd mehr Zeit erfordern, als die Erfolge wert wären. Wo D. häufig, z. B. auf Ebereschbäumen an Landstraßen, einfallen, kann man sich eine Deckung schaffen und einige Dutzend schießen, namentlich, wenn man sich vor Tagesanbruch dorthin begibt. Es kann also nur vom Fang die Rede sein; Näheres über diesen s. *Vogelherd*.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

drücken 1) des geschossenen Wildes durch den Hund ist die böse Gewohnheit, das zu apportierende Wild so scharf anzufassen, daß es beschädigt oder doch stark verunstaltet wird. Man muß der Untugend gleich beim Dressieren vorbeugen. Um den sehr üblen Fehler zu korrigieren, muß man den Hund lehren, auf Kommando die Hand zu fassen, dann gesottene und schließlich rohe Eier zu apportieren.

Darauf folgen Apportierübungen mit Krähen und endlich mit einer lebenden Taube, deren Flügel zusammengebunden sind. Da die Quetscher meist schußhitzig sind, so ist auch die Schußhitze dem Hunde auszutreiben. 2) Sich d. sagt man vom Wild, wenn es sich, um einer Gefahr zu entgehen, platt auf den Boden oder den Baumast duckt oder sich sonst klein macht. 3) S. a. *durchdrücken.*

Drücker (Abzug), am Gewehr der gekrümmte, eiserne Hebel, durch dessen Zurückziehen das Schlagstück (Hahn) ausgelöst und das Losgehen des Schusses hervorgerufen wird.

Dublette, ein Doppelschuß, von dem jeder ein Stück Wild trifft; besonders auf Flugwild ein Zeichen von Fertigkeit im Schießen.

dublieren (doppeln), zwei Tücher oder Netze voreinander aufstellen; namentlich stellt man bei eingestellten Saujagden vor die Tücher noch Prellnetze, damit sich die Sauen nicht durch das Zeug schlagen können. Auch Tuch- und Federlappen d. man durch Richten einer zweiten, über der ersten hängenden Reihe.

Duft (Rauhreif, Anhang), der Ansatz von Eiskristallen an Ästen, Zweigen, Nadeln, Blättern, diese oft so stark belastend, daß Äste, Zweige, ja selbst Stämme zusammenbrechen.

dunkles (finsteres) Zeug, Jagdtücher, im Gegensatze zu lichtem Zeug (Netze und Lappen; letztere werden auch Blendzeug genannt).

Dünnungen (Flämen, Flanken, Wammen), der Teil des Wildbrets von den Keulen bis an die Rippen, also die Bauchdecken; zum Kochwildbret gehörig.

Dunst (Vogeldunst), das allerfeinste Schrot, von etwa $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ mm Durchmesser, nur zum Erlegen von ganz kleinen Tieren anwendbar.

durchbrechen s. *ausbrechen.*

durchdrücken (riegeln), eine Dickung von 1 bis 2 ortskundigen Leuten langsam und ohne Lärm durchgehen lassen, um Wild dem vorgestellten Jäger zu Schuß zu bringen. Man tut dies mit Erfolg bei solchem Wilde, welches sich nicht gern durch laute Treiberwehr treiben läßt. Ab und zu leichtes Husten, Abknicken von Ästen genügt vollständig, um den Hirsch rege zu machen und ihn zu veranlassen, auf dem Wechsel, welcher still besetzt sein muß, vertraut heranzuziehen. In lichtem Holze oder bei Zwangswechseln kommt zuweilen auch der Durchgehende selbst zu Schuß. Im Winter erleichtert eine Neue diese Jagdart natürlich sehr.

Durchfall des Hundes. Häufiger als gewöhnlich erfolgende Entleerung breiiger oder flüssiger Losung. Beruht auf Reizung im Bereiche des Magen-Darmkanals. Kommt entweder als Begleiterscheinung bei allgemeinen Erkrankungen vor (z. B. Staupe) oder wird durch Schädigungen, die nur den Magen und Darm betreffen, verursacht (Diätfehler, ungeeignetes Futter, Erkältung). Die Behandlung hat sich nach der Ursache zu richten und ihre Beseitigung anzustreben. Regelung der Fütterungsweise, Warmhalten des Körpers, besonders am Bauche. Von Arzneien kommen abführende, desinfizierende und bei länger andauerndem D. stopfende Mittel zur Anwendung.

durchfallen, wenn Hochwild gewaltsam gegen die Tücher prellt und durch deren Zerreißen oder Umwerfen entkommt.

durchfangen, das Durchstechen der Haut (Schwarte) des Wildes mit dem Messer, um es dann aufzuschärfen.

Durchforstung. Entnahme der absterbenden, kranken, schlechtformigen oder der Entwickelung des zukünftigen Haubarkeitsbestandes schädlichen Stämme.

durchgehen (abgehen), 1) einen Trieb durch wenige Treiber oder Jäger langsam und still abgehen lassen, um das Wild herauszutreiben; es geschieht gewöhnlich nebenher bei solchen Distrikten, von denen man sich nicht viel verspricht. 2) Auch s. v. w. flüchten. 3) Man sagt endlich, das Wild geht durch die Lappen, wenn es diese nicht beachtet und überfällt.

durchrichten s. *durchstellen.*

durchrinnen, einen Fluß, See usw. durchschwimmen; vom Haarwilde der hohen Jagd gebräuchlich.

Durchschlag der Geschosse, ihr Eindringen in den beschossenen Gegenstand; er hängt vornehmlich von der Patrone, d. h. der Pulverladung, dem Geschoßgewicht (Schrotladung) und der Beschaffenheit des Geschosses ab. Für die jagdliche Wirkung des Schrotschusses kommt — in gewissen Grenzen — weniger der D. der einzelnen Körner als vielmehr die Deckung (d. h. die Anzahl Schrotkörner, die das Wild treffen) in Betracht. Der D. der Schrote ist, gleiche Schrotgröße vorausgesetzt, lediglich von ihrer Fluggeschwindigkeit abhängig. Auf einwandfreie Weise wird daher der D. mit dem Flugzeitmesser festgestellt; Schießversuche auf Pappscheiben, die zum Messen des D. vielfach üblich sind, bieten für die Energie der Schrote keine sichere Bestimmungsmöglichkeit. Man bestimmt den D. der Geschosse u. a. nach ihrer Eindringungstiefe in Holz.

durchschlagen, 1) sich durch das Jagdzeug, gebraucht man beim Schwarzwild in derselben Bedeutung wie Durchbrechen und Durchfallen beim Hochwild. Der Keiler schlägt sich mit seinen Gewehren durch das Zeug, wenn er gedrängt wird, und flüchtet, ihm nach selbstverständlich die ganze Rotte. Da Bachen keine Gewehre haben, können sie das Zeug

nicht d. Um das D. zu verhindern, stellt man daher vor den Tüchern Netze auf (man dubliert die Tücher). 2) Den Boden d. (oder einschlagen), durch Graben auf den vom Dachshund im Bau gestellten Dachs oder Fuchs zu kommen suchen.

durchschneiden, das Zerbeißen oder Zerreißen der Netze mit den Fängen durch das darin gefangene Raubzeug.

Durchschwingen des Gewehres. Beim Schießen auf flüchtiges Wild soll man mit dem Gewehre dem Wilde folgen (mitschwingen), dann es in der Bewegung überholen und in dem Augenblick, wo man mit der Mündung das Wild überholt, abdrücken, ohne mit der Bewegung, dem D., aufzuhören. Noch besser ist es, wenn man mit der Visierung auf die Bewegungsrichtung des Zieles bei gleichzeitigem, der Entfernung und den sonstigen Umständen entsprechendem Vorhalten eingeht und während des Mitziehens abdrückt, ohne das Gewehr dabei anzuhalten.

durchstellen. Ist ein Treiben zu groß, um von den Schützen umstellt werden zu können, so werden diese durch dasselbe gestellt; geschieht dies mit den Treibern, so legt man sie durch das Treiben an; auch durchstellt (durchrichtet) man ein Treiben mit den Netzen oder Tüchern.

E.

Eberesche s. *Laubhölzer.*

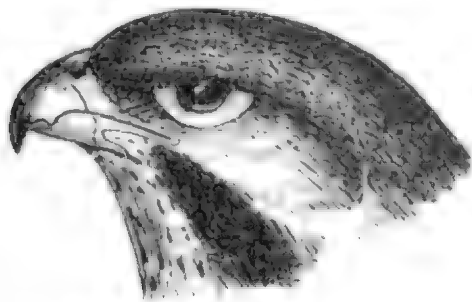
Echinolotten s. *Hülsenwürmer.*

echter Topinambur s. *Helianthi.*

edel ist das Weidwerk, die gerechte Jägerei, das Nutzwild, der reinrassige Jagdhund; Edelwild das Rotwild. Den Ausdruck gebraucht man ganz besonders in den Begriffen: der edle Hirsch, das edle Weidwerk.

Edelfalke, im weidmännischen Sinne die nordischen Jagdfalken, im tierkundlichen die unter *Edelfalken* beschriebenen.

Edelfalken (Falconinae), Unterfamilie der *Falken.* Edle, stolze Gestalten mit dunklen, braunen, nie gelben Augen; um letztere ein nackter Kreis von der Farbe der Wachshaut und meistens auch der Fänge; im Oberschnabel ein scharf ausgeschnittener, dreieckiger Zahn, welcher in einen entsprechenden Einschnitt des Unterkiefers paßt; Nasenlöcher kreisrund. Die 2. Schwinge stets die längste; ihr folgen die 1., 3., 4. usw.



1. Kopf eines Edelfalken (Wanderfalke).

Außenfahne der 2. und 3. Schwinge unweit der Spitze plötzlich verengt. Kopf stark und gewölbt; Schläfengrube tief. Bartborsten kurz, die Nasenlöcher frei lassend. Flügel sehr lang und spitz, stets die Hälfte des Stoßes oder ihn ganz überragend; 23 bis 25 Schwingen. Der obere Teil des Laufs ringsum befiedert, der unbefiederte und der größte Teil des Fanges grob genetzt; Zehenrücken meist ganz mit Schildern bedeckt. Krallen nicht auffallend lang und gekrümmt, aber sehr kräftig, scharfrandig und spitz; unterseits nicht ausgehöhlt. Zehen lang, mit mehr oder weniger starken Ballen, an der Mittelzehe deren zwei, an der Innen- und Außenzehe je einer, an der Hinterzehe keiner. Stoß teils gerade, teils abgerundet.

Infolge ihrer langen, spitzen Flügel und des straffen Gefieders sind alle E. vortreffliche Flieger. Die Verbreitung der E. erstreckt sich über die ganze Welt. Die Eier sind rotbraun, inwendig gelblich. — 2 Gattungen.

I. Edelfalke (Falco L.).

Schlagen ihren Raub nur im Fluge, lieferten daher den Falknereien auch die besten Beizvögel (s. *Falkenbeize*); leben hauptsächlich von Vögeln; sie besitzen besonders lange Zehen mit hohen Ballen (Lauf kürzer als Mittelzehe). 6 Arten in Europa.

1) J a g d - o d e r G e r f a l k e (Falco rusticolus L.).

Beschreibung.

Lauf etwa $^2/_3$ seiner Länge befiedert; Außen- und Innenzehe fast gleich lang. Bartstreifen nur schmal. Während man früher mehrere Arten unterschied, hat man nunmehr diese auf eine zurückgeführt und als Hauptform den kleinen Gerfalken, F. rusticolus (norwegischen F.), aufgestellt. Eine Abart ist der große oder isländische Gerfalke (F. rusticolus islandus Gm.). Ersterer ist etwa 55 cm, letzterer etwa 60 cm lang. Ein altes W., 1908 auf der Insel Poel (b. Wismar) erlegt, war 59 cm lang; Länge der Schwingen 40 cm, des Stoßes 24 cm; ein am 19. 1. 09 auf Sylt

erlegtes altes M. des großen G. — mit rein weißem Gefieder, nur auf Rücken, Bürzel u. Flügeldecken mehrere kleine, herzförmige Flecken, und mit dunkelbraunen Schwingenspitzen — war 51 cm lang, Fittich 36 cm und Stoß 21 cm. Bei dem kleinen G. soll zwar die etwas dunklere Farbe (besonders des Scheitels), bei dem großen G. die weiße Farbe mehr vorherrschen, doch finden sich bei letzteren auch viele dunkle Stücke (aber meist mit hellem Scheitel). Bestimmtes festzustellen ist jedenfalls noch nicht möglich gewesen. Soviel ist nur sicher, daß bei beiden Jagdfalken die Färbung des Federkleids keineswegs durch das Alter des Vogels bedingt wird; lediglich die Zeichnung des Gefieders gibt einen Anhalt für das Alter des Vogels (Jugendkleid: Längszeichnung; Alterskleid: Querzeichnung). Die Farbe scheint ganz willkürlich zu wechseln; man findet alte Vögel, die noch ziemlich dunkel sind und junge bereits ganz weiße. Letztere haben jedoch deutliche Querbinden auf den Stoßfedern (während der Würgf. stets einen gefleckten Stoß hat). — Die Flügel erreichen das Stoßende nicht. Stoß schwach abgerundet. Iris dunkelbraun; Schnabel stark, fast halbkreisförmig gebogen, hornblau mit dunkler Spitze. Backenstreifen sehr schmal. Wachshaut bei jungen Vögeln graublau; Fänge grünlich-blau, im Alter trübgelb; Nasenloch kreisrund. Die J. unterscheiden sich von dem Wanderf. dadurch, daß bei diesem die Außenzehe sehr viel länger ist als die Innenzehe, während beim J. (auch Würg- u. Feldeggsf.) beide Zehen fast gleich lang sind. Der Unterschied zwischen Ger- u. Würg-(Feldeggs-)Falken besteht darin, daß bei ersterem die innere Seite des Laufes etwa $^2/_3$, bei letzterem nur etwa zur Hälfte befiedert ist.

Verbreitung.

Die Heimat des Jagdfalken sind die Küsten der nordischen Meere, also die nördlichen Polarländer (Skandinavien, Island, Grönland, Labrador). Höchst selten verstreicht sich ein Exemplar nach Deutschland (12. 10. 1905 ein junges ♀ in Hollinde b. Hollenstedt, Kr. Harburg, erlegt, jetzt im Prov.-Mus. zu Hannover; 12. 1. 08 ein altes ♀ auf der Insel Poel b. Wismar erlegt, als es Enten jagte; 12. 2. 08 ein junges ♂ bei dem Badeort Laboe, Kieler Förde, erlegt, „als es unter lautem Schreien rüttelnd in der Luft stand" [Falco, 1908]; Novbr. 1888 eines am Frischen Haff als einziger Jagdfalke für den Osten).

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Horst steht auf steiler Klippe in irgendwelcher Vertiefung oder Höhlung und ist unordentlich aus Reisern oder Heidebüscheln aufgebaut. Im Mai (die kleinere Art soll früher beginnen) legt der isländische Jagdf. meist 4 (selten 3 oder 5) gelbrötliche, 63,3 : 45,5 mm bis 55,6 : 47,8 mm große, an beiden Polen ziemlich gleich abgerundete Eier. Das brütende Weibchen wird vom Männchen, welches auch Brutflecke haben soll, reichlich mit Fraß, d. h. Geflügel, versehen; beide Eltern versorgen alsdann die Jungen besonders mit jungen Möwen und ähnlichen Seevögeln, die ihnen massenhaft zu Gebote stehen. Vom August ab zerstreuen sich die Familien, und die Jungen streichen weit umher, um sich eine neue Heimat zu suchen. Die Gewandtheit und Schnelligkeit der nordischen Jagdfalken ist bewunderungswürdig; sie können nur auf streichende Vögel stoßen, weil sie sich bei anderen durch den wuchtigen Anprall die Brust zerschmettern würden. Daher drücken sich die Vögel vor ihnen, und die Schneehühner scharren sich eiligst in den Schnee ein; lassen sie sich zum Aufstehen verleiten, so sind sie sicher verloren. Der J. sucht seiner ausersehenen Beute stets die Höhe abzugewinnen und stößt dann in schräger Richtung mit angelegten Flügeln und blitzähnlicher Geschwindigkeit auf sie herab; mißlingt ihm der Stoß, so erhebt er sich zum zweiten-, auch wohl drittenmal, läßt aber nachher von der Verfolgung ab. Er braucht zu seiner Jagd freien Raum, weshalb eine verfolgte Taube gerettet ist, sowie sie den Wald erreicht hat. Alle Hühnerarten, Wasser-(See-)Vögel und Tauben sind seine gewöhnlichen Opfer. Der Gerfalke war im Mittelalter der gesuchteste und daher teuerste Beizvogel (Jagdf.); die Jungen ließ man flugbar werden und das Jagen erlernen, bevor man sie einfing. Da beide Jagdfalken in Deutschland und südlich davon so selten sind, kommt ihre Schädlichkeit gar nicht in Betracht.

2) W ü r g f a l k e (Falco cherrug Gray, F. sacer Schl., F. lanarius; Sakerfalke).

Beschreibung.

Mittelzehe (ohne Kralle) kürzer oder gleich lang wie Lauf. Außen- und Innenzehe (mit Kralle) fast gleich lang. Länge (W.) 56 bis 60 cm, Breite 118 cm, Stoß 20, Schnabel 2,9, Lauf 4,5, Mittelzehe 4,7, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,6, ihre Kralle 2,2, Außenzehe 3,2, ihre Kralle 1,6 cm. Der Sakerfalke gehört zu den am wenigsten bekannten Vögeln und wird häufig mit anderen verwechselt. Die Flügel enden etwa 4 bis 5 cm vor dem Stoßende. Die Horstvögel haben auffallend milchweiße, grannige, daher härtere Dunen, die sie fast 4 Wochen behalten. Wachshaut, Augenkreis und Oberschnabel hell blaugrau, im Jugendkleid reinblau; Unterschnabel anfangs graugelb, dann gelb mit blauer Spitze, Fänge anfangs rötlich-blaugrau, dann blau; Krallen grauschwarz; Oberkörper braun mit helleren Federsäumen und grauem Anflug; der dunkelbraune Stoß mit breitem, rostgelbem Saum

und hellen, rundlichen Querflecken, ohne Binden. Auf dem roströtlichen Scheitel schwarzbraune Längsflecke, im Genick ein dunkler Fleck; Bartstreifen schmal und dunkel; Kinn und Kehle gelblich-weiß; die ganze Vorderseite rötlich-weiß mit großen, herzförmigen Flecken. Der alte Vogel ist auf dem Scheitel und Nacken weiß und braun gefleckt, auf der ganzen Oberseite braun mit helleren Säumen; die mittleren Stoßfedern fahlbraun, alle anderen, auch beim jungen Vogel, auf den Außenfahnen mit je 7 bis 8 rundlichen, rötlich-weißen Flecken, auf den Innenfahnen mit solchen Querflecken. Diese Flecken bilden selbst beim alten Vogel niemals eine vollkommene Binde wie bei anderen Falken. Die Bartstreifen schwach, von Weiß durchbrochen; die ganze Vorderseite weiß, auf Brust und Bauch Tropfenflecke; Augenkreis und Fänge gelb; Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Krallen grauschwarz. Der W. hat also große Ähnlichkeit mit dem Gerfalken, doch ist die Laufbefiederung eine andere; auch ist der Schnabel schwächer und gestreckter beim W., und schließlich schützt die beim Jagdf. nie vorkommende, für den W. charakteristische, stellenweise roströtliche Färbung vor Verwechselungen. Vom Wanderf. unterscheidet sich der W. dadurch, daß bei diesem (wie beim Jagdf.) die Außen- und Innenzehe gleich lang sind; das ist besonders wichtig bei Unterscheidung von jungen Würg- und Wanderfalken.

Verbreitung, Lebensweise.

Vom südöstlichen Europa verbreitet sich der W. nach Asien und Afrika, in einzelnen Pärchen auch nordwestlich, wie er ja auch in Böhmen in den Felsen der Moldau bis etwa 1897 gehorstet hat, vielleicht auch früher in Mitteleuropa häufiger war, als man weiß. In Bulgarien wiederholt erlegt und beobachtet, in den Wäldern der Dobrudscha häufig brütend und zwar ausschließlich in den Horsten des Kuttengeiers gefunden, mit dem der W. oft um den Besitz des Horstes kämpft. Der Horst des W. soll auch mehr vertieft und besser ausgefüttert sein als bei anderen Falken. In Griechenland ist er bisher nicht sicher nachgewiesen. In Montenegro wurde 1893 im Winter ein starkes, altes Weibchen erlegt (60 cm lang, Flügel 40, Lauf 6 cm). Für uns gehört er zu den seltenen Raubvögeln. Er ist erlegt in Schlesien 1891, Nov. 1897 in Südbayern 2mal, in Sachsen wiederholt: Winter 1908 in Riesa, bei Oschatz und Wurzen (1892) junge Weibchen im Eisen gefangen (deren Mageninhalt nur aus Mäusen bestand), 1894 in Anhalt lebend gefangen, Dezbr. 1885 bei Lauterberg i. Harz und Oktbr. 1895 und 1899 in Ostpreußen (Rossitten) ein junges W. und bei Mohrung-Rossitten und im Mohrunger Kreise je ein junges Weibchen erlegt. Er verlangt eine stille Waldgegend, gleichviel ob Gebirge oder Ebene, in Sibirien ist er Bewohner der Steppe. Vor öfteren Störungen durch den Menschen zieht sich dieser sehr scheue Falke bald zurück. Er verlangt aber auch eine gute Wildbahn und braucht viel für sich und ganz besonders für seine Jungen; er siedelt sich daher gern bei Wasserflächen an, die ihm reichlichen Raub versprechen. Ende März (im April wurden in Ungarn in einem Horste schon 3 halberwachsene Junge gefunden) oder Anfang April legt das Weibchen 3 bis 4, ausnahmsweise bis 5 und 6 Eier in ein Felsloch oder einen Baumhorst oder endlich (in der Steppe) auf den Boden, wenn erhöhte Gelegenheit fehlt. Die Eier sind rotbraun, auf gelblichem Grunde punktiert oder gefleckt und denen des Wanderfalken sehr ähnlich, doch von etwas göberem Korn. Ein Gelege von 4 Eiern aus der Dobrudscha (1884), sehr licht mit verhältnismäßig wenigen Flecken, besitzt folgende Maße:

Länge:	52,8	52,6	51,2	50,3 mm
Breite:	41,4	41,8	40,2	40,8 mm

Über Mittag pflegt das Männchen zu brüten; das Weibchen sitzt so fest, daß es durch Abklopfen kaum — in der höchsten Bedrängnis aber blitzschnell — abstreicht. Wird eins der Alten geschossen, so übernimmt der überlebende Teil die Verpflegung, was ungeheuer viel heißen will, da die unmäßig gefräßigen Jungen fast acht Wochen im Horste hocken. Der Sakerf. ist ein sehr starker, mutiger Raubvogel, der keinen Rivalen in seiner Nähe duldet und in stetem Kampf mit dem Zwergadler lebt, wobei diese beiden ausgezeichneten Flieger den Beobachter durch ihre Künste in den Lüften ergötzen. Die Beute sind fast ausschließlich Land- und Wasservögel, obwohl er auch Säugetiere schlagen mag, wenn die nie satten Jungen nach Fraß kreischen.

Sehr scheu, läßt er sich schwer schußmäßig ankommen. Auf den Uhu stößt er heftig.

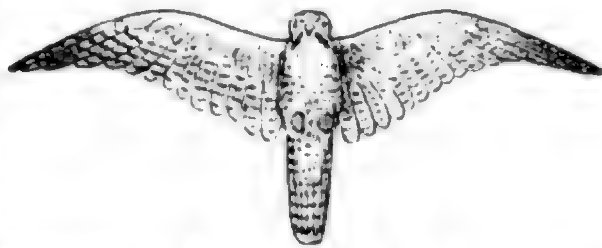
3) Feldeggsfalke (Falco feldeggi Schleg.; Graufalke). Eine vom Oberst v. Feldegg 1829 in Dalmatien festgestellte Falkenart, dem Würgfalken zum Verwechseln ähnlich, namentlich im Jugendkleid. Länge (a. W.) 49, Stoß 21,3, Flügel 35, Schnabel 2,9, Lauf 6,5, Mittelzehe 5, Kralle 1,8, Innenzehe 2,8, Kralle 2,1 cm; Länge (a. M.) 44, Stoß 18, Flügel 33, Schnabel 2,5, Lauf 6, Mittelzehe 3,7, Kralle 1,7, Innenzehe 2,2, Kralle 1,9 cm. Der F. gehört zu den prächtigsten Falken, hat einen hübsch rostroten Scheitel (in der Jugend nur fahlrostbraun) und Hinterkopf mit schwarzen Fleckenreihen; Stirn und Kinn weiß, Vorderseite rötlich-weiß mit kleinen Längsfleckenreihen, welche nach dem Bauch zu herzförmig

werden. Wangen rötlich mit schwarzer Längszeichnung, Bartstreifen schmal, aber dunkel und scharf hervortretend, über dem Auge ein schwarzer, weißdurchsetzter Streifen nach dem Hinterkopf, welcher im Jugendkleid stärker, mit zunehmendem Alter schmäler wird; Augenkreis, Wachshaut und Fänge anfangs graublau, dann gelb; Stirn rötlich-weiß, Schnabel bläulich mit dunkler Spitze. Auf der ganzen Oberseite bräunlich-schiefergrau (zum Unterschied vom Würgf. alle Federn mit hellen Säumen), Flügeldecken und Armschwingen mit dunklen Binden; Handschwingen dunkelbraun, hell gesäumt mit hellen Schmitzen auf den Innenfahnen. Beim alten Vogel befinden sich auf dem mattbraunen Stoß 11 bis 12 roströtliche Querbinden, niemals runde Flecke; dagegen soll er im Jugendkleide auf der mittleren Stoßfeder anfangs helle, bohnenförmige Flecken haben, die sich erst im hohen Alter zur vollständigen Binde ausformen. Unterschied vom etwas stärkeren Würgfalken: Im ersten Kleide ist der F. vom Würgfalken nur durch die geringeren Maße, die lichten Hosen, zumeist kürzere Schwingen und den fast vollständigen Mangel irgend einer Fleckung auf der Außenfahne der Steuerfedern zu unterscheiden. Je älter der F. wird, desto mehr nähert er sich dem alten Wanderfalken, besonders durch die Färbung der Oberseite, die ausgesprochene Bänderung der Steuerfedern und die gelben Fänge. — In Deutschland nicht vorgekommen; Bulgarien, Karstgebirge Montenegros, Herzegowina, Griechenland (Attika, Arkadien, Akarnanien), Sporaden, Kykladen; Westküste Kl.-Asiens (?), Nordostafrika (?); Spanien, Balearen. Von Sizilien sollen die Falkeniere den F. geholt haben. Hält sich meist paarweise auf, selten allein. Ist äußerst vorsichtig. Horst auf unzugänglichen Felsen; die 4 Eier (50,5 : 41 mm) sind denen des Wanderf. sehr ähnlich, aber größer und mehr punktiert am schmalen Ende (Grundfarbe lichtbraun, lichtrot punktiert). Brutzeit April bis Mai. Soll selten auf einem Baum aufhaken, dagegen mit Vorliebe auf höchster Felsenspitze, von wo er nach Raub ausspäht. Jagt mit Vorliebe zu zweien auf Steinhühner, Tauben, Enten und kleinere Vögel. Von den stärkeren Vögeln kröpft er nur Kopf und Brust. — Soll sich in der Gefangenschaft ganz gut halten. — Diesen Falken kannte schon der berühmteste Falkenjäger aller Zeiten, Kaiser Friedrich, und nannte ihn in seinem berühmten Werk Falco lainerii oder laynerii.

4) Wanderfalke (Falco peregrinus Tunst.; Taubenfalke, Beizfalke).

Beschreibung.

Länge (W.) 45 bis 49, Breite 99 bis 113, Stoß 17,5, Schnabel 3, Lauf 5, davon unbefiedert 3,3, Außenzehe 4,1, ihre Kralle 2, Mittelzehe 5,7, ihre Kralle 1,8, Hinterzehe 2,5, Kralle 2,3, Innenzehe 3,5, ihre Kralle 2,3 cm. Das Männchen ist um etwa 6 cm kürzer und



2. Flugbild des Wanderfalken. (Breite 90 bis 113 cm.

schwächer als das Weibchen; doch schwanken bei diesem Falken gerade die Größenverhältnisse außerordentlich. Die Flügel erreichen das Ende des Stoßes. Wenn in Mitteleuropa im allgemeinen vom Edelfalken, Falken, Beizfalken usw. die Rede ist, wird fast immer der W. darunter verstanden, als der häufigste Vertreter dieser edlen Vogelgattung. Er wurde, als die Falkenjagd blühte, ganz vorzugsweise gebraucht, da die nordischen Jagdfalken nicht häufig und zu teuer waren und er, was Mut, Kraft und Geschicklichkeit anlangt, den Anforderungen vollkommen genügte. Infolge seines verschiedenen Gefieders, namentlich in seinem Jugendkleide, ist er häufigen Verwechslungen ausgesetzt. Die Horstjungen haben einen auffallend dicken Hinterkopf, kurze, straffe Borstenfederchen am Zügel und weiße, sehr weiche Dunen. Vorderseite des Laufs zur Hälfte befiedert, die Befiederung nach unten spitz zugehend, Hinterseite ganz nackt. Am jungen Vogel sind vor der ersten Mauser Stirn, Kehle und Backen weiß oder gelblich-weiß, Scheitel graubraun und weiß gefleckt, der ganze Oberkörper graubraun oder auch dunkelbraun mit hellen, rostfarbenen Federsäumen; Handschwingen dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen und feinen, schmalen Kanten an den unteren Innenfahnen; auf diesen, oberhalb der Einschnürung anfangend, rostrote, ovale Querflecke. Obere Stoßdecken mit breiten, weißlichen Spitzensäumen, Stoß mit den Schwingen gleichfarbig, mit 7 bis 8 Querflecken, bald regelmäßig auf beiden Fahnen der mittleren Federn, bald nur auf der linken, an den Randfedern nur auf den Innenfahnen. Wachshaut, Augenkreis und Fänge grüngelb; Bartstreifen breit, dunkelbraun, stellenweise heller meliert; ganze Vorderseite weiß oder gelblich-weiß mit breiten, rötlich-braunen oder dunkelbraunen Schaftstreifen, lanzettlich zugespitzt, welche auf Bauch und Flanken am größten, auf der Brust und namentlich an den Hosen am schmalsten sind, je nach Größe der Federn. Die Brustfedern des W. sind

überhaupt auffallend kurz und straff. Untere Stoßdecken quer gebändert, Unterseite des Stoßes grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Federn auf der Unterseite der Flügel braun mit gelblichweißen Bändern, die unterste Deckfederreihe mit runden Flecken gezeichnet, auch stellenweise unregelmäßig gefleckt. Nach der Mauser (August bis Oktober) erhält der W. bereits das Kleid des alten Vogels, doch verschönern sich die Farben von Jahr zu Jahr. Der alte Vogel ist am ganzen Kopf und Nacken sowie auf den breiten Bartstreifen dunkel schiefergraublau, oft fast ganz schwarz; Oberrücken dunkel grauschwarz, die übrigen Federn der Oberseite schiefergraublau mit dunklen Querbinden und Schäften; Handschwingen grauschwarz, auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung helle Querflecke; obere Stoßdecken lichtgrau, dunkel gebändert, ebenso der Stoß mit 11 bis 12 dunklen Binden und gelblichweißen Spitzensäumen. Wachshaut, Augenkreis und Fänge reingelb, Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Iris nußbraun. Kinn und Kehle weiß; Brust öfter, namentlich bei den Weibchen, gelbrötlich angeflogen, mit feinen, schwarzen Schaftstrichen; Bauch weiß oder gelblich-weiß mit schmalen, schwarzen Bändern oder Querflecken; Flanken und Hosen ebenso (mit mehr oder weniger starkem, grauem Anfluge) mit auf dem Schaft zugespitzten, schmalen Querbändern, ebenso die unteren Stoßdecken; Unterseite des Stoßes grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Die Flügeldecken auf der Unterseite weiß und dunkelgrau gebändert, ebenso die Schwingen, auf welchen die Zeichnung der Oberseite sichtbar ist. Sollten dennoch bei irgend einem abweichend gefärbten Exemplar Zweifel aufsteigen, so werden die langen, mit dem Stoß abschneidenden Flügel, die stets starken, dichten, nicht mit Weiß gemischten Bartstreifen, seien sie braun oder schwarz je nach Jugend oder Alter, und vor allem die Zehenlänge stets auf den richtigen Weg leiten. Als eine besondere Abart betrachten einige Forscher den F. leucogenys; er ist zierlicher gebaut, die Federn unter dem Auge stets gelbbraun, das Genick in allen Altersstufen gelbbraun gefleckt; oberseits hell graublau, unterseits weiß mit gelblichem Anflug. — Der reißend schnelle Flug des W., die langen Zehen mit den sehr scharfen, starken Krallen und großen Zehenballen, der krumme, starke Schnabel mit scharfem Zahn, das große, blitzende, sprichwörtlich gewordene Falkenauge kennzeichnen ihn als sehr edlen Vogel, als den Schrecken der Vogelwelt (Brieftauben, Enten, Birkwild, Fasanen, Rebhühner u. a.), daher muß ihn der Jäger in Schranken halten. Es wäre aber sehr schade, wenn dieser prächtige Vogel gänzlich ausgerottet würde, der sowieso schon immer seltener wird.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der W. ist über den größten Teil der Alten und Neuen Welt verbreitet, wird in Europa (mit Ausschluß der Breitengrade von Island) überall angetroffen, in Deutschland früher häufig, jetzt freilich mehr oder weniger selten. Er ist Brutvogel im südöstl. Europa (Steppen und Tundren des Ostens von der Donau bis Altaigebirge), aber mehrfach im nördl. Deutschland beobachtet worden. In Mitteleuropa ist der W. bald Stand-, bald Zugvogel, je nach dem vorhandenen Wildstand; gern begleitet er die abziehenden Entenscharen; die im Winter bei uns gesehenen sind meist Zuzügler aus dem Norden; die bei uns brütenden ziehen im Winter nach dem Süden (Afrika, Indien) Zwar zieht er Gebirge mit schroffen Felswänden vor, die ihm sichere Horststätten gewähren; doch horstet er auch auf hohen Bäumen der Ebene (ja sogar in hohen Türmen größerer Städte), vorzugsweise in Nadelholzwäldern, die ihm sichere Verstecke bieten. In den russischen Ostseeprovinzen und den Steppen Südostrußlands horstet der W. nur auf dem Boden (Mooshümpeln). Eigentlicher Waldvogel ist er aber nur zur Horstzeit, außer dieser zieht er Freilagen besonders an Gewässern vor, wo er seine Raubzüge recht ausgedehnt unternehmen und die Gegend beobachten kann.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Schon im März legen ältere Weibchen, jüngere im April; werden die Eier genommen, so legen sie nach etwa 4 Wochen nochmals, woher die späten Bruten rühren. Brutzeit Anfang April bis Mitte Mai. Die 3, zuweilen auch bis 5 Eier sind mehr oder weniger braunrot oder rotbraun, bald rundlicher, bald gestreckter, und messen von 53,5 : 38,5 bis 47 : 37 mm. Die Jungen verlassen oft den Horst, ehe sie beflogen sind, wobei sie leicht gefangen werden, natürlich vorausgesetzt, daß sie nicht auf unzugänglichen Klippen sitzen. Die Stimme des W. klingt wie „Krzek, krzek, krzek“ oder „Jiak-kajeck“. Gewöhnlich streicht der W. in geringer Höhe reißend schnell über die Fluren hin, um seine fast nur aus Vögeln bestehende Beute durch plötzlichen Schreck zum Aufstehen zu verleiten, da er ihr im Sitzen nichts anhaben kann. Gleichwohl ist nicht ausgeschlossen, daß der W., dicht über dem Boden streichend, einen sitzenden Vogel oder ein in den Ackerfurchen laufendes Ziesel schlägt, wie dies in der südrussischen Steppe beobachtet wurde. Man fand auch im Magen von W. Reste von Mäusen und Zieseln. Auffallend ist die Eigentümlichkeit des W., daß er seinen Raub Bussarden und Milanen

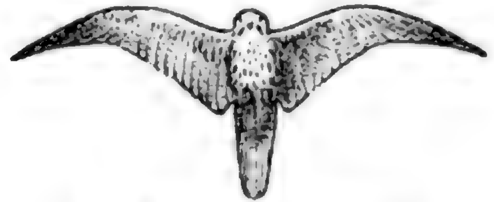
ohne weiteres überläßt, wenn sie sich ihm mit Annexionsgelüsten nähern; dadurch werden diese Schmarotzer indirekt schädlich, denn sie nötigen den Falken zu neuem Fang, und es ist beobachtet worden, daß ein solcher, von einer Milanfamilie mehrfach belästigt, vier Enten hintereinander zu schlagen genötigt wurde. Er rupft seiner Beute vor dem Kröpfen die Federn aus und beginnt gelegentlich schon mit dem Mahl, ehe das Opfer verendet ist.

Jagd, Fang.

Der W. läßt sich schwer schußmäßig ankommen. Auf den Uhu vor der Hütte stößt er außerordentlich heftig, umkreist ihn blitzschnell und laut schreiend und hakt auch an, jedoch nur kurze Zeit. Jedenfalls muß man sich mit dem Schuß durchaus beeilen. In der Gefangenschaft soll er mit Eichhörnchen und dem üblichen Pferdefleisch zu erhalten sein. — Den Wanderfalken fängt man in Tellereisen oder in den Eisen vom Pehlowschen Habichtsfang, welche mit einer ausgestopften, federnden Taube oder mit Teilen eines Raubes beködert an den Boden gestellt sind. Diese Fallen werden in der Nähe von Fasanenfütterungen oder auf steilen Kuppen 10 cm über dem Baumbestand angebracht.

5) Eleonorenfalke (Falco eleonorae Géné). Dem Lerchenf. sehr ähnlich, aber stärker und Unterseite dunkler. — Länge etwa 35, Stoß 15, Flügel 29, Lauf 3,5 cm. Ganze Unterseite bei jungen Vögeln entweder trüb rostrot mit unklaren, länglichen Flecken oder auch ganz dunkel mit kleinen, rostfarbenen Federrändern; bei alten Vögeln Unterleib entweder schwarz oder rostbraun mit dunklen Flecken. Ganze Oberseite fahl schwarzbraun. Im übrigen ist das Gefieder sehr verschieden. Krallen schwarz; Augenkreis, Wachshaut bläulich-gelb, Fänge reingelb. Iris nußbraun, Schnabel dunkel hornfarbig mit schwarzer Spitze. Lauf auf der Vorderseite bis zur Mitte befiedert; auf der Innenseite des Laufes unten 4 bis 5 große, breite Netztafeln, die sich ohne Unterbrechung in die 5 breiten Quertafeln unten auf der Vorderseite des Laufes dicht über dem Zehengelenk fortsetzen. Auch im Streichen ähnelt der E. dem Lerchenfalken. Soll 1879 auf Helgoland gesehen worden sein (?), in Deutschland sonst nirgends beobachtet. Heimat die östlichen Inseln und Gestade des Mittelmeers (Kykladen, Sporaden), auch in Spanien. Brutzeit erst im August; die 2 bis 3 Eier werden ohne Unterlage auf Sand oder unter Steine gelegt. Fraß: kleine Vögel, Felsentauben, auch Insekten. Jagdlich bietet er nichts Besonderes.

6) Lerchenfalke (Falco subbuteo L., Baumfalke). Länge (W.) 32, Breite 75, Stoß 15, Schnabel 1,5, Lauf 3,7, Mittelzehe 3,3, ihre Kralle 1,2, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 1,1 cm. Die Flügel überragen beim alten Vogel den Stoß. Dunenjunge ganz weiß. Der junge Vogel ist auf der ganzen Oberseite schwarz mit etwas olivenfarbigem Anflug; sämtliche Federn haben breite, rostgelbe Säume, Schwingen und



3. Flugbild des Lerchenfalken.
(Breite 70 bis 80 cm.)

Stoßfedern auf den Innenfahnen solche Querflecken. Kinn, Kehle, Wangen und Halsseiten gelblich-weiß; Bartstreifen schwarz, scharf abstechend; auf dem Nacken ein Kreuz von gelblichen Flecken; die ganze Vorderseite rostgelblich mit schwarzen Schaftstreifen; Augenkreis, Fänge und Wachshaut gelbgrünlich. In diesem Kleide reichen die Flügel nicht bis an das Stoßende. Der alte Vogel hat mattschwarze Oberseite; Stirn und Augenstreifen weiß gestrichelt; Bartstreifen breit und schwarz, Wangen wie Kinn, Kehle, Halsseiten und Oberbrust reinweiß; auf der übrigen weißen Vorderseite schwarze Schaftstreifen, welche sich nach unten vergrößern und auf den Seiten je 3 Reihen großer, ovaler Flecken bilden. Hosen, Hinterleib und untere Stoßdecken lebhaft rostrot, bei jüngeren Vögeln mit einigen schwarzen Tupfen. Mittelalte Vögel zeigen auf der unteren Vorderseite gelblichen Anflug. Vom Nacken geht ein schwarzer Streifen an den Halsseiten herunter; auf den Innenfahnen der Schwingen gelbliche Querflecken, auf dem Stoß 10 bis 12 verwaschene Querbänder; mittelste Stoßfeder jedoch ohne Querbänder. Flügeldecken der Unterseite grau und weiß gefleckt, Schwingen grauweißlich mit gelblichem Anflug. Der L. ähnelt im Fluge sehr dem Wanderfalken, den er aber überholt, denn ersterer ist unbestritten der schnellste unserer Flieger; bald gaukelnd und spielend, bald wie ein Pfeil dahinstürmend, erinnert er an die Segler, die er jedoch einholt. Deshalb wird auch der L. schwerlich mit einem Raubvogel von ähnlicher Größe verwechselt werden können, am wenigsten mit dem kurzflügeligen Sperber, und vor der Verwechslung mit dem Turmfalken schützt diesen der lange Stoß, sowie der auffallende Unterschied in der Färbung. Beim L. ist außerdem nur die erste Handschwinge auf der Innenfahne tief eingeschnitten; beim

Merlin die erste und zweite scharf, beim Turmf. die erste und zweite flach eingeschnitten. In der Ruhe sitzt der L. mit eingezogenem Kopf und aufgeblasenem Gefieder, und man erkennt dann schon aus der Ferne die schwarzen Backenstreifen auf den blendend weißen Kopfseiten. Seine Stimme klingt wie ein fröhliches „Kick, kick, kick". — Die Heimat des L. ist, wie die des Wanderfalken, Europa, Asien; er zieht im Winter nach Afrika und Indien. In Deutschland wird er, ohne gemein zu sein, in Feldhölzern kaum fehlen, die ihm Raum und Raub bieten; denn im Holze kann er als echter Falke nicht jagen. Ende Mai sucht er ein leeres Krähennest auf oder bequemt sich im Notfall zum Neubau auf einem möglichst hohen, schlanken Baum, meist im oberen Wipfel, belegt den Horst mit Haaren, Wolle und einigen Federn und danach mit 3 oder 4, seltener 5 Eiern, welche auf gelblichem Grunde mit bräunlichen Flecken und Punkten so dicht besetzt sind, daß ersterer kaum noch zum Vorschein kommt; manchmal sind die Eier auch ganz braunrötlich. Ihre Durchschnittsgröße beträgt 41 : 33 mm, sie sind also im Verhältnis zu dem kleinen Vogel groß, aber in Färbung und Größe sehr veränderlich. Brutzeit etwa 28 bis 30 Tage. Das Pärchen liebt sich zärtlich, und mit lautem Freudenruf begrüßt das brütende Weibchen das mit Fraß heranstreichende Männchen; später jedoch bricht um das Mein und Dein nicht selten Streit aus, der so heftig geführt wird, daß die noch nicht schwer verletzte Beute, das Streitobjekt, dabei entkommt. Der L. ist der geschworene Feind aller Lerchen, welche aus Angst vor ihm mitten unter Menschen, zwischen die ackernden Pferde usw. einfallen, anderseits sich hoch aufschrauben, weil er ihnen dann nicht zu folgen pflegt. Auch Drosseln, Turteltauben usw. stellt er nach; Brieftauben kann er nicht schlagen. Er kröpft jedoch auch vielfach Insekten, besonders Heuschrecken, Käfer, Libellen, die er gewandt im Fluge zu fangen und zu verzehren versteht. Er schädigt somit den Jäger nur wenig, nützt der Landwirtschaft unbedingt und ist somit nicht sinnlos auszurotten. Obgleich im allgemeinen scheu, wird er durch den Jagdeifer sehr dreist und streicht dicht vor dem suchenden Hühnerhund her, um die aufstiebenden Vögel zu schlagen, die sich aber, wenn sie ihn sehen, lieber treten lassen, als aufstehen; dabei kommt der Jäger öfters zu Schuß. — Wurde zur Beize auf Wachteln und Lerchen benutzt. — Gefangene junge L. sind sehr anhänglich, ihre Aufzucht ist jedoch nicht leicht. (Fraß: Insekten, Heuschrecken, Käfer ohne Beine und Flügel, geschabtes Fleisch, kleine Vögel oder kleine Teile von Mäusen.) Alt eingefangene L. lassen sich nicht zähmen. — Beschleichen am Horst, Belegen desselben mit Schlingen (Fallen) oder Ansitz in der Nähe des Nachtstandes. Auf den Uhu stößt der L. ebenso heftig und in blitzschnellen Bewegungen wie der Wanderf., daher man mit dem Schuß nicht zu lange warten darf.

II. Rotfalke (Cerchneis G.).

Schlagen ihren Raub nicht im Streichen (eine Ausnahme macht nur der Merlin); kröpfen hauptsächlich Mäuse, gr. Insekten. Loses Gefieder mit nach Geschlechtern verschiedener Zeichnung; Stoß lang und stark abgerundet; kürzere Zehen mit schwachen Ballen. 4 Arten bei uns beobachtet.

1) Merlin oder Zwergfalke (Cerchneis merilla G., Falco aesalon Tunst).

Beschreibung.

Länge (W.) 30, Breite 62, Stoß 12, Schnabel 1,5, Lauf 3,5, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,2 cm. Die Flügel in der Ruhe sind um etwa 3 cm kürzer als der gebänderte Stoß; die zweite Schwinge, wenig länger als die dritte, ist wie die erste auf der Innenfahne tief eingeschnitten; die dritte und zweite Schwinge mit schwachem Einschnitt auf der Außenfahne; erste und vierte gleich lang; Mittelzehe nicht ganz doppelt so lang wie Außenzehe. Beim jungen Vogel ist der ganze Oberkörper fahlbraun mit dunklen Schäften und helleren Spitzensäumen; auf den mattschwarzen Schwingen rundliche Querflecken. Obere Stoßdecken schwarzgrau mit matten Binden und Spitzensäumen; Stoß schwarzbraun mit 6 bis 7 hellen Binden und einem Spitzensaum. Scheitel braun und hell gestrichelt; von den Mundwinkeln abwärts wie auch über den Augen ein braun gestrichelter Streifen; Wangen rostgelblich, fein gestrichelt, Kinn und Kehle weiß, die ganze Vorderseite gelblich-weiß mit brauner Längszeichnung, welche auf dem Bauche am stärksten ist. Diesem Kleide ist das des alten Weibchens sehr ähnlich, nur daß es rostbräunlicher und frischer ist. Das alte Männchen ist auf dem Scheitel und der ganzen Oberseite aschblau mit stark hervortretenden schwarzen Schäften, Schwingen fahlschwarz mit feinen, hellen Säumen und aschblauen Querflecken auf den Innenfahnen. Bartstreifen sehr dünn, hinterer Teil der Wangen und Streifen über den Augen rostbraun und schwarz gestrichelt, Nacken rostrot und schwarz gefleckt; Wangen großenteils weiß; Kehle reinweiß; die übrige Vorderseite mit schwarzbraunen, rostrot gesäumten Schaftstreifen, in den Flanken gebändert. Hinterleib, untere Stoßdecken und Hosen roströtlich-weiß mit lanzettförmigen Schaftstrichen; Unterseite des Stoßes hellgrau, lebhaft fahlschwarz gebändert; die der Flügel roströtlich, weiß und dunkel gefleckt

und gebändert. Augenkreis, Wachshaut und Fänge der alten Vögel reingelb, der jungen trüb gelbgrünlich; Schnabel hell hornfarbig mit schwarzer Spitze, Krallen schwarz. In der Stärke zwischen Lerchenfalke und Sperbermännchen stehend, könnte er mit diesem verwechselt werden, wenn nicht sein langer Stoß ihn von dem ersteren und die langen Falkenflügel von dem anderen unterschieden.

Verbreitung. Lebensweise.

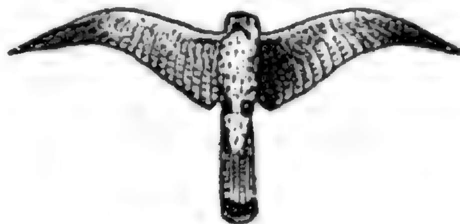
Der M. ist Brutvogel vom 55. Grad nordwärts; er brütet in Skandinavien, Island, auf den Faröer, in Nord-England, Finnland, Nord-Rußland und Nord-Sibirien, ist auf dem Zuge (April und Oktober) jedoch über den größten Teil Europas verbreitet; ob er im nördlichen Deutschland jemals gebrütet hat, steht nicht fest, etwaige Angaben sind unsicher. Im Winter in Südeuropa, Nordafrika, auch Indien. Einzelne Stücke trifft man den ganzen Winter über in Österreich-Ungarn und selbst in Mitteldeutschland. In Ostpreußen unregelmäßiger Durchzügler. Als Zugvogel ist der M. jedoch in Deutschland häufig und fast überall von Schleswig-Holstein und Ostpreußen bis nach Bayern hinein beobachtet worden. Er horstet vom Mai ab, wo Bäume sind, auf diesen und gern in alten, wiederhergestellten Krähennestern; wo diese fehlen, wie in den schottischen Hochmooren, auf dem Boden. Er ist mehr Feld- als Waldvogel. Die 4 bis 5 Eier sind auf gelblichem Grunde mit kaffee- oder rotbraunen Flecken oft so dicht bedeckt, daß ersterer ganz verschwindet, und sehen überhaupt den Turmfalkeneiern so ähnlich, daß sie von ihnen oft gar nicht zu unterscheiden sind, zumal auch ihre Maße (im Durchschnitt 39 : 30 mm) mit jenen übereinstimmen. Die Jungen werden hauptsächlich mit jungen Vögeln aufgefüttert, wobei die späte Brütezeit den Alten sehr zu statten kommt. Der M. ist ein überaus dreister Raubvogel, der selbst auf Gänse stößt, um sein Mütchen an ihnen zu kühlen; junge Hühner, Wachteln, Drosseln, Sumpfvögel werden schwer von ihm heimgesucht, die kleinen Singvögel fortwährend bekriegt. Gleichwohl ist er bei uns zu selten und an Gestalt zu klein, als daß er als jagdgefährlich bezeichnet werden könnte. Die Brieftauben verjagt er wohl, aber schlagen kann er sie nicht. Er streicht niedrig und reißend schnell über den Boden hin, verleitet durch Erschrecken die Vögel zum Aufstieben und schlägt sie mit größter Sicherheit, weshalb er auch als Beizvogel geschätzter war als der schneller streichende, aber oft fehlstoßende Lerchenfalke. Insekten soll er von den Grasspitzen geschickt wegnehmen.

Er stößt sehr heftig und schnell auf den Uhu vor der Krähenhütte und hakt auch an, so daß er leichter geschossen werden kann als der Wander- oder Lerchenfalke. Sonst außerordentlich scheu.

2) Turmfalke (Cerchneis tinnunculа L., Falco tinnunculus Naum.; Rüttel-, Mäusefalke).

Beschreibung.

Länge (W.) 35, Breite 73, Stoß 17, Schnabel 1,7, Lauf 4,2, Mittelzehe 2,6, ihre Kralle 1, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 1,1 cm.



4. Flugbild des Turmfalken.
(Breite 65 bis 75 cm.)

Männchen etwa 32 cm lang u. 68 cm breit. Das alte Männchen ist auf dem Kopf aschblau mit ganz feiner, dunkler Strichelung, Oberrücken und Flügeldecken bräunlich-rostrot mit einigen schwarzen Pfeilflecken an den Spitzen. Unterrücken, Stoßdecken und Stoß aschblau, auf letzterem über schmalem, weißem Saum eine 3 cm breite, schwarze Binde und einige dunkle Querflecken; Schwingen mattschwarz mit ganz schmalen, hellen Säumen, auf den Innenfahnen mit hellen Querzeichnungen. Kinn und Kehle weiß, von den Mundwinkeln abwärts ein dunkler Streifen; Vorderseite rostgelblich mit schwarzbraunen Schaftstreifen und Flecken, untere Stoßdecken ohne jede Zeichnung. Das alte Weibchen ist auf der ganzen Oberseite hell braunrot, Kopf und Nacken braunschwarz gestrichelt, der übrige Teil ebenso gewellt. Der rostfarbene Stoß ist neben dem weißlichen Endsaum mit einer 2 cm breiten und dann mit 10 bis 11 schmalen, dunklen Binden gezeichnet. Ganz alte W. haben mitunter auch einen grauen Stoß. Handschwingen mattschwarz mit rötlich-weißen Querflecken auf den Innenfahnen; Armschwingen mit solchen Säumen und braunroten Binden. Kinn und Kehle weiß, an den Halsseiten fein gestrichelt; Vorderseite gelblichweiß, auf Brust und Bauch mit braunen Schaftstrichen, auf den Seiten mit solchen Flecken; Hosen und untere Stoßdecken ohne Zeichnung. Dunenkleid weiß, aber bald blaßrötlich; später ähneln die jungen Vögel vor der ersten Mauser sehr dem alten Weibchen, beide Geschlechter haben also auch die Querbänderung. Die meisten jungen Vögel mausern erst nach ihrem Abzug nach dem Süden und kommen oft von dort (Afrika, Indien) noch nicht ganz ausgemausert zurück.

Es gehen zwar die Altersfärbungen etwas auseinander, doch nicht so, daß der T. nicht immer sogleich zu erkennen wäre. Die langen Falkenflügel sowie auch die rostrote Färbung unterscheiden ihn sicher von dem Sperber. Eine besondere Eigentümlichkeit zeigt der T. in seinem Fluge darin, daß er oft stillsteht, rüttelt, d. h. auf einer Stelle flattert, und in einem Bogen weiterstreicht, statt geradeaus, wie es die Gewohnheit der F. ist.

Verbreitung, Lebensweise.

Der T. ist verbreitet wie kaum ein anderer Raubvogel, sowohl in Europa wie in Asien, und gehört zu unseren gewöhnlichsten Raubvögeln. Er ist in Deutschland Sommervogel und überwintert einzeln; Zugzeit März-April bzw. September-Oktober. Zwar liebt er steile Felswände und hohe Bauwerke, wie alte Ruinen, Türme, von denen er den Namen hat, doch kommt er auch in Wäldern auf hohen Bäumen vor, wenngleich lieber an den Rändern als im Innern. Wo er sich aufhält, erfreut der harmlose Vogel den Beobachter mit seinem munteren Wesen wie seiner gefälligen Gestalt und Färbung. Seine Stimme ist ein helles, vergnügtes „kli kli kli"; sein Warnungsruf ein kurzes „kiack". Wie der Wanderfalke scheut auch er große Städte oder Dörfer keineswegs. Im Mai horstet er auf hohen Gemäuern, in hohlen Bäumen, auf hohen Baumästen oder in alten Krähennestern. Das Gelege besteht aus 4 bis 5, mitunter auch 6 und noch mehr Eiern, welche in Größe und Form sehr voneinander abweichen; sie wechseln von 41 : 32 bis 36 : 29 mm und von hellgelb mit bräunlichen Punkten und Flecken bis zum eintönigen Braunrot, sind bald gestreckt, bald rundlich, aber immer mattschalig. Die Brutzeit ist bei dem T. (im Gegensatz zum Baum- und Wanderf.) eine sehr lange und sehr unbestimmte. Der T. kröpft fast ausschließlich Mäuse und Insekten, sein Horst ist oft mit kleinen Mäusefellen geradezu ausgepolstert; er verschmäht kleine Vögel keineswegs, meist sind es aber kranke; er kann sie nur in der Ruhe schlagen, niemals im Streichen. Seine Krallen sind viel zu schwach, um gesunde Vögel selbst von Drosselstärke zu bewältigen, und spricht man von entgegengesetzter Beobachtung, so liegen gewöhnlich Verwechslungen mit anderen Raubvögeln, als Sperbern oder jungen Wanderfalken, zugrunde. In den Ländern, wo die Heuschreckenschwärme verheerend auftreten, gehört der T. zu deren eifrigsten Vertilgern; er ist also jenen Gegenden unentbehrlich, der Jagd nicht schädlich, der Landwirtschaft aber sehr nützlich. In den rauheren Teilen unseres Gebietes ist der T. Zugvogel, in anderen hält er über Winter aus, wenn er nur genug Mäuse findet; einige Kältegrade tun ihm nichts. — Die Jagd auf den angenehmen und sehr nützlichen Vogel ist nicht schwer. Wenngleich scheu, wo er Verfolgung erfährt, ist er im allgemeinen zutraulich und blockt oft mitten unter Singvogelschwärmen oder zwischen den Haustauben auf dem Dache. Auf den Uhu stößt er gern, rüttelt über ihm und hakt bald an. Der T. ist in Deutschland durch das Vogelschutzgesetz (1908) vor zwecklosem Abschießen und Wegnahme seiner Eier aus dem Horste vom 1. März bis 1. Oktober einschließlich geschützt.

3) Rötelfalke (Cerchneis naumanni Fleisch., Falco cenchris Naum.; Naumannsfalke.) Länge (W.) 31, Breite bis 66, Stoß 15, Schnabel 1,6, Lauf 3,6, Mittelzehe 2,1, ihre Kralle 0,8, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 0,9 cm. — Der R. ist etwas schwächer und schlanker als der Turmf., sonst diesem ganz ähnlich in der Färbung, nur ist der Rücken des alten Männchens lebhaft rostrot und ohne Flecken; der Stoß des Weibchens graurötlich. Zuverlässig unterscheidet er sich vom Turmf. durch seine gelblich-weißen Krallen, da der Turmf. stets schwarze hat. Der Zahn am Schnabel ist spitzwinklig. Der R. bewohnt Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien und kommt namentlich in Griechenland und den östlichen Inseln (Kykladen) als Brutvogel vor, sehr zahlreich auf Cypern und auch auf Capri. Ferner in Süditalien, Sizilien, Ostrumelien, Ebene von Montenegro, Deltawälder der Dobrudscha, in der gesamten Türkei, Krim, Syrien und Palästina, Transkaukasien, Persien und den Steppen Südrußlands, wo er gern mit dem Rotfußf., ferner in Spanien, wo er fast überall neben dem Turmf. lebt. In Deutschland kommt er nur sehr vereinzelt vor, in Bayern und Sachsen soll er Brutvogel sein; in der Rheinpfalz, am Bodensee, 1898 im Hessischen Ried, in Anhalt, bei Halle a. S. und bei Berlin bis nach Pommern und Mecklenburg (Rostock) hinein erlegt bzw. in Dohnen gefangen. In Galizien und Böhmen soll er gelegentlich brüten. In England wurde er mehreremal erlegt, in den anderen nördlich Deutschlands gelegenen Staaten bisher nicht nachgewiesen. Die Eier messen im Durchschnitt 36 : 29 mm, sind also kleiner, sonst denen des Turmfalken ganz ähnlich, wie die ganze Fortpflanzung. Die Dunenjungen schmutzigweiß. Der R. kröpft fast ausschließlich Heuschrecken, Grillen, Eidechsen, Tausendfüßer und kleine Mäuse (aber keine Frösche), die er mit großer Gewandtheit fängt, ist daher ein ebenso nützlicher als — auch in der Gefangenschaft — angenehmer Vogel, so daß er den Jäger als solchen gar nicht interessiert, der ihn ruhig gewähren lassen kann. Von den Orientalen wird er als überaus nützlicher Heuschreckenvertilger streng geschont; er brütet

dort — stets in größerer Gesellschaft — ungestört unter den Dächern der niedrigen Lehmhütten kleiner Dörfer, wie unter den höheren Dächern größerer Städte (Athen, Tiflis u. a.). — Der R. ist Zugvogel, kommt Ende März (in nördlicheren Gegenden später) an und zieht Ende August (September) wieder ab nach seinen Winterquartieren (Grassteppen Innerafrikas und Indien). Sein Flug ist leicht und ziemlich schnell; er rüttelt wie der Turmfalke und liebt weite Ebenen, in deren Nähe Gewässer liegen.

4) **Rotfußfalke** (Cerchneis vespertina L., Falco rufipes; Abendfalke).

Beschreibung.

Länge (W.) 31, Breite 71, Stoß 14, Schnabel 1,6, Lauf 3,7, Mittelzehe 2,1, ihre Kralle 0,9, Innenzehe 1,3, ihre Kralle 0,9 cm. Krallen gelblich-weiß; Augenkreis, Wachshaut und Fänge beim alten Männchen hochrot, beim Weibchen und jungen Vogel gelbrot. Das etwa 2 cm schwächere, alte Männchen ist auf der ganzen Oberseite, einschließlich des abgerundeten Stoßes, fast schwarzgrau; Brust, Bauch und die untersten Flügeldecken aschgrau; Hosen und Steiß lebhaft rostrot. Augenkreis, Wachshaut und Fänge brennend rot. Das jüngere Männchen ist mehr schiefergrau mit bräunlichem Anflug, die sämtlichen Schwingen haben auf den Innenfahnen weiße Querflecken; Brust und Bauch hellgrau mit schwarzen Schäften; Hosen und Steiß rostrot; Augenkreis, Wachshaut und Fänge gelbrot. Das junge Männchen hat eine weiße Stirn, braunen, schwarzgestrichelten Scheitel, weiß und dunkelbraun gefleckten Nacken, braunen Oberleib mit rostbraunen Säumen, rötlich-weißen Stoß mit hellen Säumen und 10 bis 12 dunkelbraunen Querbinden; unter dem Auge einen dunklen Fleck, über diesem einen Streifen und einen bräunlichen Bartstreifen; Kehle und Wangen weiß, Vorderseite gelblich-weiß mit hellbraunen Längsflecken, auf Weichen und Hosen mit Querflecken. Das alte Weibchen ist auf Scheitel und Nacken rostbraun mit dunklen Schäften; Oberrücken braun und schwärzlich gebändert, die übrige Oberseite hell und dunkelgrau gebändert, Stoß mit 10 bis 11 dunklen Binden, alle Federn mit dunklen Schäften; Handschwingen mattschwarz, auf den Innenfahnen mit großen, weißen Querflecken. Stirn, Kehle und Wangen gelblich-weiß, um das Auge ein dunkler Kreis, abwärts in einen Bartstreifen auslaufend, die ganze Unterseite heller und dunkler isabellfarbig gebändert, auf Brust und Hosen mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Augenkreis, Wachshaut und Fänge gelbrot wie beim jüngeren Männchen. Schnabel bei allen gelblich-weiß, nach unten dunkelhornfarbig; Krallen gelblich-weiß mit dunklen Spitzen, schwach und wenig gekrümmt; Iris nußbraun, in der Jugend braungrau. Wenngleich der Rotfußfalke dem Rötelfalken ähnliche gelblich-weiße Krallen hat, so unterscheiden ihn stets die roten oder gelbroten Fänge von den reingelben des letzteren, abgesehen von der gänzlich abweichenden Färbung.

Verbreitung, Lebensweise.

Der R. brütet im südlichen, besonders südöstlichen Europa, im benachbarten Asien, Klein-Asien und Nordafrika. Im Winter zieht er bis Südafrika. Ist im mittleren, östlichen und südlichen Deutschland aber auch als Brutvogel angetroffen worden. Er brütet in Ostpreußen vereinzelt, Prov. u. Kgr. Sachsen, Schlesien, Rheinprovinz und Bayern, dem nördlichen Steiermark, ferner in der Ebene Rumäniens, der ungarischen Tiefebene, Siebenbürgen, Dobrudscha und Norden von Bulgarien und Rußland, schon selten in Livland. Er ist noch außerdem erlegt und beobachtet worden in Pommern, Spreewald (Brandenburg), in Braunschweig, Hannover, Helgoland, Hessen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Württemberg (Zuffenhausen). — Der R. liebt ebene und frische, sumpfige Gegenden, wo er den Insekten, seinem fast ausschließlichen Fraße, so recht nachjagen kann. Auf der Steppe streicht er in schwachen Flügen umher, rüttelt bald hier, bald dort und horstet auf Bäumen, in Baumhöhlen, Erdspalten, nutzt auch mit Vorliebe die Elsternester. Die 4 bis 5 gelblich-weißen Eier haben eine feinkörnige, fast ganz glatte, aber matte Schale und sind meist dunkel- oder hellbraun gefleckt und gestrichelt; sie sind oval und etwa 37 : 30 mm groß, oft noch kleiner; Ende Mai gelegt, in etwa 3 Wochen ausgebrütet. Die Jungen werden mit Insektenkost, später mit Mäusen, Eidechsen und Maikäfern aufgezogen. Bei gutem Wetter fast immer im Geschäft, blockt er bei Regenwetter traurig umher; da er noch am spätesten Abend den schwärmenden Insekten nachjagt, hat er den Namen Abendfalke erhalten. Sonst ist er wenig beobachtet worden. Scheu ist er gar nicht, läßt auf Straßenbäumen die Vorübergehenden nahe heran und streicht vor ihnen von Baum zu Baum her, wie etwa unsere Ammern und ähnliche dem Menschen sich nähernde Vögel tun. Gefangen kann er an Leimruten werden, an welchen Insekten befestigt wurden. Seine Stimme ist ein feines „Kikili“, ähnlich der des Grünspechts.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Edelfasan s. *Fasan*.

Edelhirsch s. *Rotwild*.

Edelmarder s. *Marder 1.*
Edelreiher s. *Reiher III, 1.*
Edeltanne s. *Nadelhölzer.*
Edelwild s. *Rotwild.*
Ehrenlauf, der rechte Vorderlauf des parforce gejagten Hirsches, welcher im Kniegelenk abgelöst wird, wobei jedoch ein etwa 15 cm langer Hautstreifen darüber abgeschärft wird; in diesen wird ein Schlitz gemacht und eine Schlinge daraus gebildet, an welcher der E. über dem Hirschfängergriff angeschleift wird (s. *Parforcejagd*).
Eiche s. *Laubhölzer.*
Eichelhäher s. *Häher.*
Eichhörnchen, gemeines (Sciurus vulgaris L.; Eichkater, Eichkatze, Eichkätzchen, Eicher), die bei uns häufig vorkommende Art der zu den Nagetieren (Rodentia) gehörigen Gattung Sciurus, welche mit Ausnahme von Neuholland über alle Erdteile verbreitet ist. Die äußere Gestalt der E. darf als bekannt angenommen werden. Besonders charakteristisch ist die etwa körperlange, zweizeilig dicht behaarte Fahne, sowie bei vielen E. die pinselartig verlängerten Haare an den Gehören. An den Vorderläufen befindet sich statt des Daumens nur eine Warze, die Hinterläufe sind dagegen fünfzehig. Der Schädel zeigt einen kleinen Schnauzenteil, stark herabgebogenes Profil, flache Stirnpartie. Der erste Backenzahn im Oberkiefer ist sehr klein, stiftförmig, die folgenden 4 sind ungefähr von gleicher Größe; im Unterkiefer stehen 4 Backenzähne, von denen der erste nur wenig kleiner ist als die übrigen.

Beschreibung.

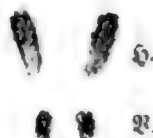
Alle diese Merkmale passen auf die bei uns vorkommende Eichhörnchenart, die etwa 40 cm Gesamtlänge erreicht bei 20 cm Fahnenlänge. Die Färbung des Balges ändert ziemlich stark ab, sowohl individuell als auch nach der Jahreszeit. Die gewöhnlichste Sommerfärbung ist ein helleres oder dunkleres Kastanienbraun mit weißer Unterseite und etwas mit Grau gemischten Kopfseiten. Nicht sehr selten, besonders, wie es scheint, in Nadelholzgegenden, ist eine dunkle, schwarzbraune bis fast schwarze Varietät; auch kommen mannigfache Übergänge zwischen der roten und der schwarzen Färbung vor. Im Winter macht sich an dem viel dichteren Balg ein starker, grauer Anflug bemerkbar, während im Norden der Sommerbalg überhaupt rotgrau, der Winterbalg stark grau, oft ganz ohne Spur von Rotbraun ist. Als Abnormitäten treten weiße und weißscheckige Stücke auf.

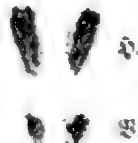
Verbreitung, Aufenthalt.

E. finden sich nur in waldigen Gegenden, fehlen aber, wo es an Bäumen mangelt. Die Verbreitung des Sciurus vulgaris erstreckt sich über die waldigen Gegenden Europas, sowie des westlichen und nördlichen Asiens. Im Gebirge gehen sie bis zur Grenze des Baumwuchses empor.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Den größten Teil ihres Lebens verbringen sie auf Bäumen, in denen sie sich mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit fortbewegen, doch laufen sie auch behend auf dem Boden, baumen jedoch, erschreckt oder bedroht, stets wieder auf. Die Eichhörnchenspur auf dem Boden ist sehr charakteristisch, da die Tritte der Hinterläufe viel weiter auseinanderstehen als die der kürzeren Vorderläufe. Auch stehen die Tritte der Hinterläufe auf der Flucht vor denen der Vorderläufe. In dünner Schneedecke drücken sich die Zehen und Krallen, sowie Ballen der Fußsohlen deutlich ab. Die Nahrung des E. besteht aus vielerlei Baumsämereien, sowohl von Laub- (Eichen, Buchen, Hainbuchen, Ahorn, Nußbaum usw.) als auch von Nadelholz, außerdem auch aus Knospen, Pilzen, selbst giftigen, in der Not auch wohl aus Baumrinde. In Parks und Gärten zerstören E. oft viel wertvolles Obst nur der Kerne wegen. Forstlich sind die so hübschen und den Wald so belebenden Tierchen entschieden schädlich. Sie vernichten viel junge Eichen- und Buchensaaten, schädigen Tannen und Fichten, indem sie die jungen Triebe abbeißen und als Abbisse zu Boden fallen lassen, nachdem sie die Knospen verzehrten; auch vernichten sie sehr viele Koniferenzapfen. Auch als Vogelfeinde treten die E. hier und da, wenn auch wohl nicht allgemein, auf, immerhin sind wiederholt Räubereien an Eiern und Jungen der Singvögel festgestellt worden. Auf alle Fälle ist es geboten, die zierlichen Nager nicht überhand nehmen zu lassen, was ohne Gegenmaßregeln, unter denen vornehmlich der Abschuß zu verstehen ist, leicht eintreten kann, da in der Regel jährlich zwei Würfe von je 3 bis 7 Jungen gebracht werden, einer zeitig im Frühjahr und einer zu Anfang des Sommers.





Spur des Eichhörnchens. ($^1/_{10}$ nat. Gr.)

Die blind gebrachten und anfänglich ganz nackten Jungen kommen in einem weich ausgepolsterten, rundlichen Nest (Kobel), das frei in einer Baumkrone, auch wohl in einem Astloch angelegt wird, zur Welt. Außer dieser Wochenstube bauen die E. noch andere, minder sorgfältig errichtete Nester, teils als sog. Spielnester, teils auch als Vorratskammern, in denen Eicheln, Bucheln, Nüsse usw. zusammengetragen werden. In einem warmen Nest verschläft das E., ohne ein richtiger Winterschläfer zu sein, einzelne besonders kalte und unfreundliche Tage, während man es bei leidlicher Witterung auch im Winter täglich sehen kann. Hauptfeinde des E. sind bei uns Edelmarder und Hühnerhabicht; wo diese verschwinden, wird man bald eine Zunahme der E. bemerken. Vom jagdlichen Standpunkte haben die letzteren keine Bedeutung, obwohl ihr Wildbret sehr wohlschmeckend sein soll.

Literatur: Brehms Tierleben.

Eichkatze s. *Eichhörnchen.*

Eiderente s. *Enten V.*

Eidergans s. *Enten V, 1.*

Eidervogel s. *Enten V, 1.*

Eier des jagdbaren Federwildes unterliegen nach den meisten Jagdgesetzen dem Jagdrecht, nur der Jagdberechtigte ist zu ihrer Aneignung befugt. Im Interesse der Erhaltung des Federwildes ist aber z. B. in Preußen und Bayern auch dem Jagdberechtigten das Ausnehmen der Eier verboten; sowohl der Jagdberechtigte als auch der Nichtjagdberechtigte machen sich nach § 368 Ziff. 11 St. G. B. strafbar. Von dem Verbot werden aber Ausnahmen gemacht. Kiebitz- und Möweneier dürfen im Monat April eingesammelt werden. Von allem jagdbaren Federwild dürfen zu jeder Zeit Eier ausgenommen werden, die ausgebrütet werden sollen. Mit Genehmigung der Jagdpolizeibehörden dürfen Eier zu wissenschaftlichen oder zu Lehrzwecken ausgenommen werden. — Nach dem Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 ist das Zerstören und Ausnehmen der E., der Ankauf, der Verkauf, die An- und Verkaufsvermittelung, das Feilbieten, die Ein-, Aus- und Durchfuhr, der Transport der E. der in Europa einheimischen, nicht jagdbaren Vogelarten untersagt, soweit nicht die Landesgesetze etwas anderes bestimmen. Ausnahmen können zu wissenschaftlichen oder Lehrzwecken, zur Wiederbevölkerung mit einzelnen Vogelarten, sowie für Stubenvögel für eine bestimmte Zeit und für bestimmte Örtlichkeiten bewilligt werden.

Eigenjagdbezirk. Die Jagdberechtigung ist ein Ausfluß des Eigentums am Grund und Boden. Wenn jedoch die Eigentümer auch der kleinsten Grundstücke ihr Recht ausüben dürften, würde von dem Wildstande bald nichts mehr übrig bleiben, die Jagd müßte in kurzer Zeit völlig aufhören. Um dies zu verhindern, ist überall die Befugnis zur Ausübung der Jagdberechtigung von einer bestimmten Größe und Beschaffenheit des Grundstücks abhängig gemacht worden. So muß nach der preußischen Jagdordnung das Grundstück mindestens 75 ha im Zusammenhang groß und land- oder forstwirtschaftlich benutzbar sein. Auch dann ist ein Eigenjagdbezirk vorhanden, wenn das Grundstück dauernd gegen den Einlauf von Wild eingefriedigt ist. In anderen Bundesstaaten sind auch noch weitere Grundstücke als Eigenjagdbezirke zugelassen, z. B. in Württemberg (Art. 2 des Jagdgesetzes vom 27. Oktober 1855) Pflanzungen und Anlagen, welche, in unmittelbarer Verbindung mit dem Wohnhause stehend, durch irgend eine Einfriedigung begrenzt oder sonst vollständig abgeschlossen sind, sowie Tiergärten. — Nach der preußischen Jagdordnung kann der Eigenjagdbesitzer auf seine Rechte verzichten, das Grundstück kommt alsdann zum Gemeindejagdbezirk. Gemeinden, Korporationen, Aktiengesellschaften usw. sind auf bestimmte Arten der Nutzung ihrer Eigenjagdbezirke beschränkt. Der Eigenjagdbesitzer kann die Jagd selbst ausüben oder verpachten oder Jäger anstellen. Besondere Vorschriften sind gegeben, wenn ein Eigenjagdbezirk diese Eigenschaft verliert und wenn in einem verpachteten Gemeindejagdbezirke durch Vereinigung mehrerer Grundstücke ein Eigenjagdbezirk entsteht.

Einabzug, ein Abzug, der nacheinander beide Läufe von Doppelflinten bzw. die beiden Schrotläufe von Drillingen bedient. Der Vorteil des E. besteht darin, daß ein Wechseln des Abzuges zum Abfeuern des zweiten Laufes nicht nötig ist und daß die Lage der rechten Hand immer dieselbe bleibt, gleichgültig, ob man den rechten oder linken Lauf abfeuert. Bekannte und bewährte deutsche Einabzugskonstruktionen sind die der Gewehrfabriken Sauer & Sohn, Suhl, G. Teschner & Co., Frankfurt a. O., F. Jäger & Co., Suhl, und Thieme & Schlegelmilch, Suhl. Will man eine neue Einabzugskonstruktion auf ihre Brauchbarkeit prüfen, so schießt man in der Weise, daß man den Kolbenhals mit der rechten Hand nur ganz lose umfaßt und dann abdrückt. Ein richtig konstruierter E. darf dabei nicht doppeln, d. h. der zweite Schuß darf nicht unwillkürlich abgefeuert werden. Der E. darf, wenn er brauchbar sein soll, nicht fester stehen als der normale Abzug. Man hat bei den Einabzügen vielfach Einrichtungen, welche eine beliebige Reihenfolge im Abfeuern der Läufe ermöglichen.

[e]inbalzen, sich (einspielen), wenn der Auerhahn, nachdem er längere Zeit nur geknappt, endlich zu dem ganzen Balzlautsatz übergeht.

einbeißen. Manche Wasservögel, besonders aber die Wildenten, beißen sich, wenn angeschossen, in der Todesangst unter Wasser an Schilfstengeln usw. so fest ein, daß sie selbst nach dem Verenden nicht loskommen und dem Jäger verloren gehen.

einbrechen, gelegentliche Bezeichnung für das Aufwühlen eines Kessels oder Lagers durch Schwarzwild.

eindrücken, das Wild, Teile einer Feldmark oder eines Waldes abtreiben, z. B. am Morgen eines Jagdtages, um das darin befindliche Wild in abzujagende Feldschonungen oder bestimmte Dickungen im Walde hineinzutreiben.

einfahren, das Einkriechen von Fuchs, Frettchen, Dachs und Dachshund in den Bau, oder auch in die Netze und Garne.

Einfahrt, Eingang zum Bau des Fuchses oder Dachses.

Einfall, der Ort, wo Federwild sich niederzulassen pflegt (einfällt); der Jäger geht daher auf den Enteneinfall, um die einfallenden Enten zu schießen.

einfallen, 1) das Laufen oder Streichen des Wildes in die aufgestellten Netze; 2) das Niederlassen von Vögeln — ausschl. der Raubvögel — in einen Busch, auf das Wasser usw.

Einfriedigungen geben dem Grundstück eine besondere Eigenschaft, in der Regel machen sie es, wenn sie dauernd und vollständig sind, zum *Eigenjagdbezirk*, auch wenn es nicht die sonst für diesen vorgeschriebene Größe und Beschaffenheit hat. Nach der preußischen Jagdordnung braucht das Grundstück nur gegen den Einlauf von Wild eingefriedigt zu sein. Nach vielen Jagdgesetzen gelten die Schonzeiten nicht für das in eingefriedigten Wildgärten befindliche Wild; in Württemberg kann nach § 1 der Verordnung vom 31. Juli 1886 das Ministerium den Besitzern eingezäunter Grundstücke das Erlegen oder Fangen von Wild während der Schonzeit gestatten. Schwarzwild muß nach den meisten Jagdgesetzen in E. gehalten werden, aus denen es nicht ausbrechen kann; der Besitzer der E. ist verpflichtet, den durch ausgebrochenes Schwarzwild angerichteten Schaden zu ersetzen.

Eingang s. *Einwechsel.*

Eingänger (Einläufer, Einsiedler), alte Keiler, meist angehende oder Hauptschweine, welche für sich allein leben und höchstens zur Rauschzeit zu den Bachen treten.

eingehen, vom niederen Wild, wenn es eines natürlichen Todes stirbt; beim hohen Wilde sagt man, es ist gefallen (s. *Fallwild*).

eingreifen. 1) Wild, namentlich Schalenwild, greift ein, wenn es plötzlich aus dem Stande oder ruhigen Ziehen flüchtig wird, besonders im Augenblick des Schusses. Es prägt dann die Tritte tief in den Boden. Die Stelle, wo dies geschieht, heißt der Eingriff (Ausriß). 2) Der Schweißhund greift gut ein, wenn er mit der Nase fleißig am Boden bleibt.

Eingriff s. *eingreifen 1.*

einhächsen (einhessen), entweder das Durchhauen der Sehnen an den Hinterläufen, z. B. gefederter Hirsche, oder auch das Durchfangen zwischen der Sehne und dem Knochen über dem Hackengelenk des Wildes, um den anderen Lauf durch diesen Schlitz stecken und das Wild dadurch schränken und aufhängen zu können; namentlich bei Hasen notwendig, die man nach den Treibjagden an den Leitern der Wildwagen aufzuhängen pflegt.

einhetzen, das Üben aller zur Hetze dienenden, jungen Hunde im Anpacken des Wildes. Die besten und sichersten Lehrmeister hierzu sind alte, erfahrene Hunde, die den jungen mit gutem Beispiel vorangehen.

einjagen, junge Hunde (Bracken und Wildbodenhunde) im Jagen an Wild üben.

Einkehle, jede busenartige Vertiefung in einem Tuch oder Netz; die busige Aufstellung hat den Zweck, daß sich das Wild leichter im Netze usw. verfängt.

einkesseln, sich, wenn sich eine Rotte Sauen im Kessel zusammentut.

einkreisen. Nach einer Neue, d. h. frisch gefallenem Schnee, läßt man diese günstigste Gelegenheit nicht vorüber, den Wildstand oder auch den augenblicklichen Stand einzelner Stücke zu bestätigen. Zu diesem Zweck umgeht man die verschiedenen Distrikte und zählt genau die hinein- und herausstehenden Fährten und Spuren; zählt man die letzteren von den ersteren ab, so ergibt sich die Anzahl des darin stehenden oder steckenden Wildes. Geschieht dies in den verschiedenen Distrikten gleichzeitig, so ist das Ergebnis natürlich ein sehr genaues. Der fährtengerechte Jäger unterscheidet dabei nicht nur die Wildarten, sondern auch deren Stärke, eventuell auch Geschlecht. Das Wort e. wird jedoch hauptsächlich vom Ausmachen des Raubzeuges gebraucht.

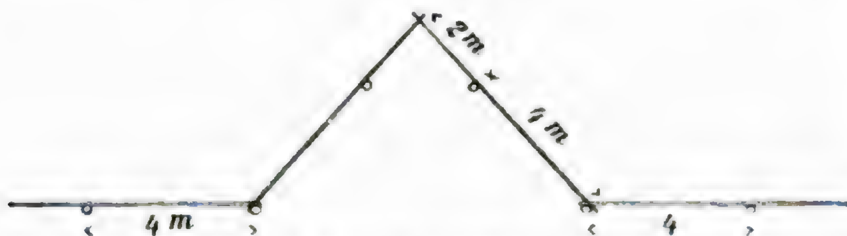
einkriechen s. *einfahren.*

einlappen (verlappen), einen Trieb bzw. das darin bestätigte Wild mit Lappen umstellen. Im preußischen Allgemeinen Landrecht war das nächtliche Verlappen der Grenzen zum Schaden der Nachbarschaft und Hemmung des Wildwechsels verboten. Die Vorschriften sollten verhindern, daß ein Jagdbesitzer dem anderen das Wild weglockt und ihm durch

diese List schadet. Eine ausdrückliche Aufhebung der Vorschriften ist nicht erfolgt, man nimmt aber allgemein an, daß sie beseitigt sind durch das Gesetz vom 31. Oktober 1848, welches in § 4 die Ausübung der Jagd nur durch die Vorschriften zum Schutze der öffentlichen Sicherheit und der Feldfrüchte beschränkte. Man ist jetzt der Ansicht, daß das Verlappen der Grenzen behufs Hemmung des Wildwechsels erlaubt ist.

Einlauf, 1) Vorrichtung in Wildparks, die dem Rot- usw. Wilde das Einwechseln in diese gestattet, nicht aber das Verlassen. Es werden in der Umgatterung nach innen einspringende, federnde Latten angebracht,

1. Einlauf.



2. Grundriß des Einlaufs.

welche nur einem Druck nach innen nachgeben; vgl. dagegen *Einsprung.* 2) Auch der Morgenanstand (auf einlaufendes Wild) am Waldrande.

Einläufer s. *Eingänger.*

Einlegeläufe (Wechselläufe), Läufe, die in den gleichen Systemkasten eingelegt werden können. Viele Jäger führen z. B. Doppelflinten mit Büchsflinten-Einlegeläufen. Neuerdings sind für Drillinge mit zwei Schrotläufen und einem Kugellauf E., bestehend aus zwei Kugelläufen und einem Schrotlauf, beliebt.

einlegen, 1) vom Hirsch, wenn er den Kopf senkt, um den Jäger, einen Nebenbuhler oder Hund anzunehmen. 2) Sich e., wenn der Schweißhund eifrig am Schweißriemen zieht; legt er sich zu stark ein, so muß er davon abgemahnt werden.

einrichten (einstellen), das Umstellen eines Jagens mit Tüchern usw.

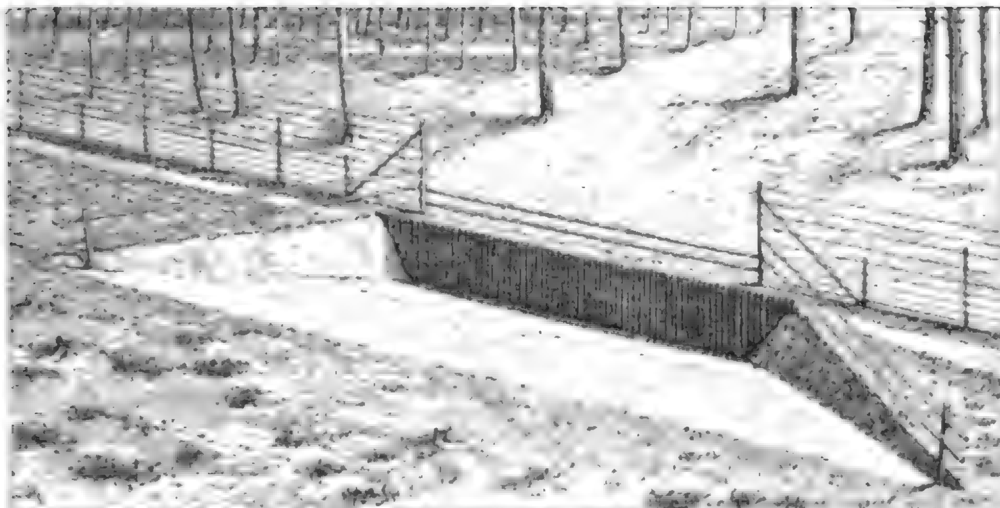
einrinnen. Eine Fährte ist eingeronnen (eingelaufen), wenn bei Trockenheit Erde oder bei Frost trockener Schnee in den Tritt gerieselt ist, so daß man nicht mehr zuverlässig ansprechen kann.

einschieben, sich, wenn Sauen sich in einen Kessel oder ein Lager legen.

einschießen des Gewehres: 1) Regulierung der Treffpunktlage, 2) die Prüfung der Schußleistung. Erstere ist Sache des Büchsenmachers, dagegen wird sich der Jäger auch gern davon überzeugen, wie sein Gewehr schießt (s. *Schußleistung*). Genaue Vorschriften für die Prüfung der Gewehre findet man in der von der Waffentechnischen Versuchsstation Neumannswalde-Neudamm herausgegebenen Broschüre: „Das Einschießen von Gewehren und Pistolen, 2. Aufl.“. Für solche Jäger, die eine sehr eingehende Prüfung ihrer Gewehre wünschen, übernimmt die Versuchsstation die Feststellung der Leistung. Interessenten erhalten auf Wunsch Fragebogen, aus denen die näheren Bedingungen zu ersehen sind.

3) Sich e., sich im Schießen und Treffen üben; zunächst übt man sich im schnellen Anschlage, dann im Zielen nach festen, später nach beweglichen Zielen; zuletzt im Treffen, wozu man in Ermangelung lebender Tiere Steine und andere Gegenstände in die Höhe wirft, werfen oder auf dem Boden rollen läßt. Die beste Übung im Flugschießen bietet jedoch das Schießen nach Asphalt-Wurftauben aus Preuß'schen Maschinen.

Einschlag, 1) beim Dachs- oder Fuchsgraben die bei fest vorliegendem Hund in den Bau gegrabene Öffnung, durch die man den Dachs zu erreichen sucht. 2) E. (Gräslein, Abtritt), ein gerechtes Zeichen der Hirschfährte (s. *Fährtenzeichen 15).*



1. Einsprung.

einschlagen. 1) Beim Dachs- oder Fuchsgraben eine Öffnung (Einschlag) bis auf den Dachs oder Fuchs und den vorliegenden Hund machen. 2) Der Hund schlägt ein, wenn er den Erwartungen entspricht. 3) Salzlecken werden eingeschlagen, d. h. mit neuer Leckmasse versehen. 4) Der Bär schlägt sich ein, wenn er das Winterlager bezieht.

einschliefen lassen, den Dachshund oder Terrier in einen Bau kriechen lassen.

Einschuß, die Stelle am Wildkörper, wo das Geschoß eindrang; die betreffende Körperseite ist die Einschußseite.

einschwingen, sich (einstehen), von stärkerem Federwild (namentlich Auerhahn), wenn es des Abends auf seinen Standbaum streicht.

einsetzen, 1) des Schaftes in die Schulter beim Anschlag. Das Gewehr soll so eingesetzt werden, daß der höchste Punkt der Kolbenkappe in Höhe der oberen Schulterkante liegt. Die Mittellinie der Kolbenkappe soll etwa auf der Ärmelnaht liegen. 2) In der Gewehrfabrikation das Verfahren, durch das die Teile des Systemkastens oder der Garnitur von Gewehren gehärtet werden und ein schön marmoriertes Aussehen erhalten.

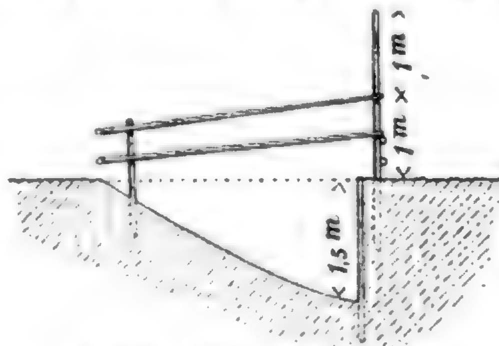
Einsiedler, s. *Eingänger;* doch gilt dieser Ausdruck auch für die alten, einsam stehenden Gemsböcke (Laubböcke).

einspielen s. *einbalzen.*

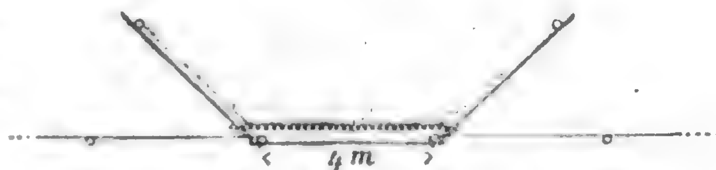
einsprengen, Wild nach einem auf drei Seiten mit Tüchern umstellten Distrikt treiben und, wenn dies gelungen ist, auch die offene Seite zustellen. Man bezweckt damit, für das demnächst anzustellende Jagen mehr Wild als gewöhnlich vorzutreiben, und es geschieht in der Regel, wenn hohe Gäste erwartet werden, denen man ein besonderes Jagdvergnügen bereiten will.

einspringen. 1) Der Vorstehhund springt ein, wenn er das Wild, das er vorstand, durch Voreilen herausstößt. Ehedem war es üblich, die sich vor dem vorstehenden Hunde drückenden Hühner von diesem herausstoßen zu lassen. Gegenwärtig tritt der Jäger die Hühner, die der Hund vorsteht, selbst heraus, um zu verhüten, daß der Hund die üble Gewohnheit annimmt, das Wild auch weitab vom Jäger aufzusprengen. Im offenen Felde soll der Hund niemals e., sondern so lange vorstehen, bis er abgepfiffen oder ein Schuß gefallen ist. Der stöbernde Hund soll dagegen das Wild aufjagen und womöglich dem Jäger zudrücken. Intelligente Hunde lernen es bald, zwischen der Arbeit im offenen Felde und im Wasser oder im dichten Gehölz einen Unterschied zu machen. Junge und auch feurige ältere Hunde springen leicht in den ersten Tagen der Hühnerjagd ein. Wenn sie aber eine gute Schulung durchgemacht haben, insbesondere auf den Pfiff mit der Trillerpfeife dann machen, ist es leicht, sie dahin zu bekommen, daß sie das E. unter allen Umständen unterlassen. 2) Wild springt ein, wenn es einen *Einsprung* benutzt.

Einsprung, Vorrichtung in Wildparks oder Tiergärten, um Wild hineinzulocken, das dann nicht mehr heraus kann. Man führt



2. Querschnitt des Einsprunges.



3. Grundriß des Einsprunges.

dazu einen nach dem Tiergartenzaun hinführenden Damm von Erde auf, welcher allmählich die Höhe des Zaunes erreicht. Besser ist es, im Wildzaun eine Lücke von Zaunfeldlänge zu lassen und an der inneren Seite den Boden etwa 1,5 m tief abzugraben. Wenn nun das Wild die Äsung im Wildpark wahrnimmt, so pflegt es längs des Zaunes hinzutrollen und einen Eingang zu suchen, welchen ihm der E. gewährt. Es ist dem Wilde eine Kleinigkeit, von dem Damm in den Park einzuspringen, aber unmöglich, die senkrechte Höhe aus dem Park auf den E. zurück zu überfallen. Namentlich fallen Hirsche zur Brunstzeit gern vom E. in den Wildpark, wenn sie darin stehende Hirsche schreien hören oder das brunstige Kahlwild wittern; vgl. dagegen *Einlauf*.

Das Offenlassen eines E. während der Schonzeit verstößt gegen die Schonvorschriften, wenn der Wildpark so beschaffen ist, daß das Wild sich im Eigentum des Parkbesitzers befindet (s. *Wildpark*); es wird dadurch gefangen.

Einstand, der regelmäßige Stand von Gemsen an unzugänglichen Bergstellen.

einstehen s. *einschwingen*.

einsteigen, wenn der Otter (Biber) ins Wasser geht, so steigt er ein oder fällt ins Wasser.

einstellen s. *einrichten*.

Einstieg, die Stelle, wo der Otter oder Biber ins Wasser fällt.

einstreichen, 1) das Fliegen der zu fangenden Vögel gegen die aufgestellten Netze. 2) Vom Auerhahn, das Zusammenschieben der gespreizten Federn und Flügel.

Einwechsel (Eingang), Stelle, wo ein Stück Wild aus einem Revier in das andere sich begibt (einwechselt).

Einzellader, zum Unterschiede vom Mehrlader ein einläufiges Gewehr, das für jeden Schuß die Einführung einer Patrone bedingt.

einziehen, wenn Wild der hohen Jagd morgens vom Felde zu Holze zieht.

Einziehung. Nach § 295 des Strafgesetzbuchs ist neben der durch ein Jagdvergehen verwirkten Strafe auf Einziehung des Gewehrs, der *Jagdgeräte* und der Hunde, welche der Täter bei dem unberechtigten Jagen bei sich geführt hat, ingleichen der Schlingen, Netze, Fallen und anderen Vorrichtungen zu erkennen, ohne Unterschied, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht; das gefrevelte Wild ist nicht einzuziehen. Andere Gegenstände als die in § 295 genannten können nach § 40 des Strafgesetzbuchs eingezogen werden, falls sie dem Täter gehören, es muß aber mindestens ein Versuch des Wilddiebstahls stattgefunden haben. Nicht nötig ist es, daß der Täter die einzuziehenden Gegenstände für das Jagdvergehen mitgenommen oder daß er sich ihrer bedient oder ihrer überhaupt bedurft hat. Die E. ist auch auszusprechen, wenn eine *Beschlagnahme* vorangegangen ist. Die Schlingen, Netze und Fallen und andere Vorrichtungen sind auch dann einzuziehen, wenn der Täter sie nicht bei sich geführt hat. Die E. geschieht für den Staat durch die Strafvollstreckungsbehörde. Über die Ablieferung und Verwertung oder Vernichtung der eingezogenen Sachen sind in den einzelnen Bundesstaaten Bestimmungen getroffen.

In den Landesgesetzen ist außerdem E. für verschiedene Übertretungen vorgeschrieben oder zugelassen, z. B. wegen Nichtbeisichführens eines vorgeschriebenen Jagdscheins, wegen Übertretung von Schonvorschriften.

Nach § 7 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 kann neben der Strafe auf E. der verbotswidrig in Besitz genommenen, feilgebotenen oder verkauften Vögel, Nester und Eier, sowie auf E. der Werkzeuge erkannt werden, welche zum Fangen oder Töten der Vögel, zum Zerstören oder Ausheben der Nester, Brutstätten oder Eier gebraucht oder bestimmt waren, ohne Unterschied, ob die einzuziehenden Gegenstände dem Verurteilten gehören oder nicht.

Eisalk s. *Alk*.

Eisbein, die eine Hälfte des Schlosses beim edlen Haarwild; beide E. (Beckenknochen) bilden also das Schloß.

Eisbruch s. *Bruch 4*.

Eisen, alle eisernen Fangapparate, als Schwanenhals, Teller-, Mardereisen u. a. (s. *Fallen III*). Die Saufeder wird hin und wieder das Schweinseisen genannt.

Eisenbahnen unterbrechen in einem Eigenjagdbezirk nicht den Zusammenhang und stellen ihn nicht her. Sie gehören zum Gemeindejagdbezirk, falls sie nicht, z. B. wegen umfangreicher Dienstländereien, einen Eigenjagdbezirk bilden. Aus Rücksichten des Verkehrs ist die Jagd auf dem Bahndamm verboten, das Betreten der Eisenbahndämme usw. nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Eisente s. *Enten II, 7*.

Eismöwe s. *Möwenartige Vögel I, 5* und *II, 1*.

Eisschellente s. *Enten II, 7*.

Eissproß, das Ende zwischen Augen- und Mittelsproß am Rothirschgeweih; er tritt beim Zehnender zuerst auf, kann aber selbst bei Geweihen von zahlreicheren Enden fehlen, gelegentlich auch nur an einer Stange ausgebildet sein. Stets sitzt er dicht an dem Augensproß.

Eistauchente s. *Enten II, 7*.

Eistaucher s. *Taucher II, 2*.

Ekzem des Hundes, eine Hautentzündung, welche in ihren verschiedenen Entwickelungs-

formen zur Rötung, Schwellung, Knötchen-, Bläschen-, Pustel-, Borken- und Schuppenbildung führt und in der Regel mit mehr oder weniger ausgesprochenem Juckreiz verbunden ist. Meist ist das E. die Folge einer vernachlässigten Hautpflege. Am häufigsten erkranken ältere und gut genährte Hunde. Lieblingsstellen sind in erster Linie der Rücken, dann die Außenfläche der Gliedmaßen, der Hals und der Kopf. Zunächst besteht Rötung der Haut, dann bilden sich dicht nebeneinandersitzende Knötchen, die sich in Bläschen umwandeln, welche platzen und nässende Stellen hinterlassen. Die Haare gehen aus, und die Wundflüssigkeit wird eiterig. Die erkrankte Haut ist äußerst empfindlich. Die Flüssigkeit kann zu Krusten eintrocknen, unter denen die Heilung vor sich geht. Meist neigt das E. zu einem chronischen Verlaufe. Die Haut verdickt sich dann sehr bald und ist mit weißgrauen Schuppen bedeckt, unter denen sie hoch gerötet und stark glänzend ist. Bald sträuben sich die Haare und brechen ab. Die Haut wird derber und rissiger, der Juckreiz ist in einigen Fällen sehr heftig, bald weniger lästig. Endlich kann es zur Bildung warziger Wucherungen kommen. Die Behandlung hat sich nach der Form zu richten, in der die Krankheit auftritt. Im ersten Stadium genügt Auftragen von Zinksalbe. Gegen hartnäckige chronische E. kommen, je nach den Krankheitserscheinungen, Höllensteinlösungen, Holzteer usw. zur Anwendung. Das chronische E. ist meist schwer heilbar und erfordert tierärztliche Behandlung. Vorbeugend wirken regelmäßiges Kämmen, Bürsten und Baden zwecks Entfernung von Flöhen, Läusen, Haarlingen usw.

Elchhund, schwedischer. Die eigentliche Heimat dieses Haus-, Hüter- und Jagdhundes ist Schweden, doch wird er auch häufig in Finnland und im nördlichen Rußland gehalten. Man hat zwei Schläge zu unterscheiben, der „Lebhund" wird etwa wie ein Leithund an einem eigentümlichen, geschirrartigen Riemen, der „Saele", verwandt; der „Löshund" verrichtet die Dienste einer Bracke. Die mittelschweren Hunde werden für die Elchjagd, die leichteren (Tuglehunde) für die Jagd auf Hasel-, Birk- und Auerwild verwandt. Der E. ist etwa 50 bis 55 cm hoch und wiegt 14 bis 18 kg. Er ist ein lebhaftes, gutmütiges und kluges Tier, das in seiner Heimat in hohem Ansehen steht. Kopf ähnlich dem eines Spitzhundes, jedoch breiter und eckiger, auch ist der Oberkopf weniger stark gewölbt. Fang länger und tiefer als bei unseren Spitzen, Lefzen nur ganz leicht überfallend. Ohren sehr spitz, sie werden aufgerichtet getragen. Rute mittellang, die verlängerte Behaarung der Unterseite überall gleich lang; Rute geringelt. Behaarung des Kopfes kurz und glatt, am übrigen Körper rauh und hart; im Nacken und auf dem Kreuz ist das Haar oft ziemlich verlängert. Farbe wolfsgrau oder braun mit Ausnahme der Unterseite des Rumpfes, der Rute und der Läufe.

Elchschaufler s. *Elchwild.*

Elchwild (Elen, Elch, auch wohl Elentier in populären und älteren Schriften; Cervus alces L., Alces palmatus Gray, nach Blasius richtiger Alce), eine häufig zum Vertreter einer besonderen Gattung erhobene Hirschart, die allerdings in so vielen Beziehungen von den übrigen Cerviden abweicht, daß man ihr mit Fug und Recht eine Sonderstellung einräumen darf.

Weidmännische Ausdrücke.

Es finden die beim Dam- bzw. *Rotwild* gebrauchten Anwendung. Zu mißbilligen sind aber die aus Skandinavien eingeführten Ausdrücke, wie Ochse, Kuh usw.)

Beschreibung.

Die Körpergestalt ist sehr auffallend wegen der bedeutenden Schulter- und der wesentlich geringeren Beckenhöhe. Der Kopf ist groß und plump, mit stark herabgebogenem Windfang und überhängender Oberlippe, sowie fast ganz behaarter Nasenkuppe. Lichter und Tränenhöhlen sind relativ klein, die Lauscher dagegen lang, fast eselartig zu nennen. An dem kurzen, gedrungenen Hals verlängert sich das straffe, ziemlich brüchige Haar zu einer Art Mähne, auch findet sich bei beiden Geschlechtern an der Kehle ein bartartig herabhängendes Haarbüschel, das beim Schaufler einem beim Mutterwild fehlenden oder nur schwach entwickelten, wammenartigen Hautzapfen aufsitzt und Bart genannt wird. Der Wedel ist kurz, die Läufe sind lang; sie enden in schmalen, spitzen, weit gespaltenen Schalen, denen sich ziemlich tief angesetzte und daher in weichem Boden sich abdrückende Oberrücken zugesellen. Sommer- und Winterhaar zeigen in der Färbung geringe Abweichungen. Das erstere färbt sich am Rumpf dunkelbraun, etwas dunkler am Hals und besonders am Kopf und geht am Geäse etwas ins Graue, ändert aber ziemlich stark ab. Die Unterseite des Körpers und die Innenseite, sowie die untere Partie der Läufe sind weißgrau. Im Herbst ändert sich der Gesamtton etwas ins Grauliche. Das Kalb ist ziemlich gleichmäßig rotbräunlich, ohne die sonst bei den Hirscharten so verbreitete Fleckenzeichnung. Die Dimensionen des Elchwildes sind sehr beträchtlich. Starke Schaufler erreichen eine Schulterhöhe von $2\frac{1}{2}$ m bei einer Körperlänge von etwa 3 m und einem Gewicht von 600 kg. Das Kahlwild ist entsprechend schwächer, immerhin aber weit

stärker und schwerer als der stärkste Rothirsch. Am Schädel fällt die Kürze der Nasenbeine auf, wogegen die knorpeligen Teile des Nasenrohres sehr stark entwickelt sind. Die Tränenhöhlen sind schwach; die Stirnpartie sehr breit, in der Mitte vorgewölbt. Die Rosenstöcke verlaufen seitwärts anfänglich schräg nach oben, dann allmählich horizontal. Die Schneidezähne sind einander, abgesehen von nicht bedeutenden Größenunterschieden, sehr ähnlich; Eckzähne (Haken) fehlen. Der Zahnwechsel vollzieht sich beim E. viel rascher als beim Rotwild, mehr wie beim Reh. Etwa mit 16 bis 17 Monaten, also ungefähr im September des zweiten Kalenderjahres, ist das junge Stück Elchwild im Besitze des vollen bleibenden Gebisses.

Die Geweihentwicklung weicht ebenfalls in mancher Hinsicht von der des Rothirsches ab, schließt sich dagegen ebenso wie die Gebißverhältnisse mehr denjenigen des Rehes an. Im Herbste des ersten Jahres entwickeln sich die anfänglich etwas schräg nach oben gerichteten Rosenstöcke. Wie das wahrscheinlich sehr geringe Erstlingsgeweih des E. beschaffen ist, dürfte noch nicht bekannt sein. Vielleicht entspricht es dem des Rehes, entwickelt sich noch im ersten Kalenderjahr und wird zu Anfang des zweiten abgeworfen. Tatsache ist jedenfalls, daß im Alter von 15 bis 17 Monaten, etwa bei Vollendung des bleibenden Gebisses, der junge Elchhirsch teils Spieße, teils aber auch schon Gabeln oder gar sechs Enden trägt. Ob es sich hierbei nun, wie von verschiedenen Forschern angenommen, um das erste Geweih handelt oder um das zweite, ist noch nicht entschieden. Im zweiten Winter wird dieses Geweih abgeworfen, und es treten dann Gabeln oder wieder sechs Enden, zuweilen aber auch nochmals Spieße oder ein stärkeres Geweih auf. Überhaupt ist die Geweihentwicklung des E. recht veränderlich. Es kommt z. B. gar nicht so selten vor, daß eine Reihe von Jahren immer Gabeln geschoben werden, ja es bleiben sogar unter Umständen Elchhirsche zeitlebens Gabler. Beim Sechsender pflegt sich die bei stärkeren Geweihen bzw. Schaufeln normalerweise vorhandene Sonderung jeder Geweihhälfte in zwei Teile zuerst bemerkbar zu machen, von denen der eine, stärkere, mehr nach oben gerichtete die eigentliche Schaufel bildet, während der schwächere, mehr nach vorn bzw. unten gerichtete, dem Augsprossenteil der anderen Hirschgeweihe entspricht. Letzterer erhält selten mehr als drei Enden an jeder

1. Kapitaler Schaufler.

Seite, die Schaufel dagegen kann sehr endenreich werden. Der Rosenstock wird nach jedem Abwerfen stärker und kürzer, auch nimmt er zunächst eine mehr wagerechte, später sogar eine etwas nach unten verlaufende Richtung an. Zuweilen wird die Schaufelbildung unterdrückt und die einzelnen Teile des Geweihes bleiben rundlich im Querschnitt; es entstehen

2. Elchspießer.

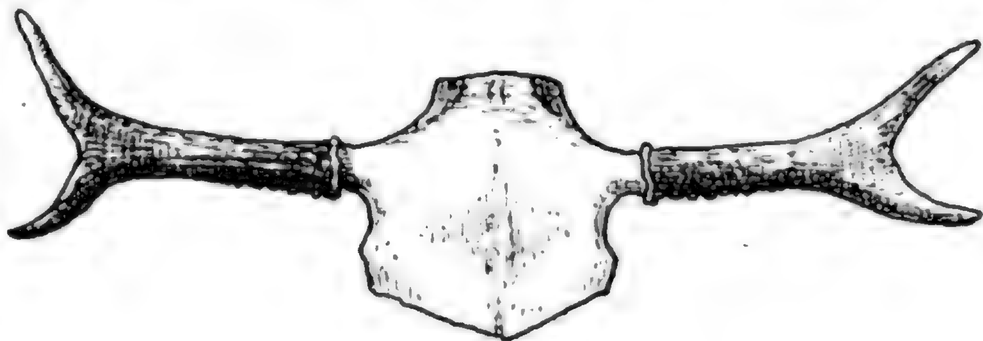
so die Stangenelche, die nie eine bedeutende Endenzahl aufweisen, so daß man es wohl mit Kümmerern zu tun hat. In manchen Revieren kommen gleichzeitig Stangen- und Schaufelelche vor. Als stärkster bekannter Elchschaufler darf wohl ein in der berühmten Erbacher Sammlung befindlicher ungerader Vierzigender gelten. Was die Maße und Gewichte der Elchschaufeln betrifft, so können zwar die altweltlichen nicht mit den kapitalen nordamerikanischen konkurrieren, doch findet man unter ersteren solche mit einer Auslage von 1 bis 1,2 m, allerdings als größte Seltenheiten. Das Gewicht kann 20 bis 25 kg erreichen, doch dürfen Schaufeln von 15 kg schon als sehr gut gelten. Die Abwurfszeit ist in den deutschen Elchrevieren bei starken Schauflern Ende Oktober, Anfang November; bei geringen Hirschen verschiebt sie sich bis gegen Neujahr. Die Fegezeit fällt in den Juni und Juli.

Verbreitung, Aufenthalt.

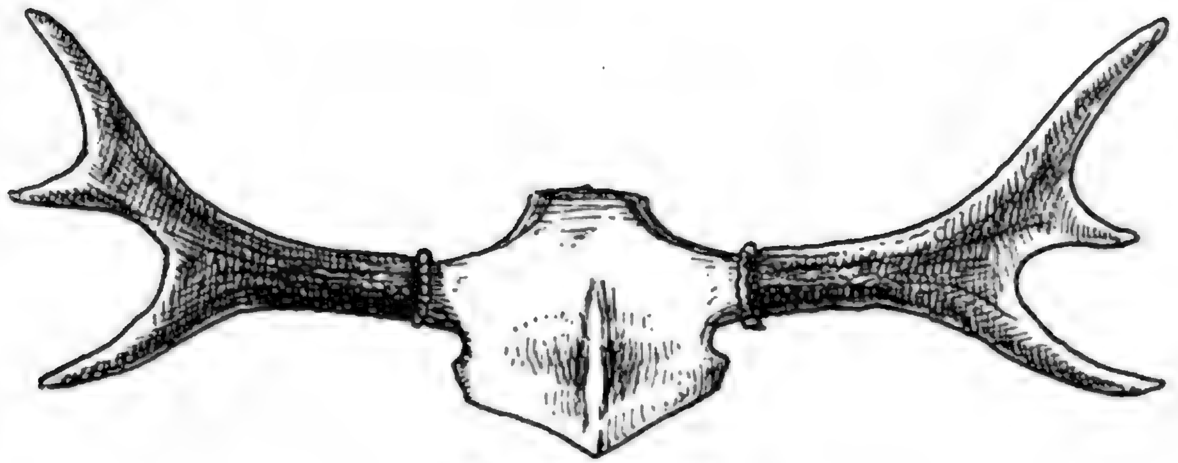
Der europäische Elch findet sich vom östlichen Teile Ostpreußens an durch das europäische Rußland und nördlich über einen großen Teil Skandinaviens etwa zwischen dem 59. und 67. Grad n. Br. Außerdem bewohnt das E. Sibirien bis zum Ochotzkischen Meerbusen, und wenn man — was wahrscheinlich das Richtige ist — auch die nordamerikanischen Elche artlich mit den altweltlichen vereinigt, so gehört auch ein gewaltiger Teil Nordamerikas zum Verbreitungsbezirk des Cervus alces. In Ostpreußen, das uns hier wohl am meisten interessiert, steht Elchwild außer in dem deswegen besonders bekannten Forstbezirk Ibenhorst in einem großen Gebiet um das Kurische Haff, im Samland, in Natangen usw. Auch auf der Kurischen Nehrung hat sich Elchwild angefunden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Stand in den ostpreußischen Revieren auf rund 300 Stück geschätzt; jetzt (1913) sind es gegen 600 Stück. Leider sind in vielen Gegenden die klimatischen Verhältnisse und die zahlreichen Überschwemmungen dem Wilde gefährlich, so daß auf eine wesentliche Vermehrung des Standes an Elchen schwerlich gerechnet werden kann.

Lebensweise, Fortpflanzung, Jagd.

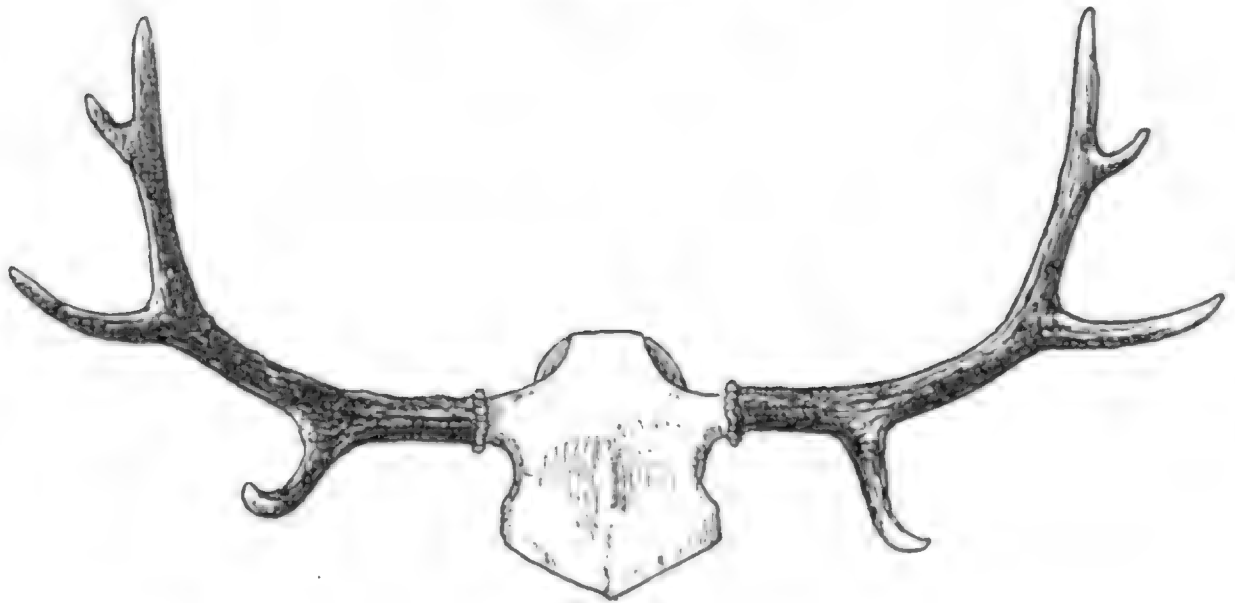
Durch seine Lebensweise ist das E. ein arger Forstschädling, da es bezüglich seiner Äsung vorzugsweise auf Baumpflanzen angewiesen ist. Zweige und Rinde von Weiden, Erlen, Birken, Pappeln und anderen Laubhölzern, sowie von Kiefern, Lärchen usw. bilden einen Hauptbestandteil der Äsung des E., wozu im Sommer noch Kräuter und Gräser, Wurzeln, Knollen, Pilze, junges Getreide usw. kommen. Als Stand werden sumpfige Niederungen bevorzugt, wo das Wild alles findet, was es braucht. In Skandinavien zieht es im Sommer, um der Mückenplage zu entgehen, in höhere und freiere Lagen im Gebirge. Trotz seiner plumpen, ungeschlachten Gestalt bewegt sich doch das E. in schwierigem Gelände mit großer Gewandtheit und beweist auf der Flucht eine außerordentliche Ausdauer. Es bewegt sich vorzugsweise trollend mit sehr weit ausholenden Schritten. Wenig bedeutend ist seine Fähigkeit zu hohen Fluchten, dagegen bewegt es sich vermöge der langen, weit spreizenden Schalen mit großer Sicherheit auf trügerischem Moor- und Sumpfgelände, ohne es jedoch immer vermeiden zu können, an ganz weichen Stellen einzusinken. Die Angabe, daß sich das E. an besonders gefährlichen Moorstellen auf die Seite lege und durch Schnellen mit den Läufen sich hinüberarbeite, scheint nicht zutreffend zu sein. Auf dem Eise gleitet es leicht



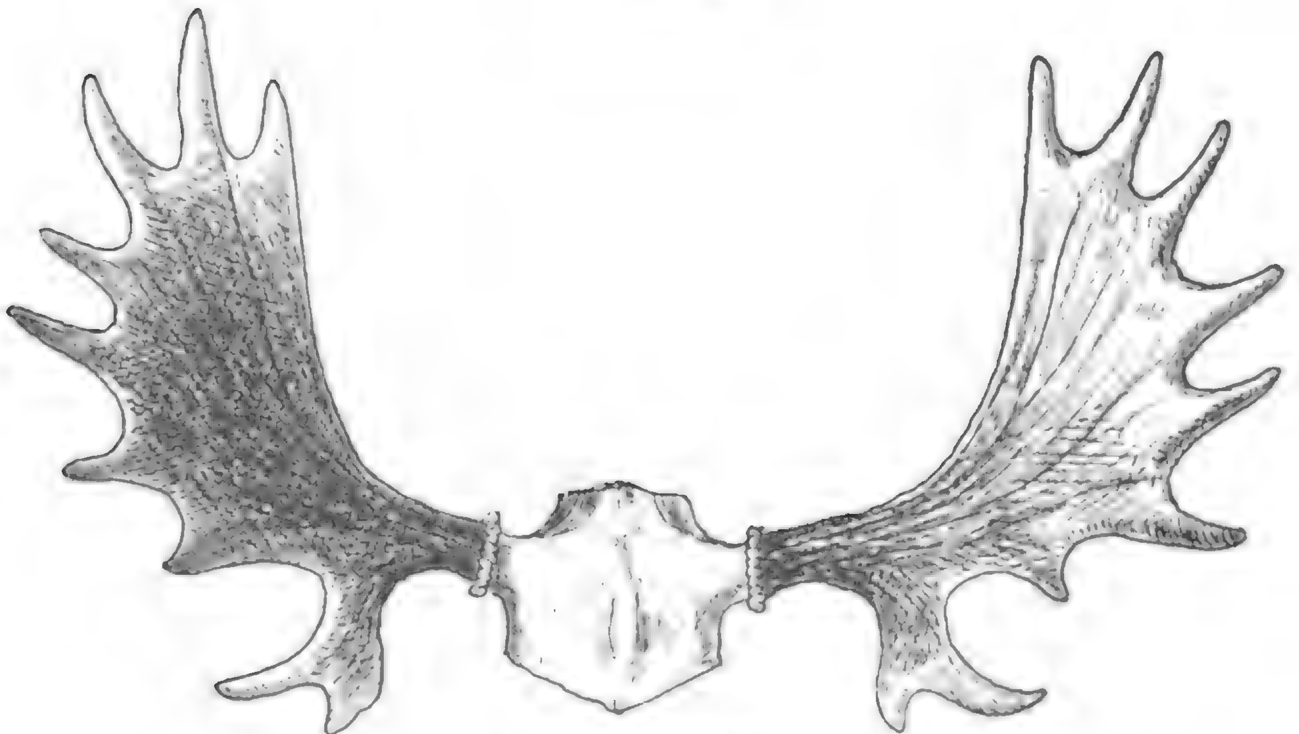
3. Elchgabler.



4. Angehender Elchschaufler.



5. Stangenelch.



6. Kapitaler Elchschaufler.

aus, dagegen rinnt es gut und ausdauernd. Unter den Sinnen ist die Fähigkeit zu winden und zu vernehmen besonders hoch entwickelt, weniger die des Auges.

Im Gegensatz zu vielen anderen Cerviden steht das Elchwild fast nie in starken Rudeln, sondern meist einzeln oder in geringeren Trupps. Starke Schaufler stehen fast immer allein, ausgenommen während der Brunftzeit, die in Ostpreußen Ende August beginnt, anderswo gegen Ende September. Sie verläuft im großen und ganzen ähnlich wie die des Rotwildes, doch treibt sich der Schaufler nie ein starkes Rudel Mutterwild zusammen. Der Brunftschrei hat etwas Klagendes und Tremolierendes, nichts von der imposanten Wucht des Rothirsch-Orgelns. Das Elchtier geht 35 bis 36 Wochen beschlagen, so daß die Setzzeit in Ostpreußen Ende April bis Mitte Mai ist, in Rußland und Skandinavien etwa vier Wochen später. Alte, starke Tiere setzen bisweilen zwei Kälber, häufiger dürfte wohl nur eins gesetzt werden. Nach einigen Tagen folgt das anfangs sehr ungelenke Kalb der Mutter, die es durch Schlagen mit den Läufen nachdrücklich gegen Raubzeug verteidigt. Von Feinden aus der Zahl der Raubtiere stellen dem E. nur Wolf, Bär, Luchs und Vielfraß nach. Dagegen wird es im Sommer an seinen sumpfigen Standorten sehr von Insekten geplagt, außer von Mücken, Fliegen und Bremsen auch von einer besonderen Art von Nasenbremsen, der Cephenomyia ulrichi. Auch die mehr lästige als schädliche Lausfliege (Lipoptena cervi) bewohnt oft zahlreich die Decke des E. Seuchen und Krankheiten, darunter auch der Milzbrand, haben wiederholt den Elchständen, auch den ostpreußischen, empfindlichen Schaden zugefügt. In der Gefangenschaft läßt sich Elchwild nicht eben leicht halten, da es unter ganz besonderen Bedingungen und Verhältnissen lebt. Einmal eingewöhnte, junge Stücke werden oft sehr zahm. Während früher Elchleder zu Kollern usw. viel gebraucht wurde, dient die Decke des erlegten Elches jetzt wohl meistens Liebhaberzwecken. Wildbret liefern die starken Stücke eine ansehnliche Menge, so daß Wilddiebe und Aasjäger dem seltenen Wilde von jeher eifrig nachgestellt haben.

7. Fährte eines starken Elchschauflers im Ziehen (1/10 nat. Gr.)

Die Fährte des E. ist wegen der eigentümlichen Bildung seiner Schalen leicht erkennbar, zumal bei erwachsenen Stücken, bei denen schon die Dimensionen der einzelnen Tritte vor Verwechselung mit anderen Wildfährten schützen. Der Ballen an der Unterseite der Schalen ist außerordentlich lang und erstreckt sich bis fast an das Vorderende der langen, schmalen und spitzen Unterseite der Schale, so daß der als Hohle bezeichnete Teil so gut wie ganz fehlt. In den Tritten fehlt daher auch der entsprechende erhabene Teil. Unterschiede in den Tritten von Schaufler und Tier sind beim E. kaum bekannt, wie überhaupt die Fährtenkunde bei diesem Wilde nicht annähernd so hoch ausgebildet ist wie beim Rotwild.

Die Jagd wird bei uns meistens durch Anbirschen, seltener durch Anfahren oder auf dem Ansitz betrieben und ist in vielen Revieren, wo das Elchwild durch die Hege vertraut geworden ist, nichts weniger als ein Kunststück. In den russischen Ostseeprovinzen schießt man das E. meistens im Treiben; in Skandinavien sucht man mit eigenen, spitzartig aussehenden Elchhunden das Wild auf, bzw. folgt einer frischen Fährte, bis das Benehmen des Hundes die Nähe des Wildes anzeigt, und sucht sich dann anzubirschen. Der Elch ist hart und verlangt einen guten Schuß, doch bewähren auch bei ihm die modernen Büchsen und Treibmittel ihre Leistungsfähigkeit. Der krank geschossene Schaufler geht oft sehr weit und verursacht eine außerordentlich mühsame, anstrengende Nachsuche. Aufgebrochen wird

der Elch wie das Rotwild, auch ist seine Verwendung dieselbe wie bei diesem.

Literatur: E. v. Kapherr, Das Elchwild; A. Martenson, Der Elch; Dietrich aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.

Elen s. *Elchwild.*

Eleonorenfalke s. *Edelfalken I, 5.*

Elfenbeinmöwe s. *Möwenartige Vögel II,2.*

Elk s. *Elchwild.*

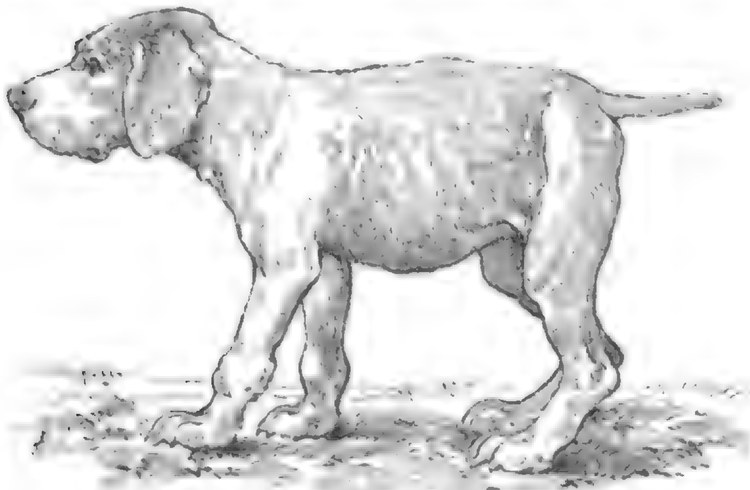
Elster s. *Rabenvögel II.*

Ende, alle mehr oder minder fingerförmigen Auswüchse an den Geweihen oder Gehörnen. Am Hirschgeweih muß nach der alten Jägerregel ein E., wenn es gezählt werden soll, lang genug sein, um eine Hirschfängerkoppel oder eine Hornfessel halten zu können. Für die drei untersten E. am Edelhirschgeweih bedient man sich der Bezeichnung Sproß und sagt daher Augen- (Aug-), Eis- und Mittelsproß, nicht Augenende usw. Gezählt werden jagdmäßig die E. beim Rothirsch und allenfalls beim Rehbock (dagegen nicht beim Elch- und Damschaufler), und zwar an beiden Stangen zusammen (Sechsender, Achtender, Zehnender usw.). Fehlen an einer der beiden Stangen E., so verdoppelt man die E. derjenigen Stange, welche die meisten E. aufweist, und fügt die Bezeichnung „ungerade" hinzu.

Enge. In der E. steht das Jagen, wenn das Wild schon sehr zusammengedrängt ist.

Engerlinge beim Wild, s. *Bremsenlarven.*

Englische Krankheit (Rhachitis) **des Hundes.** Die Krankheit ist durch anormales Wachstum und unvollständige Verknöcherung der Knochen gekennzeichnet. Sie tritt meist in den ersten Lebensmonaten auf und wird in erster Linie durch fehlerhafte Ernährung und unzweckmäßige Haltung verursacht. Die Krankheit entsteht allmählich. Die jungen Hunde sind weniger lebhaft, liegen viel, ihr Gang ist watschelnd. Die Gelenke sind aufgetrieben und schmerzhaft, die Rippen zeigen knotige Anschwellungen, die langen Röhrenknochen sind verkrümmt. In schweren Fällen sind die Tiere abgemagert und im Wachstum zurückgeblieben. Die Kost bestehe in Fleisch, Milch und weichen Kalbsknochen. Der Aufenthaltsort sei reinlich; die Patienten müssen sich viel in freier Luft aufhalten. Mit dieser Behandlung kommt man der Regel nach aus, und die rhachitischen Veränderungen gehen meist innerhalb weniger Wochen vollständig zurück. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß starke rhachitische Veränderungen oft während des ganzen Lebens sichtbar bleiben.



Junger Hund mit Rhachitis.

Enklaven s. *Trennstücke.*

Enten (Anatidae), Familie aus der Ordnung der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres), zu welchen außer den erstgenannten noch *Schwäne, Gänse* und *Säger* gehören. Bei den Mitgliedern der Familie der Enten ist der Schnabel vorn abgeflacht, an den Rändern mit Hornlamellen versehen, im allgemeinen mit einer weichen Haut bedeckt, die nur vorn eine etwas erhabene, meist ovale, deutlich abgegrenzte Stelle, den sog. Nagel, freiläßt. Der Kopf ist ganz befiedert, der Lauf kürzer als die Mittelzehe, vorn mit einer Reihe größerer Quertafeln bekleidet. Die Vorderzehen sind durch vollständige Schwimmhäute miteinander verbunden.

Allgemeine Beschreibung.

Erpel und Ente in Farbe und z. T. auch Stärke meist abweichend voneinander. Die Enten mausern in der Regel nur einmal, die Erpel zweimal jährlich; erstere, wenn die Jungen flugbar sind, letztere, wenn die Enten brüten, und dann im Spätherbst. Die erste Mauser erstreckt sich bei beiden auf das ganze Gefieder, wobei ihnen die Schwingen nicht nach und nach, wie bei anderen Vögeln, sondern alle fast gleichzeitig ausfallen, so daß sie während dieser Zeit nicht aufstehen und streichen können, und sich ängstlich versteckt halten müssen. Die zweite Mauser erstreckt sich nur auf das kleine Gefieder, nicht auf die Schwingen, und verschafft dem Erpel das Prachtkleid, während sich die Ente wenig verändert. Die Enten streichen, wenngleich nicht gewandt, doch schnell, einige mit hörbarem Geräusch, so besonders die Stock- und die Schellente. Nur während der Reihzeit kümmert sich der Erpel um die Ente; sowie sie brütet, zieht er sich zurück, zumal dann seine Mauser beginnt. Klug und mit scharfen Sinnen begabt, lassen die Enten den Jäger schwer ankommen.

Wenn die Gewässer zufrieren, ziehen sie fort in stärkeren Flügen und in einem unregelmäßigen Winkel, dessen Spitze ein Erpel zu führen pflegt, während beim paarweisen Flug die Ente stets vorn ist. Die E. sind Allesfresser; was nur irgend verdaulich ist und durch den Schlund gezwängt werden kann, muß hinunter, selbst große Frösche, an denen sie alsdann lange würgen. Sie durchschnattern den Schlamm nach allerlei Freßbarem und lassen das Unbrauchbare an den Schnabelseiten herausfallen. Die Enten machen starke Gelege, bis 16 Eier, brüten bald am Wasserrand, bald auf trockenem Boden in Dickungen, wenngleich in der Nähe kein Wasser ist, oder auch, wie die Stockenten, in verlassenen Raubvogelhorsten, auf Kopfweiden usw., aus denen sie die Jungen heraustragen oder diese sich herausfallen lassen. Sie rudern alle mit großer Gewandtheit, laufen aber infolge ihrer nach hinten gestellten Ruder ungeschickt und sprichwörtlich watschelnd; einige Arten tauchen geschickt und dauernd, wobei sie ihrer Nahrung nachgehen, andere nur im Notfall und nur mit dem halben Körper in senkrechter Stellung, oder, wie man weidmännisch sich ausdrückt: sie stürzen; diese heißen Schwimmenten, die anderen Tauchenten. Die Kenntnis der Enten ist insofern nicht leicht, als sie, wie schon erwähnt, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit recht verschiedene Kleider tragen, doch gibt zur Feststellung der Spiegel, d. h. ein bestimmter, auffallend gefärbter Teil der Mittelschwingen, bei den meisten Arten gute Merkmale an die Hand.

Die Enten bewohnen teils das Binnenland, teils die Meeresküsten. Die letzteren Arten fallen zur Zugzeit auch an größeren Gewässern im Binnenlande ein. Zahlreiche nordische Arten besuchen uns nur im Winter oder ziehen im Herbst und Frühjahr bei uns durch. Das Wildbret der Süßwasserenten ist sehr geschätzt, dagegen pflegen die Seeenten mehr oder minder tranig zu schmecken und erheischen, um genießbar zu werden, besonderer Kochkünste.

Während man sonst meistens zwei Gruppen von Enten unterschied, nämlich Schwimmenten und Tauchenten, pflegt man jetzt die letzteren in mehrere Gattungen zu zerlegen, was sicher berechtigt ist. - Wir haben hier die folgenden Gattungen als in Deutschland vorkommend zu behandeln: 1) Schwimmente (Anas) mit 7 Arten; 2) Tauchente (Nyroca) mit 7 Arten; 3) Trauerente (Oidemia) mit 2 Arten; 4) Schmuckente (Cosmonetta) mit 2 Arten; 5) Eiderente (Somateria) mit 2 Arten; 6) Ruderente (Erismatura) mit einer Art; 7) Brandente (Tadorna) mit einer Art; 8) Rostente (Casarca) mit einer Art.

Weidmännische Ausdrücke.

Bei allen zur Niederjagd gehörenden Schwimmvögeln heißen die Füße Latschen oder Ruder, wenn sie ganze Schwimmhäute haben; Kette ist die aus Alten und Jungen bestehende Familie, wofür man hin und wieder auch Schof sagt; verschiedene Ketten oder deren Überreste gesellig untereinander bilden einen Flug, starke Flüge eine Schar. Die Männchen der E. heißen Erpel, die Weibchen Enten; die Paarungszeit Reihzeit.

1. Gattung: Schwimmente (*Anas L.*).

Schnabel von der Wurzel bis an die Spitze gleich breit (eine Ausnahme hiervon bildet nur die Löffelente); Stoß 14federig; Lauf kürzer als Mundspalte; der Schnabel verhältnismäßig lang. Gestalt schlank, Hinterzehe ohne herabhängenden Hautlappen, vierte Zehe merklich kürzer als die dritte, Nagel der ersteren etwa zur Hälfte aus der Schwimmhaut herausragend; Lauf ungefähr so lang wie die Innenzehe ohne Nagel. Auf den Armschwingen ein besonderes, meist sehr lebhaft gefärbtes Feld, der sog. Spiegel, der bei den einzelnen Arten charakteristisch und gut zu deren Unterscheidung zu verwenden ist.

1. Ruder einer Schwimmente.

1) Stockente (Anas boschas L.; Wildente, März-, Spiegel-, Gras-, Moosente).

Beschreibung.

Länge 52,5 cm, Stoß 9, Schnabel 5,4, Mundspalte 6,3, Lauf 4 cm.

Spiegel blau mit grünlichem Metallschimmer, an der Ober- und Unterseite schwarz, hinten und vorn von weißen Binden eingefaßt. Die Ente bedarf keiner Beschreibung, da sie der bräunlich gefärbten weiblichen Hausente zum Verwechseln ähnlich sieht; gleiches gilt von dem Erpel im Prachtkleide. Kopf und Oberhals schwarzgrün mit metallischem Schimmer, letzterer von einem weißen, hinten nicht geschlossenen Ring begrenzt; Kropf rotbraun, Unterseite aschgrau mit zahllosen, fein punktierten, schwarzen Wellenzeichnungen; Oberrücken dunkelbraun, weiß geschmitzt, Unterrücken und Stoßdecken schwarz mit grünlichem Schiller. Oberflügel und Handschwingen graubraun, ähnlich den etwas graueren Hinterschwingen, die Mittelschwingen enthalten den Spiegel. Die fast schwarzen Stoßfedern sind weiß umsäumt; bei alten Erpeln sind vier, bei jüngeren zwei schwarze Bürzelfedern zugespitzt und aufwärts gekrümmt, die sog. Erpel-

federn. Schnabel trüb gelblich-grau mit schwarzem Nagel, bei der Ente trüb gelbrötlich, an der Firste dunkel; Ruder gelbrot, Iris dunkelbraun. Im Sommerkleid ähnelt der Erpel der Ente sehr, doch ist er mehr grau und dunkel auf dem Kropf, am Unterrücken und Bürzel schwärzlich; die Erpelfedern sind nicht aufwärts gekrümmt. Die Jungen sind der Ente ganz ähnlich.

Verbreitung. Aufenthalt.

Die Stockente verbreitet sich in Europa von Skandinavien bis zu den Mittelmeerländern und findet sich in Asien unter den gleichen Breiten; auch die gemäßigten Teile von Nordamerika bewohnt sie. Bei uns kommt die Stockente überall vor, wo sie Ruhe und Äsung findet; Seen und Teiche mit Binsen und Röhricht zieht sie zwar vor, doch bewohnt sie auch Brücher, ist überhaupt nicht wählerisch.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Für viele unserer Gegenden ist die Stockente zwar Zugvogel, welcher durch Äsungsmangel zum Fortstreichen gezwungen wird; doch wo sie irgend des Winters Härte ertragen zu können glaubt, bleibt sie, vorausgesetzt, daß nie zufrierende Gewässer vorhanden sind. Sie streicht dann von einem Tümpel zum anderen umher; die weiter nördlich wohnenden Stockenten ziehen im Oktober südwärts und kommen im Februar oder März wieder zurück. Auf dem Zuge streichen die Stockenten sehr hoch, gern bei Nacht und in einer schrägen Linie oder auch im Winkel, doch nicht so regelmäßig wie Gänse und Kraniche. Nach ihrer Rückkehr im Frühling beginnen die Enten bald zu reihen, was man an der lärmenden Aufregung und daran erkennt, daß hinter einer Ente mehrere Erpel, einer dicht hinter dem anderen, in einer Reihe herziehen (daher „Reihzeit"), beim Schwimmen mit dem Kopfe nicken, gelegentlich übereinander herfallen, kämpfen und schließlich dem Begünstigten sein Recht überlassen, worauf sie sich zurückziehen und in kleinen Gesellschaften über ihr Witwertum trösten. Die Ente macht ihr Gelege an verwachsene Ufer, unter Bäume und Gesträuch, auf Kopfweiden, in Baumlöcher, selbst in Raubvogelhorste, und legt in der ersten Hälfte des April 6 bis 12, auch 14 Eier, welche olivengelblich oder -grünlich, auch manchmal bläulich aussehen, die Gestalt der Eier von zahmen Enten haben, durchschnittlich 58 : 44 mm groß sind und in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden. Die Ente führt die Jungen nicht sogleich nach dem Wasser, was auch oft unmöglich ist, wenn sie mitten in trockenen Kieferdickungen gebrütet hat, sondern wandert nur langsam ihm entgegen, unterwegs die Jungen zu Insektenfang und anderer Nahrungsaufnahme anweisend. Von den hoch gelegenen Nistplätzen holt sie ihre Jungen im Schnabel herunter, viele fallen aber vor Ungeduld aus dem Neste, ohne sich indes besonderen Schaden zuzufügen. Ist das Schof auf dem Boden vereint, so läuft es still davon dem Wasser zu und führt im Röhricht oder Binsengestrüpp ein wenig bemerkbares Dasein, zumal die alte Ente ungemein klug und wachsam ist und die Jungen sich sehr folgsam auf den ersten Warnungslaut schnell wie die Mäuse drücken. Sie sind vielen Verfolgungen durch Iltisse, Wiesel, Wasserratten, besonders auch Raubvögel ausgesetzt, unter denen die Rohrweihe am gefährlichsten ist, die täglich die Röhrichte usw. absucht. Auch größere Hechte schnappen manches Entenküken weg. Im Herbst bekommen die Jungen die ausgefärbten Kleider. Sobald sie beflogen und die Felder geräumt worden sind, fallen die Enten gern zur Nachlese der Körner auf ihnen ein, besonders auf Hafer- und Erbsenäckern, ferner auf stehenden Gewässern, die viel Entengrütze (Lemna L.) haben, nehmen später an Waldrändern oder unter einzeln stehenden Bäumen die Eicheln und Bucheln auf und mästen sich so zum Herbst hin ein ganz respektables Ränzlein an. Können sie kleine Fische wegschnappen, so tun sie es gewiß; es kann dies aber nur der Zufall mit sich bringen, da die Stockente nicht tauchend fischt; sie kann also die Fischerei nur durch Aufnehmen des Fischlaichs schädigen und, da dieser nicht immer so leicht aufzufinden und zugänglich ist, nur unerheblich. Die Stimme ist der der zahmen Ente ganz gleich; im Zorn sträubt sie die Federn und sperrt dabei den Schnabel so wunderbar weit auf wie kaum ein anderer Vogel, da ihr besondere Beweglichkeit des Oberschnabels eigen ist.

2) S c h n a t t e r e n t e (Anas strepera L., Chaulelasmus strepera Gray; Schnarrente, Weißspiegel, Nesselente, Mittelente). Länge 47 bis 50 cm, Stoß 9, Schnabel 4 bis 4,9, Lauf 4 cm. Spiegel vorherrschend weiß oder halb weiß, halb grau; hinten und vorn dunkel gesäumt. Der Erpel im Prachtkleide hat rötlich-grauen Kopf und Hals mit feinen, dunklen Flecken; Oberrücken und Schultern grau mit schwarzen Wellenzeichnungen; Unterrücken schwarzbraun, grau geschmitzt, Bürzel und Stoßdecken ober- und unterseits samtschwarz; Flügeldecken und Stoß graubraun mit weißen Säumen; Kropf aschgrau, Brust- und Bauchmitte weiß. Die alten Erpel zeichnen sich durch intensive rostbraune Färbung und ein rotbraunes Feld auf den Flügeldecken sowie schwarzen Schnabel aus. Im Sommerkleide fehlt die schwarze Färbung der Stoßdecken, welche, wie die Gesamtfärbung, graubräunlich sind. Die Enten sind ähnlich gefärbt wie die Erpel im Sommer, doch sind

Bürzel und Stoßdeckfedern gelbbräunlich mit starker, dunkler Fleckung. Sie ähneln im ganzen den Stockenten-Weibchen, von denen sie sich aber durch den grauweißen Spiegel leicht unterscheiden lassen. Der Schnabel ist schwarz, an den Seiten gelb; Ruder gelbrot, doch die Schwimmhäute dunkler, in der Jugend gelblicher. Die Schnatterente kommt von Island an durch ganz Europa, ferner in ganz Mittelasien und unter gleichen Breiten in Nordamerika vor. Sie brütet teils im Norden, aber auch in Südeuropa, nicht selten selbst im südlichsten Deutschland. Sie nistet wie die vorige; das Gelege besteht aus 8 bis 12 grünlich-weißen, 50 : 30 mm großen Eiern. Sie läßt ihre wie „Gäääk“ oder „Räckräckräck“ klingende Stimme häufig hören, woher sie den Namen „Schnatterente“ erhielt.

3) **Krickente** (Anas crecca L., Querquedula crecca Steph.; kleine Krickente, Kricke, Grauentchen, Spiegelente, Sommerhalbente). Länge 32 bis 35 cm, Schnabel 3,6, Stoß 7, Lauf 3 bis 3,2 cm. Der goldgrüne Spiegel ist der prächtigste von allen Enten, vorn oberhalb mit rostbrauner Querbinde, unten weiß gesäumt; seine Oberseite beim Erpel schwarz, bei der Ente braun gesäumt, die Unterseite schwarz. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf und halber Hals kastanienbraun, an den Kopfseiten vom Auge her ein glänzend grüner, oben und unten weißgelblich eingefaßter Streif, Brust weinrötlich, dunkel gefleckt; Bauch schmutzigweiß, rötlich gewellt; Rücken, Brust- und Rumpfseiten fein schwarz und hellgrau gebändert, die langen, schmalen Schulterfedern aschgrau mit schwarzem Längsstreif. Schwingen rötlichbraun; Stoß 16federig, dunkel aschgrau, zugespitzt, untere Stoßdecken schwarz. Die Enten sowohl als auch die Jungen haben die bekannte Färbung der zahmen Enten, jedoch mehr grau im Gesamtton und mit den oben angegebenen Artkennzeichen; der Spiegel ist matter als beim Erpel, dennoch aber immer kennzeichnend; Schnabel grauschwarz, Ruder grau, Iris braun. Das Sommerkleid des Erpels ähnelt sehr dem Kleide der Ente. Verbreitung und Aufenthalt hat sie mit der Stockente gemein, nächst welcher die K. unsere häufigste Ente ist; sie fehlt aber in der Neuen Welt. Im Herbst erscheinen in unseren Küstenländern zahllose Scharen von K. aus dem Norden und fallen in großer Menge den Vogelkojen zum Opfer. Lebensweise, Äsung und Reihzeit gleichfalls wie die Stockente; Eier 8 bis 14 Stück, 47 : 32 mm groß, weißlich-gelbbraun, gleichhälftig. Sie ist weniger scheu, streicht schnell und taucht behend. Das Gelege steht im Schilf oder zwischen Schilf und Binsenbüscheln. Brütezeit 21 Tage. Das Wildbret gilt für zarter als das der Stockente. Der Name Krickente rührt von dem Locktion des Erpels her, der wie „krik krik . . . .“ klingt.

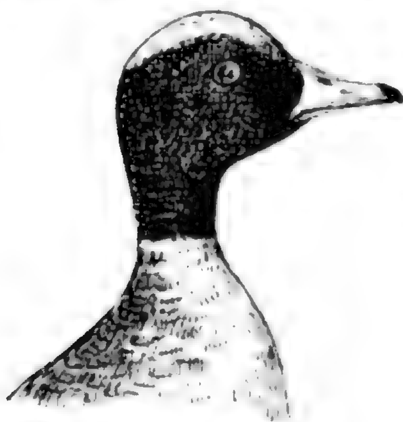
4) **Knäkente** (Anas querquedula L., A. circia L., Querquedula circia Bp.; Halbente, Schnärr-, Zirpente, Schäckente, Kernelle). Länge 35 bis 39 cm, Schnabel 3,9 bis 4,2, Stoß 7, Lauf 3,2 cm. Spiegel bläulich-grünbronzeglänzend, oben und unten weiß gesäumt. Beim Erpel sind Oberkopf und Nacken dunkelbraun, der übrige Kopf nebst Oberhals graurötlich, über dem Auge nach dem Nacken ein weißer Strich. Hauptfärbung der Oberseite dunkelbraun mit graubräunlichen Säumen; Schultern und Oberflügel aschblau mit dunklen Stricheln; einige Schulterfedern sehr lang und schmal; Kropf gelbbräunlich, dunkel gewellt, Flanken weiß; Schenkel und untere Stoßdecke gelblich; Stoß dunkel aschgrau, 14federig. Die Ente hat die bekannte braungelbe Färbung der zahmen; im Sommerkleid ist ihr der Erpel gleich, jedoch an den Flügelbeckfedern aschblau. Die Knäkente ist im übrigen der vorigen sehr ähnlich; nicht selten, aber nicht so weit nach Norden verbreitet, streicht am schnellsten von allen Enten und lockt wie „Knäck knäck knäck“ oder „Knerreb, knerreb“. Sie nistet im April, legt 9 bis 12 gelbgrünliche, 46 : 30 mm große Eier.

5) **Spießente** (Anas acuta L., Dafila acuta Leach, A. longicauda Briss.; langschwänzige, langhalsige Strichente, Spitzente, große Mittelente, Spitzschwanz-, Schwalben-, Fasanenente). Länge einschl. Stoß 66,5 bis 71 cm, Stoß 19, Schnabel 5, Lauf 5 cm. Die Ente ist 53 bis 58 cm lang. Spiegel des Erpels bronzegrün, oben und unten schwarz, vorn rostrot, hinten weiß gesäumt, daneben eine schwarze Querbinde. Der Spiegel der Ente bräunlich-gelb, vorn und hinten weiß gesäumt; Hals verhältnismäßig lang. Die mittleren Stoßfedern sehr lang und zugespitzt, besonders beim Erpel. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf, Kehle und Oberhals braun mit schwarzen Punkten auf dem Scheitel; Nacken schwarz mit weißem Absatz; der untere Hals weiß; Oberseite weiß

2. Kopf des Spießerpels im Prachtkleide.

und schwarz gewässert, die längsten Schulterfedern schwarz und weiß gestreift; Stoß grau; die um 8 cm verlängerten Mittelfedern schwarz; untere Stoßdecken schwarz. Brust und Bauch weiß mit feinen, bräunlichen Strichen, nach unten dunkel gewässert; über den Spitzen der Hinterschwingen eine gelbe Binde. Die Ente hat Kopf und Hals rostfarbig mit schwarzen Tüpfeln, Oberseite dunkelbraun mit gelblicher Fleckung; die verlängerten mittleren Stoßfedern überragen die anderen nur wenig; Unterseite rostgelblich, bräunlich geschmitzt. Schnabel bläulich, schmal, schwarz auf Firste und Nagel; Ruder grau, Iris braun. Die Spießente bewohnt den Norden der Alten und Neuen Welt; nistet in Europa mehr im Osten, aber auch in Deutschland hier und da auf großen Bruch- und Wasserflächen. Eier 8 bis 12 Stück, denen der Stockente ähnlich, 54 : 40 mm groß. Der Erpel lockt wie „Aau — klaruck — ärrr", die Ente „Gäaal". Im Ziehen hört man ein leises Fächeln; Äsung hat sie mit der Stockente gemein.

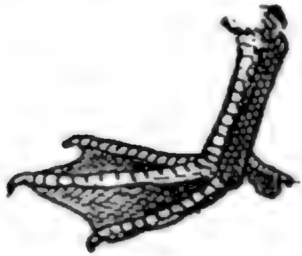
6) Pfeifente (Anas penelope L., Mareca penelope Steph.; Bleßente, Rothals, Piepente, rotbrüstige Mittelente). Länge 46 bis 50 cm, Stoß 10, Schnabel 3 bis 4 cm, Lauf 3,7, Mittelzehe ohne Nagel 4,3 cm. Spiegel des Erpels dunkelgrün glänzend, ober- und unterseits tiefschwarz gesäumt, die nächste Feder hinter ihm außen weiß, oft mit schwarzem Saum; der der Ente ist dunkelgrau, weiß gesäumt, die hinterste Feder meist ganz weiß. Schnabel nach vorn verschmälert, verhältnismäßig kurz. Der Erpel im Prachtkleide hat Stirn und Scheitel gelblich-weiß, den übrigen Kopf und Oberhals rostrot, Kinn und Kehle fast schwarz, Unterhals und Kropf rötlichgrau, Oberrücken, Schultern und Tragfedern aschblau mit feinen, gebrochenen, schwarzen Linien, die längsten Schulterfedern weiß, schwarz gesäumt, die übrige Oberseite graubraun; Randfedern der Stoßdecken sowie alle der Unterseite schwarz. Flügeldecken weiß; Handschwingen und Stoß braun, der letztere, mit Ausnahme der beiden Mittelfedern, grau gesäumt. Die Ente weicht in der Färbung von dem typischen Kleide der weiblichen Schwimmenten ziemlich ab. Sie ist an Kopf, Oberhals und Kropf schwarzgrau und rostfarbig gefleckt, an der Oberseite düster braungrau, an Brust und Bauch weiß; Spiegel wie oben angegeben. Schnabel grünblau mit schwarzem Nagel; Ruder bläulich, Iris braun. Die Heimat der Pfeifente ist der Norden der Alten Welt von Island bis Kamtschatka, von wo sie im Spätherbst zahlreich, bei uns im Oktober, erscheint und im März heimwärts zieht. Einzelne Paare brüten bei uns. Sie streicht schnell, hat aber nicht den pfeifenden Flug der Stockente. Ihr Lockruf klingt wie „Wibwi — wibwi", dem ein schnarrender Ton folgt. Eier bläulich, auch gelblich, 51 : 37 mm groß. Äsung wie bei der Stockente.


3. Kopf des Pfeiferpels im Prachtkleide.

7) Löffelente (Anas clypeata L., Spatula clypeata L.; Schildente, Spatelente, Breitschnabel). Von manchen Ornithologen wegen des auffallend verbreiterten Schnabels in eine besondere Gattung gestellt. Auf alle Fälle ist sie an der Form des Schnabels leicht kenntlich. Länge 44 cm, Stoß 7, Schnabel 6,5, Lauf 3,5 cm. Der lebhaft hellgrün glänzende Spiegel ist vorderseits von einem breiten, hinterseits von schmälerem weißem Streifen gesäumt. Der Erpel im Prachtkleide hat dunkel metallgrünen Kopf und Hals; Oberrücken schwarzbraun mit grauen Säumen, Schultern weiß, schwarz gefleckt; Unterrücken und obere Stoßdecken glänzend schwarzgrün; die kleinen Flügeldecken bläulich, die großen fast schwarz mit weißen Spitzen; Handschwingen braun, Stoß weiß, die beiden Mittelfedern und die Außenfahnen der folgenden braun, nach dem Rande hin gefleckt; Brust weiß, Bauch rostbräunlich, an den Seiten weiß, untere Stoßdecken grünlich-schwarz. Die Ente ist der Stockente ganz ähnlich, doch sogleich an dem auffallenden Schnabel zu erkennen; der Spiegel mattschwarz mit grünlichem Schimmer und unterseits weißem Saum; obere Flügeldecken aschgrau. Ruder gelbrot, Schnabel des Erpels grauschwarz, der Ente schmutzig-grünlich mit rotgelblichen Rändern, Iris gelb. Der Erpel ähnelt im Sommerkleide der Ente, doch ist er etwas dunkler und hat einen glänzenderen Spiegel. Die Jungen ähneln den Enten. Die L. hat eine weite Verbreitung in den gemäßigten Teilen der Alten und Neuen Welt; bei uns findet sie sich besonders in den Küstenländern, häufig ist sie als Brutvogel in Südosteuropa. Die 8 bis 14 Eier haben schmutzig-weißgelbliche Färbung und messen 50 bis 56 : 35 bis 37 mm. Die Äsung der L. ist vorwiegend animalischer Natur.

II. Gattung: Tauchente (Nyroca).

Die Angehörigen dieser Gattung unterscheiden sich von den Schwimmenten erstens dadurch, daß die Hinterzehe einen häutigen Lappen besitzt, zweitens aber in ihrer Lebensweise darin, daß sie ebenso gut tauchen wie schwimmen und infolgedessen ihre Äsung unter dem Wasser heraufzuholen vermögen, die daher auch mehr aus Fischen und anderen Wassertieren als aus Vegetabilien besteht. Ihre Ruder stehen, denen der Taucher ähnlich, mehr nach hinten, weshalb diese Enten sehr unbeholfen und aufgerichtet laufen; ihre Figur ist kürzer und gedrungener als die der Schwimmenten, der Rücken flacher, so daß er beim Schwimmen nur wenig über die Wasserfläche hervorragt.


4. Ruder einer Tauchente.

1) Moorente (Nyroca nyroca [Gueld.], Anas leucophthalmos Temm., Fuligula leucophthalma Reichw.; weißäugige E., kleiner Rothals, rotköpfige E.). Länge 37 cm, Stoß 5,2, Schnabel 4,8, Lauf 4, Mittelzehe 6 bis 6,5 cm. Der obere Teil des schmalen Spiegels weiß, der untere schwarzbraun; in den nur wenig gewölbten Schnabel tritt die Stirnbefiederung mit einer Spitze ein. Der Erpel im Prachtkleide, in dem die Oberkopf- und Nackenfedern zu einer kurzen Holle aufrichtbar sind, ist auf Kopf, Hals und Kropf braunrot mit weißem Kinnfleck und einem schwarzbraunen Ring auf der Halsmitte; Oberseite bis zum Unterrücken schwarzbraun mit gelblichen Schmitzen, dieser und die oberen Stoßdecken schwarz; Schwingen und Stoß schwarzbraun; der weiße Bauch geht nach hinten in Braunschwarz über, untere Stoßdecken weiß, Schnabel blaugrau mit schwarzem Nagel; Ruder blaugrau, Schwimmhäute schwarz, Iris weiß. Im Sommer ähnelt der Erpel der Ente, welche braunen Kopf, graurötlichen Vorderhals, schwarzbraunen Oberrücken und braunen Kropf und solche Tragfedern sowie grünlichgraubraune Flügel hat. Zwar ist die Moorente eine häufige Bewohnerin der Gewässer des südöstlichen Europa, doch auch in unserem Gebiete Brutvogel, besonders auf tiefen, dicht bewachsenen Teichen und Landseen. Nordwärts geht sie nur etwa bis Dänemark, südlich bewohnt sie Nordafrika, Arabien, Kleinasien usw. Ihr weißer Spiegel und die weißen Unterflügel stechen lebhaft von dem düsteren Gefieder ab und kennzeichnen sie leicht. Eier graugelblich, kurzoval, etwa 52 : 38 mm groß.

2) Tafelente (Nyroca ferina [L.], Fuligula ferina Steph., Anas ferina L., Aythia erythrocephala Brehm; Rotkopf, Braunkopf, Rotkopfente). Länge 40 cm, Stoß 6,5, Schnabel 4,8, Lauf 4,2 cm, Mittelzehe 6,4 cm. Der Spiegel ist hell aschgrau. Beim alten Erpel im Hochzeitskleide sind Kopf und Oberhals rostrot, Oberrücken schwarz, Unterrücken, Schultern und Flügeldecken hellgrau mit dunklen Zickzackzeichnungen; Schwingen und Stoß braun; Kropf und Brust schwarz, Brust-, Bauch- und Tragfedern grau mit nach der Mitte zu verschwindenden Zickzacks; Steiß und untere Stoßdecken schwarz; Schnabel graublau, an Wurzel und Nagel schwarz, Lauf und Zehen blaugrau, Schwimmhäute fast schwarz, Iris gelbrot. Nach der Mauser sind Kopf und Hals brauner, vor dem Auge weißlich, die obere Vorderseite schwarzbraun mit gelblichen Säumen; Brust weiß und grau gefleckt; Oberseite schiefergrau. Die Ente ist zwar dem Erpel im letzteren Kleide ähnlich, doch vorherrschend brauner, so auch am Kopfe. Die Tafelente ist bei uns Brutvogel, besonders im östlichen Deutschland, überwintert auch unter günstigen Verhältnissen und verlangt als Tauchente größere, tiefe Gewässer. Nördlich geht sie nicht weit, fehlt z. B. auf Island, häufig ist sie in Südosteuropa und im angrenzenden Asien. Im Oktober und März ziehen die im Norden brütenden T. in großen, aber wenig geordneten Flügen bei uns durch. 8 bis 10 Eier, vorherrschend grünlich-grau, 55 : 31 mm groß. Äsung vorwiegend pflanzlich, daher ist das Wildbret der T. wohlschmeckender als das der anderen Tauchenten.

5. Kopf des Tafelerpels im Prachtkleide.

3) Kolbenente (Nyroca rufina [Pall.], Fuligula rufina Steph.; Rotkopfente, rotköpfige Haubenente, Gelbschopf, Bismatente). Spiegel weißgrau, an der Unter- und Hinterseite mehr grau. Länge 50 bis 60 cm, Stoß 7, Schnabel 5, Lauf 4,5 cm. Der Erpel im Prachtkleide trägt eine Federholle aus den verlängerten Federn des Oberkopfes und Nackens. Kopf und Oberhals rostrot, auf dem Scheitel gelblich; ein schmaler Nackenstreifen, Unterhals und die Brust kohlschwarz; Ober-

seite graurötlich mit je einem weißen Schulterfleck; Bürzel und obere Stoßdecken schwarzbraun, die obersten Flügeldecken weiß, die übrigen graubraun; Außenfahnen und Spitzen der Handschwingen braun, Innenfahnen weiß; Armschwingen grau mit braunen Spitzen, die hintersten grau; Stoß braun mit hellem Saum; Unterbrust, Bauch und untere Flügeldecken schwarzbraun, an den Seiten weiß. Das Sommerkleid des Erpels ist ähnlich wie das eben beschriebene, aber in allen Teilen matter gefärbt. Die Ente ist auf der Oberseite düster braun, Oberkopf rotbraun mit kleinerer Federholle; Bürzel mattschwarz, obere Stoßdecken braun mit hellen Kanten, Kopfseiten und Kehle aschgrau, Hals und Brust bis zum Bauche braungelb, dieser grau, nach dem Steiß hin weiß, von einer grauen Binde begrenzt. Die Schwungfedern mit viel Weiß, das am ausgebreiteten Flügel sehr auffällt. Der Schnabel des Erpels ist karminrot, Lauf und Zehen sind rötlich-braun, Schwimmhäute schwärzlich, Iris braunrot; der Schnabel der Ente ist bräunlicher, die Schwimmhäute ziehen ins Gelbliche. Die Kolbenente bewohnt zur Hauptsache das mittlere Asien, Südost- und Südeuropa, hat auch in einigen Gegenden bei uns gebrütet, gehört aber im allgemeinen in Deutschland selbst auf dem Zuge zu den seltenen Erscheinungen. Sie legt 6 bis 10 grünliche Eier von 58 : 41 mm Größe.

4) Bergente (Nyroca marila [L.], Fuligula marila Steph., Aythia marila Bonap.; isländische Moorente). Länge 44 bis 47 cm, Stoß 5,8, Schnabel 4,4, Lauf 3,7 cm. Spiegel weiß mit breiter, schwarzer Endbinde, Kopf glatt. Der Erpel im Prachtkleid ist auf Kopf und Hals tief schwarzgrün, welche Färbung hinten in einem Winkel absetzt; der weißgraue Oberrücken hat dichte, schwarze Wellenzeichnungen; Unterrücken, obere und untere Stoßdecken schwarz; Handschwingen und Stoß schwarzbraun; Brust weiß, auf dem braungrauen Bauch helle Kanten; Schnabel und Läufe bleifarbig; Schwimmhäute grauschwarz; Iris hellgelb. Im Sommer zeigt der Erpel dunkelbraunen Kopf und Hals mit schmalem, weißem Band um die Schnabelwurzel und mattem Ohrfleck; Brust weiß, Rücken und Flügel dunkelbraun, fein weißlich und gelblich gewellt und gefleckt. Die Ente ist ziemlich einfarbig braun, doch neben dem weißen Spiegel an je einem gelblich-weißen Fleck an der Schnabelwurzel kenntlich, die Brust ist trübweiß. Die B. ist häufiger Brutvogel im Norden von Europa und Asien, kommt auch bei uns an den Ostseeküsten, in Pommern, Brandenburg und anderen Gegenden vor. Gemein ist sie zur Zugzeit besonders an den Meeresküsten und verbreitet sich in starken Flügen bis in das südliche Europa. Das Gelege besteht aus 8 bis 10 ziemlich gestreckten Eiern, welche matt grünlich oder gelblich aussehen und denen der vorigen Art auch in der Größe ähnlich sind.

5) Reiherente (Nyroca fuligula [L.], Fuligula cristata Steph., Anas fuligula L.; Reihertauchente, Haubenente, Zopfente, Schwarzkopf). Länge 38 cm, Stoß 5,3, Schnabel 4,2, Lauf 3,5, Mittelzehe mit Nagel 6,2 cm. Spiegel weiß, unterseits mit schwarzbrauner Einfassung; im Genick ein herabhängender Federbusch. Der Erpel im Prachtkleid hat schwarzen Kopf, Hals und Schopf mit blaurötlichem Metallglanz; die ganze Rückenseite, einschließlich der Stoßdecken, schwarzbraun, auf der Rückenmitte und den Schultern weiß gestrichelt; Schwingen und Stoß schwarz, hell gesäumt; Brust schwarz, Bauch weiß, nach dem Stoß hin grauschwarz; die braunen Flügeldecken mit goldenem Metallschimmer, Schnabel graublau, Nagel schwarz, Ruder graublau mit dunklen Schwimmhäuten, Iris hochgelb. Die Ente ist düsterer gefärbt, sonst dem Erpel ähnlich, hat jedoch einen viel kürzeren Schopf, eine mattschwarze Färbung auf der Oberseite und gelbliche Punkte statt der weißen, kurzen Strichel des Erpels; auf den schwarzbraunen Seiten und der Brust große, rotbräunliche Flecke; Bauch unrein rötlich-weiß; der schief stehende Spiegel wie beim Erpel weiß, aber erheblich kleiner; Schnabel und Ruder mehr braun als bläulich; schwefelgelbe Iris. Die Jungen ähneln der Ente, haben aber nur schwache Andeutung eines Schopfes. Die Heimat der Reiherente ist zwar der Norden der Alten Welt, doch brütet sie auch bei uns nicht gerade selten an Binnengewässern und Seebuchten, besonders im Osten unseres Vaterlandes. Sie legt im Mai und Juni höchstens 12 Eier, welche blaß olivengrün, etwas glänzend und 57 : 41 mm groß sind. Sie taucht viel und ruft wie „Korr, korr", der Erpel zur Reihzeit wie „Hoia".

6. Kopf des Reihererpels im Prachtkleide.

6) Schellente (Nyroca clangula [L.], Clangula glaucion Boie, Anas clangula, Anas glaucion L., Anas hyemalis Pall.; Schell-

tauchente, Quakente, Dickkopf, Brillenente). Länge 45 bis 48 cm, Stoß 8,3, Schnabel 3,6, Lauf 3,8 cm. Spiegel weiß, bei den Enten mit grauen Querstrichen. Der Kopf des Erpels ist tief metallisch schwarzgrün, mit etwas verlängerten Ober- und Hinterkopffedern; vor dem Schnabel je ein großer, rundlicher, weißer Fleck (daher „Brillenente"); Oberseite nebst Stoß tiefschwarz, ebenso die Flügelränder, Schwingen schwarzbraun, alles übrige weiß, so auch die langen Schulterfedern, doch mit schwarzen Längsstrichen, und die hinteren Tragfedern mit schwarzen Querbändern. Schnabel schwärzlich, Ruder gelblich, Schwimmhäute schiefergrau, Iris gelblich. Im Sommer hat der Erpel dunkelbraunen Kopf ohne weißen Fleck, Rücken und Rumpfseiten grau, Unterseite weiß. Die Ente hat braunen Kopf, etwas hellere, braune Oberseite und graue Vorderseite, unterwärts mit grauweißen, breiten Säumen, gelegentlich vor dem Schnabel je einen gelblich-weißen Fleck. Spiegel grauweiß, Iris gelblich-weiß, Schnabel und Ruder ähnlich denen des Erpels. Die Schellente ist ein bis in die Eisregion hinaufgehender nordischer Vogel, der sowohl die Alte als auch die Neue Welt bewohnt; sie brütet zwar gelegentlich in unseren nördlicheren Gegenden, und zwar meist in Baumhöhlen, erscheint aber vorzugsweise zur Zugzeit in starken Flügen, wird in den Entenfängen zahlreich gefangen und dann weit ins Binnenland hinein verkauft, in Berlin, Stettin usw. zu Tausenden. Die Sch. legt 10 bis 18 Eier, welche bauchig, grünlich und 60 : 43 mm groß sind. Sie brütet gern in hohlen Bäumen. Auffällig ist die Zuneigung der Sch. zum kleinen Säger, mit dem sie sich gern vergesellschaftet. Man kennt sogar Bastarde beider Vögel.

7) Eisente (Nyroca hiemalis [L.], Harelda glacialis Leach, Anas glacialis, hiemalis, torquata L., Clangula glacialis Boie; Eistauchente, isländische Spießente, Langschwanz, Eisschellente, Schwanzente, Spitzschwanz, Klashanik). Länge des Erpels 55 cm einschl. der 24 cm langen, mittleren Stoßfedern, Schnabel 3,9 cm; bei der Ente sind die Stoßfedern und daher auch die Gesamtlänge wesentlich geringer. Der rötlich-braune Spiegel tritt nur wenig hervor. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf und Hals weiß, diese Färbung in einer Spitze in den Rücken hineinragend; um die Augen zimtfarbig, an den Halsseiten abwärts je

7. Kopf des Eiserpels im Prachtkleide.

ein brauner Längsstreifen; Brust schwarzbraun, die Oberseite braun, auf welcher Färbung die weißen Schulterfedern zwei lange Längsstreifen bilden; die übrige Färbung weiß. Schnabel an Wurzel und Spitze schwarz, inmitten rot; Ruder dunkel graublau, Iris braun. Der Erpel im Sommerkleid ist vorherrschend erdbraun mit gelblichen Säumen, vom Bauch abwärts weißlich. Die Ente ist auf der ganzen Rückenseite braun, auf den Schultern mit helleren Säumen; Oberkopf braun, Kopf- und Halsseiten grauweiß, Kropf braun, Unterseite weiß. Schnabel und Ruder graublau. Ihr Stoß ist nach der Mitte nur leicht zugespitzt, die mittleren Federn kaum verlängert. Die Eisente gehört dem höchsten Norden der Alten und Neuen Welt an, von wo sie gegen den November hin in ungeheurer Zahl an den deutschen Küsten erscheint und selbst stromauf geht, doch nicht weit ins Binnenland. Ihr Ruf klingt wie „Klashanik", mit dem Ton auf der letzten Silbe. Sie legt 8 bis 10 Eier, welche 51 : 36 mm groß, meist gestreckt und graugrünlich oder bräunlich sind.

III. Gattung: Trauerente (Oidemia *Flem.*).

Die fast gänzlich schwarze, stets sehr dunkle Färbung hat ihr den bezeichnenden Namen T. verschafft. Schnabel an der Wurzel mit Höcker, der Nagel von gleicher Breite mit dem Schnabel und ebenso lang wie breit. Die Stirnbefiederung erstreckt sich in sanfter Abrundung auf den Schnabel. Stoß 14federig; Zehen und Schwimmhäute sehr lang. Hinterzehe mit Hautlappen.

1) Trauerente (Oidemia nigra [L.], Anas nigra L.; schwarze Seeente, Moorente, Rabenente). Länge des Erpels 45 bis 47 cm, Stoß 9, Schnabel 4,8, Lauf 4,2, Mittelzehe mit Nagel 7 cm. Die Ente 5 cm kürzer. Um die Nasenlöcher ein roter Fleck, im übrigen der ganze Vogel samtschwarz, stellenweise mit rötlichem Metallglanz. Bei der Ente ist die Färbung bräunlicher, auf Kopfseiten, Kehle und Hinterleib trübweiß, auf letzterem mit dunklen Flecken. Schnabelhöcker sehr schwach. Die jungen Vögel haben keinen Schnabelhöcker. Der Spiegel tritt in keinem Kleide hervor. Ruder schiefergrau; Schwimmhäute schwarz; Iris braungelblich. Die Trauerente ist ein hochnordischer Brutvogel, der aber zum Spätherbst in starken Scharen an den holländischen und deutschen Küsten erscheint, doch das Salzwasser selten verläßt, überhaupt sich nur zur Brütezeit auf dem Lande sehen läßt. Das Gelege besteht aus 8 bis 10 Eiern, 61 : 41 mm groß, gelbrötlich. Die Stimme der T. klingt wie „Krät-kät" oder auch wie „Re-re-re".

2) Samtente (Oidemia fusca [L.], Anas fusca L.; Samttauchente, Samttrauer-

ente, Turpane). Länge des Erpels 55 bis 58 cm, Stoß 8,5, Schnabel 6,6, Lauf 4,6, Mittelzehe samt Nagel 7,5 cm. Die Ente ist einige Zentimeter schwächer. Die Färbung des Erpels im Prachtkleid ist samtschwarz; Spiegel reinweiß; am Auge hinterwärts ein zugespitztes weißes Fleckchen. Schnabelhöcker schwarz; Schnabel hochrot mit schwarzem Rand; Ruder hochrot, Schwimmhäute dunkelgrau. Nach der Mauser ist die Färbung mehr bräunlich, die Brust weißlich mit undeutlichen Flecken, zwischen Auge und Schnabel sowie hinter dem Ohr je ein weißer Fleck; Schnabel schwarzgrau, Ruder mehr gelb als rot. Die Ente ist gelbbraun, die weiße Fleckung am Kopf größer, der Spiegel wie beim Erpel weiß. Die S. ist im Polarkreis heimisch, fällt aber zur Zugzeit nicht selten auf Seen und Teichen bei uns ein. Das Gelege besteht aus 8 bis 10 Eiern, welche 70 : 46 mm groß, bräunlich-gelb, glänzend und etwas bauchig sind. Die Stimme der T. klingt wie „Kraa-kraa".

IV. Gattung: Schmuckente (Cosmonetta).

Den Tauchenten (Nyroca) verwandt, wie diese mit Hautlappen an der Hinterzehe. Gestalt schlank und zierlich, ebenso der Schnabel; Nagel undeutlich, ungefähr so breit wie der Schnabel vorn, Spiegel unscheinbar.

1) Kragenente (Cosmonetta histrionica [L.], Harelda histrionica Keys. et Blas., Anas histrionica L., Stromente, Harlekinente). Länge 43 cm, Stoß 9, Schnabel 2,6, Lauf 3 cm. Der Erpel ist sehr buntscheckig, zur Hauptsache bläulich schiefergrau mit auffallender weißer Zeichnung an Kopf und Hals, einem rotgelben Streif am Kopf und rostroten Rumpfseiten; Spiegel dunkelviolett, hinter ihm ein weißer Streifen. Schnabel und Ruder graugrünlich. Iris braun. Die Ente ist im allgemeinen düster bräunlich, unten undeutlich gefleckt, Brust etwas heller, Spiegel bräunlich, kaum unterscheidbar. An den Kopfseiten drei weißliche Flecke. Eine schwache, zierliche Ente, die an dem düsteren Spiegel und dem sehr zierlichen Schnabel kenntlich ist, übrigens nur höchst selten im Winter bei uns gefunden wird. Sie ist ein hochnordischer Vogel, der in Island, Grönland und Nordsibirien brütet.

2) Scheckente (Cosmonetta stelleri [Pall.], Anas dispar Gmel., Somateria stelleri Jard.). Länge etwa 45 cm, Schnabel 3,8, Lauf 4 cm. Erpel sehr buntscheckig. Kopf zur Hauptsache weiß mit rundem, grünlichem Fleck zwischen Schnabel und Auge und ebensolchem Hinterkopf; Unterseite lebhaft roströtlich; Spiegel violettschwarz, unten weiß eingefaßt, übrige Oberseite weiß und blauschwarz gescheckt. Die Ente ist düster braun, dunkler gescheckt und gebändert, Spiegel tiefbraun, nach hinten violettschwarz, oben und unten weiß eingefaßt. Diese bei uns sehr selten vorkommende Entenart bewohnt die Küsten Nordasiens, Finnlands und des nördlichen Norwegens.

V. Gattung: Eiderente (Somateria *Leach.*).

An den Schnabelseiten tritt die Befiederung in einer spitzen Schneppe bis an die Nasenlöcher vor; Nagel so breit wie die Schnabelspitze. Die Färbung der Erpel zur Hauptsache aus Schwarz und Weiß zusammengesetzt, die Enten braun und schwarz gezeichnet, ähnlich etwa der Stockente. Alle Arten sind Meeresvögel, die nur zufällig in das Binnenland geraten.

1) Eiderente (Somateria mollissima [L.], Anas mollissima L.; Eidergans, Eidervogel). Die seitlichen Gefiederschneppen am Oberschnabel ragen weiter nach vorn als die Schneppe auf dem Schnabelrücken. Länge 56 bis 60 cm, Stoß 8,2, Schnabel 7, Lauf 4,7, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Beim Erpel im Prachtkleide ist der Oberkopf glänzend schwarz, in der Mitte weiß, Hinterkopf gelblichgrün; um das Ohr gelblich-grün, der übrige Teil des Kopfes, Hals, Kropf, Rücken, Schultern und die sichelförmig vorwärts gerichteten Hinterschwingen sowie je ein Fleck an den Bürzelseiten weiß, der übrige Teil des Körpers braunschwarz, woraus der dunkelbraune Spiegel wenig hervortritt. Schnabel gelbgrünlich, Ruder bräunlich-gelb; Iris gelblich. Die Ente ist gelbbraun mit dunklen Längs- und halbmondförmigen Querflecken. Ihr brauner Spiegel ist vorn und hinten weiß gesäumt. Die Eiderente bewohnt den hohen Norden beider Hemisphären und geht als Brutvogel nur selten südlicher als bis zu den Hebriden; ihr südlichster Brutplatz ist die Nordspitze von Sylt. „Das Nest," sagt Friderich, „ist eine kunstlose Unterlage aus Tang, Gras und Moos, welche das Weibchen mit einer großen Menge Dunen ausfüttert, die es sich selbst ausrupft. Diese Dunenunterlage ist so tief, daß es beim Brüten eigentlich in Federn steckt und beim Ausfliegen nach Futter die Eier damit bedecken kann. Die erste Brut findet man Ende Mai oder im Juni; sie enthält meistens 4 bis 5, aber auch 6 bis 9 Eier, welche öfters eine auffallend in die Länge gezogene Form haben. Sie sind im Durchschnitt 79 : 54 mm groß, die Brütezeit dauert vier Wochen; die Farbe der Eier ist ein blasses Blaugrün, bald bräunlicher, bald grünlicher.

8. Kopf des Eidererpels im Prachtkleide.

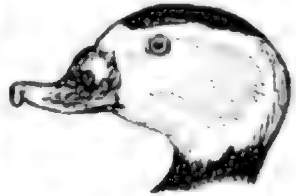
Die E. nisten niemals an süßen Wassern, sondern immer angesichts des Meeres, an der offenen Küste oder in Buchten im höchsten Norden von Europa, Asien und Amerika, häufig auf Grönland und Island. Selten behalten sie die erste Brut, denn nicht nur der Eier wegen, sondern namentlich wegen des zarten Flaums, der ein kostbarer Handelsartikel ist, werden die Nester von den Einwohnern aufgesucht und ihres Inhalts beraubt. Die Isländer verpflanzen diese Vögel auf eigene kleine, für sie passende Inseln, auf welchen sie so zahm werden, daß sie an die Häuser bauen und die Einwohner wie unter dem Hofgeflügel unter ihnen umhergehen; doch müssen Hunde usw. während der Brütezeit ferngehalten werden. Die Norweger machen es auf ähnliche Weise, sie richten ihnen die Nistplätze zu, nehmen dafür die Dunen und gewinnen auf diese Weise mehrere hundert Pfund. Die Inseln oder Holme, worauf diese und andere Seevögel gewöhnt sind ihre Eier zu legen, werden dort Agge-Öer genannt und machen den Meierhof, zu welchem sie gehören, weit wertvoller. Da nun die erste Brut so gestört wird, so machen sie eine zweite mit drei, im abermaligen Störungsfall noch eine dritte Brut mit zwei oder nur einem Ei; nimmt man ihnen auch noch die dritte Brut, so wird diese Habsucht dadurch bestraft, daß sie einen solchen unheilvollen Ort gänzlich verlassen." Ihre Stimme klingt wie „Orr" oder „Korr". Daß die Eiderenten bei ihrem dichten Gefieder einen derben Schuß verlangen, ist selbstverständlich.

2) Prachteiderente (Somateria spectabilis [L.]; Königseiderente, Prachtente). Seitliche Federschneppen des Oberschnabels nicht so weit nach vorn ragend wie die Schneppe auf dem Schnabelrücken. Länge etwas geringer als bei der vorigen Art; Schnabel an der Wurzel aufgetrieben. Beim Erpel in Pracht ist der Oberkopf aschgrau, unter dem Auge ein hellgrüner Fleck; Oberhals, Oberrücken, ein großes Flügelfeld und ein Fleck seitlich am Bürzel weiß, alles übrige schwarz, auch die Sichelfedern. Schnabel rot, Ruder bräunlich-rot. Ente entenweibchenfarbig mit fast ganz schwarzgrauem Schnabel. Heimat im hohen Norden, bei uns höchst selten als Wintergast an den Küsten. Lebensweise ähnlich wie bei der vorigen Art.

VI. Gattung: Ruderente (Erismatura).

Besonders gekennzeichnet durch den eigentümlichen Stoß, der aus schmalen Federn mit auffallend starken, elastischen Schäften besteht. Hinterzehe wie bei den Tauchenten mit herabhängendem Hautlappen. Der kurze Nagel an der Schnabelspitze bildet eine Art von Haken. Erpel und Enten fast gleich gefärbt.

1) Ruderente (Erismatura leucocephala Scop.; Scharbenente). Allgemeine Merkmale wie oben. Länge reichlich 40, Stoß 10, Schnabel 5, Lauf 4 cm. Beim Erpel im Prachtkleide ist der ganze Kopf weiß mit schwarzer Platte; unterhalb des Kopfes ein schwarzes Halsband. Hals, Kropf und Brustseiten rostrot mit zahlreichen dunklen Querwellen, Oberseite und Rumpfseiten auf braungelbem Grunde fein dunkel quergewellt. Spiegel nicht ausgebildet. Beim Erpel im Sommer, ferner bei Enten und Jungen ist der Kopf großenteils dunkelbraun, seine untere Partie und ein Streif an den Kopfseiten weißlich, das übrige Gefieder ähnlich wie oben geschildert, nur matter. Schnabel graublau, an der Stirn etwas aufgetrieben. Ruder rötlich-grau mit dunkleren Schwimmhäuten. Heimat Südosteuropa, Nordafrika, Mittelasien; bei uns vereinzelt beobachtet.



9. Kopf des Rudererpels im Prachtkleide.

VII. Gattung: Brandente (Tadorna).

Schnabel nach der Spitze schaufelförmig verbreitert, an der Wurzel mit aufgedunsenem Höcker, im Profil bogig aufgeschwungen, mit schmalem Nagel, der kaum $1/_4$ der Schnabelbreite beträgt; Lauf länger als bei den anderen Enten, mehr als bei den Gänsen, zu denen diese und die folgende Gattung einen Übergang bilden. Erpel und Enten in der Färbung wenig verschieden.

1) Brandente (Tadorna tadorna [L.], Anas tadorna L., Vulpanser tadorna Keys. et Blas.; Erd-, Berg-, Fuchsente, Brandgans, Fuchsgans). Allgemeine Merkmale wie oben angegeben. Länge 58 cm, Schnabel 4,5, Stoß 8, Lauf 4,8 cm. Spiegel stahlgrün mit Purpurschimmer, am Hinterrand rostrot. Der Erpel im Prachtkleide ist auf Kopf und Oberhals dunkel metallgrün, Unterhals bis an den Rücken reinweiß, der letztere rostrot, die Schultern schwarz. Auf der Brust ein rostrotes Schild, dessen Mitte, wie die des Bauches, schwarz; Tragfedern weiß, wie auch die obern Flügeldecken, Handschwingen schwarz; Stoß weiß mit schwarzem Saum. Die Enten sind ähnlich, aber trüber und matter gefärbt; Schnabel hochrot, der Höcker braunrot, Ruder gelbrötlich, Iris braun. Die Jungen sind auf Kopf, Nacken und Rücken dunkel graubraun, das rotbraune Brustschild fehlt; Unterseite weiß mit braunen Flecken auf den Seiten. Die Brandente brütet in Nordeuropa und Mittelasien, bei uns auf den Nordsee-Inseln und an den Meeresküsten, und zwar in Erdhöhlen, die sie sich selbst ausscharrt,

oder in Fuchs-, Dachs- oder Kaninchenbauen, wo sie dann merkwürdigerweise gänzlich unbehelligt bleibt; auch in hohlen Bäumen

10. Branderpel im Prachtkleide.

nistet sie gelegentlich, nur ausnahmsweise in dichtem Gestrüpp. Ihre 8 bis 14 Eier sind gelblich-grün und 68 : 50 mm groß. Sie lockt wie „Quakwakwakwak“, der Erpel: „Korr korr“. In Äsung und Flug unterscheidet sie sich wenig von den anderen Enten.

VIII. Gattung: Rostente (Casarca).

Im allgemeinen der vorigen Gattung ähnlich, aber der Schnabel schlank und zierlich, an der Wurzel nicht aufgetrieben, vorn nicht verbreitert.

1) Rostente (Casarca casarca [L.], Vulpanser rutila Keys. et Blas., Anas rutila Pall.; rote Höhlenente, rote Pfeifente, persische E.). Länge 58 cm, Stoß 11,5, Schnabel 4,2, Lauf 6 cm. Spiegel metallgrün, auf den Flügeldecken ein großes, weißes Schild. Kopf weiß mit roströtlichem Anflug, Hals hell rostfarben, den letzteren begrenzt ein dunkler Ring; Schwingen und Stoß schwarz, die übrige Färbung lebhaft rostrot. Der gerade Schnabel nur an der Spitze etwas aufwärts gewölbt, schwarz; Ruder graubraun; die Flügel schneiden mit dem Stoßende ab. Im übrigen ist sie der vorigen ähnlich, auch Höhlenbrüterin. Ihre Heimat bilden Südeuropa, Nordafrika und Westasien; bei uns wird sie höchst selten angetroffen. Mehr als 8 Eier pflegt sie nicht zu legen; diese ähneln denen der Brandente.

Jagd.

Die Entenjagd gehört zu den anziehendsten Verrichtungen des Jägers, vorausgesetzt, daß Ruhe, Ordnung und Umsicht bei ihr obwalten, andernfalls kann sie unglückliche Ereignisse nach sich ziehen. Leider gehört aber die Entenjagd infolge zahlreicher Meliorationen der Sümpfe und Brücher, Senkung des Wasserspiegels größerer und kleinerer Seen, vermehrter Wegnahme der Eier, namentlich in neuester Zeit, wo die Pflege der Fischerei einen so unerwarteten Aufschwung genommen hat und der freilich oft übergroße Eifer die Vertilgung ihrer Feinde anstrebt, zu den in Abnahme begriffenen Jagden.

Die interessanteste und ergiebigste Jagd ist die Treibjagd, wenn die Jungen schon etwas flugbar und sich wohl zu heben, aber noch nicht abzustreichen imstande sind, was, je nach der Witterung, im Juni oder Juli der Fall ist. Kennt man die Örtlichkeiten, wo Schofe liegen, so läßt man 14 Tage vor der Jagd $1\frac{1}{2}$ bis 2 m breite Schneisen quer durch das Schilf usw. hauen, auf welchen die von den Hunden und den sie führenden Jägern vorwärts gedrängten Enten zu Schuß kommen. Es ist notwendig, daß bis zur Jagd das auf den Schneisen abgemähte Schilf wieder etwa handhoch gewachsen ist, denn über ganz kahle Flächen lassen sich die Enten schlechterdings nicht treiben, sondern tauchen und durchschwimmen unter Wasser diese gefährlichen Stellen. Überhaupt darf ein solcher Ort vorher möglichst wenig beunruhigt werden, um die Enten nicht zum Verstreichen anzuregen, wozu sie sehr geneigt sind, wenn ihnen die Gegend nicht sicher scheint. Auch darf man nicht vergessen, daß die zu dieser Jagd geeignete Zeit nur kurz ist; denn sind die Enten schon vollkommen flugbar, so genügen einige Schüsse, sie alle zu alarmieren und in einer Wolke auf- und davonstreichen zu lassen.

Notwendige Erfordernisse für diese Jagd sind Kähne, auf denen die Schützen einzeln oder zu je zweien von einem Ruderer herangebracht werden und vor den Schneisen Posto fassen. Um die Stände weithin kenntlich zu machen, sind mit Fähnchen versehene Bohnenstangen, die man an die Sitzbretter bindet, sehr zu empfehlen. Wo die besten Stände sind, ist schwer zu sagen, gewöhnlich die 3 bis 4 dem Anfang des Treibens zunächst befindlichen, daher man dort die besten Schützen anstellt; doch müssen auch hinter den Treibern Schützen folgen, denen die zurückstreichenden Enten zu Schuß kommen. Daß auch an passenden Stellen des Ufers, an natürlichen Luken und Lücken und dergleichen Plätzen, Schützen zu stehen kommen, bedarf keiner Erklärung. Sind die Stände eingenommen, so wird das Signal zum Antreiben gegeben, worauf die Schützen mit den Hunden und die Treiber vorwärts gehen. Nunmehr entfaltet sich ein lebendiges, anregendes Bild,

und in kurzer Zeit übersieht man auch die zu erwartende Beute; denn bei einer Entenjagd muß es sich bald im Schilf und in der Luft regen, sonst ist nicht viel zu erwarten. Einzelne Enten stehen auf und streichen nach einer anderen Stelle des Gewässers oder kreisen unschlüssig darüber; im Schilf hört man es plätschern, bald hier, bald dort, bald ist es wieder still. Dann hört man das „Quaaaak" einer bedrängten Ente, mit angelegtem Gewehr bohrt ein junger Schütze die Augen in das sich bewegende Schilf, schon will er Dampf machen, da steckt zu seinem Schrecken Nimrod sein rauhes Gesicht heraus und gibt dem jungen Heißsporn die goldene Lehre, niemals, am allerwenigsten auf der Entenjagd, auf etwas zu schießen, was man nicht vorher mit aller Bestimmtheit als das zu jagende Wild angesprochen hat. Eine E. streicht dicht über dem Rohr hin, plötzlich bücken sich die Insassen eines Kahns tief herunter, denn ihr Gegenüber findet es angezeigt, auf diese E. zu schießen; er fehlt sie, die Schrote aber sausen gerade über den Kahn weg. Welch namenloses Unglück hätte aus einer solchen Unvorsichtigkeit entspringen können, wenn die Betreffenden das Unheil nicht im Anzug gesehen hätten! Es ergibt sich hieraus die Regel, erst dann nach streichenden Enten zu schießen, wenn sie sich so hoch gehoben haben, daß die Schrote unmöglich Unheil anrichten können. Damit bei gleichzeitig aufstehenden Enten nicht zufällig die Schüsse zweier Gefährten auf ein und dieselbe E. gerichtet sind, haben sich die Schützen vorher über die Reihenfolge und die Seite, nach welcher jeder zu schießen hat, zu einigen. Steht eine E. vor den Treibern oder Hunden mit ängstlichen Gebärden oder gar Tönen auf, flattert sie wie flügellahm umher, und streicht sie, der Gefahr trotzend, nicht ab, sondern fällt wieder ein, so sind die Hunde sofort von der betreffenden Stelle abzupfeifen, denn diese E. hat offenbar noch so schwache Junge, daß sie nicht aufstehen können, also auch noch nicht zu verwerten sind. Auf solche Enten darf selbstverständlich nicht geschossen werden; überhaupt schieße man auf junge Enten nicht, an denen man die Spiegel noch nicht sicher erkennt.

Mit dem Vordringen der Treiber rudern die Kähne gleichzeitig nach den vordersten Schneisen vor, bis alles abgetrieben ist; die letzten bleiben hinter den Treibern, um die zurückstreichenden Enten zu schießen. Hat man deren während der Treiben viele bemerkt, so lohnt es sich wohl, die Treiben in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. Steht die abzutreibende Wasserfläche mit einer andern durch einen Graben in Verbindung, so unterlasse man nicht, diesen mit einigen Schützen zu bestellen, da die Enten auf ihm sich gern still davonzumachen pflegen. Man wird oft die Bemerkung machen, daß angeschossene Enten wie durch Zauberei verschwunden sind und bleiben; jede angeschossene, auf freiem Wasser einfallende E. rudert nämlich sogleich dem Rohr, überhaupt dem Rande des Wassers zu; dort drückt sie sich so geschickt, wenn es die Gelegenheit bietet, sogar in gewisser Entfernung landeinwärts, daß sie weder Hunde noch Jäger finden, oder wenn sie vom Hund stark gedrängt wird, taucht sie und beißt sich an Wurzeln und Stengeln an, bis die Gefahr vorüber ist, worauf sie mit dem Schnabel über dem Wasser erscheint, bisweilen aber auch unter demselben verendet. Daß dies möglich ist, haben mehrfache Beobachtungen erhärtet. Man schießt mit größerem Erfolg auf ziehende Enten als auf schwimmende, da diese, wenn sie Unrat wittern, so tief im Wasser liegen, daß sie nur eine sehr kleine Zielfläche bieten und meist überschossen werden; auf streichende Enten von vorn zu schießen, ist nicht ratsam, weil man sie meist unterschießt und die Schrote in das dichte Brustgefieder nicht tief genug eindringen. Eine tödlich getroffene E. ruckt heftig zusammen, zuckt mit dem Hinterkörper, senkt sich nach und nach herab und verendet bald, meist auf dem Rücken liegend; ist sie flügellahm, so wirbelt sie im Kreis herab, wobei der gelähmte Flügel deutlich erkennbar ist, und strebt sogleich dem Ufer zu, schwimmt im fließenden Wasser aber mit dem Strom und taucht bald unter, auch ohne verfolgt zu sein, um sich irgendwo zu drücken. Sie ist dann sehr schwer zu finden, und nur einem flotten, dabei aber besonnenen Hunde wird dies glücken, wobei ihm freier Wille zu lassen ist, wenn er landeinwärts absucht. Manche Jäger, die es besser wissen wollen als der Hund, rufen ihn sogleich unter Drohungen ab und sind aufgebracht, wenn er die E. da durchaus nicht finden kann, wo sie längst fort ist oder niemals war. Nach jeder geschossenen E. die Hunde zu schicken, ist nicht ratsam, da diese einerseits zu sehr ermüden, anderseits zu viel Unruhe hervorrufen; hat eine flügellahme E. einen bedeutenden Vorsprung, so holt sie der Hund auch nicht ein, und man tut gut, sie nach dem Schluß des Treibens, vielleicht mit einer anderen Leidensgefährtin gleichzeitig, aufzusuchen. Daß so manche E. verloren geht, muß man eben mit in den Kauf nehmen; lieber lasse man eine solche im Stiche, als daß man den Hund übermüdet oder gar gefährdet, wenn er ihr in dicken Schlamm, wo er weder schwimmen, noch gehen kann, folgen muß.

Auch die Kleidung ist bei der Entenjagd von Bedeutung (*Jägerkleidung*). Wo der Boden überall unter seichtem Wasser festen Grund bietet, was aber nur ausnahmsweise

vorkommen dürfte, sind hohe sog. Wasserstiefel wohl am Platze, im andern Fall aber nur eine unnütze Plage; es ist vielmehr eine Fußbekleidung geboten, die das eindringende Wasser tunlichst leicht wieder herausläßt und den Fuß vor Verletzungen an spitzen Steinen, scharfen Riedgräsern usw. schützt, kurz, ein sonst wenig brauchbarer, alter, defekter Stiefel, den man am Fuß festschnürt, um ihn nicht für immer im Schlamm, lehmigen Wasserboden usw. stecken zu lassen. Bloße Strümpfe schützen vor Steinen nicht, und barfüßig zu gehen, ist geradezu töricht. Ein leichter, schilffarbener Kittel mit zahlreichen Taschen, eine ausgediente Hose, ein breitkrempiger Strohhut gegen die auf dem Wasser höchst wirkungsvollen Sonnenstrahlen werden ein passendes Kostüm abgeben, dem noch ein Netz für die etwa einzusteckenden Enten beizufügen ist. Die Flinte für die Kahnjagd kann lang und starkkalibrig sein, sie muß eine derbe Ladung vertragen; doch hüte man sich vor gröberen Schroten als 3¼ mm, am geeignetsten ist 3 mm Schrot. Über 50 Schritt hinaus zu schießen, verspricht nur geringen Erfolg.

Lohnt der Entenbesatz eine Treibjagd nicht, so tritt die Suche mit dem Hunde an ihre Stelle, die aber sehr anstrengend, nach der Beschaffenheit der Örtlichkeit keineswegs ungefährlich und daher nicht jedes Jägers Sache ist; er muß dem Hunde in den Sumpf folgen, weil dieser sonst zu suchen aufhört oder er nicht zu Schuß kommt, wenn er die jungen Enten nicht sieht und die flugbaren zu weit von ihm aufstehen. Ist der Hund sehr langsam, so wird der Jäger wenig zu Schuß kommen, sucht er sehr flüchtig oder auch nur flott, so hat der von außen und innen nasse Jäger Mühe, ihm zu folgen, was aber den kräftigen Weidmann, der den Rheumatismus noch nicht kennt, von dieser nicht uninteressanten Jagd keineswegs abhalten wird und soll.

Hat man nur vorübergehende, seltenere Gelegenheit zur Entenjagd, so kann man jeden Hühnerhund, der überhaupt ins Wasser geht, benutzen; wo jedoch den größeren Teil des Jahres hindurch auf Entenjagd zu rechnen ist, z. B. wo Zugenten reichlich einfallen, muß man sich nach einem sog. Wasserhund umsehen, worunter man rauhhaarige Vorstehhunde versteht. Diese gehen nämlich, auch wenn es schon kühler ist, nicht nur lieber und anhaltender ins Wasser als die leicht fröstelnden, kurzhaarigen Vorstehhunde, sondern ihr dichtes, langes Haar schützt sie auch mehr vor Verletzungen durch schneidendes Schilf, Rohrstümpfe u. dgl. Trotz alledem aber ist es nicht zu verantworten, einen guten Hund wegen einer geschossenen E. zur Winterszeit in das eiskalte Wasser zu schicken, denn ehe man es vermutet, sind Rheumatismus, Lähmungen und andere üble Zufälle die unausbleibliche Folge. Lieber eine an sich wertlose E. verloren geben, als den Hund ihretwegen aufs Spiel setzen. Zwar ist es wünschenswert, daß der Wasserhund die Enten steht; doch muß er nötigenfalls schnell einspringen und sie zum Aufstehen zwingen, sonst flüchten sie vor ihm und drücken sich; im dichten Wuchs muß der Hund öfters umkehren und den Jäger umkreisen, damit dieser stets Fühlung mit ihm behält. Er muß sicher und gut apportieren, aber niemals das Wild hart anfassen, was leider eine besonders eigentümliche, üble Gewohnheit dieser fast immer scharfen Hunde ist. Der Wasserhund findet oft Gelegenheit, noch schwache Enten zu greifen, wenn er schnell genug ist, und nichts ist widerwärtiger, als wenn er sie mit aus dem Weidloch hängendem Gescheide herbeibringt. Junge Hunde sind besonders scharf zu überwachen, damit sie nicht die verlockende Gelegenheit benutzen, junge Enten, statt zu apportieren, hinunterzuschlingen, wie es viele nur gar zu gern tun in der Meinung, ihr Herr achte ihrer nicht; man vermeide daher, solche junge, noch unbrauchbare Entchen vor den Augen des Hundes wegzuwerfen, und verhüte, daß dieser sie sich im unbewachten Augenblick wieder aufsucht und als herrenloses Gut zueignet.

Eine fernere Art, Enten zu jagen, ist der Anstand oder Ansitz. Aufs Geratewohl kann man sich auf kein Wild anstellen, wenn man Erfolge haben will; man muß also die Stellen, wo Enten sicher einfallen, ausgekundschaftet haben. Wie schon erwähnt, ist die Wildente mißtrauisch und mit scharfen Sinnen begabt, äugt besonders gut, daher man für gedeckte Stellung sorgen muß. Entweder gräbt man zu diesem Zweck ein Erdloch etwa von Mannshöhe aus und überdacht es von der Rückseite, bringt in dem Loche einen Sitz an und trockenes Stroh hinein, um im Winter der Kälte zu begegnen, oder wo diese Vorrichtung der nasse Boden nicht erlaubt, baut man aus gegeneinander gelegten und befestigten Stangen eine Hütte auf und bekleidet sie mit Rohr und Schilf, so daß sie einem kleinen Heuschober ähnlich sieht und zur Umgebung paßt, was notwendig ist, da alle auffälligen Bauten dem Wild, besonders auch den Enten, Mißtrauen einflößen. Nach verschiedenen Richtungen hin bringt man Schießlöcher an, und den inneren Raum bemißt man groß genug, um auch den treuen Gefährten, den Hund, aufnehmen zu können. Sind Büsche an entsprechender Stelle vorhanden, so richtet man sich unter ihnen ein, bindet ihre Äste zusammen oder schneidet sie nach Bedürfnis aus und sorgt hier, wie bei allen Vorkehrungen, für genügenden Schieß-

raum. Je bedeutender und dauernder der Enteneinfall ist, desto dauerhafter und sorgfältiger trifft man die Vorkehrungen. Auf den Wind wird man nicht immer Rücksicht nehmen können, besonders bei größeren Wasserflächen, wohingegen man z. B. bei kleinen Teichen und Weihern an beiden Rändern Vorkehrungen trifft, um je nach dem Wind sich auf der einen oder anderen Seite ansetzen zu können. Die beste Zeit zum Ansitz ist der Abend, und man muß etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Stande sein; die Enten sind gegen den Abend hin am regsten und werden an den beliebten Stellen gewiß nicht ausbleiben; bald kommen sie in schwächeren, bald in stärkeren Flügen an, und der Jäger wird gut tun, zu schießen, sowie sich die Gelegenheit bietet, und nicht auf stärkere Flüge zu warten, denn bald tritt Finsternis ein, welche der Jagd ein Ende macht. Jede einzelne E. vom Hund holen zu lassen, ist der Beunruhigung wegen nicht ratsam, noch weniger eine angeschossene verfolgen zu lassen, wodurch die ganze Jagd gestört werden würde. Hat der Jäger einen Kahn zur Verfügung, so sammelt er sich die geschossenen Enten am besten selbst auf, vorausgesetzt freilich, daß er es nicht mit fließendem Gewässer zu tun hat, welches ihm die Beute entführt. Will man den Morgeneinfall benutzen, so muß man vor Tagesanbruch zur Stelle sein. Bei Mondschein streichen die Enten fast die ganze Nacht umher, daher die Dauer des Ansitzes schwer zu bestimmen ist und sich danach zu richten hat, wie lange der Jäger bei oft empfindlicher Kälte auszuhalten vermag. Ist das Wasser zugefroren, so kann man Wuhnen einhauen lassen, welche die Enten eifrig aufsuchen, um zum Wasser zu gelangen. Zu empfehlen ist das Ausstreuen von Kartoffeln, Körnern u. dgl., um die Enten zu kirren; gelegentlich bedient man sich auch einer zahmen oder noch besser gezähmten wilden, an den Flügeln gelähmten Ente, nicht eines Erpels, welche mit ihrem lauten „Quaak-quaak" die fremden bald herbeilockt. Fallen auf einer Wasserfläche stärkere Flüge ein, so kann man sie zwar durch Treiber, die jedoch keinen großen Lärm machen dürfen, nach und nach dem verborgenen Schützen schußmäßig heranbringen lassen; doch ist dies nur ausnahmsweise von Erfolg, daher keine recht übliche Jagdmethode. Wie am Wasser, kann man sich auch an oder auf eben geräumten Getreidefeldern anstellen, um die Enten zu schießen, welche die zurückgebliebenen Körner aufnehmen und um so zahlreicher einfallen, je mehr Ausfall das Getreide hatte. Hier wird eine Kirrung besonders gute Dienste leisten, andernfalls das Ergebnis wegen der zerstreut einfallenden und hin und her laufenden Enten sehr zweifelhaft bleibt.

Will man in der Reihzeit Erpel schießen, so erscheint das Aussetzen einer Lockente besonders vorteilhaft. Hat man keine lebende Lockente zur Verfügung, so kann man mit gutem Erfolg auch eine oder mehrere geschossene Enten benutzen. Man macht der Ente einen kleinen Kreuzschnitt vorn am Halsansatz in die Haut, führt hier einen zugespitzten Rohrstengel ein und schiebt ihn unter der Haut so weit vor, daß er das Kinn stützt. Nun steckt man den Rohrstengel so tief in den Grund, daß die Ente wie lebend auf dem Wasserspiegel schwimmt.

Das Beschleichen der Enten erheischt Vorsicht und Ortskenntnis und verspricht nur an bewachsenen oder sehr hohen Ufern Erfolg. Windige Tage sind dabei nicht zu versäumen, da alsdann die Enten hohe und hohle Ufer und überhängendes Gesträuch aufsuchen, daher leichter anzuschleichen sind. Hat man aber das Unglück, auch nur von einer einzigen E. wahrgenommen zu werden, so hat man auch verspielt, denn auf ihre Warnung streicht sofort der ganze Flug ab. Gewahrt man auf fließendem Wasser die Enten stromaufwärts, so stellt man sich gedeckt an, denn fast immer kommen sie, vom Strom nach und nach abwärts getrieben, zu Schuß. Es wird, namentlich in den Büchern, zum Anschleichen der Schild empfohlen, d. h. eine auf ausgespannte Leinwand lebensgroß gemalte Kuh. Soll dies wirksam sein, so läßt man vorher an der Einfallsstelle längere Zeit Kühe weiden, an deren Anblick sich die Enten gewöhnen und danach vor der gemalten, welche der Jäger vor sich her trägt, sich nicht scheuen. Die Umgebung der gemalten Kuh hält man grün oder grau. Ist man nahe genug herangekommen, so stellt man den Schild auf den Boden, zu welchem Zweck er ein Fußgestell oder spitze Dornen zum Einstechen hat, und schießt durch die angebrachten Löcher. Wir haben diese Vorrichtung in der Praxis weder gesehen, noch nennen hören, zweifeln auch sehr an dem Erfolg, da man es häufig mit fremden Zugenten zu tun hat, die vor dieser Vorrichtung schleunigen Rückzug antreten dürften. Ein üblicheres Hilfsmittel ist der sog. Wisch, ein mit Rohr, Schilf oder Stroh ausgeflochtener Rahmen, welchen der Jäger wie den Schild vor sich her trägt; oder man überdacht einen Kahn dergestalt mit dem genannten Material, daß der Schütze und der Ruderer gänzlich verborgen sind und so durch vorsichtiges Rudern an die Enten herankommen; jedenfalls ist dies auch das einzige Mittel, mitten auf freiem Wasser liegende Entenflüge anzufahren.

Fang.

Der Fang der Enten wird auf verschiedene Weise betrieben, in großartigem Maßstabe durch den sog. Entenfang, welchen Jester („Über die kleine Jagd") folgendermaßen beschreibt: „Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses oder Landsees angelegt und zu dem Ende hier in einer etwa 25 bis 30 m langen und 2,5 m breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Werftweiden gemacht, von diesen aber eine Art von rundem Strauchgewölbe oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als der gegenüberstehenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine E. durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Sicherung der Anlage unweit derselben ein Faschinendamm aufgeführt. An den beiden Öffnungen oder Eingängen des Fanges sowohl an der Seitenwand, in der man ebenfalls 2 bis 3 Öffnungen zum Hineinschwimmen der Enten anbringen muß, als nach dem Strom zu werden Falltüren eingerichtet, jedoch so, daß sie sehr schnell niedergelassen werden können, in der Wand nach der Uferseite aber 2 bis 3 runde Löcher und vor diesen kleine, von Weiden geflochtene Türen und zwar nicht Falltüren, sondern sog. Zusatztüren gemacht. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fang, wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem, sonst auf Pfählen, aufgesetzt, und gehörig mit Schilf oder Weiden bekleidet. Die Lockenten werden teils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Öffnungen, teils innerhalb derselben auf kleinen Schilfkaupen angefesselt. Der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Rührfaden) angelegt, um sie mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Öffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu ködern (kirren), werden innerhalb des Fanges, sowohl auf dem Wasser als auf einer quer durchgezogenen und an beiden Seiten befestigten breiten Bohle, Hafer und Malz ausgestreut, vor der auf dem Wasser ausgestreuten Körnung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körnung nicht wegschwimmen kann.

Die beste Jahreszeit zum Fang ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art wie auf dem Herd gekörnt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hineingeschwommen ist, läßt er die Falltürchen mittels der Zugleinen plötzlich nieder und begibt sich sodann zuvörderst nach den an der Uferseite des Fanges in diesem angebrachten Löchern und stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Türen weggenommen, Hamen oder Garnsäcke, die auf ähnliche Art wie die Garnsäcke der Fischer, jedoch mit etwas weiterer Einkehlung gemacht sind, vor und pflöckt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahn nach der anderen Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Öffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn, welches jedoch ganz genau an die Öffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß, auf. Nun begibt er sich mittels Aufhebung der Falltüren in den Fang hinein, um die etwa noch umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hineinzutreiben oder zu töten." Ähnlich diesem Entenfang sind auch die Vogelkojen großartige Vorrichtungen zum Entenfang, wie z. B. auf Sylt, wo in einem Jahre 45 000 Enten in einer Koje gefangen wurden. Die im Spätherbst im Binnenland zum Kauf angebotenen Wildenten rühren meist aus solchen Entenfängen her. In den obengenannten Hamen werden die Wildenten folgendermaßen gefangen: Auf Gewässern, die mit Schilf und Rohr verwachsen sind, läßt man 6 bis 8 Hamen und einige Prellnetze, die nach Art des Geleiters des Feldhühnertreibzeugs mit 8 cm weiten Spiegelmaschen gestrickt werden, aufstellen. Die Hamen oder Garnsäcke sowohl als die Prellnetze werden quer durch das Schilf gestellt, und zwar in der Art, daß zwischen zwei Hamen immer ein Prellnetz, auf den beiden Flügeln aber, sowohl nach dem Wasser als nach dem Ufer, bloß Prellnetze zu stehen kommen und das Ganze ein einziges, zusammenhängendes Zeug ausmacht. Sobald alles eingerichtet ist, werden die im Rohr liegenden Enten mit einigen in einer Linie fahrenden Kähnen allmählich und ohne Geräusch, weil die Enten sonst abstreichen, nach den Hamen zu getrieben. Sobald man dem Zeug nahekommt, hält man mit Treiben inne, weil sonst diejenigen Enten, die gerade auf die Prellnetze oder Geleiter stoßen, aufstehen, wogegen sie, wenn man nicht zu stark antreibt, längs der Prellnetze fortrudern und, wenn sie an die Garnsäcke kommen, in diese hineinschlüpfen. Wenn man vorsichtig zu Werke geht, kann der Fang oft sehr reich ausfallen. Die Entensteckgarne, welche wie die Hühnersteckgarne eingerichtet sind, gebraucht man vorzüglich bei jungen Enten. Das Ingarn muß von starkem, festem Zwirn, das Geleiter aber von starkem,

festem Bindfaden verfertigt werden. Das erstere hat runde, etwa 8 cm weite Maschen. Es muß sehr maschenreich gestrickt und etwa 170 m lang und 18 Maschen hoch, das Geleiter dagegen, welches Spiegelmaschen hat, 190 m lang, 4 Maschen hoch und jede Masche 30 cm weit sein. Das Geleiter wird, wie bei den Rebhühnersteckneßen, in eins gestrickt, beim Gebrauch aber zur Hälfte zusammengelegt und das Ingarn dazwischen eingebunden. Das Garn wird, nachdem vorher unten Stein- oder Bleigewichte angehängt worden sind, was auch bei den Hamen und Prellnetzen geschehen muß, auf ähnliche Art wie diese, vermittelst langer Stangen quer durchs Schilf ins Rohr gestellt. Es muß drei Spiegelmaschen hoch über dem Wasser stehen. Das Treiben geschieht, wie vorhin bei dem Entenfange mit Hamen gezeigt wurde. Man kann sich übrigens zu diesem Behuf auch der Hasengarne bedienen, die aber schlaffer als bei dem Hasenfangen gestellt werden müssen, damit sie mehr Busen erhalten.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

entladen, sowohl das Losgehen oder Abschießen der Gewehre, als auch das Entfernen der geladenen Patronen aus den Läufen bzw. dem Magazin. E. ist die beste Sicherung!

Entwicklungszeit des Schusses; die von dem Augenblick, wo der Schlagbolzen das Zündhütchen bzw. die Patrone trifft, bis zu dem, wo das Geschoß oder die Schrotladung die Mündung verläßt, vergehende Zeit. Der Ausdruck wurde zuerst von A. Preuß angewendet.

Entzündung der Patrone geschieht durch den Zündstrahl des Zündhütchens, das durch den Schlag des Hahns zur Explosion gebracht wird. Rauchlose Pulver sind schwerer entzündlich als Schwarzpulver und erfordern daher starke Zündungen. Ob sich ein Pulver leicht oder schwer entzündet, wird durch die von A. Preuß getroffene Anordnung zur Messung der Entwicklungszeit des Schusses zahlenmäßig festgestellt. Bei ungenügender Entzündung der Patrone merkt ein aufmerksamer Schütze deutlich die Verzögerung, die zwischen dem Aufschlagen des Schlagbolzens und der Entzündung des Pulvers entsteht; man nennt dieses Vorkommnis nachbrennen.

eräugen s. *äugen*.

Erbse s. *Hülsenfrüchte*.

Erdapfel s. *Topinambur*.

Erdbracher s. *Dickfuß*.

Erdente s. *Enten VII, 1*.

Erdfeuer entstehen durch Entzündung torfigen Bodens und können nur durch tiefe Gräben unschädlich gemacht werden (s. a. *Waldbrände*).

Erdhund, Hunde, die zur Jagd unter der Erde (also im Bau) verwendet werden (*Dachshund, Foxterrier*).

Erdhütte s. *Falkenfang 3*.

Erdmast s. *Mast*.

ereilen s. *blenden 1*.

Erfüllung oder Zurückbleiben, s. *Fährtenzeichen 9*.

erheben, 1) sich, vom Bett oder Lager aufstehen (vom Wild); sich auf die Hinterbranken stellen (vom Bären). 2) Das Jagdzeug e., es aufheben und stellen.

Erhöhungswinkel, der durch Visierlinie und Seelenachse gebildete Winkel; seine Größe wird durch den Fall des Geschosses auf die betr. Entfernung und den Vibrationswinkel oder *Abgangsfehler* der Waffe bedingt.

Erlaubnisschein s. *Jagderlaubnis*.

erlegen, nach heutiger Auffassung Wild weidgerecht durch Schießen erbeuten.

Ernährung des Hundes. Der Hund ist von Natur ein Fleischfresser, aber er hat sich im Laufe der Jahrhunderte bis zu einem gewissen Grade der pflanzlichen Nahrung angepaßt, die viel weniger kostspielig ist als die Fleischfütterung. Ohne Fleisch kann aber ein Hund, von dem man Leistungen verlangt, auf die Dauer nicht erhalten werden. Leider ist dieses das teuerste Nahrungsmittel. Verhältnismäßig wohlfeil und doch nahrhaft sind das Muskelfleisch vom Pferde, ferner der Magen der Wiederkäuer, insbesondere des Rindes, sowie Hammelköpfe und endlich das aus Amerika stammende, getrocknete und zerkleinerte Fleischfutterpulver, wie es im Handel zu haben ist. Größerer Mengen von Fleisch bedürfen namentlich im Wachstum begriffene und durch Krankheiten geschwächte Tiere. Wird Milch, auch Magermilch, an Hunde verfüttert, so bedürfen sie geringerer Fleischrationen. Die Milch ist ein verhältnismäßig nicht zu teures, sehr nahrhaftes Futter, selbst wenn ihr der größte Teil des Fettes entzogen ist. Dicke Milch ist namentlich für solche Hunde ein gutes Futter, die an Kotverstopfung leiden. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln eignen sich für die Ernährung der Hunde am besten der Reis (Bruchreis) und das Hafermehl. Kartoffeln und Schwarzbrot werden vom Hundemagen schlecht ausgenutzt und sollten daher nur im Notfalle verfüttert werden. Sehr in Aufnahme gekommen sind in der Neuzeit die Hundekuchen, die von mehreren Firmen in guter Qualität fabrikmäßig hergestellt werden. Sie enthalten außer leicht verdaulichem Mehl auch Fleisch in feinen Stücken. Der Wert der verschiedenen Futtermittel hängt von der Menge der verdaulichen Nährstoffe (insbesondere der Eiweißstoffe) und von der Schmackhaftigkeit des Futters ab. Ferner spielt meist

der Preis eine erhebliche Rolle. Eine bestimmte Fütterungsweise kann nicht allgemein anempfohlen werden, weil sich die Fütterung ganz nach den häuslichen Verhältnissen der Hundebesitzer zu richten hat. Das sauberste, bequemste und haltbarste Futter sind die Hundekuchen, die jedoch im allgemeinen nicht billig sind und von manchen Tieren nur ungern verzehrt werden. Hundekuchen, die Durchfall verursachen, verfüttere man nicht. Eine billige und gute Fütterung ist gekochter Bruchreis mit gutem Fleischmehl vermischt. Die Kosten der Ernährung mit dieser Mischung belaufen sich für einen arbeitenden ausgewachsenen Vorstehhund auf etwa 20 bis 25 Pfennige. Allerdings wird man dem Hunde außerdem noch etwas Abfälle aus dem Haushalte dazugeben müssen (Knochen, Reste von Bratenbrühen, Fleischüberbleibsel usw.). Unter allen Umständen hat der Hundebesitzer dafür Sorge zu tragen, daß das Tier zu jeder Zeit beliebige Mengen reines Wasser aufnehmen kann, und daß das Futter unverdorben ist. Vollständig ausgewachsene Hunde brauchen täglich nur einmal gefüttert zu werden, im Alter von 6 bis etwa 12 Monaten füttert man zweimal tagsüber, desgleichen, wenn vom Hunde besondere Leistungen verlangt werden. Jedenfalls muß der Hund ordentlich satt gefüttert werden. Übermäßigem Fettansatz ist durch reichliche Bewegung vorzubeugen. Kärgliche Fütterung, namentlich während der Wachstumsperiode, läßt sich niemals wieder einholen. Hinsichtlich der Ernährung der *Welpen* s. d.

Ernährung auf der Jagd. Auf der Jagd wird derjenige am leistungsfähigsten sein, der am naturgemäßesten, also mäßig, lebt. Dies gilt weniger für die E. durch feste Speisen als hauptsächlich durch Getränke. In der heißen Zeit vermeide man vor und während der Jagd außer scharf gewürzten, dursterregenden Speisen alle alkoholischen Getränke, auch bayr. Bier; sie regen im ersten Augenblick an, die Erschlaffung ist aber nachher desto größer; auch hüte man sich vor dem Genuß unreinen Wassers. Dagegen sind vor allem schwarzer, mit wenig Milch verdünnter Kaffee, kalter Tee, leichter Moselwein mit Wasser verdünnt, Limonade zu empfehlen. Bei kalter Witterung ist ein mäßiger Genuß von Kognak oder Kornbranntwein, insbesondere nach langem Sitzen auf Anstand, dem Körper willkommen, da sie ein Gefühl von Wärme erzeugen; zuträglicher ist jedenfalls heißer Tee und Kaffee. Außer dem üblichen Rucksack-Proviant (Schinken, Eier usw.) ist die Mitnahme von Obst, Zucker und Schokolade sehr praktisch; letztere ist ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel. Ist der Jäger für längere Zeit nur auf Selbstbeköstigung angewiesen, so empfiehlt sich in Ermangelung von Herdfeuer die Benutzung eines 2töpfigen Spiritusapparates zur Bereitung eines täglichen warmen Essens. Zu empfehlen ist Fleischbrühe von Fleischextrakt oder Bouillonwürfeln, am besten mit Einlage von Ei, Grünkern oder allerlei Gemüsen, ferner Milchsuppen mit Grieß, Graupen usw. Auch die im Handel befindlichen Suppentafeln eignen sich. Bei Konserven — namentlich Fleischkonserven — sei man vorsichtig (verdorben ist jede Büchse, die an irgend einer Stelle bauchig aufgetrieben ist und dort federt). Frisches Fleisch muß erst etwas abliegen. Erbsen, Bohnen und Linsen bestes Nahrungsmittel als dicke Suppe oder Brei. Alle Nahrungsmittel recht kühl (im Kellerraum) aufbewahren.

erneuern, vor einem bestätigten Jagen nochmals mit dem Hund bestätigen oder umkreisen, um sich zu versichern, daß das bestätigte Wild noch in dem betreffenden Distrikt steht, also keine Fehljagd zu befürchten ist. Auch erneutes Einkreisen nennt man e.

erniedrigen, 1) sich, vom Bären, nachdem er sich auf den Hinterbranken erhoben hatte, wieder auf die vorderen niederlassen. 2) Auch vom Hirsch, der abgeworfen hat, sagt man zuweilen, er hat sich erniedrigt, oder er geht niedrig.

Erpel (Entvogel), die männliche Ente.

Esche s. *Laubhölzer*.

Esparsette s. *Kleefelder*.

Espe s. *Laubhölzer*.

Eulen, Strigidae, Familie aus der Ordnung der Raubvögel; sie heißen ferner Nachtraubvögel, da sie die einzigen auch bei Nacht raubenden Vögel sind. Sie unterscheiden sich von den Tagraubvögeln ziemlich scharf in anatomischer Hinsicht durch ihr Tränen-, Brust-, Gabel- und Flügelbein; auch Eingeweide und Muskulatur sind anders geformt. Bei den meisten Eulen sind die beiden Ohröffnungen mit Hautfalten versehen (Ohrklappen), mit denen sie die große Ohrspalte öffnen und vollständig schließen können. Kropf fehlt. Das ganze Gefieder sehr lose,

1. Fang einer Eule.

voll und weich); Lauf bis an die Zehen (oder auch diese) befiedert; nur 2 Zehen vollständig nach vorn gerichtet; Außenzehe eine Wendezehe (d. h. nach außen und hinten wendbar); Hinterzehe klein und höher sitzend. Krallen gebogen und sehr spitz. Kopf dick, rundlich, dicht befiedert und fast rund herum drehbar. Augen groß, Hornhaut stark ge-

wölbt, in den Augenhöhlen unbeweglich, aber innerlich sehr beweglich, stets nach vorn gerichtet; die Ränder der Lider mit kurzen Wimpern umsäumt. Schnabel kurz, an der Wurzel gerade, dann scharf nach unten gebogen und in einen Haken endend, ohne Zahn. Die Wachshaut und der größte Teil des Schnabels mit steifen, lose zerschlissenen Federn umhüllt; Nasenlöcher rund, am vorderen Teil der Wachshaut stehend. Von den Augen rundum ausstrahlend ein Kreis von seidenartigen, zerschlissenen Federn und an diesen kleine, nach unterhalb gebogene, steife Federn, am meisten an den beiden, großen Ohröffnungen hervortretend, zusammen unter der Bezeichnung Schleier bekannt, welcher bei einigen Arten am Kinn absetzt. Flügel mehr oder weniger abgerundet, von verschiedener Länge, eine oder mehrere der äußeren Schwungfedern am Rande der Außenfahne fein gesägt. — Männchen kleiner als Weibchen, im Gefieder kaum verschieden. — Die meisten E. rauben in der Dämmerung oder hellen Nächten, einige auch am Tage (Tag-, Nacht-E.). Sie haben infolge ihres losen, weichen Federkleides einen sehr leisen Flug; besitzen ein sehr scharfes Gehör und gutes Gesicht und können daher ihren Raub — Säugetiere, Insekten, seltener Vögel — leicht überfallen. Sie streichen in der Regel unhörbar über die in der Nacht schlafende oder, wie bei den Mäusen, aus dem Versteck schlüpfende Beute, stoßen jäh herab und greifen sie blitzschnell mit ihren sehr spitzen Krallen; sie sind also Suchjäger, seltener Anstandjäger. In der Aufregung knappen sie mit dem Schnabel. Oft legen sie sich — besonders wenn dunkle, stürmische Nächte bevorstehen — in Baum- und Felsenlöchern Vorräte an; Aas nehmen sie nur im Notfalle. Das Unverdauliche würgen sie als Gewölle durch den Schnabel wieder aus. — Die Brutzeit bei den kleineren E. dauert etwa 3 Wochen, bei den größeren 4, beim Uhu etwa 5 Wochen. Die stets weißen, ziemlich runden Eier unterscheiden sich bei den einzelnen Arten fast nur durch ihre Größe. Sowie das erste Ei gelegt ist, beginnt das Weibchen mit dem Brüten. — Die E. halten sich ausgezeichnet in der Gefangenschaft, besonders jung eingefangene werden sehr zahm, brüten z. T. und erreichen ein hohes Alter, ein Uhu lebte z. B. über 100 Jahre in der Gefangenschaft. — Alle E. haben mit Ausnahme des Uhus Schonzeit vom 1. März bis 1. Oktober (Deutsches Vogelschutz-Gesetz 1908). Sie sind in fast 200 Arten über die ganze Erde verbreitet. Die bei uns vorkommenden 13 Arten werden in 3 Unterfamilien eingeteilt: Schleiereulen (Striginae); Käuze (Syrniinae); Ohreulen (Buboninae).

I. Unterfamilie: Schleiereulen (Striginae).

Schleier sehr deutlich, herzförmig, nach dem Schnabel zugespitzt. Keine Ohrfedern. Zehen mit wenig Borsten.

Schleiereule (Strix flammea L.).

Beschreibung.

Länge 35 cm, Stoß 12,5, Schnabel 2,8, Lauf 6,4, Mittelzehe 3,7, ihre Kralle 1,7 cm. Der herzförmige Schleier gelblich-weiß mit rötlichen, dunkel gesäumten Federn. Scheitel aschgrau mit schwarzen und weißen Tropfenflecken und Stricheln, dazwischen rostrote Längsstreifen, eine Färbung, welche den Rücken hinab zunimmt und, wie auf den Flügeldecken, mit den schwarzen und weißen, perlenartig aussehenden Fleckenreihen ein sehr ansprechendes Kleid ergibt. Stoß roströtlich mit vier dunkelgrau gestrichelten Bändern und weißlichem Spitzensaum. Die Vorderseite wechselt zwischen rötlichem Rostgelb und seidenartig weißer Färbung, im letzteren Fall ohne Zeichnung, im ersteren mit den beschriebenen Fleckenreihen. Läufe auffallend hoch, dünn, nach den Zehen hin dünner befiedert, wodurch sie um so mehr hervortreten; Krallen hornbraun. Augen bläulich-schwarz, die Lider rötlich gerändert; der an der Wurzel gerade, nach der Spitze zu hakenförmig gekrümmte Schnabel horngelb. Der Innenrand der Mittelzehe ist gezähnelt. Die 2. Schwinge ist die längste, nur die 1. deutlich gesägt. Das Dunenkleid ist zuerst reinweiß und noch so spärlich, daß die rosige Haut durchschimmert; dann wird es dichter und sehr weich, nach etwa 10 Tagen mehr oder weniger graublau, unten gelblich. Dies Kleid trägt die junge Sch. etwa 3 Wochen lang. Die ersten Federn kommen frühestens in der 3. Woche; Reste der Dunen bleiben aber noch lange nach dem Ausfliegen an den Federspitzen (Kopf und Fängen) haften. Hieran kann man eine junge Eule noch lange erkennen. Der junge Vogel ist nach etwa zwei Monaten ausgefiedert. Die Färbung des Gefieders ist ganz verschieden, sie kann hell oder dunkel sein.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Sch. ist das bekannteste Mitglied der wunderlichen Nachtwandler, denn sie wird, wo man sie gewähren läßt, zum Haustier. Sie hat für das von ihr bewohnte Gehöft den Wert der Hauskatze, säubert dessen Umgebung von den lästigen Nagern, brütet harmlos auf dem Gebälk des Dachstuhls oder im Schlag mitten unter den Tauben; früher ließ man nicht selten bei Neubauten ein Loch im Giebel zum ungehinderten Ein- und Ausflug „der Eule" frei. Die Sch. gehört zu den ausgesprochensten Nachteulen, die man tags fast gar nicht sieht. Der herzförmige Schleier gibt ihr etwas sehr Possierliches, und wenn sie durch dessen

plötzliches Hinausziehen und Verbreitern einen fast grinsenden Gesichtsausdruck annimmt, glaubt man kaum dasselbe Tier vor sich zu haben. Mit Ausschluß der kalten Zonen ist der Schleierkauz über den größten Teil der Alten Welt verbreitet. Wo er sich angesiedelt hat, bleibt er Standvogel; nur die nordischen Sch. scheinen kurze Wanderungen nach milderen Gegenden zu unternehmen. In Deutschland ist die Sch. sehr häufig, nur in Ostpreußen seltener. In Bulgarien, Montenegro, Bosnien und der Herzegowina soll sie ganz fehlen, in den anderen Balkanländern (z. B. Griechenland, auf Korfu) ist sie eine seltene Erscheinung. Sie horstet in allen möglichen, aber stets trockenen Schlupfwinkeln unter Dächern, auf Kirchböden, in Felslöchern, jedoch nicht in hohlen Bäumen oder doch nur ganz ausnahmsweise. Das Gelege besteht gewöhnlich aus 4 bis 6 weißen, gestreckten, mattschaligen, etwa 38 : 29 mm großen Eiern, welche in ungefähr 28 Tagen ausgebrütet werden. In guten Mäusejahren findet man noch mehr Eier bzw. Junge; so sind 6 bis 7 keine Seltenheit. Die Paare brüten zu sehr verschiedenen Zeiten (manche auch zweimal), oft im Spätherbst, und man findet eigentümlicherweise frische und bebrütete Eier, Dunenjunge und fast flügge Geschwister gleichzeitig in einem Horst. Im April ist jedoch die üblichste Paarzeit, und man hört alsdann jenes eigentümlich schnarchende „Chriiiiiiiü" vom Turm- oder Scheunendach her, welches unkundige Gemüter erschreckt und das bisweilen wohl für das Schnarchen eines Menschen gehalten wird. Ihrem harmlosen Eindringen in Taubenschläge werden leider nur zu oft mörderische Absichten auf deren Insassen untergeschoben, obgleich nie ein Beispiel bekannt geworden ist, daß sie sich an diesen vergriffen habe. Flattern auch die Tauben in ihrer ersten Bestürzung über den wunderlichen Gast zum Loch hinaus, so werden sie doch bald mit ihm vertraut. Die Sch. kröpft Mäuse in unglaublicher Menge, trägt bei bevorstehendem stürmischem Wetter sich und ihren Jungen Vorrat in solcher Menge zu, daß man neben diesen einmal einen Haufen von etwa 3/4 Scheffel fand, den letztere zu bewältigen nicht imstande gewesen waren. (In 354 Gewöllen: 1064 Mäuse, 7 Fledermäuse, 12 Sperlinge, 2 Mauersegler.) Gleichwohl ist der Raub eines Vogels nicht ausgeschlossen, und man tut gut, bewohnte Vogelbauer über Nacht nicht draußen zu lassen, da der Schleierkauz die schlafenden Insassen herauszuholen versteht. Trotz alledem sprechen so unwiderlegliche Tatsachen für die hervorragende Nützlichkeit dieser Eule, daß es geradezu ein Frevel genannt werden muß, sie zu töten, und eine Torheit dazu, solch nützliches Geschöpf zu schädigen. Ist zart konstruierten oder nervösen Personen das allerdings nicht harmonische Gekreisch unerträglich, so vertreibe man den Schnarchkauz, stelle sich aber durch dessen Tötung nicht bloß, namentlich dem gemeinen Mann gegenüber, der ohnehin mehr zur Schädigung der Tierwelt geneigt ist als zu deren Hege. Von der Jagd auf sie kann also nicht die Rede sein, zumal auch die Erlegung eines Vogels keinen Reiz bieten kann, der das Haupt des Wanderers oft mit geräuschlosem Flügelschlag umschwebt und neugierig mustert. Im Deutschen Reich gehört sie zu den gesetzlich geschützten Vögeln.

II. Unterfamilie: Käuze (Syrniinae).

Keine oder nur sehr undeutliche Ohrfedern; Schleier kreisförmig, mehr oder weniger vollständig. Augen dunkelbraun oder gelb.

1) Steinkauz (Athene noctua [Retz.], Glaucidium oder Strix noctua L.; Käuzchen, Totenvogel, Komm-mit).

Beschreibung.

Länge (W.) 22 bis 24 cm, Breite bis 52 cm, Stoß 8, Schnabel 1,6, Lauf 4, Mittelzehe 1,8, ihre Kralle 1,1 cm. Hinterzehe mit Kralle 1,6 cm. Der Schleier nur um den Außenrand des Auges; Zehen dünn befiedert, daher in der ganzen Länge sichtbar, fleischfarben. Oberkopf braun mit weißen Federspitzen, auf dem Hals größere, weiße Flecken; Rücken braun mit großen, weißen, etwas rostfarbig gesäumten Flecken; Schwingen braun, am Außenrand weiß gefleckt; Gesicht grauweiß, mitten durch den Schleier ein schwarzbrauner Bogen; Kehle und Brust dunkelbraun mit roströtlich-weißen Federsäumen; die übrige Vorderseite grauweiß, unregelmäßig braun und grau gefleckt. Schnabel kräftig und stark gekrümmt, horngelb; Wachshaut trübgelb, Nasenlöcher rundlich, Bartborsten lang und schwarz. Iris lebhaft gelb; Krallen schwarzgrau, stark gebogen und sehr spitz. Männchen etwas geringer, sonst sind beide Geschlechter äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden. Das Steinkäuzchen ist ein dem Volke wohlbekannter, vom Aberglauben mit scheuem Interesse betrachteter, vom Naturfreund gern gesehener Gast. Seine höchst drolligen Gebärden, die possierliche Gestalt, im aufgeblasenen Gefieder fast so rund wie eine Kugel, gestützt von den langen, dünnen Fängen, geben dem stets beweglichen Tierchen ein lächerliches Äußere, mit welchem es im gezähmten Zustande seinem Pfleger viel Spaß macht. Bald duckt es sich zusammen, bald fährt es hoch auf, um sogleich wieder tiefe Verbeugungen zu machen. Zwar jagt das Steinkäuzchen am liebsten und

muntersten in der Dämmerung, versteht es aber auch am Tage recht gut und äugt und vernimmt dabei sehr scharf, so daß es ein Bindeglied zwischen Tag- und Nachteulen ist.

Verbreitung. Lebensweise.

Mitteleuropa, bis etwa 57° nordwärts; in Deutschland fast überall bekannt, in Ostpreußen jedoch sehr vereinzelt vorkommend. In Montenegro, Bulgarien sehr häufig; auch in Griechenland häufig mit der südlichen Abart zusammen. In den Mittelmeerländern wird der St. durch eine nahe verwandte Art (A. glaux) vertreten. — Große Baumgärten mit alten, löcherigen, schattigen Bäumen, alten Kopfweiden besonders, Felsenspalten, alte Bauwerke, ja selbst Kaninchenbaue sind seine beliebten Schlupfwinkel und Horstplätze; große Waldungen bergen ihn nicht. Einen eigentlichen Horst baut der St. nicht; im April oder Mai werden in eine kleine Vertiefung ohne besondere Vorkehrungen 4 bis 5 rundliche, weiße, 34 : 28 mm große Eier hineingelegt und in etwa 16 Tagen ausgebrütet. Das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß es sich beinahe greifen läßt. Die weiß und braun gefleckten Jungen werden mit Insekten, Mäusen, Vögeln (Sperlingen, Lerchen) usw. aufgefüttert und bleiben noch, wenn sie flugbar sind, bei den Alten, so daß im Spätsommer ganze Familien beisammen sind und sich bei Eintritt der Dämmerung mit ihrem lauten „Kuitt kuitt kuitt" zusammenrufen, was der Aberglaube mit „komm mit, komm mit auf den Kirchhof" übersetzt. Allerdings raubt das Steinkäuzchen manchen Sperling und kleinen Singvogel, mehr aber allerhand schädliche Tiere, viele Nachtfalter, die es in der Dämmerung fängt; es ist deshalb ein nützlicher, zum wenigsten gewiß harmloser Vogel. Die Jagd auf diese kleine Eule bietet nichts Interessantes; sie wird, namentlich im Süden, häufig an Leimruten gefangen und dann zum Anlocken oder Fangen kleiner Singvögel benutzt, die bei ihrem Anblick zahlreich und zeternd herbeistreichen und an den für sie aufgesteckten Leimruten kleben bleiben. —

2) Sperlingskauz (Glaucidium passerinum [L.], Strix passerina L., St. acadica Gmel.; Zwergkauz, akadische Eule). Länge (W.) 16 bis 18 cm, Breite 30 cm, Stoß 6, Schnabel 1,2, Lauf 1,5, Mittelzehe und Innenzehe 1,1, ihre Krallen 1,1, Hinterzehe mit Kralle 1,9 cm. Schleier undeutlich, nur am Außenrande des Auges vorhanden, weiß mit 3 kleinen, dunklen Bändern; Auge hellgelb, Schnabel horngelblich. Gefieder dicht anliegend. Die schon durch ihre kleine Gestalt genügend gekennzeichnete Eule ist auf der ganzen Oberseite braun mit weißen Punkten und Fleckchen, besonders auf dem Kopfe, und hat 4 bis 5 schmale, weiße Querbänder auf dem Stoße; die ganze Vorderseite weißlich mit dunkelbraunen Längsflecken; Krallen schwarz. 3. Schwinge die längste. Das Zwergkäuzchen streicht schnell und geschickt im Sonnenlicht wie in der Dämmerung, schlägt kleine Vögel und Mäuse und ist nur wegen seiner kleinen, niedlichen Gestalt bemerkenswert, für den Jäger, den es nicht schädigt, von geringerem Interesse. Seine Heimat sind dunkle Waldgebirge, seltener ebene Wälder; in Nordeuropa (Rußland) gemein, häufiger in Ungarn, Galizien, den Karpathen und Alpen. In Ostpreußen und deutschen Mittelgebirgen seltener Brutvogel. Der Sp. wird vielfach mit dem Steinkäuzchen verwechselt. Horst in Baumhöhlen; die 3 bis 4 kleinen, zierlichen, rundlichen Eier sind weiß und messen etwa 30 : 25 mm. Brutzeit Ende April. —

3) Rauhfußkauz (Nyctale tengmalmi Gmel.; Tengmalmskauz). Länge (W.) 25 bis 27 cm, Breite 55 cm, Stoß 10 bis 11, Schnabel 2,1, Lauf 2,5, Mittelzehe 2,2, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,2 cm. Der R. ist dem Steinkauz so täuschend ähnlich, daß er oft mit ihm verwechselt wird; das sicherste Unterscheidungsmerkmal sind seine dicht befiederten Fänge, wogegen der Steinkauz fast ganz nackte und nur mit einzelnen Borstchen besetzte Zehen hat; der Stoß ist um 2,5 bis 3 cm länger als die zusammengelegten Flügel, beim Steinkäuzchen kaum um 1,5 cm. Die beiden Ohröffnungen sind verschieden groß. Über den Augen stehen die Federn so dicht, daß sie wie ein Büschel aussehen. Oberseite fahlbraun mit großen, weißen Flecken; auf dem Stoße 5 bis 6 weiße Querreihen; auf den oberen Flügeldecken meist vier runde, weiße Flecken. Vorderseite weiß mit fahlbraunen Flecken. Fangbefiederung weiß. Der junge Vogel vor der ersten Mauser ist düster braun, nur Bauch und Fänge haben einen graugelblichen Ton. 3. Schwinge die längste. An den Krallengliedern zwei nackte Schildchen; Sohlen graugelblich, nackt, warzig. Seine Verbreitung mit Sicherheit anzugeben, ist wegen der immer noch vorkommenden Verwechselung mit dem Steinkäuzchen sehr schwer. Standvogel in Skandinavien (bis zum Polarkreise), Rußland (Livland, Uralwälder, bei Sarepta, Charkow, Orel usw). In Deutschland ziemlich seltener Brutvogel, in Ostpreußen (sehr selten, auf dem Herbstzuge häufiger), Schlesien, der Neumark und nördl. Teil der Uckermark, Oldenburg, im Harz, Thüringerwald, stellenweise in Münsterland, Elsaß-Lothringen, Kgr. Sachsen, in Württemberg; auch in Bayern selten. Brutvogel in den gebirgigen Gegenden

Nord- und Ost-Ungarns, den nördl. Karpathen, in Salzburg; Standvogel in Mähren, Steiermark, Schweiz; brütet auch in Bulgarien, in den französischen Pyrenäen, größeren Wäldern Frankreichs, Norditalien, Nordgriechenland. Er brütet im April-Mai, etwa 18 bis 20 Tage lang, zeigt große Anhänglichkeit an seinen Stand- und Brutplatz. Waldvogel, liebt dichte Nadelholzwälder mehr als Laubhölzer, seltener in Gebäuden (im Gegensatz zum Steinkauz). Die 4 bis 6 Eier (33 : 26 mm) sind weiß und glatt, also denen des Steinkäuzchens ähnlich. Er ist sanfter als der Steinkauz und leichter in der Gefangenschaft zu halten. Auch sein Flug ist leichter und wiegender als der des St. Seine Stimme ähnelt der der Waldohreule, ist nur etwas höher. Nahrung: Alle Mäusearten, kleine Vögel, größere Insekten, im Norden auch Lemminge.

4) Sperbereule (Surnia ulula [L.], Strix nisoria Naum.). Länge (W.) 40 cm, Breite 75 cm, Stoß bis 20,5 cm, Schnabel 2,5, Lauf 3, Mittelzehe 1,9, ihre Kralle 1,2, Innenzehe 1,6, ihre Kralle 1,7 cm. Um die Augen ein dunkler Rand; in der Ohrgegend je ein halbmondförmiger, schwarzbrauner Streifen. Kopf nur mäßig stark; 3. Schwinge die längste. Das Hauptkennzeichen dieser Eule liegt in der trübweißen, braun gebänderten, sperberartigen Zeichnung des Unterleibs, welche keine andere Eule hat, sowie in den kurzen Flügeln, welche etwa in der Mitte des stark keilförmigen Stoßes abschneiden. Letzterer braun mit neun schmalen, weißen Querbändern. Oberleib, Scheitel- und Nackenfedern, sowie Rücken braun mit weißen Flecken, auf den Schultern mehr weiß als braun; Schwingen braun mit weißen Querbinden. Kinn und Kehle weißlich, letztere von einem schwarzbraunen Band eingefaßt. Schnabel horngelb, Iris lebhaft gelb. Der junge Vogel ist dem alten ähnlich, doch sind die Farben undeutlicher, namentlich auf dem Rücken. Die Sp. ist zwar ein nordischer Vogel, geht aber nicht über die Nadelholz- und Birkenregion hinaus. Bei uns erscheint sie nur als gelegentlicher Gast und kann, da sie wenig scheu ist, leicht erlegt werden. In Ostpreußen kommt sie einzeln in jedem Winter, zuweilen sogar ziemlich häufig vor und soll auch manchmal dort brüten (?). Sie hält an dem einmal gewählten Platze zäh fest. Die Sp. horstet in Baumhöhlen, auf einfacher Unterlage von Gras oder faulem Holz, legt 6 bis 8 Eier, welche weiß, etwas gestreckt und 40 : 30 mm groß sind. Sie streicht und raubt am Tage; ist dem Sperber in ihrem Äußeren sehr ähnlich, doch erkennt man sie sofort an dem dicken Eulenkopf. Ihr Hauptfraß sind Mäuse; doch fängt sie auch Vögel (Drosseln), im Norden die Schneehühner sehr eifrig. Sie ist sehr dreist, stößt dem Kletterer, welcher ihren Horst bedroht, nicht selten nach dem Kopfe, greift Hunde an und versucht dem Jäger das geschossene Huhn fortzuschleppen. Bei diesen Gelegenheiten kommt sie zu Schuß und kehrt selbst nach einem Fehlschuß auf die verhängnisvolle Stelle zurück.

5) Schneeeule (Nyctea nyctea [L.], N. scandiaca Rchw., Strix nyctea). Länge (W.) 65 bis 70 cm, Breite bis 149 cm, Stoß 24, Schnabel 3,3, Lauf 6, Mittelzehe 3,7, ihre Kralle 3, Hinterzehe mit Kralle 4,8 cm. Die Männchen sind oft bedeutend geringer. — Die Horstjungen sind graubraun; Gesichtsschleier ist jedoch weiß, ebenso Unterflügel und Laufbefiederung. Mit dem Wachsen der Federn wird das Dunenkleid weißer; das helle Jugendkleid ist graubraun gewellt; je älter die Eule wird, desto weißer wird sie, zuletzt ist sie ganz weiß und stellt mit den feurigen, goldgelben, von schwarzen Lidern umgebenen Augen einen außerordentlich ansprechenden Vogel vor. Der schwarze Schnabel verschwindet fast in dem weißen Flaum des Schleiers, und die Fänge sind gleichfalls so dicht von den langen, weich zerschlissenen Federn eingehüllt, daß die Zehen und schwarzen Krallen kaum sichtbar sind. Das übrige Gefieder ist jedoch, wie bei allen Tageulen, härter als das der Nachteulen, ihr Flug daher nicht leise, sondern rauschend; der Kopf verhältnismäßig klein; 3. Schwinge die längste. Über den Augen stehen ganz kleine, kaum bemerkbare Federbüsche (Ohrfedern), welche die Sch. eigentlich den Ohreulen zugesellen oder als Übergang von diesen zu den Käuzen hinstellen. Die Sch. ist ein den hohen Breitengraden Europas, Asiens und Amerikas angehöriger Vogel, ein echter Charaktervogel der Tundren, der großen, öden Moossteppen des Nordens. Sie zieht wohl infolge von Mangel an Fraß nach Süden und erscheint dann in schwächeren Flügen in Deutschland, so z. B. regelmäßig in Ostpreußen (als Brutvogel jedoch hier noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen) und den Ostseeprovinzen; vereinzelt in Helgoland, Westpreußen, Pommern; sie verstreicht sich bis nach Böhmen hinein. Im schneereichen Winter 1892 wurde eine Sch. längere Zeit in der Kgl. Oberförsterei Lüß nördlich Celle, 1886 auch bei Helmstedt (Braunschweig) beobachtet. Gemein ist sie in Grönland; auf Island und den Faröer ist sie nur unregelmäßiger Wintergast. Auf Nowaja-Semlja nicht selten; auf Spitzbergen scheint sie nicht zu brüten. Ihres Wildbrets und ihrer Eier wegen wird ihr von den Bewohnern des hohen Nordens sehr nachgestellt. Im Juni horstet die Sch., wobei sie, wie alle Eulen, mit den Vorkehrungen wenig Umstände macht

und in irgend einer kleinen, mit Gräsern und Federn ausgelegten Vertiefung 5 bis 6, ja bis 10 Eier, aber in solchen Zwischenräumen legt, daß in einem Horst bebrütete Eier, Dunenjunge und fast flugbare Geschwister angetroffen werden, eine Eigentümlichkeit, welche auch die Schleiereule hat. Die Eier sind reinweiß, feinkörnig, bald rundlich, bald etwas gestreckt und 57 : 45 mm groß, den Uhueiern nicht unähnlich. Das Männchen hält beim Horst Wache, warnt das Weibchen durch lautes Kreischen, worauf dieses sofort abstreicht, greift aber den Feind, besonders Hunde, so hartnäckig an, daß es dabei zu Schuß kommt; sonst ist die Sch. sehr scheu und vorsichtig. Ihr Raub besteht aus Hasen, Eichhörnchen, Ratten, besonders Lemmingen, Mäusen, Schneehühnern und Wassergeflügel. Auch Fische fängt sie sehr geschickt. Frisch gefallenes Wild verschmäht sie nicht, dagegen altes Aas. Ihr Gesicht und Gehör sind sehr scharf, und als echte Tageule streicht sie, wie jeder andere Tagraubvogel, unbeirrt in den hellsten Sonnenstrahlen. Ihre Stimme ist ein kreischendes Bellen, das sie oft hintereinander ausstößt. Wie ausdauernd ihr Flugvermögen ist, geht daraus hervor, daß sie auf offener See, 200 Seemeilen von Neufundland, beobachtet wurde. Sie wird in der Gefangenschaft zwar nie ganz zahm, hat aber einigemal erfolgreich gebrütet.

Die Jagd auf die Sch., als einen der Jagd schädlichen Vogel, bietet wenig Interessantes. Da sie sich gern auf frei gelegenen Örtlichkeiten aufhält, ist ihr schwer beizukommen; sie soll sich im Pfahleisen fangen. Die z. B. in Ostpreußen im Winter vorkommenden jungen Sch. sind mit der Büchse ziemlich leicht zu erlegen. —

6) Waldkauz (Syrnium aluco L., Strix aluco Naum.). Länge (W.) 40 bis 42 cm, Breite 94 cm, Stoß 20, Schnabel 3,5, Lauf 5,2, Mittelzehe 2,8, ihre Kralle 2,1, Hinterzehe mit Kralle 3,3 cm. Der W. gehört unsern bekanntesten Eulen an. Schleier grau, von glänzend weißen, braun gefleckten Federn eingefaßt; Oberseite braun mit rostfarbenen oder grau mit schwärzlichen Flecken, Punkten und Linien; längs der Flügel je eine Reihe weißer Flecken; Schwingen schwärzlich und rötlich quergebändert, ebenso der abgerundete Stoß. Unterseite weiß mit langen Schaftstreifen, an welche sich Querzeichnungen anschließen; Schnabel horngrau; Krallen braun; Befiederung der Fänge grau mit kleinen, braunen Wellen. 4. Schwinge die längste. Kopf und Hals so dick wie der Rumpf, das Gefieder seidenweich, wie bei allen Nachteulen. — Verbreitung: Europa (in Ostpreußen häufiger Brutvogel, im weiteren Osten seltener) bis einschl. Spanien und Griechenland (dort schon seltener); Südwestasien und Nordafrika. In Deutschland ist der W. Stand- und Strichvogel. Er streicht den Mäusen nach und wird sich gewiß einstellen, wo diese sehr zahlreich auftreten. Zwar weiß er sich den Umständen anzupassen, doch ist er vornehmlich Wald- oder doch Parkvogel, der sichere Mieter aller hohlen Bäume; gänzlich baumlose Heiden, Brücher und Marschen überläßt er der Sumpfohreule und findet sich dort kaum. Er ist jedoch schon am klaren Herbsttag in Kartoffel- und Rübenfeldern sitzend beobachtet worden. Menschliche Niederlassungen, wenn nur schattige Bäume in der Nähe sind, verwirft er ebenfalls nicht als Quartier und findet selbst in verlassenen Kaninchen- und Fuchsbauen gelegentliches Unterkommen. Der W. brütet sehr früh, meist sitzt das Weibchen schon im März auf den Eiern. Gelege vom W. sind in alten Raubvogel- und Krähenhorsten, in Erdlöchern (Röhre eines alten Dachsbaues) wie in Scheunen und auf Hausböden gefunden worden. Obf. Menzel-Braunschweig fand in einem alten Mäusebussardhorste das Gelege eines W.; er wurde erst dadurch aufmerksam, daß ein Eichelhäher auf dem Horstrande stand und unter lautem Geschrei auf den Waldkauz einhieb; auch später, als der Kauz schon Junge hatte, wurde diese Störung durch Häher noch beobachtet. Die 2 bis 4 (seltener 5) Eier liegen oft auf dem bloßen faulen Holz, sehen dadurch ganz schmutzigbraun aus, sind fast rund, gegen 46 : 38 mm groß und werden in etwa 28 Tagen ausgebrütet. Die sehr häßlichen Jungen haben einen eigentümlich knirschenden Ton, mit dem sie den fraßspendenden Eltern ihre Anwesenheit verraten, wenn sie dem engen Quartier vorzeitig entfallen sind.

Der W. sucht stets einen bestimmten Baum (Gewöllbaum) auf, von dem er seine Gewölle ausspeit. Sein etwas unheimlicher Ruf klingt wie „Kuit kuit kuit“, dem ein weitschallendes „Hu hu hu hu“ folgt, was namentlich zur Horstzeit die stille Nacht belebt. Den Tag verschläft er im dichten Laub hart am Stamm und wird leicht übersehen; muß er abstreichen, so geschieht dies schwankenden Fluges, wobei er häufig gegen Stämme, Äste usw. anstößt. Er ist ein höchst eifriger Mäusevertilger, von denen zahllose seinem ewig regen Appetit zum Opfer fallen. Er kröpft außerdem Frösche, Käfer, Raupen usw. und sogar Fische, stellt aber auch den Vögeln (Sperling, Buchfink, Singdrossel, Schwarzamsel, selbst Feldhühnern) eifrig nach, besonders Nestlingen; greift schlafende Raubvögel an, und wenngleich er einer gewissen Schonung sehr würdig ist, so dulde man ihn doch nicht bei Fasanen- und ähnlichen Ge-

hegen, lasse auch keine Vögel in Bauern über Nacht draußen hängen, wo man ihn zu erwarten hat, da er sie sehr gefährdet. An anderen Örtlichkeiten stelle man ihm jedoch nicht nach. — Der W. wird in der Gefangenschaft sehr zahm.

Die Jagd auf diesen zur Staffage alter Baumleichen gehörenden Dickkopf ist nicht schwer, da er leicht beschlichen werden kann; sehr sicher kommt er auf das Mäusereizen herbei und oft in unmittelbare Nähe des Lockenden. Man hat den W. statt des Uhus auf der Krähenhütte zu verwenden gesucht, da er zu den verhaßtesten Eulen gehört und von den Waldvögeln sogleich heftig angegriffen und verfolgt wird, wo er sich nur blicken läßt. Indessen sind die Erfolge doch hinter den Erwartungen zurückgeblieben; denn die starken Vögel beachten ihn zu wenig, und er selbst drückt sich zu ängstlich zusammen, um weithin bemerkt zu werden.

7) Habichtseule (Syrnium uralense Pall., Strix uralensis Gmel.). Länge (W.) 68 cm, Breite 120 cm, Stoß 32, Schnabel 4, Lauf 5,5, Mittelzehe 3,6, ihre Kralle 2,2, Hinterzehe mit Kralle 4,1 cm. Der große Schleier besteht aus schwarzschäftigen, grauen, lose zerschlissenen, aber harten Federn, die das große, schwarzgraue Auge rundum einfassen. Schnabel und Wachshaut horngelb, Krallen horngrau mit schwarzen Spitzen; die Flügel bedecken in der Ruhe den langen, keilförmigen Stoß etwa zur Hälfte. Der Schleier ist rundherum von glänzend weißen, braun gefleckten und punktierten Federn eingefaßt und von einer solchen Federreihe vom Scheitel nach dem Schnabel geteilt. Scheitel und Nacken gelb mit breiten, braunen Schaftstreifen, Stoß dunkelbraun und hellbraun gebändert mit weißlichen Flecken, die ganze Vorderseite gelblich-weiß mit schwarzbraunen Längsstreifen; Fänge ebenso, doch ohne schwarze Zeichnung. Die 4. Schwinge ist die längste; die 1. und 2. sind gesägt. Das Dunenkleid anfangs hellgrau, später graubräunlich, unterseits fein lehmgelb. Das Jugendkleid ist fast ganz dunkelbraun, Unterseite hellbraun. Lauf und Zehen grau. Keine Eule von dieser Stärke hat solche Färbung, und beachtet man noch die dunklen Augen und kurzen Flügel zum langen Stoß, so ist jede Verwechselung ausgeschlossen. Die H. gehört teils dem nordöstlichen Europa an (vom Uralgebirge, wo sie sich weit nach Asien hinein verbreitet), teils dem südlichen und südöstlichen, wie Österreich-Ungarn, Kärnten, Nordserbien, Karpathen, österr. Alpen. Sie ist in Schweden und Norwegen Brutvogel bis zum 66. Breitengrad, brütet auch vielfach in Ostpreußen (in 6 staatlichen Revieren 70 bis 80 Paare, z. B. Oberf. Kranichbruch, Regbz. Gumbinnen, und im Füschingswalde, Regbz. Königsberg), wo sie gemischte Bestände mit bruchigem Gelände, namentlich Erlen- und Eschenbrücher, besonders liebt; reine Nadelholzbestände meidet sie, da sie beim Brüten freie Aussicht verlangt. Sie legt ihre 2 bis 5 Eier (48,7 : 42,3 mm) vorzugsweise in Baumhöhlen, im Gebirge in Felsspalten, auch in alte Bussardhorste, Eichkätzchenkobel, aber ohne jede Unterlage. Die weißen, rundlichen Eier werden durch Liegen auf faulem Holz unten sehr schmutzig. Wird ihr das Gelege genommen, so brütet sie meistens in der Nähe der alten Horststätte nochmals, aber stets weniger Eier aus. Brutzeit März; Dauer etwa 4 Wochen. Sie sitzt sehr fest auf den Eiern. Die Jungen begleiten die Alten schon auf ihren Abendausflügen, wenn sie noch nicht ganz ausgewachsen sind, bleiben bei Tage aber stets im Horst, wo sie sehr reichlich mit Fraß versehen werden. In dieser Zeit streicht die H. auch am Tage auf Raub, sonst mehr des Abends bzw. in der Nacht. In Ostpreußen ist die H. nur Waldvogel. Sie verteidigt ihre Brut sehr energisch gegen Mensch und Tier (namentlich Krähen), und auch die Jungen setzen sich bald tapfer zur Wehr. Der Ruf der Alten ist ein dumpfes, langsames Bellen „Chumb chumb chumb", während die Jungen pfeifende Töne von sich geben. Die H. ist ein sehr dreister, kräftiger Raubvogel, der ihm gleichstarke Tagraubvögel ohne weiteres mit Erfolg annimmt; sie schlägt zwar auch Eichkätzchen und Mäuse, stellt aber meist dem Wild (Hasen, Fasanen, Birk- und Haselhühnern, Schnepfen) nach, so daß sie in größerer Anzahl der Jagd gefährlich wird. Alte H. sind sehr scheu; jung eingefangene werden jedoch zahm. Jagd am leichtesten zur Paarzeit, wo sich die H. durch ihr lautes „Hu hu" verrät, am Horst.

8) Lapplandseule (Syrnium lapponicum Retz., Strix lapponica Naum.; Lapplandskauz, Barteule, Bartkauz). Länge (W.) 64, Breite bis 140 cm, Stoß 31,5, Schnabel 3,9, Lauf 7,7, Mittelzehe 3,5, ihre Kralle 2,6, Innenzehe 2,8, ihre Kralle 2,7 cm. Gesamtfärbung ein düsteres Grau, hervorgerufen durch feine, dichte, schwarze Längs- und Querzeichnungen auf hellgrauem Grunde. Um die gelben Augen schwarze Ränder, dann über dem ganzen Gesicht viele dichte, schwarze Kreise; am Kinn ein großer, schwarzer, bartartiger Fleck. Die L. ist ohne Zweifel die auffälligste Form des ganzen Eulengeschlechts. Der ungeheure Kopf mit den kleinen, wie von schwarzen Augenbrauen begrenzten, glühenden Augen, der lange, schwarze Bartfleck, die lange, wie aus Spinnengewebe bestehende, trauerfarbige Befiederung geben dieser starken Figur etwas wahrhaft Dämonisches. Die

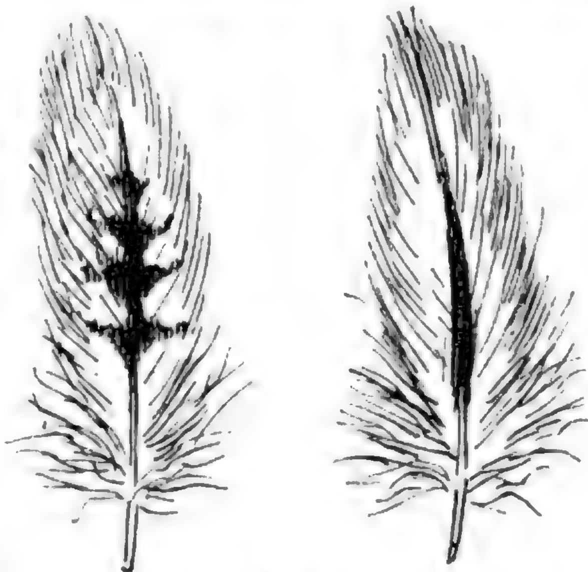
5. Schwinge ist die längste; die ersten 3 stark gesägt. Die zusammengelegten Flügel um etwa 7 cm kürzer als der Stoß. Die Barteule ist ein Vogel des nordischen Europa (Nordfinnland, Nordrußland), südlicher als Litauen und Polen wurde sie nicht e.legt und auch dort schon sehr selten. Sie legt im Mai 2 bis 5 (doch auch 6 oder nur 3) Eier, welche weiß, matt glänzend, porös, oval und durchschnittlich 53 : 24 mm groß sind. In guten Mäuse- und Lemmingsjahren scheint das Fortpflanzungsvermögen der L. ein sehr starkes zu sein; denn man fand wiederholt eine Anzahl Junge von gleich vorgeschrittener Entwicklung neben einer anderen Zahl von auffallend geringerer Entwicklungsstufe in ein und demselben Horste; auch legte die L. nach dreimaliger Wegnahme der Eier kurz vor dem Brüten auch noch zum vierten Male ein neues Gelege. Die Dunenjungen sind oben grauweiß, unten ganz weiß. Man hat die Brut in Baumhorsten (Nadelholz), auch in Baumhöhlen (?), in alten Horsten des Rauhfußbussards gefunden. Die L. schlägt zwar viel kleine Nager, aber auch Hasen und besonders Schneehühner, vielleicht auch Fische. Sie steht in ihrer Lebensweise zwischen den Tag- und Nachteulen und soll ein sehr scheuer, schwer zu schießender Raubvogel sein.

III. Unterfamilie: Ohreulen (Buboninae).

Größere oder kleinere Ohrfedern; Schleier unvollständig; Augen gelb bis rotbraun.

1) Zwergohreule (Pisorhina scops [L.], Scops zorca Sav., S. aldrovandi Willug). Länge (W.) 19 bis 21, Breite 48 bis 50 cm, Stoß 6, Schnabel 1,5, Lauf 2,8, Mittelzehe 1,7, ihre Kralle 0,9 cm. Die spitzen Flügel überragen den abgerundeten Stoß; nur die langen Läufe sind befiedert, die Zehen gänzlich nackt; der Schnabel und die Krallen hell hornfarbig; Iris lebhaft gelb; die Federohren stehen an den Scheitelseiten ziemlich weit ab. Diese Kennzeichen sowie die eintönig erdbraune Färbung dieser kleinen Ohreule, die mit den sehr feinen dunklen Zeichnungen mehr an einen Wendehals oder eine Nachtschwalbe erinnert, als einer Eule ähnlich sieht, machen jede weitere Beschreibung müßig; es gibt eben nur eine so kleine und so gefärbte Ohreule. Die Z. ist in England und Norddeutschland (in der Romintener Heide 1893 einmal erlegt, in Hannover, Hamburg, Helgoland, Lothringen, Rhön, Lausitz beobachtet) sehr selten, in Luxemburg und Frankreich häufiger; in Böhmen, Ungarn und Galizien Brutvogel; auch in Siebenbürgen, Steiermark und Tirol; kommt in Spanien, Portugal, Sizilien, Malta, Griechenland (Naxos) vor bis nach Ägypten, Abessinien. Sie ist Zugvogel (Oktober-April) und ein echter Waldvogel, der in alten, hohlen Bäumen, Felslöchern und altem Gemäuer, nur ausnahmsweise im Gebälk verödeter Gebäude, brütet. Die Z. schläft am Tage zusammengekauert auf einem Aste, meist dicht am Stamme; nur ungern streicht sie am Tage. Sie legt Ende Mai ihre 4 bis 6 kleinen, reinweißen, runden, mattschaligen Eierchen, welche gegen 30 : 27 mm messen und in etwa 3 Wochen ausgebrütet werden. Kleine Mäuse, auch Vögel, Insekten, besonders Nachtschmetterlinge sind ihr Fraß. Ihre Stimme klingt wie „Giu giu", besonders während der Paarzeit. Im ganzen wird sie selten beobachtet. Sie fällt wenig auf, wird meist für einen Astauswuchs gehalten, ist aber, da sie nicht scheu ist, leicht zu schießen. Sie wird in der Gefangenschaft sehr zahm.

2) Waldohreule (Asio otus L., Otus vulgaris Flem., Strix otus Naum.; gemeine Ohreule, Horneule). Länge (W.) 36, Breite 90 cm, Stoß 15,5, Schnabel 2,5, Lauf 4,5, Mittelzehe 2,5, ihre Kralle 1,7, Hinterzehe und Kralle je 1,5, Ohrbüschel 5 cm. Auf der Oberseite ist sie vorherrschend braun und gelbbraun gefleckt und gewässert, auf der Unterseite rostgelb mit dunklen Längsstreifen. Am etwas helleren Bauche sind die Längsstreifen meist noch quer gestrichelt, was bei der Sumpfohreule niemals der Fall ist. Um den inneren Halbkreis der Augen zieht sich ein schwarzer Federbogen, auf den Augenbrauen ein weißer Streifen, Schleier grau-



2. Brustfeder der Wald- und Sumpfohreule.

gelb, fein zerschlissen, mit lebhaft weiß und schwarzbraun gefleckten Randfedern eingefaßt. Es gibt keine andere Eule von der genannten Stärke mit so langen, aus 6 Federn bestehenden und stets aufrechten, dunklen Ohrbüscheln. Die Männchen sind etwas geringer und schlanker als die Weibchen und diese etwas dunkel-

grauer und verwischter im Gefieder; Jugendkleid mehr aschgrau. Die Horstjungen haben grauweiße Dunen, auf welchen bald bräunliche, wellenförmige Zeichnungen zum Vorschein kommen, und sind unbeschreiblich häßlich, werfen sich bei der Annäherung eines Feindes sogleich auf den Rücken und strecken ihre starken, spitzen Fänge drohend entgegen. 2. Schwinge die längste. Iris orangegelb. Die W. ruft wie „Höuu-ul" oder auch „Wumb". — Aufenthalt: Europa (in Skandinavien, Finnland bis 63⁰, im Ural bis 59⁰), Nord- und Mittelasien, Nordafrika. In Deutschland sehr häufig. Sie fehlt nirgends, wo Waldbäume sind, gleichviel ob im Gebirge oder Flachland. Je nach reichlichem oder mangelndem Fraß ist sie Stand-, Strich- oder Zugvogel und erscheint plötzlich in ganzen Flügen, wo zahlreiche Mäuse vorhanden sind. Sie legt oft schon Anfang, meist jedoch erst Mitte März ihre 4 bis 6 weißen, rundlichen, von 40 : 33 bis 43 : 31 mm messenden Eier, am liebsten in einen Raubvogel- oder Krähenhorst, ausnahmsweise in Baumhöhlen, und brütet sie in etwa 28 Tagen aus. Wird ihr das Gelege genommen, so zeitigt sie ein zweites, selbst ein drittes Gelege. Sie soll in guten Mäusejahren ausnahmsweise auch zweimal brüten. Das Männchen versorgt während dieser Zeit das Weibchen reichlich mit Fraß, nachher mit diesem gemeinschaftlich die Jungen, und ist überhaupt ein sorgsamer Hüter und Wächter, füttert auch, wenn das Weibchen verunglückte, die Brut allein auf; ist von dieser eins aus dem Horst gefallen, wie häufig geschieht, so zischt es in Zwischenräumen wie „Chi-chi-chi", um von den Alten besser aufgefunden zu werden. Im Zorn faucht die W. wie eine Katze, knappt mit dem Schnabel und vermag ihr Gesicht fast rundum zu drehen. Auch klatscht sie wie der Uhu mit den Flügeln, indem sie mit ihnen unter dem Leib zusammenschlägt. Die W. kröpft Maulwürfe, Ratten, Frösche, Insekten, besonders aber Mäuse, und räumt ganz gewaltig unter ihnen auf. Nimmt sie daher auch gelegentlich einen Vogel, selbst ein Huhn, so steht sie doch als ein so vorwiegend nützlicher Vogel im Naturhaushalt da, daß ihr zweckloses Töten unverantwortlich ist. Am Tage schläft sie so fest, daß sie leicht beschlichen werden kann, und streicht, wenn erwacht, erst nach einigem Besinnen ab, so daß sie sehr leicht zu schießen ist. Auf dem Zuge blocken oft mehrere schlafend dicht aneinander. Wem ein Schuß auf solches Zielobjekt Freude macht, mag sich daran ergötzen, zu den Weidmannsstücken gehört er aber sicher nicht. In Fallen ist die W. auch oft gefangen worden. Wenn sie Gefahr merkt, macht sie sich dünn und drückt sich fest an den Stamm oder Ast, wobei sie zu ihrem Heil meist übersehen wird.

3) Sumpfohreule (Asio accipitrinus Pall., Otus brachyotus Forster, Strix brachyotus Gmel.). Länge 37, Breite 106 cm, Stoß 16, Schnabel 2,7, Lauf 4, Mittelzehe 2,8, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,2, ihre Kralle 1,7 cm. In der Färbung ist die S. der Waldohreule ähnlich, doch die gesamte dunkle Längszeichnung breiter, die Fleckung stärker und vor allem die starken Schaftstreifen der Unterseite ohne Querwellen. Die Vorderseite geht bei nicht wenigen Exemplaren in Gelbweiß ohne Längszeichnung über. Iris hellgelb; das Auge aber ist etwas kleiner, von breitem, schwarzem Rand umrahmt und gibt ihr ein sehr ansprechendes, kluges Gesicht. Die nur aus 2 bis 4 kürzeren Federn bestehenden Ohrbüschel sind sehr klein, kaum 2 cm lang, über den Augen rückwärts gebogen, ziemlich nahe aneinander gestellt. Die Eigentümlichkeit der Eule, die Büschel oft, nach dem Verenden stets, so niederzulegen, daß sie gar nicht zu sehen sind, hat zu vielen Verwechselungen Anlaß gegeben; man kann die Büschel aber sofort erkennen, wenn man die Scheitelfedern nach vorn streicht. 3. Schwungfeder die längste; die 1. und 2. deutlich, die folgenden weniger gesägt. Im Streichen unterscheidet sich die Sumpf- von der Waldohreule dadurch, daß sie am Tage behender ist, besonders auffällig aber durch ihre Liebhaberei, senkrecht aufzusteigen und sich ebenso herabzulassen. Aufenthalt: In allen Erdteilen außer Australien (im Winter zieht sie jedoch bis zu den Karolinen und Sandwich-Inseln) vom Eismeer (70.⁰) bis in den Sudan und von Westeuropa bis nach Japan. In Deutschland hauptsächlich in den Niederungen (von Holland bis Ostpreußen, hier jedoch unregelmäßiger, seltener Brutvogel, auf dem Herbstzug aber massenhaft). Sie liebt große Heideflächen, Sümpfe und Moore mit Binsen, Riedgräsern und Schilf, daher sie gelegentlich der Bekassinenjagd von den Hunden aufgestöbert oder, wenn sie zum Aufstehen nicht Lust hat, verbellt wird. Zur Herbstzeit sitzt sie gern in Kartoffel- und Kohlfeldern (Kohleule). Sind Mäuse genug vorhanden, so bleibt sie auch im Winter bei uns, andernfalls und besonders bei vielem Schnee zieht sie wie die Waldohreule in starken Zügen bis nach Afrika. Auf den angegebenen Örtlichkeiten, unter einem Strauch, Binsen- usw. Büschel findet man im April/Mai meist vier, ausnahmsweise mehr Eier, 40 : 30 mm messend, weiß, gestreckter und kleiner als die ganz ähnlichen der Waldohreule. Die Eier werden in etwa 4 Wochen ausgebrütet. Die Jungen sind weißgrau, später mit bräunlichen Wellenzeichnungen, also denen der Waldohreule

sehr ähnlich, zeigen aber wenig Spuren der Federohren, sind jedoch sicher durch ihren Fundort zu bestimmen, da dort die der Waldohreule niemals angetroffen werden. Meist verschläft die S. den Tag, streicht aber auch am Tage und schraubt sich dann im hellen Sonnenlicht hoch auf, gaukelt umher und streicht gewandt davon. Sie wandert in Flügen bis zu 100 Stück. Außerordentlich gefräßig, kröpft sie ausschließlich große Massen schädlicher Nager, ist also für den Naturhaushalt ein überaus nützlicher, dabei hübscher Vogel, dessen sanfte Stimme wie „Gääw-gääw" klingt. Sie kann nach alledem kein Gegenstand der Jagd sein.

4) Uhu (Bubo bubo [L.], B. maximus Sibb., B. ignavus Reichw., Strix bubo L.; Schuhu, Auf).

Beschreibung.

Länge (W.) 64, Breite 160 bis 166 cm, Stoß 26, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,5, Lauf 8, Mittelzehe 6,9, ihre Kralle 3,8, Innenzehe 5,4, ihre Kralle 3,9 cm. Das Männchen ist um 4 cm und mehr kürzer und entsprechend schwächer. Der U. ist ein sehr bekannter Vogel und sicher die packendste Erscheinung unter allen Eulen; keine andere hat den unbeschreiblichen Ausdruck in dem feuerfarbigen Auge, dessen tiefschwarze Pupille sich beim Atemholen deutlich verengt und erweitert. Der Kopf ist nur mäßig stark; Fänge mit kurzem, weichem Flaum dicht bedeckt, so daß nur an dem unteren Gliede je zwei Schilder hervortreten. Die abgerundeten Flügel überragen die Mitte des geraden Stoßes; die dritte Schwinge ist die längste, die zweite und fünfte fast ebenso lang, die erste gleich der sechsten. Die zwei ersten Schwingen sind deutlich gesägt, die beiden folgenden nur schwach, die 2. bis 4. Schwinge am Außenrand verengt. Die unteren Stoßdecken erreichen fast das Ende des geraden Stoßes. Ohrbüschel seitwärts gebogen, beim Männchen etwa 9 cm lang, beim Weibchen kürzer. Der sehr kräftige Schnabel ist hornschwarz, sehr gekrümmt, mit starkem, spitzem Haken, aber ohne Zahn; die schwarzen, glänzenden Krallen geben denen des Adlers wenig nach. Der Scheitel ist beim alten Weibchen braun, schwarz gestrichelt; Federbüschel schwarz mit rostroten Seitenflecken; Schleier rostbraun und schwarz punktiert, Bartborsten graugelb mit schwarzen Spitzen. Nacken rostbraun mit breiten, schwarzen Schaftstrichen und unregelmäßigen Flecken; Rücken und obere Stoßdecken rostgelb mit unregelmäßigen, schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Der Stoß hat 5 bis 6 breite, braune und dazwischen bogenförmige, rostgelbe Binden. Kinn gelblich-weiß, darunter ein größerer weißer Kehlfleck, welcher sich nach beiden Seiten in schmale Streifen verlängert; Brust rostgelb mit breiten, schwarzbraunen Schaftstrichen und fein punktierten Querlinien, die sich nach unten hin verschmälern. Die rostgelben Fänge dunkel gestrichelt und punktiert. Die rostbraunen Flügeldecken sind mit verschiedenen dunklen Zeichnungen bedeckt; Schwingen braun und rostgelb gebändert. Das Männchen ist dunkler und stärker gefleckt, von hellerer Grundfarbe, hat stärkeren Kopf und längere Ohrbüschel. Die jungen Vögel sind dunkler als die alten; die Dunenjungen sind weißlich mit rötlichen Wellen.

Verbreitung. Aufenthalt.

Der U. ist über ganz Europa verbreitet; er war früher weit häufiger anzutreffen als jetzt und würde bei uns schon ausgerottet sein, wenn nicht einerseits seine Scheu und die oft unzugängliche Brutstätte, anderseits seine Nützlichkeit als Lockvogel bei der Krähenhütte seine Vertilgung wenigstens einigermaßen verhinderten. Er verlangt große, zusammenhängende Waldungen oder Röhrichte; ob im Berg- oder Flachland, ist ihm gleich. In Mitteleuropa ist er Standvogel; die wandernden U. sind meist junge. In Deutschland ist der U. noch seltener Brutvogel, in Ostpreußen mit etwa 20 Horsten (bei Königsberg, in den großen masurischen Forsten, im Memelgebiet am häufigsten), Westpreußen (Kreise: Dirschau, Konitz und Schwetz), Pommern, Westfalen (Bredelow), im Thür. Wald, Harz, Saale-Gebiet (Sachsen), bei Burgk (Reuß ä. L.), Sachs.-Weimar, Sächs. Schweiz (Hohenstein u. Schulzengrund), und bei Schloß Waldeck a. d. Eder, in der Rheinprovinz, Oberpfalz, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Franken (Bayern), im oberen Pegnitztal u. a. — In Böhmen war der U. (s. Loos, der U. in Böhmen) früher sehr zahlreich; doch ist er jetzt noch ziemlich häufig zu finden als Brutvogel in Nordböhmen (Dauba, Niemes, Münchengrätz, Lobositz, Aussig, Wekelsdorf (bei Trautenau), Kaaden (bei Karlsbad), Reviere zwischen Pilsen und Prag (z. B. Pürglitz), in Südböhmen (Bergreichenstein, Winterberg), zwischen Böhm.-Wald und Moldau. Der U. wird in vielen Teilen Böhmens u. a. O. in letzter Zeit vor gänzlicher Ausrottung geschützt. Ferner noch häufiger Brutvogel im Karstgebirge, Südungarn (Auwaldungen der Donau und Save), im ganzen Karpathengürtel, in der Bukowina, Dalmatien, Balkanländern (in Griechenland selten, desto häufiger in Bosnien, Bulgarien, Montenegro); in der Herzegowina und Serbien erscheint der U. im Winter in großer Anzahl, wahrscheinlich nordische Zugvögel. In Slavonien zwischen Semlin und Szlankamen, in der Türkei (Umgegend von Konstantinopel), in

Tirol seltener, in der Schweiz (regelm. Brutvogel in der ital. Schw., dann im Kanton Graubünden, sonst Durchzugsvogel), in Frankreich bei Fontainebleau bestätigt, in Italien bei Catanzaro, schließlich vielfach in Rußland.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der U. jagt nur bei Nacht, äugt aber am Tage genug, um durch einen dichten Holzbestand, wenngleich schwankenden, doch fördernden Fluges sich seinem etwaigen Feinde zu entziehen, wie der sich anschleichende Jäger zu seinem Verdruß sehr bald gewahren kann. Auch weiß jeder erfahrene Hüttenjäger, auf wie große Entfernungen der U. heranziehende Raubvögel eräugt. — Der U. ist ein sehr starker, mutiger Vogel, der selbst den Kampf mit dem Steinadler nicht scheut und deshalb außer dem Menschen keinen Feind zu fürchten hat; denn selbst die Wildkatze unterdrückt ihre etwaigen Gelüste nach der Brut in richtiger Würdigung der furchtbaren Krallen der die Jungen sorgfältig hütenden Mutter. Auch die Jungen schlagen bald gut ein und werfen sich bei Gefahren sogleich auf den Rücken, die starken Krallen zum unliebsamen Empfang vorstreckend. Das Jagdgebiet des U. ist ein sehr großes; daher ist der Schaden, den ein Uhupaar dem einzelnen Revier zufügt, kein solch großer, vielmehr verteilt er sich auf eine sehr weite Umgebung. In großen Wäldern, wo die Niederjagd keine große Rolle spielt, sollte man ihn nicht gänzlich ausrotten. Der U. streicht meist niedrig, mittels seines losen, zerschlissenen Gefieders wie alle Nachteulen unhörbar, schreckt durch plötzliches Knappen die ausersehenen, schlafenden Opfer aus Busch und Gras auf und schlägt sie, ehe sie eigentlich wissen, wie ihnen geschieht. Vom Hirschkalbe bis zum Satzhäschen, vom Auerhuhn, Fasan bis zum Singvogel ist die Tierwelt seinen Angriffen ausgesetzt und der U. mithin ein der Wildbahn und insbesondere der Vogelwelt überaus gefährliches Raubtier. Daher gehört er auch zu den gehaßtesten Geschöpfen und zieht, wo er am Tage sichtbar wird, die unverzüglichen, wütendsten Angriffe der Vogelwelt auf sich; freilich hüten sich alle die Schreier, seinen Fängen, die das Gepackte so leicht nicht wieder loslassen, zu nahe zu kommen. Von den schädlichen kleinen Säugetieren vertilgt der U. gleich den anderen Eulen jedoch auch eine große Anzahl; Mäuse, Ratten usw. sind der erste Fraß der jungen U. Dabei geht er nie verschwenderisch beim Kröpfen vor; kann er die Beute nicht auf einmal aufkröpfen, dann sucht er sie in der nächsten Nacht auf, wobei er leicht im Eisen gefangen werden kann. — Den Beginn der Paarzeit (März) verrät das häufige Rufen der sonst stillen Vögel; das weithin schallende, dumpfe „Puhu-huhu“ der sich eifersüchtig herausfordernden Männchen erschreckt zu dieser Zeit den Laien im dunklen Wald oder an schroffer Felsklippe, von wo es wie ein Ruf böser Geister herübertönt; das wirklich schaurige, dem Jammern eines mißhandelten Menschen ähnliche, hellere Kreischen des begehrlichen Weibchens mengt sich dazwischen, und niemand, der ein solches Konzert in der nächtlichen Waldesstille vernahm, wird sich einer Empfindung von Grauen haben erwehren können. — Der Horst des U. steht in der Ebene meist auf dem Boden; er ist sogar an der unteren Donau in einem Erdloche gefunden worden. Gelegentlich wird ein verlassener großer Raubvogelhorst oder ein Felsenloch und im Röhricht eine entsprechende Erhöhung benutzt. In der Regel bezieht das alte Uhupaar wieder den alten Horst, wird es jedoch gestört oder ihm gar die Jungen weggenommen, so wechselt es alljährlich mit dem Horst. Nicht selten liegen schon Anfang April die 2 bis 4 Eier im Horst, welche rundlich, von stumpfer, poröser, mit Knötchen versehener Schale und reinweiß sind. Durchschnittsgröße 58,14 : 48,7 (63 : 48 bzw. 53 : 47) mm. Die nordischen Eier sollen im allgemeinen stärker sein als die aus dem Süden. Brutzeit etwa 30 bis 32 Tage; gefangene U. brüten etwas länger. Meist fallen nur 2 Junge aus. Diese sehen anfangs wie ein schmutzigweißer Wollklumpen aus und werden überreichlich mit Fraß, als Hasen, Kaninchen, Hühnern, auch Igeln, Ratten, Zieseln, Maulwürfen, Schlangen, Fröschen usw. versorgt. Zunächst füttert nur das Weibchen die Jungen, denen es die weicheren Fleischteile der mit dem Schnabel zerwirkten Beute gibt, während es selbst die zäheren Teile kröpft.

Jagd.

Unter den Eulen ist der U. die einzige, welche keine gesetzliche Schonzeit hat. — Die Uhujagd hat zweierlei Formen, die auf ihn und die mit ihm. 1) Die Jagd auf den U. Anschleichen läßt sich ein alter U. so leicht nicht, denn er schläft nur mit halbem Auge und Ohr, weshalb nur der Abendanstand bei beginnender Dämmerung einigen, freilich immerhin zweifelhaften Erfolg verspricht. Natürlich muß der Jäger den ungefähren Stand des U. ermittelt haben, wozu ihm dessen Rufen in der Paarzeit oder des Abends, wenn er zu streichen sich anschickt, behilflich sein wird. Dort stellt der Jäger sich einige hundert Schritt entfernt vor Eintritt der Dämmerung still und gut gedeckt an. Hört er den U. rufen und mit seinem Fittich klatschen, so lockt er etwas gedämpft, aber selbstverständlich sehr täuschend, und horcht auf dessen Antwort, der er entnehmen wird, ob sich der U. genähert hat. Steht dies fest, so läßt der Jäger das Hasenreizen folgen und muß nun schußfertig sein, denn der U

streicht jetzt schnell und meist niedrig heran und schlägt, sowie er den Jäger wahrnimmt, einen Haken. Dies ist der geeignete Moment zum Schuß; wird er verpaßt, dann waren alle Mühe und mancher Gang vergebens; der U. streicht schnell und still davon, läßt sich nicht mehr täuschen und meidet wohl diese bedenkliche Umgebung für immer. Leichter ist die Erlegung des U. am Horst, wenn dieser so steht, daß der abstreichende U. beschossen werden kann. Man besteckt auch wohl den Horst mit Schlingen, um die Alten lebendig zu fangen; will man die Jungen später auf der Uhu- oder Krähenhütte in Verwendung nehmen, so fesselt man ihnen die Flügel und läßt sie von den Alten großziehen. — 2) Weit interessanter ist entschieden die Jagd mit dem Uhu auf Raubvögel und rabenartige Vögel aus der sog. Uhu- oder Krähenhütte (s. *Hüttenjagd 2*).

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Eulenkopf s. *Dickfuß*.

Eulenköpfe, die stärkeren, dickköpfigeren Waldschnepfen, die zuletzt bei uns durchzuziehen pflegen; s. a. *Schnepfen*.

Expansionsgeschoß, ursprünglich Geschoß mit einer Höhlung im Boden, die sich durch den Stoß der Pulvergase ausdehnte und den hinteren Teil des Geschosses in die Züge preßte. Neuerdings nennt man Geschosse mit hohler Spitze E., weil sie beim Auftreffen auf irgend einen Gegenstand stark deformieren bzw. auseinandergehen (expandieren).

F.

Fächer, der Stoß (Schwanz) des Auerhahns; er fächert, wenn er den Stoß, den F., ausbreitet.

Fädchen (Fädlein), ein gerechtes Zeichen des Rothirsches. Zieht ein solcher über weichen Boden oder Schnee, so drängt sich zwischen den Schalen der Boden usw. in einer länglichen, schmalen Figur durch, welche das F. genannt wird.

Faden s. *Rührfaden*.

Fähe (Fähin, Betze), weiblicher Fuchs, auch das andere weibliche Haarraubzeug der Niederjagd.

Fahne. 1) Die langen Haare an der Unterseite der Rute langhaariger Hunde. 2) Der Schwanz des Eichhörnchens. 3) Die beiderseits am Kiel schräg aufwärts stehenden Äste der Vogelfedern.

Fähnlein, die Blume (Schwanz) des Hasen und Kaninchens.

fahren, 1) aus dem Lager aufspringen (vom Hasen); 2) aus dem Bau hervorspringen (vom Fuchs); 3) ins Wasser fallen (von Otter und Biber).

Fährte, die Fußtapfen, welche das zur hohen Jagd gehörige Haar-, Nutz- und Raubwild bei den verschiedenen Gangarten im Boden oder Schnee zurückläßt. Die einzelne Fußtapfe heißt Tritt. Neben der Bezeichnung F. besitzt die Jagdterminologie noch die Bezeichnungen Spur für die Tritte und Gänge des zur niederen Jagd gehörigen Haar-, Nutz- und Raubwildes und Geläuf für die Gänge des Federwildes. In Theorie und Praxis besteht noch eine große Verschiedenheit in der Anwendung dieser Bezeichnungen. So wird noch vielfach von der Spur des Wolfes und Luchses, dagegen von der F. des Auerhahns gesprochen. Es wäre aber zu empfehlen, daß die vorstehend gegebene Einteilung allgemein anerkannt würde (s. auch *Fährtenzeichen*).

fährten, ein Stück hohes Haarwild, es spüren. „Ein starker Hirsch fährtet sich auf dem A-Gestell" oder „ich fährtete" ihn dort. Neuerdings mehr für das Spüren solcher Wildarten, die eine *Fährte* — keine Spur — hinterlassen, gebraucht.

fährtengerecht ist derjenige, der Fährten und Spuren der Wildarten kennt und richtig ansprechen kann.

Fährtenkunde, gewöhnlich zusammengefaßt mit der Spurenkunde als Fährten- und Spurenkunde, die Lehre von den Fährten und Spuren sämtlicher Wildarten. Sie lehrt aus den im Boden oder Schnee stehenden Fährten und Spuren ansprechen, von welcher Wildart sie herrühren, nach welcher Richtung das Wild sich fortbewegte, in welcher Gangart dies geschah, wie alt die Fährte oder Spur ungefähr ist usw. Bei einzelnen Wildarten, namentlich beim Rotwilde, soll der fährtengerechte, d. h. fährtenkundige Jäger auch ansprechen können, ob die Fährte von einem Hirsch oder Stück Mutterwild herrührt, ob sie von altem oder jungem Wilde geprägt wurde, wie viel Enden der Hirsch nach seiner Fährte tragen muß usw. usw. Wenn die praktische Unterweisung durch einen fährtengerechten Lehrprinzen auch auf diesem jagdlich so ungemein wichtigen Gebiete der Bücherweisheit vorzuziehen ist, so kann doch ein gutes, mit naturwahren Abbildungen versehenes Lehrbuch den Mangel an praktischem Unterricht in manchen Stücken wohl ersetzen.

Literatur: E. Teuwsen, Fährten und Spuren.

Fährtenlaut, die fehlerhafte Eigenschaft des Hundes, Laut zu geben, wenn er auf eine Fährte kommt, so daß der Jäger glauben muß, der Hund habe Wild im Gesicht.

Fährtenzeichen. Es gibt in den Fährten gewisse Merkmale, nach welchen man beurteilen kann, von welcher Wildart, von welchem Geschlecht und von welcher Stärke sie herrühren. Der Jäger nennt diese Merkmale Zeichen; ihre Kenntnis ist für den angehenden Weidmann unerläßlich, sie ist der Stolz des hirschgerechten Jägers und wurde früher viel umfangreicher verlangt als jetzt; denn während unsere Vorfahren die Kenntnis von 72 Zeichen von einem hirsch- und fährtengerechten Jäger verlangten, begnügen wir uns mit etwa 20, mit denen wir uns hier auch nur befassen wollen. Die meisten Zeichen hinterläßt die Fährte des Rotwildes, man unterscheidet vom Tritt eines Zweihufers am hinteren Teil die Ballen, welche den Boden niederdrücken, und die Schalen, welche vermöge ihrer Höhlung, der Hohle, das Gegenteil bewirken, mithin ist auf den Abbildungen der Eindruck der Ballen und Schalenwände dunkel, derjenige der Hohle heller gehalten. Bei unseren Hirscharten drücken sich in ruhigem Gang die Oberrücken niemals im gewöhnlichen harten Boden ein, im weichen nur ausnahmsweise beim starken Feisthirsch und sehr selten beim hochbeschlagenen Tier. Der Abdruck der Ballen nimmt beim Rotwild etwa ¼ des Trittes ein, beim Damwild beinahe ½, beim Reh etwa ⅓, beim Elch aber geht der Ballenabdruck im Bogen fast bis an die Spitze der Schalen. In der Flucht spreizt das Wild die Schalen und drückt die Oberrücken dabei ab; das Schwarzwild tut dies auch im ruhigen Ziehen. Bei allem Wild, welches auf Schalen zieht, ragt die rechte Schale etwas über die linke hervor, am auffälligsten beim jüngeren Schwarzwild. Nachstehende Zeichen unterscheiden den Rothirsch vom Tier, vom Damhirsch und Schwarzwild und lassen ihn auch nach der Stärke ansprechen. 1) Der S c h r i t t ist sehr gerecht, denn ein Achter schreitet, gleiches Tempo vorausgesetzt, schon länger als das stärkste Tier. Im Hinblick auf die lokalen Verschiedenheiten in der Stärke des Rotwildes läßt sich die Weite des Schrittes für die Allgemeinheit nicht in Ziffern angeben, doch soll sich jeder Jäger in seinem Revier tunlichst rasch Kenntnis davon verschaffen, wie weit dort ein Hirsch vom 4., 5., 6. Kopf usw. durchschnittlich schreitet. Dies Zeichen ist schon deshalb sehr gerecht, weil es im Sand sowohl als im schweren Boden, im Schnee, selbst im Tau erkennbar ist. 2) Die O b e r r ü c k e n, zwar nur im weichen Boden oder in der Flucht, aber sehr gerecht; die des Hirsches sind etwa baumenstark und stehen gegen 7 cm hinter dem Ballen, beim Tier sind sie spitz, verschmälert und stehen nur 5 cm hinter dem Ballen. 3) Der Z w a n g oder das Z w ä n g e n entsteht, indem der Hirsch die im Tritt zusammengepreßte Erde rückwärts drängt. 4) Die S t ü m p f e rührt von dem durch die Schwere des Leibes hervorgerufenen Zwängen her, d. h. die Schalen nutzen sich an der Spitze ab, was beim Tier weniger auffällig ist, weshalb dieses Zeichen sehr gerecht ist. 5) Der S c h r a n k; in ihm stehen die Tritte der rechten und linken Läufe nie in gerader Linie hinter-, sondern nebeneinander, beim starken Hirsch in 15 bis 20 cm Entfernung; dieses Zeichen rührt also von der Stärke des Hirsches her. Zwar schränkt auch das Tier, namentlich das hochbeschlagene, etwas, aber nicht regelmäßig, nur ab und zu einige Schritte, und wenn es auch nicht genau schnürt, d. h. die beiderseitigen Tritte in einer geraden Linie abdrückt, so ist doch der Abstand meist kaum auffällig. Auch der Schrank richtet sich nach dem Tempo der Fortbewegung, er nimmt mit der größeren Geschwindigkeit ab, so daß er im Trollen geringer ist als im Ziehen. 6) Die a u s w ä r t s g e s e t z t e n S c h a l e n sind ein gutes Zeichen des Hirsches, das Tier stellt sie vorwärts gerichtet, nicht schräg. 7) Der K r e u z t r i t t entsteht durch den Abdruck des Hinterlaufs in dem des Vorderlaufs, wodurch dieser kreuzförmig gespalten erscheint, nur drei Ballen zeigt; ist sehr gerecht. 8) Den B e i t r i t t macht der Hirsch, indem er den Hinterlauf etwa 2 cm neben den Vorderlauf stellt; er ist ein gerechtes Zeichen des Feisthirsches, denn das Tier macht ihn nur, wenn es hochbeschlagen ist, zur Feistzeit gibt es aber keine hochbeschlagenen Tiere. 9) Das Z u r ü c k b l e i b e n oder H i n t e r l a s s e n verursachen starke Feisthirsche, indem sie die Hinterläufe etwa 8 cm hinter den Vorderläufen aufsetzen; das hochbeschlagene Tier setzt beim Zurückbleiben die Hinterfährte etwas neben die vordere. 10) Die Ü b e r e i l u n g machen nur geringe Hirsche, indem sie den Hinterlauf vor den vorderen aufsetzen. 11) Der B u r g s t a l l oder das G r i m m e n, auch B ü r g e l, ist der durch die Höhlung der Schalen heraufgepreßte Boden; im Tritte der Tiere ist der Burgstall zwar auch erkennbar, aber wegen des leichteren Auftretens viel flacher. 12) Das F ä b l e i n steht zwischen den Schalen und entsteht durch das Zwängen des Hirsches. 13) Die r e i n e F ä h r t e entsteht durch das wuchtigere Auftreten des Hirsches, wodurch der Abdruck natürlich viel reiner und plastischer bewirkt wird als bei dem leichten Tritte des Tieres. 14) Der S c h l u ß t r i t t (Beschluß) beruht

auf der Eigentümlichkeit des Hirsches, beim Aufstehen aus dem Bett stets in dessen Mitte zu treten. 15) Der Abtritt. Wenn der Hirsch über jungen Getreide- und Graswuchs zieht, so schneidet er mit den Schalen die Halme scharf ab und streut sie umher; je frischer oder welker diese Abtritte sind, desto früher oder später wechselte der Hirsch über diese Stelle; das Tier zerquetscht die zarten Halme im Tritt, schneidet sie nicht ab. 16) Das Insiegel sind die großen Fladen, welche sich an die Schalen des Hirsches nach plötzlichem Regen auf schwerem Boden hängen und herabfallen, wenn er auf festen Grund oder Gras tritt. 17) Das hohe Insiegel ist der vom Hirsch über den Schalen aufgeworfene, umgestülpte Boden; der Umschlag ist diesem sehr ähnlich und wird besonders in Moos und Heidekraut bemerkt. 18) Den Wiedergang macht der Hirsch, indem er auf seinem Zug zu Holz plötzlich abbiegt und auf einem Umweg zu Holze tritt; beim Bestätigen mit dem Schweißhund und beim Kreisen ist dieses Zeichen sehr zu beachten. 19) Die Himmelsspur und das Himmelszeichen (Gewende) macht der Hirsch mit dem Geweih; die erstere durch Fegen, doch kann man dadurch die Stärke des Hirsches kaum ansprechen; die andere durch das Knicken und Wenden von Ästchen und Zweigen. Nach der Höhe, in welcher dies geschah, läßt sich einigermaßen die Stärke des Hirsches ansprechen. 20) Das Nässen besorgt der Hirsch zwischen die Fährte, das Tier teilweise in diese hinein, weil es nicht schränkt. 21) Die Losung ist ein vorzügliches, gerechtes Zeichen; die der Hirsche ist regelmäßiger geformt als die der Tiere; im Winter fällt sie vermöge trockner Äsung in kleinen, runden Lorbeeren, welche mit Zäpfchen und Höhlungen ineinander passen, während des Tieres Losung mit der von Schafen viel Ähnlichkeit hat. Im Frühjahr verdicken sich die Lorbeeren und bleiben bei haufenweisem Abfall ineinander hängen, während die Losung der Tiere klein und vereinzelt, aber glänzender ist als im Winter. Im Sommer ist die Losung des Hirsches fester und glänzender, schleimig, fällt in Traubenform mit Zäpfchen und Höhlungen; zur Brunftzeit aber wird sie dünn, verschlechtert sich immer mehr bis in den November hinein und wird zuletzt ganz formlos, während die der Tiere zusammenhängender wird und besser aussieht; bei guter Äsung, besonders Mast, wird die Losung des Hirsches wie die oben beschriebene Winterlosung. Diese Zeichen rühren sämtlich vom gesunden Wild her; anders steht es mit den *Schußzeichen*, welche die Kenntnis und entsprechende Behandlung des kranken, bzw. angeschweißten Wildes lehren.

Falken (Falconidae), Familie der Tagraubvögel. Sie unterscheiden sich von den Geiern, die — mit Ausnahme des Bartgeiers — einen fast nackten Kopf haben, durch den dichtbefiederten Kopf und ihre stark gekrümmten, spitz endenden Krallen, von denen die der Hinterzehe meist stärker als die der Mittelzehe ist; die äußere Vorderzehe ist am schwächsten. Die F. äugen sehr scharf, streichen ausdauernd und z. T. äußerst gewandt und schnell. Sie leben meist einzeln oder paarweise und kröpfen lebende Tiere, doch verschmähen auch einige das Aas nicht. Die große Familie wird eingeteilt in *Edelfalken* (Falconinae), *Weihen* (Milvinae), *Bussarde* (Buteoninae) und *Habichte* (Accipitrinae).

Literatur: Riesenthal, Raubvögel Deutschlands; Naumann, Vögel Mittel-Europas; Reichenow, Kennzeichen der Vögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithol. Taschenbuch für Jäger, 2. Aufl.

Falkenbeize (Falkenjagd, Reiherbeize). Es gibt keine Jagdart, die viele Jahrhunderte lang in gleicher Blüte gestanden hat wie die F., vor der selbst die Hirschjagd zurücktrat. Kaiser und Könige, Fürsten und Edle hielten die Jagd mit dem Falken auf der Faust für das edelste, mannhafteste Vergnügen; ja, es waren dem Kaiser Friedrich, dem berühmtesten Falkenjäger aller Zeiten, solche Edlen, welche ihr nicht oblagen, geradezu verächtlich, und sein berühmtes Buch „Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris de arte venandi cum avibus, cum Manfredi Regis additionibus, ex membranis vetustis nunc primum edita“, wie es in der Ausgabe von Prätorius (Augsburg 1596; deutsch von Schöpffer, Berlin 1896) benannt ist, hat noch heute klassischen Wert. Selbst die Geistlichkeit beschäftigte sich mit der F. schließlich so eingehend, daß es verschiedener Verbote bedurfte, nach welchen der Klerus weder Falken noch Jagdhunde halten sollte. Daß dieses höchst ritterliche Jagdvergnügen im Strome der Zeit untergehen mußte, darf nicht auffallen. Durch die Begrenzung des Grundeigentums und dessen steigende Kultur, die Einführung weittragender Jagdgewehre, besonders auch durch die an die großen Grundbesitzer und fürstlichen Häupter anderweitig herantretenden Ansprüche mußte die Leidenschaft für eine Jagdart zurücktreten, welche unbeschränkte Summen und unbeschränktes Jagdrevier in Anspruch nahm, mit einem Wort, nicht mehr durchzuführen war. Wenn auch hier und da in neuerer Zeit in England, Holland u. a. Versuche mit der F. gemacht wurden, so muß diese doch als der Geschichte angehörig betrachtet werden. Nur im Orient wird die F. bei vielen Volksstämmen noch betrieben.

Die F. wurzelt mit ihren Anfängen in grauer Vorzeit und in jenen asiatischen Reitervölkern, welche mit ihren vorzüglichen Hunden die unbegrenzte Steppe durchjagten und, mit dem Feuergewehr unbekannt, andere Hilfsmittel beschaffen mußten, um sich das ihnen nutzbare Wild anzueignen. Daß sie dabei auf den Edelfalken verfielen, lag nahe. Zwar reicht die F. auch in Europa in die früheste Vorzeit hinein (Firmicus spricht i. J. 336 zuerst von der Falkenjagd in Europa). Sie ist wahrscheinlich von Persien her bekannt, später durch die Hunnen nach ihren Einfällen in Mitteleuropa wieder mehr ausgeübt worden. Ihre höchste Vervollkommnung erfuhr sie aber durch die Kreuzzüge, wo die europäische Ritterschaft sie den Asiaten ablernte und nach ihrer Rückkehr in der Heimat weiterpflegte. Ihren höchsten Glanz hatte sie daher im Mittelalter, hielt sich noch lange in die neue Zeit hinein (z. B. in Sachsen bis 1756; in Preußen bis zum Regierungsantritt Königs Friedrich II.), erhielt ihren Todesstoß durch die französische Revolution nicht nur in Frankreich, sondern mittelbar durch die mit jener zusammenhängenden Kriege in ganz Europa, und wenngleich sie in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Anregung englischer Sportsmen, welche sie bis dahin gehegt hatten, in den Niederlanden bei dem Jagdschloß Loo noch einmal erblühte, so war diese neuerstandene Glanzzeit doch nicht von Dauer. Die Gesellschaft von Loo zerstreute sich nach und nach, und mit den letzten Falkenieren von Valkenswaard in der niederländischen Provinz Geldern darf diese edle Jagd als ausgestorben angesehen werden. — Die F. zerfiel in die Jagd vom hohen und niederen Flug; zum hohen Flug bediente man sich ausschließlich der Edelfalken zur Beize auf Reiher, Kraniche, Milane und andere Vögel, zum niederen Flug ausschließlich des Habichts und Sperbers auf Hasen (Kaninchen), Rebhühner, Fasanen u. a. Bei der Jagd für den hohen Flug mußten alle Beteiligten gut beritten sein; die andere Beize konnte man auch zu Fuß ausüben. Das Gelände mußte namentlich für die Jagd vom hohen Flug recht übersichtlich (offen) und ohne schwere Hindernisse für die Reiter sein, da diese (insbesondere die Falkeniere) sofort zur Stelle sein mußten, wenn der Beizvogel mit dem geschlagenen Wild zu Boden stürzte. Auf stärkeres Wild wurden meist gleich 2 Beizvögel geworfen. Gebeizten Reihern wurden, wenn sie nicht stark verletzt waren, silberne Ringe mit Namen des Jagdherrn und Jahreszahl um die Ständer gelegt und wieder die Freiheit geschenkt. — Die verschiedenen Momente des Abtragens (der Dressur) des Falken waren: 1) daß er sich geduldig auf der Faust des Falkeniers tragen ließ, diesem den Fraß aus der Hand nahm, auf ein gegebenes Zeichen ihm auf die Faust strich; 2) daß er nach dem ihm gezeigten Wild stoßen lernte, was ihm zuerst in der Kammer, dann nach und nach im Freien am Faden, endlich ganz ohne Fesseln beigebracht wurde; 3) daß er jedesmal, nachdem er ein Wild geschlagen hatte, auf die Faust des Jägers zurückkam oder bei dem geschlagenen Wild verharrte, was nur dadurch zu erreichen war, daß er auf der Faust des Jägers oder auf dem geschlagenen Reiher usw. sogleich gefüttert wurde. Um ihn leichter an das Zurückkommen zu gewöhnen, warf man das sog. Federspiel, d. h. den ausgestopften Rumpf mit den Flügeln einer hellen Taube, in die Höhe. Also nicht die Anhänglichkeit an den Falkenier fesselte den Falken an diesen wie den Hund an den Jäger, sondern lediglich die Befriedigung der Freßlust, woraus natürlich folgte, daß sich selbst der beste Falke bei erster Gelegenheit auf Nimmerwiedersehen aus dem Staube machte, sofern nicht der berittene Falkenier schleunigst zur Stelle war. Wurde der Falke nicht zur Jagd benutzt, so war ihm stets die Falkenhaube, ein mit Federn geschmücktes Lederkäppchen, über Kopf und Augen geschnallt, die aber Schnabel und Nasenlöcher freiließ; auch wurde er an einem Lederriemchen, der Fessel, mit den „Händen" (Fängen) an seinen Stand befestigt. In dieser Kappe wurde er mehrere Stunden umhergetragen, war also den größten Teil seiner Zeit zur Blindheit verurteilt, ein Verfahren, welches seine geistigen Eigenschaften freilich nicht veredeln konnte. Habicht und Sperber wurden dagegen nicht aufgehaubt. Zu Beizvögeln wurden fast nur junge Vögel, welche aber schon beflogen waren und bereits Beute schlugen (Wildlinge), verwendet. Alte Vögel abzutragen, war sehr zeitraubend und ohne Erfolg, da sie trotzig blieben. Das Abtragen war eine monatelange, mühsame, nur durch Geduld mit Erfolg zu krönende Arbeit. Daß die Falken Tage und Nächte lang am Schlaf verhindert und dadurch zum Vergessen ihres früheren Zustandes geleitet worden seien, wird mehrfach behauptet; die berühmten Falkeniere von Valkenswaard taten es nie, sie konnten einen derart verdummten Falken nicht brauchen. Die der F. dienenden Jäger hießen Falkeniere (Falkoniere); vier Mann, d. h. ein Falkeniermeister und drei Falkeniere, welche abwechselnd Falkenier-, Pikeur- oder Cagenträgerdienste leisteten, d. h. (im letzteren Fall) auf einem viereckigen Rahmen die zur Jagd zu verwendenden Falken tragen mußten, bildeten eine Kompagnie, bedurften sechs guter Jagdpferde und vermochten 20 bis 25 Falken zu versehen. Rechnet man auf 45 Falken jährlich etwa 4000 kg bestes Rindfleisch und 1200 bis 1500 Tauben, die Pferde für

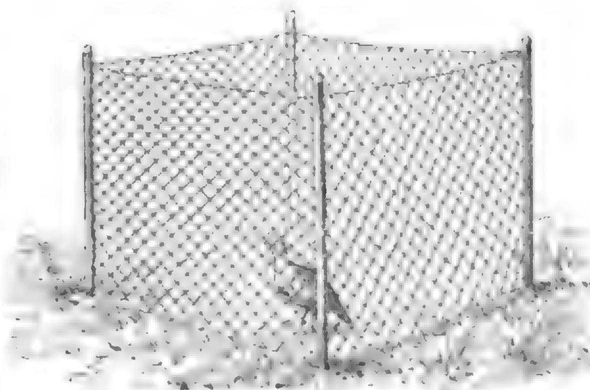
die Herren usw., so wird man ein annäherndes Bild von dem großen Kostenaufwand eines Falkenierhofes gewinnen. Die Falkeniere bedienten sich beim Abtragen der Falken zur Beize besonderer Ausdrücke. Die Fänge der Edelfalken wurden Hände genannt, die Augen Lichter, der Stoß zuweilen Staart; die Falken kröpften (fraßen), Gekröpf (Fraß); die Wurfsessel hieß Geschüh. Die Falkeniere warfen den Falken an den Reiher usw. Unsere vorzüglichen Jagdgewehre und Hunde machen weniger Kosten und Umstände, und schwerlich wird gegen sie die alte, ehrwürdige Falknerei wieder aufkommen. Die nordischen Jagdfalken (Gerfalken) waren nur gekrönten Häuptern zugänglich, und jährlich ging ein königlich dänisches Schiff nach Island, um solche zu holen; gewöhnlich wurde der Wanderfalke benutzt, der daher auch meistens auf der Faust des Ritters oder dem seidengestickten Handschuh des Edelfräuleins abgebildet ist. —

Literatur (Auszug aus O. v. Riesenthals Raubvögel Deutschlands). Griechisch: Hierakosophion, Hammer, Falkner-Klee (m. Kommentar von M. v. Eichenfeld). Lateinisch: Reliqua librorum Friderici II., Imp. de arte venandi cum avibus etc. (Augsbg. 1596; Leipz. 1788); Albertus M., De falconibus usw. (Lyon 1651); Geßner, Animalium liber III (1555; 1604 Frankf. a. M.); Huff de Steinach, Diss. jur. de ardearum venatione, vulgo Reiherbeisse (altdeutsch 1738); Kreyssig, Bibliotheca script. venaticorum (Altenburg 1750). Deutsch: Kaiser Maximilian, von der Falknerey, Hammer, Falkner-Klee (S. 94 bis 96). Ein schons Buchlin von dem Beyssen mit dem Habich und ein Hund (Straßburg 1510); Doebel's Jäger-Practica (Leipz. 1746/54). Bechsteins Naturgesch. (Leipz. 1801). Falkner-Klee v. Hammer-Purgstall (Pesth 1840); J. v. Müller, Der Jagdfalk und die Falkenbaize (J. f. Orn. 1856). O. v. Riesenthal, Raubvögel Deutschlands (Falkenjagd); ders. Weidwerk (Berlin); Foichtinger, Geschichte der Falkenjagd (Leipz. 1878). Französisch: Jean de Franchières, La Fauconnerie (Paris 1511); Traité de Fauconnerie par H. Schlegel et Verster de Wulverhorst (Leiden u. Düsseldorf 1844—53). Englisch: Simon Latham, Faulconry or the falcons lure and cure (London 1658); Hasting, Hints on the management of hawks (London 1898). Holländisch: Verster van Wulverhorst, Geschiedkundige Aanteekeningen over het Jagtwezen (Amsterd. 1840). Italienisch: Lorenzo da Medici, La caccia col Falcone. Auch die Orientalen und Asiaten besitzen eine reichhaltige Literatur.

Falkenbussard s. *Bussard 2a.*

Falkenfang. Zum Einfangen von Falken bediente man sich früher verschiedener Mittel: 1) des Falkenstoßes; 2) der Taube und 3) des Fanges aus der Erdhütte mit dem Raubwürger.

1) Der F a l k e n st o ß (die Falkenrönne oder -rinne). Das Rönngarn oder der Habichtsstoß (Abbildung) ist ein aus gutem, naturfarbigem Zwirn gewirktes Netz mit 5 cm Maschenweite, welches an vier im Quadrate von je zwei Meter weit gesteckten, dünnen, zwei Meter langen Pflöcken an den Innenseiten in eingeschnittenen Kerben leicht eingehängt ist, so daß dadurch vier busenreiche, oben offene Wände gebildet werden, in deren Mitte je nach Jahreszeit eine dunkle oder helle lebende Taube angefesselt wird.



Rönngarn.

Der schräg stoßende Falke oder auch Habicht stoßen mit großer Gewalt gegen das Garn (ersterer, wenn er die Taube flattern sieht), werfen es aus den Kerben und werden von ihm umschlungen; damit sich aber auch der oft senkrecht stoßende Falke fängt, zieht man einige dünne Leinen kreuzweise über die Stellung, indem man sie in den oberen Saum des Netzes bindet. Dadurch, daß der Falke beim Herabstoßen diese Leinen berühren muß, wirft er das Netz aus den Kerben und über sich.

2) Eine sehr einfache Fangart, zu welcher kein Apparat, nur eine große Ebene mit freier Umschau nötig ist, besteht in folgendem. In einem Beutel hat man eine oder mehrere Tauben und geht zur Zugzeit, wenn man Falken erwartet, umher, nach ihnen ausspähend. Bemerkt man einen solchen, so holt man eine möglichst helle Taube heraus, bindet an ihren Ständer einen etwa 1 m langen Streifen von Leinwand oder sonstigem Stoff, mit Vogelleim dicht bestrichen und am unteren Ende mit einem Steinchen beschwert, welches der Taube das Streichen nicht unmöglich macht, aber doch so erschwert, daß sie nur langsam und mühsam fort kann. Nun wirft man die Taube hoch auf und entfernt sich. Sowie der Falke sie gewahrt, streicht er sofort heran, stößt auf sie und fängt sich entweder schon dabei an dem geleimten An-

hängsel oder kommt doch bald mit der Taube herab, da ihn der Streifen hindert. Am Boden klebt er dann jedenfalls am Streifen fest und um so sicherer, je mehr er sich bemüht loszukommen.

3) Höchst interessant ist der Fang aus der Erdhütte mit dem Raubwürger (Lanius excubitor L.), wie ihn die Falkeniere betrieben, als die Falken- bzw. Reiherbeize noch blühte, und dessen Beschreibung, dem „Traité de fauconnerie“ entlehnt, hier Platz finden mag, wobei erwähnt sei, daß die Falkeniere selbstverständlich die Falken lebendig und unversehrt zu fangen strebten, um sie abzutragen. Daß dazu eine Gegend mit reichlichem Falkendurchzug, wie in den großen Ebenen Norddeutschlands, Hollands und Frankreichs, vorausgesetzt wird, ist natürlich, weil sich sonst die Mühe nicht lohnen würde. Von lebenden Werkzeugen braucht man dazu einige Raubwürger, Tauben und einen gezähmten Falken. Für den Jäger wird zunächst eine runde Erdhütte gebaut, 1,5 m hoch und entsprechend breit, von Brettern oder Bohlen, mit Rasen von außen bekleidet. Als Dach dient ein Rad, mit Rasenstücken belegt, welche unter der Windseite weggenommen werden, so daß der Insasse freie Umschau hat. 4 m von der Hütte und 5 m voneinander entfernt, so daß sie der Falkenier sehen kann, werden zwei Rasenhügel 1,5 m hoch aufgerichtet und zur Hälfte mit einem Rasengewölbe überdeckt, dessen offene Seite nach der Hütte zu gekehrt ist. Um diese Öffnung befestigt man drei Weidengerten halbkreisförmig mit den spitzen Enden in den Rasen und über den ganzen Rasenhügel eine größere. Auf solchem Hügel wird ein Würger dergestalt mit einem Lederriemen um die Brust angefesselt, daß er auf einer dieser drei Gerten sitzen, bei Gefahr aber unter die Rasenwölbung flüchten kann. Die große Gerte schützt ihn vor etwaigen Angriffen der Sperber. Alsdann errichtet man etwa 42 m von der Hütte und voneinander 20 bis 25 m entfernt, drei 8 m hohe Säulen, so daß die Hütte von der rechts und links stehenden gleichweit entfernt ist, also die mittlere Säule gegenüber hat, befestigt auf deren Spitzen Leinen, welche, in ihrer Verlängerung am Boden durch Gabeln niedergehalten, in die Hütte einlaufen. In der Nähe der ersten Säule wird eine kleine Rasenhütte errichtet und an die Leine, wo sie zuerst den Boden berührt, mit einem Faden eine lebende Taube so gefesselt, daß sie in die kleine Rasenhütte flüchten kann. Ebenso wird an die Leine der zweiten Säule ein sonst wenig brauchbarer lebender Falke gefesselt und ferner ein Federbusch; auch diese Leine läuft in die Hütte. Auch die dritte Säule ist mit solcher Leine versehen, auf ihrer Spitze ferner mit einem hölzernen oder ausgestopften Falken und einem Federbusch. Nun werden etwa 100 m von der Hütte nach drei verschiedenen Richtungen hin Fangnetze angebracht. Diese sind oval und am offenen Ende mit einem 1 m großen, halbkreisförmigen Bügel versehen, dessen Durchmesser auf dem Boden mit Gabeln so festgehalten wird, daß er sich aufrichten läßt; dann wird das Netz unter ihm zusammengelegt und mit Rasen bedeckt. In der Mitte des von dem zusammengeschlagenen Netz zu bedeckenden Raumes wird ein etwa 25 cm hoher Pflock mit durchlöchertem Kopf eingeschlagen und in dem Netzbügel ein Draht befestigt, welcher in die Hütte führt. Etwa 10 m hinter dem Netz wird eine Rasenhütte mit einem Falltürchen erbaut, welches, von innen geöffnet, von selbst wieder zufällt, und in diese Hütte eine an einem starken Bindfaden, der durch das Loch in dem Pflock vor dem Netz in die Hütte des Fängers geleitet wird, befestigte Taube gesperrt. Von den drei Rasenhütten besetzt der Fänger nun diejenige, welche ihm am bequemsten liegt, mit der Fangtaube, und nachdem er die Würger auf ihrem Posten angefesselt, auch alles übrige, wie vorher angegeben, in Ordnung gebracht hat, begibt er sich mit Sonnenaufgang in seine Hütte, um dort bis Sonnenuntergang zu sitzen, in gespannter Aufmerksamkeit die Würger beobachtend und den Horizont abspähend. Die Würger zeigen sogleich die Ankunft eines Raubvogels und durch ihr Benehmen auch dessen Art an; denn während sie den Bussard und Milan mehr durch Zeichen der Neugierde verraten, stoßen sie beim Falken und Sperber klägliche Angstschreie aus und verkriechen sich unter die Rasenwölbung. Nun reizt der Fänger durch die Leinen sowohl die Taube an der ersten Säule rechts als auch den Falken an der zweiten, wobei die Federbüsche mitwirken. Der fremde Falke, welchem dies alles nicht entgeht, hat nun die Taube wie auch den hölzernen oder ausgestopften Falken eräugt, und nimmt er an dem ihm sehr interessanten Ort auch noch gar einen lebenden Kameraden wahr, so scheint ihm die Sache um so unverdächtiger. Er streicht jäh heran, von Freßlust und Mißgunst gegen diesen getrieben. Sofort wirft der Fänger den künstlichen Falken mit der Leine herunter, damit der Fremdling bei näherer Besichtigung sich nicht vor ihm scheut; die Taube flüchtet in ihr Rasenloch, und schnell zieht der Fänger die Taube im Erdhügel durch das von selbst wieder zufallende Türchen heraus und läßt sie flattern. Wie der Blitz stößt der Falke auf diese Beute, seine Fänge fest in sie einschlagend, und so fest hält er sie

nun, daß der Fänger Falken und Taube bis an den Pflock über dem Netz zieht und dann schnell den Bügel und mit ihm das Netz über sie wirft und somit fängt. Will man nun den Falken lebendig erhalten, worauf es bei der Falkenjagd doch besonders ankam, so wird er vorsichtig gegriffen, gefesselt und nach Hause getragen oder aber in ein Leinentuch so gewickelt, daß er sich nicht rühren kann, einfach auf den Boden gesetzt. Der Fänger bringt seine Apparate dann zum etwaigen neuen Fang in Ordnung. Die Falkeniere haubten solchen gefangenen Wildling sogleich auf, nahmen ihm aber am Abend die Haube wieder ab, damit er über Nacht Gewölle auswerfen konnte, woran ihn die Haube hindert. Der Fang der kleinen Falken ist nirgends mit Interesse betrieben worden; wollte man sie benutzen, so nahm man Nestlinge oder belegte die Horste mit Schlingen, in welchen sie gefangen wurden.

Falkenfessel s. *Falkenbeize.*

Falkenhaube s. *Falkenbeize.*

Falkenier (Falkonier, Falkner), der Jäger, welcher die Abrichtung (das Abtragen) und Wartung der zur Jagd brauchbaren Vögel besorgte und mit diesen die Beizjagd übte (s. *Falkenbeize*).

Falkeniermeister, gebräuchlicher ist Falkenmeister, der erste Falkenier einer Kompagnie (s. *Falkenbeize*).

Falkenjagd s. *Falkenbeize.*

Falkenmilan s. *Gleitaar.*

Falkenrönne s. *Falkenfang.*

Falkenstoß s. *Falkenfang.*

Falkner s. *Falkenier.*

Falknerei (Falknerhof), die Jagd mit Falken, ihre Hege und das Abtragen, bzw. der Hof, wo letzteres geschah (s. *Falkenbeize*).

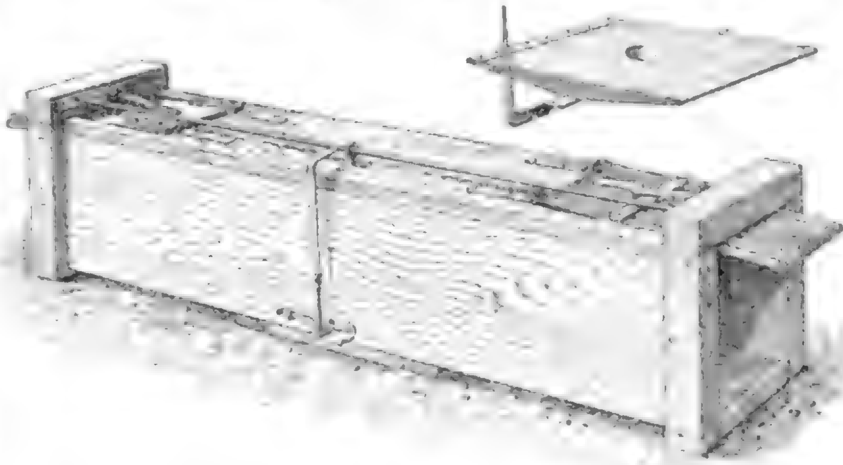
Fall, eine Erweiterung des Gewehrlaufs. Manche Büchsenmacher halten einen leichten F. des Laufes von der Mündung nach dem Patronenlager für vorteilhaft, während der F. nach der Mündung zu (Vorweite) stets die Schußleistung ungünstig beeinflußt.

Fallbaum (Hakreis), die bei einer Krähenhütte eingegrabenen, mit einigen Ästen (Krakeln) versehenen, toten Bäume, auf welchen die vom Uhu angelockten Raubvögel und Krähen aufhaken (oder anfallen, auffallen, woher wohl der Name F.) sollen. Die so aufgehakten Vögel sind aus der Hütte natürlich leichter zu schießen, als die den Uhu unruhig umkreisenden. Obgleich der F. fast überall angetroffen wird, ist er doch bei der Hüttenjagd nicht unumgänglich notwendig. Unentbehrlich ist er nur da, wo man den Krähen erheblichen Abbruch tun will, da man von diesen, wenn sie aufbaumen, meist mehrere mit einem Schuß erlegen kann; vgl. *Hüttenjagd.*

fallen; 1) hohes Wild fällt, wenn es eines natürlichen Todes stirbt (Fallwild). 2) F. (einfallen), sich niederlassen, von Feldhühnern, Schnepfen usw., die z. B. auf die Weide oder Äsung f. oder zur Fortpflanzungszeit zu Paaren f. (sich paaren). 3) Ins Wasser f. oder fahren, untertauchen (von Biber und Otter). 4) Junge Hunde f. von einer Hündin, d. h. sie werden geworfen (geboren).

Fallen sind Vorrichtungen, durch welche man Wild, besonders Raubzeug, fängt, also lebendig oder tot in seine Gewalt bekommt. Im engeren Sinne gehören hierher die aus Holz gebauten Kastenfallen, Schlagbaum, Knüppel-, Erd- und Würgefallen; im weiteren Sinne werden auch die Fangkiste, in welcher ein Fangeisen liegt, und die Fangeisen selbst, als Schwanenhals, Tellereisen usw., zu den Fallen gerechnet. Kastenfallen haben den Vorteil, daß man, wenn sich nützliches Wild, z. B. Hasen, Fasanen, ferner eigene Hunde, Katzen und Hühner, darin gefangen hat, dieses unbeschädigt befreien kann. Der Vorteil der Knüppel-, Erd- und Würgefallen besteht darin, daß man damit der Regel nach alles Raubzeug schnell und schmerzlos tötet. Sie fangen und töten aber auch eigene kleine Hunde, Katzen usw., was unter Umständen ihre Anwendung verbieten kann. Aus Humanitätsrücksichten müssen sowohl Kastenfallen wie Fangeisen jeden Morgen revidiert werden, um unnötige Tierquälerei zu vermeiden. Um die Entwendung der transportablen Fangapparate, als Kastenfallen, Würgefallen und Fangeisen, möglichst zu verhindern, ist es praktisch, in die Holzfallen den Namen und Wohnort des Eigentümers einbrennen oder einschneiden, in die Fangeisen Namen und Wohnort einstempeln oder einfeilen zu lassen. Damit beim deutschen Schwanenhals und den Tellereisen durch Dazwischenfallen von Deckmaterial das vollständige Zusammenschlagen der Bügel nicht unmöglich gemacht wird, müssen diese oberhalb der Bügellöcher an der Innenseite einen 2 bis 4 cm langen und bis 5 mm breiten Ausschnitt haben, den sogenannten Bügelausschnitt. Spitze Zähne und Nägel sind an Tellereisen zu verwerfen, da sie beim Fange ganz überflüssig grausam sind. Die Zähne sind außerdem beim Bedecken mit Deckmaterial hinderlich, das Tellereisen muß der Zähne wegen unnötig tief gelegt und stark bedeckt werden. Das Raubzeug wird, wenn es zuerst auf einen spitzen Zahn tritt, verprellt und der Fänger verletzt sich selbst gelegentlich die Hände an den spitzen Zähnen. Die jetzigen Tellereisen haben so gute Federn, daß die wellenförmigen Bügel auch ohne spitze Zähne das Raubzeug sicher festhalten. Die Teller am Tellereisen müssen möglichst klein sein, da große Teller häufig Zehenfänge und ein Los-

reißen des gefangenen Raubzeugs zur Folge haben, auch die Bedeckung des großen Tellers mit Sand usw. besonders nach Regen so schwer wird, daß die Eisen durch die eigene Schwere des Tellers zuschlagen können. Um das Fangen von Nutzwild zu vermeiden, darf man nie Tellereisen in Furchen, auf Pässe oder Wechsel legen. Mit Ausnahme der Tellereisen zum Fuchsfang, welche lose mit Anker gelegt werden, sind alle Tellereisen anzuketten, um ein Verschleppen der Eisen, z. B. in Baue, zu verhindern, da der Fänger dann das Eisen verliert und das gefangene Stück Raubzeug im Bau elend verhungern muß. Alle Tellereisen sind so zu legen, daß das zu fangende Raubzeug in der Verlängerung der Feder das Eisen betreten muß, da es, wenn das Raubzeug über einen Bügel hinweg den Teller abtritt, vorkommen kann, daß dieser Bügel dem Raubzeug den Fang hoch- und aus dem Bereiche der Bügel herausschlägt, was meistens einen Fehlfang gibt. Kein Fangeisen darf verwittert werden. Die zum Fange des Haar- und Federraubzeugs hauptsächlich gebrauchten Fallen sind folgende.



1. Kastenfalle, oben Trittbrett.

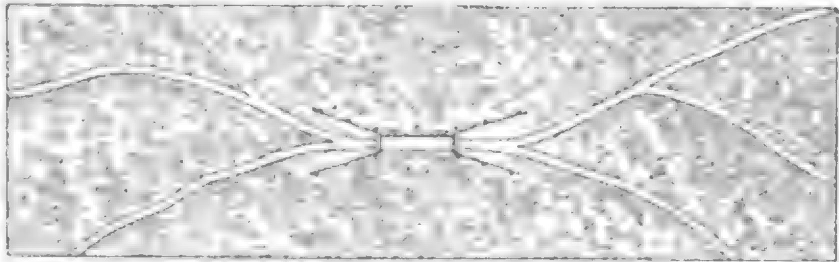
1. Kastenfallen (Klappfallen).

1) **Kastenfallen** sind hölzerne Hohlfallen in der Form einer langen Kiste, welche an beiden oder einem Ende offen und mit Falltüren oder Klappen, sowie im Innern mit einem beweglichen Trittbrett versehen sind. In diesen Fallen wird solches Raubzeug gefangen, das gewöhnt ist, durch enge Öffnungen, Kanäle, schmale Gänge usw. zu kriechen, also Marder, Iltis, Katze, Wiesel, Dachs und Hund. Der Fischotter fängt sich bei Mühlen, Wehren, Engpässen usw. öfter, der Fuchs dagegen sehr selten in Kastenfallen. In den einfachen Kastenfallen fangen sich die Tiere lebend. Man kann also bei der notwendigen täglichen Revision Hasen, Fasanen, Hunde und Katzen usw. wieder in Freiheit setzen. Die K. besteht aus dem eigentlichen Kasten, einer oder zwei Falltüren bzw. Klappen, von welchen eine in der Regel aus einem Gitter von Eisenstäben besteht, dem Trittbrett und der Stellung. Die Größe der Kastenfalle richtet sich nach der Stärke des zu fangenden Raubzeugs. Man stellt diese Fallen je nach der Örtlichkeit teils mit, teils ohne Köder. Auf Heu- und Kornböden, in Scheunen usw. wird die Falle rundum mit Stroh u. dgl. bedeckt und in Holzställen usw. mit Holz, Kisten so umstellt, daß die Falle einen Zwangspaß für Raubzeug bildet. In Gehöften baut man aus Steinen, Holz, Strauch dicht an Gebäuden, Mauern usw. für die Fallen Zwangspässe. In Gärten, Parks stellt man die Falle gut verblendet in Gebüsch, Hecken, an Zäune usw. und leitet schmale, von Gras und Unkraut reingehaltene Steige an beiden Seiten zu den Eingängen der Falle. Vor absichtlich hergestellten Löchern durch Mauern oder in Zäunen steht die Falle zum Fangen von Katzen und Raubzeug auch gut, ebenso vor Mündungen von Kanälen, in ev. künstlich hergestellten Engpässen unter Brücken, Durchlässen usw. In den Fasanerien und in Remisen führt man künstliche, schmale Pässe zu den dort verblendet stehenden Kastenfallen. Sind hier Gräben oder Bachläufe, so stellt man die fängisch gestellte Falle auf ein über den Graben oder Bach gelegtes Brett, so daß das Raubzeug die Falle nicht umgehen kann. In Drahtgeflechteinfriedigung der Fasanerien usw. macht man künstliche Durchschlupflöcher, führt von außen Pässe nach den Löchern und stellt die Fallen im Innern vor diese Löcher. Neben Bachläufen, besonders wenn diese von steilen, hohen Ufern, mit Gebüsch, Steinen usw. eingefaßt sind, fangen K., die in hergestellten Pässen mit Seitenabsperrungen stehen, viel geringes Raubzeug fort. Im Walde werden in Dickungen künstliche, schmale Pässe grabennetzartig mit schwachen Windungen so hergestellt, daß alles geringe Raubzeug, welches einen dieser Pässe betritt, unauffällig zu der verblendet stehenden Falle hingeleitet wird. Die Falle stellt man wagerecht auf eine ebene Fläche mit trockener Unterlage, als Steine, Zementplatten oder kerniges Eichenholz. Von der Falle aus müssen Flechtzäune aus Drahtgeflecht, Strauchwerk, Besenpfrieme usw. von jeder Ecke des Kastens im halben rechten Winkel mindestens

5 m neben den Kunstpässen hergestellt werden, damit das Raubzeug die Falle, die gleichfalls oben und an den Seiten durch Strauchwerk verblendet wird, nicht umgehen kann, sondern die Höhlung für einen Kanal hält, welchen es ohne Scheu passiert. An der Falle muß die Höhe des Flechtzaunes 1,2 m betragen. Diese Höhe verläuft bis zum Ende der vier Zäune auf 60 bis 70 cm. Will man das gefangene Raubzeug lebend nach Hause nehmen, so stellt man einen 60 bis 70 cm langen Transportkasten, dessen Höhe und Breite sich nach den Maßen der Falle richtet, der an einem Ende eine senkrechte Schiebetür hat und oben mit starkem, engem Drahtgeflecht versehen ist, so an die Brettertür der Falle, daß das gefangene Stück Raubzeug nach dem Öffnen der Schieber des Transportkastens und der Falle in den Transportkasten gejagt werden kann. Hierauf schiebt man die Schiebetür herunter, verdunkelt das Drahtgitter durch Auflegen eines passenden Brettes, Sackes usw. und trägt den Fang lebend nach Hause. Es ist eine alte Erfahrung, daß alles Raubzeug bei seinen Streif- und Raubzügen mit Vorliebe glatte, trockene, etwas vertiefte Wege und Steige benutzt, weil es hier schnell, ohne Anstrengung, unhörbar und unbemerkt fortkommen kann und sich außerdem bei nassem Wetter an dem tropfenbehängten Grase, Heidekraute und Buschwerk den Balg nicht naß macht.

Auf dieser Gewohnheit des Raubzeugs baut sich die ganze Fangmethode auf. Als zweiter Umstand kommt hinzu, daß unsere meisten Räuber Baue und Höhlen bewohnen, also das Einkriechen in dunkle Gänge (und einen solchen Gang stellt doch die Kastenfalle dar) durchaus nicht scheuen.

In der Richtung der natürlichen Pässe, die ja wohl jedem Jäger und Revierinhaber bekannt sind, legt man zunächst Steige an, indem man durch den Waldbestand einen möglichst geraden, schmalen Weg, gewissermaßen einen Birschweg, herstellt. Dies erreicht man in Dickungen und Schonungen durch Wegnahme der hindernden Äste, Büsche und Bäumchen. Ist der Steig fertig, dann hackt, schaufelt oder gräbt man in seiner Mitte eine 40 bis 50 cm breite, 6 bis 10 cm tiefe Furche, indem man einfach die Bodennarbe und die darin entlang streichenden Wurzeln wegnimmt. Der Auswurf muß so weit entfernt werden, daß die scharf abgestochenen Ränder dieses flachen Grabens stets von überwucherndem Grase und Heide- oder sonstigem Kraut freigehalten werden können. Die Grabensohle muß möglichst eben sein und mit schmalen, eisernen Harken ganz glatt geharkt, auch das ganze Jahr hindurch von Laub usw. frei gehalten werden. Es ist von Vorteil, diese Pfade mit von Menschen häufig begangenen Wegen in Verbindung zu setzen, indem man einfach die Pfade, sie allmählich verbreiternd, in die Wege einlaufen läßt. Muß man Gräben überbrücken, so geschieht dies am besten, indem man drei bis vier gerade Stangen über den Graben legt und diese mit Rasen, die Erdseite nach oben, bedeckt. Erscheint es zweckmäßig, so kann man mehrere aus verschiedenen Richtungen kommende Pfade miteinander vereinigen und als einen Pfad weiterführen. Die Vereinigung geschieht in sehr spitzem Winkel, dessen Spitze nach der Gegend gerichtet sein muß, in der die Falle steht. Pfade mit vielen starken Krümmungen passiert das Raubzeug nicht gern; allmähliche Krümmungen schaden nicht. Die freigelegten Wurzeln hackt oder sticht man ab.



2. Künstlicher Paß zum Raubzeugfang.

Hat man große, zusammenhängende Dickungen, welche viel Raubzeug beherbergen, so ist es vorteilhaft, den Pfaden die Form zu geben, wie sie Abb. 2 zeigt, da es hierbei gleichgültig ist, an welcher Stelle das Raubzeug den Pfad betritt, der es stets zur Falle führt.

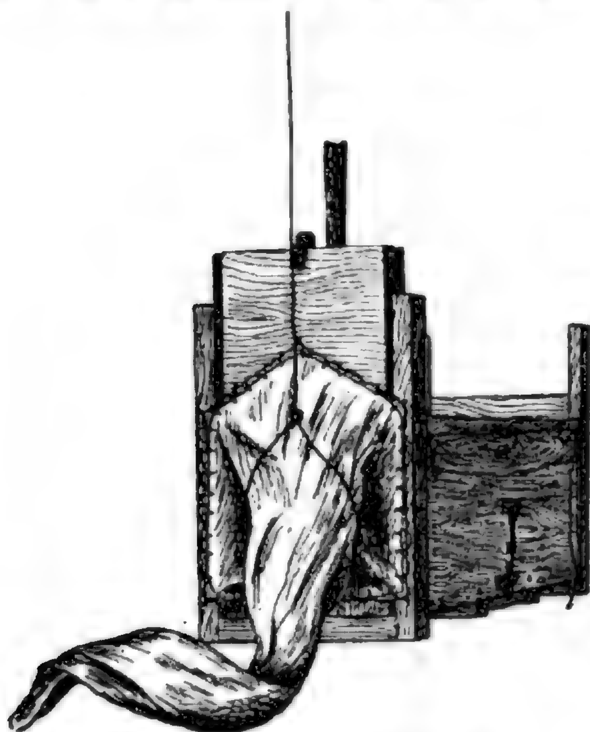
Man kann auch in einer Dickung etwa 50 bis 60 Schritt von ihrem Rande einen kreisförmig verlaufenden Pfad anlegen und hier je nach der Zahl des Raubzeugs alle 200 bis 300 Schritt eine Falle aufstellen. Passiert dann das Raubzeug, besonders morgens, in die Dickung, so wird es sofort dem Paß folgen und sich fangen.

Da die Pfade sehr bald wieder mit Gras bewachsen und Reisig und Laub hineinfällt, so ist es nötig, sie oft zu reinigen, denn je reiner und gangbarer die Steige sind, desto lieber passiert sie das Raubzeug. Das Reinigen geschieht mit einer 30 cm breiten, eisernen Harke. Sind die Pfade nun fertig gearbeitet, so wird an solchen Stellen, an denen der Bestand recht dicht und buschig ist, viel Strauchwerk, Farnkraut, hohes Gras usw. wächst, die Falle aufgestellt. Man gräbt auf

dem Pfade zunächst eine viereckige Grube mit abgerundeten Ecken, die 15 cm tief, 15 cm kürzer als die Falle und 120 bis 130 cm breit sein muß. Über dieser Grube setzt man die Falle nun so auf, daß sie nur mit den beiden Trägern den Boden berührt. Um das Faulen des Holzes möglichst zu verhindern, setzt man die Falle mit ihren Trägern auf die zu diesem Zweck aus Zement hergestellten Stracke'schen Lagersteine, oder auf andere, das Bodenwasser möglichst wenig aufsaugende Steine, so daß also die Falle selbst mit dem Boden in keine Berührung kommt. Die Sohle der Falle muß tunlichst 13 bis 15 cm höher als die Pfadsohle liegen. Der Anstieg des Pfades zur Falle muß ein allmählicher sein; man darf deshalb die letztere nur so tief in den Boden versenken, daß das Bodenbrett noch völlig frei liegt. Stellte man nun die Falle einfach über die Grube auf den Paß, so würde das Raubzeug sicher um die Falle herumlaufen. Um das zu verhüten, bringt man seitliche Absperrungen an. Die Absperrungen müssen so hoch wie die gehobenen Falltüren und je nach Größe der Falle 1,5 bis 5 m lang sein, auch in einem Winkel von 45° zur Falle stehen. Das beste Material hierzu ist engmaschiges, verzinktes Drahtgeflecht. Aus Reisig, Erde, Brettern usw. hergestellte Absperrungen verdunkeln das Falleninnere und verhindern das Trocknen der naßgewordenen Falle. Ferner läßt sich Reisig nur sehr schwer so eng flechten, daß kein Wiesel durchkommt, und muß, ebenso wie Bretter, Rasen usw., oft erneuert werden. Drahtgeflecht dagegen ist durchsichtig, unbegrenzt haltbar und kann leicht und schnell von einer Falle zur anderen gebracht oder neu aufgestellt werden. Zur Aufstellung schraubt man eine schwache Latte an jede Türsäule, nagelt hier das Geflecht fest, schlägt noch zwei Pfähle am Ende und in der Mitte des Geflechts ein und nagelt dieses an die Pfähle. Um die Absperrung möglichst straff zu erhalten, setzt man an den Endpfahl eine schräge Strebe. Diese Absperrungen aus Drahtgeflecht kann man mit den Enden auch noch näher an den Weg setzen, so daß sie dann in einem Winkel von etwa 35° zum Pfade stehen; man erhält dadurch eine längere Absperrung. Bei Holz- oder Erdabsperrungen darf man dies nicht machen, weil sonst der Fangplatz noch mehr verdunkelt würde, so daß das Raubzeug schließlich den Pfad verläßt. Absperrungen aus Zweigen werden folgendermaßen hergestellt. Man schlägt an jede Türsäule zwei Pfähle und in Abständen von etwa 40 cm und im Winkel von 45° zur Falle weitere Pfähle. Es läßt sich, wie gesagt, das Reisig nur mit viel Mühe so dicht flechten, daß kein Wiesel durchkriechen kann, auch ist es nach kurzer Zeit doch wieder locker. In Gegenden, in denen es viel Rohr und Schilf gibt, kann man eine ziemlich feste Rohrwand dadurch herstellen, daß man jedesmal zwei Pfähle nebeneinander einschlägt und nun das Rohr zwischen die Pfähle preßt. Es sind dies aber alles nur Notbehelfe; denn das beste Material bleibt das leichte, durchsichtige, bequem zu hantierende und unverwüstliche Drahtgeflecht. Dort, wo fester Boden ist und das Grundwasser tief genug steht, läßt man die Pfade allmählich so tief in den Boden arbeiten, als die Türsäulen hoch sind, und stellt die Falle dann in diesen Graben. Die Seitenwände werden senkrecht abgestochen und bilden dann die beste Absperrung. Selbstverständlich darf die Grube unter der Falle nicht fehlen. Von der Lage und Anlage der Pfade sowohl wie vom Standort der Falle hängt im wesentlichen der Erfolg ab. Zum Fange des stärkeren Raubwildes, wie der Hunde, Dächse, Marder, Füchse, Katzen usw., fertigt man die ganze Anlage in Schonungen, an Feldrändern und dergleichen Orten und stellt die Fallen an mit Buschwerk und Forstunkräutern bewachsene Stellen, während zum Fang der Iltisse und Wiesel die Fallen mehr in der Nähe der Gewässer, also der Gräben, Bäche usw., untergebracht werden. Hier stellt man die Falle in Weidengestrüpp, Binsen, hohes Gras usw. Hat man Gräben mit sehr steilen Ufern, so kann man die Falle ohne Bedeckung, nur mit der Drahtabsperrung versehen, aufstellen. In Feldrevieren benutzt man die Grenzfurchen zwischen zwei Getreidestücken und stellt die Drahtabsperrungen einfach ins hohe Getreide, wo die Falle bis zur Ernte stehen bleibt. Hat man die Falle fängisch gestellt, so muß sie selbstverständlich täglich, am besten frühmorgens, revidiert werden, da das gefangene Wild, besonders Hasen, Kaninchen, Fasanen, Hühner, Schnepfen, aus Äsungsmangel leicht eingeht. Bei der Revision benutze man stets die Pfade als Hin- und Rückweg und trete nur unmittelbar vor der Falle vom Paß ab, um die Absperrung zu übersteigen. Bei hohen Absperrungen schlägt man sich rechts neben der Falle einen Pfahl so ein, daß er etwa 50 cm über dem Boden steht; diesen Pfahl betritt man mit dem rechten Fuße, setzt den linken auf die Falle, geht auf dieser entlang und steigt auf der anderen Seite ebenso wieder herunter. Es ist durchaus verkehrt, die Absperrung zu umschreiten, da das Raubzeug den hierdurch entstehenden Weg sehr gern benutzt und sich dann nicht fängt. Hat sich nun ein Stück gefangen, so sieht man in die Falle, ob es etwa ein Hase, Kaninchen usw. ist, dies läßt man frei, indem man einfach die Holztür öffnet. Ist es dagegen ein Stück Raubzeug,

so muß es getötet werden. Die sicherste und beste Methode beschreibt Förster Stracke in seiner Broschüre folgendermaßen:

„Zur Herausnahme der gefangenen Raubtiere habe ich ein Fangsacknetz konstruiert, welches im vollsten Maße seine Schuldigkeit tut. Dieser Apparat ist ein 1,25 m langer,



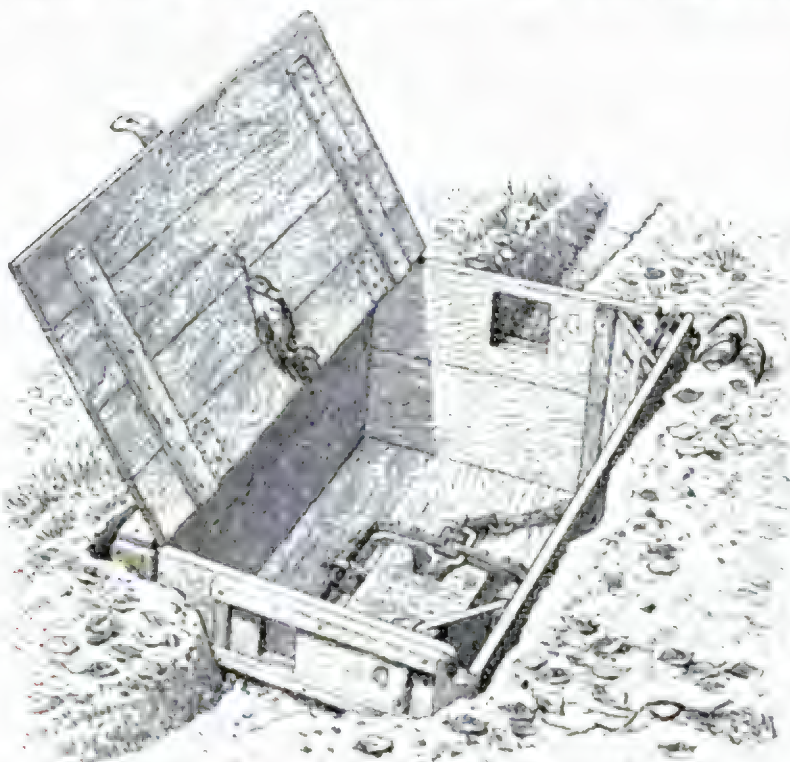
3. Strackescher Fangsack an Kastenfalle.

konischer Beutel, der am Eingang 1,05 m und am anderen Ende 20 cm Umfang hat und dessen vordere Hälfte Leinwand, die Endhälfte Netz ist. Aus 2 mm starkem Hanfgarn ist am Eingange alle 3 cm eine Öse in den Sackrand gestrickt, durch diese eine 2,5 mm starke Schnur von bestimmter Länge gezogen und mit ihren Enden verknüpft. Mit diesen Ösen und der durchgezogenen Schnur wird der Sack durch Anhängen an die in den Türsäulen steckenden Haken befestigt. In diesen Sack gehen die Tiere sofort, da sie die durch das Netz verschlossene Öffnung schnell merken; sie gehen auch stets bis ans Ende hinein, so daß der Sack bequem hinter ihnen geschlossen werden kann. Einige tüchtige Hiebe mit dem stets bei der Falle stehenden Knüppel auf den Kopf des Tieres töten dieses dann rasch. Das Fangsacknetz wird in der Weise vor der Holztür an die Falle befestigt, daß man dasselbe, die Sacknaht nach oben, zunächst in seiner ganzen Länge vor der Falle auseinander legt, erst unten und dann oben an die vier in den Holzsäulen steckenden Haken je eine Garnöse, gleichzeitig aber auch die durch diese gezogene Schnur hängt, 25 cm von der Mündung eine Schnur mit Messingring schlingt und dann nach vorherigem Abhängen der Stellschnur von den Türträgern hinter der Holztür und Zurücklegen des Riegels die Tür aufzieht, wobei der Haken in derselben in den Sackrand fassen muß. Nachdem man nun durch kräftiges Anziehen der Tür den Sackrand gehörig straff gespannt hat, wird hinter der Holztür zwischen dieser und der Fallendecke ein Keil von Holz eingesetzt, der das Niedersinken der Tür verhütet und den Sack hält. Gewöhnlich fährt das Tier schon gleich nach dem Heben der Tür in den Beutel; ist das aber nicht der Fall, so wird es durch Klopfen an die Falle sicher dazu veranlaßt. Ist das Tier im Beutel über die um denselben geschlungene Schnur hinweggekrochen, so zieht man diese sofort zu und versperrt dem Tier den Rückweg. Für größere Tiere, wie Fuchs, Dachs, Hund, muß man entweder ein größeres Netz haben oder man schießt diese auf den Pfaden oder im älteren Bestande beim Herausfahren aus der Falle. Man muß allerdings sehr flink sein, da häufig die gewandteren Raubtiere, wie der Fuchs, vom Paß sofort ab und in die Dickung fahren. Das Erschießen der Tiere in der Falle wird nur etwa bei gefährlichen Hunden angewendet, da der Schuß das Falleninnere häufig verletzt."

Literatur: W. Stracke, Der qualfreie Fang des Haarraubzeuges mit der Kastenfalle usw., 3. Aufl.

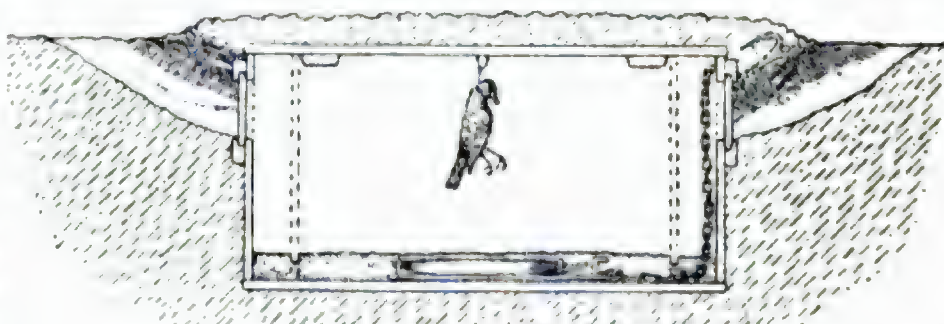
2) Fangkiste. In Parks, Gärten u. dgl., wo fremde Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel usw. den Singvögeln nachstellen und man der Menschen, Hunde, Hühner wegen Kastenfallen oder Fangeisen nicht stellen oder legen kann, wo Diebstahl der Kastenfallen, Eisen, sowie des gefangenen Raubzeugs zu befürchten ist, fängt man dies Raubzeug in Tellereisen, die man in einer in den Boden gegrabenen Kiste legt, unauffällig und leicht fort. Die Fangkiste besteht aus schwachen, kernigen Brettern, ist 55 cm lang, 35 cm breit und 30 cm hoch. Unter dem an zwei Lederscharnieren beweglichen Deckel macht man an jedem Giebelende ein Loch von 8 cm Breite und Höhe, das man mit einem Schieber versieht. Durch den 12 cm langen, wagerechten Schieber, der rechts und links durch schwache Leisten begrenzt ist, so daß er nicht herausfallen kann, lassen sich die beiden Löcher zum Katzenfang beliebig vergrößern oder nur zum Fang von Marder und Iltis (wenn man die eigenen Katzen nicht fangen und beschädigen will), so verkleinern, daß keine Katze hindurch kann. Außer den Lederscharnieren hinten, nagelt man vorn an den Deckel einen breiten Lederüberwurf, den man mit einem Schlitz über einen in die Vorderseite der Kiste eingeschlagenen Nagel mit Kopf befestigen kann. In den beiden vorderen Ecken macht man in

der Vorder- oder Seitenwand oben einen 2 cm breiten und tiefen Einschnitt, um die Kette mit Anker durchzuleiten. Auf dem



4. Fangkiste von Man.

Mittelpunkt des Deckels bohrt man zwei Löcher zum Anbinden der Kirrung, die aus einem Vogel, Gescheide usw. besteht. Sie darf nicht so tief hängen, daß sie vom zuschlagenden Eisen gefaßt wird. Den in Höhe der freiliegenden Einschlupflöcher hängenden Köder äugt das Raubzeug sofort. Es bekommt durch den Luftzug auch eher Witterung von dem hängenden Köder als von einem auf dem Kistenboden liegenden. Dadurch, daß das einspringende Raubzeug nur den hochhängenden Köder in der Nase hat, achtet es gar nicht auf das unten liegende Tellereisen. Man gräbt diese Kiste im Walde, Park oder Garten in Gebüsch, Nadelholzdickung, an Bachläufen, auf Grabenufern, in Gärten usw. so ein, daß kein Wasser hinein kann, und zwar tief genug, daß der Deckel mit der Bodenoberfläche abschneidet. Das gespannte Eisen Nr. 11b wird, da das Eisen bei gespannter Feder auf dem Boden der Kiste gut aufliegt, ohne Steinunterlage gelegt, die Kette in einer der beiden Ecken hochgeleitet und durch den Schieber oder einen Fichten- oder Wacholderzweig verblendet. Zur Aufnahme des Ankers und der Kette wird außerhalb der Kiste im Boden ein Loch gemacht und der Anker mit Erde bedeckt. Das gespannte und gesicherte Eisen bedeckt man dann mit losem Staubsand. Die Sicherung wird zuletzt herumgedreht und mit Sand verblendet. In der Kiste friert das Eisen nicht ein, wenn der Sand trocken bleibt. Die Eisen können monatelang gespannt in der Kiste liegen bleiben, der Feder schadet es nichts. Der Erdboden vor den beiden Löchern muß soviel entfernt werden, daß diese frei liegen. Die Abschrägung nach außen und etwas nach der Seite kann auf etwa 20 cm mit der Erdoberfläche verlaufen. Der Schlitz des Lederüberwurfes wird über den Nagelkopf geschoben, und dann legt man Strauch, Blätter, Nadeln usw. der Umgebung auf den Deckel. Vor die Eingänge kann man etwas Gescheide oder dergleichen legen, um das Raubzeug anzuködern. Bei der täglichen Revision braucht man nicht jedesmal den Deckel mit der Verblendung hochzuheben, da man durch die Löcher sehen kann, ob das Eisen zugeschlagen ist oder nicht. Holzsammler, Forstfrevler usw., die Schlagbaum, Knüppelfalle, Kastenfalle und den Köder über einem frei gelegten Eisen sofort sehen, die erstere vielleicht zerstören, das unter dem Köder liegende Eisen stehlen würden, gehen an solcher Fangkiste vorbei, ohne zu ahnen, daß sie ein Fangeisen passiert haben. Hunde, Hühner, Fasanen, Hasen usw. können sich selbstredend im Tellereisen, welches in der Fangkiste liegt, nicht fangen. Katzen, Marder und Iltisse finden die Löcher sofort, und da sie

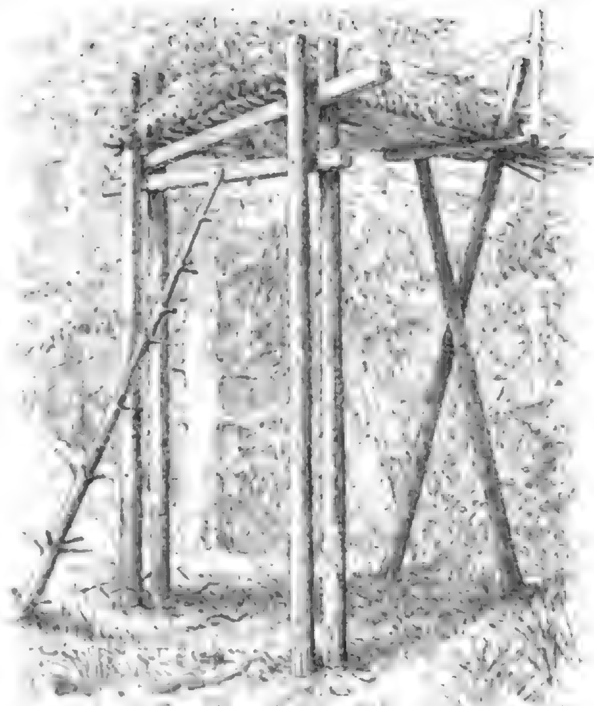


5. Querschnitt der fängisch gestellten Fangkiste von Man.

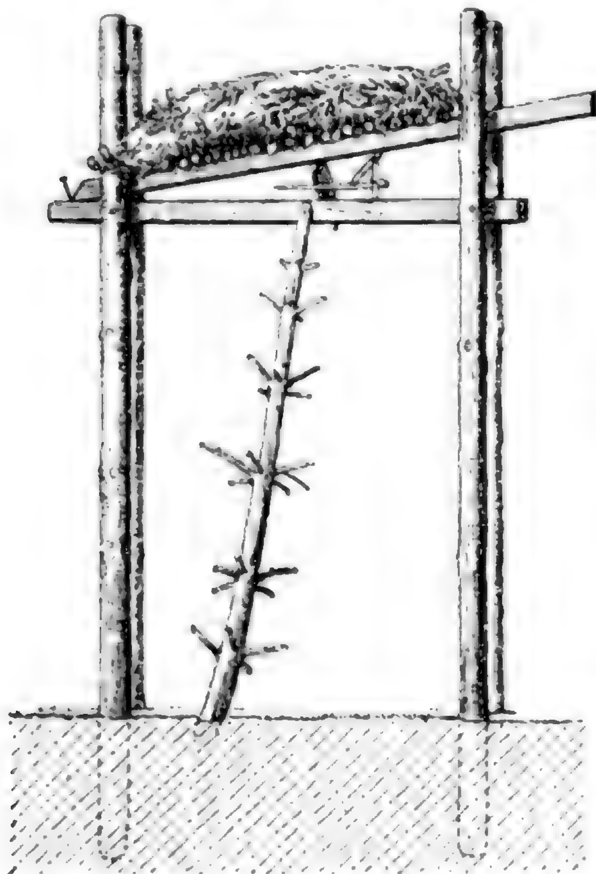
auf der anderen Seite den Ausgang äugen, so springen sie nach dem am Deckel hängenden Köder durch das Loch in die Kiste und dabei sofort auf den Teller und fangen sich. Durch den Lederüberwurf wird das gefangene Raubzeug verhindert, den Deckel anzuheben. Der Fänger hebt den Deckel an, faßt den außenliegenden Anker und tötet das gefangene Stück Raubzeug. In Gebäuden macht man in Heu, Stroh usw. dort, wo Marder und Iltisse passieren, eine Vertiefung, stellt die Kiste hinein und packt diese bis auf die beiden Löcher zu. Will man hier die Katzen, die in der Scheune Mäuse fangen, schonen, so müssen die Seitenschieber an den beiden Löchern angebracht oder durch Übernageln von Leisten die Löcher so verkleinert werden, daß wohl Marder und Iltisse, aber nicht Katzen hindurchkriechen können.

II. Schlagbaum, Knüppel- und Würgefallen.

1) Schlagbaum. Man legt den Schlagbaum zum Fange des Marders in Dickungen, möglichst unmittelbar an Wildwechsel und -pässe, an Gräben usw. an. In Laubholzrevieren baut man den Schlagbaum in eingesprengten Fichtenhorsten. Dort wird er nicht so leicht von Unberufenen gefunden, und unter den Fichtenästen fällt nicht so viel Schnee auf das Dach, wodurch es oft zu schwer wird. Der Marder sucht die Fichtenhorste, wie man bei Schnee spürt, mit Vorliebe ab, um die in den dichten Ästen geschützt schlafenden Vögel zu fangen und in den Eichhörnchennestern, die sich in den höheren Fichten befinden, den Tag über zu schlafen. Den Schlagbaum in Stangenhorsten zu bauen und dabei vier stehende Bäume zu benutzen, wie mitunter empfohlen wird, ist nicht praktisch, da er in Stangenholz sehr weit zu sehen ist und der gefangene Marder leicht gestohlen werden kann. Da der Wind ferner stehende Bäume stets bewegt, so wird der Schlagbaum dadurch zu oft abgestellt. Zum Bau des Schlagbaums nimmt man sechs Stück 2,5 bis 3 m lange Stangen von recht kernigen Eichen, Kiefern oder Lärchen, welche 7 bis 9 cm Durchmesser haben, und gräbt etwa 1,1 m voneinander je zwei Pfähle in ein 40 cm tiefes Loch. Zwischen diese beiden Doppelpfähle nagelt man eine kernige, scharfkantige, neue Dachlatte von 1,2 m Länge in Augenhöhe mit dreizölligen Drahtnägeln wagerecht so an, daß die Breitseite der Latte zwischen den beiden Doppelpfählen liegt. Dann legt man eine 15 bis 20 cm längere Latte lose auf die Unterlatte. Das rechts überstehende Ende der oberen Latte wird als Griff beim Aufstellen benutzt. Damit sich die obere Latte nicht nach außen verschieben kann, schlägt man an der linken Seite etwa 3 cm vom Ende einen dreizölligen Nagel bis zur halben Länge von oben in die Unterlatte; daran hat die Oberlatte Halt. Die vier Pfähle müssen an der Innenseite oberhalb der Unterlatte mit einem Messer so glatt geschnitten

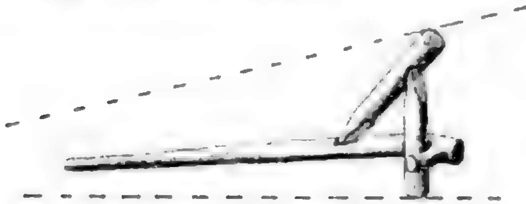


7. Schlagbaum fängisch gestellt.



6. Vorderteil des fängisch gestellten Schlagbaums.

werden, daß die Oberlatte sich leicht dazwischen auf- und abbewegen läßt. Ungefähr 1,5 m hinter den Vorderpfählen werden zwei Pfähle auf 1 m Entfernung einzeln eingegraben. Noch besser ist es, wenn man einen 25 cm breiten Graben von 60 cm Länge und 40 cm Tiefe macht und beide Pfähle kreuzweise in den Graben setzt; das gibt besseren Halt. Etwas höher als vorn nagelt man ein Stangenende von 1 m Länge wagerecht an die einzelstehenden oder sich kreuzenden Hinterstangen. Hierauf werden 2 m lange, ganz schwache Stangen (1 bis 2 cm stark) vom hinteren Querholz nach der Oberlatte lose so gelegt,

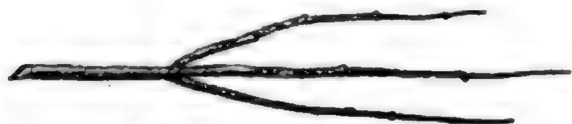


8. Stellung zum Schlagbaum.

daß sie vorn ungefähr 10 cm überstehen und dicht nebeneinander liegen, so daß ein förmliches Dach entsteht. Hinten können die dünneren Enden der schwachen Stangen beliebig lang sein. Dieser Schlagbaum, der in der Fichtendickung geschützt steht, wird nicht vom Winde abgeschlagen. Die weißen Dachlatten usw. können mit Gescheide und Schweiß eingerieben werden, die Farbe ist dann unauffällig und das Gescheide gibt gute Witterung. Als Stellung benutzt man die drei Hölzer der Studentenfalle, die man sich aus fingerstarken Buchenstämmchen oder Ästen schneidet, also einen 20 cm langen Haken und zwei je 7 cm lange runde, gerade Stamm- oder Aststücke, die man auf einem Ende senkrecht und auf dem anderen Ende von beiden Seiten ziemlich scharf keilförmig schneidet. In den Haken, der als Abtrittshebel dient, und in das eine der beiden Hölzer wird je eine Kerbe geschnitten. Um das Wegfallen der drei Hölzer nach Abschlagen der Stellung in Laub, Schnee usw. zu verhindern, bindet man sie entsprechend weit auseinander an einen festen Heftzwirnfaden, welchen man dann an der Unterlatte befestigt. Nach dem Abschlagen der Stellung hängen die drei Hölzer dann an der Unterlatte. Damit der Marder bequem zum Köder kommen kann, lehnt man schräg vom Erdboden bis zur Unterlatte dort, wo in der Verlängerung unter dem Dache der Köder hängt, eine mit gekürzten Ästen versehene Zopfspitze, die man unten etwas in den Boden einläßt und oben mit einem Drahtstift an der Unterlatte befestigt. Oben belegt man die vordere Hälfte des Daches mit Fichtenästen, Moos, etwas Rasen usw. so, daß der Marder von oben nicht an den unter dem Dache hängenden Köder gelangen kann. Sehr gewichtig darf das Dach nicht werden, da es später durch den darauffallenden Schnee zu schwer werden könnte. Zum Fängischstellen des Schlagbaums hebt man mit dem Kopfe das überstehende Ende der Oberlatte hoch (daher die Unterlatte in Augenhöhe) und setzt die drei Hölzer der Stellung mit beiden Händen an den Innenrand zwischen Unter- und Oberlatte so, daß das letzte Drittel des langen Hakens, welches als Tritt dient, sich zwischen Unterlatte und Köder befindet und dort etwa 5 cm von der Unterlatte absteht. Der Marder, welcher an der Kletterstange, an die man etwas Gescheide von Hasen, Eichhörnchen, sowie Ebereschenbeeren usw. hängt, aufsteigt, muß beim Versuche, zum Köder zu kommen, den Vorderkörper zwischen beide Latten heben und dabei einen der beiden Vorderläufe auf das letzte Drittel des Trittholzes setzen. Dabei fällt die Stellung in sich zusammen und bleibt unter der Unterlatte hängen, die Oberlatte fällt mit ihrer Last auf die Unterlatte und tötet den Marder sofort. Der Köder besteht aus einem Vogel, Hasengescheide, Eichhörnchen usw. (Apothekenwitterung, als Moschus, Bisam und Anisöl sind zum Fange von Mardern wertlos.) Der Schlagbaum kann zu jeder Jahreszeit gebaut werden. Der Marder fängt sich, wenn er Hunger hat, auch in dem neuen Schlagbaum.

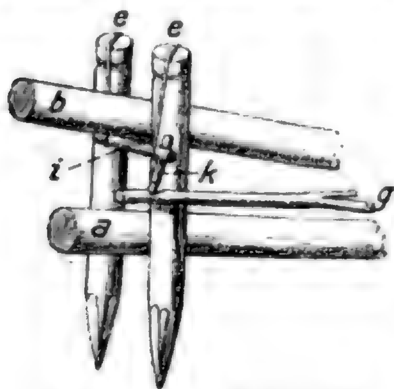
2) Knüppelfalle (Prügelfalle). Zum Bau einer Knüppelfalle ebnet man in einer Dickung an einem Grabenrand, an einem Bachufer usw. einen Platz von 1,5 m im Quadrat und entfernt dabei allen Bodenüberzug. Dann werden zwei 1 m lange, 5 bis 7 cm starke Knüppel (Abb. 9 a a) von kernigem Nadelholz, aus dem die ganze Falle gebaut wird, bei einem Abstande von 1 m parallel zu einander der Länge nach auf den Boden gelegt und so tief in diesen versenkt, daß sie nur noch etwa 2 cm über dessen Oberfläche sich erheben. Unmittelbar hinter dem Ende jedes Knüppels schlägt man einen gespaltenen Pfahl, die Breitseite an das Hirnende der Knüppel, fest in den Boden (c). Dann sägt man zwei Schlagknüppel (bb), etwa 1,1 m lang und 5 bis 7 cm stark, zurecht, die genau auf die Knüppel aa passen müssen. Nun schlägt man, um ein seitliches Ausweichen der Schlagknüppel bb zu verhüten, am hinteren Kopfende der Knüppel aa zu beiden Seiten derselben je einen Pfahl d d bis 20 cm tief in den Boden, ebenso am vorderen Kopfende e e. Die Vorderpfähle e e müssen 40 cm über dem Boden lang sein. Die nun noch offene Vorder- und Hinterseite der Falle wird durch dicht nebeneinander eingetriebene Pfähle, die

in gerader Linie stehen müssen, geschlossen (f). Nun fertigt man von Ahorn, Birke oder Hasel als Tritthölzer (gg) je eine Rute, wie Abb. 10 zeigt, und schneidet auf deren vorderem, 12 cm langem Ende eine Kerbe, in welche das Stellholz k greift. Das Trittholz g wird mit dem vorderen Ende bis über die Kerbe zwischen dem inneren Eckpfahl e und dem nächsten nach dem Inneren zu eingetriebenen Pfahl, wo genügend Spielraum für das Trittholz gelassen war, durchgesteckt und parallel mit dem Schlagknüppel in die Falle gelegt. Das hintere Ende des Trittholzes wird durch einen etwa 20 cm langen, mit einem Haken versehenen Pfahl h durch Einschlagen in den Boden dicht hinter dem Lagerknüppel befestigt. Man kann auch das hinten entsprechend längere Trittholz mit Draht an einen Pfahl d befestigen. Die Stellhölzer, i 18 cm und k 12 cm lang, werden aus fingerdickem, hartem Holze gefertigt und beide 1,5 cm vom oberen Kopfende so eingekerbt, daß sich darin eine 70 cm lange Hanfschnur befestigen läßt. Das Stellholz k schrägt man am unteren Ende so ab, daß es in den Kerb des Trittholzes g eingreifen kann. Durch die Schnur verbindet man jetzt das



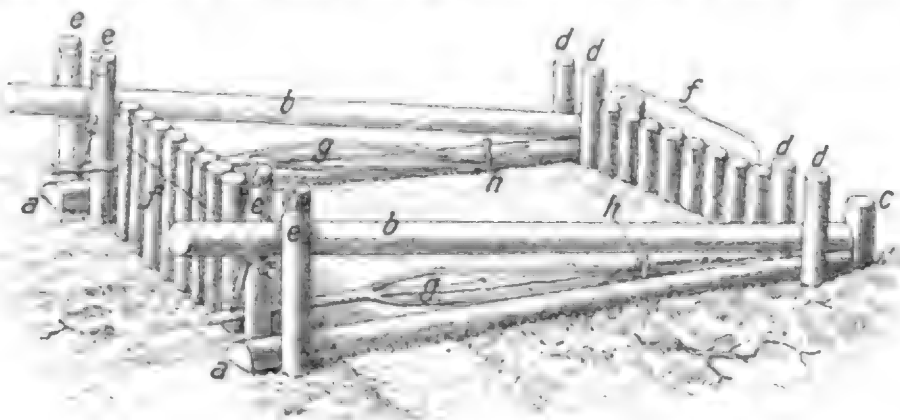
10. Trittholz zur Knüppelfalle.

Stellholz i mit dem äußeren und k mit dem inneren Eckpfahl, wobei man die Schnur auf der Rückseite des Pfahles durch Anschleifen befestigt und dann über dessen Kopf nach vorn legt. Jetzt probiert man, ob die Falle steht. Zu diesem Zweck hebt man den Fallknüppel b am vorderen Ende in die Höhe und legt ihn auf das wagerechte Stellholz i, dessen freies Ende



11. Stellung zur Knüppelfalle.

legt man zwischen Kopf und Schnur des Stellholzes k, und das abgeschrägte Ende von k bringt man in den Kerb des ungefähr



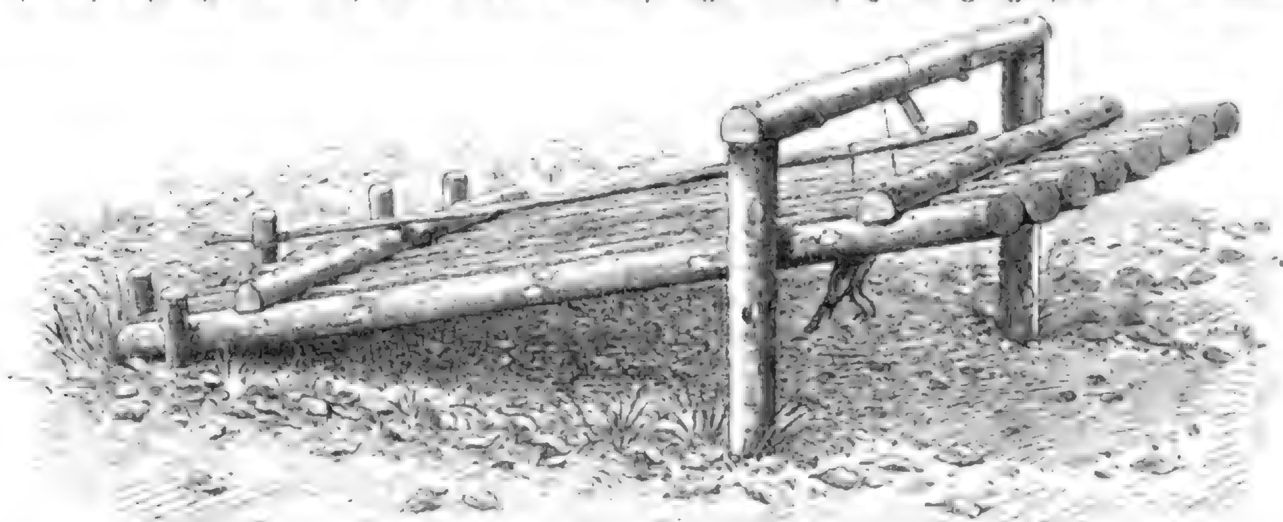
9. Gerüst zur Knüppelfalle.

3 bis 5 cm gehobenen Trittholzes g. Nun darf keine der beiden Fallenöffnungen, an den vorderen Pfählen gemessen, mehr als 20 cm betragen, damit der Marder nicht über das Trittholz springt, ohne dieses abzutreten. Drückt man nun das Trittholz mit einem Stock ab, so schlägt die Falle auf dieser Seite blitzschnell zu. Nachdem die Stellvorrichtung an der entgegengesetzten Seite ebenso gemacht ist, deckt man die Falle mit 3 bis 5 cm starken, 1,4 m langen Knüppeln, die von einem Schlagknüppel zum anderen dicht nebeneinander so gelegt werden, daß sie etwas übergreifen, zu. Die Falle wird dann mit Rasen, Laub, Moos oder Nadelstreu soviel bedeckt, daß sie schwer genug ist, das gefangene Raubzeug totzudrücken. Als Köder wirft man Eichhörnchen, Gescheide oder Abfälle von Wild, geschossene Vögel usw. mitten unter die Falle und erneuert dies so oft als nötig, da der Marder lieber frischen als alten, stark riechenden Köder nimmt. Der alte Köder kann neben die Falle geworfen werden, damit der Marder und Iltis durch dessen schärfere Witterung die Falle, die durch Wacholder, Gestrüpp usw. verblendet ist, leichter findet.

3) Verbesserte Mordfalle. Man benutzt entweder eine Platte aus 8 Rundknüppeln, die durch 2 aufgenagelte Querhölzer zusammengehalten werden, oder man nagelt Bretter von 1 m Länge durch zwei Leisten so nebeneinander, daß die Platte ungefähr 0,5 m breit ist. Hinter der Platte schlägt man drei Pfähle in den Boden, den mittelsten davon genau in die Mitte; 10 cm vor der hinteren Kante wird je ein Pfahl an den beiden Seiten der Platte eingeschlagen, um ein seitliches Verschieben der Platte zu verhüten. Alle fünf Pfähle müssen 10 cm über die Bodenoberfläche

10*

hinausragen. Nun schlägt man 70 cm vom hinteren bzw. 30 cm vom vorderen Ende an beiden Seiten der Platte je einen Pfahl so tief ein, daß er 40 cm hoch über dem Boden steht und sich die Platte zwischen diesen Pfählen gut auf- und abbewegen läßt. Dann nagelt man auf beide langen Pfähle ein schwaches Knüppelende. Über die Platte wird mit Draht eine fingerstarke, gerade Buchengerte von 80 cm Länge an den hinteren Mittelpfahl so befestigt, daß sie sich leicht auf- und abbewegen läßt. Nun schneidet man auf 65 cm Entfernung vom hinteren Ende ein 1 □ cm großes Loch in die Mitte der Platte, bindet hier oberhalb des Loches bei hochgehobener Platte den Abzugsbindfaden an einen schwach eingeschnittenen Kerb der Buchengerte und leitet den Abzugsfaden durch das Loch der Platte. Vor dem Loch nagelt man unter dem Querknüppel einen dünnen, aber haltbaren Bindfaden auf die Mitte der Platte oder man bindet den Bindfaden an einen kleinen Holzknebel, den man unter der Platte quer legt, und führt den Bindfaden durch den Zwischenraum der beiden mittleren Knüppel bzw. durch ein kleines Loch in der Brettplatte nach oben. An das andere Ende des etwa 30 cm langen Bindfadens bindet man ein 8 bis 10 cm langes Stellholz von Fingerstärke 1 cm vom oberen Ende in einen rundum geschnittenen Kerb. Das untere Ende des Stellholzes schneidet man keilförmig an. Für diesen Keil schneidet man einen entsprechenden Kerb in die Buchengerte. Um die Falle fängisch zu stellen, bindet man als Abzugsbrocken ein Stück Fleisch ohne Knochen oder eng zusammengebundenes Gescheide unterhalb der Platte an die Abzugsschnur. Die Platte wird angehoben und das Stellholz mit dem Bindfaden über die Querstange von hinten nach vorn zu gelegt. Nun stützt man den Kopf des Stellholzes gegen die obere Querstange und setzt das keilförmige Ende des Stellholzes in den dazu passenden Kerb der Buchengerte. Sobald der Marder oder Iltis den Fangbrocken, der sich dicht unter der Platte befindet, abzieht, gleitet der keilförmige Teil des Stellholzes aus dem Kerb der Buchengerte, die Platte fällt herunter und das betreffende Stück wird erdrückt. Um das Abtreten der Stellung, die sich bei aufgestellter Falle möglichst dicht an der Platte befinden muß, durch Überlaufen des Marders usw. zu verhindern, legt man zu beiden Seiten der Buchengerte und vorn leichte Rasenstücke usw. so, daß diese bei aufgestellter Falle höher stehen, als die Stellgerte und die Stellung.



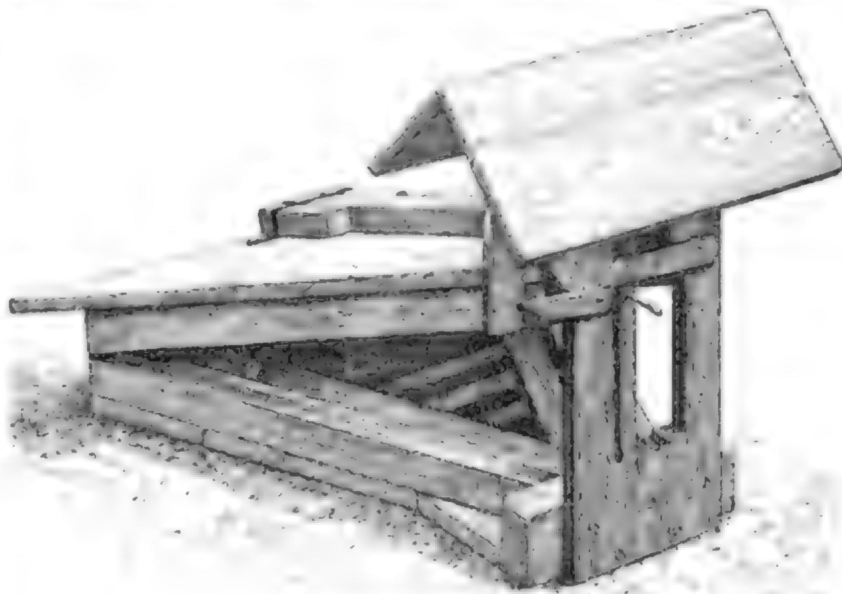
12. Verbesserte Mordfalle von Mau.

13. Gerte zur verbesserten Mordfalle.

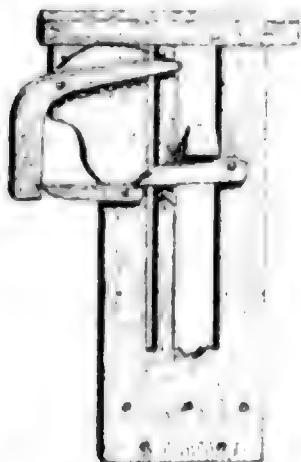
14. Stellhölzer zur verbesserten Mordfalle.

4) Marxsche Würgefalle. Sie besteht aus dem oberen und unteren, trapezartig geformten Kasten, dem erhöhten Stellbrett mit Stellung und der im unteren Kasten ruhenden Zunge oder Trittleiste. Die Länge des Kastens beträgt 71 cm, die Höhe 17 cm.

Die beiden Kästen sind mit starken Scharnieren verbunden, welche das Auf- und Zuschlagen regulieren, so daß die seitlichen Würgeleisten genau aufeinander passen (Abb. 15). Die Stellung ist vorn an einem erhöhten Stellbrett, welches 52 cm hoch ist, angebracht. Letzteres ist aufrechtstehend, im rechten Winkel an der vorderen Wand des unteren Kastens angeschraubt und trägt die Stellung und das darüber hängende Schutzdach. Die Stellung besteht aus einem einfachen, langen, geraden Hebel, aus einem gekrümmten Doppelhebel und der im unteren Kasten liegenden Zunge. Der gerade Hebel ist mit einem dünnen Blechstück über dem Schraubenloch versehen, um dem am oberen Kasten befindlichen, nach vorn zeigenden Daumen das möglichst nahe Anbiegen an die Gabelschraube zu gestatten (Abb. 16). Da der Daumen selbst den geraden Hebel nicht berühren darf, so ist die Seitenschiene 2 bis 3 mm tiefer gestellt. Die Zunge, welche die Form des Kastens hat, besteht aus zwei an der Spitze zusammengenieteten, 4 cm breiten, 3 bis 4 mm starken und 47 cm langen behobelten Leisten; diese Leisten müssen aus leichtestem Kiefernholz hergestellt werden, möglichst stabil sein und dürfen nicht federn. Am hinteren Ende der Zunge sind zwei Ösen angebracht, die an den mit Haken versehenen Klötzen im hinteren Teil der Falle angehängt werden. Vorn an der Spitze ist die Zunge mit einem feinen, ausgeglühten, weichen, oben mit einem mit langer Schleife versehenen Kupferdraht verbunden, welcher beim Aufstellen der Falle mit dem Doppelhebel in Verbindung kommt. An der linken Säule des Stellbrettes ist ein Loch gebohrt, in welches ein Holzstift gesteckt wird, der die Falle sichert. Das Fängischstellen geschieht folgendermaßen: Zuerst hebt man den belasteten oberen Kasten mit dem nach vorn zeigenden Daumen hoch, schiebt den langen, einfachen Hebel unter und sichert. Nun legt man das verjüngte Ende des langen Hebels in die Rast des gekrümmten Doppelhebels und verbindet letzteren mit dem von der Zunge ausgehenden Kupferdraht, indem man die Schleife desselben auf das rechte Ende hängt. Beim jedesmaligen Aufstellen muß der Draht ganz gerade gezogen werden. Bemerkt soll hier gleich werden, daß die Falle belastet und hierbei die größte Aufmerksamkeit beobachtet werden muß. Man belastet am besten mit drei bis vier Stück Mauersteinen. Die Last ist eine Handbreit hinter der Stellung aufzulegen. Eine Falle ohne Belastung läßt sich nicht stellen. Die Belastung muß so schwer sein, daß die Falle von einem Wiesel, nicht aber von einer Maus abgetreten werden kann. Die Falle, die zum Fange von Katze, Marder, Iltis und Wiesel gebraucht wird, ist patentiert und daher nur vom Erfinder Förster Marx in Groß-Wusterwitz, Bez. Magdeburg, zu beziehen.



15. Marxsche Würgefalle.

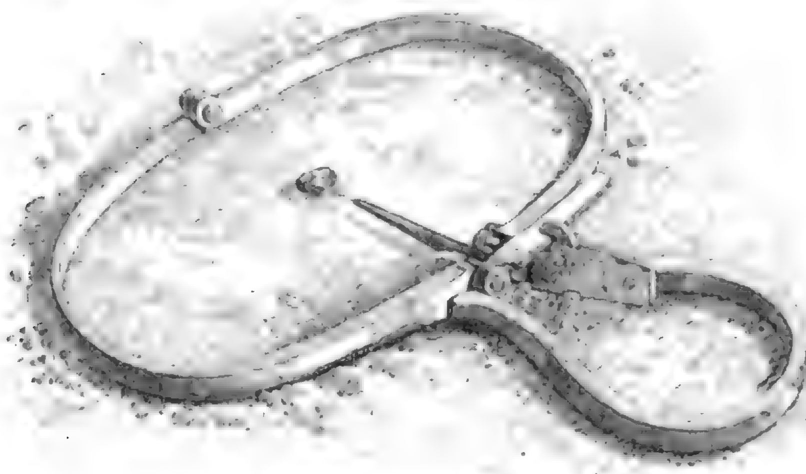


16. Stellung zur Marxschen Würgefalle.

III. Eisen. — a) Abzugseisen.

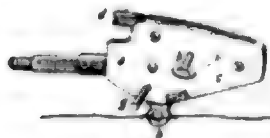
1) Schwanenhals oder Berliner Eisen besteht aus den beiden Bügeln mit Bügelschraube, der Feder, dem Stellschlosse und der Pfeife oder Abzugsröhre. Das Stellschloß besteht aus a der Schloßkapsel, b dem Stellhaken, c der Stellzunge und d dem Drücker, welche Teile in der Schloßkapsel befestigt sind, ferner der Stellstange e und dem Stellstift f, endlich dem Sicherheitsstift g oder der Sicherheitsschraube h. Die beiden Teile e und f sind an den beiden Bügeln i i befestigt. Die sägenartigen Ausschnitte an den Bügeln nennt man Kamm, Krapfen oder Krapfenkamm (k). Die Feder l, welche aus Stahl gefertigt ist, ist hufeisenförmig; sie faßt

mit jedem Schenkel in ein entsprechendes Loch der beiden Bügel. Zwischen den Öffnungen für die Federschenkel und der sägenartigen Fläche befindet sich in jedem Bügel



17. Fängisch gestellter Schwanenhals.

noch eine Öffnung. Durch die Öffnung des rechten Bügels wird der dünne Teil der Schloßkapsel, nachdem vorher der Stellstift f darüber gestreift wurde, gesteckt, und zwar so, daß die Kapsel flach zwischen der Feder, der Stellhaken nach rechts, liegt. Auf den durch den Bügel herausgehenden Teil der Kapsel wird nun die Pfeife gesteckt, so daß die hintere Öffnung gleichfalls nach rechts liegt, und schließlich die Schraubenmutter aufgeschraubt und so fest angezogen, daß sich nichts rühren kann. Die Stellstange wird mit einer starken Schraube an den linken Bügel befestigt, so daß sie gleichfalls zwischen den Federschenkeln liegt. Um den Schwanenhals zu spannen, legt man ihn auf einen gedielten Fußboden und kniet vor den Bügeln, so daß die Bügelschraube sich unmittelbar an den Knien befindet. Zuerst schraubt man die Sicherheitsschraube aus dem Schlosse.



18. Stellschloß des Schwanenhalses.

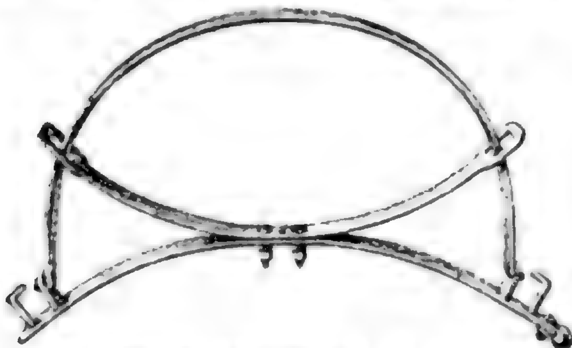
Nachdem man mit einem spitzen Keil die Bügel so weit auseinander gebrochen hat, daß man mit jeder Hand einen Bügel fassen kann, die Daumen dabei nach innen, drückt man die Bügel so weit auseinander, daß sie wagerecht liegen. Hierauf legt man auf jeden Bügel ein Knie und während diese die Bügel in der wagerechten Stellung halten, legt man den Stellstift f unter die Stellstange e, drückt die Stellstange herunter und legt den Drücker d über die Stellstange. Dann zieht man den Stellhaken b über die Stellzunge c und schraubt zum Schlusse die Sicherheitsschraube h hinter, oder steckt den Sicherheitsstift g vor den Stellhaken b in das in der Schloßkapsel dazu befindliche Loch, um das Losschlagen des Schwanenhalses zu verhindern. Nun erfaßt man mit den Händen je einen Bügel und versucht durch allmähliches Nachlassen des Druckes, ob der Schwanenhals fest steht, zieht zuerst vorsichtig die Knie und zuletzt langsam die Hände zurück. Gut ist es, wenn man zum Spannen des Eisens einen kleinen Klotz von 3 bis 4 cm Höhe unter die Krapfen und ein 75 cm langes, 12 cm breites und 2 cm starkes Brett über die Bügel zum Daraufknien legt. Die Sicherheitsschraube oder der Sicherheitsstift muß am oberen Ende eine Öse haben. Durch diese Öse zieht man einen Bindfaden und bindet diesen beim Transport des Eisens so an, daß der Sicherheitsstift nicht herausfallen und das Eisen nicht abschlagen kann. Ein guter Schwanenhals muß, nachdem er 14 Tage gespannt gelegen hat, noch so schnell zuschlagen und vorn 30 bis 40 cm hoch springen, daß er den Fuchs sicher faßt und hält. Wenn man eine dünne Messerklinge zwischen die Bügel schiebt, so muß man den 5½ kg schweren Schwanenhals, dessen Bügel nur Halt an der Klinge haben, hochheben können.

19. Stellschloß und Feder des Schwanenhalses (fängisch).

Läßt man den Schwanenhals abschlagen, so muß man zur Schonung der Bügel vorher einen weichen Gegenstand, als Sack, Stroh, Strauch usw., zwischen die Bügel legen. Dann bindet man eine 1 m lange Schnur nach der Bügelschraube zu an den Stellhaken b und zieht sie durch die Pfeife. Eine zweite, dünne Schnur von 30 cm Länge, den sogenannten Kontrafaden, bindet man nach der Feder zu in die Öse des Stellhakens. Während die linke Hand den Kontrafaden nach hinten zieht, schraubt bzw. zieht man die Sicherheitsschraube oder den Sicherheitsstift aus der Schloßkapsel, zieht den langen Abzugsfaden an und läßt den Schwanenhals zuschlagen. Zum Auseinandernehmen des Schwanenhalses braucht man ein Tförmiges Holzkreuz aus hartem Holze oder ein kleines Brett in

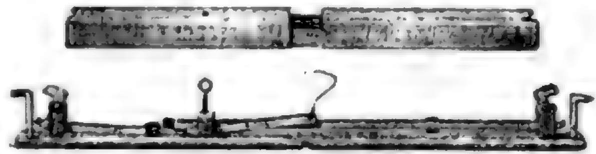
der Stärke der Feder, welches in die Form der gespannten Feder passen muß. Zum gründlichen Reinigen des Schwanenhalses wird er auseinandergenommen. Man schraubt zu dem Zwecke das Stellschloß ab und drückt die Bügel so weit auseinander, daß das eben beschriebene Holzkreuz oder das Brett in die gespannte Feder paßt. Läßt man die Bügel nun allmählich hochgehen, so können sie leicht von der Feder abgenommen werden, da diese durch das Holzkreuz bzw. Brettstück in der gespannten Stellung gehalten wird. Nun reinigt man alle Teile des Eisens entweder mit Sand und Wasser unter Benutzung eines Lappens oder mit feinem Sand oder Schmirgelpapier. Im ersteren Falle müssen alle Eisenteile nach dem Reinigen gehörig getrocknet werden, um Rostansatz zu vermeiden. Dann kann man, wenn man will, alle Eisenteile mit geruchlosem Fett schwach einfetten.

2) Deutscher Schwanenhals besteht aus dem Schwanenhalse selbst und der Stellschiene mit Abzugsvorrichtung. Alle Teile des Eisens sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen. Der Schwanenhals selbst hat zwei lange Federn oder eine Doppelfeder und zwei Bügel mit Bügelausschnitt. Die beiden Zapfen mit den Bügellöchern, sowie auf jedem Ende ein Sicherheitshaken, befinden sich an der unteren Feder, während die obere Feder an den Enden je eine Federschleife zur Aufnahme der Bügel hat. Auf der Stellschiene befindet sich die Abzugsvorrichtung und an den Enden je ein Sicherheitshaken. Die Abzugsvorrichtung ist durch zwei Eisenblechmäntel, die bis zu den Federn des Schwanenhalses reichen, gegen das Hineinfallen von Deckmaterial geschützt. Um den deutschen Schwanenhals zu spannen, stellt man sich mit dem Rücken gegen eine



20. Deutscher Schwanenhals (abgeschlagen).

Wand usw., stellt den Schwanenhals, dessen Sicherheitshaken vorher nach außen gebreht sind, breit vor sich hin auf festen, gedielten Boden. Dann setzt man je eine Fußspitze dicht an die Bügel in das Innere auf die hochstehende Feder. Nun tritt man mit beiden Fußspitzen zugleich kräftig auf die Feder, faßt gleichzeitig mit den Händen je einen Bügel und drückt diese auseinander. Mit den Händen öffnet man den Schwanenhals dann so, daß die Bügel vollständig breit auseinander liegen, wobei die beiden Federn, die

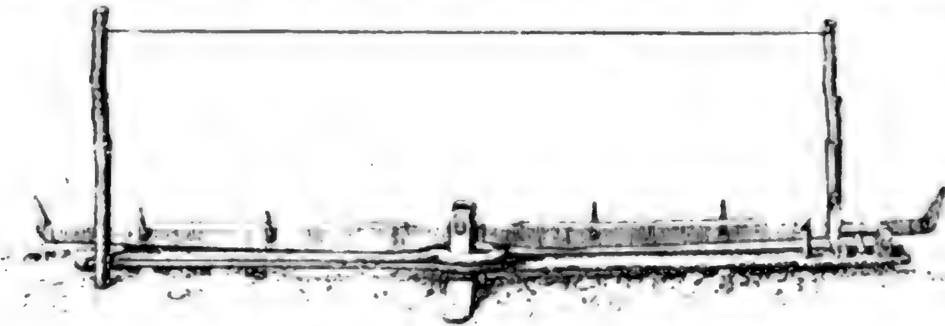


21. Schutzmantel und Stellschiene des deutschen Schwanenhalses.

entgegengesetzte Bogen bildeten, jetzt gerade werden. Während man dann auf den Bügeln kniet, dreht man die beiden Sicherungen auf die Federschleifen. Nachdem man in das Loch des Abzuges, der sich auf der Stellschiene befindet, einen nicht zu starken, aber auch nicht zu schwachen Abzugsfaden (im ersteren Falle würde derselbe beim Zuschlagen hinderlich sein, im zweiten zerreißen, ohne den Schwanenhals zum Zuschlagen zu bringen) gebunden und diesen durch das Abzugsloch des Schwanenhalses geleitet hat, legt man den letzteren so auf die Stellschiene, daß die eingeschlagenen Vertiefungen (Körnerschläge), die sich innen auf der schmalen Seite der Bügel und auf den beiden Sicherungshaken (die vorher nach außen gedreht waren) der Stellschiene befinden und in je einem . und .. Punkten bestehen, zusammenkommen. Die Schraubenenden unter den Federn legt man in die dafür ausgefeilten Rundkehlen der Stellschiene. Dann drückt man die beiden Bügel so weit herunter, daß die Sicherheitshaken der Schiene über die Mitte der beiden Bügel fassen. Der Schwanenhals ist nun vierfach gesichert. Man faßt jetzt die beiden an den Enden aus dem Mantel hervorstehenden Haken der Stellstangen (Fröschel) und drückt sie gleichzeitig über die Bügel. Damit ist das Eisen gespannt. Will man probieren, ob die Stellung nicht zu leicht oder zu schwer steht, so zieht man an dem Abzugsfaden, worauf die Stellung (durch die vier Sicherheitshaken aber gesichert) mit einem hörbaren Knack abschlägt. Ist die Stellung eingestellt und will man den Köder an dem Abzugsfaden befestigen, so schraubt man die kleine Ösenschraube, welche sich in dem Deckmantel befindet, ganz herunter. Dadurch wird das Auslösen der Stellung verhindert. Den Köder oder Abzugsbrocken (Schuh einer Hammelpfote mit Inhalt usw.) bindet man so kurz wie möglich über dem Abzugsloch an.

3) Die Otterstange. Die Otterstange, die man hauptsächlich in schmalen,

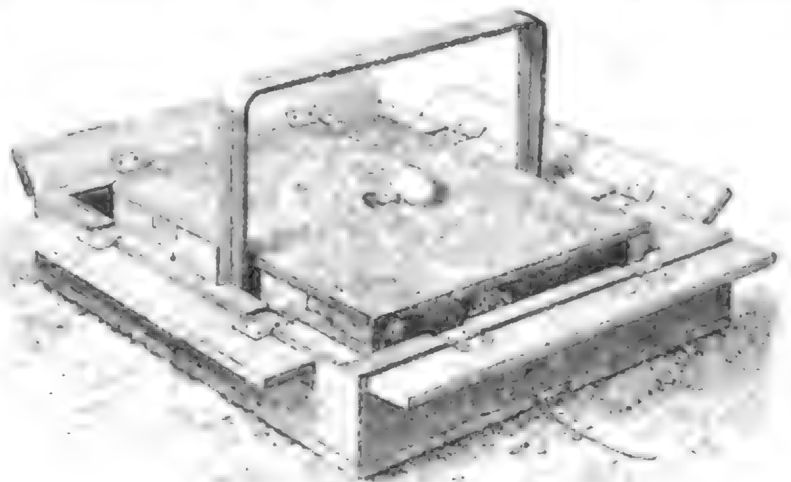
flachen Gräben, die mit Seen, Flüssen usw. in Verbindung stehen, zum Fange des Fischotters aufstellt, besteht aus der starken, untenliegenden Feder und zwei starken, mit ein-



22. Otterstange (fängisch gestellt).

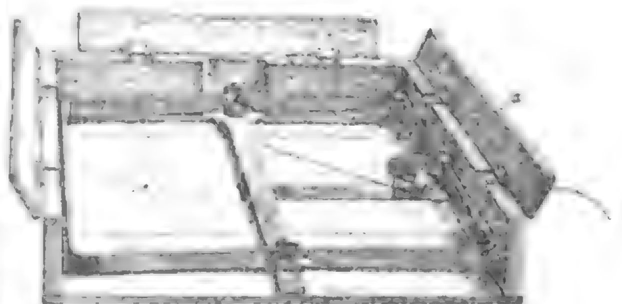
genieteten Spitzen versehenen Eisenstangen (Arme). Feder und Arme sind an bzw. zwischen zwei Eisenschienen befestigt. An einem Ende der Feder befindet sich die Stellung sowie der Sicherheitshaken. An einem Teil der Stellung ist eine Tülle zur Aufnahme eines kleinen Stabes. Die Arme der Otterstange messen im gespannten Zustande 82 cm. Man spannt die Feder dieses Eisens mit dem dazugehörigen Federhaken oder der Federklemme, drückt die Stangen auseinander, läßt die Stellzunge einschnappen und sichert das Eisen durch Herumdrehen des Sicherheitshakens. Aus der Tülle muß ein dazu passender Stab 14 cm hervorragen. Man legt die gespannte Otterstange quer durch den Graben. Am Ende der der Stellung entgegengesetzten Stange treibt man einen schwachen Pfahl in den Grund (Sohle) des Grabens und spannt nun vom Pfahl zum Stab in der Stellung einen ½ mm starken Draht, über welchen man eine Binse ziehen kann (die sogenannte Haarstellung), über das Eisen, worauf der Sicherheitshaken vorsichtig herumgedreht wird. Der gegen den Draht stoßende Otter befindet sich beim Abschlagen des Eisens, welches an einer Kette am Pfahl befestigt werden kann, zwischen beiden Armen der Otterstange. Da die Otterstange für Menschen und Haustiere sehr gefährlich ist, so darf sie nur dort gestellt werden, wo keine Möglichkeit vorhanden ist, daß Menschen oder Haustiere hinkommen.

4) In Holz verkleidete Marderfalle. Diese Falle ist ein mit Holz verkleideter deutscher Schwanenhals. Die starke Feder ist auf der Mittelschiene befestigt, ebenso die Stellschiene und die viereckigen Bügel. Das Eisen liegt in einem am Rande offenen Holzkasten, so daß die Bügel ungehindert zusammenschlagen können. Die Falle wird durch Fadenabzug oder Selbstabzug abgezogen. Um die Falle zu spannen, tritt man mit dem rechten Fuß die hervorstehende Federschleife so weit herunter, bis sie mit dem Kasten gleich steht. Darauf bricht man die Bügel mit beiden Händen auseinander, drückt sie bis zum Kasten herunter und tritt sie mit den Füßen ganz in den Kasten hinein. Schließlich drückt man mit einer Holzleiste den einen Bügel in der Nähe der Stellung so tief herunter, daß die Sicherheitsschraube a über den Bügel geschraubt werden kann. Der erdfarben gestrichene Kasten kann



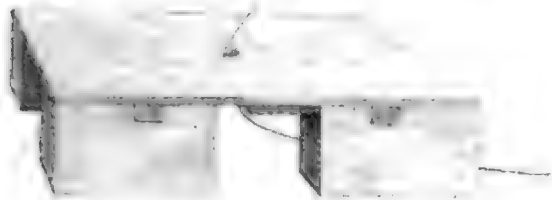
23. In Holz verkleidete Marderfalle (abgeschlagen).

zum Fangen von Marder und Iltis in bedeckten Räumen (bei Feuchtigkeit im Freien verzieht sich der Kasten), wie Heuböden, Scheunen, Hühnerställen usw., evtl. mit etwas



24. In Holz verkleidete Marderfalle ohne Oberkasten (fängisch gestellt).

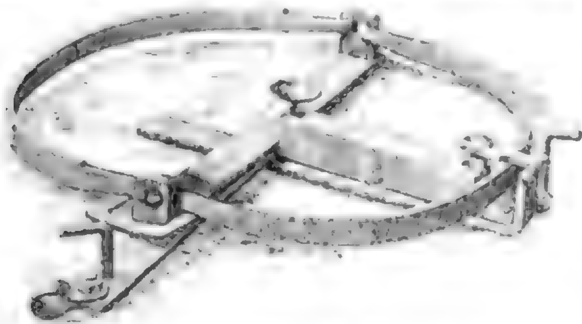
frischem Hühnerdung bestrichen werden. Um nicht Hunde und Katzen zu fangen, benutzt



25. Oberkasten zur Marderfalle.

man als Köder zum Fange des Steinmarders und Iltis ein Ei oder Backobst.

5) Universal-Abzugs- und zugleich Abdruckeisen. Dies Fangeisen kann auf Abzug und Abdruck zugleich fängisch gestellt werden. Zum Stellen trete man fest auf die Feder, breche die Bügel mit beiden Händen auseinander und trete mit dem rechten Fuß auf den rechten Bügel, drehe die



26. Universal-Abzugs- und Abdruckseisen (Grell 10a).

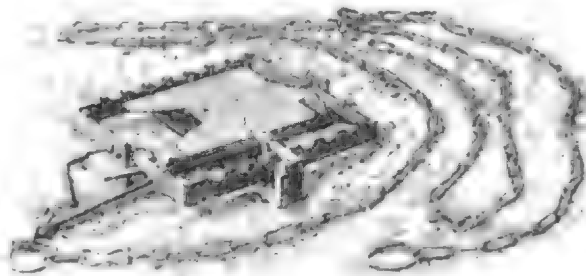
Sicherungshaken über Bügel und Federschleife, lege alsdann die Schnellzunge über den Bügel, hebe das Eilager in die Höhe und lasse die Zapfen in die Schnellzunge bzw. den Überschlag eingreifen. Schraubt man nun die im Deckmantel befindliche Ösenschraube heraus, so steht das Eisen auf Abzug und Abdruck zugleich fängisch. Kommt ein Stück Raubzeug und tritt oder stößt darauf, so schlagen die Bügel sofort zu, und das Stück ist gefangen. Als Köder dient hierbei jeder Fraß, welchen das zu fangende Stück Raubzeug gern annimmt. Man befestigt den Köder mit einem Faden an dem Eilager. Dieses Universaleisen ist auch zum Abzug oder Abdruck allein zu verwenden. Für Abzug wird die Schraubenöse in das untere Loch des Deckmantels eingeschraubt, für Abdruck in das obere Loch. Auch als Tellereisen ist das

27. Stellung zum Universaleisen 10a.

Universaleisen zu verwenden, indem man an das Eilager ein schwaches Brett in Tellerform befestigt.

b) Teller- oder Tritteisen.

1) Dachs- und Ottertellereisen Nr. 126c. Das Tellereisen besteht aus der unterliegenden, sehr starken Feder, an welcher die Sicherheitshaken, die beiden Bügelhaken und die Öse zur Aufnahme der 3 m langen Kette angebracht sind. Die Bügel sind viereckig und haben 20 : 19 cm Bügelbreite. Sie sind an der inneren (Schlag-) Seite wellenförmig ausgebuchtet und haben an der Innenseite oberhalb der Bügellöcher Bügelausschnitte. Der Teller ist gleichfalls

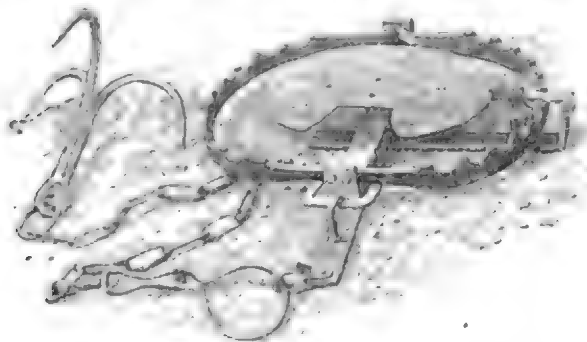


28. Dachs- und Ottertellereisen.

viereckig und hat solchen Abstand von den Bügeln, daß der Dachs mit seinen langen Klauen (Nägeln) ihn erst abtreten kann, wenn die Branken schon innerhalb der Bügel sind. Die Stellung ist die Überschlagstellung. Alle Eisenteile einschließlich der Kette sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen. Man spannt das Eisen, indem man mit dem rechten Fuß kräftig auf die Federschleife tritt und gleichzeitig mit den Händen die beiden Bügel auseinander drückt. Hierbei muß das Eisen eine feste Unterlage, z. B. Stein, Beil usw., haben. Dann wird der Sicherheitshaken über die Federschleife gedreht, der Überschlag über den Bügel gelegt und die Zunge unter den Platz des Tellers geschoben. Wer nicht die Kraft oder Geschicklichkeit besitzt, mit dem Fuße die Feder zu spannen, benutzt dazu den Federhaken.

2) Universal-Tellereisen zum Fangen von Fuchs, Marder, Iltis und wilden Kaninchen. Das U. Nr. 11b besteht aus der unterliegenden Feder, an welcher sich der Sicherheitshaken und die beiden Bügelzapfen sowie die Kettenöse befinden. Jeder Bügel bildet einen Halbkreis. An der Schlagseite haben sie wellenförmige Ausbuchtungen. Der Teller ist rund und hat dort, wo die ungespannte Feder bei der Federschleife liegt, einen der Breite der Feder entsprechenden Ausschnitt. Das Eisen hat Überschlagstellung. Zu diesem Tellereisen, welches speziell für den Fang des Fuchses gearbeitet wird, gehört

eine 1 m lange Kette mit Anker. Mit diesem Eisen kann man sowohl stärkeres (Dachs) wie schwächeres Raubzeug (Marder, Iltis)



29. Universal-Tellereisen.

fangen. Das U. Nr. 11b hat 22 : 18 cm Bügelweite; sein Gewicht beträgt 1¼ kg. Eisen, Kette und Anker sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen.

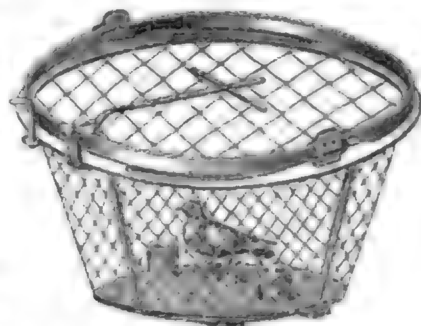
3) Das verbesserte Universal-Tellereisen Nr. 11d hat eine schwache Feder, damit der Laufknochen nicht zerschlagen wird. Die Bügel sind viereckig und haben dadurch 7 cm Greiffläche mehr als Nr. 11b mit runden Bügeln. Um ein Abreißen des Laufes beim Fuchse möglichst zu

30. Verbessertes Universal-Tellereisen.

vermeiden, wenn er mit dem Anker bald nach dem Fange festhakt, benutzt man am besten eine Ankerkette, welche in der Mitte mit einer 11 cm langen Spiralfeder, die sich bis 18 cm Länge ausdehnt, versehen ist. Beim Zerren des Fuchses dehnt sich die Feder aus und zieht sich beim Nachlassen wieder zusammen. Universal-Tellereisen Nr. 11d mit 19 : 15 cm Bügelweite werden zum Fangen von Marder, Iltis, Kaninchen und Hamster gebraucht. Speziell zum Fange von Kaninchen benutzt man die Universal-Tellereisen Nr. 11e.

c) Raubvogeleisen.

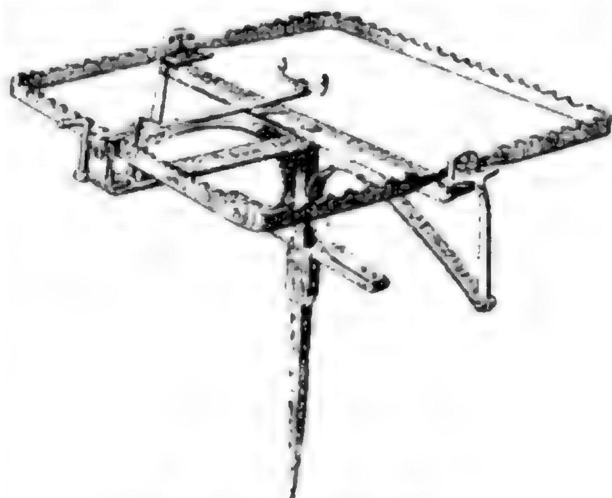
1) Pehlowscher Habichtsfang besteht aus einem konischen, aus Drahtgeflecht hergestellten Taubenbehälter mit oben 42, unten 33 cm Durchmesser. Die Höhe beträgt 26 cm. In diesem Taubenbehälter ist ein Futter- und ein Trinknapf angebracht. Auf dem Taubenkorb liegt ein Abdruckeisen von 42 cm Durchmesser mit unterliegender Feder, runden Bügeln und Sicherheitshaken. Das Zuschlagen des Eisens geschieht durch Druck des Habichts auf einen Hebel, der Kreuzform hat. Korb und Eisen sind grünlich gestrichen. Als Köder zum Fange des Hühnerhabichts benutzt man im Sommer eine weiße, bei Schnee eine dunkle, lebende Taube, die täglich frisches Futter und Wasser haben muß; auch genügt eine ausgestopfte Taube (s. *Habichte*, Fang).



31. Pehlowscher Habichtsfang.

2) Sperberfang mit federndem Kippkäfig für zwei lebende Sperlinge. Dieser Sperberfang ist eigentlich der Pehlowsche Habichtskorb im kleinen. Man stellt ihn vor dem Walde, im Park und bei Futterplätzen für kleine Vögel auf.

3) Lanesches Reihereisen. Es hat zwei Federn und unten eine Vorrichtung zum Eintreiben in unter Wasser eingeschlagene Pfähle zwecks Fanges der Reiher, See- und

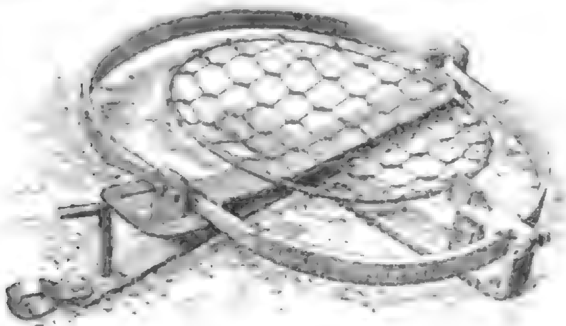


32. Lanesches Reihereisen.

Fischadler. Es wird mit einem knorrigen Holzstück an der Gabel versehen, in einen über Wasser eingeschlagenen Pfahl getrieben und so als Pfahleisen benutzt.

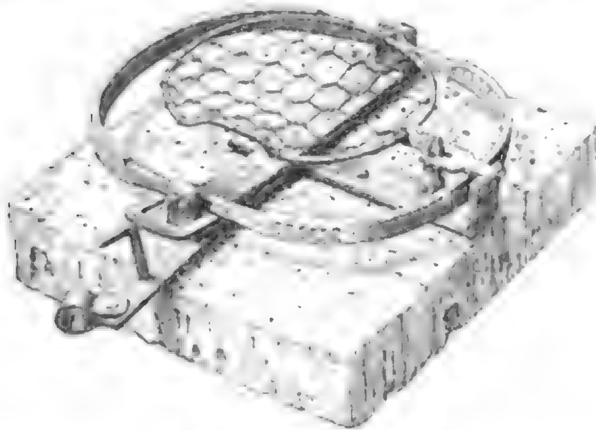
4) Nesteisen zum Fange von Weihen usw., wird durch Moos u. dgl. verblendet und mit Natur- oder künstlichen Eiern belegt. Man bringt dies einem mit Eiern belegten Nest ähnliche Fangeisen an auffallenden

Stellen in der Nähe der Gewässer an. Auf Äckern und Wiesen fängt man darin auch Krähen, Elstern usw.



33. Nesteisen.

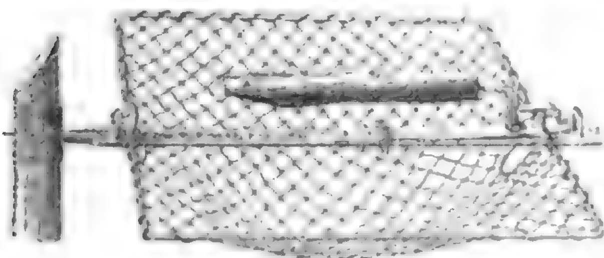
5) Schwimmfalle, eine auf Kork befestigte Falle. Sie dient zum Fange von Rohrweihe, See- und Fischadler und der



34. Schwimmfalle.

schädlichen Wasservögel. Man beködert das mit Wasserpflanzen verblendete und mit Drahtgeflecht versehene Eisen mit einem Fisch, kleinen Vögeln oder Eiern.

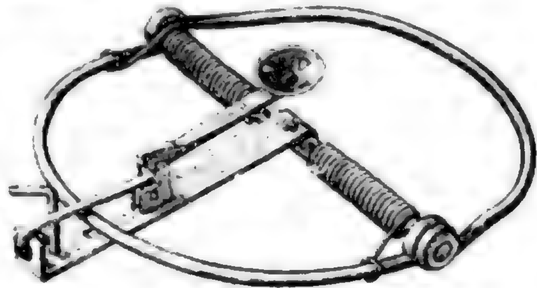
6) Netzfalle benutzt man zum Fange von Sperbern und Hähern. Als Köder ver-



35. Netzfalle.

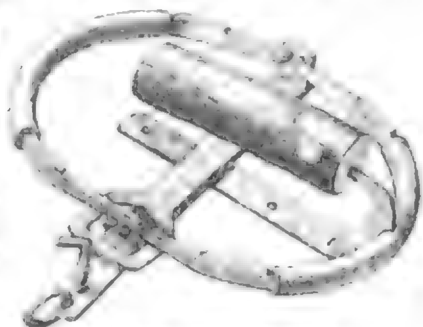
wendet man einen zerrissenen Sperling oder einen anderen kleinen Vogel.

7) Kräheneisen mit Spiralfeder und Eilager. Die Seite, an welcher sich die Stellung befindet, muß vor eine etwas erhöht liegende Erdscholle gelegt oder mit Kraut usw. bedeckt werden, damit die Krähe nicht unter dem hochschlagenden Bügel entkommen kann.



36. Kräheneisen.

8) Raubvogelpfahleisen. Bügel 19 : 16 cm. Für alle Arten Raubvögel. Als Abtrittsholz dient bei diesem grün gestrichenen Eisen ein halbiertes Knüppelende, auf welchem der Raubvogel aufhakt, um von dem 2 m langen, 15 bis 20 cm starken, eingegrabenen Pfahl, auf welchem das Eisen lose aufliegt, die Umgegend abzuäugen oder darauf zu ruhen. Um unnötige Quälerei zu vermeiden, benutzt man Bügel mit Gummiüberzug, die nicht ganz dicht schließen, oder man umwickelt die Bügel mit Tuchstücken. Man bindet das Eisen an eine Schnur von etwas größerer Länge als die Höhe des Pfahles beträgt und befestigt das andere Ende der Schnur oben an den Pfahl. Die Schnur legt man zusammengerollt in ein Bohrloch oben im Pfahl oder in ein kleines, oben am Pfahl angenageltes Kästchen. Der gefangene Raubvogel bleibt nun nicht oben hängen, sondern fällt mit dem Eisen zur Erde, was die Qual des Fanges wesentlich vermindert. Um Raubvögel an die Trittklötze der Pfahleisen zu gewöhnen, gräbt man in den die Fasanenfütterung umgebenden Dickungen starke Pfähle so ein, daß die oben am Pfahl rechtwinkelig angebrachten blinden Tritthölzer den Bestand um 10 bis 20 cm überragen. Dann fangen sich die Raubvögel in den nicht zu nahe der Fasanenfütterung angebrachten Pfahleisen sehr leicht. Die Pfahleisen müssen abends ab- und morgens wieder fängisch gestellt werden, weil sich über Nacht die nützlichen Eulen in ihnen fangen.



37. Raubvogelpfahleisen mit Gummi.

Literatur: E. Regeners Jagdmethoden und Fanggeheimnisse, 10. Aufl.

Die Anwendung von F. beim Wilddiebstahl erhöht die Strafe gemäß § 293 des Strafgesetzbuchs. Neben der Strafe ist auf Einziehung der F. zu erkennen, gleichviel ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Nach § 2 zu d des Vogelschutzgesetzes ist das Fangen von Vögeln mittels Fallkäfigen oder Fallkästen verboten.

Fallgarn s. *Jagdnetze*.

Fallgrube s. *Fanggrube*.

Fallwild (Fallwildbret), Wild, welches eines natürlichen Todes gestorben, gefallen, eingegangen, also nicht von der Hand des Jägers getötet ist. Hunger und Kälte im Gefolge strenger, anhaltender Winter, Seuchen, wie Milzbrand und andere Krankheiten, veraltete Schußwunden sind die gewöhnlichen Ursachen, wogegen Altersschwäche heutzutage aus der Liste natürlicher Todesursachen beim Wilde zu streichen sein dürfte. Infolge einer Schußwunde nach einiger Zeit verendet gefundenes, aber noch brauchbares Wild wird gewöhnlich nicht zum F. gerechnet. — F. unterliegt der Jagdberechtigung; die unbefugte Aneignung wird als Jagdvergehen nach §§ 292 ff. des Strafgesetzbuchs bestraft. Nach einigen Forst- und Jagdordnungen ist das Finden von F. anzuzeigen oder gefundenes F. abzuliefern.

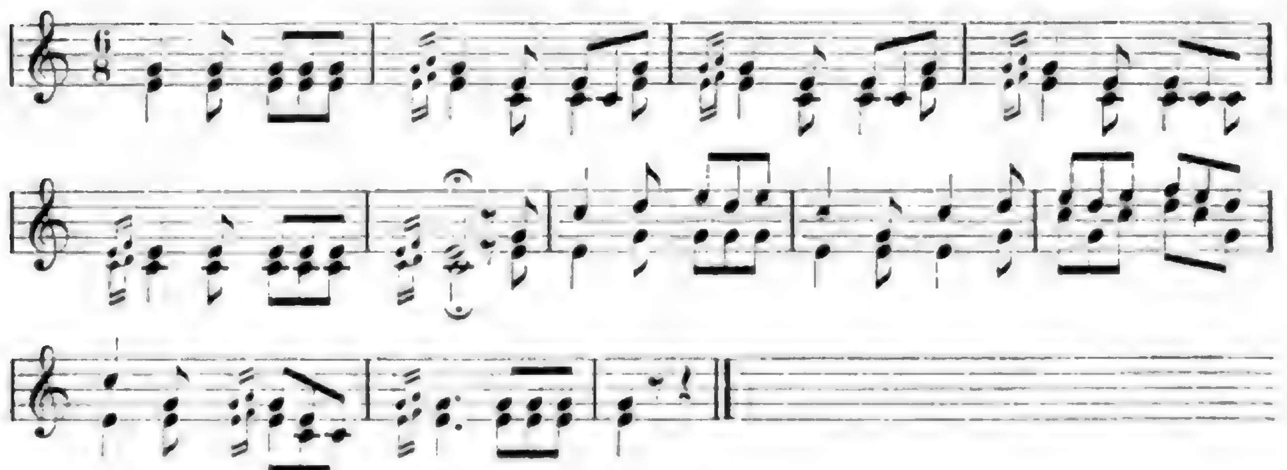
Familie (Kette, Schof, Volk) von Vögeln, Sammelname für Eltern und Junge.

Fanfaren (Jagdsignale), gewisse auf Jagdhörnern zu blasende Melodien oder Tonsätze, welche bei der Jagd zu bestimmten Verrichtungen die Zeichen geben, ähnlich wie die Signale beim Militär. Man trennt sie in Parforcejagd- und Treibjagdsignale. Die Parforcejagdsignale sind: 1) Anjagd, wenn die Meute auf den Hirsch angelegt wird; 2) gute Jagd, wenn die Meute auf der richtigen Fährte munter jagt; 3) Hourvari, wenn sie die Fährte verloren hat; 4) Stoppen, wenn sie infolgedessen zum Stehen gebracht und frisch angelegt werden muß; 5) la vue, wenn der gejagte Hirsch gesehen wird; 6) Jägerruf, wenn sich die Jäger versammeln sollen; 7) Wasserfanfare, wenn der Hirsch ins Wasser gegangen ist; 8) Halali, wenn der Hirsch sich gestellt hat, bzw. abgefangen wird. Wird statt des Hirsches ein Schwein forciert, so gelten dieselben Signale. Außer den angeführten waren stellenweise auch noch andere Signale im Gebrauch, z. B. Fürstengruß, Curée, la mort. Die Treibjagdsignale haben folgende Bedeutung: 1) Zum Wecken; 2) Aufbruch zur Jagd; 3) Begrüßung des Jagdherrn oder der ankommenden Jagdgesellschaft durch die aufgestellte, diensttuende Jägerei; 4) das Ganze, d. h. die gesamte Treiberwehr, soll sich aufstellen und 5) Richtung, gerade Richtung und Fühlung nehmen; 6) Halt machen; 7) Vorgehen; 8) der rechte Flügel und 9) der linke Flügel soll vorgehen; 10) zusammenziehen, sich mehr einander nähern; 11) die Mitte (Zentrum) soll munter vorwärts gehen; 12) Aufmunterung, die ganze Treiberlinie soll dies tun; 13) langsam treiben; 14) Hahn in Ruh', die Schützen sollen nicht mehr schießen; 15) Hegerruf gilt den die Treiber führenden Jägern; 16) Antwort der Jäger, daß sie das Signal verstanden haben; 17) Sammeln der Jäger; 18) Sammeln der Treiber; 19) Sammeln der Schützen; 20 bis 27) Hirsch tot! d. h. bei der Strecke wird für jede darauf liegende Wildgattung ein besonderes Totsignal geblasen, also Damhirsch tot, Reh tot usw.; 28) Blattschlagen, wenn diese Prozedur vorgenommen wird (s. *Blatt* 2); 29) Jagd vorbei, wenn diese abgebrochen wird; 30) zum Essen; 31) Equipagenruf.

Literatur: B. Pompedi, Wald- und Jagdhornschule.

I. Parforcejagd-Signale.

1. Anjagd.



2. Gute Jagd.

3. Hourvari.

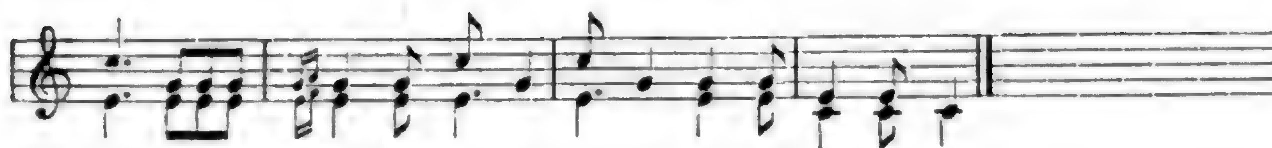
4. Stoppen.

5. La vue.

6. Jägerruf.

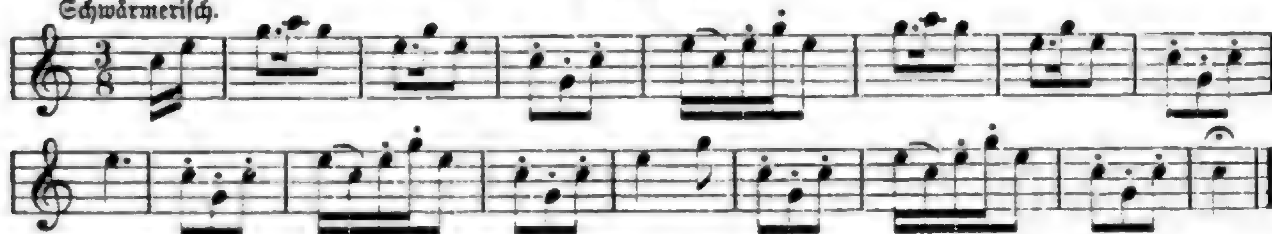
7. Wasser-Fanfare.

8. Halali.



II. Treibjagd-Signale.

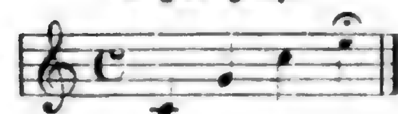
1. Zum Wecken.



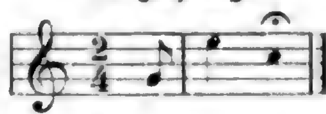
2. Aufbruch zur Jagd.

3. Begrüßung.

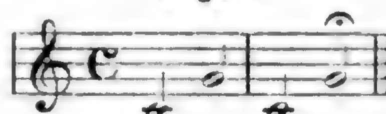
4. Das Ganze.



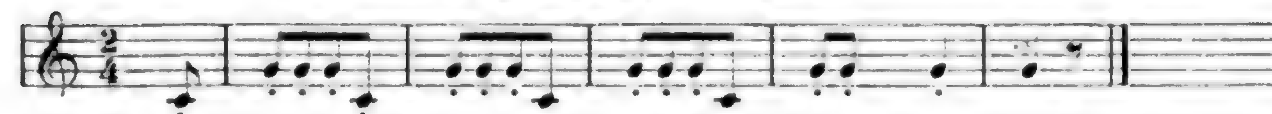
5. Richtung.



6. Halt.

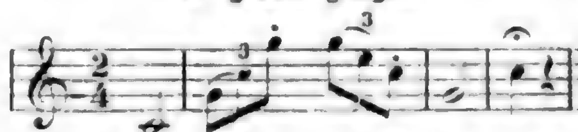


7. Zum Vorgehen der Treiber.

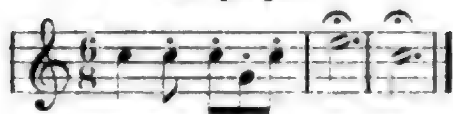


8. Rechter Flügel.

9. Linker Flügel.

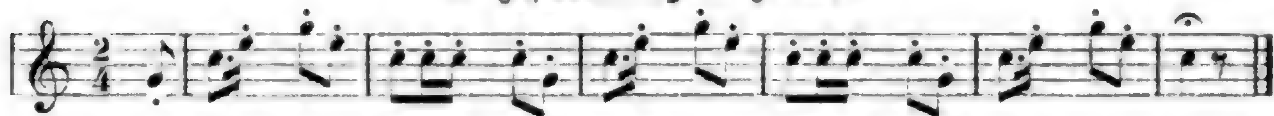


10. Zusammenziehen der Flügel.



11. Zentrum.

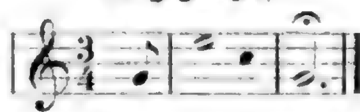
12. Aufmunterung im Treiben.



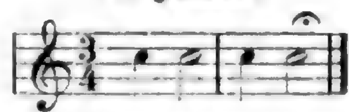
13. Langsam treiben.

14. Aufhören zu schießen.

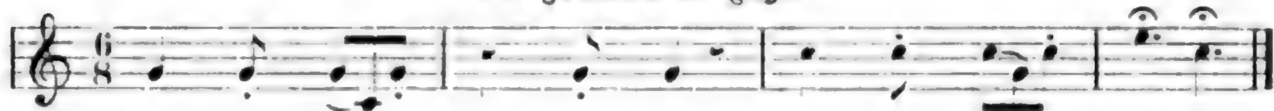
15. Heger-Ruf.



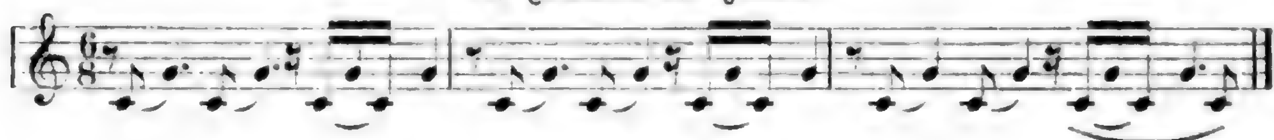
16. Antwort.



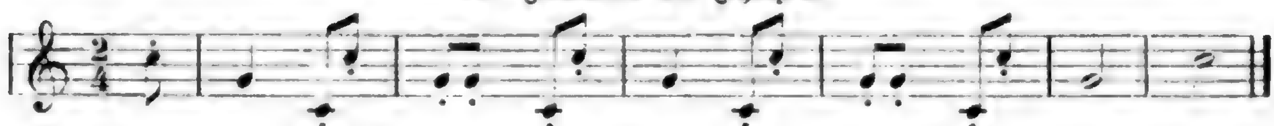
17. Sammeln der Jäger.



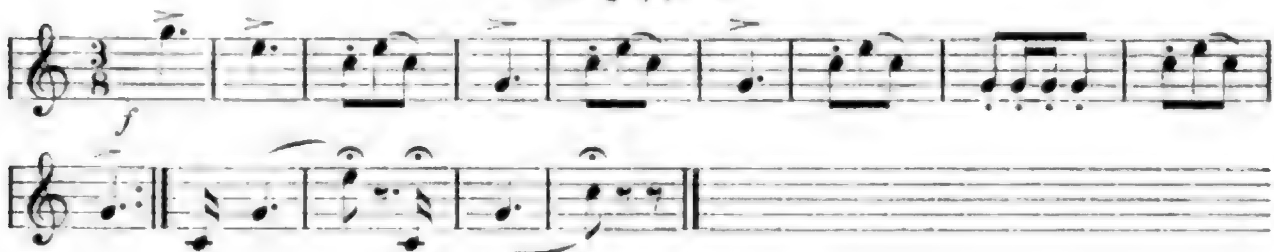
18. Sammeln der Treiber.



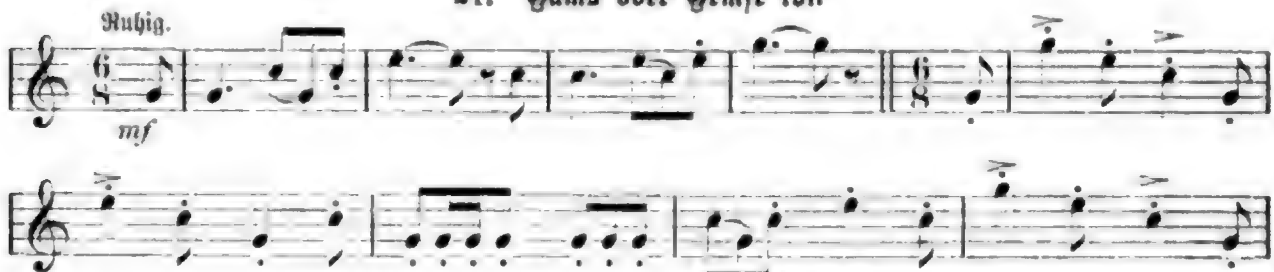
19. Sammeln der Schützen.



20. Hirsch tot!



21. Gams oder Gemse tot.

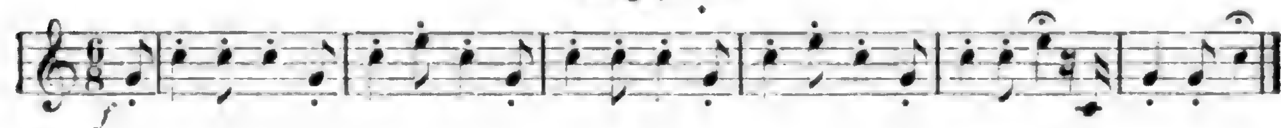


22. Damhirsch tot!

23. Sau tot!

24. Reh tot!

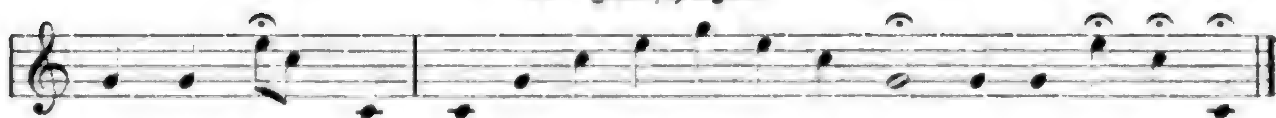
25. Hase tot!



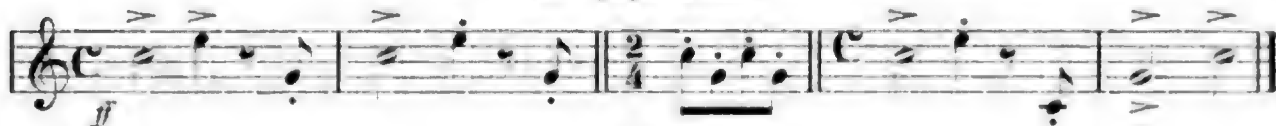
26. Fuchs tot!

27. Federwild tot!

28. Blattschlagen.



29. Jagd vorbei.



30. Zum Essen.

31. Equipagen-Ruf.

Fang. 1) Das Habhaftwerden des Wildes in Fallen, Netzen, Gruben und Eisen (s. *Fallen* bzw. unter den betreffenden Wildarten); ferner der Ort, wo, und die Vorrichtung, womit das Wild gefangen wird, wie auch das gefangene Wild selbst. 2) Die Stelle, wo ein Tier von Katze, Luchs usw. gepackt wurde (auch Riß genannt). 3) Der Stich mit dem Hirschfänger, Genickfänger oder der Saufeder, durch den ein Stück Wild abgefangen, d. h. schnell getötet wird. 4) Der Schnauzenteil des Hundekopfes. 5) Beim Zeugrichten die Stelle, wo das Jagdzeug um den Baum geschlungen wird.

Fangbrocken s. *Brocken*.

Fänge, 1) die Füße der Raubvögel, da diese mit ihnen und den daran befindlichen scharfen, gekrümmten Krallen ihren Raub fangen. 2) F. auch die lang hervorstehenden Eckzähne der vierläufigen Raubtiere und Hunde, mit denen sie beim Zufassen die Beute festhalten.

Fangeisen, 1) (Schweinseisen, Saufeder), ein Speer mit etwa 160 cm langem Schaft und 30 cm langem, lanzettförmig zugespitztem Eisen als Spitze. Man fängt damit anlaufende, krankgeschossene oder von den Hunden gedeckte Sauen ab. 2) Jeder aus Eisen oder Stahl gefertigte Apparat, mit dem man Raubzeug fängt.

fangen, 1) das Packen und Festhalten des Wildes durch die Hunde. 2) Wild fängt sich im Fangeisen. 3) Einen Baum f., das Jagdzeug um ihn schlingen.

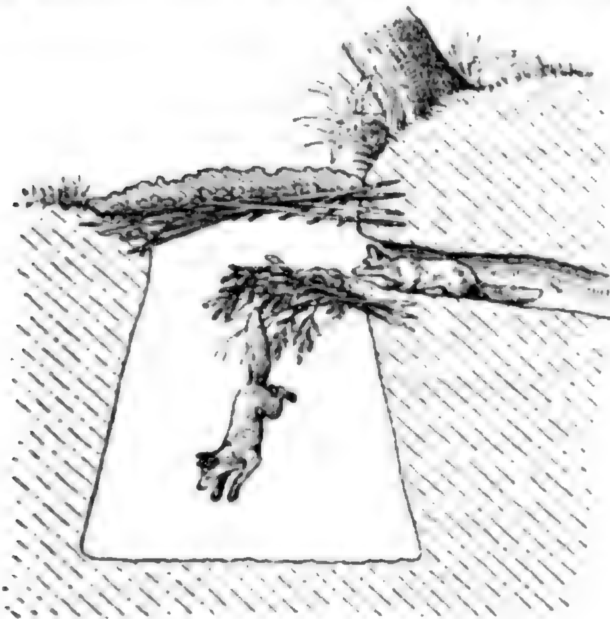
Fanggarten, ein umzäunter Raum, in welchem Wild, besonders Sauen und Wölfe, gefangen werden soll.

Fang geben s. *töten*.

Fanggeld, die Belohnung für gefangenes, *Schußgeld* für geschossenes Wild.

Fanggrube (Fallgrube). In früheren Zeiten machte man, wie auch jetzt noch in weniger kultivierten Ländern, wo starkes Raubzeug häufiger vorkommt, etwa 4 bis 5 m tiefe und ebenso weite, an den Seitenwänden mit Bohlen bekleidete Gruben, um Wild darin zu fangen. Wollte man Wölfe in Gruben fangen, so legte man oben auf die Grube eine zweiflügelige Klapptüre von leichten Brettern, bedeckte diese mit Moos, Laub und kleinen Reisern und brachte in der Mitte einen Pfahl an, an den man ein Gescheide von einem Reh oder ein Aas oder zuweilen auch ein lebendes Tier befestigte. An diesem Pfahl wurden die Türflügel so leicht befestigt, daß die Stellung nachgab, sobald eine der Türhälften von einem Stück Raubzeug betreten wurde. In der Regel legte man die Türen auf das Rohr einer irdenen Pfeife oder ein trockenes, leicht zerbrechendes Hölzchen. Wollte

nun ein Wolf die Kirrung wegholen, so klappte die Tür herunter und er war gefangen. Um junge Füchse aus Bauen, die sich nicht graben lassen, oder die man durch Graben nicht beschädigen will, lebend in Besitz zu bekommen, schießt man zunächst die alte Fähe ab. Hierauf gräbt man unmittelbar vor der Einfahrt der am stärksten befahrenen Röhre eine 1 m lange Grube von 1,3 m Tiefe mit nach unten und auswärts schief abgestochenen Wänden, so daß die Grube nahe an der Röhre etwas breiter als die Einfahrt ist und sich nach vorn zu bis auf 1 m verbreitert. Durch das Schiefabstechen der Seitenwände nach unten und außen wird den eingesprungenen jungen Füchsen das Hochklettern oder -springen unmöglich gemacht.



Fanggrube für Jungfüchse.

Nun steckt man 5 cm unter dem Röhrenausgang dicht nebeneinander dünne, mit Nadeln versehene Fichtenäste von vorn wagerecht so in den Boden, daß die Spitzen bis in die Mitte der Fallgrube reichen. Vor der Röhre bedeckt man die Fichtenäste mit Erde, so daß sie die Fortsetzung der Röhre bilden. Über den Ausgang der Röhre und über die ganze Grube legt man stark benadelte Fichtenäste derart, daß der Ausgang der Röhre zur Grube frei bleibt, und bedeckt nun die Äste mit der ausgehobenen Erde, um den Röhrenausgang und die ganze Grube dunkel zu machen. Alle anderen Röhren werden hierauf mit Holz oder Steinen fest verschlossen und mit Erde bedeckt. Sobald nun ein Jungfuchs auf die unteren, mit Erde bedeckten, dünnen Äste tritt, fällt er in die Grube. Diese muß täglich 1- bis 2mal durch vorsichtiges Wegräumen von Erde und Fichtenästen, so weit das nötig ist, um hineinzusehen und etwa gefangene Jungfüchse mit einer Fuchszange auszuheben, revidiert und darauf sofort wieder dunkel verschlossen werden.

Fanghund s. *Hatzhunde.*

fängisch ist eine Falle, ein Eisen, Netz usw., wenn sie zum Fangen eines Tieres fertig vorbereitet sind; daher wird ein solches Werkzeug f. gestellt und steht dann f.

Fangjagen s. *Rotwild,* Jagd.

Fangkiste s. *Fallen I, 2.*

Fangleine s. *Hetzleine.*

Fangplatz, der Ort, auf welchem Schwanenhals oder Tellereisen zum Raubzeugfang liegen bzw. gelegt werden sollen und das Lager für das betreffende Fangeisen häufig schon vor dem Aufstellen des Eisens eingeschnitten, sowie mit Deckmaterial ausgefüllt ist. Orte in der Nähe der Fangplätze, auf denen man das Raubzeug durch gefahrloses Aufnehmen von Kirrbrocken vertraut machen will, um es an das im Fangplatze liegende Eisen zu ködern, oder bei teilweise eingefrorenem Eisen davon abzulocken, heißen Kirrplätze.

Fangsacknetz s. *Fallen I, 1.*

Fangschuß, 1) Hochblatt-, Hals- oder Kopfschuß auf ein angeschossenes oder sonstwie dem Jäger lebend in die Hände gefallenes Stück Wild, um es schnell zu töten (Gnadenschuß). Es herrschen Meinungsverschiedenheiten darüber, ob während der Schonzeit der Gnadenschuß erlaubt sei, man hat dagegen angeführt, daß sogar schwer krank geschossenes Wild sich oft ausheile und daß ein ausdrückliches Gestatten des F. leicht zu Mißbräuchen führen könne. Die meisten Jäger erachten es aber mit Recht als eine weidmännische Pflicht, die Qual des dem Verenden nahen Wildes abzukürzen. Die Befürchtung des Mißbrauchs scheint unbegründet, da die Grundsätze der weidgerechten Jagdausübung immer mehr Boden gewinnen. 2) Ein schnell hingeworfener Schuß auf flüchtiges Wild oder bewegliche Ziele, bei dem man nicht mitzieht bzw. durchschwingt, heißt ebenfalls F. (Schnappschuß), der hierin geübte Schütze Fangschütze.

Fangzähne (Fänge), die Eckzähne des vierläufigen Raubzeugs und Hundes (s. a. *Reißzähne*).

Fangzeit, die zum Fangen von Wild geeignetste Zeit.

Fanzel, das künstlich bereitete Futter für junge, aufzuziehende Fasanen.

Farbe, selten für das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes; der gebräuchlichere Ausdruck ist Schweiß.

färben, 1) schweißen; 2) von der heißen (läufigen) Hündin, solange Blut aus den äußeren Geschlechtsteilen (Schnalle) fließt. Das F. der heißen Hündin dauert etwa 7 Tage, erst nachher pflegt sie den Rüden

zuzulassen; 3) sich f. (verfärben) sagt man vom Schalenwild, wenn es im Frühjahr und Herbst die Haare verliert und andersfarbige anlegt; die Zeit heißt Färbezeit.

Färbezeit s. *färben 3.*

Farne geben treffliche Deckungen, namentlich für Jungwild und Brutvögel, ab. Getrocknet sind sie vorzüglich als Unterlagen und Deckungen für Mieten. Empfehlenswert sind sie endlich auch als Lager für Hunde zum Vertreiben des Ungeziefers und als Bodenstreu in den Schutzhütten.

Fasan (Phasianus), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Fasanen. Die besonderen Merkmale beruhen in dem 18fedrigen, langen, keilförmigen Spiel; ferner in einem Paar kleiner Federbüschel in der Ohrgegend des Hahnes. Alle hierher gehörigen Arten leben in Asien. Die bekannteste, bei uns seit langer Zeit eingebürgerte und vielfach völlig wild vorkommende Art ist der gemeine, Jagd- oder Edelfasan (Phasianus colchicus L.).

Weidmännische Ausdrücke.

Ein Volk heißt Gesperr, der Schwanz Spiel, die künstliche Zucht Aufzug, im übrigen gelten die für das Auerwild angegebenen Ausdrücke, s. *Auerhuhn.*

Beschreibung.

Länge des Hahns mit Spiel über 1 m, längste Spielfeder 50 bis 52 cm, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze etwa 2, Lauf 6,5 cm, an diesem ein kräftiger Sporn, der bei dem einjährigen Hahn eine stumpfe, weiche Spitze hat, bei dem alten Vogel aber nadelspitz und hart wird. Ein guter Hahn wiegt etwa 1,5 kg, eine Henne 1 kg. Der F. ist unbestritten einer unserer prächtigsten Jagdvögel. Oberkopf schwarzgrün, um die Ohren schwarz, über diesen je ein goldgrüner, wie abgeschnitten aussehender, kurzen Hörnern gleichender Büschel beweglicher Federn, bald aufgerichtet, bald niedergelegt und dann wenig bemerkbar; Genick goldgrün; der übrige Kopf und größte Teil des Halses schwarz mit prächtigem Metallglanz in allen Farben; Unterhals, Kropf, Oberbrust und Brustseiten rostrot goldglänzend mit purpurnem Bronzeschimmer, die Federn mit samtschwarzen, scharf abgesetzten Säumen und kleinen Spitzenflecken; Schultern und Rücken kupferrot metallglänzend mit schwarzen Bogen- und weißgelben Pfeilflecken; die lang zerschlissenen, die Spielwurzel überragenden Bürzelfedern dunkel kupferrot, purpurglänzend; Unterbrust und übrige Unterseite braunschwarz oder dunkelbraun. Das Spiel besteht aus 18 Federn, von denen die beiden mittelsten die anderen weit überragen; es ist stufig zugespitzt, gelbbraun, schwarz gespritzt, gefleckt, mit Querbändern. Flügeldecken braun mit kupferroten Seitenstreifen, schwärzlich und gelbweiß gefleckt und gebändert; Iris rostgelb; Schnabel hornfarbig. Die Henne ist erheblich schwächer und einfacher gefärbt; auf dem Kopf hellbraun, dunkelbraun und schwarz gefleckt, Kehle bräunlich-weiß; Hals hellbraun, rötlich und dunkelbraun gemischt, gefleckt und gestreift, mit schwarzen Mondflecken, im übrigen mit einer aus gelbbräunlichen, dunkelbraunen und schwärzlichen Tönen gemischten Schutzfärbung versehen; das Spiel ähnlich dem des Hahnes, aber kürzer.

Außer normal gefärbten F. kommen mancherlei Abweichungen vor, so rein weiße, weiß gescheckte und die sog. Isabellfasanen. Bei letzteren sind alle sonst rostroten Partien fahl sandfarbig, doch mit derselben Zeichnung wie bei der normalen Färbung; Kopf und Hals dunkelgrün glänzend. Weiter ist zu bemerken, daß vielfach Kreuzungen mit anderen Fasanenarten vorgenommen sind und werden, so daß bei vielen Fasanen infolge von Blutmischungen verschiedenen Grades Farbenabweichungen bemerkbar sind. Am meisten ist der chinesische Ringfasan (Phas. torquatus) zur Blutauffrischung benutzt worden. Seiner guten Eigenschaften wegen zieht man ihn jetzt schon fast rein, und größere Fasanerien legen mit Recht sehr viel Wert auf die Kreuzungen mit diesem Fasan. Fasanen mit Torquatusblut brüten 2 bis 3 Wochen früher als der gewöhnliche Fasan, auch sind ihre Gelege vollzähliger. Diese Eigenschaft bringt dem Jagdbesitzer den großen Vorteil, daß die Jungen schon vor der ersten Klee- oder Grasmahd ausfallen und damit das leidige Ausmähen der Gelege sehr herabgemindert wird. Alle Kreuzungen mit Torquatus zeigen in verschiedenem Grade die grünen Töne in den zerschlissenen Bürzelfedern, die dann auch am unteren Rande mehr oder minder rot gefärbt sind, ferner den weißen Halsring oder Andeutungen davon. Auf dem Kopfe zeigt sich stärker oder schwächer ausgeprägt die helle Kopfplatte des Torquatus.

Dieser Ph. torquatus — oft fälschlich als „Mongole" oder „mongolicus" bezeichnet — ist kenntlich an den lebhaft orangegelben, statt rotbraunen Schultern und Rumpfseiten, sowie an den hell blaugrünlichen, zerschlissenen Bürzelfedern; im übrigen ähnelt er in Färbungscharakter und Zeichnung dem Jagdfasan, doch trägt er einen breiten, weißen Halsring. Ebenfalls zu den Fasanen mit Halsring gehört der mongolische Ringfasan (Ph. mongolicus), der erst vor einigen Jahren eingeführt wurde. Er erinnert an den Jagdfasan, ist aber bedeutend dunkler gefärbt, wogegen die oberen Flügeldeckfedern in der Schultergegend fast weiß sind. Seine Heimat

sind die Gegenden am Syr Darja und am Balkaschsee. Hin und wieder benützen Liebhaber auch den mongolischen Ringfasan zu Kreuzungen, und zwar mit demselben guten Erfolge wie bei dem Torquatus. Auch diese Fasanenart, die leider immer noch sehr hoch im Preise steht, brütet früher als Colchicus, nur streicht der schwerere Vogel nicht so hoch, schnell und elegant wie die Torquatuskreuzungen.

In Fasanerien sieht man gelegentlich noch den Schillerfasan (Ph. versicolor), an Gestalt und Stärke dem Jagdfasan ähnlich, aber ganz anders gefärbt. Kopf, Hals, Oberrücken und ganze Unterseite glänzend schwarzgrün, der Hals blau und violett schillernd, Unterrücken und Flügel bläulich-grüngrau, Schulterfedern mit kupferroter, weißlicher und schwarzer Zeichnung, Spiel grau mit rostroten Säumen und schmalen, schwarzbraunen Querbinden. Die Henne ist schwer von der des Jagdfasans zu unterscheiden. Heimat Japan. Endlich wird noch in verschiedenen Fasanerien und z. T. als Wild der Königsfasan (Ph. reevesi) gehalten, der sehr leicht kenntlich ist an dem bunten, aus Gelb, verschiedenen braunen Tönen, Weiß und Schwarz gemischten Gefieder. An diesem Fasan sind bei den Hähnen, abweichend von allen vorher beschriebenen, die Bürzelfedern nicht zerschlissen, sondern breit abgerundet. Die Spielfedern erreichen eine außerordentliche Länge. Die Henne ist bunter, als es sonst Fasanhennen zu sein pflegen, besonders an Unterhals und Brust auffallend rotbraun und weiß gefleckt. Nordchina ist die Heimat dieses prächtigen Fasans, dem man als einen Vorzug geringe Neigung zum Verstreichen nachrühmt. Trotzdem hat er weitere Verbreitung bei uns nicht erlangt. Alle Fasanenarten lassen sich leicht miteinander kreuzen und ergeben dabei oft sehr farbenprächtige Nachkommen.

Der Jagdfasan wird vielfach als ein dummer Vogel geschildert, was aber durchaus falsch ist. Gegen Störung, vor allem durch revierende oder wildernde Hunde, ist er sehr empfindlich. Wird er oft durch Hunde hochgemacht, dann meidet er die ungastliche Stätte und wandert aus. Aber auch nur dort wird er sich verstreichen, wo er sich nicht wohl fühlt, wo seinen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen wird. Äußerst dankbar hingegen zeigt er sich dort, wo völlige Ruhe und gute Pflege seiner harren. Dann wird er recht vertraut und lernt seine Gönner sehr genau kennen.

Die Stimme des Fasanenhahnes ist ein wenig melodisch klingendes „kak, kak, kak“, doch unterscheidet man genau, ob der Hahn vor etwas nahem Fürchterlichem — einem Hunde etwa — schreckt, oder ob er den Feind weiter weiß. Auch sein Balzlaut, sein Lockruf klingen wieder anders als der Ton, den er leise hören läßt, wenn er sich so recht zu Hause fühlt. Das „Zi-Zik“ der Henne drückt ebenfalls Schrecken, Liebe und Wohlbehagen so gut aus, daß der Kundige sofort jeden Ton richtig deuten wird.

Verbreitung, Aufenthalt.

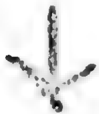
Des F. ursprüngliche Heimat ist das Gebiet um das Kaspische Meer, das alte Kolchis, jetzt Mingrelien, von wo er zu uns verpflanzt wurde. In zahmem, halbwildem oder ganz verwildertem Zustande ist er bei uns jetzt weit verbreitet, in den meisten Fällen auf künstlichem Wege durch das Eingreifen des Menschen, z. T. aber auch durch selbständige, natürliche Ausbreitung. Wo er sich selbst überlassen bleibt, unterliegt er meistens den zahllosen Nachstellungen der Wilderer und Raubtiere, strengen Wintern nur bei gänzlichem Äsungsmangel, weniger der Kälte. Da der Fasan bei uns ein Kulturvogel geworden ist, d. h. mit der Ackerkultur stetig fortschreitet, fühlt er sich auch in räumigen Feldgehölzen und Remisen am wohlsten. Auch dichte Brombeer- und Dornenhecken benutzt er gern zu einem Unterschlupf. Weniger hingegen behagt dem Fasan der Aufenthalt in größeren, geschlossenen Wäldern.

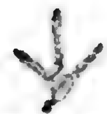
Lebensweise, Fortpflanzung.

Beeren, Ameisenpuppen, Schnecken, Raupen, selbst große, haarige, nimmt der F. gern, ebenso alle möglichen Insekten und Larven, selbst Mäuse — alte und junge — verzehrt er mit wahrem Heißhunger, und dort, wo der F. sich gut eingebürgert hat, wird von einer Insektenkalamität kaum die Rede sein. Ferner äst er grüne Pflanzenteile, doch vor allem Körner verschiedener Getreidearten, besonders die des Weizens.

Der Schaden, den er dem Landwirt macht, besteht in der Hauptsache darin, daß er im Herbste verspätete Saaten in der Keimperiode bearbeitet, weil er das saftige Grün des jungen Keimes sehr schätzt. Auch einzelne Kartoffelsorten bevorzugt er, doch ist der Schaden nie sehr empfindlich und wird gewöhnlich weit überschätzt. Nur bei lagerndem Getreide kann der Fasan unangenehm werden, stehendem aber kann er nichts anhaben. Von Anfang März bis Ende Mai steht der Hahn in der Balz. Man rechnet in der wilden Fasanerie auf je 10 bis 12 Hennen 1 Hahn. Sind mehr Hähne vorhanden, dann entstehen heftige Kämpfe und die Hähne hindern sich gegenseitig am Treten der Hennen und somit am Befruchten der Eier. In seiner eigentlichen Heimat pflegt übrigens der wilde Fasan in Einehe zu leben. Die Henne legt in ein

kunstloses, unter Farn- oder anderen Büschen, auch gern in Kleefeldern oder Wiesen verstecktes Nest 8 bis 15 Eier, welche graugrünlich, glänzend, 43 : 35 mm groß und rundlich sind und in etwa 24 Tagen ausgebrütet werden. Leider ist die Fasanenhenne eine wenig sorgsame Mutter. Bei Störungen verläßt sie sofort das Gelege, kehrt in den meisten Fällen nicht mehr dahin zurück, und dann kümmert sie sich auch nicht viel um ihre Nachzucht. Nur in den ersten Tagen lockt sie ihre Jungen, schreitet aber ruhig weiter, wenn auch einzelne Nachzügler nicht mitkommen können. Was von den Kleinen nicht folgt, geht unweigerlich zugrunde trotz aller Klagetöne, welche sie hören lassen.





Geläuf des Fasans. ($^1/_{10}$ nat. Gr.)

Die erste Äsung der kleinen Fasanen besteht aus Insekten und frischen Grasspitzen. Sehr bevorzugt werden Ameisen, ihre Larven, alle Zikadenarten und später Schnecken. Auch Gras- und Unkrautsämereien lieben sie sehr. Nach 6 Wochen sind die Jungen so weit, daß sie mit der Mutter aufbaumen können, und damit ist die größte Gefahr für sie vorüber. So lange sie aber noch unter der alten Fasanenhenne am Boden sitzen, wird von Hunden, Katzen, Füchsen, Dächsen, Iltissen, Wieseln und Ratten viel von der Nachzucht vertilgt. Anfang November sind die Jungen ausgewachsen, bleiben aber bei den Alten, und bald gesellen sich mehrere Gesperre zu stärkeren Ketten zusammen. Beim Aufstehen verursachen die Fasanen ein lautes Geräusch; sie streichen, wenn sie einmal im Zuge sind, sehr rasch, so daß man beim Schuß auf den streichenden Fasan stark vorhalten muß. Sehr gern bewegt sich der Fasan laufend, auch drückt er sich oft im Gestrüpp. Beim Aufbaumen zur Nachtruhe läßt der Hahn einen lauten, wie „Kukukukuk . . . . .“ klingenden Ruf hören, was die Henne nicht tut. Der Fasan ist ein Standvogel. Im Herbst, wenn auf den Feldern die Deckung mangelt, wird vornehmlich die Nachzucht vom Hühnerhabicht, Wanderfalken, Sperber, den Weihenarten und dem Rauhfuß-Bussard stark geschlagen. Hier muß dann der Jäger schützend einschreiten, sonst ist bei dem Aufgang der Fasanenjagd nicht mehr viel von der Nachzucht vorhanden.

Die wilde Fasanenzucht.

In den letzten 20 Jahren hat das Interesse für den Fasan bedeutend zugenommen. Er bringt Abwechselung in die Treibjagd und dem guten Schützen macht es Freude, den schnellstreichenden Vogel hoch aus der Luft herunterzuholen.

Unser Fasan verträgt selbst ein rauhes Klima sehr gut, nur müssen ihm Ackerfelder zur Verfügung stehen. In dem kalten Oberschlesien und in Mecklenburg mit dem rauhen Seeklima, wo noch bis Ende Mai die kalten, heftigen Ostwinde über das flach hügelige oder wellige Land brausen, gedeiht der Fasan sehr gut, wenn er die nötige Pflege vorfindet. Auch im Mittelgebirge ist er hier und da mit Erfolg eingebürgert worden, wenn auch dort die Stände nicht die Stückzahl erreichen wie im Flachlande mit günstigen Boden- und Klimaverhältnissen. Unser Fasan ist keineswegs anspruchsvoller als das andere Wild. In Überschwemmungsgebieten jedoch wird er nie recht vorwärts kommen, weil durch das Austreten des Wassers seine Gelege und Nachzucht vernichtet werden. Auch darf das Gelände nicht an hohem Grundwasserstand leiden, weil dort nach jedem kleinen Regen das Wasser sich tagelang auf der Oberfläche hält. Am meisten liebt der Fasan ein trockenes Revier mit gutem, durchlässigem Sandboden oder sandigem Lehmboden. Feldhölzer aus Laubholz mit eingesprengten Fichtenhorsten, Remisen und Hecken aller Art bevorzugt er. Für hohen Graswuchs ist er ebenfalls sehr dankbar, weil sich darin Unmengen von Insekten usw. vorfinden, er ferner eine prächtige Deckung bietet. Der reife Grassamen bedeutet außerdem für den edlen Vogel eine Delikatesse. Wer seinen Fasanen etwas recht Gutes antun und sie schützen will, der lasse das Gras in solchen Parzellen nicht werben. Dort brütet dann die Henne und führt auch ihre Jungen sehr gern hinein, weil der Tisch für sie stets gedeckt ist. Die Vertilgung alles Raubzeuges ist hier Pflicht.

Sobald das Getreide abgemäht ist, hat der Heger mit dem Ankirren der Fasanen zu beginnen. Es soll dies nicht etwa eine Erhaltung der Fasanen durch Futter bedeuten, sondern man beabsichtigt, durch das geschüttete Futter den Vogel langsam dahin zu gewöhnen, wo man ihn zur Treibjagd haben will. Das Füttern muß immer zu derselben Tageszeit stattfinden, und dabei sollte der Futter schüttende Heger einen lauten, eintönigen Pfiff ertönen lassen. An diesen Pfiff gewöhnen sich die wilden Fasanen sehr schnell und von weitem kommen sie eilig darauf zugelaufen, wenn sie den pünktlich eintreffenden Futtermann nicht sogar schon am Futterplatze

erwarten. Auf diese Weise wird das Futter sofort aufgenommen und kann nie gestohlen werden oder verkommen. Freilich darf sich der Jäger die Mühe nicht verdrießen lassen, täglich zur bestimmten Stunde einige Hände voll geringen Weizens, mit etwas kleinkörnigem Mais gemischt, auszustreuen. Geschieht dies pünktlich, so wird niemand etwas von der vielbeklagten Wanderlust der Fasanen bemerken.

Als Futterplätze eignen sich stille, selten betretene Waldwege, Blößen, Bestandesgrenzen usw. Dort schüttet man die Körner einige hundert Schritte entlang. Kann man über Kaff, Spreu und etwas Unkrautsamen vom Maschinendrusch verfügen, so werden diese Abfälle ebenfalls auf die Futterstelle in langen Streifen geschüttet und die Futterkörner hinein gestreut. Dort scharren die Fasanen mit Vorliebe und beschäftigen sich stundenlang damit. Nie aber darf der Jäger zur Futterstelle seinen Hund mitnehmen.

Wer eine wilde Fasanerie besitzt und sie heben will, hat dafür zu sorgen, daß alle Jahre seinem Stande nach der letzten Treibjagd frisches Blut zugeführt wird. Ein verständiger Jäger tut dies ohnehin, aber eine ganze Menge falscher Ansichten stellt häufig den Erfolg in Frage. Da sagt z. B. der eine Jäger: Nur nicht vor Ende März oder Anfang April aussetzen. Dann kosten die Fasanen kein Winterfutter, es werden den Winter über keine vom Raubzeug geschlagen und die ausgesetzten Hennen können sofort mit dem Brutgeschäft beginnen. Das tun die Hennen aber nicht, und das Winterfutter muß der Käufer auch mit bezahlen, denn in so später Jahreszeit kostet der Vogel 1 bis 2 Mk. mehr als im Dezember oder Januar. Darin also hinkt die Rechnung, aber sie geht auf einer anderen Seite sogar noch krückenlahm. Wer nämlich Torquatus- oder Mongolicus-Kreuzungshennen erst Ende März oder im April kauft, wird an ihnen kaum viel Freude erleben. Bei diesen frühlegenden Hennen ist der Eierstock Anfang April schon so stark entwickelt, daß er beim Einfangen und Einbringen in die Transportkörbe, auch bei der größten Vorsicht, meistenteils gequetscht wird. Diese Vögel kommen bei dem Empfänger zwar noch scheinbar gesund an, kränkeln aber bald und sind in etwa 2 Wochen eingegangen. Der Jagdbesitzer sah die Hennen scheinbar gesund aus den Körben kommen, konnte sich aber später nicht mehr um sie kümmern. Im Herbst aber brachte die Fasanenjagd keine Erfolge, und so heißt es dann: Die Fasanen sind ausgewandert, undankbar usw. Das Ende vom Liede ist, daß dieser Jagdbesitzer für die Fasanenjagd nichts mehr übrig hat. Und dabei trägt er nur ganz allein die Schuld an seinem Mißerfolge! Man setze die gekauften Fasanen im Dezember oder Januar aus und lasse sie erst 4 bis 6 Wochen in einem überdachten Drahtgehege zubringen, welches in dem Revierteil aufgestellt werden muß, wo die Fasanen bleiben sollen. In diesem Zwinger füttere man sie jeden Tag zur bestimmten Stunde, nahe sich mit dem langgezogenen, eintönigen Pfiff, lasse ihn auch beim Füttern ununterbrochen ertönen und beim Weggange ebenfalls. ;Ist die angegebene Zeit verstrichen, so schließe man an einem schönen, sonnigen Morgen die Zwingertür nicht mehr, füttere nicht im Zwinger, sondern von diesem fort und gehe, laut pfeifend, seines Weges. Erst gegen Abend nähere man sich dem Zwinger, und sollten noch Fasanen darin sein, so drücke man sie langsam heraus und verschließe die Zwingertüre. Von jetzt an füttere man jeden Morgen, immer laut pfeifend, in großem Bogen rings um den Zwinger herum. Wer seine ausgesetzten Fasanen so behandelt, wird auch Freude daran haben.

Zum Aussetzen in das Revier beschaffe man sich stets junge, zahm aufgezogene Fasanen, selbst wenn sie teurer sind als Fasanen aus wilder Fasanerie. Fasanen aus zahmem Aufzug, nach der englischen Aufzugsmethode gezogen, sind genau so wetterhart wie Fasanen aus wilder Fasanerie. Die zahm aufgezogenen Fasanen sind in jeder gut geleiteten Fasanerie an einen Lockruf gewöhnt — der einfachste und bequemste ist ein langgezogener, eintöniger Pfiff —, er gewährt dem neuen Besitzer die Möglichkeit, seine gekauften Fasanen auch an das Futter heranzupfeifen. Dadurch fühlen sich die frisch ausgesetzten Vögel sofort heimisch, und wenn das Füttern täglich zur bestimmten Stunde erfolgt, denkt dort kein Fasan an ein Auswandern. Daß aber bei der Treibjagd vertraute Fasanen ebenso gut streichen wie ganz verwilderte, davon kann sich jeder leicht überzeugen. Sobald der Treiberlärm beginnt und die ersten Schüsse knattern, sind die vertrauten, an völlige Ruhe gewöhnten Fasanen so wild, als wären sie in diesem Revier nie heimisch gewesen. Beim wildaufgewachsenen Fasan gestaltet sich das Aussetzen hingegen ganz anders. Schon beim Fange ist er furchtbar aufgeregt und bei dem Transport auf dem Wagen und der Eisenbahn erst recht. Läßt man solche aufs äußerste aufgeregten Vögel aus den Körben direkt ins Freie und das Revier ist nur klein, so sind diese immer geradeaus laufenden Fasanen in kurzer Zeit schon beim lieben Nachbar und damit für den Käufer meist verloren.

Aufzug.

Wer sein Revier schnell mit Fasanen bevölkern oder alle Jahre auf beschränktem

Gelände immer wieder große Fasanenjagden abhalten will, muß zum zahmen Aufzug greifen. Aber auch andere Jagdbesitzer betreiben diesen, wenn sie z. B. alle Jahre ihrem Fasanenstand frisches Blut zuführen wollen. Der nach der englischen Aufzugsmethode zahm aufgezogene Fasan kennt seine Heimat ebenso, wie der wild aufgewachsene. Es kauft sich z. B. ein Jagdbesitzer 100 Eier und zieht davon im günstigsten Falle 30 Fasanen groß. Diese hält er bis zu den Treibjagden gut zusammen, und darauf läßt er sie nach und nach verwildern, d. h. langsam zu dem wilden Stand übergehen. Diese Vögel bleiben ihrer Heimat treu und machen durch ihr gutes Beispiel auch die wilden Fasanen vertrauter.

Zu den zahmen Aufzügen sammelte man früher die nötigen Eier in der freien Wildbahn, man nahm sie also den wilden Fasanenhennen einfach weg. Durch dieses Verfahren schädigte man die wilde Fasanerie ungemein, oft wurde aber aus dem zahmen Schuppenaufzug auch nichts. Jetzt macht man die Sache schon seit vielen Jahren praktischer. Man baut Legezwinger und steckt in einen solchen Zwinger je 7 bis 8 Fasanenhennen mit 1 Hahn, läßt aber den freien Fasanenhennen ruhig ihre Gelege. Die Zwingerfasanen müssen ganz fingerzahm sein und vom letzten zahmen Aufzug stammen. Junge Hennen legen früher und besser als ältere, von solchen Fasanenhennen erzielt man je bis zu 40 Eier. Allzuviel aber soll man von seinen Zwingerfasanen auch nicht verlangen, denn die letzten Eier zeigen immer eine schwächere Befruchtung. Das Richtigste ist auch hier der goldene Mittelweg. Man läßt eine Henne ungefähr 20 Eier legen und setzt sie dann in Freiheit. Auf diese Weise hat man durchaus gut befruchtete Eier, und wenn man dann am 10. Mai ungefähr die Zwingerhennen entläßt, macht ein großer Teil von ihnen noch draußen ein Gelege. Genaueres über den Bau der Volieren usw. findet man in der angegebenen Literatur.

Wer große Aufzüge machen will, schlage sich aus Schwarten und geringen Brettern einen leichten Brutschuppen zusammen, wenn er nicht eine alte Scheune oder ein ähnliches, leerstehendes Gebäude benützen kann. Die Bruthennen sitzen in offenen Kästen und müssen sehr ruhig behandelt werden.

Die besten Brüterinnen liefern die schwächeren Putensorten. Die Pute ist und bleibt einmal die beste Pflegemutter und wird von keiner anderen Henne an Ausdauer und Umsicht erreicht. Auch Haushühner benützt man aushilfsweise sehr gern, nimmt auch bei kleinen Aufzügen nur solche, aber fast immer lassen 50 % der Gluden den Züchter im Stich. Sobald die Pute ordentlich fest sitzt, legt man ihr 30 Fasaneneier unter, welche nach 6 bis 7 Tagen auf ihre Befruchtung geprüft werden. Das geschieht auf eine sehr einfache, aber praktische Weise durch das Durchleuchten der Eier. Man macht sich zu dem Zweck aus Heftdeckelpapier eine etwa 25 cm lange Hülse, die einen solchen Durchmesser hat, daß ein Fasanenei nicht mehr ganz hineingeht. Diese Rolle beklebt man mit Papier, um sie haltbar zu machen. Zur Untersuchung schiebt man ein Ei in das eine Ende der Röhre, hält es hier mit einem Finger fest, setzt das andere Rohrende an das Auge und richtet den Apparat so, daß Licht oder Sonne auf das Ei fällt. Ein unbefruchtetes Ei erscheint ganz klar, das gut befruchtete zeigt in seiner Mitte einen kleinen, rötlichen Punkt — die Kopfanlage des jungen Fasanen —, und um diesen herum ziehen sich wie rote Fäden feine Blutgefäße, ähnlich dem Netz einer Spinne. Wenn ein solches Ei gut behandelt wird, fällt sicher ein kräftiger Fasan aus. Schwach befruchtete Eier zeigen nicht den Kopf als gut entwickelt, weisen vielmehr nur einige rote Kreise oder krumme Linien auf. Derartige Eier sind minderwertig und samt den unbefruchteten der Henne einfach fortzunehmen. Bei einiger Übung kann man auf diese bequeme Art ganz sicher die Brauchbarkeit des bebrüteten Eies feststellen, ja sogar bei Regenwetter geht dies noch, wenn auch nicht so schnell und glatt wie bei Sonnenschein.

Täglich zur bestimmten Stunde werden die Puten 20 bis 25 Minuten vom Nest genommen, gefüttert und getränkt, und erhalten Gelegenheit zum Hudern. In der Brutzeit füttert man die Puten nur mit guter Gerste. Vom 18. Tage ab werden in den Futterpausen die Fasaneneier mit lauwarmem Wasser bespritzt. Dadurch wird die Eierschale mürber und brüchiger, und die Jungen arbeiten sich besser durch. In der Freiheit besorgen dies Regen und Tau, beim zahmen Aufzug muß der Mensch nachhelfen.

Wenn nach 24 Tagen die Fasanen ausgefallen sind, bleiben die Jungen noch weitere 24 Stunden ohne jegliches Futter unter der Pute, dann kommen sie sofort ins Freie. Zur Unterbringung läßt man sich Aufzugskästen, mit Dachpappe gedeckt, herstellen und gibt in jeden Kasten eine ruhige Pute und 25 junge Fasanen. Die Kästen sind so gearbeitet, daß die Pute durch den Lattenschieber wohl sehen, aber nicht herauskommen kann, die jungen Fasanen hingegen freien Ein- und Auslauf haben.

Die Kästen müssen immer auf durchlässigem Boden stehen, z. B. einer trockenen

Wiese, einem mit Gras bewachsenen, trockenen Feldwege usw. Alle Tage werden sie gerückt, damit der Kasten immer auf frischem, reinem Boden steht. Man stellt die Kästen so auf, daß einer von dem anderen mindestens 30 m entfernt ist. So viel Fläche brauchen die jungen Fasanen zu einer ausgiebigen Insektenjagd. Wenn sich in allernächster Nähe des Kastens keine Sträucher vorfinden, so errichtet man an jedem Kasten eine etwa 1 qm große Hecke aus Reisig, Gestrüpp u. dgl. In diese flüchten die Fasanen vor Raubvögeln und suchen dort auch Schutz vor den Sonnenstrahlen.

In dem Kasten bleibt die Pflegemutter immer trocken, und wenn sich die jungen Vögel bei der Insektenjagd einmal gründlich naß gemacht haben, schieben sie sich unter das Federkleid der Pute und sind sofort erwärmt und trocken. Diese Möglichkeit ist das Wichtigste des ganzen englischen Aufzugsystems. Die jungen Fasanen sollen und müssen sich an jedes Wetter gewöhnen und gehen auch bei Regen, Tau, Sturm oder Sonnenschein hinaus, sich ihre zur Verdauung so nötige Insektenkost selbst zu suchen. Die Pflegemutter kann das nicht, sie bleibt trocken im Kasten zurück. Fühlt sich der junge Fasan nun etwas unbehaglich, so schlüpft er auf ein paar Minuten in das mollige Federkleid der Pute, und sobald er gut ausgewärmt ist, geht es wieder in den Regen hinaus. Es wird also dem jungen Vogel die gesündeste und natürlichste Erziehung zuteil. Er scheut sich vor keinem Wetter, hat aber in den ersten vier Wochen seines Lebens immer einen Ort, wo er sich sofort gründlich erwärmen und behaglich fühlen kann. Schwächlinge gehen hierbei den Weg alles Fleisches; was aber am Leben bleibt, sind kräftige und wetterfeste Fasanen.

Nach 4 bis 5 Wochen nimmt man auch die Pute aus dem Kasten und hütet dann die Fasanen samt der Pflegemutter. Sind die jungen Vögel aber 6 bis 7 Wochen alt geworden, so schlafen sie auch nicht mehr in dem Kasten, sondern baumen mit der Pute auf. Jetzt hat der Aufzugskasten seine Schuldigkeit getan und wird für die nächste Saison aufgehoben.

Das Futter für die jungen Fasanen besteht in den ersten zwei Tagen aus hart gekochtem und fein gewiegtem Eiweiß und Schafgarbe und wird vom ersten Tage an nur viermal gereicht. Man streut unter lautem Pfeifen das Futter derart vor dem Kasten in das Gras, daß es die Pute erreichen und die junge Nachzucht heranlocken kann. Vom dritten Tage ab erhalten die jungen Fasanen schon etwas hart gekochtes Eigelb zum Futter; diese Zugabe steigert sich in dem Maße, daß nach dem sechsten Tage schon das ganze Ei gefüttert wird. Auch eins der künstlichen bekannten Fasanenfutter wird, aufgebrüht, schon vom vierten Tage an zugemischt. Diese Zugaben steigern sich von Tag zu Tag; am Ende der zweiten Woche rechnet man auf 100 junge Fasanen für eine Mahlzeit: 4 Hühnereier, 1½ l Fleischfaser oder ähnliches Fasanenfutter und etwa 3 Eßlöffel Knochenmehl.

Den Puten reicht man täglich einmal in einem Topf aufgequellte Gerste oder Mais, wovon sie nach Bedarf fressen können.

Jeden Abend, sobald es zu dunkeln beginnt und die Fasanen sich im Kasten beruhigt haben, wird dieser mit einem Brettchen verschlossen, damit das Haarraubzeug nicht eindringen kann. Nach der dritten Woche bleiben die Kästen auch des Nachts offen stehen.

Verschiedene leistungsfähige und zuverlässige deutsche Firmen liefern seit längerer Zeit in sachgemäßer und erprobter Weise zusammengestellte Futtermittel für Fasanen (und ebenso für anderes Geflügel und Hunde), meistens in verschiedener Körnung und Zusammensetzung, feiner für Junggeflügel, gröber für ältere Vögel. Die Benutzung dieses Kraftfutters in unverdorbenem Zustande ist dringend notwendig; jeder Züchter sollte es sich stets frisch aus der Fabrik senden und zu Hause in einem luftigen, trockenen Raume aufbewahren lassen.

Schon nach Ablauf der zweiten Lebenswoche bekommen 100 junge Fasanen zu jeder Mahlzeit 1 l rohen Reis, den man, mit wenig Wasser leicht gekocht, dem Futter beimischt. Ist der Reis abgekühlt, so darf er sich nicht klebrig anfühlen, und man muß die einzelnen Körnchen mit den Fingern leicht voneinander trennen können.

Sind Kaninchen verfügbar, so kocht man täglich einige Stück, um das Wildbret, fein gewiegt, dem Fasanenfutter beizufügen. Mit der Brühe aber weiche man das künstliche Fasanenfutter ein. Es gibt für junge Fasanen kein gesünderes Beifutter als frisches Kaninchenwildbret. Diese Beigabe steigere man täglich und halte sie, wenn möglich, bis zur Vollendung der zehnten Woche bei.

Die Futtermenge richtet sich jetzt ganz nach dem Hunger der Vögel. Nach der vierten Woche fügt man dem Weichfutter etwas rohes Weizenschrot bei. Von der fünften Woche an geht man mit der Gabe von Eiern zurück, an Kraftfutter aber legt man dafür zu. Von der achten Woche an erhalten die Fasanen zu zwei Mahlzeiten nur Weizenschrot, gemischt mit ganzen Weizenkörnern, zu den zwei anderen — also abwechselnd — Weichfutter. Die Hauptmahlzeit (Weichfutter) erhalten die Fasanen dann abends 6 Uhr an ihrem Schlafplatze. Nach der zehnten Woche werden nur noch Körner geschüttet.

Für einen Aufzug von 1200 bis 1500 Fasanen genügen ein Wärter mit einem Jungen vollständig.

Will der Jagdbesitzer nur kleine Aufzüge machen, dann bedarf es sehr geringer Vorbereitungen. Für jede Bruthenne ist ein Aufzugskasten notwendig, etwas Drahtgeflecht und einige Bretterschwarten. Verfügt der Jagdbesitzer über leerstehende, gesunde und ruhige Räume, so stellt man die Aufzugskasten ohne Dach hinein. Der Nachtschieber wird eingesetzt und damit der Kasten vorn geschlossen. Nun bereitet man in diesem Kasten das Nest für die Pute. Zuerst wird eine dünne Schicht gutes, reines Haferstroh über den ganzen inneren Raum gleichmäßig ausgebreitet und festgedrückt und darauf etwas weiches, gesundes Heu getan. Wenn der Nestbau beendet ist, muß die Mitte der Nestmulde sich etwas erheben, die Ränder aber abfallen. Bei solcher Beschaffenheit des Nestes kann die Pute besser brüten, d. h. die Eier besser bedecken und wärmen. Die festgedrückte Füllung des Nestes darf nur handhoch sein, damit die Pute nicht zu hoch sitzt und über den Rand des Kastens sehen kann.

Doch nicht jedermann verfügt über einen passenden leeren Raum, den er seinen Puten als Brutraum überlassen kann. Ein kleines, stilles, vor West- und Nordwinden geschütztes Fleckchen findet sich aber in jedem Hofe, Garten oder im Walde vor. Dorthin stellt man die Kästen, einen dicht an den anderen gereiht. Um die Bruthennen vor Überschwemmung zu schützen, erhöht man die Stelle, wohin der Kasten gestellt werden soll, um einige Zentimeter. Man sticht zu diesem Zwecke einige Rasenplaggen aus und legt sie, mit dem Rasen nach oben, so übereinander, daß der Kasten etwa 15 cm höher steht. Nun stellt man ihn ohne das Dach darauf und macht das Nest fertig. Das Stroh bleibt hierbei fort, man füllt den ganzen Kastenraum nur mit gutem Heu höchstens 10 cm hoch aus. Auch hier behält man die erhöhte Mitte bei.

Da der Züchter jeden Augenblick in der Lage sein muß, unter die Pute fassen zu können, darf man das Kastendach nicht fest auf den Kasten setzen, sondern läßt vorn eine Lücke. Zu diesem Zweck steckt man in den Kasten, und zwar in die beiden vorderen Ecken, je einen Stock fest in den Boden, so daß sie noch 20 bis 30 cm über den oberen, vorderen Kastenrand hinausragen. An dem Kasten selbst werden diese Pfähle mit je einer Haspe befestigt. Nun bringt man das Dach auf den Kasten. Auf der hinteren, niederen Kastenseite liegt es direkt auf dem Kastenrand und vorn ruht es auf den überragenden beiden Pfählen. Die entstandene Lücke wird mit Sackleinwand überhängt; durch sie kann der Arm des Züchters bequem Eingang finden.

Hunde, Katzen, Ratten usw., auch fremde Menschen dürfen an die Kästen nicht heran, sonst ängstigt sich die Bruthenne und zertritt in ihrer Angst die Eier. Um diesem Übelstand zu begegnen, stellt man rund um die Kästen herum einen 2,5 m hohen Drahtzaun. Aber noch einen kleinen Schutz müssen die brütenden Hennen im Freien erhalten. Das mit Dachpappe bedeckte Dach des Kastens ist allerdings wasserdicht. Wenn es aber regnet, hagelt oder graupelt, so schlagen Regentropfen und Hagelkörner einen solchen tollen Wirbel unmittelbar über dem Kopfe der brütenden Henne auf dem Pappdach, daß sie häufig erschrickt und vom Nest aufsteht. Dagegen schützt man sie sehr gut, wenn man über dem Kasten noch ein kleines Schutzdach aus Brettern, Ästen, Stroh oder Schilf anbringt. Es braucht keineswegs wasserdicht zu sein, sondern soll den eben beschriebenen Lärm nur mildern.

Nun muß aber für die Puten noch ein kleiner Zwinger errichtet werden, in welchem sie in der Futterpause fressen und hudern können. Dazu genügt ein Drahtzwinger von 1,5 m Höhe und 5 m im Quadrat, der oben noch ein Dach aus Drahtgeflecht haben muß. In diesen Zwinger trägt man die Puten und holt sie aus ihm wieder ab, um sie aufs Nest zu setzen. Zum Transport der Puten nach dem Aufzugsplatz wird am bequemsten ein leichter Handwagen benutzt, über welchen ein Tuch gespannt ist; zum Fortbringen der jungen Vögel irgend ein Korb, der ebenfalls mit einem doppelten Tuche überspannt wird, damit die Tierchen nicht entfliehen können. Boden und Rand dieses Korbes polstert man handhoch mit weichem Heu aus und überzieht die Polsterung mit alter Sackleinwand. An kalten Tagen steckt man zwei mäßig angewärmte Ziegelsteine unter das Polster, um den jungen Fasanen für einen etwaigen weiten Transport angenehme Temperatur zu schaffen. Der Korb muß stets wagerecht gehalten werden, sonst fallen die schwachen Vögelchen in einem Winkel übereinander und die Hälfte davon erstickt. Mit diesem Transport hat es große Eile, besonders an kalten, rauhen Tagen.

Auf dem Aufzugsplatze hat man schon vorher alles geordnet. In jeden Kasten ist etwas lockeres, gesundes Heu gebreitet worden, auf welches man einige schlechte Fasaneneier gelegt hat. Wenn die Pute diese Eier sieht, setzt sie sich viel schneller hin, und die Jungen finden dann sofort ein warmes Bett in ihren Federn. Sitzt die Pute im Kasten, so setzt man schnell 25 Stück junge Fasanen vor sie auf den Boden. Schlüpfen diese gleich unter

ihre Pflegemutter, lockt diese gut, so kann man beruhigt zum anderen Kasten gehen. Aber den ganzen ersten Tag muß ein Mann fortwährend die Kästen bewachen, um etwaige Ausreißer erneut von vorn der Pflegemutter unter die Federn zu schieben. Ausdauer und Ruhe werden hier in hohem Maße vom Züchter verlangt.

Das erste Futter der in der Freiheit ausgefallenen jungen Fasanen sind Insekten. Die ausgesetzten jungen Fasanen suchen sich einen großen Teil ihrer Äsung, Insekten und frische Grasspitzen, selbst. Dieses Naturfutter wird aber an den Stellen, wo die Fasanen täglich nach Insekten suchen, bald knapp. Aus diesem Grunde müssen die Fasanen möglichst bald auf solche Plätze gebracht werden, wo noch Insekten genügend vorhanden sind. Das kann man nur durch ein Hüten der Fasanen erreichen. Die jungen Fasanen laufen weit umher, einzelne entfernen sich bis 100 m vom Aufzugskasten, und dadurch sind sie bald gründlich ortskundig. Man kann also mit dem Rücken der Kästen ruhig beginnen, denn die jungen Fasanen finden sich bald zurecht.

Zur ersten Weide wählt man einen Platz in möglichster Nähe des Aufzugsplatzes. Kulturflächen, gemähte Wiesen oder Kleestücke, kurz, recht übersichtliches Gelände eignet sich dazu. Nach der Richtung der gewählten Weide beginnt nun der Züchter die Kästen zusammenzurücken. Zu diesem Zweck trägt man zuerst die Kästen, welche den weitesten Weg zu machen haben, täglich 2 × 10 bis 15 m weit fort, später alle 2 Stunden. Weil bei dem Vorrücken die Pute in dem Kasten ohne Boden mitmarschieren muß, ist sehr vorsichtig zu verfahren, damit die Henne nicht beschädigt wird. Die jungen Fasanen sind hierbei außerhalb des Kastens und folgen den Lockrufen der Pflegemutter sofort an den neuen Platz. In etwa einer Woche, je nach Anzahl der Kästen, ist man auf dem ausgesuchten Platze angekommen, wo auch schon Huderplätze für die Fasanen angelegt und hergerichtet wurden. Einige Tage vorher, ehe die Kästen am Endziel anlangen und in einer Reihe aufgestellt werden, läßt man abwechselnd immer einige Puten heraus, damit die Fasanen sich ihre Pflegemutter auch bei hellem Tageslichte betrachten und an sie gewöhnen können. Am Abend sind sämtliche Kästen beieinander in einer Reihe aufgestellt und die Fasanen bekommen nun das erste Mal zusammen ihr Abendfutter. An diesem Tage ist sehr darauf zu achten, daß nicht etwa zu einer gut lockenden Pute sehr viele Fasanen in den Kasten schlüpfen und zu einer anderen gar keine. Am nächsten Morgen läßt man nun die gute Hälfte der Puten frei und in der Nähe mit den jungen Fasanen herumsuchen. Beim Hüten ist es eine Hauptbedingung, die jungen Fasanen nie zu treiben. Nur wenn die Pute eine andere Richtung einschlagen will, drücke man sie langsam zurück. Die Fasanen bleiben sich aber selbst überlassen, sie sollen und müssen nur dem Lockruf der Pute folgen.

Am Abend beziehen die Puten wieder die Kästen und am nächsten Morgen läßt man fast alle Puten heraus usw. Bald kann man dann langsam überall hin treiben und man braucht nur die Kästen fortzuschaffen, um häufiger das Nachtlager wechseln zu können. Nur während der heißen Mittagsstunden von 11 bis 3 Uhr lasse man die jungen Fasanen irgendwo im Schatten ruhen, dort erhalten sie auch das Mittagsfutter.

So arbeitet man Tag um Tag weiter, hütet sich aber, den jungen Vogel weite Wege machen zu lassen und zu ermüden; hat man es doch nun in der Hand, bald hier oder dort zu weiden.

In der siebenten Woche fängt der gesunde, kräftige Fasan an aufzubaumen, und damit ist der Zeitpunkt gekommen, den sich jeder Züchter sehnlichst herbeiwünscht. Man sucht sich nun einen Ort, wo tief beastete Fichten recht räumlich stehen und bis etwa 1 m vom Boden beastet sind. Da die jungen Fasanen ihre Pflegemutter gern bei sich haben, läßt man diese mit den Jungen aufbaumen. Nun kann man die Zahl der Puten bedeutend verringern und nur diejenigen behalten, welche laut und gut locken. Diese bleiben aber dann auch bis einige Tage vor der Jagd bei den Fasanen.

Jagd.

Von den verschiedenen Jagdmethoden kommt bei unserem Fasan eigentlich nur das Standtreiben in Betracht. Wohl werden einzelne Jagdbesitzer diejenigen Fasanen, welche sich nach der Ernte noch nicht in die Gehölze gezogen haben, an den Grenzen vor dem Vorstehhunde abschießen. Aber das wird meist nur bei Ausübung der Hühnerjagd geschehen und dem geübten Schützen wird es nur wenig Freude machen, die langsam aufstehenden Vögel herunterzuschießen. Man sollte lieber versuchen, jeden Fasan in die Treibjagd zu bringen und die weit abgelegenen Felder einigemal nachmittags durch Kinder nach den Holzparzellen beizudrücken. Ist man im Besitz größerer Steckgarne, so lohnt es sich, die Fasanen an den Grenzen damit wegzufangen und im Inneren des Reviers wieder auszusetzen.

Bei der Treibjagd hat das Umstellen der Triebe lautlos zu geschehen. Die einzelnen Treiben müssen aber am Morgen, vor Beginn der Jagd, zum großen Teile schon durch Leute abgestellt sein, damit die Fasanen bei dem Lärm

der Treibjagd sich nicht „zu Fuß" ungesehen empfehlen können. Auf diese Gewohnheit der Fasanen hat der Jagdleiter ganz besonders zu achten, sonst kann es ihm passieren, daß nicht 10 % der tatsächlich vorhandenen Fasanen bei der Treibjagd vorkommen. Die Treiber, welche das Umstellen besorgen, haben sich dauernd zu bewegen. Dadurch scheuchen sie mehr; ganz besonders gut wirken hierbei auch kleine, bunte Flaggen, welche man den Leuten in die Hände gibt. Sind viele Fasanen da, so erfordern Wahl, Richtung und Folge der einzelnen Treiben genaue Ortskenntnis des Jagdleiters. Der Fasan soll nämlich nicht bis vor die Füße des Schützen laufen und dort erst aufstehen, sondern 30 bis 50 m vor diesem sich erheben und die Schützenlinie hoch und in voller Fahrt passieren. Das erst bildet den eigenen Reiz, den eine gut geleitete Fasanenjagd auf jeden Jäger ausübt. Verschiedene Hähne melden ihr Kommen, laut über die Störung zeternd, an, andere wieder streichen ganz still über die Schützen. Nun soll der Hahn in diesem kurzen Augenblick von dem Jäger gesehen, angesprochen, beschossen und auch getroffen werden! Da haben alle Sinne des Schützen volle Arbeit, will er nicht die Hälfte der Hähne unbeschossen passieren lassen. Um das Aufstehen der Fasanen in gewisser Entfernung vor den Schützen zu erreichen, stellte man früher, mit der Schützenlinie gleichlaufend, kleine Zäune auf. Man erzielt aber das erwünschte richtige Anstreichen am besten dadurch, daß die Schützen immer 30 bis 50 m vor einer Dickung oder einem dichteren Unterholze angestellt werden. In dieses Dickicht flüchten die Fasanen bereits beim Beginn des Treibens, laufen dann beim Herannahen der Treiber einzeln heraus, um in der Richtung der Schützen abzustreichen. Dadurch erzielt man außerdem noch ein einzelnes Aufstehen der Fasanen und mit diesem ein besseres Ausnutzen des vorhandenen Fasanenstandes, indem den Schützen nicht ganze Ketten Fasanen auf einmal anstreichen, sondern nur einzelne Vögel. Auch die Reihenfolge der einzelnen Treiben ist von Bedeutung für das Gelingen der Treibjagd. Es sollen die nicht geschossenen Fasanen nämlich immer wieder in das nächste Treiben streichen und dort erneut vor die Schützen gebracht werden.

Bei jeder Treibjagd müssen gute Verlorenapporteure zur Stelle sein. Der geflügelte Fasan benützt seine Ständer ganz außerordentlich, und wird nicht bald ein guter Hund nachgeschickt, so ist der kranke Vogel verloren. Dann drücken sich auch weich geschossene Fasanen auf die schlaueste Art. Reisighaufen, Gruben, Schilflöcher, ja selbst Kaninchenbaue werden angenommen. Ohne gute Hunde gehen viele Fasanen verloren, da bei der Fasanentreibjagd erfahrungsgemäß 10 % der getroffenen Vögel nicht sofort von den Treibern aufgehoben werden können, weil sie sich irgendwo gedrückt haben und dort verenden.

Um die geschossenen Fasanen gut zu verwerten, müssen sie richtig behandelt werden. Nach Beendigung jedes Triebes werden zu diesem Zwecke je 2 Fasanen so zusammengebunden, daß man einen Faden den beiden Vögeln quer durch Unter- und Oberkiefer zieht und zusammenknotet. Dann hängt man sie an einer Stange auf den Wildwagen und sorgt dafür, daß immer zwischen den einzelnen Körpern ein kleiner Spielraum ist, um der kühlen Luft freien Durchzug zu gestatten. In derselben Weise hängt man die erlegten Fasanen abends in der Wildkammer auf, in welcher man für einen kräftigen Luftdurchzug Sorge tragen muß.

Literatur: W. Gottschalk, Der Jagdfasan; V. Hlawensky, Die zahme Fasanerie, 2. Aufl.

Fasanenbeller, kleine, flotte Stöberhunde, die den Fasan aufstöbern und, wenn er baumt, was er gern tut, verbellen, so daß ihn der herbeikommende Jäger mühelos herabschießen kann.

Fasanenente s. *Enten I, 5.*

Fasanenfang s. *Jagdnetze.*

Fasanengarten s. *Fasan*, Aufzug.

Fasanenjäger, Jäger, die sich ausschließlich mit dem Aufzug und der Pflege dieser Vögel in Fasanerien beschäftigen.

Fasanenmeister, der eine Fasanerie leitende Oberbeamte, dem die Fasanenjäger untergeben sind; meist aber gleichbedeutend mit Fasanenjäger.

Fasanenrauch, ein Mittel, verstrichene Fasanen angeblich zur Fasanerie zurückzulocken. Man machte durch Anzünden eines Feuers unter nassem und morschem Holz einen gewaltigen Rauch und warf gewisse Geheimmittel, als Mastix und andere duftende Stoffe, hinein, in der Meinung, der feine Geruch zöge die Fasanen an. Sind diese gelegentlich wirklich herangestrichen, so mag wohl mehr die Neugierde oder vielleicht die angenehme Wärme sie dazu bewogen haben als die duftenden Ingredienzien. Jetzt ist man längst von diesem Aberglauben zurückgekommen.

Fasanerie s. *Fasan*, Aufzug.

Fasanvögel (Phasianidae), Familie aus der Ordnung der Hühner oder Scharrvögel. Besonders kenntlich an dem langen, stufigen Spiel. Zehen und Lauf, sowie die hornigen Klappen über den Nasenlöchern unbefiedert, um die Augen ein nacktes Feld. Hahn mit Sporn. Hähne und Hennen sehr verschieden

gefärbt, erstere meist bunt und glänzend. Man kennt fast 30 Gattungen mit etwa 100 Arten. Für uns kommt nur eine Gattung in Betracht (s. *Fasan*).

faß!, der übliche Zuruf an Jagdhunde, wenn sie einen Gegenstand anpacken oder aufnehmen sollen.

Feder. 1) Die Rippenstücke des Wildes (Wand). 2) Die langen Nacken- und Rückenborsten des Schwarzwildes (Federn). 3) Die Dornfortsätze des Rückgrats beim hohen, edlen Haarwild (daher federn oder *krellen*, *Federrücken*). 4) Die Haarfranse an der Hinterseite der Läufe langhaariger Hunde. 5) Abkürzung für Saufeder (*Fangeisen*).

Federhaken, 1) eine in einem hakenförmigen Eisen befindliche Schraube, durch deren Anziehen die Schloßfedern eines Gewehrs so zusammengedrückt werden, daß sie herausgenommen werden können. 2) Die Vorrichtung zum Spannen der Federn beim deutschen Schwanenhals oder sehr starken Tellereisen.

Federhaspel s. *Haspel*.

Federlappen, lange, schwache Schnüre, an welchen in Abständen von etwa 30 cm allerlei hell- und dunkelfarbige Schwungfedern eingebunden sind; sie werden bei der Jagd auf Stellstäbe gehängt und schrecken durch ihr eigentümliches Aussehen und ihr Schwanken im Luftzug das Wild so, daß es vor ihnen zurückprellt. Für Hasen werden sie 25 cm hoch über dem Boden angebracht, für Rotwild und Wölfe bis 1,5 m. Sauen respektieren sie nicht, wenn sie gedrängt werden (s. a. *Jagdlappen*).

Federlein, seltene Bezeichnung der Blume (des Schwanzes) des Hasen und Kaninchens.

federn, ein Flugwild so leicht treffen, daß ihm nur Federn abgeschossen werden, es also nur gering oder gar nicht verwunden; s. ferner *krellen*, *mausern* (sich f.) und *Borsten*.

Federrücken, der vordere Teil des Rückgrats beim hohen, edlen Haarwild, der hinter den Blättern liegt und zum Kochwildbret gehört.

Federschleife, der äußerste, breite Teil der Feder beim deutschen Schwanenhals und den Tellereisen, in dessen Ausschnitt die beiden Bügel liegen, welche infolge der Kraft der Feder durch die Federschleife hochgeschnellt und fest zusammengedrückt werden. Im gespannten und gesicherten Zustande der Feder greift der rechtwinklig gebogene Sicherheitshaken über die Federschleife. Die Bezeichnung kommt daher, weil die Feder vor den Bügeln der Länge nach halbiert ist und die beiden Hälften der Feder um die Bügel als Schleife gebogen und am Ende zusammengeschweißt sind.

Federschuß s. *krellen*.

Federschütz, in früherer Zeit der Jäger, welcher sich nur mit der niederen Jagd, besonders mit der auf Federwild, abgab. Ihm gegenüber standen der hirschgerechte deutsche Jäger, der Parforcejäger und Falkenier, welche mit einer gewissen Geringschätzung, wie auf einen nicht ebenbürtigen Kameraden, auf ihn herabsahen.

Federspiel, die beiden, am ausgestopften Rumpf einer Taube haftenden Flügel, welche die Falkeniere an einer Schnur in die Luft warfen, um damit einen verstrichenen Falken zurückzulocken. Es ward an einer meist roten, starken Schnur auf der rechten Seite getragen. In übertragenem Sinne wurde auch die Beizjagd im Gegensatze zum Weidwerk schlechtweg F. genannt.

Federwild (Flugwild), alle zur Jagd gehörigen eßbaren Vögel. F. darf nach § 4 der preußischen Jagdordnung in Eigenjagdbezirken, welche aus dauernd und vollständig gegen den Einlauf von Wild eingefriedigten Grundflächen gebildet sind, ohne einen land- oder forstwirtschaftlich benutzbaren Flächenraum von wenigstens 75 ha im Zusammenhang einzunehmen, nur mit Genehmigung der Jagdpolizeibehörde gejagt werden.

Literatur: E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde.

fegen, den Bast (vertrocknete Haut) von den reifen, verecken Stangen des Geweihes oder Gehörns an Stangenhölzern bzw. Gesträuch abreiben. Je stärker der Geweih-(Gehörn-)träger ist, desto stärkere Objekte wird er sich zum F. und Schlagen auswählen; man kann also mitunter an einer Fegestelle und ihrer Höhe (Himmelsspur) die ungefähre Stärke des Hirsches ansprechen.

fehlen, vorbeischießen; s. *schießen*.

Fehlhatz, Hatz ohne Erfolg.

Fehljagen, ein bestätigtes oder eingestelltes Jagen oder eine Parforcejagd, die die gewünschten Erfolge nicht gehabt haben.

Feiertage s. *Sonntagsheiligung*.

Feigenblatt (Feuchtblatt), das weibliche Glied beim edlen, hohen Haarwild; der Haarpinsel an dem der Ricken heißt Schürze (Wasserzeichen).

Feigwurz, Scharbockskraut (Ranunculus ficaria); ein Hahnenfußgewächs, das im Schatten von Laubholz eine sehr verbreitete, frühzeitige Frühlingspflanze in Wäldern und großen Parks ist. Am Wurzelstock und in den Blattwinkeln findet zum Zweck der vegetativen Fortpflanzung eine reichliche Knollenbildung statt. Fasanen und Waldhühner äsen gern diese stärkemehlreichen Knollen. Sie gehen ihnen auch im Spätsommer und Herbst nach. Die Pflanze empfiehlt sich deshalb sehr für Fasanerien, wo sie durch die Knöllchen angesät werden kann.

Feist, das auf dem Wildbret liegende Fett alles edlen, zur hohen Jagd zählenden Haarwildes, mit Ausnahme der Sauen, welche „Weißes" haben. Das im Inneren liegende Fett heißt Inselt (Inschlicht). Dieses Wild ist f., nicht fett.

Feisthirsch s. *Feistzeit.*

Feistjagen s. *Feistzeit.*

Feistzeit (Feiste), früher auch Fettung, bei dem Rotwilde die Periode, während welcher die Hirsche am feistesten sind, d. i. zwischen dem Fegen und der Brunft. Kahlwild ist im Spätherbst am feistesten. Feistjagen sind Treibjagden auf Feisthirsche.

Felchen s. *Lachse IV.*

Feld, 1) der Vorstehhund steht im ersten, zweiten usw. F., wenn er seit einem, zwei usw. Jahren im F. geführt ist; er nimmt viel oder wenig F., wenn er eine weite oder kurze Suche hat. 2) Bei gezogenen Feuerwaffen der zwischen je zwei Zügen stehengebliebene Teil der Rohrwandung, auch Balken genannt.

Feldarbeit, die Arbeit des Vorstehhundes im offenen Gelände, insbesondere bei der Hühnerjagd; Gegensatz von Wald- und Wasserarbeit.

Felddressur, die Dressur (Abführung) des Hundes im Felde, welche der Stubendressur folgt (s. *Dressur*).

Feldeggsfalke s. *Edelfalken 1, 3.*

Feldgans s. *Gänse I.*

Feldgeflügel, das auf dem Feld lebende Federwild im Gegensatz zum Wasser- oder Waldgeflügel.

Feldhase, ein Hase, der auf dem Feld gesetzt ist und infolgedessen auch stets daselbst verbleibt. Sein Gegenstück ist der meist viel stärkere Waldhase.

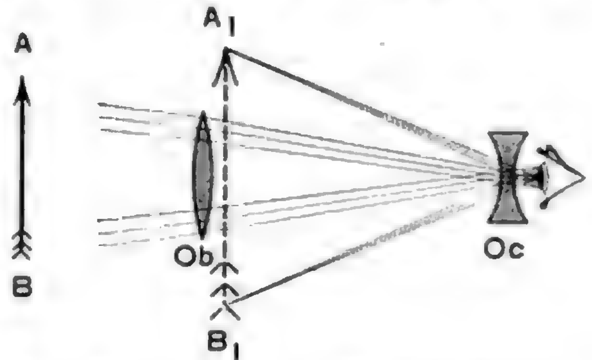
Feldhuhn s. *Rebhuhn.*

Feldjäger, frühere Bezeichnung derjenigen, welche sich hauptsächlich mit der Feldjagd abgaben.

Feldmarksgenossenschaft, nach der hannoverschen Jagdordnung vom 11. März 1859 die Gesamtheit der zu einer Feldmark gehörenden Grundeigentümer. Sie hat über die Verwaltung der Feldmarksjagd zu beschließen.

Feldstecher. Als Feldstecher bezeichnet man ein optisches Instrument, mit dem man entfernte Gegenstände dem Auge näher gebracht oder gerückt sieht. Von einem für den Jagdgebrauch bestimmten Feldstecher verlangt man ein genaues Erkennen und die Möglichkeit des sicheren Ansprechens des Wildes. Dieser Bedingung würde also unter Anwendung möglichst hoher Vergrößerungen am ehesten entsprochen werden. Der beliebigen Steigerung der Vergrößerung sind aber bei allen für den Jagdbetrieb in Frage kommenden Feldstecher-Arten dadurch Grenzen gezogen, daß mit der zunehmenden Vergrößerung einerseits der Umfang und das Gewicht der Gläser bedeutend wächst und anderseits die Lichtstärke — eine für den Jagdgebrauch ganz besonders wichtige Eigenschaft — bei den meisten Gläsern merklich abnimmt. Man kann also in der Praxis über gewisse Vergrößerungen nicht hinausgehen, wenn man nicht andere beträchtliche Nachteile mit in Kauf nehmen will. Bis zu welchen Grenzen man in bezug auf die Vergrößerung im allgemeinen gehen kann, wird bei Besprechung der verschiedenen Feldstecher-Typen auseinandergesetzt werden. Für den Jagdgebrauch kommen 3 verschiedene Feldstecher-Arten in Frage, das galileische Glas, das Prismen-Glas und das terrestrische Fernrohr.

Das galileische oder holländische Fernrohr (Abb. 1 und 2) ist das für die Jagd gebräuchlichste. Es hat den anderen Arten gegenüber den Vorzug größter Ein-



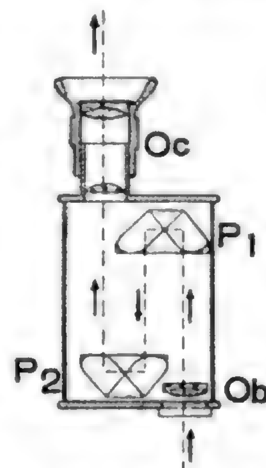
1. Strahlengang in einem galileischen (holländischen) Fernrohr.

fachheit, der Billigkeit und des geringen Gewichtes bei höchster Lichtstärke, steht aber bei gleicher Vergrößerung in bezug auf Sehfeldgröße hinter den Prismen-Gläsern zurück. Abb. 1 zeigt den Strahlengang in einem galileischen Fernrohr und Abb. 2 einen Schnitt durch ein solches, d. h. durch den einen Teil des üblichen Doppelfeldstechers. Das galileische Fernrohr besteht im Prinzip aus einer Konvex-Linse (Sammellinse = Ob) als Objektiv und einer Konkav-Linse (Zerstreuungs-Linse = Oc) als Okular. Die letztere ist so angeordnet, daß sie das kleine umgekehrte Bild des beobachteten Gegenstandes A B, welches das Objektiv entwerfen würde, durch ein sogenanntes virtuelles aufrechtes und vergrößertes Bild A_1 B_1 ersetzt. Das Bild, welches das Objektiv hinter der Okularlinse entwerfen würde, kommt also gar nicht zustande, denn die nach dem Auge zu konvergierenden (sammelnden) Strahlen treffen bereits vor ihrer Vereinigung die als Okular dienende konkave Linse, welche sie

derartig divergierend (zerstreuend) macht, daß sie von dem aufrechten Bild A_1 B_1 herzukommen scheinen. Beide Linsen sind ungefähr um die Differenz ihrer beiden Brennweiten voneinander entfernt. Als Objektiv dient, wie in Abb. 2 angedeutet, eine achromatische, aus zwei Teilen bestehende Linse, als Okular hingegen eine einfache konkave Linse. Vergrößerungen über + 8 empfehlen sich bei diesen Gläsern nicht, weil mit weiter gesteigerter Vergrößerung das Sehfeld bis zur praktischen Unbrauchbarkeit zusammenschrumpft. Es beträgt z. B. bei guten Gläsern mit einer Vergrößerung von + 4 = 8 bis 10 % (also 8 bis 10 m auf 100 m), bei + 6 = 6 bis 7 % und bei + 8 nur noch $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ %. Die bei galileischen Gläsern erreichbare Lichtstärke ist eine so bedeutende, wie sie durch kein anderes teleskopisches System erzielt werden kann, wenigstens nicht bei Einhaltung handlicher Formen. Sie erreicht bei guten Gläsern mit etwa 4maliger Vergrößerung, in Zahlen ausgedrückt, etwa 100, mit 6maliger Vergrößerung etwa 45 bis 55 und mit 8maliger Vergrößerung etwa 45 bis 50. (Über die rechnerische Bestimmung der Lichtstärke siehe weiter unten.)

2. Schnitt durch ein galileisches Fernrohr.

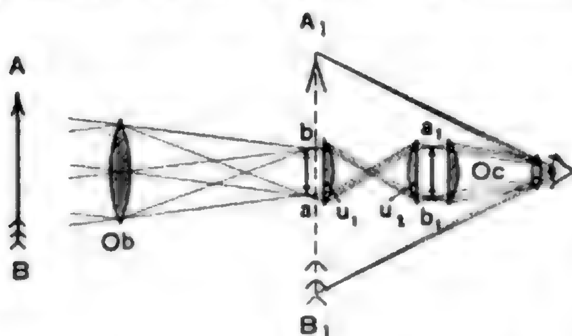
Das Prismenglas unterscheidet sich wesentlich von dem vorbesprochenen galileischen Glas. Es besteht aus einer Sammellinse, dem Objektiv (Ob), den beiden Porroschen Prismen P_1 und P_2 mit 4 spiegelnden (reflektierenden) Flächen und dem aus zwei Linsen zusammengesetzten Okular (Oc). Abb. 3 zeigt einen Schnitt durch ein solches Prismenglas mit einskizziertem Strahlenweg. Die in das Objektiv eintretenden Lichtstrahlen treffen auf ihrem Wege zum Okular in der Richtung der eingezeichneten Pfeile zunächst auf das obere der beiden gleichschenklig-rechtwinkligen Glasprismen P_1, erfahren hier an den beiden spiegelnden Flächen je eine rechtwinklige Ablenkung von ihrer ursprünglichen Richtung und gelangen nun zum zweiten unteren Prisma P_2, dessen spiegelnde oder brechende Flächen rechtwinklig zu denen des oberen Prismas stehen. Im Prisma P_2 wiederholt sich genau derselbe Vorgang wie in P_1 und die Lichtstrahlen erreichen, seitlich am oberen Prisma P_1 vorbei, das Okular. Mit diesem betrachtet man das vom Objektiv nahe der unteren der beiden Okular-Linsen entworfene Bild des Gegenstandes. Durch die Anordnung der Porroschen Prismen wird nicht nur eine Wiederaufrichtung oder Umkehrung des vor dem Okular entstehenden kleinen Bildes bewirkt, sondern es wird auch durch die Prismen die Länge des Fernrohres wesentlich verkürzt, und ein solches Prismen-Fernrohr ist in der optischen Leistung ungefähr gleichwertig einem aus denselben Linsen konstruierten (dann allerdings noch umgekehrt zeigenden) von etwa 3facher Länge. Die Vergrößerung der Prismen-Gläser läßt sich beträchtlich weiter steigern als diejenige der galileischen Gläser, ohne daß sie dadurch an Brauchbarkeit, wenigstens für allgemeine Zwecke, einbüßen, denn die Sehfeldgröße reicht bei Prismen-Gläsern selbst dann noch aus, wenn sie eine Vergrößerung von + 12, ja sogar von + 18 besitzen. Hingegen nimmt die Größe und das Gewicht eines Prismenglases ganz beträchtlich zu, wenn das Glas der jeweiligen Vergrößerung entsprechend gleichzeitig auch die für den Jagdgebrauch erforderliche Lichtstärke besitzen soll. Diese müßte bei einem solchen Glase (in Zahlen ausgedrückt) immerhin etwa 30 bis 36 sein. Die Lichtstärke von 30 bis 36 bedingt aber bei einem Prismenglas mit 6facher Vergrößerung schon eine Objektiv-Öffnung von etwa 33 bis 36 mm, bei 8maliger Vergrößerung sogar von 45 bis 48 mm. Man kommt dabei also zu Dimensionen von Gläsern, die man dann nicht mehr als handlich bezeichnen kann. Deshalb bedient man sich auch sowohl bei den galileischen als auch bei den Prismengläsern für den allgemeinen Jagdgebrauch meist der 6maligen Vergrößerung, mit der man unter unseren heimischen jagdlichen Verhältnissen erfahrungsgemäß auch auskommt. Für gewisse Zwecke, so z. B. für den Gebrauch im Hochgebirge, in den Tropen u. dgl., wird man ohne weiteres auch mit Vorteil zu stärker vergrößernden Prismengläsern übergehen können, weil es in diesen Fällen meist auf die höchst erreichbare Lichtstärke weniger ankommt. Die Größe des Gesichtsfeldes verhält sich bei den verschiedenen Vergrößerungen der Prismen-Gläser etwa wie folgt: bei + 6 = 12 bis 15 % (12 bis 15 m auf 100 m), bei + 8 = ca. 10 %, bei + 10 = 8,5 %, bei + 12 = 7,5 %, bei + 15 = 6 %, bei + 18 = 5 %.



3. Schnitt durch einen Prismen-Feldstecher und Strahlengang in ihm.

Die sogenannten terrestrischen Fernrohre sind die für Jagdzwecke am wenigsten gebräuchlichen und finden vor-

wiegend nur noch im Hochgebirge Verwendung. Bei diesen meist monokularen, mit 2 bis 3 Auszügen versehenen Fernrohren findet, wie Abb. 4 zeigt, die Bildumkehrung ähnlich wie beim Zielfernrohr durch Linsen statt. Ob ist das Objektiv (Sammellinse). Dieses entwirft bei a b ein kleines umgekehrtes Bild des Gegenstandes; u_1 und u_2 sind zwei plankonvexe Linsen, welche das Umkehrsystem bilden und bei a_1 b_1 ein wieder aufgerichtetes Bild des Gegenstandes entwerfen.



4. Strahlengang in einem terrestrischen Fernrohr.

Dieses Bildchen wird dann durch das gleichfalls aus 2 konvexen Linsen bestehende Okular Oc vergrößert betrachtet. Alle 4 Linsen des Umkehrsystems und des Okulares sind gewöhnlich im letzten, dem Auge zugekehrten Rohrauszug des Fernrohres untergebracht. In der Regel besitzen die für die Jagdpraxis bestimmten terrestrischen Fernrohre Vergrößerungen von + 15 bis + 20. Nachteilig bei diesen Fernrohren ist die geringe Lichtstärke. Die Länge der ausgezogenen Fernrohre schwankt bei Vergrößerungen von + 15 bis + 20 zwischen 45 bis 75 cm bei einem Gewicht von etwa 225 bis 400 g. Im zusammengeschobenen Zustand beträgt die Länge etwa 20 bis 25 cm. Eine sichere Beobachtung mit diesen Fernrohren ist nur möglich, wenn man Gelegenheit hat, das Fernrohr aufzulegen oder mit dem Fernrohr an einem Baum, Felsen oder dergl. anzustreichen.

Bestimmung der Lichtstärke. Zur schematischen Ermittelung der Lichtstärke oder Helligkeit eines Fernrohres, gleichviel welcher Art, bedient man sich folgender Formel:

$$\left(\frac{\text{Objektiv-Durchmesser}}{\text{Vergrößerung}}\right)^2.$$

Die Lichtstärke würde also z. B. bei einem Prismen-Fernrohr, dessen Objektiv eine freie Öffnung von 30 mm und eine Vergrößerung von + 5 besitzt, durch die Zahl 36 auszudrücken sein. Nehmen wir hingegen ein viel gebräuchliches galileisches Jagdglas mit + 6maliger Vergrößerung, dessen Objektiv eine freie Öffnung von 45 mm besitzt, so berechnet sich daraus nach der vorgenannten Formel $\left(\frac{45}{6}\right)^2 = 7{,}5^2 = 56{,}25.$

Feldtaube, wilde, s. *Tauben I, 3.*

Felsenrabe s. *Rabenvögel I.*

Felsenstrandläufer s. *Strandläufer 4.*

Felsentaube s. *Tauben I, 3.*

ferm (firm), vollendet oder vollkommen mit bezug auf die Arbeit des Hundes; auch spricht man in demselben Sinne von einem f. Jäger.

Fernrohr s. *Feldstecher* und *Zielfernrohr.*

Fesseln, die an die Fänge der Jagdfalken geschleiften Riemchen, an denen die Beizvögel auf der Faust festgehalten wurden. Auch die F., mit welchen der Uhu auf der Jule angeschleift ist, heißen so (s. a. *Hornfessel*).

Festinjagen s. *Rotwild,* Jagd.

festliegen, von Hühnern und Hasen, wenn sie den Hund gut aushalten.

festmachen, ein Stück Schwarzwild, wenn es die Hatzhunde festhalten. Den Marder, Iltis usw. f., ihn — meist auf dem Spurschnee — einkreisen, bis man die Stelle gefunden hat, wo er steckt.

Festungen. Für die Jagd in F. gelten in den meisten Ländern besondere Bestimmungen. In Preußen ist in den Festungswerken die Militärverwaltung befugt, die Jagd durch besondere dazu ermächtigte Personen ausüben zu lassen. Außerhalb der Festungswerke werden von der Militärverwaltung Umkreise gebildet, innerhalb deren die Jagd mit Feuergewehren nicht ausgeübt werden darf; wer innerhalb dieser Umkreise jagt, muß einen Jagdschein haben, der von der Festungsbehörde mit einem Einsichtsvermerk versehen ist. In Elsaß-Lothringen gilt das Jagdgesetz vom 7. Februar 1881 nicht für F.; wer in ihnen die Jagd ausüben darf, bestimmt die Militärbehörde. Auf den von den Festungswerken umschlossenen Grundstücken, sowie in einem Umkreis bis zu 225 m von den Werken ist die Anwendung von Feuergewehren bei Ausübung der Jagd und bei Verscheuchung des Wildes bei Strafe verboten.

Fett hat von dem eßbaren Haarwild nur der Hase, ferner alles Raubzeug und Federwild ohne Ausnahme; das übrige Haarwild hat Feist, bzw. (im Inneren) Unschlitt, Inselt; das Schwarzwild Weißes.

Fettdrüse, Bürzeldrüse, eine auf dem Steiß der Vögel befindliche Drüse, die besonders den Wasservögeln dient, um mit dem auf Druck hervorquellenden, am Schnabel haftenden Fette das Gefieder einzureiben, das hierdurch wasserdicht wird.

Fettloch s. *Stinkloch.*

Feuchtblase, die Harnblase der Hirscharten.

Feuchtblatt s. *Feigenblatt.*

feuchten (nässen), das Wasser lassen, urinieren, von allem Wilde und dem Hunde.

Feuchtglied, das männliche — auch wohl weibliche — Glied des edlen Haarwildes der hohen Jagd und des Hundes.

Feuermäntel, 10 bis 20 m breite, in den Sommermonaten von brennbaren Stoffen freizuhaltende Laubholzstreifen am Rande größerer Nadelholzbestände, welche zur leichteren Bekämpfung ausgebrochener Waldbrände angepflanzt werden.

Feuerscheu (Schußscheu), eine Nervenschwäche, die den Schützen zwingt, beim Schuß die Augen zu schließen und zu *mucken.* Sie entspringt meistens der Furcht vor Knall, Feuerstrahl und Rückstoß, kann aber auch in erlebten Unglücksfällen (Laufsprengungen usw.) ihre Ursache haben. Dasselbe gilt sinngemäß für Pferde und Hunde.

Fichte s. *Nadelhölzer.*

Field-trial (spr. fihld-traiel), englische Bezeichnung für Feldjagd-Preissuchen.

fiepen, der ängstliche Ton der Ricken und Schmalrehe, welche vom Bock getrieben werden, bzw. ihn anlocken, ferner der Ton, mit dem die Kitze nach der Mutter verlangen, endlich der nachgeahmte Lockton des Jägers auf dem Rehblatter (s. *Rehwild,* Jagd).

Filzpfropfen bilden die Abdichtung zwischen Pulver und Schrot. In der Hauptsache unterscheidet man gefettete und ungefettete, beklebte und unbeklebte F. Wenn gefettete F. verwendet werden, muß unter bzw. über den Pfropfen ein Teer- oder Papierblättchen gelegt werden, um Einwirkungen des Fetts auf Pulver bzw. Schrot zu verhüten. Am besten sind daher die doppelseitig beklebten F., die auf der dem Pulver zugekehrten Seite mit Wachsleinwand, auf der dem Schrot zugekehrten aber mit Papier beklebt sind (vgl. *Ladeweise*).

Finder s. *Saubeller.*

Finkenhabicht s. *Habichte II, 1.*

finsteres Zeug s. *dunkles Zeug.*

Fischadler (Pandion Sav.), Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Mittelgroß; Schnabel stark im Halbkreis gebogen mit sehr langem Haken. Lauf stark, nur 2 cm von oben her befiedert, sonst nackt und mit groben, nach aufwärts gerichteten Schuppen besetzt; Unterschenkel ohne Hosen. Außenzehe Wendezehe und länger als Innenzehe. Wachshaut, Lauf und Zehen graublau; Krallen stark gekrümmt. Fraß: Fische.

F i s c h a d l e r (Pandion haliaëtus L.; Flußadler).

Beschreibung.

Länge 65 bis 70, Flügel vom Bug bis zur Spitze etwa 50, Stoß 24, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,2, Lauf 5, Mittelzehe 5,3, ihre Kralle 2,8, Außenzehe 4,5, ihre Kralle 2,9, Innenzehe 3, ihre Kralle 3, Hinterzehe 2,5, ihre Kralle 3 cm. Weibchen stärker als Männchen; beide haben ein straffes, fettiges Gefieder. Die Dunenjungen kennzeichnen sich durch den Mangel der Bindehaut und den auffallend langen Schnabelhaken. Beim alten Vogel zieht sich von der Schnabelwurzel an den Augen vorüber nach dem Hinterhals ein schwarzbrauner Streifen, über den Augen und auf dem Scheitel schwarz und weiß gestrichelte Federn, die starren, wie ein Kamm aufgerichteten Nackenfedern weiß mit schwarzen Spitzen. Rücken und Oberflügel schwarzbraun, so auch die Handschwingen, die auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung weiß und braun gefleckt sind. Obere Stoßdecken und Stoß braun, letzterer mit 6 bis 7 dunklen Binden. Die ganze Vorderseite weiß, nur auf der Brust einige dunkle Flecke bei jüngeren Vögeln. Iris lebhaft hochgelb mit rötlichem Rand, Krallen und Schnabel tiefschwarz; Nasenlöcher länglich, quer, nach oben erweitert. Am jungen Vogel ist das dunkelbraune Gefieder des alten fahlbraun mit hellen Säumen, die Vorderseite trübweiß mit häufigerer Fleckung, wie auch der Nacken scheckiger ist. Am auffälligsten treten am F. die blaugraue Farbe der Wachshaut und Fänge wie der Mangel der Hosen, welcher offenbar mit seinem Fischereigewerbe zusammenhängt, hervor. Die Flügel überragen den kurzen Stoß. Die dunkle Färbung verliert sich nicht nur unter dem Einfluß der vom Wasser heiß abprallenden Sonnenstrahlen, sondern auch durch das fortwährende Tauchen beim Fischfang, und der F. erhält dadurch ein sehr unscheinbares, verbrauchtes Äußere. Die Außenzehe ist sehr gelenkig, hat an der Innenseite des vordersten Ballens eine scharfe, dornartige Erhöhung und steht meist nach hinten gekehrt infolge ihrer Bestimmung, mit der Hinterzehe gleichzeitig den Fisch zu fassen, so daß der Adler zwei Zehen vorn und zwei hinten in den Fisch einschlägt, den er stets längs trägt, mit dem Kopf nach vorn. Beim Blocken während der Verdauung ist der F. an den aufgesträubten Nackenfedern schon von weitem zu erkennen. Im Streichen erkennt man ihn an dem langen Fittich und dessen stark hervortretendem Bug, an dem kurzen, etwas abwärts getragenen Stoß und sehr gehobenem Flügelschlage. Er ist ein sehr gewandter Flieger und führt die wunderbarsten Spiele in der Luft aus; er überschlägt sich beim Herabstoßen mitunter derart, daß sein Rücken fast das Wasser erreicht. Seine Stimme ist ein nicht unangenehmes „Kai kaika" in der Angst ähnlich wie „Kig kig". Der Vogel bietet eine gefällige, das Wasser ungemein belebende Erscheinung.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der F. fischt mit derselben Behaglichkeit an den Gestaden Norwegens, auf den Binnengewässern Deutschlands wie auf den südafrikanischen und amerikanischen Gewässern; seine Verbreitung ist eben unbegrenzt, und sein Aufenthalt dauert so lange, wie das Wasser Fische hat und nicht zufriert. Wo sich letzteres ereignet, ist er Zugvogel, der im Oktober nach den Ländern des Mittelmeers, aber auch weiter bis nach Südafrika, Indien, sogar Australien zieht und im April zu seiner Horststätte zurückkehrt. Der F. nimmt infolge unablässiger Nachstellungen, namentlich seitens der Fischereiberechtigten, an Zahl sehr ab. Er brütet in Europa, Nord- und Mittelasien.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Horst steht niemals an der offenen See, sondern stets an tief ins Land schneidenden Buchten, noch lieber an Binnenseen; die erstere meidet er wohl wegen der Verfolgungen des Seeadlers. Stets steht der Horst im Wipfel eines starken, hohen Baums, und fast immer sind die Äste mit eingebaut, welche durch das unablässige Geschmeiß bald verdorren; von dieser Warte überschaut der F. sein Reich und nimmt jede nahende Gefahr wahr, vor der er alsbald abstreicht. Die großen, schwer zu ersteigenden Horste sind unten aus stärkeren, meist morschen Ästen ohne Zweige erbaut und mit Moos gedichtet, auch Fischgräten finden dabei Verwendung. Die Horstmulde ist mit weichem Material als Unterlage für die meist zwei, gelegentlich drei, sehr selten vier gestreckten Eier ausgelegt, welche auf grünlichem Grunde mit braunen oder rotbraunen Flecken dicht bedeckt, oft am oberen Ende gekränzt, 62 : 44 mm oder 60 : 45 mm groß sind und zu den schönsten Eiern gehören. Das Weibchen sitzt schon etwa eine Woche vor dem Legen des ersten Eies fest im Horst. Brutzeit Mai, etwa 4 Wochen. Der F. kröpft ausschließlich Fische, die er durch Tauchen fängt; ausnahmsweise schlägt er auch wohl eine Schlange, vielleicht wenn anhaltend stürmisches Wetter die Fluten trübt und die Fische unsichtbar macht. Mit hoch gehobenen Flügeln streicht er über dem Wasser hin, rüttelt und stößt plötzlich mit angelegten Flügeln auf seine Beute, daß das hoch aufspritzende Wasser über ihm zusammenschlägt; hat er den Fisch gefaßt, so hebt er einen Flügel nach dem anderen über das Wasser, schüttelt dies ab und streicht mit der Beute niedrig dahin, um sie sogleich auf einem Stein u. dgl. zu kröpfen, wobei er das Fleisch sehr geschickt von den Gräten ablöst; dann hält er längere Verdauungsruhe, bis ihn der Hunger zu neuen Taten treibt. Er verschlägt sich so fest in die Beute, daß er von sehr starken Fischen zuweilen in die Tiefe gezogen und ersäuft wird; so hat man in Fischrücken nach Jahren noch die Krallen vorgefunden. Mit Recht nennen ihn daher die Baschkiren „eiserne Kralle".

Jagd.

Den Jäger schädigt der F. zwar durchaus nicht, da er sich an Wild niemals vergreift, welches ihn daher auch gar nicht beachtet; doch ist er ein gefährlicher Konkurrent des Fischers und vermag eine zahme Fischerei gänzlich und schnell auszurauben. Der F. darf daher in Preußen von Fischereiberechtigten (ohne Anwendung von Schußwaffen) jederzeit getötet oder gefangen werden; im übrigen gehört er zu den jagdbaren Vögeln (Adlern), die keine Schonzeit genießen. Ganz besonders fühlbar werden seine Räubereien, wenn er Junge zu versorgen hat, die er überreichlich mit Fraß versieht; die Luft wird um solchen Horst zu dieser Zeit geradezu verpestet. Außer seiner Erlegung am Horste, die gegen alle Raubvögel das radikalste Mittel ist, kann man zu Schuß kommen, wenn man ihm auf seinen ziemlich regelmäßigen Streifzügen gedeckt auflauert, oder auch vom Kahn aus, indem man das Treiben der Fischer nachahmt und ihn so täuscht. Er fängt sich leicht in den für Seeadler gestellten Laneschen Reihereisen und Pfahleisen. Ebenso ist die mit Fischen beköderte Schwimmfalle zu seinem Fange brauchbar. — Auf den Uhu stößt er einigemal heftig, baumt aber nicht, so daß man sich mit dem Schuß beeilen muß. — In der Gefangenschaft ist er wegen des großen Bedarfs an lebenden Fischen schlecht zu halten, bei Fleischfütterung kümmert er.

Fische. Von den etwa 75 Fischarten, die das mitteleuropäische Binnenwasser beleben, haben nur gegen ⅔ volkswirtschaftliche Bedeutung. Von diesen scheiden für die hier gegebenen Zwecke alle die aus, die nur in größeren Wasserläufen — also öffentlichen Gewässern — oder sehr selten vorkommen, so daß 44 Arten aufzuführen bleiben. Sie sind unter folgenden Stichworten zu finden: *Aale, Aalraupe, Barsche, Hechte, Karpfenfische, Lachse, Neunaugen, Welse.*

fischen, der Otter, Reiher usw. f., wenn sie Fische fangen.

Fischerei. Eine der Hauptaufgaben der pfleglichen Behandlung der *Fischgewässer* sowie deren Krönung ist die sachgemäße F. Naturgemäß kann an dieser Stelle nur andeutungsweise darauf eingegangen werden; wer sich genauer unterrichten will, dem sei empfohlen: E. Walter, Die Kleinteichwirtschaft; W. Bischoffs Anleitung zur Angelfischerei; E. Walter, Die Fischerei als Nebenbetrieb des Landwirtes und

Forstmannes; v. d. Borne, Kurze Anleitung zur Fischzucht in Teichen. Dem Naturfreund steht an erster Stelle die Angelfischerei, die eine schonende Behandlung des Fischbestandes ermöglicht und etwas vom Reiz der Jagd in sich birgt. Über die zur Angelfischerei gebrauchten Geräte sei nur gesagt, daß die Rute leicht, elastisch, ohne überhängende Spitze sein muß, als Material ist wohl Bambus am geeignetsten. Zum Zwecke bequemen Transports ist die Teilung des Stockes in 2 bis 3 Teile, die mittelst Messingtüllen miteinander verbunden werden, angebracht. Zur Führung der Schnur sind in etwa 1 m Entfernung von einander am Stocke feststehende Drahtschlingen angebracht. Die Schnur wird aus geklöppelter Seide gewählt. Um sie nach Bedarf nachlassen oder anziehen zu können, befindet sich am Handende der Rute eine durch Ringe festgehaltene Rolle mit Drehling. Um die Schnur in unauffälliger Weise mit dem Haken zu verbinden, dient das Vorfach, das für Fische ohne Kieferzähne (z. B. Karpfenfische) aus Gutfaden (auch Seidendarm, Poil genannt), besteht, der glashell durchsichtig ist. Bei Raubfischen gebraucht man an seiner Stelle Gimp (besponnene Saite) oder Draht. Der Haken muß aus gehärtetem Stahl bestehen; hinsichtlich seiner Größe ist zu beachten, daß für Fische mit kleinem, weichem Maul kleinere, für Raubfische größere Angelhaken Verwendung finden. Endlich ist zur Schlepp- und Grundangelei derart für Beschwerung durch Blei usw. zu sorgen, daß bei ersterer der schwebende Köder in der Nähe des Grundes bleibt, bei letzterer diesem aufliegt. Der Senker ist daher am oberen Ende des Vorfachs zu befestigen. Bei nicht zu starker Strömung genügen hierzu mehrere aufgespaltene Hasenschrote oder Rehposten, die an das Vorfach festgeklemmt werden. Der Schwimmer hat den Zweck, den Köder in einer bestimmten Wasserhöhe zu erhalten und den erfolgten Anbiß zu zeigen. Er muß also beweglich angebracht sein und besteht meist aus einer Federpose oder Stachelschweinborste, auf die ein kleiner Kork geschoben wird. Mit einem Stäbchen wird die Schnur in der Federpose festgehalten. Zum Landen schwerer Fische ist ein Kätscher, zum Transport lebender Köderfische eine Fischkanne nötig.

Zur Grundangelei, die als Gegenstand des Fanges Aale, Aalraupen, Barsche, Barben, Kaulbarsche, Karpfen hat, ist der bequemste, wenn auch nicht reinlichste Köder der Regenwurm. Hierbei liegt der Köder dem Boden auf und wird eventuell durch langsames Heben und Senken verführerischer gemacht. Auch zur Schleppangelei, die sich vornehmlich gegen die Karpfenfische, Forellen, Äschen richtet, und bei der der Köder 10 bis 15 cm vom Boden schwebend erhalten wird, dienen der Regenwurm und die Fleischfliegenmade als beste Köder. Für größere Raubfische, wie Rapfen, Döbel, Forellen, Hechte, Barsche wird ein lebender oder toter Köderfisch, der am zwei- oder dreispitzigen Haken entsprechend angebracht ist, bessere Erfolge haben. Anders wird die Spinnangelei betrieben. Hier gilt es, die angeköderten Fische — meist werden hierzu versilberte Blechfische mit Hakensystemen verwendet — in ruhiger Bewegung durch das Wasser zu ziehen, damit die großen Raubfische zum Anbiß gereizt werden, wobei der Köder sich um seine Längsachse drehen muß. Schwimmer und Senker sind also hier überflüssig. Ganz dasselbe gilt für die Flugangelei, bei der das am feinen Haken befestigte, künstlich nachgebildete oder natürliche Insekt ganz leicht auffallend die Wasseroberfläche berühren soll und dann über diese hinweggezogen wird. Es werden mit der Flugangel vornehmlich Forellen, Saiblinge, Äschen, Ukelei (Lauben), also Fische, die Fluginsekten aufnehmen, gefangen. Eine vom Raubfischer mit Vorliebe gebrauchte Art des Fanges ist die mit der Grundschnur. Sie dient ausschließlich zum Fange von Aalen, Trüschen (Aalraupen) und sonstigen Grundfischen und besteht aus einer langen, stärkeren Schnur, die mit dem einen Ende am Ufer befestigt wird, am anderen wird ein Stein angebunden. In je 1 bis 1,5 m Entfernung gehen von der Hauptschnur dünnere, feste Hanfschnüre von etwa 30 bis 40 cm Länge aus, die am freien Ende den mit Wurm oder toten Fischchen beköderten Haken tragen. Die Schnur wird abends gelegt und vor Sonnenaufgang gehoben.

Netzfischerei. Sie ist im allgemeinen nur angebracht bei rationell bewirtschafteten Teichen und Seen, wo ein regelmäßiger Einsatz von Jungfischen stattfindet; in kleinen und mittleren Wasserläufen führt sie bei öfterer Wiederholung sehr bald zur Verödung des Gewässers. In ablaßbaren Teichen setzt man zum Fischen, nachdem das Wasser ziemlich abgelaufen ist, Netze vor den Ablauf und hebt die am Mönch zusammengekommenen Fische mit Kätschern heraus. Diese werden sodann sauber abgespült, gewogen und kommen dann in die Transportfässer. Bei nicht ablaßbaren Teichen usw. fischt man am besten mit dem einwandigen Zugnetz, wenn es sich darum handelt, möglichst aller Fische habhaft zu werden. Ist das wegen unebenen Bodens, starken Schilfwuchses oder bei den schwer abzufischenden Karpfen, Aalen nicht möglich, so kann die Reuse mit Vorteil Verwendung finden. Ferner ist das Stalnetz

zum Fange der Karpfen und Hechte sehr wertvoll. Es besteht aus zwei äußeren Spiegelnetzen und einem feinen, lockeren Ingarn; die Fische werden durch Staken aus dem Schilf usw. aufgescheucht, fahren durch das äußere Spiegelgarn und verwickeln sich im Ingarn. Endlich wird das einwandige Stellnetz, das im Wasser schwebend erhalten wird, in der Weise zum Fange benutzt, daß die Fische mit dem Kopfe hindurch stoßen und mit den Kiemen in den Maschen hängen bleiben. Natürlich richtet sich hier die Maschenweite nach der Größe des zu fangenden Fisches. Dieses Garn kann man auch in fließendem Wasser anwenden, indem man es aufstellt und dann die Fische stromaufwärts ihm zutreibt. Auch das Staknetz findet als Stellgarn Verwendung. Die bequemste Fangart ist die mit der Reuse, einem mehr oder weniger zylindrisch geformten Garn- oder Drahtkorb, dessen Öffnung sich nach innen verschmälert, wodurch den Fischen der Ausgang unmöglich wird. Sie ist je nach der Art und Lebensweise der zu fangenden Fische verschieden gebaut. Sie wird gewöhnlich mit der Öffnung stromabwärts gestellt; eine Beköderung ist unnötig. — Alle gefangenen Fische sind, sofern ihr Verkauf beabsichtigt ist, mit größter Schonung zu behandeln. Sollen sie lebend transportiert werden, so muß für Durchlüftung und Kühlung des Transportwassers Sorge getragen werden, auch ist eine zu starke Besetzung der Fässer zu vermeiden. Tote Forellen sind sofort auszunehmen, die Kiemen zu entfernen, und dann müssen die Tiere einzeln in Pergamentpapier eingeschlagen werden. Alle übrigen toten Fische müssen unter reichlicher Verwendung von grob gemahlenem Eis versandt werden, sofern die dadurch entstehenden Kosten in vernünftigem Verhältnis zum Verkaufswerte der Fische stehen. —

F. und Jagd stehen in einem gewissen Gegensatz. Manche Gattungen der jagdbaren Tiere sind der F. schädlich. Die Gesetzgebung hat es sich zur Aufgabe gemacht, dadurch einen Ausgleich herbeizuführen, daß dem Fischereiberechtigten gewisse Rechte auf die jagdbaren Tiere eingeräumt sind. In Preußen darf nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 (Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) der Fischereiberechtigte verschiedene Tiere, darunter auch namentlich Fischotter, Reiher (in Preußen sind die grauen nicht jagdbar) und Fischaare ohne Anwendung von Schußwaffen töten, fangen und behalten. In Bayern ist es nach der Verordnung vom 15. August 1908 dem Fischereiberechtigten gestattet, Fischotter, Reiher, Fischadler, Möwen und Eisvögel innerhalb seines Fischwassers und in einer Entfernung von 3 m vom Ufer des Fischwassers zu fangen oder ohne Anwendung von Schußwaffen, Gift oder Sprengstoffen zu erlegen; der Fischereiberechtigte hat die gefangenen oder getöteten jagdbaren Tiere an den Jagdberechtigten abzuliefern. Ähnliche Bestimmungen bestehen fast überall, z. B. in Württemberg nach dem Gesetz vom 27. November 1865, Art. 10, in Sachsen nach dem Fischereigesetz vom 15. Oktober 1868, § 12, in Elsaß-Lothringen nach dem Fischereigesetz vom 2. Juli 1891, § 8. Ein weiterer Schutz ist in Preußen der Fischerei dadurch gewährt, daß die Eigentümer der zur F. dienenden Seen und Teiche, die zur Bildung von Eigenjagdbezirken nicht geeignet sind, einschließlich der in ihnen liegenden Inseln, diese von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk ausschließen können. Ferner können die Eigentümer und Pächter solcher Seen und Teiche von der Jagdpolizeibehörde ermächtigt werden, jagdbare, der F. schädliche Tiere auch zur Schonzeit auf jede erlaubte Weise zu fangen. Der Jagdberechtigte kann verlangen, daß ihm die erlegten Tiere überlassen werden. In Bayern kann nach Art. 2 Ziff. 4 des Jagdgesetzes vom 30. März 1850 aus Fischteichen von mindestens 50 Tagwerken Größe ein Eigenjagdbezirk gebildet werden.

Fischermöwe s. *Möwenartige Vögel II, 1.*

Fischfeinde s. *Fischgewässer.*

Fischgewässer. Je mehr unsere Gewässer infolge des Wachstums der menschlichen Siedelungen und der Ausbreitung gewerblicher Anlagen ihre ursprüngliche Reinheit und Nahrungsfülle und damit auch an Bewohnbarkeit für die Nutzfische verlieren, ein um so höhere Zinsen tragendes Kapital sind die reinerhaltenen kleinen Wasserläufe und Teiche. Das gibt sich schon in den gewaltig gesteigerten Pachtpreisen kund, die der Angelfreund für sie anlegt. Die wirtschaftliche Behandlung der Fischgewässer darf daher weder der Forstbeamte noch der Jagdpächter vernachlässigen.

a) Fließende Gewässer. Je nach der Eigenart des Wassers und Grundes ist die Fischbevölkerung eine andere, man unterscheidet daher gewöhnlich 4 Regionen, welche Einteilung aber natürlich nur eine ideale, durchschnittliche sein kann. 1) Forellenregion; kleinere, raschfließende Gewässer mit steinigem Grund. Enthält Forellen, Elritzen, Mühlkoppen und Schmerlen. 2) Äschenregion; größere, raschfließende Gewässer mit kiesigem Grund. Äschen, Döbel, Huchen, Barbe, Regenbogenforelle, Bachsaibling. 3) Barbenregion; Flüsse und Ströme mit schneller fließendem Wasser und sandigem Grund. Barbe, Döbel, Rapfen, Zärte, Ukelei, Häsling, Gründling, Kaulbarsch. An

ruhigeren Stellen Plötze, Barsch, Hecht, Karpfen, Zander, Aalraupe, Aal. 4) Bleiregion; geringe Strömung mit weichem Grund. Brachsen, Barsch, Plötze, Hecht, Karpfen, Wels, Güster, Aland, Rotfeder, Zander, Kaulbarsch, Aalraupe, Aal. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser 4 Regionen ist selbstverständlich eine sehr verschiedene. Am höchsten ist die der Forelle zu bewerten, deren Fang als Sportbetätigung gern gut bezahlt wird; auch die gefangenen Fische sind bei sorgfältiger Behandlung leicht und gut zu verwerten. Allerdings sind die raschfließenden Quellwässer meist arm an Naturnahrung, ihre Erträge daher nicht übermäßig hoch. Die 3 anderen Regionen sind wohl nahrungsreicher, aber die in ihnen lebenden Fische werden weit geringer bewertet, so daß, ist ihr Besitzer nicht selbst Fischereifreund, die Verpachtung an gewissenhaft pflegende Sportfreunde oder Berufsfischer immer noch die beste Verwertung bildet. Hinsichtlich der Pflege der fließenden Fischgewässer ist vor allem die Beseitigung der Fischfeinde (s. u.) anzustreben, die in ihren größeren Vertretern wohl imstande sind, ein Gewässer binnen kurzem auszurauben. Unter die Fischfeinde hat man hier auch die größeren Raubfische, wie große Forellen und namentlich Hechte, zu rechnen, die mit allen Mitteln abzufangen sind. Schaffung von Laichgelegenheiten, strenge Innehaltung der gesetzlichen Schonzeiten und Mindestmaße, die gegebenenfalls nach den örtlichen und klimatischen Verhältnissen zu verlängern oder größer anzusetzen sind, tragen weiterhin zur Hebung des Fischbestandes bei. Die Befischung muß vor allem die Entfernung der größten Fische und des minderwertigen Bestandes zum Ziele haben; bei beiden steht der Wert der aufgenommenen Naturnahrung in keinem Verhältnis zum Zuwachs und Verkaufspreise. Eine Fütterung ist zwecklos, da man bei dem so verschieden zusammengesetzten Fischbestand keine Möglichkeit hat, das künstliche Futter den wertvolleren Speisefischen zukommen zu lassen. Dagegen kann ein jährliches, in mäßigen Grenzen zu haltendes Einsetzen von Forellen, Äschen, Karpfen bei starker Befischung sich wohl empfehlen. Zu berücksichtigen ist aber hierbei stets die im Wasser vorhandene Naturnahrung, die natürlich nur eine begrenzte Anzahl von Fischen ausreichend zu sättigen vermag. Als Besatz wähle man niemals die billigere Brut, sondern sogenannte Satzfische.

b) Stehende Gewässer. In biologischer Hinsicht unterscheidet man kalte Gewässer, die vielfach für Forellen geeignet sind, und warme, in denen der Karpfen sich wohlfühlt. Von fischereiwirtschaftlicher Bedeutung ist die Frage, ob das Gewässer trocken gelegt werden kann, also ablaßbar ist oder nicht.

Wohl die meisten Waldteiche sind kalt, sei es, daß sie kaltes Quellwasser als Zufluß haben, sei es, daß sie stets im Schatten liegen. Hier kann nach vollkommener Abfischung des Fischunkrauts die Zucht von Forellen oder Saiblingen nutzbringend sein. Der Besatz mit Satzfischen richtet sich in seiner Menge nach den Nahrungsverhältnissen des Teiches, sofern nicht Zufütterung beabsichtigt und möglich ist. Einen ungefähren Anhalt für die Bewertung des vorhandenen Naturfutters erhält man, wenn man das Wasser zunächst mit einer geringen, gewichtlich genau festgestellten Menge Fische besetzt und deren Gewicht im Herbste beim Abfischen feststellt. Der Gesamt- und Einzelzuwachs wird dann die nötigen Folgerungen zulassen.

Die Feldteiche, die ihr Wasser entweder von den sie begrenzenden Feldern erhalten (Himmelsteiche) oder von Bächen gebildet werden, sind gewöhnlich wärmer und dann entweder zur Regenbogenforellen- oder Karpfenzucht geeignet. Allen Anforderungen entspricht ein solcher Himmelsteich für die Besetzung mit Karpfen, wenn er beliebig trocken gelegt werden kann, aber ausreichendes Wasser im Sommer hat. Man setzt dann 2sömmerige Karpfen ein und fischt im Herbst beim Leerlaufen ab; während des Winters bleibt der Boden trocken liegen. Bei starker Besetzung ist Zufütterung mit gelben Lupinen, Melasse, Mais, Futtergerste usw. nötig.

Tiefe Tümpel in Lehmgruben, Steinbrüchen usw. können etwas nutzbar gemacht werden, wenn sie, nachdem sie leer gefischt wurden, bei wärmerem Wasser mit Schleien, bei kälterem mit Karauschen und Hechten besetzt werden. Allerdings darf der Besatz nur ein geringer sein, damit die Fische nicht wegen Nahrungsmangels verbutten, d. h. große Köpfe und schwachen, mageren Körper erhalten. — Eingehenderes findet man in den unter *Fischerei* angegebenen Schriften.

Fischfeinde. Außer den größeren Raubfischen, die jedem bewirtschafteten Gewässer fernzuhalten sind, gehören hierher folgende Säugetiere: Fischotter, Wasserspitzmaus; Vögel: Fischreiher, Kormoran, Fischadler, Milan, Rohrweihe, Taucher, Eisvogel, Wasserstar, Enten; Kriechtiere und Lurche: Ringelnatter, grüner Wasserfrosch; Insekten: Gelbrandkäfer, Rückenschwimmer, Wasserwanze, Libellenlarven.

Fischhaut, die karierte Schaftverschneidung an Kolbenhals und Vorderschaft der Jagdgewehre.

Fischleiter (Fischpaß), Vorrichtungen, die die Aufwärtswanderung der Wanderfische

— namentlich Aal und Lachs — über künstliche Wasseranstauungen ermöglichen. Sie beruhen gewöhnlich auf dem Prinzip eines nicht zu stark geneigten, schmalen Kanals vom Ober- zum Unterwasser, der durch Querbretter in größere oder kleinere Staubassins geteilt wird.

Fischotter s. *Otter*.

Fischreiher s. *Reiher II, 1.*

Flämen s. *Dünnungen*.

Flamme (besser Rose), die rote Haut über und an den Augen der Auer- und Birkhähne.

Flanken s. *Dünnungen*.

Flaumen s. *Talg*.

Fleckschuß s. *Kernschuß*.

v. Flemming, Hans Friedrich Freiherr, geb. in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, studierte in Tübingen und Straßburg, bereiste dann England, Frankreich und Deutschland. 1702 war er unter August dem Starken Oberstleutnant, hierauf kursächsischer Oberforst- und Wildmeister. Er starb nach 1726 (s. *Jagdliteratur*).

flicken, wenn Schwarzwild oder Hund einen Menschen annehmen, ihm aber im wesentlichen nur die Kleider zerreißen; vgl. auch *Hosenflicker*.

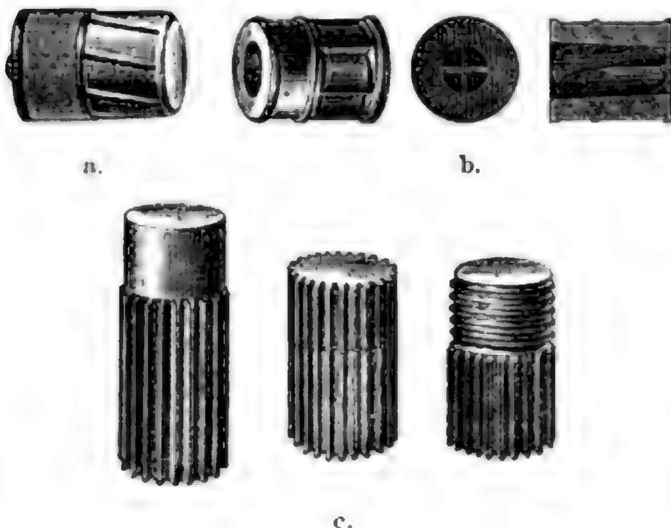
Fliege. Als F. oder auch Mücke wird in manchen Gegenden das Gewehrkorn bezeichnet (s. *Korn*).

fliehen, flüchtig sein oder werden, vom hohen Haarwilde.

fließende Gewässer s. *Fischgewässer a.*

Flinte, das Schrotgewehr des Jägers, also eine Feuerwaffe mit glatten Läufen. Näheres s. *Gewehr des Jägers*.

Flintenlaufgeschosse. Einzelgeschosse, die aus glatten Läufen verfeuert werden können. Zum Kaliber passende Rundkugeln können nur aus zylindrischen Läufen geschossen werden. Aus Würgebohrungsläufen kann man nur Rundkugeln vom Kaliber der engsten Stelle des Laufs, also der Mündung, verwenden. Die Rundkugeln werden mit gefetteter Leinwand oder weichem Handschuhleder umwickelt bzw. eingenäht. Die Präzision der Rundkugeln ist aber ziemlich gering. Man konstruierte daher Bolzengeschosse mit vornliegendem Schwerpunkt, die durch an ihrem Umfange angebrachte Rippen oder Ringe eine gute Führung des Geschosses gewährleisten sollen. Diese Geschosse sind auch für Würgebohrungsläufe zu benutzen, da der Hauptkörper des Geschosses kleiner ist als die engste Stelle des Laufs, und die Führungsrippen oder Ringe sich beim Passieren der Würgebohrung zusammendrücken lassen. Am besten hat sich das Stendebachsche Flintenlaufgeschoß „Ideal" bewährt.



Flintenlaufgeschosse. Abb. a von Brennecke; Abb. b von Stendebach (Ideal); Abb. c von v. Witzleben.

Flisen s. *Talg*.

Flucht, 1) ein weiter oder hoher Sprung des Wildes. Ist das Wild weit weg flüchtig gewesen, so hat es eine weite F. gemacht, das Wild war in voller F. 2) Fluchten, die Schwungfedern des Federwildes.

fluchtbar s. *beflogen*.

flüchten, die Fortbewegung des Haarwildes der hohen Jagd in schnellster Gangart.

Fluchtente, die flügge gewordene, junge Wildente.

Fluchtfährte, die Fährte eines flüchtigen Stückes Wild der hohen Jagd.

flüchtig ist 1) alles schnell, also im Galopp davonlaufende Wild; trabt Schalenwild dagegen nur, so trollt es. 2) Der Vorstehhund ist f., wenn er eine flotte (flüchtige) Suche hat.

Fluchtröhre (Notröhre), ein Gelegenheitsschlupfwinkel des Fuchses oder Dachses, gewöhnlich eine selbstgegrabene, an der Sonnenseite gelegene, kurze Röhre an Grabenrändern usw., wo das Raubzeug bei schlechtem Wetter oder Gefahren einfahren kann. Ein Bau ist die F. mithin nicht, wird aber öfters, wenn sie sich als sicher bewährt hat, zum Bau weiter ausgegraben.

Flug, eine größere Gesellschaft gesellig lebender Vögel, z. B. Gänse, Enten. Vgl. auch *Falkenbeize*.

Flugbahn des Geschosses, der Bogen den das Geschoß von der Mündung des Gewehrs bis zum Auftreffen auf das Ziel oder den Boden beschreibt. Bedingt wird die Gestalt der F. durch die Schwerkraft, die Fluggeschwindigkeit, die Querschnittsbelastung des Geschosses und den Luftwiderstand. Jedes Geschoß wird in dem Augenblick, wo es die Mündung verläßt, ein frei fallender Körper. Als solcher erhält es eine Beschleunigung

abwärts. Am Ende der ersten Sekunde beträgt seine Fallgeschwindigkeit 9,808 m, es fällt also in der ersten Sekunde 4,904 m. In derselben Zeit entfernt es sich aber auch entsprechend der ihm durch die Pulvergase erteilten Geschwindigkeit von der Mündung. Im luftleeren Raum würde das mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 600 ms verfeuerte Geschoß in jeder Sekunde 600 m zurücklegen. Nehmen wir also an, daß ein Gewehr in der Höhe von 4,904 m über einer vollkommen ebenen Fläche mit horizontal gerichteter Seelenachse abgefeuert wird, so würde das Geschoß 600 m von der Mündung entfernt auf die Fläche auftreffen. Im lufterfüllten Raum hat das Geschoß den Widerstand der Luft zu überwinden, der seine Fluggeschwindigkeit bedeutend herabsetzt. Der Luftwiderstand ist proportional dem Quadrat der Geschwindigkeit. Nehmen wir also den Luftwiderstand bei einer Geschwindigkeit von 400 ms mit 1 an, so ist er bei 800 ms nicht doppelt so groß, sondern vierfach, also gleich 4. Je leichter nun — bei gleichem Kaliber — ein Geschoß ist, desto mehr wird es durch den Luftwiderstand verlangsamt. Bei einheitlichem Material wird das Gewicht — bei gleichem Geschoßdurchmesser — bedingt durch die Länge des Geschosses. Anderseits kann man durch Verwendung eines Materials von größerem spezifischen Gewicht bei gleicher Länge des Geschosses ein größeres Gesamtgewicht erhalten. Je größer das auf den Querschnitt des Geschosses entfallende Gewicht ist, desto leichter überwindet das Geschoß den Luftwiderstand. Das Verhältnis von Geschoßgewicht zum Querschnitt nennt man die Querschnittsbelastung. Je größer also die Querschnittsbelastung des Geschosses ist, desto leichter überwindet es den Luftwiderstand. Schließlich trägt auch noch die Kopfform des Geschosses nicht unwesentlich zur Überwindung des Luftwiderstandes bei. Geschosse mit langausgezogener Spitze (S-Geschosse) leiden weniger unter dem Luftwiderstand, als solche mit ogivaler (spitzbogenförmiger) oder gar abgeflachter Spitze. Für jagdliche Entfernung ist der Einfluß der Spitzenform auf die Gestalt der Flugbahn ganz belanglos, und der geringe Nachteil der abgeflachten Geschoßspitze wird durch den Vorteil der besseren Geschoßwirkung reichlich aufgewogen. — Je größer die Fluggeschwindigkeit des Geschosses ist, desto kürzere Zeit gebraucht es, um eine gewisse Strecke zurückzulegen. In dieser kürzeren Zeit fällt es natürlich auch weniger als ein langsamer fliegendes Geschoß. Dem Fall des Geschosses trägt die Visierung Rechnung, indem sie die Seelenachse des Laufes einen solchen Winkel mit der Visierlinie bilden läßt, daß das Geschoß auf eine bestimmte Entfernung, die sog. Visierschußweite, den anvisierten Fleck trifft. Man sagt dann, das Gewehr schießt auf so und soviel Meter Fleck. Wieweit man den Fleckschuß hinauslegt, richtet sich nach der Größe der zu beschießenden Ziele. Da das Geschoß von dem Augenblick ab, wo es die Mündung verläßt, fällt, so beschreibt es eine Parabel. Der höchste Punkt dieser Parabel heißt der Scheitelpunkt der Flugbahn und liegt, soweit jagdliche Entfernungen in Betracht kommen, etwa in der Mitte der Flugbahn.

flugbar s. *beflogen*.

Flugbreite (Flugweite, Spannweite), die Entfernung der Flügelspitzen des Vogels bei ausgebreiteten Flügeln voneinander.

Flügel 1) der Schützen- oder Treiberlinie sind deren Enden; nach der rechten Hand hin steht der rechte, nach der linken der linke F., mithin treibt der rechte F. der Treiber dem linken der Schützenlinie entgegen. Flügelführer sind die Jäger, die bei Treibjagden die Treiberflügel leiten. 2) Auch die Stellwege (Richtwege, Durchhaue, Gestelle, Schneisen), die zum Anstellen der Schützen und Treiber oder zum Richten des Zeuges dienen, heißen F.

Flügelbug s. *Vogel*.

Flügeldecken s. *Vogel*.

Flügelhorn (halber Mond), ein halbkreisförmiges, messingenes, früher meist kupfernes Jagdhorn mit mäßig großem Schallbecher. Die auf den Flügeln befindlichen Treiberführer gaben auf ihm die Signale, daher F.; jetzt sind sie wegen ihres schweren Anblasens von leichteren, gewundenen Signalhörnern zumeist verdrängt (s. *Jagdhorn*).

flügellahm s. *geflügelt*.

flügeln, einem Stück Federwild einen oder beide Flügelknochen zerschießen; das Stück ist dann geflügelt.

Fluggeschwindigkeit der Geschosse bzw. Schrote wird für Büchsen gewöhnlich bei einem Scheibenabstande von 50 m, für Flinten bei 25 m Scheibenabstand gemessen. Die erhaltenen Geschwindigkeiten sind dann diejenigen, welche das Geschoß bzw. die Schrotladung in der Mitte des Scheibenabstandes, d. h. auf 25 bzw. 12,5 m, hat (V [= velocitas] 25 bzw. 12,5). Bei der großen Verschiedenheit der verwendeten Geschosse, Pulverarten, Hülsen usw. lassen sich feste Geschwindigkeitsangaben nicht machen, einen gewissen Anhalt mögen folgende Zahlen geben. Schwarzpulver: Bleigeschosse 400 bis 520, Schrot 290 bis 330 ms; rauchloses Pulver: langes 8 mm-Teilmantelgeschoß 600 ms, mittellanges 8 mm-Teilmantelgeschoß 650 bis 720 ms, kurzes 8 mm-Mantelgeschoß von 10 g Gewicht bis 850 ms Anfangsgeschwindigkeit.

Flugschütze, ein im Schießen des streichenden Federwildes tüchtiger Schütze.

Flugvisier, ein Visier mit sehr weiter Kimme für den Schrotschuß. Es findet sich meistens in Verbindung mit dem Klappvisier für den Kugellauf des Drillings. Bei richtigliegendem Schaft ist ein F. überflüssig.

Flugwild s. *Federwild.*

Flugzeit des Geschosses, die Zeit, die das Geschoß braucht, um das Ziel zu erreichen. Die F. hängt außer von der Entfernung des Ziels von der *Fluggeschwindigkeit* des Geschosses ab.

Flußaal s. *Aale.*

Flußadler s. *Fischadler.*

Flußbarsch s. *Barsche I.*

Flüsse s. *Wege.*

Flußkrebs s. *Krebs 1.*

Flußregenpfeifer s. *Regenpfeifer 3.*

Flußseeschwalbe s. *Seeschwalben I, 1.*

Flußuferläufer s. *Uferläufer.*

Foenum graecum, ein scharfriechendes, gelbes Pulver, das vielfach zur Bereitung von Fuchswitterung benutzt wird, um den unter Wind vorbeischnürenden Fuchs auf möglichst weite Entfernung auf das Vorhandensein von damit zubereiteten Brocken, als Hammelpfoten, Katzenfleisch usw., aufmerksam zu machen. Es ist der gemahlene Samen des Kuhhornklees (griechisches Heu) Trigonella foenum graecum.

Fogosch s. *Barsche II.*

de Foix, Gaston III Graf, Vicomte von Béarn, wurde 1331 geboren. Man nannte ihn seiner Schönheit wegen Phöbus (Phébus, Febus). Er unterstützte Philipp VI. gegen die Engländer und wurde dafür zum Gouverneur von Languedoc ernannt. Des Landesverrates verdächtigt, zog er 1356 mit den Deutschherren gegen die Litauer, kehrte 1358 zurück und half dem Könige gegen die aufständischen Pariser. G. starb 1391 (s. *Jagdliteratur*).

Folge, 1) bei Treibjagden die Richtung, wohin die Schützen zwecks weiterer Anstellung sich nach Beendigung des Treibens ziehen sollen. 2) Die Arbeit mit dem Schweißhunde auf der Fährte eines kranken Stückes Wild. Im übrigen s. *Jagdfolge.*

Forelle s. *Lachse I, 4.*

Forellenbarsch s. *Barsche IV.*

Forkel, die gabelige Stellstange, auf die die Tücher und Netze gestützt werden.

forkeln (spießen), das angriffsweise Stoßen des Hirsches mit dem Geweih. Er stößt also nicht einen Menschen, Hund oder Hirsch, sondern forkelt ihn, wozu er, schwer angeschossen oder sonst hart gedrängt, wie auch in der Brunftzeit, geneigt ist und was er durch Anlegen der Lauscher und Rümpfen des Windfangs verkündet.

Forstbeamte werden sehr häufig mit dem Jagdschutz beauftragt. Wer einem F. in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt Widerstand leistet, oder wer ihn während der Ausübung seines Amtes tätlich angreift, wird mit Gefängnis bestraft; die Strafe wird erhöht, wenn der Widerstand oder Angriff unter Drohung mit dem Schießgewehr oder anderen gefährlichen Werkzeugen erfolgt oder mit Gewalt an der Person begangen wird; ferner wenn dabei eine Körperverletzung vorgekommen oder wenn die Handlung von mehreren gemeinschaftlich begangen ist. In Preußen ist der Waffengebrauch der F. durch das Gesetz vom 31. März 1837 und für die Königlichen F. durch die Instruktion vom 17. April 1837, für die kommunalen und privaten F. durch die Instruktion vom 21. November 1837 geregelt. Das Gesetz und die Instruktion sind für die neuerworbenen Landesteile durch die Verordnung vom 25. Juni 1867 eingeführt. In Preußen sind die auf Grund des § 23 des Forstdiebstahlsgesetzes beeidigten, sowie diejenigen Personen, welche sich in der für den Staatsforstdienst vorgeschriebenen Ausbildung befinden, von der Entrichtung der Jagdscheinabgabe befreit.

Forsteinrichtung s. *Forstwirtschaft 2.*

Forstgarten, eine für längere Zeit zur Pflanzenzucht bestimmte und mit den nötigen Einrichtungen versehene Fläche.

Forstort, ein Waldteil verschiedener Art, vielfach mit alten, historisch überlieferten Namen bezeichnet.

Forstwirtschaft. Sie umfaßt die Begründung und Erziehung der Waldbestände (W a l d b a u), die zweckmäßige Einrichtung und Ordnung des gesamten Betriebes (F o r s t e i n r i c h t u n g), ferner die Gewinnung und Verwertung der Erzeugnisse des Waldes (F o r s t b e n u t z u n g), sowie die Sicherung des Waldes gegen schädliche Einwirkungen und Störungen aller Art (F o r s t s c h u t z). Hier soll nur die Lösung der beiden wichtigsten Aufgaben, des Waldbaues und der Forsteinrichtung, kurz angedeutet werden.

1. Waldbau.

Die Waldbestände bestehen entweder ausschließlich oder doch in weitaus überwiegendem Maße nur aus einer Holzart, namentlich Kiefer, Fichte, Buche, Eiche, Weißtanne, Erle (reine Bestände), oder es beteiligen sich an ihrer Zusammensetzung in verschiedenen Formen mehrere Holzarten (gemischte Bestände). Mit Rücksicht auf Bodenpflege, Sicherheit gegen verschiedene Gefahren und Erhöhung des Ertrages werden die gemischten Bestände namentlich in neuerer Zeit bevorzugt, sie entsprechen auch mehr den natürlichen Verhältnissen. — Die Forstkulturgewächse stellen hinsichtlich des Genusses von Licht und Wärme und der Empfindlichkeit gegen Kälte sehr un-

gleiche Ansprüche, die auch nach dem Lebensalter und Standort schwanken. Man teilt sie hiernach in lichtliebende und schattenertragende Holzarten (Licht- und Schattenhölzer). Nach dem Grade des Schattenertragens lassen sich unsere Hauptholzarten, mit der am meisten schattenertragenden beginnend, folgendermaßen ordnen: Weißtanne, Buche, Fichte, Eiche, Kiefer. — Haben sich die Bäume eines Bestandes aus Samen entwickelt, und bilden sie nur einmal Gegenstand der Nutzung, um dann in gleicher Weise durch eine neue Generation ersetzt zu werden, so heißt eine derartige Betriebsform Hochwald, letztere herrscht in Mittel- und Nordeuropa bei weitem vor. Man kann aber auch die Fähigkeit des Laubholzes, nach dem Abhiebe des Stammes aus dem Stocke oder den Wurzeln Ausschläge (Loden) zu entwickeln, für die Verjüngung benutzen (Niederwald). Der Mittelwald endlich stellt eine Verbindung der beiden vorgenannten Betriebsformen auf der gleichen Fläche dar. Die Begründung der Waldbestände erfolgt entweder auf natürlichem oder auf künstlichem Wege. Ersterer ist im allgemeinen als der naturgemäßere und billigere vorzuziehen, es gibt jedoch verschiedene Verhältnisse, die die Anwendung der künstlichen Bestandesbegründung entweder allein möglich machen oder sie wenigstens als zweckmäßiger erscheinen lassen. Als solche sind zu nennen: Fehlen eines Altbestandes (Aufforstungen), mangelnde Samenertragsfähigkeit des Altbestandes, Nachlassen der Ausschlagsfähigkeit der Stöcke bei Nieder- und Mittelwald, Wechsel der Holzarten, ungünstige Beschaffenheit des Bodens oder Mutterbestandes, und endlich größere Sicherheit des Erfolges. Letzteres gilt namentlich für die Kiefern- und Fichtenbestände. Die künstliche Bestandesbegründung findet entweder durch Saat oder durch Pflanzung statt; zu letzterer werden fast ausschließlich ganze, aus Samen erzogene Pflanzen benutzt. Eine Ausnahme machen nur Weidenheger und Pappelplantagen. Der Ausführung der Kulturen muß unter schwierigen Verhältnissen noch eine besondere Urbarmachung des Bodens durch Entwässerung, Bearbeitung des Ortsteins, Bindung von Flugsand usw. vorangehen. Die Vorarbeiten der Kultur bestehen in der Beseitigung des Bodenüberzuges und in der Lockerung des Bodens. Letztere erfolgt selten auf der ganzen Fläche, sondern meist nur stellenweise in Form von Streifen (Pflug-, Hack-, Rigolstreifen) oder von Plätzen. Diese so vorbereiteten Stellen werden dann in verschiedener Form entweder aus der Hand oder unter Anwendung von Maschinen besät, wenn man nicht vorzieht, sie zu bepflanzen. Letztere Methode ist zwar teurer, aber in vielen Fällen sicherer als Saat. Im forstlichen Betriebe gelangen aus Rücksichten der Kostenersparnis und zugleich im Interesse der Begründung dichter, astrein erwachsender Bestände fast ausnahmslos nur kleine, meist 1- bis 4jährige Pflanzen zur Verwendung. Diese Pflanzen werden teils von den Forstverwaltungen selbst in ständigen Anlagen (Forstgärten) und nur vorübergehend benutzten Wanderkämpen erzogen, teils von großen Forstbaumschulen (namentlich in Halstenbek in Holstein) gekauft. Gegenwärtig werden diese Pflanzen fast ausnahmslos nur mehr einzeln verpflanzt, die Verwendung von Pflanzenbüscheln (Büschelpflanzung) ist mit Recht verlassen. Damit eine natürliche Verjüngung der Bestände erfolgen kann, müssen sich diese in jenem Alter befinden, in welchem sie guten und reichlichen Samen tragen; für die meisten Holzarten liegt diese Periode zwischen 80 und 120 Jahren, nur bei der Eiche dauert die Fähigkeit der Samenerzeugung erheblich länger. Die Kronen der Bäume müssen ferner gut entwickelt sein, um eine entsprechende Samenerzeugung zu ermöglichen. Weiter muß sich der Boden in einem Zustande befinden, der dem Samen ein gutes Keimbett gewährt und das Gedeihen der jungen Pflanzen verspricht. Da die jungen Holzpflanzen gegen Frost und Hitze mehr oder weniger empfindlich sind, so muß der Mutterbestand während der ersten Jahre ihnen auch noch Schutz gegen Witterungseinflüsse gewähren. Die Ausbildung der Kronen und die Vorbereitung des Bodens werden durch sich allmählich verstärkende Durchforstungen (s. u.) erstrebt, deren letzte, besonders stark gegriffene Vorbereitungshieb genannt zu werden pflegt. Die eigentliche Besamung wird durch den Samenschlag vermittelt, welcher den Bestandesschluß soweit durchbricht, daß die jungen Pflanzen sich zwar entwickeln können, aber noch genügend Schutz gegen Frost und Hitze genießen. Die mehr oder minder dunkle Stellung des Samenschlags hängt von dem Lichtbedürfnis der betr. Holzart und von den Standesverhältnissen ab. In dem Maße, als die jungen Pflanzen heranwachsen, wird ihnen durch Entnahme weiterer Teile des noch vorhandenen Oberstandes mittels Nachhiebes (Lichtschläge) allmählich ein höheres Maß an Licht und Wärme zugeführt. Bei den meisten Holzarten werden mehrere solcher Lichtungshiebe eingelegt, bis schließlich die Räumung, d. h. die Entfernung der noch vorhandenen Mutterbäume mit Ausnahme der zum Einwachsen in den neuen Bestand besonders bestimmten Überhälter erfolgt (Abtriebsschlag). Die Naturverjüngung kann sich auf größeren Flächen ziemlich gleichförmig vollziehen (Schirmschläge) oder

in Form schmaler Streifen, deren jeder je eines der aufeinanderfolgenden Stadien gegen den geschlossenen Bestand weiterschreitend enthält (Saumschläge). Die Schirmschläge werden entweder auf der ganzen Fläche gleichmäßig gestellt, oder die Verjüngung geht als Löcher- und Gruppenwirtschaft von einzelnen zufällig oder künstlich gelichteten Stellen aus, die allmählich zunächst ringförmig erweitert werden, bis schließlich die gleichmäßige Durchlichtung des Restbestandes erfolgt. Letztere Form bildet bei langsamem, oft 40 bis 60 Jahre erforderndem Fortschreiten den Übergang zum geregelten Plänterbetrieb. Hier wird der Wald in eine Anzahl Schläge geteilt, zwischen denen der Hieb in kurzen Zwischenräumen wechselt und hierbei die Ziele der Verjüngung und Bestandespflege miteinander verbindet. Beim Niederwaldbetriebe erfolgt die Verjüngung durch Ausschläge aus den Stöcken und Wurzeln; erstere dürfen jedoch nicht zu alt sein, außerdem müssen beim Hiebe glatte Flächen zur Begünstigung der Bildung von Ausschlägen gebildet werden. Sind die Stöcke schon sehr alt, so wird der Hieb an jungem Holze geführt. Abgängig gewordene Stöcke werden durch kräftige Pflanzen ersetzt. Die Umtriebszeit der Niederwaldungen ist kurz und schwankt zwischen 1 bis 2 Jahren (Weidenhölzer) und 25 Jahren (Eichen). Der Mittelwald stellt eine Verbindung von plänterartig behandeltem Hochwald, dem Oberholze, und von niederwaldartig behandeltem Unterholze auf der gleichen Fläche vor. Je nach dem Überwiegen des Oberholzes oder des Unterholzes entstehen sehr verschiedenartige Bilder. Das Oberholz wird aus guten Reideln des Unterholzes oder durch künstlich eingebrachte Kernwüchse erzogen und ergänzt. Das Oberholz besteht aus verschiedenen Altersstufen, von denen jede einem Vielfachen der Umtriebszeit des Unterholzes, meist 10 bis 20 Jahre, entspricht. Mit dem Alter fortschreitend unterscheidet man folgende Oberholzklassen: Laßreidel, Oberständer, angehende Bäume, Bäume und Hauptbäume. Bei jedem Abtriebe des Unterholzes werden auch die jeweils ältesten Klassen des Oberholzes vollständig, von den übrigen Klassen aber ebenfalls grundsätzlich einige Stämme, der Regel nach die schlechtesten, genutzt. Um wertvolle Bestände zu erziehen, bedürfen diese von Jugend an der Pflege, die mittels der Läuterungen und Durchforstungen erfolgt. Die Läuterungen beginnen alsbald nach der Kultur und dauern bis zum Eintritt des vollen Bestandesschlusses. Sie bezwecken die Entnahme verkrüppelter und schlechtformiger Individuen der anzubauenden Holzart oder von Natur angeflogener fremder Arten, deren Beimischung nicht erwünscht ist. Die späterhin folgenden Durchforstungen verfolgen nachstehende Ziele: 1) Pflege der besseren Stämme; 2) Entnahme der für die Aufgaben der Bestandes- und Bodenpflege schädlichen oder gleichgültigen Stämme, und 3) Gewinnung des aus einem der beiden vorstehenden Gesichtspunkte zu entnehmenden Materiales. Bei den ersten Durchforstungen liegt der Schwerpunkt in der Beseitigung der schlechtformigen und ihre besseren Nachbarn schädigenden Stämme, bei den späteren tritt mehr und mehr die Ausbildung und Pflege wertvoller Zukunftsstämme durch Umlichtung der Kronen in den Vordergrund. Nebenher geht die Nutzung des abgestorbenen, absterbenden und kranken Materiales. Da das Bedürfnis nach Pflege und das Ausscheiden von Stämmen das ganze Bestandesleben hindurch fortdauert, so müssen auch die Durchforstungen periodisch, alle 5 bis 10 Jahre, wiederkehren. Sie entnehmen im Laufe des Bestandeslebens je nach Holzart und Intensität 40 bis 60 % der gesamten Holzerzeugung. Aus verschiedenen Gründen, namentlich zur energischen Steigerung des Zuwachses und Gewinnung großer Holzmassen, kommen im mittleren und höheren Bestandesalter auch gelegentlich noch stärkere, über das Maß der Durchforstungen erheblich hinausgehende Eingriffe vor, die eine dauernde Unterbrechung des Kronenschlusses zur Folge haben, sie heißen Lichtungen.

2. Forsteinrichtung.

Die zweite Hauptaufgabe der Forstwirtschaft beschäftigt sich mit der Ermittlung des nachhaltigen Ertrages und der Ordnung des wirtschaftlichen Betriebes der Waldungen, sie wird durch die Forsteinrichtung (Betriebsregelung) gelöst. Diese umfaßt 1) die Vorarbeiten (Waldeinteilung, Vermessung, Kartierung, Massen- und Zuwachsermittlung und Forstbeschreibung), 2) die Hauptarbeiten (Feststellung der künftigen Betriebs- und Holzarten, sowie der Umtriebszeit, die Ertragsbestimmung und Aufstellung der Wirtschaftspläne) und 3) die Fortführung dieses Forsteinrichtungswerkes.

Die Waldeinteilung beginnt mit der Zerlegung der Verwaltungseinheit (Oberförsterei) unter Berücksichtigung des Geländes in Teile (Jagen, Distrikte, in Süddeutschland Abteilungen) von durchschnittlich etwa 20 ha Größe. In der Ebene kommt hinzu ein Netz von sich rechtwinklig kreuzenden holzleeren Streifen (Schneisen), welche sämtlich oder nur teilweise als Wege dienen können und im allgemeinen in der Richtung von N nach S und O nach W verlaufen. Im Gebirge bilden das Gelände und das Wegenetz, letzteres nur soweit tunlich, die Grundlage der Waldeinteilung. Man nimmt hierbei

gleichzeitig Rücksicht auf die Bildung von Hiebszügen, d. h. Zusammenfassung räumlich abgegrenzter Teile, in denen eine für sich bestimmte regelmäßige Aneinanderreihung der Schläge den herrschenden Winden entgegen möglich ist. Die Hiebszüge besitzen für die Fichtenwaldungen besondere Bedeutung. Innerhalb dieser bleibenden Ortsabteilungen werden flächenweise auftretende deutliche Bestandesverschiedenheiten in bezug auf Holzart, Alter und Wuchsverhältnisse von nicht zu geringem Umfang (mindestens 25 a) als Abteilungen (in Süddeutschland Unterabteilungen) ausgeschieden. Häufig findet innerhalb der Verwaltungsbezirke nochmals eine Zusammenfassung der Ortsabteilungen zu größeren Einheiten (in Mittel- und Süddeutschland Distrikte, in Preußen Blöcke) nach der Ausformung des Geländes sowie mit Rücksicht auf Bewirtschaftung und Absatz statt. An die Einteilung und die nach den Regeln der Geodäsie erfolgende Vermessung schließt sich die Forstbeschreibung. Letztere schildert sowohl den Waldzustand als Ganzes nach allen Richtungen: Eigentums- und Rechtsverhältnisse, Flächengröße, Standortsverhältnisse, Absatzgelegenheit, Verkehrsmittel, Erträge an Holz und Geld, Verwaltungs- und Schutzeinrichtungen usw., als auch die einzelnen Abteilungen, auch Standort und Bestand verbunden mit Notizen für die künftige Bewirtschaftung. Die Ergebnisse der Forsteinrichtungsarbeiten werden auf Karten dargestellt, von denen gewöhnlich zwei Arten vorhanden sind: a) die Spezialkarten, meist im Maßstab 1 : 5000 und b) die Bestandes- und Wirtschaftskarten, im Maßstabe 1 : 20000 oder 1 : 25 000. Letztere stellen die gegenwärtigen Bestandes- und Wirtschaftsverhältnisse dar, erstere hauptsächlich die Eigentumsgrenzen, Wege und die bleibende Einteilung. Bei Bestimmung der künftigen Bewirtschaftung muß zunächst die Entscheidung darüber getroffen werden, ob die Wirtschaft so geleitet werden soll, daß sie den höchsten Durchschnittsertrag an Geld oder den höchsten Bodenreinertrag liefert. Im ersten Fall wird erstrebt, daß der Unterschied zwischen den jährlichen Einnahmen und Ausgaben, die sog. Waldrente, ein Maximum wird, im zweiten Falle soll dagegen die höchste Verzinsung der im Betrieb tätigen Kapitalien (Boden- und Holzbestand) oder der höchste Bodenreinertrag erstrebt werden. Nach Lösung dieser Vorarbeiten muß die Entscheidung getroffen werden über: 1) Wahl der Betriebsart, Holzart und Umtriebszeit, letztere ist im allgemeinen bei der Wirtschaft des höchsten Bodenreinertrages niedriger als bei jener des größten Waldreinertrags, doch gestalten sich die Unterschiede in der Praxis weniger erheblich als die literarische Polemik behauptet, und 2) die allgemeinen Grundsätze der künftigen Bewirtschaftung. Die einfachste Methode, den künftigen Ertrag des Waldes zu bestimmen, besteht in der Teilung der Waldfläche in eine der Zahl der Jahre der Umtriebszeit entsprechende Anzahl Schläge, von denen jährlich je einer genutzt wird. Sie ist nur für Nieder- und Mittelwaldungen sowie für Plänterwaldungen üblich. Am meisten sind gegenwärtig noch die Fachwerksmethoden verbreitet. Hier bildet ein nach Perioden von 20 Jahren (Fächer) geteilter Betriebsplan die Grundlage der Forsteinrichtung und Ertragsberechnung. Die Verteilung der Bestände auf die einzelnen Perioden erfolgt entweder so, daß jede mit annähernd gleichen Flächen ausgestattet ist (Flächenfachwerk) oder so, daß in jeder der Massenertrag annähernd gleich groß wird (Massenfachwerk). In den meisten Fällen verbindet man beide Möglichkeiten in dem kombinierten Fachwerk; letzteres geht von der Verteilung der Flächen aus, da diese am genauesten und zuverlässigsten zu ermittelnde Größe die meiste Sicherheit der Nachhaltigkeit bietet, beschränkt aber die Berechnung der Erträge nur für die nächste (erste) oder allenfalls für die beiden ersten Perioden. Einfacher ist das in Sachsen und auch anderweitig übliche Verfahren, nach welchem man lediglich einen der Umtriebszeit entsprechenden Flächenteil für das nächste Jahrzehnt zur Abnutzung bestimmt und auf Grund spezieller Ertragsberechnung der betreffenden Bestände den Abnutzungssatz für diesen Zeitraum ermittelt. Mag man von dem einen oder dem anderen Verfahren ausgehen, so müssen in dem periodischen Betriebsplan für die nächsten 20 oder 10 Jahre in erster Linie alle sog. Hiebsnotwendigkeiten vorgesehen werden, d. h. lückige, alte Bestände mit mangelhafter Bestockung, kleine Bestandesreste sowie die Nachhauungen in Naturverjüngungen. Hieran schließen sich jene Bestände, die bereits anfangen im Wachstume nachzulassen und weiterhin die im Interesse der Bildung von Hiebszügen nötigen Schläge. Die gegenwärtige Masse der in dieser Weise zur Abnutzung bestimmten Bestände einschließlich des während des betr. Zeitabschnittes zu erwartenden Zuwachses bildet den Ertrag von Hauptnutzungen (periodischer Etat), welcher durch die Zahl der Jahre dividiert, den jährlichen Abnutzungssatz bildet, soweit er nicht mit Rücksicht auf sonstige Verhältnisse, namentlich auf die Beschaffenheit der späteren Perioden überwiesenen Bestände erhöht oder vermindert wird. Hierzu kommen dann noch die Erträge an Durchforstungen aus den Beständen späterer Perioden. Da deren

Größe sehr schwankt, wird die Ausführung der Durchforstungen lediglich durch einen Flächenplan sichergestellt, der die Überwachung darüber ermöglicht, daß alle in Betracht kommenden Bestände innerhalb eines meist auf 10 Jahre bemessenen Zeitraumes auch wirklich durchforstet werden, der Ertrag läßt sich nach Erfahrungssätzen bestimmen. Auf Grund des periodischen Betriebsplanes werden dann in jährlichen Wirtschaftsplänen die Fällungen und entsprechend auch die Kulturen nach Maßgabe der jeweiligen Verhältnisse vorgesehen. Da es unmöglich ist, die Bestimmungen über Angriffsfläche, Abnutzungssatz und wirtschaftliche Behandlung für die ganze Umtriebszeit, d. h. für einen Zeitraum von meist mehr als hundert Jahren zu treffen, so bedürfen die Arbeiten der Forsteinrichtung einer beständigen Weiterführung und periodischen Erneuerung. Außerdem haben aber auch äußere Einwirkungen, Flächenveränderung durch An- und Verkauf, große Beschädigungen durch Sturm und Insekten so tiefgreifende Änderungen und Störungen des Waldzustandes zur Folge, daß eine vollständige Neuregelung erforderlich wird. Die Grundlagen für die Weiterbildung des Forsteinrichtungswerkes werden durch die forstliche Buchführung geschaffen. Diese verzeichnet die Flächenveränderungen, die Hiebsergebnisse nach Fläche und Masse, die ausgeführten Kulturen, Wegebauten, endlich sammelt sie auch Notizen über wirtschaftlich bemerkenswerte Vorkommnisse (Samenjahre, Kalamitäten). Die Erneuerung der periodischen Betriebspläne (Betriebsrevision, Waldstandsrevision) findet der Regel nach mindestens alle 20 Jahre statt, meist sind aber auch 10jährige Zwischenrevisionen vorgeschrieben. Diese Arbeiten werden um so eingehender durchgeführt, in je größeren Zwischenräumen sie stattfinden, je erheblicher die inzwischen vorgekommenen Veränderungen waren und je tiefgreifendere Änderungen an den ursprünglich getroffenen Anordnungen sich als erforderlich erwiesen haben.

fortbaumen (fortholzen), vom Marder, auch wohl Eichhörnchen, wenn sie von einem Baum zum anderen springen. Auch Flugwild (der Raubvogel) baumt fort.

fortbringen, der Schweißhund bringt die Fährte gut fort, wenn er sie gut hält und flott auf ihr nachhängt.

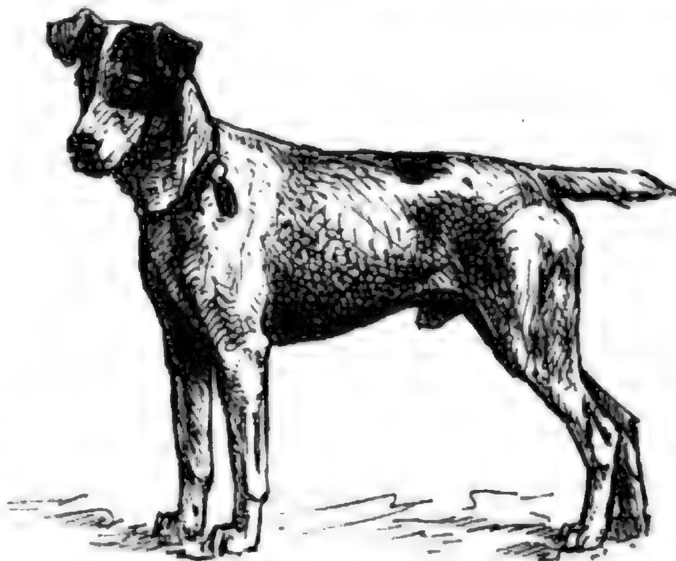
fortstieben s. *fortstreichen*.

fortstreichen (abstreichen), das Fortfliegen besonders des hohen Federwildes. Fortstieben (fortstäuben) mehr von den Feldhühnern gebräuchlich.

fortziehen, hohes Haarwild zieht fort, wenn es von einer Stelle, wo es gestanden hat, langsam wegtritt oder auswechselt. Auch das Abwandern der Zugvögel heißt f.

du Fouilloux, Jacques, geb. etwa 1521 in Gastine, gestorben 1580; berühmter französischer Jagdschriftsteller (s. *Jagdliteratur*).

Foxhound s. *Fuchshund*.



Foxterrier.

Foxterrier (engl., spr. — térriör), ein in der neueren Zeit in Deutschland sehr beliebt gewordener, aus England stammender Hund, der gewöhnlich als Haus-, Stall- und Begleithund gehalten wird, aber auch als Jagdhund Vorzügliches leisten kann. Im Fuchs- und Dachsbau arbeitet er ebenso gut wie der Teckel, den er an Mut, Ausdauer und Gewandtheit noch übertrifft; auch als Stöberer, ferner auf der Schweißfährte und in der Meute ist er gut brauchbar. Seine Fehler für heimische Jagdverhältnisse sind seine zu bedeutende Höhe, um in manche Baue einzuschliefen, seine schwer zu zügelnde Jagdpassion und sein Quecksilbertemperament. Die meisten Foxterrier sind kurz-glatthaarig, man züchtet jedoch auch eine drahthaarige Varietät. Das Exterieur des Foxterriers ist im allgemeinen hervorragend gut; die Knochen des Rumpfes und der Läufe, die Gelenke, Muskeln und Sehnen sind von einer Beschaffenheit, die den Hund zu schneller, ausdauernder, gewandter Bewegung befähigen. Dazu sind die meisten Foxterrier klug und leicht zu erziehen.

Literatur: H. Dalziel, Der Foxterrier; R. Klotz, Der Foxterrier.

frangen (scherzen), das Jungwild stellt sich dabei auf die Hinterläufe — wie junge Ziegen — und schlägt im Scherze mit den Vorderläufen nach einander.

Franzosenkrankheit der Hasen s. *Pyämie.*

Französische Jagd s. *Parforcejagd.*

Fraß, die Nahrung aller Raubtiere, der Hunde und der Sauen; die Nahrungsaufnahme heißt daher hier fressen.

Frauennerfling s. *Karpfenfische VII, 2.*

Freibirsch, freie Jagd in Ländern, wo die Jagdausübung jedem und überall offen steht, wie z. B. in der Schweiz. Ein sichererer Ruin für die Jagd und eine bessere Gelegenheit zur Ausbildung von Taugenichtsen und arbeitsscheuen Lungerern ist gar nicht zu denken. — Nach § 12 Ziff. 2 der hannoverschen Jagdordnung ist ausnahmsweise eine andere Benutzung der Feldmarksjagd als Verpachtung oder Beschießung durch eigene Jäger gestattet in den Feldmarken, in welchen vor Erlaß des Jagdgesetzes vom 29. Juni 1850 die Jagd vollständig frei war oder das Jagdrecht allen Grundeigentümern oder doch gewissen Klassen derselben zustand. F. besteht nach Stelling noch in 6 Ortschaften der Provinz Hannover.

Freikugel. Unsere Vorfahren liebten das Mystische, und die alte Jägerei war voll von Aberglauben; zu diesem gehörte der Glaube an die Freikugeln, welche nie fehlten, freilich aber auch vom Teufel verschrieben werden mußten. Auch das Gewehr mußte zu diesem Zweck absonderlich behandelt, z. B. eine Blindschleiche aus ihm geschossen werden usw.

freisprechen s. *Lehrbrief.*

fressen s. *Fraß* bzw. *äsen.*

Frettchen s. *Iltis 3;* Jagd mit dem F. s. *Kaninchen,* Jagd.

frettieren, mit Frettchen die Kaninchen aus dem Bau treiben (s. *Kaninchen,* Jagd).

Friedrich II., römisch-deutscher Kaiser, wurde 1194 geboren, bereits 1215 zu Aachen gekrönt, unternimmt 1228 einen (den 5.) Kreuzzug und beendet ihn glücklich. Mehrfach mit dem päpstlichen Banne belegt, kämpfte er mit großem Geschick und Erfolg gegen die Lombarden und die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV., starb aber schon 1250 in Fiorentino (s. *Jagdliteratur*).

frisch s. *warm.*

Frische, die, wasserhaltiger Boden, wohin das Wild zieht, um sich zu tränken (zu frischen).

frischen, 1) junge Wildschweine (Frischlinge) zur Welt bringen. 2) Im Sinne von trinken (s. *Frische, Frischung*).

Frischling, junges Stück Schwarzwild bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres.

Frischplatz, der Ort, wo die Bache frischte (Junge warf).

Frischung nehmen das edle Haarwild und der Hund an, d. h. sie tränken sich.

fromm ist das Wild, wenn es nicht scheu ist; wird fast ausschließlich vom Hochwild gebraucht, besser ist jedoch der Ausdruck vertraut.

Frostbohrer, ein eisernes Bohrinstrument, mit welchem man den gefrorenen Boden durchbohrt, um bei eingestellten Jagen die Stellstangen hineinzubringen.

Fuchs, der gemeine (Canis vulpes L., Vulpes vulgaris Briss.; Birkfuchs, Brandfuchs, Goldfuchs, Kohlfuchs, Moorfuchs, Kreuzfuchs, Reineke), der bei uns einheimische Vertreter der Gattung Fuchs, die entweder als wirkliche eigene Gattung Vulpes den Hunden (Canis) gegenübergestellt wird oder als Sektion in der Gattung Canis auftritt, die dann in die Sektion der Fuchsartigen oder Alopecoiden und der Schakal- bzw. Wolfartigen oder Thooiden eingeteilt wird. Wir folgen hier aus Zweckmäßigkeitsgründen der Richtung, welche Füchse, Schakale, Wölfe und Hunde in der Gattung Canis zusammenfaßt.

Weidmännische Ausdrücke.

Die Ohren heißen G e h ö r e , die Augen S e h e r , die Beine und Füße L ä u f e , die Zehen B r a n k e n , der Schwanz S t a n d a r t e oder L u n t e , seine weiße oder schwärzliche Spitze B l u m e. Eine stark riechende, nahe der Luntenwurzel gelegene Drüse wird V i o l e genannt. Der männliche Fuchs heißt R ü d e , der weibliche F ä h e , F ä h i n ; das männliche Begattungsorgan R u t e oder F e u c h t g l i e d , das weibliche S c h n a l l e. Der Fuchs s c h l e i c h t , wenn er sich langsam fortbewegt, s c h n ü r t , d. h. trabt, oder i s t f l ü c h t i g. Er b e l l t , besonders im Winter, k e c k e r t , wenn er in die Enge getrieben wird oder Schrot erhält, k l a g t zuweilen bei schmerzhaften Verletzungen. Die Wohnung des Fuchses nennt man B a u ; sie besteht aus R ö h r e n , K e s s e l n und K a m m e r n. H a u p t b a u e sind alte ausgedehnte und viel benutzte Baue; N o t b a u e werden zu vorübergehender Benutzung angelegt und sind von geringem Umfang und geringer Tiefe. Der Fuchs s t e c k t im Bau, dann ist dieser b e f a h r e n , auch wohl b e l a u f e n. Verläßt der Fuchs den Bau, so f ä h r t er heraus; er v e r k l ü f t e t s i c h , wenn er sich, um dem Hunde im Bau zu entgehen, vergräbt. Den Hund s c h l ä g t er im Kampf. Die Paarungszeit heißt R a n z- oder R o l l z e i t , die hitzige Fähe r e n n t , nach der Begattung, dem R o l l e n , g e h t sie d i c k , und b r i n g t Junge, Jungfüchse.

Beschreibung.

Eine Beschreibung unseres allbekannten Reineke dürfte in diesem Werke ziemlich überflüssig sein, doch ist hervorzuheben, daß die Färbung im allgemeinen und an den einzelnen Körperteilen erheblichen Schwankungen ausgesetzt ist. Die Oberseite ist bald mehr gelblich, bald mehr rötlich, mehr oder minder, besonders in der hinteren Körperhälfte, weißlich

gestichelt. Auch die Ausdehnung der schwarzen Zeichnung an den Läufen ist verschieden, sie kann sogar fehlen. Nicht selten ist der Balg stark mit schwarzen Grannen durchsetzt, so daß er wie angesengt aussieht (Brandfuchs, Kohlfuchs). Unter Umständen können die schwarzen Grannen die sonst weißen Partien des Balges ganz verdrängen. Selten ist der sog. Kreuzfuchs, bei dem sich ein über der Rückenmitte verlaufender, dunkler Streif mit einem ebenfalls dunklen Schulterstreifen kreuzt. Im Norden von Rußland, Sibirien und Nordamerika kommen die als kostbares Rauhwerk geschätzten Silber- und Blaufüchse vor. Als Abnormitäten kennt man weiße, semmelgelbe, rötliche, schwarze und gescheckte Füchse. Geschlechtsverschiedenheiten bedingen keine Unterschiede in der Färbung, die Jahreszeiten insofern, als der Winterbalg wegen der stärkeren Unterwolle viel dichter, meist auch lichter, mehr hellgestichelt ist. Die neugewölften Füchse tragen einen rußgrauen, weichen Balg, an dem sich früh schon die weiße Blume zeigt; allmählich wird die Färbung mehr und mehr rostfarbig, der weiße Brustlatz tritt auf und schon im Hochsommer ist das Kleid dem der alten Füchse sehr ähnlich. Die Maße der Füchse wechseln beträchtlich; ein starker Rüde mißt von der Nase bis zur Blume etwa 100 bis 120 cm, Fähen sind geringer, auch sind individuelle Stärkenschwankungen zu bemerken bei gleichalterigen Stücken desselben Geschlechtes. Das Gewicht dürfte zwischen 6 und 8 kg schwanken, ist also ebenfalls recht verschieden. Der Brustumfang eines ausgewachsenen Fuchses beträgt 28 bis 34 cm.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung des F. ist sehr weit, denn sie erstreckt sich von Skandinavien bis ins Mittelmeergebiet, zieht sich durch ganz Nordafrika und durch ungefähr das ganze nördlich vom Himalaja gelegene Asien. Zum Teil hat man versucht, innerhalb dieses großen Gebietes verschiedene Arten von F. zu unterscheiden, aber es kommen so viele Übergänge vor, daß die Begrenzung der gedachten Arten sehr schwierig ist. Dagegen werden die nordamerikanischen F. besonderen Arten zugerechnet. Große Ansprüche an sein Wohngebiet stellt Reineke nicht, er versteht es vielmehr, sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen. Am liebsten hat er Abwechslung von Wald und Feld, doch scheut er auch nicht Steppen- und Sumpfgebiete, sofern er nur Schlupfwinkel irgend welcher Art und selbstverständlich Fraß findet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

In bezug auf Fraß ist der F. nicht sehr wählerisch. Vom Käfer bis zum Rehkitz, vom jungen Nestvogel der bodenbrütenden Singvögel bis zum Auerhahn und zur Wildgans ist ihm alles recht; auch Reptilien, Amphibien und Fische, sowie Beeren und Obst nimmt er, und zur rauhen Winterszeit treibt ihn der Hunger sogar in die Nähe der Dörfer, seinen Magen mit häufig unverdaulichen und ungenießbaren Dingen zu füllen. Nicht verschwiegen werden soll, daß Mäuse einen sehr bedeutenden Teil seines Fraßes ausmachen, doch ist der an Junghasen, Federwild usw. angerichtete Schaden ein sehr beträchtlicher. Ganz besonders fühlbar wird die Beeinträchtigung der Niederjagd zur Zeit, wenn die Fähe Junge mit Fraß zu versorgen hat. Da findet man oft zahlreiche Reste von Hasen, Hühnern, Enten, Fasanen, Hausgeflügel, sogar Rehkitzen beim Bau. Andrerseits ist die Einwirkung des F. bei Seuchen, besonders des Niederwildes (Hasen), von Bedeutung, da er durch Beseitigen erkrankter Stücke zur Unterdrückung der ansteckenden Krankheiten beiträgt. Wiederholte Beobachtungen haben gezeigt, daß z. B. Hasenseuchen in fuchsreinen Revieren heftiger wüten als anderswo. Die Roll- oder Ranzzeit des F. fällt in den Winter von Ende Januar bis gegen den März je nach der Witterung, in milden Wintern früher, in strengen später. Die Rüden folgen der rennenden Fähe weithin durch Feld und Wald und kämpfen um der Minne Sold. Die Begattung vollzieht sich wie bei den Hunden, ob innerhalb oder außerhalb des Baues, war lange strittig; wahrscheinlich kommt beides vor. Die Tragezeit dauert etwa 9 Wochen, die Wurfzeit fällt meist in den April, gelegentlich auch früher, selbst in die Mitte des Februar oder später. Die Zahl der Welpen eines Wurfes kann bis 13 betragen, meist sind es aber nur 4 bis 7 Stück. Ob der Rüde sich an der Versorgung der Jungen mit Raub beteiligt, ist eine viel umstrittene Frage. Regel ist es sicher nicht, denn von einem eigentlichen Familienleben ist bei Reineke, der nach der Rollzeit wieder seine eigenen Wege geht, nicht die Rede. Die einfache, mehrfach beobachtete Tatsache, daß ein Rüde Fraß nach einem Bau schleppte, ist nicht beweisend dafür, daß er ihn Jungfüchsen zutragen wollte. In einzelnen Fällen scheint es allerdings festzustehen, daß nach dem Wegfangen oder Abschießen der Fähe von den Jungen — nebenbei bemerkt, eine unwürdige Grausamkeit, falls nicht umgehend die Jungfüchse gegraben werden — ein Rüde dem vor Hunger winselnden Geheck Fraß zutrug. Sprichwörtlich ist bekanntlich die Schlauheit des F., aber bei schärferem Zusehen zeigt sich, daß bei der Verbreitung der Meinung von den hohen Geistesgaben des F. viel Voreingenommenheit mitspielt. Man hat

sich eben daran gewöhnt, alle Handlungen des F. aus dem angedeuteten Gesichtswinkel zu erklären, und er ist auch ohne Zweifel ein hochbegabtes, mit scharfen Sinnen ausgerüstetes Tier. Aber andrerseits macht er auch dumme Streiche und steht keinenfalls an Intelligenz turmhoch über allen anderen Tieren. Er vernimmt, äugt und wittert sehr scharf, so daß man beim Treiben, wo F. vorkommen, sich behutsam anstellen und auf seinem Stande sehr ruhig verhalten muß. Andrerseits läßt sich Reineke leicht durch das nachgeahmte Quieken der Maus, auch wenn es nicht sonderlich naturgetreu war, wie auch mit der Hasenquäke anlocken; auch läßt er sich gelegentlich verleiten, an sonnigen Herbsttagen ein Schläfchen im Freien zu halten, wobei er dann wohl mal überrascht wird. Der Fuchs ist selbst bei ungünstigem Wetter meist außerhalb des Baues, nur zur Ranzzeit und wenn die Fähe Junge hat, ist dies anders. Stimmlaute hört man selten vom F. Im Winter bellt er, besonders in kalten Nächten und zu Beginn der Rollzeit; gefangene oder in die Enge getriebene F. keckern den Hund oder den Jäger an und nur selten läßt bei schmerzhaften, knochenzerschmetternden Schüssen der F. ein förmliches Klagen hören. Junge Füchse winseln, ebenso tun dies zuweilen gefangen gehaltene Füchse beim Nahen ihres Pflegers. In seinen Bewegungen ist der F. elegant und geschmeidig, auch versteht er sich meisterhaft auf das Beschleichen seines Raubes. Seine gewöhnliche Spur verläuft in einer geraden Linie, alle Tritte hintereinander, er schnürt. Die Fluchtspur ähnelt der des Hundes, beim langsamen Schleichen schränkt er, d. h. die Tritte des rechten und linken Laufpaares stehen seitlich weiter voneinander als beim Schnüren. Seine Schnelligkeit und Ausdauer in der Flucht sind bedeutend, ebenso sein Sprungvermögen; sogar zu klettern vermag er, denn wiederholt sah man ihn auf schräg stehenden Bäumen oder Kopfweiden liegen. Schwimmen kann der F. selbstverständlich auch, doch

1. Fuchs, schnürend. (1/10 nat. Gr.)

sucht er freiwillig das nasse Element nicht auf. In der Gefangenschaft ist er leicht zu halten, doch wird er, selbst jung eingefangen, nie völlig und dauernd zahm.

Über das Alter, das ein F. erreichen kann, sind sichere Beobachtungen nicht bekannt und auch äußerst schwierig anzustellen. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Reineke in bezug auf seine Lebensdauer annähernd mit dem Haushund übereinstimmt, wenn es auch wohl wenige F. gibt, die auf natürliche Weise an der oberen Daseinsgrenze eingehen. Feinde hat der F. außer Mensch und Hund unter den höheren Lebewesen bei uns nicht. Höchst selten mag es vorkommen, daß innerhalb der Grenzen Deutschlands ein Stein- oder Seeadler einen F. schlägt, während ihm in anderen Ländern außer den starken gefiederten Räubern auch Wolf, Luchs und vielleicht Bär gelegentlich nachstellen. Dagegen beherbergt er eine große Menge Parasiten, äußerlich Flöhe, Holzböcke (Zecken) und Milben, nicht selten auch Räudemilben, und innerlich eine stattliche Reihe von Eingeweidewürmern, wie Bandwürmer, Leberegel, Fadenwürmer und zuweilen auch Trichinen.

Jagd.

Der Jäger muß zunächst die Spur des zu jagenden Wildes unterscheiden können, dann wird er finden, daß die des Fuchses derjenigen eines Hundes von gleicher Stärke sehr ähnlich sieht, aber etwas länglicher ist. Im langsamen, schleichenden Gang schränkt der F., d. h. die Spuren stehen mehr nebeneinander, und die hängende Standarte läßt leichte Abdrücke zurück, die sich im hohen Schnee deutlich erkennen lassen; wenn er trabt, so schnürt

Hinterläufe. Vorderläufe. Hinterläufe. Vorderläufe.

2. Fuchs, flüchtig. (1/10 nat. Gr.)

er, die Tritte stehen alsdann in einer geraden Linie hintereinander; ist er flüchtig, so sehen wir die gewöhnliche Galoppspur des Hundes vor uns (vgl. die Abbildungen 1 u. 2). Auch Schußzeichen sind am beschossenen Fuchse sicher festgestellt. Schreckt er zusammen, geht aber mit geschwungener Standarte flüchtig vorwärts, so ist er sicher gefehlt. Geht er aber nur gezwungen, weniger flüchtig, hält er die Standarte steif aufwärts oder schräg weg, so deutet dies auf Krampf, dann ist er schwer krank und geht nicht mehr weit; stürzt er im Feuer, geht aber sogleich flüchtig und ungezwungen davon, so ist er leicht angeschossen, und nur ein starker, schneller, scharfer Hund wird ihn stellen, bzw. abwürgen. Ist ihm ein Vorderlauf zerschossen, was man an dessen schlenkernder Bewegung erkennt, so entkommt der F. meist, schneidet ihn sich auch wohl ab; ähnlich verhält es sich beim Schuß auf den Hinterlauf, nach welchem er beißt, wie in die Flanken beim Weidwundschuß. Er ächzt bei tödlicher Verletzung mitunter kurz auf, bei Röhrenknochenschüssen klagt er manchmal. Wenn ihn in seiner Hilflosigkeit ein Hund angreift, so keckert er ihn wütend an, wobei er die Gehöre zurücklegt und drohend das gefährliche Gebiß zeigt.

Die Suche auf den F. auf dem Schnee ist, wenn man ortskundig ist, oft nicht ohne Erfolg; selbst bei fallendem Schnee kann man sie derart ausüben, daß man die Felder abgeht und namentlich Steinlöcher, sog. Mergel- oder Lehmkuhlen, Remisen und ähnliche Schlupfwinkel absucht; denn bei solchem Wetter beschleicht der F. die im Lager eingeschneiten Hasen sehr gern, drückt sich dabei zeitweise in den genannten Örtlichkeiten und ist dabei mehrfach überrascht worden. Ein Hund ist dabei nicht notwendig, angenehm jedoch, wenn er sehr leichten Appell hat und nicht weit Feld nimmt, hauptsächlich aber, wenn er den etwa angeschossenen F. scharf jagt, eventuell abwürgt und apportiert. Darf man dies nicht mit Sicherheit vom Hunde erwarten, so läßt man ihn lieber zu Haus. Ihn dabei an der Leine zu führen, ist gänzlich zu verwerfen, da oft der F. plötzlich herausfährt und der Hund dabei unwillkürlich dem Jäger durch Anrücken der Leine den Schuß verdirbt. Sehr gern liegt der F. auch an sonnigen Lagen auf Erlenstubben, Grasbülten und schläft dabei oft sehr fest, so daß er beschlichen werden kann, wozu aber ein geübtes Auge gehört.

Am meisten ist Meister Reineke jedoch auf der Treibjagd zu berücken, besonders wenn der Jagdleiter die Fuchspässe gut kennt und mit zuverlässigen Jägern besetzt, d. h. mit solchen, die nicht nur im Holz sicher schießen, sondern auch die Kardinaltugend ihr eigen nennen, unverbrüchlich still auf ihrem Posten zu stehen; wer dies nicht kann, bald rechts, bald links tritt oder den Kopf hin und her bewegt, wird die Fuchsjagd sicher verderben; stillstehen, schnell zielen und gut abkommen muß die Devise eines guten Fuchsjägers im Holz sein. Meist kommt der F. nach Beginn des Treibens zuerst, doch nicht immer; hat er irgendwie Wind bekommen oder gar einen Schützen eräugt, so schleicht er zurück und läßt sich von den Treibern nur langsam vorwärts bringen, schleicht sich schließlich zwischen ihnen durch oder überspringt in größter Flucht den Raum zwischen den Schützen, drückt sich sogar noch hart am Rand unter irgend welcher Deckung und paßt, indem er den nächsten Schützen beobachtet, den geeignetsten Moment ab, mit einigen Sprüngen aus dessen Bereich zu kommen. Großer Lärm ist bei jeder Treibjagd vom Übel, auch beim F., und Zurufe, wie „Achtung!“, „Hab' Acht!“, nur schädlich; möge jeder Jäger selbst Augen und Ohren offen halten.

Ist die Hasenjagd schon geschlossen, so werden Treiben bloß auf Füchse am Platz sein, die man vorher mit den auf Hasen vorteilhaft vereinigte; hat jedoch die Rollzeit begonnen, so bieten sie wegen des unstäten Umherlaufens der Füchse wenig Erfolg, dagegen um so größeren das Sprengen aus den Bauen, in welchen oft 2 bis 3 Füchse bei der Fähe stecken. Sehr vorteilhaft belegt man die Röhren mit Fuchshauben und läßt nun den Teckel einfahren. Bald wird man, durch das Gepolter im Bau zur gespannten Aufmerksamkeit angeregt, einen F. in die Haube fahren sehen oder ihn schießen; im ersteren Fall wird er sofort totgeschlagen und die Haube still und schnell wieder geordnet, und erst, wenn der Teckel herauskommt und zum Einfahren keine Lust mehr zeigt, darf man den Bau für leer ansprechen. Hat man keine Fuchshauben, so muß man sich so anstellen, daß man den ganzen Bau gut überschießen kann; selbstverständlich ist hierbei von Vorteil, wenn 2 bis 3 Genossen sich dazu zusammenstellen und über die Schießrichtung einigen, um Unglück zu verhüten; nur gute, firme Schützen sind hierzu brauchbar. Die Röhren bis auf eine oder zwei zu verreisern, ist nicht ratsam, da der F. durch den etwa vorliegenden Hund am Springen verhindert werden kann oder schließlich den Hund überrennt und arg schlägt.

Der Anstand hat nur Erfolg, wenn man den Fuchspaß genau und wenigstens annähernd die Zeit kennt, zu der ihn der F. benutzt. Man kann den F., vorausgesetzt, daß man gegen den Wind steht, reizen und zwar auf etwa 300 Schritt durch das auf der

Hasenquäke hervorzubringende Klagen eines Hasen, näher durch das Gezwitscher einer Maus; gute Deckung und sonstige Vorsicht sind aber sehr anzuraten, da der F. beim Anlaufen scharf sichert. Aus der Luderhütte, wozu die Krähenhütte gute Verwendung bietet, schießt sich der F. in mondheller Winternacht sehr leicht, vorausgesetzt, daß der Wind gut ist; gegen die oft grimmige Kälte muß der Jäger aber gerüstet sein, denn gelegentlich geht manche Stunde hin, ehe Reineke auf der Bildfläche erscheint.

Ein Hochgenuß für den berittenen Jäger ist die Hetze mit Windhunden; der F. ist bei weitem nicht so flüchtig wie der Hase und wird daher eher gegriffen als dieser, vorausgesetzt, daß kein Buschwerk in der Nähe ist, welches ihn den Blicken dieser Hunde entzieht, die nur aufs Auge jagen und sofort die Jagd aufgeben, wenn der Fuchs ihnen entrückt ist. Sie müssen aber scharf anfassen, sonst schlägt sich der F., der ihnen gern nach der Nase fährt, durch. Ebenso interessant ist die Hetze mit diesen Hunden in mondhellen Nächten bei Schnee und besonders auch zur Rollzeit. Man bespannt dazu einen gewöhnlichen Schlitten mit zwei flotten Pferden, nimmt die Hunde hinein, bedeckt sie mit Decken, was sie sich gern gefallen lassen, und fährt auf die Felder hinaus; die Füchse scheuen solches Fuhrwerk wenig, lassen es daher oft nahe herankommen, und ist dies geschehen, so hebt man schnell die Decken und hetzt die Hunde an, vor denen Reineke sehr bald verloren ist. Natürlich muß man das Gelände sehr genau kennen, damit die Pferde nicht verunglücken; ein gelegentliches Umstürzen und kaltes Schneebad darf dem Jäger den Humor freilich nicht verderben. Selbst die Pferde nehmen, wenn sie das Geschäft kennen, so teil daran, daß sie von selbst den jagenden Hunden folgen und oft schwer zu halten sind.

Diese bisher beschriebenen Jagdarten gelten dem ausgewachsenen, alten F.; ebenso wichtig ist und noch verderblicher wird diesem Diebesgeschlecht aber das Vertilgen der Jungfüchse zunächst und hauptsächlich durch das Graben der Baue. Jeder rechtschaffene Jäger muß alle Baue seines Reviers kennen und wissen, wo Jungfüchse ausgekommen sind, was die umherliegenden Reste von Tieren, der Aasgeruch aus der Hauptröhre, auch die in dieser herumkriechenden Aasfliegen kundtun. Man gräbt die Jungfüchse am besten, wenn sie etwa drei Wochen alt sind; ältere lassen sich von den Dachshunden zu schwer herausschleppen, was aber nötig ist, um sich von dem Ergebnis überzeugen zu können. Meist steckt zu dieser Zeit auch die Fähe bei ihnen im Bau, die dann gleichzeitig ihrem Geschick verfällt. Man läßt den Hund einfahren, nachdem man die Nebenröhren verreisert hat, und bald wird er mit einem gewürgten Füchslein erscheinen und wieder einfahren; man gebe acht, ob er, wenn er nicht wieder herauskommt, Standlaut gibt; dann und dort schlage man ein, wie beim Dachs gezeigt wurde. Von einer Jagd im Bau, wie beim Dachs, oder gar vom Sprengen alter Füchse ist hier kaum die Rede, da die Jungen sich im Kessel zusammendrängen und die Alte keinen Augenblick von ihnen weicht; nur wenn diese schon viel älter sind, kann ersteres wohl vorfallen. Sie verteidigt und deckt mit ihrem Leibe ihre geliebten Jungen bis zum letzten Lebenshauch. Hat man einen Hochstand in der Nähe, so kann man von diesem aus die Jungen schießen, die bei sonnigem Wetter gern vor dem Bau spielen; oft glückt ein Schuß auf mehrere gleichzeitig, wenn sie sich balgen. Wichtiger aber ist es, die alte Fähe abzuschießen. Sind die Jungfüchse noch schwach, so erscheint auch die Fähe in kürzeren Zwischenräumen bei ihnen als später, wo sie oft halbe Tage lang wegbleibt. Beim geringsten Verdacht fahren die Jungfüchse schnell ein und selbstverständlich auch nach einem Schuß, bald aber steckt einer nach dem anderen sein Gesicht wieder zur Röhre hinaus, ja, sie sollen sogar einen geschossenen zu fressen versuchen; je älter, desto vorsichtiger und mißtrauischer werden sie. Stehen dem Jäger keine Hunde zu Gebote, so gräbt er vor der Röhre eine Grube mit senkrechten Wänden und überdeckt das Ganze mit Reisern bis zur Verfinsterung; die Jungen fallen dann hinein, wenn sie ausfahren wollen, und gelegentlich fängt man auch die Fähe in der Grube, wenn sie den klagenden Jungfüchsen zu Hilfe kommen will (s. *Fanggrube*).

Fang.

Der Fang des Fuchses erfordert eine besondere Kenntnis seiner Lebensweise. Trotzdem der Fuchs am Tage meistens im Walde steckt, ist er auf dem Felde sehr viel leichter zu fangen als im Walde; obgleich er im Bau geworfen ist und häufig darin steckt, gehört der Fang des Fuchses in Kasten- und Prügelfallen, im Gegensatz zu anderen Höhlenbewohnern, zu den größten Seltenheiten. Zum Fange des Fuchses benutzt man daher der Regel nach nur Fangeisen, und zwar den Schwanenhals oder das Berliner Eisen, den deutschen Schwanenhals und das Tellereisen. Um den Fuchs nach dem Fangplatze zu ködern, benutzt man sog. Witterungsbrocken, die man als Kirrbrocken lose auf den Platz legt, als Abzugs- oder Fangbrocken bei Abzugseisen (beide Schwanenhälse) an die Abzugsvorrichtung bindet oder als Fangbrocken bei Tellereisen nach der Seite legt, woher der

Wind kommt. Die Brocken sollen aus Fraß bestehen, dem man auf natürliche oder künstliche Weise eine scharfe, dem Fuchse auffallende, angenehme Witterung beibringt. Da der F. sowohl frisches Fleisch wie auch Luder und sonst so ziemlich alles Genießbare, das er mit den Sehern, noch mehr aber mit der Nase findet, frißt, so eignet sich alles Derartige zum Kirren und Fangen. Das frische Fleisch von zahmem Vieh, Geflügel, Wildbret, auch Fische usw. wittern nicht scharf genug; man läßt es daher in Fäulnis übergehen oder anbrüchig werden, damit es stärker rieche und weiter gewittert werden kann. Um auf künstliche Weise dem Fraße schärferen Geruch beizubringen, benutzte man früher und auch jetzt noch alle möglichen scharfriechenden Zutaten, die man mit dem Fraße roh mengte; auch kochte oder briet man Zutaten, von denen der Fuchs viele gar nicht fressen würde, wenn er sie fände. Am häufigsten kommen in den alten Witterungsrezepten Zutaten vor, wie Schweine- oder Gänsefett, Honig, Zwiebel, Schale vom Nachtschatten (Mäuseholz, Solanum dulcamara), Foenum graecum, Veilchenwurzel, Anisöl, Fenchelöl und Kampfer. Sie alle haben den Zweck, durch ihren scharfen Geruch dem unter Wind nach Fraß suchenden Fuchs aufzufallen. Der F. wird dort, woher der Geruch kommt, Fraß vermuten und darauf losschnüren, die Kirrbrocken trotz der Zutaten fressen und beim Aufnehmen eines Fangbrockens sich fangen. Jeder Brocken, den der Fuchs frißt, nachdem er ihn möglichst weit gewittert hat, ist gut zum Fang. Keine Witterung der Welt leistet Übernatürliches, denn keine Witterung wirkt weiter, als sie dem Fuchs durch den Wind, der den Brocken berührt, in die Nase geweht wird. Daß in Fett und mit Zwiebel usw. gebratenes oder gekochtes Fleisch der Fuchsnase angenehm auffällt, ist sehr natürlich. Es ist aber nicht nötig, daß das Fett Gänse- oder Schweineflomen sind; für den Fuchs, der allen Dung nach Fraß durchsucht, genügt auch das billige amerikanische Schmalz zum Braten. Das Fleisch, welches man roh, gekocht oder in Fett gebraten zu Brocken nimmt, können Rehläufe, Hammelpfoten, Katzenfleisch und auch Stücke vom Fuchskadaver (Kern), den der Fuchs sehr gern frißt, sein, außerdem nimmt man Hering, Fische, Brot usw. Da der Fuchs auch gern, wie jeder Hund, Wurst frißt, so kann man ihn z. B. mit der scharfriechenden Leberwurst sehr gut kirren und fangen. Wer damit kirrt oder fängt, benutzt bewußt oder unbewußt statt Foenum graecum, Mäuseholz, Honig oder Kampfer die der Leberwurst eigenen Zutaten, wie Zwiebel, Majoran und Thymian (Wurstkraut), als Witterung und das Wurstfleisch als Fraß. Die frischen Hammelpfoten usw. frißt der Fuchs ja sehr gern, er wittert sie nur nicht weit. Sind sie aber mit scharfriechenden Sachen bereitet, so bilden die Hammelpfoten den Fraß, die Zutaten den Geruch, die Witterung. Wenn später der natürliche Aasgeruch hinzukommt, wittert der Fuchs die Brocken noch viel weiter. Die Rezepte zur Bereitung der vielen alten Fuchswitterungen, deren nach Lot und Quentchen genau abgewogene Bestandteile in neuen irdenen Töpfen auf Feuer von Birkenholz 3 bis 4 Stunden lang gekocht und mit silbernem Löffel umgerührt werden mußten, werden hier als Aberglauben übergangen. Nur folgende, verhältnismäßig einfache Witterungen seien aufgeführt. Nachdem man sich je nach Bedarf Hammelpfoten verschafft hat, schärft man sie mit einem scharfen Messer zwischen den Schalen der Länge nach bis zum Knochen auf und zerkleinert die Pfoten mit Haut und Haaren. Diese Stücke legt man in einen glasierten, irdenen Topf, den man alle Jahre zum Kochen und Aufbewahren der Witterung benutzt, und gießt so viel Wasser hinein, daß die Stücke gerade damit bedeckt sind. Der Topf darf aber nicht bis zum Rande mit Brocken gefüllt werden, da sie beim Kochen quellen. Nachdem die Brocken ungefähr eine Viertelstunde unter Umrühren gekocht haben, nimmt man den Topf vom Feuer und schüttet für 5 Pf. Foenum graecum, für 5 Pf. gestoßene Veilchenwurzel, ein bohnengroßes Stückchen Kampfer (geschabt) und einen Eßlöffel voll Honig in die heiße Brühe und rührt alles um, so daß sich der Honig und die anderen Zutaten auflösen. Dann bindet man Papier oder einen Lappen über den Topf und stellt ihn dort hin, wo er nicht kalt, sondern eher warm steht. Wer dem Fuchse lieber Gebratenes bieten will, zerläßt auf der Herdplatte in irgend einem Gefäß ein Quantum amerikanisches Schmalz und legt Zwiebelstücke hinein. Wenn diese gelb geworden sind, nimmt man das Gefäß vom Feuer und schüttet die oben genannten Zutaten hinein. In dieses Fett kann man Brocken von Hammelpfoten, Katzenfleisch, Fuchskadavern, Heringsstücken, Brot usw. legen oder auch schon mit dem Fett braten. Diese Kunst- bzw. Apothekenwitterung ist einfach und billig. Sie erfüllt den Zweck, dem Fuchs, der unter Wind an den Brocken vorbeischnürt, auf weite Entfernung aufzufallen. Dadurch geködert, findet er den Hammelpfotenbrocken als Fraß. Liegt vor dem Brocken ein Tellereisen oder ist ein Brocken an den Abzug des Schwanenhalses gebunden, so fängt sich der Fuchs dabei. Will man sich die Arbeit des Kochens oder Bratens nicht machen, so kann man auch die rohen Hammelpfoten usw. mit Foenum graecum

bestreuen und die Brocken, fest in einen Topf verpackt, warm stellen. Nach einigen Tagen hat man eine vorzügliche, billige Witterung. Katzenfleisch, Hammelpfotenstücke, Stücke vom Fuchskern usw., die man mit dieser Witterung anfeuchtet und warm stellt, bis sie stinken, also die natürliche Auswitterung haben, genügen ebenfalls. Die mit oder ohne Balg in Pferdemist gegrabene Katze ist ungefähr dasselbe. Alle wertlosen Fische und Fischabfälle in ein Gefäß geworfen, werden, wenn sie warm stehen, bald so stinken, daß sich die Masse als Witterung vorzüglich eignet. In diese Fischwitterung kann man als Fraß auch Fleischstücke, Brotbrocken usw. legen und sie als Kirr- und Fangbrocken benutzen.

Um die Fuchsfangplätze anzulegen, geht man Ende September oder Anfang Oktober mit einer Kartoffelhacke oder einem kleinen Spaten und einem Sack, in welchem Pferdedung ohne Stroh ist, aufs Feld und macht südwestlich bzw. südlich oder westlich einer Pflugfurche im Sturzacker, zwischen zwei Ackerschlägen, auf Wiesen, großen Kulturflächen usw., einen ungefähr 1 qm großen Platz eben, lockert ihn, wenn nötig, streut auf die Mitte Pferdedung und legt oben darauf die Brocken. Die nicht mit Pferdedung bedeckte Fläche bleibt zum Spüren frei. Auf größeren Schlägen, besonders auf Pflugland in der Nähe des Waldes, ist es gut, wenn man mit dem Pfluge von den beiden Ecken des Schlages zum Fuchsfange je eine glatte Furche nach der entgegengesetzten Ecke zieht, so daß sich beide Furchen in der Mitte kreuzen. Südwestlich des Schnittpunktes legt man dann den Fangplatz an. Man zwingt gewissermaßen alle Füchse, welche den Ackerschlag betreten und dabei, wie alles Wild, gern die glatte Furche als Weg benutzen, den Schnittpunkt der Furchen zu passieren. Dabei müssen sie, sie mögen kommen, von welcher der vier Seiten sie wollen, unter Wind an den Brocken vorbei. Durch das Schnüren in der tiefen Furche wittert der Fuchs die frei liegenden, in Nasenhöhe befindlichen Brocken leicht, betritt den Platz bzw. das Eisen und fängt sich. Die Hasen, welche auch die Furche benutzen, hoppeln in ihr ruhig weiter. Bei dem Legen der Tellereisen in die Furche oder im Schnittpunkt der Kreuzfurche fängt man mehr Nutzwild als Füchse. Daher legt man die Fangeisen nicht in die Furche, sondern in den Platz, der sich südwestlich neben der Furche oder Kreuzfurche befindet. Der Platz neben der Furche hat noch den Vorteil, daß man bei Revision der Fangeisen nach eingetretenem Schneefall beim Suchen nach dem Platz nicht das Fangeisen selbst abtritt. Diese Plätze eignen sich sowohl als späteres Lager für den Schwanenhals, den deutschen Schwanenhals, wie für das Tellereisen. Für den Schwanenhals kann man auch direkt zwei Lager, die Federn entgegengesetzt, ausschneiden und nach Wegschaffen des ausgehobenen Bodens die Vertiefungen mit Pferdedung ausfüllen. Besteht der Acker oder die Wiese aus schwerem Lehmboden oder trockenem Moorboden, so hebt man das Lager ungefähr 5 cm tief aus, schafft den Boden weg und füllt den Raum mit Sand aus, da sich Sand zum Legen und Bedecken der Fangeisen besser eignet als fetter Lehm- und Moorboden. Soll nur mit Tellereisen gefangen werden, so genügt es, den Boden in Größe des Tellereisens auszuheben und den leeren Raum mit Sand auszufüllen. Dauernd nasser Boden eignet sich überhaupt nicht zur Anlage von Fangplätzen, weil die Eisen zu naß liegen, einfrieren und schnell rosten. Der Pferdedung auf dem Fangplatze bezweckt das Anködern des Fuchses. Der Fuchs findet im Herbst, ehe es kalt wird, im Pferdedung häufig Mistkäfer, die er gern frißt, es friert auch bei schwachem Frost die bloße Erdbedeckung, so daß das Tellereisen häufig nicht ganz zuschlägt. Wenn trockener Pferdedung über der trockenen Erdbedeckung liegt, so friert weder jener noch die Erdbedeckung. Wo viele Krähen sind, tut man bei Anlage der Plätze besser, den Pferdedung beim Tellereisenfang wegzulassen, da diese den Pferdedung nach Fraß durchsuchen und dabei die Brocken finden. Haben aber Krähen den Platz und die Brocken erst gespürt, so finden sie die letzteren auch, selbst wenn sie tief gelegt und mit Erde bedeckt sind. Das Bestecken des Platzes mit Krähenfedern und Anhängen einer toten Krähe hilft auf die Dauer auch nicht. Am besten ist es, wenn man Krähen im Tellereisen an den Tritten fängt, sobald recht viele in der Nähe sind. Auf das Geschrei der gefangenen Krähe kommen alle anderen der Umgegend zusammen, wobei man mitunter noch mehrere schießen kann. Solche schlechte Behandlung nehmen sie sehr übel. Wo Wald angrenzt, legt man, wenn möglich, die Plätze nicht unter 100 m Entfernung vom Walde an, da der Fuchs, wie alles Wild, beim Verlassen des Waldes am Abend wie beim Einpassieren am Morgen in der Nähe des Waldes sehr vorsichtig und mißtrauisch ist. Kirr- und Fangplätze, die zu nahe am Walde liegen, nimmt der Fuchs ungern an. Gut ist es, wenn man einige Schritte vom Platze entfernt einen Haufen Dung von etwa 30 bis 50 cm Höhe liegen hat. Man legt in seine Spitze außer den scharfriechenden Hammelpfotenbrocken Herings- und Fischabfälle, Knochen, Wurstschale usw. Von 30 bis 50 cm Höhe über dem Boden trägt der Wind die Witterung am weitesten in die Fuchsnase. An weit-

abliegenden Plätzen, die man nicht jeden Tag revidieren kann, gräbt man den *Luderschacht* senkrecht in den Boden und füllt ihn mit Kadavern von allem Raubzeug, Hasengescheide usw. Wo sich erst ein Fuchs gefangen hat und beim Umherziehen mit dem Eisen Losung hinterläßt und auch näßt, fangen sich bald mehrere Füchse. Hat ein Fuchs die Kirrbrocken genommen oder weiß man von früheren Jahren, auf welchen Plätzen sich am besten die Füchse fangen, hat man ferner Fangeisen genug, so legt man sie auch ohne vorher zu kirren. Auf dem Felde fangen sich Füchse sehr leicht, im Walde nur auf großen Kulturen, Blößen, Wiesen usw., aber auch dort nicht so leicht als auf dem Felde, wo ihnen das Finden von Fraß nicht so verdächtig ist, wie im Walde. Auf Saatfeldern schneidet man das Lager für das Tellereisen so groß ein, daß das Eisen darin liegen kann.

Die Ansichten über den Wert des Schwanenhalses und Tellereisens beim Fuchsfange gehen häufig auseinander. Die Vorzüge des Schwanenhalses bestehen darin, daß dieser den Fuchs häufig tötet, daß ein Stück Nutzwild, wenn es nicht zufällig mit den Läufen den Abzugsbrocken berührt, in oder auf das gespannte Eisen treten kann, ohne sich zu fangen, daß der Schwanenhals seiner stärkeren Feder wegen mäßigen Frost leichter durchschlägt als das mit schwächerer Feder versehene Fuchstellereisen und man daher mit dem Schwanenhals bei Frost länger fangen kann als mit dem Tellereisen. Das Tellereisen hat den Vorteil, daß es bei einem Preise von 6 M. einschließlich Kette und Anker nur den vierten Teil so teuer ist als der Schwanenhals, daß es nicht so gründlich gereinigt zu werden braucht, daß es leichter sich transportieren, spannen und legen läßt, weniger Deckmaterial braucht, daß es Menschen, stärkerem Wild, eigenen Hunden, Schweinen usw., die sich gegen den Willen des Fängers fangen, nicht gefährlich wird, daß es ohne Schaden wochenlang gespannt im Platze liegen kann, daß der Wechsel der Windrichtung nicht viel schadet (man legt danach einfach die Brocken um), daß der Fuchs nicht gekirrt zu werden braucht, daß der gefangene Fuchs mit dem mit Kette und Anker versehenen Tellereisen nach einem Graben, in ein Gebüsch usw. ziehen kann, wo er von Unberufenen nicht gesehen und daher nicht zugleich mit dem Eisen gestohlen werden kann, daß man, wo Krähen während des Tages die Brocken holen, diese morgens entfernen kann, um sie abends wieder zu legen. Über die Schmerzen, welche die in einem der beiden Eisen gefangenen Füchse zu erdulden haben, sind die Ansichten der Fänger und noch mehr der Laien auch sehr verschieden. Im allgemeinen wird der Fang mit dem Schwanenhals für humaner gehalten, als der Fang mit Tellereisen. Die Schmerzen des im Tellereisen gefangenen Fuchses werden meistens über- und die des im Schwanenhals gefangenen unterschätzt. Wenn die Bügel des Schwanenhalses den Schädel des Fuchses bei dem furchtbaren Schlage und der großen Kraft der Feder treffen, so verendet der Fuchs wohl schnell und schmerzlos. Fassen die Bügel aber von den Seiten den Hals so, daß die Halsschlagadern geschlagen oder gedrückt oder Genick und Drossel getroffen werden, so daß die Drossel nur teilweise zugeschlagen oder zusammengepreßt wird, so hat der Fuchs sehr große Schmerzen durch Blut- (Schweiß-)andrang bzw. Unterbrechung des Blutkreislaufes oder durch sehr langsame Erstickung zu erdulden. Die Qual des im kleinen Tellereisen gefangenen Fuchses wird im Gegensatz zu dem Fange im „humanen“ Schwanenhalse doch wohl häufig überschätzt. Selbstredend muß die Benutzung von Eisen mit Zähnen beim Fuchsfang vollständig ausgeschlossen sein, da das ganz unnötige Quälerei der gefangenen Füchse sein würde. Wo viel Nutzwild auf den Saaten usw. umhertritt und die Wahrscheinlichkeit seines Fanges in Tellereisen vorliegt, kann man natürlich nicht mit diesen fangen, sondern wird hier das Berliner Eisen oder den deutschen Schwanenhals zum Fangen von Raubzeug benutzen. Bei dem deutschen Schwanenhals ist es auch gleichgültig, woher der Wind kommt oder ob er sich dreht. Auf weit entfernten Fangplätzen, z. B. Kulturen, Wiesen usw., besonders wenn auch dort viel Nutzwild umherzieht, Menschen und Haustiere, denen der Schwanenhals gefährlich werden kann, aber nicht hinkommen, wird man zum Fuchsfange einen der beiden Schwanenhälse legen. Der Fänger muß das Fangen mit dem Berliner Eisen, dem deutschen Schwanenhalse und dem Tellereisen kennen und je nach Witterung, Örtlichkeit, Wildstand usw. wissen, welches Eisen an jede Stelle gehört.

Schwanenhals oder Berliner Eisen. Im September oder Anfang Oktober geht man vormittags mit dem gespannten und gesicherten Schwanenhals, den man in der Hand an der Feder so trägt, daß die Schlagseite der Bügel stets nach außen ist, dorthin, wo man die Fangplätze anlegen will. Dort legt man den Schwanenhals so auf den Boden, daß die Feder nach der herrschenden Windrichtung zeigt. Dann schneidet man die Form der Bügel, der Feder und der Pfeife von außen (der Bügel auch von innen) so in den Boden, daß auf beiden Seiten etwas Spielraum bleibt. Nun hebt man den ganzen Boden zwischen den mit dem Messer her-

gestellten Einschnitten so tief aus, daß das hineingepaßte Eisen etwas tiefer liegt als die Bodenoberfläche. Dann legt man unter die Bügelschraube, die Krapfen bzw. den Krapfenkamm und hinten unter die Mitte der Feder je einen flachen Stein, so daß das auf diese Steine gelegte Eisen nicht wackelt. Das Eisen, welches eine feste Steinunterlage hat, springt beim Zuschlagen besser, als wenn es auf weichem Boden liegen würde. Wenn das Eisen genügend tief liegt und auch alle Eisenteile im Lager etwas Spielraum haben, nimmt man den Schwanenhals heraus und füllt das ganze Lager mit dem Deckmaterial, welches aus gesiebter Ameisenspreu, trockenem, strohfreiem Pferdedung usw. bestehen kann, durch Andrücken der Füllmittel fest aus, so daß gegen die Bodenoberfläche weder Vertiefungen noch Erhöhungen entstehen. Nachdem man etwas Deckmaterial über den ganzen Platz gebreitet hat, damit die Form des Schwanenhalses nicht zu sehen ist und der Platz ein gleichmäßiges Aussehen hat, legt man dort, wo später der Fangbrocken zu liegen kommt, einen Brocken frei hin (wo Krähen sind, tut man gut, etwas Deckmaterial darüber zu streuen), außerdem vielleicht noch zwei Brocken weiter nach vorn zu. Den ausgehobenen Boden und das überflüssige Deckmaterial trägt man weg. Gut ist es, einige Schritte von diesem Fangplatz einen ebensolchen Platz herzustellen, bei dem die Feder nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung zeigt, damit man, wenn der Wind beim Legen des Schwanenhalses von der entgegengesetzten Seite weht, nie in Verlegenheit kommen kann. Gekirrt wird stets auf beiden Plätzen. Auf diese Weise legt man an anderen passenden Stellen noch mehrere Kirr- bzw. Fangplätze an. Hat der Fuchs die Kirrbrocken zwei- bis dreimal genommen und Losung als Quittung auf den Platz gelegt, so bindet man, nachdem der Schwanenhals gespannt und gesichert ist, an den durch die Pfeife gezogenen Abzugsfaden einen scharfriechenden Brocken, z. B. den Schuh mit Inhalt einer Hammelpfote, mit den bloßen Händen so an, daß der Brocken vor der Pfeife noch 2 bis 3 cm Spielraum hat und wickelt ihn, damit beim Tragen des Eisens von dem Brocken oder der Witterung nichts auf die Bügel oder die Bügelschraube fallen kann, in reines Papier. Der Schwanenhals kann leicht mit geruchlosem Fette gefettet sein, durchaus nötig ist es für die meistens kurze Zeit seines Liegens gerade nicht, da etwa entstehender Rost nach der Aufnahme des Eisens leicht zu entfernen ist. Mit dem Witterungsfette oder der Witterungsbrühe darf kein Teil des Eisens eingerieben sein, auch darf von dem scharfriechenden Fangbrocken nichts auf das Eisen fallen, da jeder vorsichtige Fuchs durch die aus dem Boden kommende Witterung dazu veranlaßt wird, an der Stelle zu kratzen, wobei er auf das Eisen kommen würde. Dieser Fuchs zieht dann den Fangbrocken nicht ab. Nur die Kirr- und Fangbrocken sollen riechen, weiter nichts. Man geht nun morgens oder vormittags mit dem so vorbereiteten Schwanenhals zu dem Fangplatz, dessen Federeinschnitt nach der Seite, woher der Wind kommt, liegt. Nachdem die alte Füllung, die meistens naß ist, aus dem Lager entfernt und die etwaige Losung vom Platze beiseite gelegt ist, legt man das Eisen so in das Lager, daß es auf den Steinen fest aufliegt. Nun legt man auf die Bügelschraube ein Stück Papier von der Farbe des Deckmaterials oder ein großes Eichen- oder Ahornblatt, damit sich beim Zusammenschlagen der Bügel kein Deckmaterial zwischen diese einklemmen kann. Dann füttert man die Bügel mit trockenem Deckmaterial fest ein, hierauf auch die Pfeife, richtet den Abzugsbrocken, von dem man die Papierumhüllung nimmt und unter den man etwas Deckmaterial legt, damit er bei Frost nicht so leicht anfrieren kann, legt auch die etwaige Fuchslosung dorthin, wo sie vorher lag und geht nun zur Arbeit am hinteren Teil des Schwanenhalses über. Hier legt man zunächst den Kontrafaden, der nach der Federseite zu besonders in die Abzugsöse gebunden war, in den ausgehobenen Raum der Feder, und legt ein Stück Papier von der Farbe des Deckmaterials, möglichst ebenso, wie das über die Bügelschraube gelegte, über den Krapfenkamm. Über das Schloß legt man am besten ein großes Eichen- usw. Blatt. Nun bedeckt man alles so mit dem Deckmaterial, daß man, wenn man mit der linken Hand den Kontrafaden straff zieht, die Sicherheitsschraube oder den Sicherheitsstift aus dem Schloß entfernen kann. Der straff gezogene Kontrafaden ist jetzt die einzige Sicherung des gefährlichen, mit den Bügeln hoch und nach hinten zu springenden Schwanenhalses. Wenn alles bedeckt ist, legt man den Kontrafaden lose in die Feder und füllt diese mit Deckmaterial aus. Alles überflüssige Material usw. wird auf oder in dem Sack, in dem man das trockene Deckmaterial mitgebracht hatte, weggetragen, so daß der ganze Platz unauffällig ist. Vor der Bügelschraube werden ein oder zwei Brocken ausgelegt und ebenso ein Kirrbrocken auf dem Platz mit dem entgegengesetzten Ausschnitt. Ist bald Schnee zu erwarten, so steckt man einige Schritte hinter der Feder ein dünnes Stöckchen unauffällig so in den Boden, daß dessen Spitze nach dem Platze zu zeigt, damit man bei Schnee diesen leicht findet. Wenn man den unverwitterten Schwanenhals am Morgen

oder im Laufe des Vormittags gelegt hat, so fängt sich der angekirrte Fuchs meistens in der ersten Nacht. Ist Schnee auf das Eisen bzw. den Platz gefallen, so fängt sich der Fuchs sehr sicher. Schwieriger ist dagegen der Fang, wenn das Eisen nach Schneefall gelegt und mit Schnee überworfen ist. Wenn ein ungekirrter oder reisender Fuchs am Abend früher als der gekirrte Fuchs zu dem Fangplatz kommt, so fängt sich jener. Wo noch viele Füchse vorkommen, ist es gar nicht nötig, erst lange zu kirren, jedenfalls kann man nach dem ersten Fange den Schwanenhals sofort wieder legen, da es nicht ausgeschlossen ist, daß mehrere Füchse die Kirrbrocken in den Nächten vorher angenommen haben und andere ungekirrte Füchse, die unter Wind in die Nähe des Platzes kommen, sich fangen können. Man kann den Schwanenhals auch auf den Platz, der südwestlich einer Furche zum Fange für Schwanenhals und Tellereisen eingerichtet ist, legen, ohne beim Kirren das Lager einzuschneiden. Die Feder wird dann beim Legen des Schwanenhalses genau dem Winde entgegengerichtet. Man hebt hier erst beim Legen die Form des Eisens aus und füttert dies dann mit dem Deckmaterial (trockenem Pferdedung) ein.

Muß das Eisen aufgenommen werden, nachdem es vielleicht über eine Woche gelegen hat, ohne daß sich ein Fuchs fing, um es zu reinigen und die Kraft der Feder nicht leiden zu lassen, so faßt man den Kontrafaden, der in der Feder liegt, und zieht ihn mit der linken Hand straff. Hierauf entfernt man mit der rechten Hand so viel Deckmaterial, bis man während des Straffhaltens des Kontrafadens die Sicherheitsschraube oder den Sicherheitsstift eingeschraubt bzw. eingesteckt hat. Nun hebt man an der Feder das gespannte Eisen aus dem Lager, ebnet das letztere mit der Hand und legt einen frischen Brocken zum Kirren auf den Platz. Dann bindet man von unten, also entgegengesetzt der Schlagseite der Bügel, ein Ende Bindfaden hinter den Fangbrocken, legt den aus dem Rucksack geholten Sack zwischen die Bügel, entfernt unter Straffziehen des Kontrafadens die Schraube oder den Stift und läßt durch Anziehen des längeren Bindfadens den Schwanenhals abschlagen. Man trägt den so abgeschlagenen oder auch den gespannten und gesicherten Schwanenhals an der Feder nach Hause, um ihn zu reinigen oder die Feder ruhen zu lassen.

Deutscher Schwanenhals. Beim Fangen mit dem deutschen Schwanenhals ist es gleichgültig, woher der Wind kommt, da das Eisen den Fuchs fängt, er mag kommen, von welcher Seite er will. Das Legen des deutschen Schwanenhalses ist für den Fänger nicht so gefährlich als das Legen des Berliner Eisens, da jener vier Sicherungshaken hat. Beim Legen des gespannten und fängisch gestellten deutschen Schwanenhalses schneidet man die Form des Eisens und der Schiene in den Boden ein, legt, nachdem man unter die Enden der Schiene und der Doppelfeder je einen flachen Stein versenkt hat, das Eisen in das Lager. Um zu verhüten, daß Deckmaterial durch das Abzugsloch fällt und der Fangbrocken an das Eisen anfriert, nimmt man ein Stückchen Papier von der Farbe des Deckmateriales oder ein Laubblatt, macht bis zur Mitte einen Schnitt hinein und schiebt das Papier oder das Laubblatt in den Schlitz bis zur Mitte zwischen dem Abzugsloch und dem Fangbrocken über den Abzugsfaden. Zuerst werden Schiene und Bügel, deren Oberfläche etwas tiefer liegen muß als die Bodenoberfläche, mit dem Deckmaterial bedeckt. Dann wird der Fangbrocken aufgerichtet, damit er frei daliegt. Nun schraubt man die Ösenschraube aus und bedeckt auch diese Stelle so, daß kein Deckmaterial durch das Schraubenloch fallen kann. Jetzt dreht man die Sicherheitshaken an der Stellschiene nach auswärts und verblendet diese. Zuletzt dreht man die Sicherungen an den Federschleifen nach auswärts und bedeckt sie mit dem Deckmaterial. Wird es aber vergessen, einen der vier Sicherheitshaken nach außen zu drehen, so gibt es natürlich einen Fehlfang. Beim Abziehen des Fangbrockens durch den Fuchs werden die im gespannten Zustande geraden Federn wieder entgegengesetzt gekrümmt. Dabei reißt der Abzugsfaden entzwei und der Abzugsbrocken fällt ab. Daher darf der Abzugsfaden nicht zu stark, aber auch nicht zu schwach sein. Die Stellschiene bleibt nach dem Fange im Lager. Damit lebend gefangene Füchse mit dem Schwanenhalse nicht zu weit schleppen können und der Fänger die Schleppspur leicht findet, ist es gut, vor dem Legen des Schwanenhalses einen Stein, Eisen usw. an die Öse, welche sich zu dem Zwecke an einem Ende der unteren Feder befindet, zu befestigen und beim Legen des Eisens zu verblenden. Beim Transport des unverwitterten deutschen Schwanenhalses zum Platze trägt man am besten den zu Hause gespannten und gesicherten Schwanenhals und die Stellschiene für sich. Das Einpassen der Stellschiene, das Sichern der beiden Bügel und das Stellen der Abzugsvorrichtung macht man dann an dem Fangplatze.

Tellereisen Nr. 11b. Zum Legen der Tellereisen geht man morgens oder vormittags nach dem Fangplatze. Die Eisen können im Rucksack getragen werden. Durch die Ankerringe zieht man die Schnur des Rucksacks und läßt die Anker draußen hängen,

da diese sonst das Gummifutter des Rucksacks zerreißen würden. Um das Tellereisen Nr. 11b (ob mit runden oder viereckigen Bügeln ist gleichgültig) am Fangplatze zu spannen, dreht man den Sicherheitshaken nach außen, tritt auf die Federschleife, drückt die beiden Bügel auseinander und dreht den Sicherheitshaken über die Federschleife. Nun räumt man den etwa vorhandenen Pferdedung etwas aus dem Wege, ebenso bringt man vielleicht dort liegende Fuchslosung beiseite. Dann legt man das gespannte und gesicherte Tellereisen so auf den Platz, daß die Federschleife nach der Richtung liegt, aus welcher der Wind kommt. Ist der Boden locker, also bei Pflugland, Roggensaat usw., so zeichnet man mit der Hand den Umkreis des Tellereisens ab und legt dasselbe so lange seitwärts, bis man mit der Hand eine Vertiefung ausgehoben hat, in welche das Eisen mit Kette und Anker hineinpaßt. Ist aber der Boden fest, so schneidet man mit dem Messer oder der Schneide eines kleinen Beils den Umfang des Eisens ein und lockert den Boden darauf. Etwaige kleine Steine usw., die beim Zuschlagen des Eisens hinderlich sein könnten, werden entfernt. Wenn das Lager ausgehoben ist, legt man unter die Enden der Feder und der Querschiene je einen flachen Stein und drückt oder klopft mit dem Beilchen oder dessen Stiel die Steine so herunter, daß das Eisen fest aufliegt und nicht wackelt. Dann stellt man den Anker hinter das Tellereisen in losem Boden aufrecht so hin, daß seine drei Bogen oben sind. Natürlich muß der Anker so tief stehen, daß er genügend hoch mit Sand bedeckt werden kann. Nun legt man den Überwurf über den betreffenden Bügel unter die Stellung am Teller und legt dann das fängisch gestellte und gesicherte Eisen auf die Steine in das Lager. Hierauf streut man, wenn der ausgehobene Boden Sand oder sandiger Lehm war, diesen, bei strengem Lehm- oder Moorboden mitgebrachten Sand mit den Händen zuerst über die Bügel, dann vorsichtig auf den Teller so, daß alles gleichmäßig unauffällig bedeckt ist und weder Erhöhungen noch Vertiefungen entstehen. Die Stelle, wo der Anker hinter der Federschleife steht und wo die zusammengelegte Kette sich befindet, wird mit Erde ausgefüllt. Die etwaige Fuchslosung legt man neben das Eisen auf den Platz. Wo bei Lehm- und Moorboden das Eisen mit Sand bedeckt ist, empfiehlt es sich, um dem Platz ein gleichmäßiges Aussehen zu geben, über den Sand eine dünne Lage feingeriebenen Lehm- bzw. Moorboden ohne Holzreste zu streuen, da die Farbe des Sandes besonders auf dem schwarzen Moorboden zu auffällig ist. Der Sicherheitshaken wird nun vorsichtig nach außen gedreht und verblendet. Lag Pferdedung auf dem Platze, so reibt man ihn mit beiden Händen (diese müssen natürlich über der Schlaghöhe der Bügel gehalten werden) sowohl über das Eisen wie über die Umgebung des Eisenlagers, so daß alles unauffällig und natürlich aussieht. Alle diese Arbeiten macht man der Regel nach so, daß man, mit dem Rücken gegen den Wind, vor der Federschleife des Eisens auf dem Sack kniet. Zuletzt legt man zwei Brocken mit den Händen ungefähr 30 cm nach der Seite, woher der Wind kommt, von der Mitte des Tellers; die beiden Brocken dabei eine Handbreit auseinander. Das Tellereisen darf nicht verwittert sein, da dies den Fuchs veranlassen würde, das Eisen bloßzukratzen. Den lebend gefangenen Fuchs tötet man durch kräftige, mit einem Stocke geführte Hiebe auf Nase und Hirnschale.

Schließlich sei noch das vielfach angefochtene V e r g i f t e n mit Strychnin erwähnt. Hierbei verendet der F. oft weit vom Platze und wird dann nicht gefunden. Das Vergiften gilt als unweidmännisch; aber auch der Landmann möge sich bei Anwendung des Giftes stets bewußt bleiben, daß er dabei seine Haustiere mitgefährdet (s. *Vergiften*).

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; R. v. Dombrowski, Der Fuchs; Lederstrumpf, Der Fuchs, seine Jagd und sein Fang, 3. Aufl.

Fuchsbau, die unterirdische Behausung des Fuchses.

Fuchsbrett, ein Brett, das zum Ausspannen und Trocknen des Fuchsbalges dient (s. *Balgbrett*).

Fuchseisen s. *Fallen IIIa* und *b*.

Fuchsente (Fuchsgans) s. *Enten VII, 1.*

Fuchsgarn s. *Jagdnetze*, Fallgarne.

Fuchsgraben, im Bau steckende alte oder junge Füchse mit Hilfe von Dachshunden, die sie im Bau stellen, derart fangen, daß man da, wo man den Laut des Hundes unter sich hört, nachgräbt, bis man auf den Fuchs kommt und ihn, da er nicht entfliehen kann, totschlägt, schießt oder mit der Dachszange lebend aushebt. Jungfüchse werden meist von dem Dachshund abgewürgt und herausgeschleppt; ist die alte Fähe bei ihnen im Bau, so stellt sie der Hund und man wird auch ihrer habhaft (s. *Fuchs*, Jagd).

Fuchshaube s. *Jagdnetze*, Deckgarne.

Fuchshetze, die Jagd auf Füchse mit Windhunden (s. *Fuchs*, Jagd).

Fuchshund (Foxhound), eine englische Hunderasse, die namentlich für die in England sehr beliebte Fuchsjagd (Hetze durch die Meute, der die Jägerei zu Pferde folgt) gezüchtet wird. Die Unterhaltungskosten der hervor-

ragendsten Meuten in England werden auf etwa 12 000 000 Mk. jährlich berechnet. In Deutschland sind die besten Meuten die Sr. Majestät des deutschen Kaisers, ferner diejenigen der Reitschulen in Hannover und München. Haar des F. kurz, dicht, derb und glänzend. Farben schwarz-weiß-rot, schwarzweiß, weiß und graubraun gestichelt, gelb, lohfarben oder schwarz mit weiß gemischt. Höhe etwa 50 bis 58 cm, Gewicht 28 bis 38 kg.

Fuchshütte (Luderhütte), eine Hütte nach Art der Krähenhütte, aus der man den Fuchs bei mondhellen Winternächten an zu diesem Zweck ausgelegtem Luder schießt.

Füchsin (Fähe), der weibliche Fuchs.

Fuchspaß (Fuchsriegel), der Weg, den Reineke innezuhalten pflegt; vgl. auch *Wechsel.*

Fuchsriegel s. *Fuchspaß.*

Fuchshund.

Fuchsschoner s. *Ketten.*

Fuchssprengen, das Hetzen der alten Füchse mit Dachshunden aus den Bauen, vor denen ein oder mehrere Jäger stehen und die springenden Füchse schießen. Erfolgt am besten in der Rollzeit; schnelles und sicheres Schießen ist erforderlich.

Fuchszange s. *Dachszange.*

Fuder Zeug, so viel Jagdtücher und Jagdnetze, als man auf einen Wagen laden kann. Gewöhnlich enthielt ein F. Z. zwei bis vier hohe Tücher, wozu noch die nötigen Geräte zum Stellen, als Archen, Windleinen, Stellstangen, Heftel, Stichel, Schlägel und Haken, verladen wurden.

führen, 1) gebrauchen, z. B. eine Flinte f.; 2) einen Hund f., ihn vor sich arbeiten lassen. — Der junge Hund wird abgeführt (s. *Dressur*).

Führung des Vorstehhundes s. *Dressur.*

Fuß der Vögel, wichtig, weil auf ihm eine zoologische Einteilung begründet wird. Man unterscheidet bei den heimischen Vögeln Füße mit:

I. Zehen ohne Schwimmhäute oder Hautsäume, höchstens mit kleiner Bindehaut an der Zehenwurzel oder völlig getrennt:

A. Nur 3 Vorderzehen, Hinterzehe fehlt — L a u f f u ß

B. Außer den 3 Vorderzehen auch die Hinterzehe nach vorn gerichtet — K l a m m e r f u ß

C. Zwei Zehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet — K l e t t e r f u ß

D. Die äußere oder innere (2. oder 4.) Vorderzehe nach hinten wendbar — W e n d e z e h e n f u ß

E. Drei Zehen stets nach vorn, eine (die 1.) stets nach hinten gerichtet:

a) Mittlere und äußere (3. und 4.) Vorderzehe bis über die Mitte mit einander verwachsen — S c h r e i t f u ß

b) Mittlere und äußere (3. und 4.) Vorderzehe nur am Grunde mit einander verwachsen — G a n g f u ß

c) Zwischen den Vorderzehen kurze Bindehäute, Laufbefiederung bis zum Fersengelenk — Gangbeine — S i t z f u ß

d) Zwischen den Vorderzehen kurze Bindehäute, Lauf oberhalb des Fersengelenkes ein Stück nackt — Watbeine — G e h e f t e t e r F u ß

e) Vorderzehen ganz frei, ohne Bindehäute und Verwachsung — S p a l t f u ß

II. Zehen mit Schwimmhäuten oder Hautsäumen:

A. Zehen an den Seiten mit ganzrandigen Hautsäumen — S p a l t s c h w i m m f u ß

B. Zehen an den Seiten mit lappigen, eingebuchteten Hautsäumen — L a p p e n f u ß

C. Vorderzehen durch Schwimmhäute miteinander verbunden:

a) Schwimmhäute bis zum Ende der Zehen — g a n z e r S c h w i m m f u ß

b) Schwimmhäute bis zur Mitte der Zehen — h a l b e r S c h w i m m f u ß

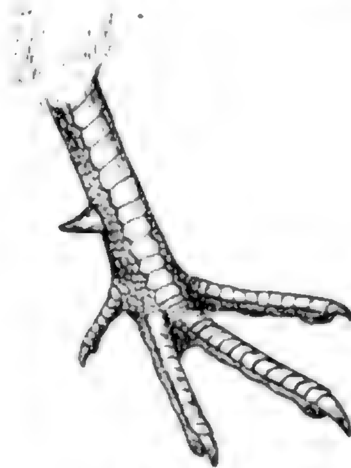
D. Alle vier Zehen durch Schwimmhäute verbunden — R u d e r f u ß

fußen, meist von Raubvögeln, wenn sie sich auf einem Baum, Stein usw. niederlassen; gleichbedeutend ist auf- oder anhaken; lassen sich andere Vögel auf den Boden oder Wasser nieder, so fallen sie ein.

Einige Vogelfüße.

I. Ohne Schwimmhaut.

1. Lauffuß.

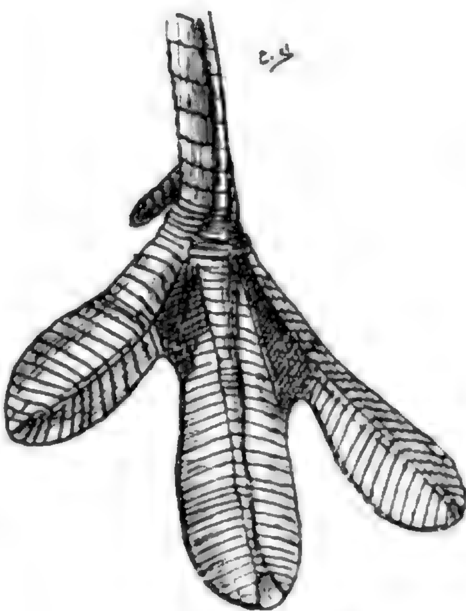


2. Sitzfuß.

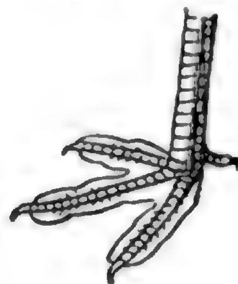
3. Geheftelter Fuß.

4. Spaltfuß.

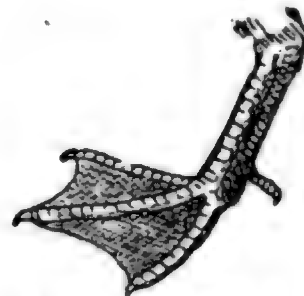
II. Mit Schwimmhaut.



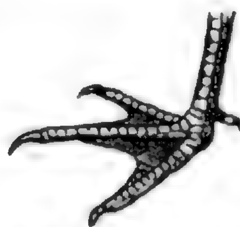
1. Spaltschwimmfuß.



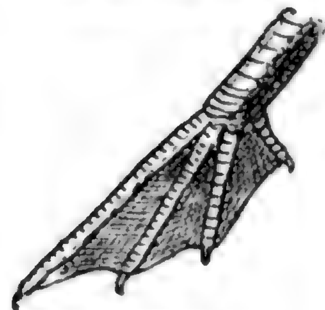
2. Lappenfuß.



3. Ganzer Schwimmfuß.



4. Halber Schwimmfuß.



5. Ruderfuß.

Futter, die Nahrung, welche der Jäger seinem Wild in Zeiten der Not reicht. Das F. muß dem Wilde gereicht werden, ehe dieses Not gelitten hat, also kümmert, damit es immer noch Kraft behält, neben dem F. sich einige Äsung zu suchen. Gänzlich abgekommenes Wild lediglich durch die Fütterung zu erhalten, ist sehr schwer, oft unausführbar. Die Hirscharten füttert man am geeignetsten mit Rüben, aller Art Wildobst, Mistel, Vogelbeeren, Kartoffeln, gutem Heu, ungedroschenen Hafergarben, getrocknetem Laub, gefällten Espen, Kastanien, Eicheln; Rehe nehmen fast ausschließlich nur Hafergarben, sehr gutes Heu, Futterlaub und Lupinen an; am wenigsten wählerisch ist das Damwild. Sauen füttert man am besten mit Eicheln oder Gerste, Mais, auch Hafer und Kartoffeln. Hasen gibt man Kleeheu oder Kohl, sowie dessen Strünke, auch Hafergarben; Feldhühnern und Fasanen Weizen, Gerste oder Buchweizen und Mais. Über Ort und Art des Fütterns s. *Fütterung*.

Futterkästen s. *Tröge* u. *Futterkrippen*.

Futterkrippen. Das Winterfutter wird mit Ausnahme des Rauhfutters dem Schalenwilde zumeist aus Krippen gereicht, die entweder unter den Raufen angebracht sind oder neben diesen stehen. Die gewöhnlichen Krippen bedürfen eines schützenden Daches. Als sehr zweckmäßig haben sich die vom Förster Schepper konstruierten „automatischen Wildfutterkrippen" erwiesen. Diese ähneln den bekannten transportablen Pferdekrippen. Sie sind aber mit einem Deckel versehen, der sich hebt, sobald ein Stück Wild auf das vor der Krippe dicht über dem Boden angebrachte Brett tritt. Wenn das Stück zurücktritt, schließt sich der Deckel automatisch. Die Schepperschen Krippen schützen das Futter vor Regen und Schnee, sowie vor Mäusefraß usw., lassen sich leicht reinigen und desinfizieren und sind schnell zu transportieren.

Futterraufe, Vorrichtung zur Aufnahme des dem wiederkäuenden Wild verabreichten Rauhfutters (Heu, Hafergarben usw.), um es nicht unter die Läufe, also in den Schnee usw. treten zu lassen. Die Raufen bestehen aus kreuzweise, in Form eines X verbundenen Hölzern; der untere Teil bildet den Fuß, an den oberen werden zwei Raufen befestigt, so daß sie am Kreuzpunkt zusammentreffen. Oben werden die Kreuze durch zwei hölzerne Winkel so verbunden, daß man auf ihnen ein kleines Dach zum Schutz gegen Nässe und Schnee befestigen kann. Unter der Raufe soll sich ein wagerechtes Brett befinden, um das heruntergerissene Heu aufzufangen. Man muß stets mehrere Raufen und diese so weit voneinander aufstellen, daß das schwächere Wild dem stärkeren ausweichen kann. Aus diesem Grunde empfiehlt sich die Anlage von *Heupuppen*. Für Rehe, die nicht gern an Raufen gehen, hängt man das Halmfutter an Sträuchern usw. so auf, daß es bequem erlangt werden kann; streut man es auf den Boden, so tun sich die Rehe gern darauf nieder, nehmen es aber alsdann nicht mehr an.

Futterschuppen. Um den täglichen Transport des Futters in den Wald zu vermeiden, baut man in der Nähe der Futterstelle einen einfachen hölzernen Schuppen auf, in welchem das Futter verwahrt wird. Ist das Revier groß, so daß man mehrere voneinander entlegene Futterstellen anlegt, so werden sich mehrere Schuppen empfehlen. Wie diese zu bauen sind, richtet sich sowohl nach Liebhaberei als nach den Mitteln des Jagdbesitzers; zierliche, mit Geweihen geschmückte Schuppen sind eine ansprechende Zierde des Waldes und können zur Sommerzeit als Herberge der Jäger benutzt werden. Jedenfalls müssen aber Dach und Wände dicht, die letzteren mit Zuglöchern versehen und der Schuppen gegen unberufene Liebhaber verschließbar sein. — Wurzelgewächse werden eingemietet, d. h. in überdeckten Gräben im Boden aufbewahrt.

Futtertrog s. *Tröge*.

Fütterung, sowohl der Äsungsplatz als auch die Fütterungseinrichtungen und die Art der Fütterung. Die Fütterungsanlagen müssen in reichbesetzten Revieren, besonders Tiergärten, möglichst zahlreich und verteilt sein, damit das Wild im kalten Winter Bewegung hat und der Futterneid nicht schwache Stücke an der Aufnahme der Äsung verhindert. Sie müssen sich in vollständig ruhigen Revierteilen befinden und auch am Tage keiner Störung unterliegen. Für Hochwild liegen sie am besten im Hochwald, für Rehe im Stangenholz, tunlichst in der Nähe von fließendem, nicht leicht gefrierendem Wasser, damit das Wild schöpfen kann. Fütterungseinrichtungen sind *Futterkrippen*, *Futterraufe* und *Tröge*, *Kälberstall* und *Tränke*. Sie alle müssen peinlichst sauber gehalten werden, weil die Reste nasser Futtermittel sonst faulen und dann häufig gesundheitsschädlich sind. Man unterscheidet Trocken-, Naß- und gemischte Fütterung. Bei der Trockenfütterung werden dem Wilde Heu, Laubbüschel, Körner, Eicheln und ähnliche trockene Futtermittel gereicht. Bei der Naßfütterung werden nur ungetrocknete Vegetabilien, wie Kartoffeln, Rüben, Topinamburknollen, Riesenkohl usw., gegeben. Die gemischte Fütterung ist eine Verbindung beider Methoden. Die Trockenfütterung ist dem Wilde unschädlich, wenn etwas natürliche Äsung — Triebspitzen, Rinde von Weich-

hölzern, wintergrüne Sträucher und Kräuter — vorhanden ist, die verabreichten Futtermittel im richtigen, örtlichen Verhältnisse stehen, Salz in richtiger Weise und genügender Menge gereicht wird, feuchte Äsungsbeigaben nicht fehlen, gegen das Frühjahr das Trockenfutter ausfällt und Rüben, Vogelbeeren, Misteln, Eicheln und Kastanien gereicht werden. Die Naßfütterung, auch Drömersche Fütterungsmethode genannt, verurteilt die Trockenfütterung sowohl als auch die gemischte Fütterung und empfiehlt die ausschließliche Fütterung ungetrockneter Vegetabilien. Sie gilt als einseitig, unter Umständen dem Schalenwilde sehr schädlich, und wird daher heutzutage abgelehnt. Beim Hasen, der fast nie schöpft, ist sie aber zu empfehlen, wenn ihm Besenpfrieme, frisches Proßholz und sonstige natürliche Äsung zur Verfügung stehen. Reine Trockenfütterung ist ihm leicht verderblich (s. a. *Wildäcker*).

Literatur: L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt; A. Olt und A. Ströse, Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung.

G.

Gabelachter, ein Rothirsch von acht Enden, dessen Stangen am Gipfel eine Gabel bilden. Dieser Hirsch hat keinen Eissproß, wie der Spitzenachter, dessen Stangen an der Spitze nicht gabeln.

Gabelbock, ein Rehbock mit einem Gehörn, dessen Stangen je zwei Enden aufweisen, die eine Art Gabel bilden (Gabelgehörn). Ein solcher G. steht aber keineswegs immer im dritten Lebensjahr. Die eigentliche Gabelstufe des Gehörnes wird vielmehr oft übersprungen und der Spießbock schiebt gleich ein Sechsergehörn. Durch Unterdrückung des hinteren Endes eines Sechsergehörnes kommt nicht selten ein Gabelgehörn zustande, das aber in vielen Fällen durch den Verlauf des oberen Teiles der eigentlichen Stange seine Entstehung erkennen läßt.

Gabelhirsch s. *Gabler.*

Gabelweihe s. *Milan 1.*

Gabelzehner s. *Krone.*

Gabler (Gabelhirsch), ein Rothirsch, dessen Geweih je einen mit einem Augensproß versehenen Spieß trägt und durch sein gabelförmiges Aussehen die Bezeichnung hervorgerufen hat. Es ist diese Geweihform jedoch sehr selten, da die Spießer meist gleich Stangen mit je drei oder noch mehr Enden aufsetzen, also vom Spießer zum Sechsender oder auch zum Achter übergehen; s. *Rotwild,* Beschreibung.

Gagel s. *Sumpfporst.*

Gailen s. *Geilen.*

Gambettwasserläufer s. *Wasserläufer 3.*

Gams s. *Gemswild.*

Gang nennen manche Jäger den Wechsel des Hochwildes und sprechen alsdann von altem G., neuem G., Wiedergang, Kreuzgang statt Kreuzwechsel usw. — Auch die Spur eines Marders wird G. genannt.

gangbar, hin und wieder die Röhre eines Fuchs- oder Dachsbaues, die vom Inhaber benutzt wird; häufiger ist der Ausdruck befahren.

gängig sagt man von Hunden, welche rasch laufen und gewandt in allen Bewegungen sind; einige nennen den Schweißhund g., wenn er gut riemenführig ist.

Gänse (Anseridae), Familie aus der Ordnung der Sieb- oder Zahnschnäbler (Lamellirostres). Außer der Gattung Anser, echte oder Feldgans, gehört zu den Anseridae noch die Gattung der Seegänse (Branta). Die Kennzeichen der Gattung Anser sind folgende. Der Schnabel an der Wurzel höher als breit; die Zähne oder Lamellen des Unterkiefers greifen in die kegelförmig zugespitzten, über die Schnabelränder hervorragenden des Oberkiefers ein; die Mundspalte geht nur bis an den Kopf; die in weiche Haut versenkten Nasenlöcher ohne Scheidewand. Lauf länger als die Mittelzehe ohne Nagel. Flügelspitzen ungefähr bis an das Ende des kurzen, abgerundeten Stoßes reichend. Gefieder des Halses mit eigentümlichen Längsfurchen versehen. Färbung der Oberseite des Rumpfes bei allen Arten ein ziemlich dunkles Graubraun mit hellen Federsäumen; Ruder rot oder gelb in verschiedenen Tönen. Die G. sind mehr Land- als Wasservögel und äsen ausschließlich pflanzliche Stoffe.

Weidmännische Ausdrücke

wie bei den *Enten.*

1. Gattung: Feldgans (Anser Briss.) mit den oben angegebenen Merkmalen.

1) G r a u g a n s (Anser anser [L.], Anser cinereus M. et W., Anas anser L., Anser vulgaris ferus Bechst.; deutsche G., Stammgans). Länge 80 cm, Stoß 14, Schnabel 6 bis 7 cm, Lauf 7,2, Mittelzehe ohne Nagel 6,8 cm; Schnabel gelbrot ohne Schwarz mit hellem Nagel; Augenlid und Ruder fleischfarbig. Kopf und Hals bräunlich-grau, Oberseite dunkler mit hellen Säumen; Brust grau, Bauch weiß; die kleinsten und ein Teil der mittleren Flügeldeckfedern aschgrau. Ganter und Gans sind gleich gefärbt, die Jungen etwas einförmiger und düsterer als die

Alten. Ganz alte Gänse zeigen zuweilen auf der Unterseite schwarze Flecken. Die Graugans, die Stammutter unserer Hausgans, ist dieser in Gestalt, Gang und Stimme sehr ähnlich, an Gewicht aber schwächer. Sie bewohnt das gemäßigte, nördliche Europa, ferner Südosteuropa und ist daselbst, wo größere Wasserflächen vorhanden sind, ein nicht seltener Brutvogel, jedoch sehr ungleichmäßig verteilt. Die bekannte Nahrung unserer Hausgans ist auch die Asung der Graugans; sie schneidet Gras und Saat ab, zupft sie nicht heraus, daher ihre Schädlichkeit nicht erheblich ist. Alte Paare gehen schon im März ans Brüten, unter dem jüngeren Volk aber dauert der Streit um die Gänsebräute länger und ist von um so größerer Bedeutung, als die Ehe für das ganze Leben geschlossen wird. Eine alte G. legt 10 bis 12, eine junge 5 bis 6 weiße, etwa 80 : 50 mm große Eier, welche im einfachen Nest auf den ausgerauften Brustfedern der Mutter liegen und in 29 bis 30 Tagen ausgebrütet werden. Beide Alten sorgen und wachen für die junge Brut höchst gewissenhaft, und der Ganter versteht mit seinen harten Flügeln gründlich dreinzuschlagen, wenn die Brut gefährdet wird; vor Menschen aber streicht er gewöhnlich zuerst ab. Im Streichen oder Ziehen nimmt eine Schar Graugänse die Form eines Dreiecks mit ungleichen Seiten, hinten offen, an. Bei irgend welcher Gefahr wandert die Familie gern aus und legt dabei oft solche Strecken zurück, daß die Jungen vor Erschöpfung eingehen. Zwar fangen die Graugänse schon im August an umherzustreichen, ziehen ernstlich aber erst im Oktober; man kann sie sogar in milden Wintern auf schneefreien Saaten und an offenen Gewässern bei uns treffen. Das Wildbret einer jungen Gans schmeckt ganz gut, von einer alten, zähen aber sind nur die Federn zu gebrauchen. Im Gegensatz zur Hausgans zeichnet sich die Graugans durch sehr scharfe Sinne, besonders Augen und Vernehmen, aus, sowie durch außerordentliche Vorsicht und Scheu, weshalb ihre Jagd sehr schwierig ist.

2) Saatgans (Anser fabalis Lath., A. segetum Bechst., Anas segetum L.; kleine graue G., Moorgans, ringschnäbelige Saatgans). Länge 67 cm, Stoß 13,5, Schnabel 6, Mundspalte 6,2, Lauf 7, Mittelzehe ohne Nagel 6,6 cm. Die Flügel überragen den Stoß; Wurzel und Spitze des gelbroten Schnabels schwarz. Im allgemeinen ist die S. mehr braun als grau. Am Oberschnabel bei manchen Stücken ein weißer Federsaum; Oberseite erdbraun mit hellen, reihenförmigen Spitzensäumen; Unterrücken dunkelbraun; die kleinen und mittleren Flügeldeckfedern sind nicht so aschgrau wie bei der vorigen Art. Auf der bräunlichen Vorderseite weißliche, bogenförmige Säume, die auf den Tragfedern einen Längsstreifen bilden, vom Bauch abwärts weiß. Ruder gelbrot; Iris braun. Früher unterschied man eine eigentliche Saatgans (Anser segetum Gm.) und eine Ackergans (A. arvensis Naum.), die sich in der Schnabelfärbung und -form, sowie in der Flügellänge und Gesamtgröße von einander unterscheiden sollten. Da aber zwischen beiden Gänseformen zahlreiche Übergänge vorkommen, hat man die Unterscheidung aufgegeben. Die S. brütet im höheren Norden, bei uns aber nicht. Vom September ab zieht sie zu uns, wo sie nicht selten an den bei der Graugans geschilderten Örtlichkeiten sich aufhält; dieser ist sie im übrigen zwar ganz ähnlich, verträgt sich mit ihr aber durchaus nicht.

3) Bläßgans (Anser albifrons Scop.; wilde Nordgans, weißstirnige Lachgans). Die Flügel schneiden mit dem Stoßende ab. Länge 68 bis 75 cm, Stoß 10,2, Schnabel 4,4, Lauf 6, Mittelzehe ohne Nagel 5,6 cm. In der Gesamtfärbung ähnelt sie sehr der Saatgans, aber die Stirn weiß, nach hinten schwarz eingefaßt, Unterseite mit starken, schwarzen Flecken; Nagel des gelbroten Schnabels weiß; den Jungen fehlt die weiße Stirnpartie; Ruder gelbrot. Sie brütet im hohen Norden (Grönland, Island, Nordasien), kommt mit der Saatgans bei uns an, hält sich aber mehr am Meeresstrand. Wenn die Scharen durcheinander schreien, soll es einem Gelächter ähnlich klingen. Von den vorigen unterscheidet sie sich in Lebensweise und Benehmen nicht wesentlich.

4) Zwerggans (Anser erythropus L., A. minutus Naum., A. finmarchicus Gunn.). Gewissermaßen eine Bläßgans im kleinen, nur 48 bis 55 cm lang, Schnabel 3 bis 3,5 cm, Lauf 5 bis 6 cm. Die weiße Stirnfärbung ausgedehnter als bei der vorigen, sonst ihr sehr ähnlich. Aus ihrer in Nordlappland und Nordfinnland belegenen Heimat kommt diese seltene kleine Gans nur ganz vereinzelt im Winter zu uns.

5) Kurzschnabelgans (Anser brachyrhynchus Baill.; Rotfußgans, rosenfüßige Gans). Im allgemeinen der Saatgans ähnlich, aber zierlicher, der Schnabel kurz, schwarz mit rosenfarbener Binde, auch die Ruder rosenrot. Eine Bewohnerin von Island und Spitzbergen, von wo aus sie im Winter als Seltenheit bis an unsere Küsten kommt.

II. Gattung: Meergans (Branta).

Lamellen von den Kieferrändern bedeckt; Schnabel kürzer als Kopf; ersterer und die Ruder schwarz; Stoß 16federig. Furchen im Halsgefieder fehlend oder nur schwach angedeutet.

1) Weißwangige G. (Branta leucopsis Bechst., Bernicla leucopsis Brehm; schottische, Baum-, Nord-, Brand-, Bernikelgans). Länge 65 bis 70 cm, Schnabel 3,5 cm, Stoß 13, Lauf 7, Mittelzehe ohne Nagel 5,5 cm. Scheitel, Nacken und Hals schwarz; Stirn, Kopfseiten und Kehle weiß; ein schwarzer Streifen vom Schnabel nach dem Auge; der graue Oberrücken mit schwarzen Wellenzeichnungen; auf den grauen Flügeln dunkle Querbinden; Stoß schwarz, Stoßdecken weiß; die ganze Vorderseite weiß, Ruder schwarz. Sie brütet im hohen Norden unweit der Meeresküste und erscheint an unseren Küsten im Winter in großer Zahl, höchst selten aber im Binnenland.

2) Ringelgans (Branta bernicla L., Anser torquatus Frisch, Anas bernicla Gmel.; Baumgansente, Mönch, Moorgans, Rotgans, Brentgans). Länge 60 cm, Stoß 9,6, Schnabel 3,6, Lauf 6,2, Mittelzehe ohne Nagel 4,6 cm. Kopf, Hals, Schwingen und Stoß schwarz; an den Halsseiten ein ringförmiger, weißlicher Streifen; Oberrücken, Brust und Seiten bräunlich mit hellen Wellenzeichnungen; Unterrücken graubraun, Bauch, Stoßdecken und die Bürzelseiten weiß; Iris braun, Schnabel und Ruder schwarz. Sie kommt, wie die vorige, im hohen Norden vor und überwintert auf der Nord- und Ostsee in ungeheuren Flügen. Durch ihre laute, wie „rott“ oder „rack“ klingende Stimme machen sich die gewaltigen Scharen weithin bemerkbar. Schon Mitte September treffen vereinzelte in unseren Meeren ein, die Hauptmasse folgt im Oktober, um im März und April wieder nordwärts zu ziehen. Das Wildbret ist wenig schmackhaft.

3) Rothalsgans (Branta ruficollis Pall., Anser ruficollis Gm., Bernicla ruficollis Boie). Von der Gestalt der vorigen, etwa 55 cm lang, leicht kenntlich an dem rostroten Vorderhals und Kropf, Oberkopf, Kinn und Kehle, sowie Rücken und Stoß schwarz; Kopfseiten, ein Streifen am Hals, Bauch und Stoßdeckfedern weiß. Die Gegenden am unteren Ob und Jenissei sowie an der Boganida bilden die Heimat dieser schön gefärbten Gans, die bei uns nur höchst selten beobachtet worden ist.

Jagd.

Die Gänsejagd dürfte dem Uneingeweihten in Rücksicht auf die „dumme G.“ recht einfach erscheinen und ist doch, wenn man die scharfen Sinne, die berechnende Scheu und Klugheit dieses Federwildes erst würdigen gelernt hat, so schwierig, daß überhaupt nur wenige Jäger sich nennenswerter Erfolge zu rühmen haben werden, wenn nicht außergewöhnliche Umstände ihnen zu Hilfe kamen. Es ist hier hauptsächlich von der Jagd auf die Grau- und Saatgans die Rede. Wo Gänse zahlreich brüten, lohnt sich ein Treiben auf sie, ehe die Jungen flugbar geworden sind, weil sie sich andernfalls bei den ersten Schüssen auf längere Zeit verabschieden würden. Wo also Gänse ausgekommen sind, muß der Jäger vorsichtig und unbemerkt den Zeitpunkt beobachten, wenn die Jungen beginnen, die Flügel zu schwenken und sich zu heben versuchen. Dann werden die bei der Entenjagd (S. 116) beschriebenen Schneisen durch das Rohr oder Schilf gehauen, die aber bei Beginn der Jagd schon handhoch nachgewachsen sein müssen; die Schützen nehmen in aller Stille ihre Stände ein, und die Treiber treiben nun zu Kahn oder zu Fuß die Gänse heran. Man darf beim Erscheinen der Gänse an den Schneisen mit dem Schuß nicht zögern, denn sowie sie den Jäger wahrnehmen, kehren sie sofort um oder durchschwimmen tauchend die gefährliche Stelle. Wurden erheblich mehr Gänse bemerkt, als geschossen, so wiederholt man das Treiben, bis das Ergebnis dem erwarteten entspricht.

Das Anschleichen an alte Wildgänse ist höchst mißlich und auf dem Freien gänzlich unausführbar, da sie schon auf einige hundert Schritte sicher aufstehen. Alle die empfohlenen Kunstgriffe, wie Verkleiden des Jägers als Bauer oder alte Frau, sind zwecklos, denn auch von solchen harmlosen Persönlichkeiten lassen sich die Gänse nicht schußmäßig ankommen, und behauptet man dies, so liegt eine Unterschätzung der Entfernung zugrunde. Je stärker der Flug, desto schärfer die Beobachtung, eher lassen sich gelegentlich einige einzelne Gänse beschleichen, wenn sie etwa noch jung und unerfahren sind, aber selten trifft man sie so an. Da selbst sehr scheues Wild weniger mißtrauisch ist, wenn es anderes Wild oder Haustiere herankommen sieht, so halten die Wildgänse vor einem recht einfachen Bauernfuhrwerk gelegentlich büchsenschußmäßig aus, wenn man in möglichst kurzer Zeit sie anzufahren sucht, ohne sie gerade zu drängen. Durch Umkreisen mit dem Fuhrwerk sie anfahren zu wollen, ist entschieden zu widerraten, denn ihre Aufmerksamkeit wird dadurch immer reger, und schließlich merken sie die Absicht und werden verstimmt, d. h. streichen ab. Versucht ein Jäger allein das Anfahren, so bleibt er am besten auf dem Fuhrwerk sitzen; haben sich aber mehrere vereinigt, was übrigens wenig Erfolg verspricht, so müssen sie neben dem Wagen auf der den Gänsen entgegengesetzten Seite ruhig einherschreiten und die Gewehre lang an der Seite herab, also versteckt, tragen.

Der Anstand oder Ansitz verschafft oft gute Beute. Wo Gänse zahlreich auf Saatfeldern einfallen, gräbt man sich ein

einfach überdecktes Loch aus und setzt sich vor der Abend- bzw. Morgendämmerung hinein; streichen die Gänse an, so läßt man sie erst einfallen und feuert auf die dichtesten Gruppen; stehen sie auf, so kann man nochmals und, hat man zwei Gewehre mit, auch wohl zum drittenmal schießen, denn die Gänse stehen zwar gleich nach dem ersten Schuß auf, kreisen und flattern aber schwerfällig und wirr durcheinander, so daß ein schneller, besonnener Schütze sehr wohl mehrmals zu Schuß kommen kann. Fallen sie erfahrungsgemäß auf dem Wasser ein, so baut man sich am Ufer oder im Wasser auf Pfählen eine Hütte und verfährt in der eben beschriebenen Weise. Bei Nebel streichen die Gänse zwar niedriger, man muß aber von dem Strich, den sie nehmen, genau unterrichtet sein, sonst hört man sie zwar, sieht sie aber nicht und hat schließlich das leere Nachsehen.

Man kann auch eine jung eingefangene, gezähmte Graugans als Lockvogel benutzen, sie an einer längeren dünnen Leine befestigen und in der Nähe der Hütte sowohl auf dem Lande als im Wasser aussetzen. Indem man ihr gelegentlich Futter zuwirft, erhält man sie aufmerksam und zieht durch ihre Antwort entfernt streichende Flüge herbei, die bei ihr einfallen oder doch nahe genug über ihr kreisen, daß einige erlegt werden können. Im Winter bringt das Treibeis der Ströme manchmal ganze Scharen auf den Eisschollen sitzender Gänse mit, welche von einem Versteck beschossen werden können, und Diezel berichtet von einem Fall, wo bei Aschaffenburg in einer Nacht von drei Schützen 121 Wildgänse auf den Eisschollen erlegt wurden. Ein von Diezel als empfehlenswert beschriebenes Verfahren ist folgendes: „Wo Gänse zahlreich auf Wasserflächen einfallen, führt man einen zur Deckung mehrerer Schützen ausreichenden Wall an einem schilffreien Punkte des Ufers auf. Hier wird schon im Frühjahr eine Schanze in der Art aufgerichtet, daß sich 4 bis 6 oder noch mehrere Personen leicht dahinter verbergen können. Hauptsächlich ist darauf zu sehen, daß man durch vorsichtiges Annähern in diese Schanze oder Verdeckung gelangen kann, ohne sich den Gänsen, die auf der Fläche des Sees zerstreut liegen, bemerkbar zu machen. Ist nun die rechte Zeit, gewöhnlich der Frühherbst, erschienen, und hat man, worauf alles ankommt, guten Wind, so begibt man sich, wenn die Gegend ringsherum ganz menschenleer und ruhig ist, in gewählter Begleitung einiger Schützen, welche mit tüchtigen Gewehren doppelt versehen sind und grobes Zeug, am besten $4^1/_2$ mm, geladen haben müssen, an Ort und Stelle. Ein kleiner, am besten ein roter, einem Fuchs möglichst ähnlicher Hund mit spitzem Kopf, langer Rute und aufrecht stehenden Gehören, noch besser aber ein wirklicher, jung gezähmter Fuchs, wird nun vorsichtig über die Schanze gegen das Ufer hin durch Brotauswerfen gelockt, und je hungriger man denselben werden läßt, desto eifriger wird er die beständig fortgesetzten Würfe aufsuchen, um so mehr, wenn man ihn früher dazu gewöhnt hat. Die Gänse werden dadurch neugierig, fangen an zu locken und nähern sich vorsichtig. Ihr Locken macht die entfernten aufmerksam, welche bald darauf heranrücken und sich in immer größeren Scharen anschließen. Die vorderen werden durch das Nachziehen der hinteren immer weiter vorgestoßen, und es dauert nicht lange, so ist eine geschlossene Masse dem Ufer auf 40 bis 50 Schritt nahe genug, um das Abfeuern der Flinten auf leises Zählen oder ein anderes Signal herbeizuführen. Die zweite Lage folgt unmittelbar vermittelst der Doppelgewehre, während sich die Gänse in gewaltiger Verwirrung heben und die Masse auseinanderstieben will. Es ist bisweilen der Fall, daß 30 bis 40 getötete auf dem Platze bleiben, während oft eine äußerst ansehnliche Menge von angeschossenen sich mühsam weiter fortschleppt oder bald einfällt. Diese werden nun auf kleinen Kähnen einzeln aufgesucht und erlegt, wobei gute Hunde der Gesellschaft eine neue Unterhaltung gewähren."

Bei jedem Anstand oder Ansitz auf Gänse muß sich der Jäger zur Pflicht machen, sich unbeweglich zu halten, bis die Gänse wirklich auf Schußnähe heran sind, denn jede verfrühte Bewegung veranlaßt sie sogleich zum Abschwenken. Bei regungslosem Verharren im Schnee mag der Jäger das vielfach empfohlene weiße Hemd und Kopftuch zwar anlegen, eine unzeitige Bewegung wird aber die Gänse alsdann um so scheuer machen. Wenn sie gegen Abend abstreichen, pflegt der Hauptschar eine Vorhut von einigen erfahrenen Mitgliedern voranzustreichen, welche ganz besonders aufmerksam sind. Wenn diese schußmäßig heran sind, möge man doch ja auf sie schießen, selbst wenn die Schar dadurch abschwenkt, denn sicher ist sicher. Bei Nebel streichen die Gänse tief und kommen am meisten zu Schuß; freilich kann es sich aber auch ereignen, daß man sie in geringer Entfernung vorbeistreichen hört, ohne sie sehen zu können. Bei Wind und Schneetreiben sind die Gänse ganz besonders unruhig und streichen schreiend viel umher, wobei man manchen Schuß anbringen kann. Des sehr dichten Gefieders und starken Baues des Brustknochens wegen empfiehlt es sich niemals, auf anstreichende Gänse von vorn zu schießen, wenn sie weiter als höchstens 30 Schritt sind.

Zuverlässiger ist immer ein Seitenschuß oder ein Schuß von hinten, bei dem die Schrote sicherer durchschlagen.

Es sollen auch Fangversuche derart glücken, daß man auf den Einfallplätzen Kohlblätter ausstreut und zwischen ihnen Schlingen anbringt. Man mag wohl hin und wieder einige Gänse so fangen, sicher aber fällt die Schar, deren Mitglieder derart betört wurden, niemals wieder auf solcher Unglücksstätte ein. Bei anhaltendem Schnee mit Frost, der den G. die Saat unzugänglich macht, streichen sie ängstlich umher und fallen selbst an kleinen offenen Gewässern in der Nähe menschlicher Wohnungen ein, um den Hunger zu stillen; solche Gelegenheiten, sie zu schießen, kommen freilich selten vor und sind nicht maßgebend, um gegen die große Scheu der G. als Beweis zu dienen. Daß sie solche Örtlichkeiten witterten, wie manche behaupten, ist nicht anzunehmen; das scharfe Gesicht der Vögel genügt, sie ausfindig zu machen. Eine alte, schlechte G. mit ihrem violetten Wildbret ist gänzlich ungenießbar und nur ihr Gefieder von Wert. Die Wildgänse vermindern sich infolge veränderter Kulturarten, Trockenlegens von Sümpfen, Senkens von Wasserspiegeln usw. sichtlich, und mancher Weidmann wird sich vergeblich bemühen, auf diese begehrte Wildart zu Schuß zu kommen.

Die beste Ladung auf Wildgänse sind Schrote $4^1/_2$ bis 4 mm bei starker Pulverladung; man wird meist auf weite Entfernungen schießen müssen, auch, wo es angeht, in den dichtesten Haufen; Posten sind hier mit einigem Erfolg zwar zu verwenden, auf einzelne oder nicht gedrängt streichende Gänse aber gänzlich zu verwerfen, da sie sehr streuen und auf dem Zielobjekt nicht einschlagen. Daß an hellen Tagen, an denen die Gänse erfahrungsmäßig am schlechtesten halten, die Büchse in Anwendung kommt, dürfte einleuchten; freilich darf man aber nicht hoffen, auf einen Schuß mehr als eine zu erlegen, und die streichende G. mit der Kugel zu treffen, setzt immer schon eine sichere Hand voraus.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Gänsegeier s. *Geier II, 2.*

Gänsesäger s. *Säger 1.*

ganz machen, 1) ein Jagen mit Tüchern ganz umstellen; 2) die voneinander abgekommene Treiberwehr wieder volle Fühlung nehmen lassen. Man benutzt dazu entweder eins der angegebenen Signale, z. B. „rechter Flügel", „Mitte" usw., oder ruft ihnen den Befehl zu, z. B. „Treiber, ho ha ho!", „Treiber halt! macht ganz!" Hat die Treiberlinie darauf Halt gemacht und sich wieder geschlossen, so wird das Signal „Langsam treiben" geblasen oder gerufen: „Ho ha ho! Treiber vorwärts!" oder „Geht zu!" oder welchen Anruf man gewöhnlich gebraucht. Je nach dem Gelände kann man genötigt sein, in einem Treiben zu wiederholten Malen g. m. zu lassen.

Ganzvogel (Großvogel), die Mistel-, Wacholder- und Schwarzdrossel, von denen je zwei zusammengebunden einen Klub, vier einen Spieß bilden. Von den kleineren Drosselarten (Halbvögel, Kleinvögel) gehören drei oder vier zu einem Klub, acht zu einem Spieß.

Garn s. *Jagdnetze.*

Garnitur, die Beschläge und der Abzugsbügel des Gewehres. Früher meist von Messing oder Neusilber, werden diese Teile heute gewöhnlich von brüniertem oder eingesetztem Eisen, der Bügel bisweilen auch von Horn hergestellt.

Gärten (Höfe). Die Ausübung der Jagdberechtigung in G. ist in den meisten Jagdgesetzen, z. B. in Bayern nach dem Gesetz vom 20. März 1850 Art. 2 Ziff. 1, in Württemberg nach dem Gesetz vom 27. Oktober 1855 Art. 2 Ziff. 3, in Sachsen nach dem Gesetz vom 1. September 1864 § 2 den Eigentümern vorbehalten. Nach der preußischen Jagdordnung sind die Eigentümer von G. nur dann jagdberechtigt, wenn das Grundstück die Erfordernisse des *Eigenjagdbezirks* besitzt.

gasdichte Hülsen; als solche werden jetzt allgemein Papphülsen mit Metalleinlage bezeichnet.

Gasdruck, der Druck, unter dem die bei der Pulverentzündung im Gewehrlaufe entstehenden Gase sich befinden und den sie ausüben. Er wird meist in Atmosphären angegeben.

Gatter s. *Wildzaun.*

Geäfter s. *Aftern.*

Geäse, die Mundteile und Nahrung des edlen Haarwildes; für Sauen wendet man aber ausschließlich die Ausdrücke Gebreche (Gebräch) hinsichtlich der Mundteile und Fraß (Gefräß) für die Nahrung an.

Gebirgshirsch s. *Berghirsch.*

Gebiß, die Gesamtheit der Zähne des Raubwildes, zoologisch überhaupt aller Säugetiere. Die bei dem Haarraubzeug durch ihre langgestreckte, schwach gebogene Gestalt gekennzeichneten Eckzähne werden Fang- oder auch wohl Reißzähne genannt, doch kann letztere Bezeichnung mißverstanden werden, da zoologisch ein bestimmter, meist durch seine Größe ausgezeichneter Backenzahn — im Oberkiefer gewöhnlich der letzte falsche, im Unterkiefer der erste echte — Reißzahn genannt wird.

Gebräch (Gebräche, Gebrech), das, der von dem Schwarzwild aufgewühlte Boden,

auch die Mundteile, vornehmlich der Rüssel, mit welchem es im Boden bricht.

Gebrauchshund, ein Vorstehhund, der jagdlich vielseitig Verwendung finden kann (Feld-, Wald-, Wasserarbeit, Verlorenapportieren, Schweißarbeit auf Schalenwild usw.). Als Feldgebrauchshund wird ein Hühnerhund bezeichnet, der auch zuverlässig verlorenapportiert (s. *Vorstehhund* und *Dressur*).

Gebrauchshundprüfung (Gebrauchssuche), eine Prüfung der Vorstehhunde, bei der sie ihre Tüchtigkeit als Gebrauchshunde nachweisen sollen. Näheres s. *Kynologie*.

Gebrauchshundstammbuch s. *Stammbücher*.

Gebrauchssuche s. *Gebrauchshundprüfung*.

Gebreche s. *Gebräch*.

Gefege, die vertrockneten Baststücke, welche das geweih- bzw. gehörntragende Wild beim Fegen abwirft. Diese Stücke zerfallen oft in so kleine Teile und schrumpfen nach dem Abfallen so zusammen, werden auch vom Wind weggeweht, daß man sie selten findet, woraus die irrige Annahme mancher Jäger herzuleiten ist, das fegende Wild äse diesen Bast.

Geflügelcholera kommt zwar hauptsächlich bei Hausgeflügel vor, ist aber auch bei Federwild, und zwar bei Fasanen, Wildenten und Schwänen, nicht selten. Sie wird hervorgerufen durch Spaltpilze (Bazillen), die im Blute und allen Organen der erkrankten Tiere zu finden sind. Gesunde Tiere stecken sich an, indem sie Futter oder Wasser aufnehmen, die durch Entleerungen kranker Tiere oder mit Teilen von krankem, getötetem oder verendetem Geflügel verunreinigt sind. Die Krankheit verläuft zuweilen so rasch, daß die tags zuvor noch gesund erschienenen Tiere morgens tot aufgefunden werden. Bei längerer Krankheitsdauer erscheinen die Tiere traurig, kauern sich zusammen und entleeren einen grünlichen, flüssigen und übelriechenden Kot. Sie lassen den Kopf hängen, atmen mit aufgesperrtem Schnabel und verfallen schließlich in einen schlafsüchtigen Zustand. Abgesehen von plötzlichen Todesfällen dauert die Krankheit gewöhnlich 1 bis 3 Tage. Krankes zahmes Geflügel kann versuchsweise mit Lösungen schwach desinfizierender Mittel innerlich behandelt werden, jedoch sind die Aussichten auf Heilung gering. Gründliche Desinfektion von Ställen, Volieren, Schwimmbecken usw., wo cholerakrankes Geflügel sich aufgehalten hat, ist unbedingt erforderlich. An der Seuche eingegangenes Geflügel oder Federwild ist tief zu vergraben oder zu verbrennen. Außer den veterinärpolizeilichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Geflügelcholera können auch Schutzimpfungen, von denen mehrere Arten zu Gebote stehen, versuchsweise Anwendung finden.

geflügelt (flügellahm) ist Federwild, dem ein oder beide Flügel zerschossen wurden; nicht zu verwechseln mit gelähmt, worunter man das Abnehmen des vorderen Flügelgelenks durch Operation versteht, um den Vogel für immer unfähig zum Fliegen zu machen. Die meisten frei umhergehenden Vögel in zoologischen Gärten oder in ähnlicher Gefangenschaft sind gelähmt.

Gefräß s. *Geäse*.

Gegenfeuer, letztes Mittel zur Bekämpfung ausgedehnter Waldbrände. Dieses wird in genügender Entfernung vom entgegenkommenden Waldfeuer an einem Gestell oder Weg, dessen Mitte vom brennbaren Bodenüberzug frei sein muß, um ein Überlaufen des Feuers zu verhindern, angelegt. Das Gegenfeuer kriecht erst langsam vorwärts, schlägt aber dann in die Höhe und brennt, von dem durch das Hauptfeuer angefachten Luftzuge angezogen, diesem rasch entgegen. Nach dem Zusammentreffen des Hauptfeuers mit dem Gegenfeuer ist meist jede Gefahr beseitigt, zumal durch das Gegenfeuer ein breiter Sicherheitsstreifen geschaffen worden ist, der eine Verbreitung des Hauptfeuers verhindert.

Gehänge, Hirschfängerkoppel und Hornfessel; Kreuzgehänge, Kreuzzeug nennt man bei Paradeuniformen das Bandelier, an dem mitunter der Hirschfänger getragen wird, und die kreuzweise darüber hängende Hornfessel.

Geheck, die einem Wurfe angehörigen Jungen eines Raubtieres; wird in diesem Sinne auch für Gänse und Enten verwandt (Hecke).

Gehege, eine Örtlichkeit, Wald, Feld oder Gewässer, wo das Wild weidmännisch gepflegt und behandelt, also gehegt wird. Es kann dies derart geschehen, daß man dem vorhandenen Wild besondere Pflege durch Schutz, Äsung und geregelten Abschuß angedeihen läßt, oder daß man in verödete Reviere solches einführt bzw. aussetzt und sich vermehren läßt. Ein Jagdrevier, welches im Gegensatz dazu nur rücksichtslos ausgeschossen und ausgeraubt wird, kann also niemals, selbst wenn es noch leiblichen Wildstand hat, ein G. genannt werden. Ein G. hat ursprünglich die Bedeutung eines freien Reviers, keines umschlossenen Raums, ist also weder Tiergarten noch zahme Fasanerie; Einrichtungen, die man in früheren Zeiten kaum kannte, wo es Gehegereiter (Hegereiter) und Hegemeister gab, denen die Pflege solcher Wildbahnen wirklich und ausschließlich oblag, während die Prädikate, wo sie jetzt noch vorkommen, lediglich Titel sind. So ist z. B. das bekannte Revier Ibenhorst in Ostpreußen, in welchem dem Elchwild alle nur denkbare Pflege im freien Stande geboten wird, ein Elchwild-

gehege. Ein Hasengarten ist aber kein Hasengehege, dagegen ist ein Feldrevier, in welchem die in dem Hasengarten etwa gezüchteten Hasen ausgesetzt und besonders geschützt werden, ein solches. In einem Fasanengehege werden die Fasanen gefüttert und sonstwie gepflegt, dennoch ist es nicht gleichbedeutend mit einer zahmen Fasanerie.

gehen vom Biber, Dachs und Otter, wenn sie sich auf dem Lande ruhig fortbewegen. Manche sagen auch von einem Hunde, der auf Schweiß zu brauchen ist, er geht auf den Schweiß. Beim Hochwild geht das Tier hochbeschlagen; der Hirsch geht hoch oder niedrig, je nachdem er mit oder ohne Geweih ist.

Gehöre, die Ohren des Schwarzwildes und Haarraubzeuges; s. a. *Lauscher*.

Gehörn, der Kopfschmuck des Rehbockes, Stein- und Schafwildes. Das Rehgehörn (Gewicht) ist nur im zoologischen Sinne als Geweih, sonst stets als G. zu bezeichnen; s. *Geweih*.

Geier (Vulturidae), Familie aus der Ordnung der Raubvögel. Sie gehören (mit den Falken) zu den Tagraubvögeln. Kopf nackt oder nur mit Dunen bedeckt, mit Ausnahme des Bartgeiers (Geieradlers). Schnabel sehr stark, hühnerartig gestreckt; Mittelzehe bedeutend länger als Außen- und Innenzehe. Bindehaut vorhanden. Hauptnahrung Aas; nur in der Not vergreifen sie sich an lebenden Tieren.

I. Unterfamilie: Geieradler (Gypaëtinae).

Kopf und Hals vollständig, Lauf größtenteils befiedert. Mittelzehe wesentlich länger als Außen- und Innenzehe; Bindehaut nur zwischen Mittel- und Außenzehe. Sehr starker, gestreckter Schnabel; Wachshaut durch die nach vorn gerichteten Borsten ganz verdeckt. Starke Borsten bilden unter dem Kinn einen dunklen Bart.

1) B a r t g e i e r, (Gypaëtus barbatus L., Vultur barbatus Briss.; Lämmergeier).

Beschreibung.

Länge (a. W.) 120 bis 125 cm, Breite bis etwa 280 cm, Stoß 53, Schnabel 10, Mundspalte 9,4, Lauf 9, Mittelzehe 7,8, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 4,1, ihre Kralle 3,4 cm. Alter, ausgefärbter Vogel: Vorderkopf gelblich-weiß; Hals gelb, auf der Kehle bis an die Brust rötlich; auf der Oberbrust eine halbrunde, schwarz gestrichelte Binde; die übrige Vorderseite mit Einschluß der Hosen ockergelb, mehr oder weniger rötlich (rostfarben). Ältere B. werden in der Gefangenschaft an den sonst rostfarbenen Stellen weiß, was früher zu der Annahme führte, die rostgelbe Farbe rühre vom Baden im eisenhaltigen Wasser her. Stoßdecken der Unterseite gelblich mit dunklen, breiten Schaftflecken. Oberrücken und Flügeldecken braunschwarz mit weißen Schäften und solchen Spitzen, welche sich nach den Schwingen hin verlieren; diese sind aschgrau mit weißen Schäften und dunklen Rändern. Unterrücken und obere Stoßdecken schwarzbraun mit grauem Anflug; Schäfte und Spitzensäume weiß. Unterseite des zwölffederigen Stoßes fahl schwarzgrau, die Schäfte mit dunkelgrauen Zeichnungen. Der sehr auffallende Kopf mit dem starken, sattelförmig aufgeschwungenen, dunklen Schnabel und den die Nasenlöcher verdeckenden, starren, schwarzen Bartborsten hat von den Mundwinkeln über die Augen hinweg je einen glänzend schwarzen Streifen, welche auf dem Scheitel zusammenlaufen und die Stirn von diesem trennen; am Unterschnabel ein steifer, vorwärts gerichteter, schwarzer Bart; das hochgelbe Auge hat einen roten Ring. Wachshaut stahlblau; Zehen bläulich-grau, klein geschildert, sehr kräftig, aber mit nur schwachen Krallen. Dieses bekannteste ausgefärbte Kleid ist aus einem düsteren, erdbraunen Jugendkleid entstanden. Auge des jungen B. aschgrau, Schnabel horngrau, an der Spitze dunkler; Kopf und Hals dunkelbraun, ganze Unterseite hell lehmfarben mit dunkleren, verwaschenen Flecken. Die Oberseite dunkelbraun, mehrfach hellgefleckt. Dunenkleid bräunlich-gelb; Wachshaut grünlich. Der B. ist mit keinem anderen Vogel zu verwechseln, weil der eigentümliche, geierartige Kopf, der mächtige, keilförmige Stoß und der mit starren, zugespitzten Federn dicht besetzte Adlerhals sowie der ungeheure Fittich ihn zu einem Bindeglied zwischen den Adlern und Geiern machen (Geieradler). An den Geier erinnert er durch die flache Stirn mit dem ansteigenden Hinterkopf, welche beide mit kurzem, wolligem, von einigen harten Federn durchsetztem Flaum bedeckt sind, das flach liegende Auge, die schwachen Läufe mit der langen Mittelzehe und seine Liebhaberei für das Aasfressen, wogegen sein wunderbar reißender, ein „ehern klingendes Brausen" hervorrufender Flug, das feurig blickende Auge und die befiederten Fänge sowie endlich sein Angriff auf lebende Tiere ihn offenbar den Adlern, und zwar den edlen, zugesellen. Sein Schrei klingt wie ein durchdringender Pfiff.

Verbreitung, Aufenthalt.

Im 18. Jahrhundert noch in allen Alpenländern ziemlich häufig auftretend, sind die Bartgeier in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch fortwährende Verfolgung (Abschießen und stete Eierwegnahme) äußerst schnell zurückgegangen. Der B. ist in der Schweiz (Lämmergeier), in Tirol und in Deutschland ausgerottet. Er kommt in Europa noch vor in den südlichen Alpen,

den Pyrenäen und der Sierra Nevada; so ziemlich auf der ganzen Balkanhalbinsel (Gebirge Rumäniens, Siebenbürgens, Bulgariens, Bosniens, Montenegros und der Herzegowina); hier brütet er noch ab und zu in den unzugänglichen Gebirgen. Leider geht der B. hier an dem für Wölfe und Füchse ausgelegten Gift vielfach zugrunde. In Griechenland (z. B. Parnaß) und auf Euböa noch ziemlich häufig (auf den Kykladen selten); im Kaukasus, auf den Inseln Sardinien und Korsika. In Asien Altai und Taurische Gebirge, Himalaja, Tibet, Mandschurei. In Afrika Hochgebirge von Nordafrika, Abessinien (von hier nach den Südwestgebirgen Arabiens), Kapland. — Der B. führt ein einsiedlerisches Leben auf den Firnen der Alpen, kommt bei strengen Wintern zwar tiefer herab und wird sogar vom Hunger den menschlichen Ansiedelungen zugetrieben; doch steigt er immer wieder zu seinen unzugänglichen Höhen auf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Nach den Beobachtungen von Girtanner in St. Gallen, dem besten Kenner des B., ist der Flug wahrhaft reißend, sausend und, wie v. Heuglin bestätigt, oft so blitzschnell, daß man deutlich das sturmartige, fast metallisch klingende Rauschen seines Gefieders vernimmt; lange Zeit ohne Flügelschlag und ungemein fördernd, wobei der Vogel in gerader Richtung und gleicher Höhe über Täler und Gebirgskämme oder in unabsehbare Ferne dahinzieht, unbekümmert um Menschen und ihre Wohnungen. Über erstere streicht er gelegentlich so niedrig und sorglos dahin, daß man nicht weiß, ob er infolge seines einsamen Lebens die Gefahr nicht kennt oder verachtet oder Angriffspläne gegen sie habe; es ist sogar mehrfach vorgekommen, daß er, plötzlich herabstoßend, sich dem Wildheuer nahe gegenübergestellt hat, zum beiderseitigen Erstaunen. Tiere, welche weit von Abhängen stehen, greift er niemals an; eräugt er aber ein solches nahe am Abgrund, so beginnt er, nach Beobachtungen von Augenzeugen, von hinten heranstoßend, mit wuchtigen Flügelschlägen das aufgeschreckte Tier mit großer Beharrlichkeit hin und her zu jagen und zu schlagen, bis es, völlig verwirrt und betäubt, nach dem Abgrund hin flieht; nun legt er seine ganze Kraft in die starken Flügel, mit betäubendem Zischen und Brausen schlagen und klatschen sie auf das abgehetzte Opfer los, und wenn es sich auch mit den Hörnern zu verteidigen sucht, so macht es doch zuletzt aus Verzweiflung oder Unvorsichtigkeit einen Fehltritt und stürzt in die Tiefe, worauf der Räuber dem zerschellenden Opfer nachstreicht, es nötigenfalls gänzlich tötet und sofort zu kröpfen beginnt. Bei Schneehasen und Murmeltieren hat er leichteres Spiel, er jagt sie aus dem Gebüsch aufs Freie und betäubt sie mit einem einzigen Flügelschlag. Die Krallen sind daher weniger seine Angriffswaffen, dienen vielmehr zum Festhalten der Beute. In der Gefangenschaft ihm zugeworfenen lebenden Tieren setzt er den Schnabelhaken auf den Kopf, und den Unterschnabel dagegen stemmend, bricht er ihnen mit einem Ruck, wie mit einer Zange, den Schädel. „Knochen", sagt Girtanner von seinem gefangenen Bartgeier, „waren ihm ebenso Bedürfnis wie Fleisch, mit Mark gefüllte zog er leeren vor. Messerscharfe Kanten an denselben, nadelfeine Spitzen und Ecken genierten ihn nicht im mindesten. War das Futteral scheinbar voll, so führte er einige heftige Schlingbewegungen aus, bei denen er den Kopf fast völlig um seine Achse drehte. Die scharfen Knochenkanten werden durch den bekanntlich stark ätzend wirkenden, während der Verdauung in Menge sich absondernden Verdauungssaft sehr schnell erweicht und unschädlich gemacht." In Bulgarien beobachtete O. Reiser einen alten B., wie dieser über zwanzigmal einen Knochen auf einen einzelstehenden Felsknopf herabfallen ließ. Unverdrossen stieg der B. mit dem Knochen jedesmal in einer Schraubenlinie etwa 80 m hoch empor, machte genau über dem Felsen eine kurze Schwenkung und ließ hierbei den Knochen fallen. Auch wurde bei dieser Gelegenheit beobachtet, wie der B. den Knochen im Schnabel hielt und damit heftig gegen den harten Felsboden klopfte. Im Jumrukcalgebirge sah Reiser einen sehr alten B., der energisch von einer Schar Alpendohlen verfolgt wurde. — Im fernen Süden, wo der B. genügend Aas findet, ist sein Schaden sehr gering.

Das Gelege besteht meist nur aus einem Ei, sehr selten aus zweien; 1895 wurden in Griechenland sowohl 2 Eier als auch 2 Junge in einem Horste gefunden; das eine Junge war bedeutend stärker als das zweite. Das Ei ist etwa 83 : 65 mm groß, von grobem Korn, rostbräunlich oder bräunlich gefleckt und liegt in einem auf Knüppeln erbauten, mit Heu ausgelegten großen Horste, dessen Mulde mit Federn und Haaren ausgelegt ist. Die Legezeit beginnt in Spanien und Griechenland bereits im Januar, in Bosnien im Februar; Brutzeit wahrscheinlich 5 Wochen. Das Junge wird mit ausgewürgtem Fraß aufgefüttert, entwickelt sich langsam (Juni oder Juli flugbar) und kröpft erst später Knochen; Murmeltiere, Gemskitze, Zicklein, Lämmer sind die gewöhnlichen Opfer für den unersättlichen Fresser.

Jagd.

Seine Erlegung ist reine Zufallssache; auch Fallen sind, außer vielleicht im strengen

Winter, kaum von Wirkung. Der B. gehört zu den Tiergestalten deren Vorkommen sowohl durch Nachstellung als durch Nahrungsmangel immer beschränkter wird; denn es verringert sich nicht allein die Anzahl seiner Beutetiere, sondern auch der Kadaver, die ehedem häufiger liegen blieben als jetzt. An den Horst ist in den meist unzugänglichen Felswänden nur schwer zu kommen, und selten reicht eine Büchsenkugel bis an seinen Stand auf hervorragender Kuppe. Die meist unerwartete Begegnung mit dem Jäger spielt sich in fast allen Fällen schneller ab, als der Gedanke an den Schuß ausgeführt wird, und läge in diesen Umständen kein besonderer Schutz für ihn, so wäre er bei seiner geringen Vermehrung und auffälligen Erscheinung längst der Ausrottung anheimgefallen. —

II. Unterfamilie: Geier (Vulturinae).

Starke (mit Ausnahme des kleinen ägyptischen Aasgeiers), auffallende Gestalten mit unbefiederten Köpfen, starken Schnäbeln, aber schwachen Krallen, großen, sackartigen Kröpfen und außerordentlichem Flugvermögen. Durch Vertilgen von Aas sehr nützlich in den südlichen Ländern.

1) Ägyptischer Aasgeier (Neophron percnopterus L.; Schmutzgeier, schmutziger Aasvogel, Kotgeier usw.). Länge (M.) 65, (W.) 68,5 cm, Fittichlänge 50, Breite bis 150 cm, Stoß 28, Schnabel 6,3, Lauf 9, davon befiedert 2,6, Mittelzehe 6, ihre Kralle 2,4, Außenzehe 3,6, ihre Kralle 1,7 cm. Kopf flach und kahl, lederfarbig wie die lange Wachshaut und der nackte Kropf, mit einzelnen weißen, borstenartigen Federn besetzt; Nasenlöcher länglich, der Firste gleichlaufend, ohne Scheidewand. Iris in der Jugend umbrafarben, im Alter rotbraun. Fänge trüb fleischfarbig, Krallen grauschwarz, die hinterste und innere am stärksten gekrümmt. Zehen unten beschildert, oben wie der Lauf grob genetzt. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut. Der alte Vogel ist vorherrschend weiß, nur auf Nacken und Brust gelblich; die Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung grau. Im Nacken lange, lanzettförmige Federn. Das Gefieder des jungen Vogels düster erdbraun, Schwingen schwarz. Der kahle Kopf mit der nackten Kehle und dem dünnen, pfriemenförmigen Schnabel, der große Fittich und die langen, schwächlichen Fänge machen den A. zu einem auffallenden, keineswegs angenehmen Vogel, wozu noch der allen Geiern gemeine, stinkende Ausfluß aus den Nasenlöchern kommt. Dagegen hält er sein Gefieder sehr sauber, streicht leicht und gewandt und schraubt sich in Schneckenlinien bis in die Wolken. — Heimat Afrika, das südliche Europa, namentlich Spanien, von wo er bis nach Frankreich und der Schweiz sich verbreitet; in Deutschland nur Irrgast. Felsige, an große Ebenen mit Wasserflächen grenzende Gegenden sind sein bevorzugter Aufenthalt; sie gewähren ihm seinen Fraß und vermöge der weiten Umschau die Möglichkeit, ihn aus der Ferne zu entdecken. Der Racham, wie er in Afrika genannt wird, kröpft nicht nur Aas, sondern alles, was tierischen Ursprung hat, mit Ausnahme von Knochen: frisches Fleisch und Aas von warmblütigen Tieren, Fischen und Amphibien usw., ferner Unrat und Exkremente, besonders menschliche, die er in den Häusern aufsucht; selbst blutgetränkte Leinenfetzen verschlingt dieser Fresser. Im Gegensatz zu anderen Raubvögeln trinkt und badet er oft. Natürlich ist sein Nutzen in sanitätspolizeilosen Ländern ganz unberechenbar, der Vogel unersetzlich, weshalb er als Haustier angesehen und geschützt wird. — Der A. horstet, je nach Lage seiner Heimat, vom Januar bis in den März in schwer zugänglichen Felsenhöhlen und legt stets nur 1 bis 2 Eier, welche etwa 65 : 49 mm groß, auf gelblichem Untergrund mit rotbraunen Flecken und Punkten dicht besetzt, bald rundlicher, bald gestreckter sind und in vier Wochen ausgebrütet werden. Den Jungen speien die Alten den Fraß aus dem Kropfe vor, später werfen sie ihnen Aas ohne weitere Zubereitung hin. Der A. ist natürlich sehr leicht zu schießen.

2) Weißköpfiger Geier (Gyps fulvus Gray, Vultur f. Gm., Gyps vulgaris Savigny; Gänsegeier). Länge (W.) 105 bis 115 cm, Fittichlänge 70 bis 75 cm, Stoß 33, Schnabel 7,5, Lauf 10, Mittelzehe 10,5, ihre Kralle 3,8 cm. Kopf und Hals sind mit weißem Flaum bedeckt, vom Nacken nach dem Kropf ein weißer, zerschlissener Federkragen. Kopf mehr lang als breit, einem Gänsekopf ähnlich, woher der Name Gänsegeier. Die Hauptfärbung ist fahles Gelbbraun; Unterrücken und Stoß schwarzbraun, auch die hell gesäumten oberen Flügeldecken; Handschwingen schwarz. Der 14federige Stoß überragt in der Ruhe die Flügel, der dunkel hornfarbige Schnabel schweift sich etwa in der Mitte aufwärts aus und endet in einem kurzen, starken Haken. Wachshaut bläulich, Fänge bläulich-grau. — Aufenthalt: Mittelmeerländer. Er brütet in Spanien, Südfrankreich als sog. „spanischer Gänsegeier" (Gefieder etwas heller, auf der Unterseite kürzere, rundere Federn), in Slavonien, Südungarn, Karpathen, Balkanländern usw., Mittelasien (bis China) und Nordostafrika. In Deutschland öfter beobachtet und erlegt (in Ostpreußen z. B. 2 Stück 1881). Im Gegensatz zum Mönchsgeier ist er fast ausschließlich Bewohner der felsigen Wüsten und Steppen und nur ausnahms-

weise im Wald horstend gefunden worden. Die Gänsegeier leben sehr gesellig. Sie haben ihre bestimmten Nachtstände auf hohen, schroffen Felswänden, die sie erst spät am Morgen verlassen, nachdem die Sonne sie gehörig durchheizt hat. Dann schwingen sie sich in langsamen Schraubenlinien auf und streichen nach Fraß umher, den sie in der Nähe menschlicher Niederlassungen, auf Karawanenstraßen, und wo ähnliche Gelegenheit ist, suchen und finden. Darauf streichen sie zur Tränke und halten dann auf ihren Felsen lange Siesta, mit ausgebreiteten Flügeln und weit aufgesperrtem Schnabel sich von der heißen Sonne bescheinen lassend, bis der stets rege Appetit sie wieder zum Umherstreichen anregt. Gewöhnlich legt das Weibchen im Februar ein Ei (selten zwei) in schwer zugänglichen Felsenhöhlen mit engem Eingang. Meist liegt es auf dem Schmutz des Bodens, selten auf einigem dürrem Laubwerk; Durchschnittsmaß 92 : 66 mm, rauhschalig, trübweiß und nur selten mit einigen spärlichen bräunlich-roten Flecken gezeichnet. Brutzeit etwa 40 Tage. Das Männchen beteiligt sich am Brutgeschäft. Das Junge braucht etwa 3 Monate, bis es flugbar ist, und vertilgt außerordentlich viel Fraß. — In der Nähe des Horstes wird der W. vom Habichts-(Bonelli-)Adler heftig angegriffen und vertrieben. — Jagd. Leicht zu erlegen ist der W. am Horst, vorausgesetzt, daß dieser bis auf Schußweite zugänglich ist. Der sonst sehr scheue Geier beachtet den Jäger hier wenig. Nur ein sehr gut sitzender Kugelschuß wird — namentlich im Fluge — Wirkung haben. Am Luder sind alle anderen Geier viel leichter zu schießen als der W. Das Versteck für den Jäger muß sorgfältig gewählt und durchaus unauffällig sein, wenn man auf den W. zu Schuß kommen will, da er sehr vorsichtig ist, lange die Gegend beobachtet und selbst beim Kröpfen freien Ausblick haben will. Das Luder darf daher nie in einer Mulde ausgeworfen werden, sondern muß immer auf einem freien, hoch gelegenen Punkte liegen. Ist es richtig ausgelegt, dann finden sich sicher auch bald die W. ein. Man erkennt sie wie Punkte im hohen Äther, die sich herunterschrauben, in einiger Entfernung vom Luder fußen, um die Gegend erst zu beobachten, und dann in eigentümlichen Galoppsprüngen mit halbgelüfteten Flügeln ihm zueilen. Auch kann man sie in Schlingen fangen, die man im geöffneten Leib des gefallenen Tieres auf Leber und Lunge legt; gierig stecken sie den Kopf tief in die Bauchhöhle und fangen sich somit in der Schlinge. Die Morgenländer schätzen und schützen den Gänsegeier als einen für sie nützlichen Vogel. In Griechenland wird er wegen seines Fettes verfolgt, das zur Linderung rheumatischer Schmerzen verwertet wird. In Österreich (Herzegowina) sind die W. sehr vermindert worden.

3) Mönchsgeier (Vultur monachus L., V. cinereus Naum.; grauer Geier, Kuttengeier). Länge (W.) 119 bis 125 cm, Breite bis 270 cm, Stoß 40, Schnabel 8,3 cm, Lauf 13, Mittelzehe 10, ihre Kralle 3,5, Innenzehe 4,5, ihre Kralle 2,9 cm. Der Hals ist über die Hälfte nackt, und an jeder Schulter steht ein beweglicher Büschel fein zerschlissener Federn; Kopf breit, Zunge am Rande glatt. Die Gesamtfärbung dieses starken Geiers ist ein düsteres Dunkelbraun, fast schwarz auf den großen Schwingen, mittleren Stoßfedern, Unterrücken und Hosen. Auf der Oberseite des Kopfes bräunlich-weißer Flaum, Augenkreis nackt, der übrige Kopf dunkelbraun mit weißen Dunen. Die Vorderseite des Halses hat dunkelbraune Haarfedern mit bräunlichen Dunen, die Hinterseite etwa zur Hälfte von obenher blaugraue, nackte Haut. Oberhalb des Kropfes und diesen zum Teil bedeckend ein dunkelbrauner, zerschlissener Federbüschel, welcher vom Kropf die Halsseiten bis an die nackte Nackenseite umschließt. Schnabel und Krallen schwarzgrau, ersterer von der fleischfarbigen Wachshaut fast zur Hälfte bedeckt, mit scharf gebogenem, 2 cm langem Haken. Stoß keilförmig; die langen Armschwingen fallen in der Ruhe über die Handschwingen, vierte Schwinge die längste. — Der M. ist häufig in Südeuropa (Spanien, Südfrankreich, Korsika, Dalmatien); Horstvogel in Slavonien, Rumänien, Herzegowina (Konjica) und in allen ihm zusagenden Teilen der Balkanhalbinsel, aber auch in Deutschland (1844 bei Litzen, 1881 2 bei Stallupönen und Pr.-Eylau, 1894 bei Mohrungen und im Mai 1906 bei Neidenburg), Ungarn, sogar in Kur- und Livland wiederholt beobachtet und erlegt worden. Er ist mit Vorliebe Waldvogel, so daß sein Horst, den er auch stets als Nachtstand benutzt, fast immer auf starken, breitästigen Bäumen — nur im Süden auf Felsen — steht. Er brütet stets einzeln und nicht — wie der weißköpfige G. — in Gesellschaften. Im Februar oder März legt das Weibchen nur ein Ei, ausnahmsweise zwei, das auf trübweißem Grunde mit braunen Flecken und Punkten dicht bedeckt, rauhschalig, 93 : 69 mm groß ist und in etwa sechs Wochen (oder sogar 51 Tagen?) ausgebrütet wird. Männchen und Weibchen wechseln beim Brutgeschäft ab. Das Dunenkleid der Dunenjungen ist rauchgrau mit schwach gelblichem Ton; sie haben im Genick einen vollständig nackten Fleck. Mit dem Steinadler lebt er in großer Feindschaft. — Der Mönchs- oder Kuttengeier ist fast ausschließ-

lich Aasfresser, kann also dauernd nur in Gegenden leben, die ihm Aas hinlänglich gewähren; er greift in der Not jedoch auch lebende Tiere, wie Ziesel, Eidechsen u. a., wird aber, wenn er sich zu uns verstreicht, oft so schwach vor Hunger, daß er totgeschlagen werden kann. In seiner Heimat gehört er zu den nützlichen Vögeln, da er die Reinigung der Gegend von den stinkenden Kadavern übernimmt. — Die Jagd auf diesen Vogel wird kaum ernstlich betrieben, nur die Reisenden stellen ihm nach und schießen ihn — am besten mit der Kugel — meist am Luder; ist er vollgekröpft, so kann man ihm durch schnelles Anreiten schußmäßig ankommen, da er nur schwer zum Aufstehen zu bewegen ist. Ist er angeschossen, so speit er sofort den Fraß aus, wie es auch die anderen G. tun.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Geieradler s. *Geier I.*

Geilen (Geschröt), der Hodensack der Raubtiere einschließlich Hunde; beim Schalenwild, Hasen und Kaninchen Kurzwildbret genannt.

Geilsäcke, zwei Drüsen, welche der Biber nahe am Weidloche und den Geschlechtsteilen innerhalb der Bauchhöhle besitzt, und die das berühmte Bibergeil absondern und aufspeichern (vgl. *Biber,* Beschreibung).

Geiß, häufig gebrauchte Bezeichnung für das weibliche Gems-, Reh-, Stein- und Muffelwild, seltener für das Damtier (also Gemsgeiß, Rehgeiß). Der Ausdruck wird wohl hauptsächlich dort gebraucht, wo man die Ziege G. nennt. Beim Gemsenjäger ist G. stets die Gemsgeiß.

Geißkopfschnepfe s. *Uferschnepfe 2.*

gejackt s. *Jacke.*

gelähmt s. *geflügelt.*

Geläuf, das, die Spuren des Federwildes.

Geläute, der Laut jagender Hunde, sei es der einer Parforcemeute oder jagender Bracken bei der Treibjagd.

Gelbschopf s. *Enten II, 3.*

Gelege, die Gesamtheit der Eier, welche ein Vogel für eine Brut legt bzw. zu legen pflegt.

Geleiter, bei den Steckgarnen oder Treibzeugen die beiden zur Seite gehenden Flügel, durch welche das Federwild in den Hamen getrieben (geleitet) wird; s. a. *Jagdnetze,* Steckgarne.

Gelenkgewehr, ein Gewehr mit verstellbarem Schaft. Es wird zur Ermittlung der Schaftlage benutzt, hat aber, da von einem Gebrauchsgewehr sehr abweichend, wenig praktischen Wert.

Gelenkrheumatismus des Hundes äußert sich in plötzlichem Lahmgehen auf einem oder mehreren Läufen, sowie Anschwellung und Schmerzhaftigkeit des oder der Gelenke. Behandlung s. *Muskelrheumatismus.*

gelt ist ein Stück weibliches Wild, das wegen Alter, Mangel an männlichem Wild oder aus sonstigen Gründen sich nicht fortpflanzt. Da solches Wild meist sehr gut an Wildbret ist, wird es mit Vorteil abgeschossen. Doch überzeuge sich der Jäger erst durch längere Beobachtung, ob das betreffende Stück auch wirklich g. ist, bevor er zum Abschusse schreitet.

Gelünge s. *Aufbruch.*

Gemäsch, die Maschen der Jagdnetze.

Gemeindejagd. Die Jagdberechtigung ist wohl ein Ausfluß des Eigentums am Grund und Boden, sie darf aber nur auf denjenigen Grundstücken ausgeübt werden, die eine bestimmte Mindestgröße und Beschaffenheit haben, so daß ein ordnungsmäßiger Jagdbetrieb ermöglicht wird. Alle übrigen Grundstücke werden zum Gemeindejagdbezirk zusammengelegt und entweder von der Gemeindebehörde oder der Gesamtheit der Eigentümer verwaltet. Für die Verwaltung gibt es bestimmte Vorschriften; als Regel gilt die Verpachtung. Ausnahmsweise kann die Jagd ruhen oder durch angestellte Jäger beschossen werden. Den Grundeigentümern ist ein gewisser Einfluß auf die Verwaltung der Jagd eingeräumt. Sie haben Anspruch auf einen verhältnismäßigen Teil der Jagdeinkünfte und auf Ersatz des Wildschadens.

Gemerk, Schweiß, auch schweißige Fährte.

Gemsbart, beliebter Schmuck für Jagdhüte; wird aus den langen Haaren des Gemsbockes gemacht, die zur Brunftzeit auf dessen Widerrist stehen.

Gemse s. *Gemswild.*

Gemsenräude, eine durch Milben (Sarcoptes rupicaprae Hering) verursachte Hautkrankheit der Gemsen, die hin und wieder zu allgemeinem Siechtum führt und zeitweise bedeutende Opfer gefordert hat. Die krankhaften Veränderungen der Haut (Lieblingssitze der Milben sind Kopf, Rücken und Beugeseiten der Läufe) ähneln in hohem Grade der Ziegenräude, mit der die G. vielleicht identisch ist.

Gemskitz, junge Gemse bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres.

Gemskrickeln, das Gehörn der Gemse.

Gemskugel, dicht zusammengeballte, nußgroße, runde Masse, welche man, meist in der Mehrzahl, bei manchen Gemsen im Magen findet und die aus unverdaulichen Pflanzenfasern und Haaren besteht. Früher wurden die G. als Arzneimittel benutzt.

Gemswild (Rupicapra; Gemse, Gams, Gambs, Krickelwild); Gattung aus der Familie der zu den Hohlhörnern (Cavicornia) unter den Wiederkäuern gehörenden Antilopen. Man

kennt nur eine Art, auf welche die obigen Bezeichnungen angewendet werden und deren wissenschaftlicher Name nach den neueren Anschauungen **Rupicapra rupicapra L.** ist; ältere lateinische Namen sind **Capella rupicapra Keys.** und **Blas., Rupicapra tragus Gray.**

Weidmännische Ausdrücke.

Im wesentlichen dieselben wie beim Rotwild. Doch spricht man von *Böcken*, *Geißen* und *Kitzen*. Die Hörner heißen *Krickeln*, *Krucken*. Als *Brunftfeige* bezeichnet man eine an der Wurzel jedes Hornes liegende Drüse, die besonders zur Brunftzeit stark absondert. Die langen Rückenhaare des Bockes in der Brunftzeit heißen *Gemsbart*; er ist *gereimelt*, wenn er helle Spitzen hat. Alte, alleinstehende Böcke werden *Einsiedler*, *Laub-*, *Latschen-*, *Stoßböcke* genannt. Die Gemse *stellt sich ein* oder *steht ein*, wenn sie nach unzugänglichen Stellen, *Einständen*, wechselt.

Beschreibung.

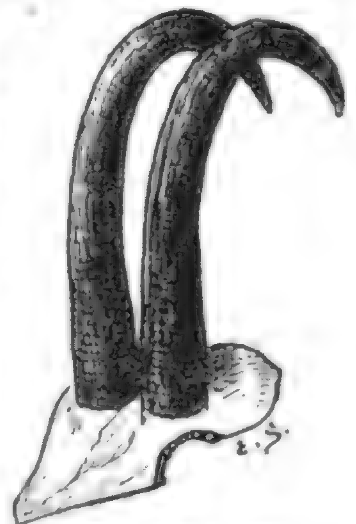
Die G. hat einen kräftigen, gedrungenen Körper mit besonders starken, zur Fortbewegung auf felsigem Boden geeigneten

1. Gemsbock.

Läufen. Der Kopf ist nach dem Windfang (Nase) zu wenig verjüngt, doch steigt die Stirn steil an. Die Krickeln, im unteren Teil mit Längsfurchen und sehr schwachen Querringen versehen, steigen steil empor und biegen sich im oberen, glatten Drittel hakig nach hinten, beim Bock mehr, bei der Geiß weniger. Die Lauscher sind schmal und spitz, von mäßiger Länge; die Lichter groß und ziemlich stark hervortretend. An den Läufen sind die Fesseln sehr kräftig, die Schalen haben eine schmale Sohle mit wenig entwickelten Ballen, aber scharf hervorragende Schalenwände. Die Färbung der Gemse ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommer ist die Hauptfarbe ein etwas wechselndes Lehmgelb, das nach den Läufen zu allmählich dunkelbraun wird. Über die Mittellinie von Rücken und Hals zieht sich ein dunkler Aalstreif, der sich an den Lauschern teilt und jederseits am Kopf als breiter, dunkler Streifen bis zum Geäse verläuft. Das viel langhaarigere Winterkleid, in dem das G. weit stärker und gedrungener erscheint als im Sommer, ist dunkelbraun bis schwarzbraun, der Kopf mit Ausnahme der dunklen Seiten heller gelbbraun. Längs der Rückenmitte verlängert sich zur Brunftzeit das Haar zu dem Gemsbart, der in den Alpenländern eine viel begehrte Hutzier bildet und hoch im Preise steht, wenn er recht lang ist. Die acht Schneidezähne ähneln in der Form denen der Ziege, Eckzähne (Haken) fehlen, die Backenzähne besitzen lange Kronen und kurze Wurzeln. Der Zahnwechsel vollzieht sich sehr langsam, so daß eine G., welche im Herbst alle Zähne des bleibenden Gebisses aufweist, mindestens im fünften Jahre stehen muß.

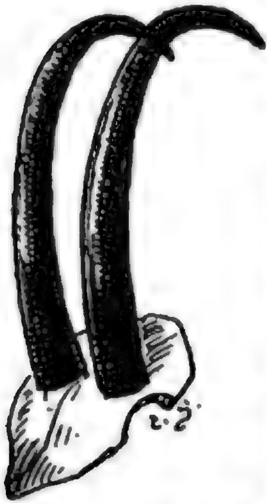
2. Krickel des einjährigen Gemsbockes.

Die Krickeln finden sich bei beiden Geschlechtern und werden, wie alle echten Hörner, normalerweise nicht abgeworfen. Im ersten Herbst erscheinen sie als geringe Knöpfchen, die sich allmählich schwach nach hinten biegen, aber erst im zweiten Jahre richtig hakig werden und dann 11 bis 15 cm Länge, der Krümmung nach, erreichen. Sie ändern von jetzt an ihre Form kaum, nehmen dagegen an Länge und Stärke zu, ohne jedoch im höchsten Falle etwa 30 cm zu überschreiten. Bei der Geiß bleiben Länge, Umfang und Hakenbildung dem Bock gegenüber etwas zurück. Abnormitäten und Monstrositäten sind bei Gamskrickeln im allgemeinen selten und



3. Krickel eines starken Gemsbockes.

in der Regel auf Verletzungen zurückzuführen. Erwähnung verdienen vierhörnige Gemsen, deren Kopfzier aber meist mit Hilfe vierhörniger Schaf- oder Ziegenschädel künstlich hergestellt ist.



4. Krickel einer Gemsgeiß.

Verbreitung. Aufenthalt.

Als ausgesprochenes Hochgebirgswild findet sich die G. jetzt nur noch in den höheren Gebirgen, und zwar von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, nördlich nicht über die Karpathen hinaus. In Deutschland stehen G. nur in Oberbayern, wo besonders die königlich bayerischen Reviere gute Stände aufweisen. Ganz besonders reich aber sind die österreichischen Alpenländer an Krickelwild, auch Ungarn und Siebenbürgen sind gut besetzt. In der Schweiz war die Zahl der G. infolge der Jagdfreiheit sehr zurückgegangen, hat sich aber nach Einrichtung von Freibergen mit gänzlicher Schonung wieder gehoben. Die G. der Pyrenäen sowie die des Kaukasus weichen in der Färbung etwas von denen des Alpengebietes ab. Wenn auch, wie schon erwähnt, Hochgebirgswild, so steht doch die G. am liebsten im Waldgürtel unterhalb der Felsregion, die sie aber wegen der steten Beunruhigung an vielen Orten notgedrungen zu ihrem Stand gemacht hat, um nur im Winter die tieferen und geschützteren Lagen wieder aufzusuchen. In früheren Erdepochen gingen, wie fossile Funde beweisen, die G. noch viel tiefer hinab und waren damals kaum als Gebirgswild zu bezeichnen. Infolge der reicheren Äsung werden die in der Waldregion lebenden G. merklich stärker als die der Felsregion.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Wildarten sind die G. Tagtiere, die des Nachts ruhen, frühmorgens zur Äsung ziehen, gegen Mittag sich niedertun, um bis zum Nachmittag wiederkäuend der Ruhe zu pflegen und dann gegen Abend nochmals zu äsen. Die Rudel stehen in der Regel unter der Führung einer erfahrenen, alten Geiß und setzen sich aus Geißen, jungen Böcken und jüngstem Nachwuchs zusammen, während die alten Böcke außer zur Brunftzeit für sich stehen. Diese letztere fällt durchschnittlich in den November und dauert bis in den Dezember hinein. Der Haarwechsel ist dann beendet, das Wild präsentiert sich in der Fülle seiner Kraft. Die Brunftfeigen sondern, besonders stark bei den Böcken, eine schmierige, bockartig riechende Substanz ab. Die alten Böcke treten zum Rudel, machen ihren Gefühlen durch eine Art von grunzendem Blöken Luft, kämpfen oft erbittert mit gleich starken Nebenbuhlern, schlagen schwächere ab, werden aber, ebenso wie der Brunfthirsch, oft von geringen Böcken, die ständig beim Rudel umherlungern, betrogen. Ähnlich wie beim Hirsch bildet sich beim Gemsbock ein Brunftfleck am Bauche. Bei einer Trächtigkeitsdauer von etwa 21 Wochen fällt die Setzzeit der Gemse meist in den Mai. Die hochbeschlagenen Geißen sondern sich vom Rudel ab und genügen einige Wochen nur ihren Mutterpflichten den Kitzen gegenüber, deren sie entweder je eins oder zwei setzen. Gegen Ende des Sommers sind dann die Rudel wieder vollzählig.

Die Äsung des Krickelwildes besteht im Sommer aus Gräsern, aromatischen Gebirgskräutern, Laub usw.; im Winter ist oft Schmalhans Küchenmeister und es müssen Zweige, Knospen, Rinde usw. herhalten, wenn nicht, wie es in gut gepflegten Revieren geschehen soll, gefüttert wird. Salzlecken werden mit Begierde angenommen. Außerordentlich groß und sprichwörtlich ist die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der die G. die Schwierigkeiten ihres Standes überwindet; die schmalsten Grate, schwindelnde Abgründe, senkrechte Felswände schrecken sie nicht; Schluchten von 4 bis 6 m Breite werden übersallen, auch Sprünge in bedeutende Tiefen scheut die G. nicht. Während sie die Gefahren des Hochgebirges im Sommer spielend überwindet, hat sie aber zur Winterszeit härter um ihr Leben zu kämpfen und erliegt nicht selten in diesem Kampf. Hoher Schnee, Stürme, Glatteis, Lawinen fordern alljährlich Opfer in nicht unbeträchtlicher Zahl. Vom Raubzeug hat das Gemswild bei uns außer dem gelegentlich vielleicht ein Kitz reißenden Fuchs zur Hauptsache den Steinadler zu fürchten, der sich nicht nur auf Kitze beschränkt, sondern auch ältere Stücke angreift und entweder in einen Abgrund treibt oder so lange ängstigt, bis sie endlich ihm zur Beute fallen. Außerhalb Mitteleuropas kommt als Feind der G. unter den starken Raubvögeln auch der Lämmergeier in Betracht, und vom Haarraubwild Luchs, Bär und Wolf. Von Parasiten haben wiederholt Lungenwürmer stark unter Gemsständen aufgeräumt; auch Leberegel und Blasenwürmer werden zuweilen gefährlich. Milzbrand, Maul- und Klauenseuche und andere, unsere Haustiere befallende Krankheiten kommen auch bei G. vor, zum Teil wohl durch Schaf- und Ziegenherden ins Gebirge verschleppt. Auch Räude ist mehrfach

in größerem Umfange aufgetreten und tödlich verlaufen. — In der Gefangenschaft läßt sich die G. bei verständiger Pflege jahrelang halten; sie pflanzt sich dann auch, wenn schon nicht gerade häufig, fort. Auch Bastarde mit Ziegen kennt man.

Jagd.

Die Gemsjagd ist mit einer Romantik umkleidet wie wenige Jagdarten. Nicht nur muß der Gemsjäger mit hervorragenden Sinnen begabt sein, um es mit einem so hochbegabten Wilde wie die G. erfolgreich aufzunehmen, sondern er muß sich auch eines Körpers rühmen dürfen, so hart und fest wie das Gestein unter seinem eisenbeschlagenen Schuh und dennoch so elastisch wie der des Bergwildes. Aber gerade dieser Kampf mit Wild und Elementen entflammt den Gemsjäger zur leidenschaftlichen Jagdlust, und mag auch mancher Gefährte, mancher Vorfahr im Abgrund zerschellt und unbestattet liegen, dies hindert ihn nicht, den gleichen Pfad zu erklimmen, dasselbe Schicksal zu teilen! Birsch und Anstand sind die gewöhnlichen Jagdmethoden des einsamen Bergjägers; zu Treibjagden gehören viele klingende Mittel, die jener nur vom Hörensagen kennt. Sowie die Dämmerung das Aufsteigen eben zuläßt, macht sich der Jäger auf seinen beschwerlichen Weg, um das Einwechseln der Gemsen zu beobachten oder diese zu spüren, wo der Boden es eben zuläßt, und hat er bei gutem Wind, vielleicht mit Hilfe des Fernrohrs, einen guten Bock bestätigt, so gilt es, ihn anzubirschen, meist zu übersteigen. Ist dies nach mühsamem Klettern gelungen, so kann ein überhängender Felsblock, ein Föhrengebüsch verhängnisvoll werden und zu weiterem Steigen zwingen, und geht alles gut, sitzt die Kugel nach Wunsch, so rollt der Bock vielleicht in die Tiefe oder steigt schwer krank in eine Wand, aus der er nur unter äußerster Lebensgefahr herauszuholen ist. Dann werden ihm die vier Läufe zusammengeschnürt, durch welche der Jäger den Kopf steckt, um so oder mit der im Rucksack untergebrachten Beute den oft stundenlangen Heimweg anzutreten, im günstigeren Fall eine ihm gastliche Sennhütte zum Nachtquartier aufzusuchen. Merkt ein erfahrener Bock, um was es sich handelt, so verläßt er unter keinen Umständen seinen sichern Stand und narrt den Jäger, der darüber die Nacht hereinbrechen ließ und nunmehr auf schroffer Klippe sich zum ein-

5. Gemse, vertraut ziehend. (1/10 nat. Gr.)

6. Flüchtige Fährte der Gemse. (1/10 nat. Gr.)

sachsten aller Nachtlager bequemen und durch Anschleifen seines Leibes an einen Felszacken mit einer Leine vor dem drohenden Sturz in die Tiefe bewahren muß. Daß der Jäger stets den Wind sorgfältig beachten muß, ist selbstverständlich; aber auch ein richtiges Schätzen der Entfernung muß ihm eigen sein; es gilt als Regel, daß eine G. außer Schußweite ist, deren Krickeln nicht deutlich erkennbar sind, wobei wir freilich ein helles Auge und kein bebrilltes Angesicht im Sinn haben. „Ist man von einem Gemsbock beim Anbirschen einmal eräugt worden," sagt Kobell, „so ist die Birsch meistens vergeblich. Solange er den noch fernen Jäger äugt, bleibt er unbeweglich stehen; ist ihm dieser aber verschwunden, so wechselt er sogleich weiter. Sind zwei Jäger zusammen, so gelingt es manchmal, den beobachtenden Bock zu täuschen, indem der eine sich fortwährend sehen läßt, ohne sich zu nähern, während der andere sich anbirscht. Einem Jäger von Fischbachau gelang eine solche Birsch dadurch, daß er das Hemd vor dem auf ihn niederäugenden Bock auszog und an seinem Bergstock aufhängte; dann schlich er sich weg und stieg auf weitem Umweg zum Bock hinauf. Als er ankam, starrte dieser immer noch nach dem Signal hinunter, und der Jäger schoß ihn ohne Schwierigkeit." Daß man bei weidmännischer Hege — abgesehen von der nötigen Geschlechtsregulierung — nur Böcke schießt, darf kaum erwähnt werden; man spricht sie nach vielfacher Beobachtung an dem stärkeren und kürzeren Hals, der gedrungenen Figur und bei günstiger Gelegenheit am Haarpinsel der Brunftrute sowie der schärferen Biegung der Krickeln an. Kommen die Gemsen flüchtig an, so muß man zur Abgabe des Schusses den Augenblick abpassen, wo sie verhoffen, d. h. sichernd stehen bleiben, was sie meist tun. Nach dem Schuß verhält sich die G. wie unser anderes Wild; läßt man sie ruhig krank werden, so bleibt sie auch im Schweißbett sitzen; hetzt man aber sogleich den Hund oder geht ihr selbst nach, so bleibt sie so lange flüchtig, bis sie nicht mehr fort kann, und steigt meist in unzugängliche Wände ein, wobei sie verloren geht. Auch angeschossen pfeift die G. nicht selten, wie Kobell beobachtete, was hier erwähnt sei, weil man im allgemeinen annimmt, daß angeschossenes Wild sich still verhält.

„Die Art, wie die Gemsen beim Treiben kommen," berichtet derselbe Verfasser, „ist sehr verschieden und bietet tausenderlei Bilder dar, denn die Gehänge, Gräben und Schluchten wechseln aufs vielartigste. Je nachdem die G. nur den entfernten Lärm der Treiber vernehmen und ihr Standort nicht zu tief im Bogen ist, steigen sie oft ganz vertraut auf eine hohe Kuppe und bleiben da, nach dem Treiben sich öfters hinwendend, wohl eine halbe Stunde und länger, ehe sie weiter vorwärts gehen; kommt ihnen aber ein Treiber plötzlich zu Gesicht, so fliehen sie oft mit unglaublicher Geschwindigkeit einen Hang herunter und verschwinden in den Gräben, um dann an einer Scharte des Grats wieder zu erscheinen. In scharfen Wänden nimmt das Rudel, wenn nicht dreingeschossen wird, fast immer denselben Weg, über eine Kluft fällt eine wie die andere, und manchmal geht es im Zickzack herunter ohne Aufhalten. In den Latschen stecken sie sich gern, und es ist kaum zu begreifen, wie schnell sie durch deren widerstrebende und wirr sich deckende Stämme und Äste fortkommen können. Wenn der Wind gut ist, sind sie in der Regel leicht vorwärts zu treiben, und die Hauptsache ist dabei, daß sie den Treiber äugen; abgelassene Steine sprengen sie wohl auch, wenn sie nahe niederrasseln, außerdem aber kümmern sie sich nicht viel darum. Sie wissen auch recht wohl, ob ihnen die Steine etwas anhaben können oder nicht, und deckt sie ein Felsenvorsprung, so bleiben sie trotz alles Steinregens, der darüber hingeht, ganz ruhig stehen. Wenn daher Nebel liegt, ist mit der Gemsjagd nur dann etwas auszurichten, wenn der Treiber sehr viele sind und diese ziemlich geschlossen fortkommen können. Die Felsgründe bieten mancherlei enge Schluchten und Kamine, welche die Gemsen gern annehmen. Wenn sie in solchen ansteigen und der Schütze oben steht, sind sie leicht zu schießen. Es gibt Wechsel, wo die Rudel kommen, und andere, wo nur ein guter Bock kommt. Man kann je nach den Umständen darüber ebenso sicher sein wie über einen guten Fuchsriegel (Fuchspaß). Die alten Böcke sind übrigens sehr schlau, und ich habe manchen in einem Graben hinaufsteigen sehen, während ein Treiber in einem ganz nahe daran gelegenen mit lautem Rufen und Pfeifen heruntersteig. Nicht selten stehen die Gemsen so, daß sie erst unmittelbar vor den Treibern kommen. Ist der Wind schlecht, so bringt sie nichts vorwärts."

Schließen wir die Schilderung dieses hochinteressanten Wildes mit einer Bemerkung über dessen Jäger von v. Kobell ab. „Es gehören vor allem zur Leitung einer Gemsjagd Jäger, die im Gebirge gewachsen sind, stark, keck und leichten Sinnes, die nicht gleich scheu zurückweichen, wenn einmal ein schwarzes Felsenloch unheimlich den Rachen gegen sie aufreißt, und welche die mancherlei oft verwickelten Feldzugspläne, die besonders beim Birschen vorkommen, gehörig zu entwerfen und auszuführen verstehen. Man sieht an ihnen auch

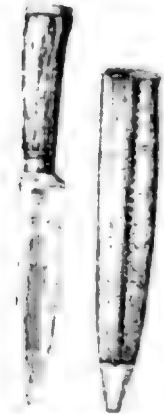
lieber die kurze Lederhose und die braunen, nackten Kniee als ein modisches Pantalon, und man hört gar gern den markigen Volksdialekt von ihnen, während das Barometer der Hoffnung gewaltig sinkt, wenn einem durch Zufall etwa aus der Forstkanzlei ein hochdeutsches Individuum als Birschbegleiter zugeteilt wird. Das frische Leben eines Bergjägers bringt es mit sich, daß er meist aufgelegt und guter Dinge ist, und der Schalk steckt ebenso drin wie bei den Jägern des Flachlandes. An Ausreden fehlt es auch nicht, „wenn etwa nichts zusammengeht". Jagt man die Sonnenseite, so heißt es, den G. sei's da zu warm, sie stehen auf der Schattenseite; jagt man diese, so ist es ihnen da zu kalt. Ein Neuling oder lateinischer Schütze wird in den Bergen ebenso gefoppt wie unten in der Ebene, und je schlechter der ihm zugeteilte Posten, desto mehr der Verheißungen."

Literatur: E. v. Dombrowski, Das Gemswild, seine Jagd und Hege; K. F. Keller, Die Gemse.

genicken s. *abgenicken.*

Genickfang, der Stich ins Genick zum Zwecke des schnellen *Tötens.*

Genickfänger (Nickfänger, Nicker), ein starkes, gerades, an der Spitze zweischneidiges Messer von etwa 15 cm Klingenlänge, mit dem man Rehe und geringes Hochwild zwischen dem ersten Halswirbel und dem Hinterhauptsbein in das verlängerte Mark stößt. Entweder ist ein G. fest im Heft, also dolchförmig, und wird dann in einer besonderen Scheide getragen, oder er ist ein sog. Einschlagmesser, das wie ein Taschenmesser auf- und zugeklappt werden kann, durch eine Vorrichtung an der Feder und dem oberen Teil der Klinge aber, wenn es aufgeklappt ist, feststeht und nur durch Ausheben der letzteren zusammengeschlagen werden kann; ihrer Bequemlichkeit wegen sind diese G. sehr im Gebrauch. Der beste G. ist der feststehende, der praktisch in Greifhöhe am rechten Hosenbein in einer Scheide getragen wird.



Genickfänger mit Scheide.

genossen, begehrlich; also einen Hund g. machen, ihn anreizen. Vornehmlich ist dies bei Schweißhunden und Bracken notwendig. Will man einen jungen Schweißhund g. machen, der kein besonderes Temperament hat, so läßt man ihn auf der frischen, kranken Fährte arbeiten, löst ihn, wenn man das Wild schwer krank oder schon verendet im Schweißbett bemerkt, vom Schweißriemen und hetzt ihn, worauf er das Stück stellen oder tot verbellen soll. Es macht ihm natürlich mehr Freude, frei an das Wild herankommen zu dürfen, als am Riemen, immer aber halte man darauf, daß er es niemals anzufassen oder niederzuziehen sucht. Man läßt den Hund Schweiß lecken und gibt ihm vom Aufbruch ein Stückchen Milz zu fressen, unterläßt es aber, wenn man bemerkt, daß er diese Gabe mißversteht und bei nächster Gelegenheit Lust zeigt, das Wild anzuschneiden, was ihm hart verwiesen werden muß. Die Parforcehunde müssen wissen, daß sie von dem zu jagenden Hirsch oder Keiler ihren Anteil bekommen, worauf sie um so freudiger jagen. Da sie das gejagte Wild niederziehen dürfen bzw. sollen, die Pikeure aber immer zur Stelle sein müssen, wenn dieser Moment eintritt, und die Hunde von dem Anschneiden mit den Peitschen abhalten, so ist die Sorge wegen der Anschneidegelüste dieser Hunde nicht erheblich. Auf Hasen jagende Bracken werden durch Überlassen des Gescheides g. gemacht. Man nennt das Verzehren dieser Wildteile genießen und das Verzehrte (Genossene) den Genuß oder das Genieß.

Genuß s. *genossen.*

gepanzert s. *Jacke* hinsichtlich der Hatzhunde; im übrigen s. *geschildet 2.*

geperlt ist ein Geweih oder Gehörn, wenn es mit kleinen Erhabenheiten *(Perlen)* besetzt ist.

gerade heißt ein Rothirschgeweih, wenn es an beiden Stangen die gleiche Endenzahl trägt. Ist die Endenzahl ungleich, so ist das Geweih ungerade. So ist ein Geweih, das an jeder Stange fünf Enden hat, ein gerades Zehnergeweih, der Träger ist ein gerader Zehner, Zehnender, oder ein Hirsch von oder an gerade zehn Enden. Trägt er dagegen an einer Stange nur vier Enden, so ist das Geweih ein ungerades Zehnergeweih, der Hirsch ein ungerader Zehner.

Geräusch s. *Aufbruch.*

gerecht heißt 1) ein Jäger, der das Weidwerk gründlich versteht; diese Bezeichnung ist gleichbedeutend mit weidgerecht. 2) G. sind ferner die sicheren Zeichen, welche das Rotwild durch die Fährte und sein Benehmen beim Anschuß von sich gibt, so daß der Jäger dessen Geschlecht und Stärke, leichte oder schwere Verwundung sicher ansprechen kann. 3) Das Wort erscheint ferner in einer Reihe von Zusammensetzungen, z. B. hirschgerecht, holzgerecht, fährtengerecht, hundsgerecht.

Gerfalke s. *Edelfalken I, 1.*

gering, weidmännischer Ausdruck für klein oder jung; ein Sechsender oder Schneider ist daher ein geringer Hirsch, kann aber gleichwohl gut an Wildbret sein; stark dagegen ist nur ein älterer Hirsch, der aber wiederum,

wenn er kümmert, schlecht an Wildbret sein kann. Z. B. X. hat einen geringen, aber guten Hirsch geschossen, dagegen einen starken, aber an Wildbret schlechten gefehlt (s. a. *jagdbar*).

Gertenholz, Laubholzbestände im Alter der Dickung; s. *Altersklasse 1.*

Gesamtschußweite (Totalschußweite). Die größte Schußweite von 2 mm-Schrot beträgt etwa 160 m, von 2½ mm 200 m, von 3½ mm 250 m und von 4½ mm 300 m bei einem Erhöhungswinkel von 20 bis 30°. Die Büchsengeschosse erreichen bei Erhöhungen von 30 bis 35° 3000 bis 3700 m.

Gesang (Balzgesang, Balzarie), die Töne, welche der Auerhahn beim Balzen ausstößt (s. *Auerhuhn*, Lebensweise).

Gesäuge, das Euter bzw. die Saugwarzen des Haarwildes und der Hündin.

geschalt ist alles Wild, das auf Hufen (Schalen) zieht, also das wiederkäuende und das Schwarzwild; man nennt es daher g. oder Schal(en)wild. Das übrige Wild wird wohl auch als geklautes, d. h. mit Klauen versehenes, angesprochen.

Gescheide s. *Aufbruch.*

geschildet 1) (gepanzert) heißt ein Stück Schwarzwild, das durch Reiben der Blätter an harzigen Stämmen (Malbäumen) jene so mit Harz bedeckt hat, daß sie hart wie ein Panzer geworden sind. — Daß ein Schrotschuß in einiger Entfernung durch diese Harzschilder unwirksam gemacht wird, ist leicht verständlich; daß sie aber einer Büchsenkugel widerstehen sollen, wird wohl nur von Jagdfreunden behauptet, deren Kugel das Schwein überhaupt unberührt ließ. S. a. *Jacke.* 2) G. (geschildert) sind die Feldhühner, wenn sie den braunen Brustfleck (Schild) entwickelt haben.

Geschläge, die durch das Fegen verursachten Wundstellen an Stämmen, Stangen, Hecken; auch im Sinne von *Gefege* gebraucht.

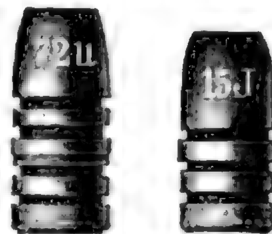
Geschleife, seltener Ausdruck für die befahrenen Röhren der Dachsbaue.

Geschleppe, die Striche im Schnee, die das Wild, besonders der Hirsch, mit den Läufen macht.

geschlossen ist eine Fährte, in der die Schalen dicht nebeneinander stehen, also beim vertrauten Ziehen des Wildes; die Schalen werden in der Flucht gespreizt und bilden die flüchtige Fährte.

Geschmeiß, die Losung der Raubvögel und Reiher; das Fallenlassen derselben heißt schmeißen.

Geschoß. Man unterscheidet Einzelgeschosse und Schrot. Erstere werden aus gezogenen und bisweilen auch aus glatten Läufen verschossen. Schrot wird nur aus glatten oder *Paradoxläufen* geschossen; Näheres s. *Schrot.* — Büchsengeschosse, d. h. Geschosse, die aus gezogenen Läufen geschossen werden, bestehen entweder aus Blei (Weichgeschosse) bzw. Blei mit einem geringen Zusatz von Antimon (Legierungsgeschosse) oder aus einem Bleikern, der von einem Mantel aus hartem Blei (Brenneckes Bleiteilmantelgeschosse), Papier (Papierführungsgeschosse), Stahl- oder Kupferblech (Stahlmantel- oder Kupfermantelgeschosse) umgeben ist. Neuerdings sind hierzu noch die sog. Tesco-Bleigeschosse der Firma Teschner & Co. gekommen, bei denen ein Napf aus Aluminium den Geschoßboden gegen Ausbrennungen durch das rauchlose Pulver schützt. Diese Geschosse lassen sich mit schwachen Ladungen sehr gut aus Läufen mit schnellem Drall verschießen. Für jagdliche Zwecke benutzte Mantelgeschosse sind nur teilweise von dem Mantel umgeben; an der Spitze tritt gewöhnlich der Bleikern zutage, der beim Auftreffen auf einen Widerstand sich staucht und dabei auch den Mantel auseinanderpreßt, so daß die Deformation der des Bleigeschosses ähnelt. Bleigeschosse und weichummantelte Geschosse (Papierführungs- und Bleiteilmantelgeschosse) deformieren bei gleicher Fluggeschwindigkeit stärker als Kupfer- und besonders als Stahlteilmantelgeschosse und eignen sich daher nicht so gut wie letztere für starke rauchlose Ladungen; außerdem stehen sie den Mantelgeschossen auch hinsichtlich der Schußgenauigkeit nach, da der festere Mantel besser führt als der weiche Papier- oder Hartbleimantel, bzw. das einfache Weichblei (s. a. *Stahlmantelgeschosse*).



1. Bleigeschosse.

2. Tesco-Bleigeschoß mit Aluminiumschuh.

Geschoßbahn s. *Flugbahn des Geschosses.*

Geschröt s. *Geilen.*

Geschüh, das, die Fesseln an den Fängen der Jagdfalken, auch des Uhus vor der Krähenhütte.

Geschütte (Schutt), das den Sauen und Fasanen vorgeworfene Futter, wie Erbsen, Gerste, Eicheln, Bucheln usw.

Geschwindigkeit s. *Bewegungsgeschwindigkeit* des Wildes und *Fluggeschwindigkeit* der Geschosse.

Geschwülste beim Hunde. Beim Hunde kommen gutartige und bösartige G. vor. Die erstgenannten wirken örtlich auf den Körper, sie werden höchstens gefährlich durch ihren Sitz oder ihre Größe, indem sie die Verrichtungen wichtiger Organe stören können; die schädlichen Wirkungen sind beseitigt nach der Entfernung

der G., wodurch vollständige Heilung herbeigeführt wird. Die bösartigen G. haben dagegen stets Neigung, sich weiter auszubreiten, sowohl in die nächstliegenden Gewebe als auch durch Verschleppung mit dem Blute oder der Lymphe in entferntere Teile des Körpers. Nach Fröhners statistischen Erhebungen sind etwa 40 % aller innerhalb acht Jahren im Berliner Hundespital zur Beobachtung gelangten G. Krebse. Am häufigsten sind Krebse der Haut und des Gesäuges, sowie des Afters; seltener sind Krebse der Vorsteherdrüse, der Hoden, der Scheide, des männlichen Gliedes und der Schilddrüse. Nicht selten findet sich die Krebskrankheit über mehrere oder zahlreiche Körperteile ausgebreitet. Im allgemeinen werden nur erwachsene bzw. ältere Hunde vom Krebs befallen; Fröhner hat wenigstens bei Hunden unter zwei Jahren niemals Krebs beobachtet. Die Häufigkeit dieser G. nimmt mit dem Alter der Tiere zu. Der sehr häufige Euter- oder Milchdrüsenkrebs entwickelt sich als kleiner, harter, fest mit seiner Umgebung verwachsener, schmerzloser Knoten. Die langsam wachsende, höckerig werdende G. verwächst mit der Haut, welche narbige Einziehungen erkennen läßt. Meist findet man mehrere Krebse im Gesäuge. Gelangen Krebsteilchen in die Blutbahn, so kommt es zur Krebsbildung in der Leber, der Lunge, den Nieren und anderen Körperteilen, die Patienten werden schwächer und schwächer und gehen schließlich an der Zehrung ein. Das Erkennen der Krebse ist oft sehr schwer, manchmal nur dann möglich, wenn man ein Teilchen der Geschwulst mikroskopisch untersuchen kann. Wir empfehlen daher dem Laien, Rat bei einem geübten Tierarzte einzuholen, wenn bei einem über zwei Jahre alten Hunde eine G. auftritt, wie sie vorstehend beschrieben ist. Die Behandlung der Krebse besteht in der möglichst frühzeitigen Entfernung auf operativem Wege. Aussichtslos ist die Operation, wenn sich der Patient in schlechtem Nährzustande befindet oder wenn tiefer liegende Lymphdrüsen bereits in Mitleidenschaft gezogen sind und nicht mit herausgeschnitten werden können. Am zweithäufigsten gelangt beim Hunde die Bindegewebsgeschwulst (Fibrom) zur Beobachtung. 13 % der von Professor Fröhner beobachteten G. waren dieser Form zuzurechnen. Die Bindegewebsgeschwülste, die zu den gutartigen G. gehören, pflegen ihren Ausgangspunkt in der Haut zu nehmen und erscheinen als rundliche oder etwas knollige, scharf umschriebene, sehr derbe G. Ihre operative Entfernung ist leicht. 10 % der von Fröhner untersuchten, an Geschwülsten leidenden Hunde waren mit Warzen, äußerst gutartigen Neubildungen, behaftet. Man findet diese bis erbsengroßen Wucherungen der Haut, deren Oberfläche meist von einem sehr festen, hornigen Überzuge umgeben ist, häufig auf der Haut des Kopfes und Rückens, sehr oft auch an der Schleimhaut der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge, des Gaumens und der Rachenhöhle. Es sei auch mit einigen Worten des sehr häufig vorkommenden Kropfes Erwähnung getan. Als Kropf bezeichnet man eine krankhafte Vergrößerung der an beiden Seiten der Luftröhre, dicht unterhalb des Kehlkopfes gelegenen Schilddrüse. Der Kropf zeigt sich als eine schmerzlose G. in der Schilddrüsengegend, die, wenn sie größer wird, durch Druck auf die Luftröhre Atembeschwerden verursacht. Im Anfangsstadium ist der Kropf durch Behandlung mit Jodpräparaten zu beseitigen. Die Ausschälung des Kropfes ist mit Gefahr verbunden. Von den als Balggeschwülsten bezeichneten Neubildungen sind die wichtigsten die Fröschlein- oder Froschgeschwulst, welche ihre Lage unter der Zunge, seitlich vom Zungenbändchen hat, und die im Kehlgange oder seitlich vom Kehlkopfe sitzende Honiggeschwulst. Diese G. bestehen aus einem häutigen Sacke und einem zähen, fadenziehenden Inhalte. Die Entfernung dieser G. muß einem Tierarzte überlassen werden. Außer den erwähnten G. kommen beim Hunde noch zahlreiche andere Geschwulstformen vor, welche jedoch ihrer Seltenheit wegen hier keine Berücksichtigung finden.

Gesicht besitzen die Tiere, deren Augen man Seher nennt. — Die Windhunde jagen nur auf das G., d. h. sie verfolgen das Wild nur so lange, als sie es äugen, nicht mit Hilfe der Nase, wie Bracken, Schweißhunde u. a.

Gespenst, Scheuche, Trugbild. Hat man z. B. einen Marder in einem hohlen Baume ausgemacht, so steckt man einen Stock in den Boden und hängt an ihn eine Mütze, ein Taschentuch oder irgend etwas anderes Auffälliges, was den Marder so fest bannt, daß er nicht von der Stelle weicht und vom Jäger, der inzwischen Leute zur Hilfeleistung herbeigeholt hat, geschossen werden kann. — Muß man ein Stück Wild über Nacht draußen liegen lassen, so bedeckt man es mit Brüchen und steckt mit Pulverschleim verwitterte Papierstücke an Stöcke, um Sauen und Raubzeug fernzuhalten.

Gesperr, die von einer Fasanenhenne ausgebrüteten Jungen, so lange sie sich zusammenhalten.

gespiegelt sind die Wildenten, wenn sie die charakteristische, metallisch glänzende Binde (Spiegel) auf den Flügeln bekommen haben.

gespreizt s. *geschlossen.*

gesprengt sind Feldhühner, wenn sie durch Beschießen sich getrennt haben und vereinzelt eingefallen sind.

Geſtände, das, der Horſt des Reihers.

Geſtänge, ſelten für *Gehörn*.

Geſtelle (Richtwege, Stellwege, Schneiſen, Schneuſen); in der Ebene gerade und ſich rechtwinklig ſchneidende, durch den Wald ausgehauene Bahnen, durch welche dieſer in ſog. Jagen geteilt wird; die Seiten der dadurch entſtandenen Vierecke machte man ſo lang, daß ſie mit einer gewiſſen Menge Jagdzeug umſtellt werden konnten. Die Hauptgeſtelle, in Sachſen Wirtſchaftsſtreifen genannt, über 5 m breit, laufen von Oſten nach Weſten, die Feuer- oder Nebengeſtelle von Süden nach Norden. In Gebirgswäldern ſind die G. mehr dem Gelände angeſchmiegt und verlaufen vielfach im Bogen. Das Geſtellnetz muß wegen des Holz- uſw. Transports möglichſt mit dem Wegenetz in Einklang gebracht werden. Die frühere Länge eines preußiſchen Jagens betrug 200 Ruten, deren 10 ſomit eine deutſche Meile. Jetzt ſind ſie halbiert.

Geſtöber (Geſtüber), die Loſung (Kot) des eßbaren Federwildes der Niederjagd.

geſund iſt die Fährte des unverletzten, nicht angeſchweißten Wildes; auch dieſes ſelbſt, wenn es gefehlt wurde.

Getreide. R o g g e n (Secale cereale) und Weizen ſind für den Wildpfleger ſehr wertvolle Gewächſe, erſterer meiſtens die allerwichtigſte Äſungspflanze. Nur Winterroggen kommt weſentlich in Betracht. Beſte Sorte, als Wildkorn oft angezeigt, iſt der Johannisroggen (vgl. den Artikel *Wildkorn*): frühe Entwicklung, ſtarke Beſtockung, große Widerſtandsfähigkeit, ſehr lange Vegetationszeit, große, breite Blätter, ſchnelle, reichliche und geſunde Maſſenäſung. Gedeiht auch auf Sand und ſtrengem Boden, auf Bergland, Hängen und in Tälern. Iſt gerade deshalb ſo wichtig, weil er auch in äſungsarmen Revieren die beſte Frühjahrsäſung abgibt und in ſtrengen Nachwintern manches Stück Wild vor dem Verhungern rettet. Der Herbſtſaat wird manchmal die Zottelwicke (Vicia villosa) beigemengt, da ſie im Frühjahr dem Wilde die früheſte und beſte Grünäſung bietet.

W e i z e n (Triticum sativum), als zarthalmiges Getreide vom Wilde ſehr geſchätzt, auf bindigem und naſſem Boden beſſer als Roggen gedeihend. Nur Winterweizen. Für jede Gegend muß die beſte Sorte ausgeprobt werden.

H a f e r (Avena sativa) ſtellt geringe Anſprüche an den Boden. Der Wildpfleger bevorzugt Sorten mit guter Körnerbildung. Um lange Zeit Körner im Felde zu haben, werden frühe und ſpäte Sorten angebaut. Gutes Gemenge mit Buchweizen. Hafer muß luftig, durchaus trocken aufbewahrt und darf nie zu friſch dem Wilde gereicht werden. Dumpfiges Stroh und muffige Körner werden verſchmäht. Die Körner müſſen ſand- und ſtaubfrei in die Fütterung kommen.

M a i s (Zea mays) iſt eine der beſten Pflanzen für vorübergehende Remiſen. Im Herbſt findet man außer Haſen und Flugwild auch Rehe in ihm. Der Anbau iſt aber ſchwierig und teuer. In kalten Sommern ſchlechtwüchſig. Der Froſt macht Mais wertlos. Die Pflanze wird ganz oder zerſchnitten zur Wildfütterung gebraucht.

B u ch w e i z e n (Heidekorn; Fagopyrum esculentum) rechnen wir aus praktiſchen Gründen unter das Getreide. Sehr genügſam, auf Torf-, Moor-, Sand- und Heideböden wachſend. Vom Wildheger ſehr geſchätzt als Grünäſung, zur Körnergewinnung, zur Heubereitung, als Winteräſung auf dem Halme. Für Schalenwild, Haſen, Flugwild, beſonders Birkwild, iſt er unſchätzbar. Meiſtens als Gemenge mit Hafer, Peluſchken oder Sanderbſen, zur Winteräſung auch mit Lupinen, angebaut. Der ſchottiſche, ſilbergraue Buchweizen (F. argenteum) iſt dem gemeinen B. vorzuziehen.

Gewaff ſ. *Gewehr*.

Gewäſſer ſ. *Seen* und *Wege* in jagdrechtlicher, *Fischgewässer* in fiſchereiwirtſchaftlicher Hinſicht.

Gewehr (Gewaff), die hervorſtehenden Hauzähne der Keiler, von denen die im Oberkiefer ſtehenden Haderer, die des Unterkiefers Hauer genannt werden.

Gewehr des Jägers. Man unterſcheidet Seiten- und Schießgewehr. Unter erſterem verſteht man nur den H i r ſ ch f ä n g e r, in früheren Zeiten das ehrenvolle Attribut eines ausgelernten Jägers, welches ihm mit dem Lehrbrief feierlich überreicht wurde und ihn wehrhaft machte. Die Form des Hirſchfängers ſetzen wir als bekannt voraus, die beliebteſte Form des Griffes iſt die mit einfacher Parierſtange ohne Bügel, der ſog. franzöſiſche Hirſchfänger (couteau de chasse), während der deutſche einen Bügel hat. Goldene oder ſilberne Verzierungen ſind zwar ſehr ſchön, im Walde ſind aber die Beſchläge am beſten von dunklem Eiſen, da ſie nicht blitzen. Meiſt trägt man in der Scheide des Hirſchfängers zugleich den Genickfänger.

Das S ch i e ß g e w e h r beſtand früher in Bogen und Pfeil und in der Armbruſt; mit der Erfindung des Schießpulvers führte ſich nach und nach das Feuergewehr auch bei der Jagd ein. Das älteſte Jagdfeuergewehr iſt das mit dem R a d ſ ch l o ß, welches ſich faſt zwei Jahrhunderte unverändert erhielt. Nicht wie beim ſpäteren Batterieſchloß erfolgte die Exploſion durch Schlagen des Hahnes mit dem Feuerſtein gegen den gegen-

überliegenden Stahl, sondern durch die schnelle Umdrehung der feingezackten Radwelle gegen einen Feuerstein wurde ein sehr intensiver Funkenstrom erzeugt, hierdurch das Pulver in der Pfanne und durch den Zündkanal das im Lauf entzündet, mithin der Schuß losgemacht. Selbstverständlich konnte man mit diesem G. nur auf Wild, wenn es stand, schießen, denn war die Welle durch einen Vierkant aufgezogen, und wurde sie abgedrückt, so mußte sie erst eine vollständige Umdrehung um ihre Achse machen, ehe der Schuß losging; unsere Vorfahren müssen mithin sehr fest im Anschlag gelegen haben, auf flüchtiges oder streichendes Wild hätten sie nimmer Erfolge erzielt. Die nächste Verbesserung des Jagdfeuergewehres war das sog. Feuersteinschloß, und zwar das Batterieschloß. Ein mit einem Feuerstein versehener Hahn schlug gegen einen Stahl, wodurch ein Funke hervorgerufen wurde, welcher das in der darunter gelegenen Pfanne befindliche Pulver und durch den in das Rohr führenden Zündkanal die Ladung entzündete. Auch diese Zündung war noch verhältnismäßig langsam, aber immerhin schon hinreichend schnell, um mit Erfolg auf flüchtiges Wild zu schießen, wie unsere Väter bewiesen haben. Die Unvollkommenheit dieses Gewehres lag dagegen hauptsächlich in der Abhängigkeit vom Wetter; bei feuchter Luft und andauerndem Regen konnte das Pulver in der Pfanne kaum trocken erhalten werden, selbst während des Gespanntseins konnten Regentropfen hineinfallen, und somit stellten zahllose Versager unsere geduldigeren Vorfahren hart auf die Probe und bewogen, wie bekannt, die preußische Landwehr oft genug, den Kolben zu gebrauchen, welches Auskunftsmittel dem Weidmann freilich nicht zu Gebote steht. Wie umständlich nach unseren jetzigen verwöhnten Begriffen das Laden war, wird man sich denken können, und wurde durch eine unfreiwillige Bewegung das Pulver unbewußt verschüttet, so klappte der Hahn zwar nieder und gab Funken, die Mündung des Gewehres aber blieb stumm; es mußte abgesetzt und die Pfanne mit frischem Pulver versehen werden, währenddessen der brave Hirsch oder der flüchtige Lampe Zeit genug hatte, sich der gefährlichen Nähe zu entziehen. Daher war eine epochemachende Erfindung die Konstruktion des Perkussionsgewehres. An diesem ist die Pulverpfanne verschwunden, der Hahn führt keinen Feuerstein und ist ein bloßer Hammer geworden, der die Explosion des einen Knallquecksilberzündsatz enthaltenden Zündhütchens bewirkt, unter dem in einem kegelförmigen Piston sich das Pulver befindet.

Diese Gewehre waren alle sog. Vorderlader, d. h. sie wurden durch die Mündung der Rohre vermittelst eines Ladestockes geladen und waren am unteren Ende durch die sog. Patentschwanzschraube dicht verschlossen. Sie waren fast ausschließlich bis in den Ausgang der 50er Jahre vorigen Jahrhunderts im Gebrauch. Zwar war die Idee, das G. hinten offen zu konstruieren und zu laden, zu jener Zeit nicht mehr neu, denn man kannte schon Hinterladesysteme; sie wurden aber bei den Jagdgewehren erst allgemeiner, nachdem die preußische Armee durch die geniale Konstruktion Dreyses allgemein mit dem Hinterlader bewaffnet worden war. Nicht schärferes Schießen und größere Treffähigkeit nahmen den siegreichen Kampf mit dem Perkussionsgewehr auf, sondern die ungemein schnelle Lademöglichkeit. Während auf Treibjagden der Inhaber eines Hinterladers nach abgegebenen Schüssen in wenigen Augenblicken wieder schußfertig dastand, stopfte der Nachbar mit dem Vorderlader in verdrossener Hast seine bis dahin so geliebte Flinte, und zum erstenmal musterte er sie mit scheelem Blick. Und da der Hinterlader auch scharf schoß und wenig zu wünschen übrig ließ, sein Inhaber auf die bei den Jagden mit Vorderladern bewaffneten Kameraden mit einem Lächeln herabsah wie ein modisch gekleideter Mann auf den im Frack des Vaters Erscheinenden, war der Sieg dieses neuen Systems unzweifelhaft. Nachstehend sind eine Reihe der bekanntesten Konstruktionen von Hinterladern geschildert. Wir erklären aber hier gleich, daß eine eingehende Beschreibung derselben hier um so weniger am Platze sein kann, als zu deren Verständlichkeit zahlreiche Zeichnungen erforderlich wären. Wir müssen daher die Interessenten auf die sachliche Besichtigung dieser Gewehrformen verweisen, wozu jede Waffenhandlung genügende Gelegenheit bieten wird. Außerdem ist die Entscheidung des Jägers für dieses oder jenes G. sehr dem Sondergeschmack und den Geldmitteln unterworfen, zumal sie in ihrer allgemeinen Brauchbarkeit sich wenig unterscheiden. Überhaupt ist die Beschreibung eines Schießgewehres im allgemeinen heute kaum mehr denkbar; nur am Perkussionsgewehr ließ sie sich ausführen, da ein solches nur ein System hat. Die Hinterladegewehre hingegen sind in ihrer Konstruktion und besonders auch in den Schlössern so verschieden voneinander und meist so kompliziert, daß eine Beschreibung nur mit großem Aufwand von Abbildungen verständlich wird, weshalb wir auf die waffentechnische Fachliteratur verweisen müssen.

Als erster Hinterlader erschien das Lefaucheuxgewehr (Abb. 1), von dem

französischen Büchsenmacher Lefaucheux 1835 erfunden und konstruiert. Wenn man bedenkt, daß dieses G. schon vorhanden war, als man sich noch mit dem Feuersteinschloß quälte, so ist dessen verschwindend geringe Führung während ganzer zweier Jahrzehnte schwer zu begreifen; denn, wie schon erwähnt, es brach sich erst und besonders in Deutschland in den 50er Jahren vorigen Jahrhunderts Bahn, verbreitete sich aber von da ab mit reißender Schnelligkeit. Es ist dieses G. der einfachste aller Hinterlader, dessen Behandlung selbst dem Laien auf den ersten Blick klar wird, zumal es dem Perkussionsgewehr am ähnlichsten ist. Eine Wendung des am Schaft befindlichen Hebels klappt die Rohre nach oben auf, die Patronen werden hineingesteckt, und wenn der Hebel in seine ursprüngliche Lage gebracht ist, ist das G. geladen und nach Aufziehen der Hähne schußfertig. In der dazu verwendeten Pappatrone steckt ein messingener Stift über einem in der Hülse versteckten Zündhütchen; der niederschlagende Hahn schlägt durch diesen Stift auf den Zündsatz des Hütchens, bringt ihn dadurch zur Explosion und entzündet so die Pulverladung. Vermittelst eines Häkchens werden die abgeschossenen Patronen aus dem aufgeklappten G. gezogen, neue hineingeschoben, und das G. ist wieder schußfertig.

1. Lefaucheux-Gewehr.

Neben diesem Hinterlader tauchte bald das L a n c a s t e r g e w e h r auf. Es war in seinem Verschluß dem Lefaucheuxgewehr sehr ähnlich, von dem es sich im wesentlichen durch die Art der Zündung und den Patronenzieher unterschied. Die Patrone wird dadurch entzündet, daß der Hahn gegen einen Schlagstift schlägt, der in der Umhüllung einer nur kleinen Spiralfeder sitzt, welche den Stift, nachdem er den Schlag auf das Zündhütchen vermittelt hat, wieder emporschnellen soll. Beim Öffnen des Gewehres schiebt eine Vorrichtung die Patronenhülsen so weit heraus, daß man sie anfassen und herausnehmen kann.

Die modernen Hahngewehre weichen von diesem ältesten Lancastergewehr im Schloß und in der *Verschlußkonstruktion* ab. Das moderne Hahnschloß unterscheidet sich von dem älteren Perkussionsschloß dadurch, daß der Hahn nicht auf dem Schlagstift ruht, sondern durch eine Feder nach dem Niederschlagen sofort in die Ruhrast zurückgeworfen wird. Je nachdem, ob der Schloßmechanismus vor oder hinter dem Hahn auf der Innenseite des Schloßbleches angeordnet ist, spricht man von einem vorliegenden oder rückliegenden Schlosse. Erstere geben dem Gewehre ein gefälliges Aussehen, schwächen aber den Systemkasten. Man hat daher auch sog. kurze Schlösser konstruiert, bei denen der Schloßmechanismus hinter dem Hahn liegt, während die Form der der vorliegenden Schlösser gleicht.

Die bisher geschilderten Gewehre bilden zusammen eine Kategorie, nämlich die der Gewehre mit äußeren Hähnen; sie stehen den anderen gegenüber, welche innere Schlagstücke (Schlagbolzen, Hähne) besitzen. Zwei Formen sind es, denen wir bei diesen zuerst begegnen: 1) das Dreysesche Zündnadelgewehr und 2) das Teschnersche Patentzündnadelgewehr aus der Fabrik von W. Collath in Frankfurt a. O. Das D r e y s e s c h e Z ü n d n a d e l g e w e h r ist durch das preußische Militärgewehr so bekannt, daß man von einer besonderen Beschreibung absehen kann; denn wenngleich die Jagdgewehre ein viel zierlicheres Aussehen haben und bei den Doppelgewehren die beiden Rohre dem G. ein fremdes Äußere geben, so unterscheidet sich der Mechanismus nicht von dem des bekannten Zündnadelgewehres, in dem eine Spiralfeder den sog. Zündstift auf den Spiegel treibt, der in der Patrone steckt, und durch Entzünden der letzteren das Losgehen des Schusses bewirkt.

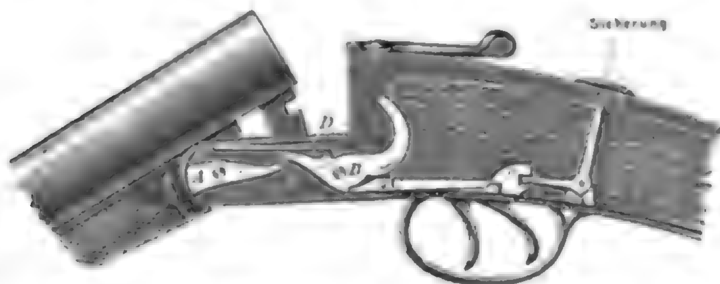
Das T e s c h n e r - C o l l a t h - G e w e h r wird heute noch sehr viel geführt. Es ist wegen seines soliden, einfachen Verschlusses und Schlosses sehr beliebt. Die Sicherung, die durch einen auf dem Kolbenhalse sichtbaren Flügel betätigt wird, stellt die Schlagstücke in zuverlässiger Weise fest. Die Flinten dieses Systems werden sowohl für die Teschnerschen Stiftzündungspatronen als auch für die

gewöhnlichen Zentralfeuerpatronen angefertigt. Bei der einfachsten Ausführung dieser Gewehre wird der Verschluß dadurch hergestellt, daß ein die Läufe hinten überragender Zapfen durch einen Exzenter in eine Aussparung im Stoßboden geschoben wird. Die Vorwärtsbewegung der Läufe bei geschlossener Waffe wird durch den Exzenter verhindert.

Die größte Verbreitung hat das System Anson & Deeley gefunden. Bei diesem sind die Schloßteile in den Systemkasten eingebaut. Die Abb. 2a und b zeigen ein derartiges Schloß mit Abzugsstange C und Abzugssicherung. Der Hahn B wird durch einen in der Basküle gelagerten Spannhebel A beim Niederkippen der Läufe gespannt

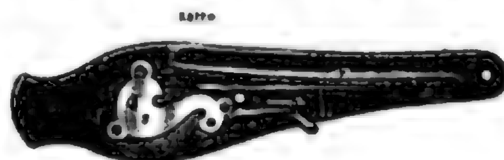
2a. Selbstspannersystem von Anson & Deeley, gespannt und gesichert. (A Spannhebel, B Hahn, C Stange, D Schlagfeder.)

und in dieser Stellung durch die in die Rast eingreifende Stange C gehalten. Die Sicherung, die durch den auf dem Kolbenhalse liegenden Schieber bewegt wird, stellt die Abzüge fest. Daneben werden auch hahnlose Gewehre mit Seitenschlössern geführt. Bei diesem System geschieht das Spannen ebenfalls beim Kippen der Läufe durch einen im Kasten liegenden



2b. Selbstspannersystem von Anson & Deeley, geöffnet und gespannt, Abzüge gesichert.

Spannhebel. Der eigentliche Schloßmechanismus ist wie bei Hahngewehren auf dem abnehmbaren Schloßblech angebracht. Abb. 3 zeigt ein derartiges Hahnseitenschloß im entspannten Zustande. — Die Schußwaffe des Jägers ist entweder gezogen (Büchse) oder glatt (Flinte) oder eine Kombination von einem glatten und einem gezogenen Lauf (Büchsflinte), einem gezogenen und zwei glatten Läufen (Drilling) oder zwei gezogenen Läufen und einem glatten Laufe (Doppelbüchsdrilling). Ja, man hat sogar zwei gezogene und zwei glatte Läufe



3. Hahnseitenschloß.

kombiniert (Vierling). Die Flinte des Jägers ist gewöhnlich doppelläufig (Doppelflinte). Vereinzelt werden auch Repetierflinten (s. *Repetiergewehr*) und neuerdings auch automatische Flinten (s. *Automatisches Gewehr*) geführt. Büchsen sind entweder einläufig oder doppelläufig. Bei den einläufigen Büchsen hat man solche mit und ohne Magazin zu unterscheiden. Letztere, die sog. Repetierbüchsen, haben zurzeit wohl die größte Verbreitung gefunden. Es sind dies Gewehre mit dem Schloßmechanismus moderner Militärgewehre mit kürzerem, leichterem Lauf und einem für Jagdgewehre üblichen Schaft, sowie jagdlicher *Visierung.*

Gewehrprüfung s. *Schußleistung.*

Geweih, zoologisch bei allen hirschartigen Wiederkäuern die auf je einem Knochenzapfen (Rosenstock) der Stirnbeine sitzenden, einfachen oder verzweigten Knochenbildungen, die in regelmäßigen jährlichen Perioden entstehen, abgeworfen werden und sich wieder neu bilden. Auch der in der Weidmannssprache Gehörn genannte Kopfschmuck des Rehbockes ist zoologisch ein echtes G. und wird daher in diesem Artikel unter letzterem Begriff mit berücksichtigt. Jedes G., mag es später noch so vielfach verzweigt sein, entsteht als kleine, unverästelte, mehr oder minder knopf- oder spießförmige Bildung und nimmt erst allmählich die verzweigte Form an (sofern diese überhaupt bei der betr. Hirschart auftritt), ohne daß jedoch ganz regelmäßige jährliche Stufen zu erkennen wären. Es bildet sich also z. B. beim Rothirsch nicht jedes Jahr ein neues Ende an jeder Stange, sondern die Entwicklung vollzieht sich je nach der Beschaffenheit und Abstammung des betr. Hirsches, ferner nach den Äsungsverhältnissen usw. bald rascher, bald langsamer. Bei vielen hirschartigen Tieren (Cerviden) ist die erste Geweihstufe sehr unbedeutend, so daß sie leicht übersehen wird; bei manchen Arten ist sie überhaupt noch nicht bekannt. Charak-

teristisch für sie ist das Fehlen der Rose, d. h. des wulstigen Randes an der Grenze zwischen Geweihstange und Rosenstock. Diese Rose tritt von der zweiten Geweihbildung an auf. An den G., sofern sie nicht einfach und unverästelt sind, unterscheidet man den Hauptast als **Stange**, von der sich die **Enden** oder **Sprosse** abzweigen. Die oberen Enden bilden, sobald es mindestens drei sind, die sog. Krone. Den untersten, zunächst der Rose sich abzweigenden Sproß bezeichnet man als **Augensproß** (Augsproß), in seiner Nähe findet sich bei vielen Hirschen der sog. **Eissproß**, während annähernd in der Mitte der Stange der **Mittelsproß** sitzt. — Bestimmte Gruppen von Hirschen pflegen im allgemeinen einen Geweihtypus zu zeigen, so die Rothirschgruppe, die nicht über sechs Enden hinausgehende südostasiatische Rusa-Gruppe usw. Flächenartige Verbreiterungen der Geweihstangen, wie sie bei Damhirsch und Elch vorkommen, nennt man **Schaufeln**. Im allgemeinen kann man sagen, daß ebenso, wie sich im Laufe der Entwicklung des einzelnen G. zuerst einfache Spieße zeigen und erst im Laufe der Jahre die weitergehenden Verästelungen eintreten, so auch in den früheren Epochen der Erdgeschichte zuerst Hirsche mit einfacheren und erst später solche mit verästelten G. auftraten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß einzelne Gruppen schon verhältnismäßig früh Formen mit stark verästelten G. hervorbrachten. Im allgemeinen vollzieht sich die Geweihentwicklung folgendermaßen: Durchweg innerhalb des ersten Lebensjahres des Junghirsches erheben sich auf den Stirnbeinen die Rosenstöcke, bekleidet von Haut. Am oberen Ende der Rosenstöcke beginnt bald die Geweihbildung durch die Tätigkeit der Haut und der in ihr verlaufenden, von der Schläfenarterie stammenden Blutgefäße. Es erhebt sich zunächst ein rundlicher Wulst, der sich mehr und mehr streckt, bis er die ihm zukommende Ausdehnung erreicht hat (**Kolben**). Anfänglich ist die Geweihsubstanz knorpelig, aber schon ehe das Wachstum beendet ist, beginnt von unten her durch Einlagerung von Kalksalzen aus einer festen Haut, dem Periost, die Verknöcherung. Hat das G. seine endgültige Stärke erreicht, so hört die Zufuhr von Bildungsstoffen auf, die Gefäße verkümmern allmählich, die als Bast bezeichnete, das G. umhüllende, sammetähnlich behaarte Haut wird, wahrscheinlich infolge eines Juckreizes, vom Hirsch an Stämmchen, Büschen usw. abgescheuert, weidmännisch **gefegt**. Hierbei wird auch das Periost mit entfernt. Da die Gefäße noch nicht alle vertrocknet waren, erscheint das frisch gefegte G. zunächst schweißig (blutig), an den Stellen ohne Gefäße weiß, wie Knochen. Ganz abgestorben ist das gefegte G. noch nicht, sondern es steht durch Nahrungskanäle in seinem schwammigen Inneren noch eine Zeitlang mit dem Rosenstock in organischer Verbindung. Erst nach und nach, meistens nach der die Kräfte des Hirsches stark in Anspruch nehmenden Brunftzeit, hört die Nahrungszufuhr im Inneren des G. auf, dieses stirbt völlig ab und ist damit dem Untergange geweiht. Dicht unterhalb der Rose beginnt ein Aufsaugungsprozeß, es entstehen hier sog. Riesenzellen, die nach und nach die Verbindung zwischen G. und Rosenstock immer mehr lockern, so daß es schließlich nur eines geringen Anstoßes bedarf, um das G. zum Abfallen zu bringen, es wird **abgeworfen**. Meist geschieht dies erst mit einer Stange allein, die zweite folgt nach einem kürzeren oder längeren, unter Umständen tagelangen Zwischenraum. Die obere Fläche des Rosenstockes ist anfänglich schweißig, bedeckt sich aber bald mit einem Schorf, die Ränder der den Rosenstock umgebenden Haut wachsen über diesem wulstig empor, es bildet sich Geweihsubstanz, und das G. entwickelt sich wie oben geschildert. Das anfänglich helle G. färbt sich teils durch den an ihm haftenden Schweiß, teils durch die Einwirkung von Luft und Licht, teils durch die beim Fegen an das G. kommenden Pflanzensäfte, unter Umständen durch Scherzen im Boden, besonders im Moore. Über die das G. färbenden Faktoren bestehen im allgemeinen verschiedene Ansichten, doch geschieht das Färben wahrscheinlich gleichzeitig durch alle angegebenen Momente. Zweifellos tragen Cerviden aus Eichenrevieren oder aus Erlenbrüchern oder von eisenhaltigem Moorboden dunklere G. als solche aus Heide- oder Kieserngegenden. Die Spitzen der Sprosse pflegen durch das Anschlagen an Zweige usw. heller, oft fast weiß zu werden. Mit Ausnahme des Rens kommen G. nur den männlichen Individuen der Hirscharten zu. Abnormerweise und meistens bei älteren, nicht mehr fortpflanzungsfähigen Stücken findet man, analog der Hahnenfedrigkeit bei den Vögeln, den Kopfschmuck der Hirsche und Rehböcke auch beim weiblichen Geschlecht. Als sekundärer Geschlechtscharakter steht das G. in enger Beziehung zu den Geschlechtsorganen und -funktionen, derart, daß Verletzungen und pathologische Veränderungen an den Geschlechtsorganen (und auffälligerweise manchmal auch solchen an den Extremitäten) Abnormitäten am G. parallel gehen. Vor allem zeigt sich dies in den als Perücken bezeichneten Wucherungen, die unter einem besonderen Artikel (s. *Perücke*) behandelt sind. Mit beginnendem höherem Alter und dem damit verbundenen Nachlassen der Kräfte

und der Leistungsfähigkeit des Körpers tritt auch ein Zurückgehen in der Geweihbildung ein, der Hirsch setzt zurück, d. h. die Zahl der Enden des G. vermindert sich, besonders zuerst die Kronenenden, das G. läßt ein gewisses Verkümmern mehr oder minder deutlich erkennen. Die Zahl der Abnormitäten ist bei den G. sehr groß, und es gibt Leute genug, welche derartige Gebilde sehr schätzen. Einen vollendeteren Eindruck macht ohne Zweifel ein starkes, normales, regelmäßiges G. (weiteres s. unter den betr. Wildarten). — Abgeworfene Geweih- und Gehörnstangen sind nicht mehr Bestandteile ihrer Träger, sondern selbständige Sachen. Sie unterliegen grundsätzlich nicht dem ausschließlichen Aneignungsrecht des Jagdberechtigten, außer wenn dies durch eine ausdrückliche landesgesetzliche Bestimmung vorgeschrieben ist. Die unbefugte Aneignung ist da, wo die G. Gegenstand der Jagdberechtigung sind, strafbar, jedoch nicht nach den Vorschriften über Jagdvergehen (St.-G.-B. §§ 292 ff.), sondern nach den landesgesetzlichen Vorschriften. Das unbefugte Abschlagen eines G. von einem verendeten Hirsch ist ein Jagdvergehen, wenn die Anbrüchigkeit noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß man nicht mehr von einem jagdbaren Wilde reden kann. Die Lostrennung eines G. von einem verwesten Kadaver ist straflos, selbst in den Landesteilen, wo die abgeworfenen G. der Jagdberechtigung unterliegen. Das abgeworfene G. ist eine Frucht des Hirsches (B. G.-B. § 99); steht ein Hirsch im Eigentum, z. B. in einem Tiergarten, so hat dessen Besitzer gemäß § 953 des Bürgerlichen Gesetzbuchs Eigentum an den im Park abgeworfenen G., die unbefugte Aneignung ist Diebstahl (St.-G.-B. §§ 242 ff.). Das absichtliche Absprengen der G. von dem lebenden Körper (Hirschprellen) kurz vor der Abwurfszeit, um ein vorzeitiges Abwerfen herbeizuführen, ist Jagdvergehen.

Geweihstuhl, gelegentliche Bezeichnung für Rosenstock (s. *Geweih*).

Gewende, Himmelszeichen, s. *Fährtenzeichen 19.*

Gewicht s. *Gehörn.*

Gewichtsverteilung bei Gewehren s. *Balance.*

Gewitterregenvogel s. *Brachvogel 1.*

Gewölle, das, der unverdauliche Teil vom Fraß der Raubvögel (Federn, Haare, Knochen, Flügeldecken von Käfern usw.), der, im Magen zu kleinen Ballen geformt, nach einiger Zeit durch den Schnabel ausgewürgt wird. Die G. reinigen dem Vogel Magen und Kropf, gehören daher zu seinem Wohlbefinden, und es müssen ihm in der Gefangenschaft öfters Tiere mit Federn oder Haaren gereicht werden, damit er G. auswerfen kann. Aus der Beschaffenheit des G. kann man den Raub des betr. Vogels bestimmen. Auch die Würger, Raben, Drosseln, Reiher, Störche u. a. speien G. aus.

gezogen ist ein Gewehrlauf, in dessen innere Wandung Längsfurchen *(Züge)* eingeschnitten sind.

Giarol s. *Brachschwalbe.*

Giebel s. *Karpfenfische II, 1.*

Gift s. *vergiften.*

Gleitaar (Elanus Sav.), Gattung aus der Unterfamilie der Weihen. Fast der schwächste unter den Tagraubvögeln; schwebender Flug; Gefieder sehr weich; Oberseite hellgrau mit schwarzem Schild am Oberflügel, Unterseite weiß. Lebt von größeren Insekten. Sehr selten bei uns, mehr in der heißen Zone.

Gleitaar (Elanus caeruleus Desf.; E. melanopterus D.; Falkenmilan). Ganze Vorderseite blendend weiß (bei jungen rötlichweiß); schwarzer Streifen durch die Augen. Iris bräunlich (jung), hochrot (alt); Wachshaut, Lauf und Zehen gelb. Schnabel grauschwarz. Raub besteht aus kleinen Haartieren (besonders Mäusen), Eidechsen und größeren Insekten. Ist stets paarweise anzutreffen. Mittelmeerländer, Afrika und Indien (Unter- und Mittelägypten häufig); in Deutschland nur sehr seltener Irrgast. (In Hessen zweimal erlegt bei Darmstadt und 1884 auf der Rheininsel Guntershausen (Schmittshausen); auch in der Wetterau beobachtet.) In Frankreich (Dép. du Nord) einmal erlegt.

Glocke, in der Patronenhülse das Lager für das Zündhütchen. In der G. befinden sich die Zündlöcher, durch die der Feuerstrahl des Zündhütchens in das Pulver gelangt. Gewöhnlich ist G. und Amboß — das Widerlager für die Zündmasse — aus einem Stück gearbeitet.

Glut s. *Dickfuß.*

Glutt s. *Wasserläufer 5.*

Gnadenschuß s. *Fangschuß 1.*

gocken, der Ton, mit dem die Auerhenne den Hahn warnt.

Goldadler s. *Adler 1.*

Goldfuchs s. *Fuchs.*

Goldohr s. *Taucher I, 2 u. 3.*

Goldregen (Cytisus laburnum u. C. alpinus) ist ein schattenliebender Strauch. Das Wild äst Blätter und im Winter begierig die Rinde, namentlich der Hase. In Remisen bildet er mit anderen das Unterholz.

Goldregenpfeifer s. *Regenpfeifer 1.*

Gordonsetter s. *Vorstehhund.*

Gräne (Grannen, Grandeln, Haken, Kusen), die im Oberkiefer befindlichen 2 stumpfen Eckzähne beim Rotwild (zuweilen auch beim Rehwild), die bei zunehmendem Alter des Wildes immer dunkler und damit wertvoller für den Jäger werden. — Beim Reh pflegen

die G. oder Haken nicht wie beim Rotwilde rundlich und stumpf, sondern mehr stiftförmig und schlank zu sein. Bei Damwild und Elch kommen sie so gut wie gar nicht vor, nur ganz vereinzelte Fälle sind bei diesen beiden Wildarten bekannt geworden.

Graser (Lecker, Weidlöffel), die Zunge des hohen, edlen Haarwildes.

Grashirsch, Hirsch, der bisher hauptsächlich Gras, also noch keine Körner (Getreide) geäst hat; später wird er zum Feist-, endlich zum Brunfthirsch.

Gräslein s. *abtreten 4.*

Graesse, Johann Georg Theodor, wurde 1814 in Grimma geboren, studierte in Leipzig Sprachwissenschaften und war seit 1843 Bibliothekar des Königs Friedrich August II. von Sachsen. 1848 wurde er Inspektor des Münzkabinetts, 1852 Direktor der Porzellansammlung, 1871 außerdem Direktor des Grünen Gewölbes in Dresden. Er starb 1885 bei Dresden (s. *Jagdliteratur*).

Grattiere, die in der hochalpinen Region stehenden Gemsen zum Unterschiede von den in der alpinen oder in der Waldregion sich aufhaltenden.

Graufalke s. *Edelfalken I, 3.*

Graugans s. *Gänse I, 1.*

greifen, seltener Ausdruck für das Fangen einer Beute durch Raubzeug.

Greyhound (spr. Greehaund), englischer Windhund; übertrifft alle anderen Hunde an Schnelligkeit; besitzt auch Ausdauer, wird darin aber von anderen Hunden übertroffen. Größe und Gewicht sind verschieden, letzteres schwankt zwischen 18 und 36 kg. Zur Hetzjagd auf Fuchs und Hase wird der G. gegenwärtig nicht mehr gebraucht, er ist vielmehr reiner Luxushund, der sich mehr durch aparte Formen als durch geistige Vorzüge auszeichnet. Die G. sind im allgemeinen wenig intelligent, dabei bissig, streitsüchtig und heimtückisch. Der Kopf ist sehr lang und schmal, am breitesten zwischen den Ohren. Fang lang, spitz zulaufend. Behänge klein, in der Ruhe faltig zusammengelegt, in der Aufregung halb aufgerichtet getragen mit herabhängender Spitze. Gebiß sehr stark, Hals lang, Nacken mäßig gewölbt. Schulterblatt sehr lang und schräg gestellt, Brust tief und breit. Nierengegend breit und gewölbt. Rücken infolge starker Bemuskelung leicht gewölbt (sog. Karpfenrücken). Rute sehr fein, an der Spitze stark aufwärts gekrümmt. Farbe verschieden, wenig beliebt sind nur die rein weißen Hunde. Die Ausstellungsrichter legen das größte Gewicht auf gute Vorderhand und Brust, sowie gute Hinterhand, sodann auf Hals, Rücken, Nierenpartie und Pfoten; etwas weniger bewertet wird der Kopf, am wenigsten die Rute (s. *Windhund* Abb. 2).

Griffe, die Fänge der Raubvögel; bei den zur Beize verwendeten Edelfalken wurden die Fänge von den Falkenieren Hände genannt.

Griffon s. *Vorstehhund.*

Grimbart s. *Dachs.*

Grimmen s. *Fährtenzeichen 11.*

grob, in Beziehung auf das Schwarzwild gleichbedeutend mit stark (g. Keiler, g. Bache).

Gropper s. *Strandläufer 5.*

Großtrappe s. *Trappen 1.*

Großvogel s. *Ganzvogel.*

Grunert, Julius Theodor, am 31. Januar 1809 in Halle a. S. geboren, studierte dort und in Neustadt-Eberswalde, wurde 1839 Dozent in Eldena und Forstassessor in Königsberg, 1843 Oberförster in Neu-Glienicke, 1846 Forstinspektor in Danzig, 1850 Forstmeister in Köslin, 1854 Oberforstmeister in Danzig, 1859 Direktor der Forstakademie Eberswalde, 1866 Oberforstmeister in Trier. Er starb am 30. August 1889 in Trier (s. *Jagdliteratur*).

Grünschenkel s. *Wasserläufer 5.*

Gruppe s. *Horst 2.*

Güster s. *Karpfenfische X, 1.*

gut wird alles genannt, was in jagdlicher Beziehung den berechtigten Anforderungen an Stärke, Form usw. genügt, z. B. ein starker Hirsch oder Bock, namentlich auch, wenn er feist ist; alsdann sagt man auch g. am Leib.

Gute Jagd wird bei der Parforcejagd geblasen, wenn die Meute die richtige Fährte hält.

Gütvogel s. *Brachvogel 1.*

H.

Haar, die Hautbedeckung des vierläufigen Wildes; Sauen haben Borsten, Hasen und Kaninchen Wolle.

Haarentchen s. *Taucher I, 5.*

Haarwild, alles vierläufige Wild.

Haarzüge, sehr feine, gerade Züge, die früher häufig bei Flinten, aus denen auch Rundkugeln geschossen werden sollten, Verwendung fanden. H. werden heute nicht mehr angebracht.

hab' acht!, ein meist schädlicher Zuruf auf Treibjagden, um den Nebenmann auf das Anlaufen eines Wildes aufmerksam zu machen; gewöhnlich zieht das Wild den Vorteil aus diesem Zuruf und verschwindet schleunigst. Kommt Federwild

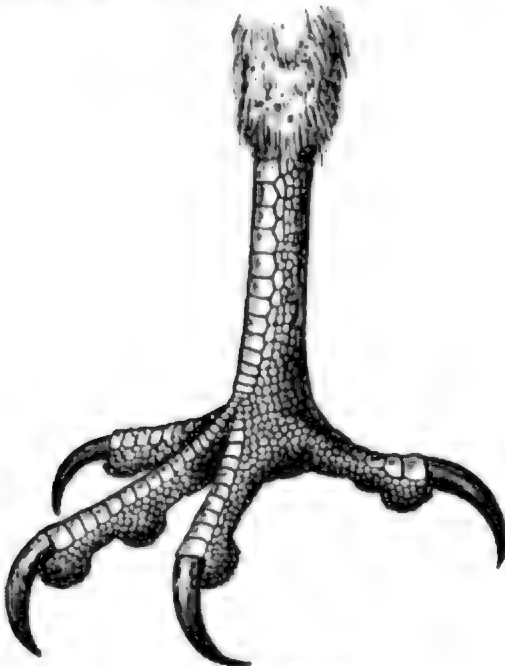
angestrichen, so ruft man: Tiro! (tire haut). Man ruft auch wohl dem heftig anziehenden Hühnerhund h. a. zu, um ihn vorsichtig zu machen; üblicher jedoch ist der Zuruf: wahre dich! oder sachte!

Habichte (Accipitrinae), Unterfamilie der *Falken*. Mittelstarke bis schwache Raubvögel mit langem Lauf und Stoß bei kurzen oder mäßig langen, abgerundeten Flügeln. Sie schlagen nur lebende Beute.

3 Gattungen: Habicht, Sperber und *Weihe*. Die beiden ersten unterscheiden sich von allen anderen Raubvögeln dadurch, daß ihre kurzen Flügel in der Ruhe den langen Stoß nur etwa zur Hälfte bedecken. Mittelzehe die längste von allen; der Oberkieferzahn ist abgerundet. Im Fluge fallen die sehr kurzen, abgerundeten Flügel auf. Die 1. Schwinge ist sehr kurz, die 3., 4. und 5. sind fast gleichlang, daher der abgestumpfte Flügel; die 4. ist die längste. Die Fänge sind mäßig lang, beim Habicht kräftig, beim Sperber dünn. Krallen schwarz, sehr stark gekrümmt und scharf. An den Sohlen starke Zehenballen zum Festhalten des Raubes; Lauf vorn und hinten mit Gürteltafeln, beim Habicht hinten mit Schildern versehen. Die Weibchen sind auffallend stärker als die Männchen, bei den Sperbern oft um $^1/_4$ bis $^1/_3$. Alle sind gewandte und schnelle Flieger, die ihren Raub schlagen, gleichviel ob er sitzt, streicht oder läuft, und stehen in der Reihe der schädlichen Raubvögel obenan.

I. Gattung: Habicht (Astur).

3. und 4. Schwinge am längsten; Lauf nicht viel länger als Mittelzehe.

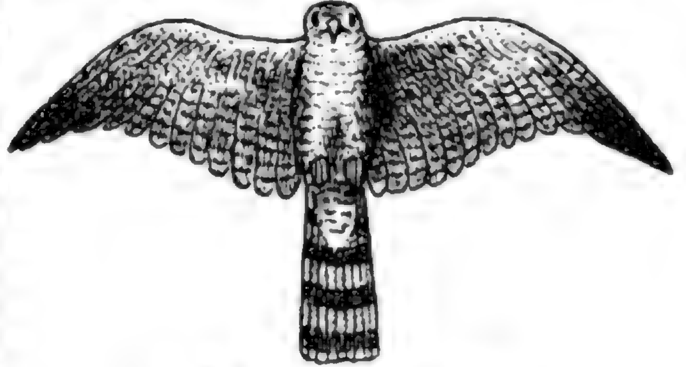


1. Habichtsfang.
($^1/_2$ nat. Gr.)

1) Hühnerhabicht (Astur palumbarius Bechst., Accipiter astur Pall.; Habicht).

Beschreibung.

Länge (W.) bis etwa 60 cm, Breite 100 bis 110 cm, Stoß 26, Schnabel 3, Lauf 9; davon unbefiedert 4,5, Innenzehe 2,8, ihre



2. Flugbild des Hühnerhabichts
(Breite 100 bis 110 cm).

Kralle 2,8, Mittelzehe 4,7, ihre Kralle 1,8 cm. Das Männchen ist erheblich geringer, etwa 48 bis 50 cm; auch der Unterschied in der Stärke der Fänge ist oft ein außerordentlicher.

Der alte Vogel ist vom Scheitel über Rücken und Flügel bis zur Stoßspitze gleichmäßig dunkel graubraun gefärbt und von der Kehle bis an den Unterleib auf weißem Grunde graubraun schmal quergebändert, so daß diese Bänder etwa halb so breit sind wie der weiße Untergrund zwischen ihnen. Auf der Brust sind diese Bänder am breitesten, viel schmäler auf den kurzen Hosen und am kleinsten und schmalsten an der Kehle und dem befiederten Teil des Laufes. Wie die Brust sind auch die inneren Flügeldeckfedern gebändert, die Innenfahne ebenso, aber deutlicher auf dem weißen Grund, die Bänder werden nach den kleineren Schwungfedern hin undeutlicher. Die oberen Stoßdeckfedern sind einfach graubraun, die unteren reinweiß mit langem Flaum. Die Stoßfedern sind dunkel gebändert, die Außenfedern sechsmal, die nächstfolgenden fünfmal, die mittleren viermal; der untere Rand der Bänder ist hell gekantet; auf der Unterseite des Stoßes dieselbe Zeichnung auf weißgrauem Grunde. Stoßspitze weiß gekantet. Iris orangerot, Fänge ockergelb; das Männchen hat über den Rücken hin einen bläulichen Anflug, der nach dem Verenden aber bald verschwindet; das Weibchen hat ihn nicht, dagegen am Unterleib eine etwas rötliche Färbung und breitere Bänder auf der Brust. Ein anderer Unterschied in der Färbung ist zwischen alten Männchen und Weibchen nicht vorhanden. Ganz alte Habichte haben mitunter fast reinweiße Unterseite, die Bänder sind nur ganz schwach

angedeutet. Der junge Vogel unterscheidet sich vom alten so wesentlich, daß er von Unkundigen, welche die Gattungskennzeichen nicht beachten, häufig gar nicht als Habicht, sondern öfters als Falke angesprochen wird. Der ganze obere Teil des Vogels ist viel heller graubraun, ins Rötliche übergehend, die Bänderung daher deutlicher, und diese erstreckt sich auch auf die kleinen Schwungfedern. Die Bänder der äußeren Stoßfedern sind hell gekantet mit dreieckigen Flecken am Schaft zwischen den Kanten; die mittleren Stoßfedern haben dunklere Färbung. Die Federn am Nacken und zwischen den Schultern sind rötlich-gelb mit einem sich nach der Spitze hin verbreiternden dunkelbraunen Schaftfleck. Die ganze Unterseite des Vogels ist gelblich-weiß, die Federn haben nach der Spitze hin sich verbreiternde dunkelbraune Schaftflecke (also Längszeichnung), die, entsprechend der beschriebenen Bänderung des alten Vogels, größer und kleiner (an den Hosen nur gestrichelt) sind. Das Weibchen ist blasser in Färbung, die Schaftflecke sind rötlicher. Iris hellgelb, Fänge grünlich-gelb. Der Vogel mausert im August seines zweiten Lebensjahres und legt alsdann dieses Kleid ab. Die sich demnächst zeigende Bänderung ist aber in den nächsten 2 bis 3 Jahren viel breiter auf gelblich-weißem Grund als beim alten Vogel. Iris bei jungen Vögeln grünlich-gelb; Schnabel grauschwarz mit sehr langem Haken; Wachshaut gelb, Nasenlöcher eirund, schräg liegend; Rachen bis unter das Auge gespalten; über letzterem ein weißer Streifen, im Nacken weiße Flecke. — Die Beschreibung dieses gefährlichen Raubvogels kann gar nicht eingehend genug gegeben werden, da sich das Jugendkleid vom Alterskleid wesentlich unterscheidet und der H. nur zu oft verkannt wird. Der Jäger, welcher sein Jagdrevier hegen will, muß diesen Raubvogel sicher kennen, um ihm überall nachzustellen, sonst bleiben seine Bemühungen um die Jagdpflege und Jagdhebung erfolglos. Wenngleich der H. nicht die reißende Schnelligkeit des Falken hat, so streicht er doch schnell und gewandt genug, um eine Taube einzuholen. Während der Falke nur von oben her und im Freien schlagen kann, stößt der H. von oben, von der Seite, ja selbst von unten auf seine Beute, im Freien wie im Holz, nimmt den Vogel vom Wasserspiegel weg, holt ihn unter dem Busch, selbst aus dem Astloch heraus und vermag im dichten Holze vermöge seines langen Stoßes fast ohne Flügelschlag sich seiner Beute nachzuwerfen — mit einem Wort: Kein Tier ist vor ihm sicher, wenn es ihm nicht an Kräften überlegen ist. Der H. ist mithin eine furchtbare Geißel der kleinen Jagd.

Seine Stimme am Horst ist ein kreischendes Schirken, zuweilen auch „Hiäh — Hi—äh“ klingend; in sonstiger Aufregung klingt sie wie „Giagiagiagiagia“. Im Streichen ist er sofort an dem langen Stoß und den kurzen Flügeln zu erkennen; er richtet hierbei den Kopf etwas aufwärts, so daß er sehr kurz erscheint. Er streicht mit eigenartigem, mehr schwirrendem Flügelschlag und steht in der Ruhe gern mit eingezogenem Kopf und gekrümmtem Rücken.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die erstere ist sehr groß, wenngleich nicht über den 70.⁰ nördl. Br. hinaus; in Asien geht er bis nach dem nördlichen China, auch im nördlichen Afrika wird er angetroffen. In Mitteleuropa fehlt er nirgends und ist ebenso, je nach der Lage, Stand-, Strich- oder Zugvogel. Ebene oder Gebirge, trockene oder bruchige Gegenden sind ihm gleich, selbst baumloses Gelände und Steppen durchstreift er, wenngleich er in ihnen nur ausnahmsweise Brutvogel ist. Je mehr er Gelegenheit zum Rauben findet, desto ständiger ist sein Aufenthalt. Infolge unablässiger Verfolgung durch Abschießen, Fangen und Horstausnehmen ist der H. in vielen Gegenden Deutschlands sehr selten geworden oder ganz verschwunden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der H. raubt von der Auerhenne bis zur Drossel, vom Rehkälbchen bis zum Eichhörnchen und abwärts alles Wild, dem er beikommen kann, und da er sehr gefräßig ist, so kann man immerhin sein eigenes Körpergewicht auf den täglich zu verbrauchenden Fraß veranschlagen. Man sieht ihn nicht häufig hoch in der Luft; kreisen, wie die Bussarde, kann er wegen seiner kurzen Flügel überhaupt nicht, desto rühriger aber streicht er an Holzrändern oder im Walde selbst möglichst gedeckt umher, um seine ausersehene Beute plötzlich zu überfallen. Einsam im Walde gelegene Gehöfte sind, wie jeder Forstmann bezeugen wird, seinen Angriffen so ausgesetzt, daß die Federviehzucht überhaupt in Frage gestellt werden kann. Die Rebhühner werden von ihm auf die fürchterlichste Weise vermindert und liegen, wenn sie ihn wahrgenommen haben, so fest, daß sie oft der gewandteste Hühnerhund nicht zum Aufstehen bringen kann. Ebenso raubt er ganze Birkwildketten aus und meist die jungen Hennen, die ihm leichter zur Beute fallen als die stärkeren Hähne. Wie er in Fasanengehegen aufräumen würde, wenn nicht die ungeteilteste Aufmerksamkeit gegen ihn gerichtet wäre, bedarf keiner Beschreibung. Namentlich zur Horstzeit sind beide Alten ununterbrochen beim Geschäft, den stets hungrigen Jungen den Fraß zuzutragen, und dann spottet die Frechheit des raubenden Weibchens aller Beschreibung.

Man hat beobachtet, daß ein solches nicht nur die brütende Drossel vom Neste nahm, sondern dieses selbst mitsamt den Jungen wegriß und in den Fängen davontrug. Einem Jäger, der einen Rehbock blatten wollte, strich auf den fiependen Ton des Blatters ein junger H. so nahe, daß er geschossen werden konnte. Auch der alte, starke Hase ist seinen Angriffen ausgesetzt; der H. schlägt ihm seine langen, scharfen Fänge in den Rücken ein und reitet förmlich auf dem Flüchtigen, der bald ermattet seinem Geschick verfällt, da ein Habicht so leicht nicht losläßt, was er einmal gefaßt hat. Er schlägt auch öfter Häher, Elstern und Krähen, namentlich im Winter stellt er den Nebelkrähen eifrig nach. — Unter den H. herrscht der vollendetste Kannibalismus; denn nicht allein in der Gefangenschaft frißt der stärkere den schwächeren nach blutigem Kampfe auf, sondern auch im freien Zustande kommt dies vor; selbst die Jungen im Horste feinden sich schon an. — Bereits im März hört man die kreischenden Töne, welche die Horstzeit einleiten, dann sieht man auch das Paar sich treiben und spielend unterhalten. Der Horst ist meist groß, da er fast immer auf alten Horsten anderer Raubvögel erbaut ist, sieht etwas liederlich aus, ist im Inneren aber kaum 15 bis 18 cm tief, vielleicht wegen des langen Stoßes des Brutvogels, den dieser über den Horst hinausragen läßt. Mitte April ist das aus 3 (4) Eiern bestehende Gelege fertig; die Eier sind frisch grünlich-weiß, später mehr grau, grobkörnig, ziemlich gleichhälftig und sehr verschieden groß, etwa von 63 : 47,5 bis 55 : 40 mm. Über Mittag pflegt das Weibchen von dem Männchen beim Brüten abgelöst zu werden. Das erstere sitzt auf den Eiern so fest, daß es sich nur schwer abklopfen läßt, und streicht oft erst ab, wenn der Kletterer dicht am Horst ist, kehrt auch bald zurück. Nach drei Wochen fallen die Jungen aus; sie sind oben grauweiß, unten ganz weiß, zeigen sich Ende Juni schon auf dem Horst und sind bald flugbar. Werden dem H. die Eier genommen, so legt er in einen anderen Horst frische, aber dann meist nur zwei. Sind die Jungen dem Ausfallen nahe, so sitzt das Weibchen um so fester und soll sogar schon den störenden Menschen angegriffen haben. — Zur Beize wurden nur junge, aber schon flugbare H. verwendet; alte H. sind nicht mehr abzutragen.

Jagd. Fang.

Mit dem Gewehr die Raubvögel aufsuchen und abschießen zu wollen, ist sehr interessant, aber der Erfolg ist in der Regel nur Zufallssache, ganz besonders bei dem meist sich versteckt haltenden H. Gründlich vertilgt man diesen Räuber am Horst, wenn man zunächst die Alten zu schießen sucht und dabei beachtet, daß, wenn man das meist über Mittag brütende Männchen schießen kann, auch das Weibchen dann bald zu Schuß kommt, da es die Brut so leicht nicht im Stiche läßt. Jedenfalls muß sich ein sehr gewandter Schütze diesem Geschäfte unterziehen, denn die Vögel streichen sehr schnell vom Horst ab und an diesen heran. Natürlich wird der Inhalt des Horstes, seien es Eier oder Junge, vernichtet, und wenn man wartet, bis letztere ausgefallen sind, und alsdann diesen und auch andere in der Nähe befindliche Horste zerstört, so darf man annehmen, daß das Paar, wenn es dem Gewehr entgangen sein sollte, in demselben Jahre nicht mehr horstet. Will man die Alten beim Horst schießen, so stelle man sich vor Tagesanbruch gut gedeckt an; man wird häufig das Männchen unweit des Horstes auf irgend einem Ast nahe am Stamm bemerken, während das Weibchen auf den Eiern sitzt; steht der Horst in einer dichten Fichte, dann hat das Sehen allerdings seine Schwierigkeiten. Sehr lohnende Erfolge gegen diese gefährlichen Räuber hat man im Herbst, wenn sie weit umherstreichen, auf der Krähenhütte. Der Hühnerhabicht stößt sehr wütend auf den Uhu, rüttelt dicht über ihm und hakt bald auf den Krakeln auf; dabei läßt er ein heiseres „Gik gik gik“ hören und stößt manchmal selbst nach einem Fehlschuß in blinder Wut weiter auf den Uhu. Ist der H. angeschossen, z. B. flügellahm, so stützt er sich auf den Stoß oder wirft sich auf den Rücken, und es kann unglücklich ausfallen, einen Hund auf ihn zu hetzen, da Fälle nachgewiesen sind, wo ein solcher Habicht mit den nadelspitzen Fängen einem Hunde beinahe die Nase abriß.

Sicher ist der Fang des Habichts im Pehlowschen Habichtsfang (s. *Fallen III c 1*) und im Tellereisen. Den Habichtskorb stellt man entweder 30 bis 50 Schritte vom Waldrande auf das Feld oder in mannshohen, an Felder stoßenden Vorhölzern so auf einen Pfahl, daß er die Spitzen der umgebenden Stämmchen etwas überragt. Da der Habicht die weiße Taube nur von oben äugen darf, müssen die Seitenwände stets dicht mit grünen Zweigen verblendet werden. Diese Zweige gewähren auch der Taube, die täglich frisches Futter und Wasser erhalten muß, Schutz gegen Regen und Wind von der Seite. Der Habicht stößt häufig nicht sofort auf die von ihm eräugte Taube, er schlägt meistens einen Haken, rüttelt und streicht zum nächsten Baum und beobachtet von hier aus die Taube. Wenn er nichts Verdächtiges wahrnimmt, stößt er von oben auf die Taube und fängt sich durch Abdrücken des Stellkreuzes in dem auf dem Korbe liegenden Eisen. Da der Habicht tage-

lang zu den Resten seines Raubes zurückkehrt, so steckt man um diesen Zweige und legt mindestens 40 cm vom Fraße entfernt ein Tellereisen in den Eingang. Nicht nur der Täter, sondern auch andere Habichte, welche den Raub äugen, fangen sich dabei. Um die alten Habichte zu fangen, nimmt man die Jungen, ehe sie flugbar werden, gegen Abend aus dem Horst und setzt sie unter dem Horstbaum in eine kleine Reisighütte, in der man die Horstvögel an einem kleinen Pfahl mit einem Fange festbindet. Vor der Hütte legt man leichte Tellereisen, deren Bügel man mit Lappen umwickelt. Die Eisen verblendet man und kettet sie an. Durch das Geschrei der hungrigen Jungen werden die Alten veranlaßt, mit geschlagenem Raub vor die Hütte bzw. Jungen zu kommen und sich zu fangen. Auch im Rönngarn oder Habichtsstoß (s. *Falkenfang 1)* fängt man den Habicht, welcher auf die darin befindliche Taube stoßen will und sich dabei in dem Netz verwickelt, besonders in der Nähe von einzelnen Gehöften. In Raubvogelpfahleisen, die in der Nähe des Waldrandes und bei Fasanfütterungen auf starken Pfählen liegen, fängt man den Habicht häufig. Mit dem Pfahlschuß werden Habichte, die auf dessen Kopf aufhaken und durch ihre Schwere dabei den Schuß zur Entladung bringen, durch die Brust geschossen.

II. Gattung: Sperber (Accipiter).

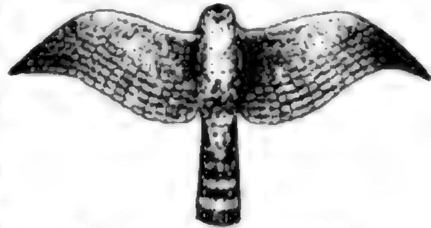
4. und 5. Schwinge am längsten; Lauf viel länger als Mittelzehe.

1) Sperber (Accipiter nisus [L.], Astur nisus Keys. et Blas; Finkenhabicht).

Beschreibung.

Länge (W.) 38 bis 40, Breite etwa 65 cm, Stoß 20, Schnabel 1,5, Lauf 6, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,4, Mittelzehe 3,2, ihre Kralle 1,5 cm. Das Männchen ist um 8 cm kürzer, also dementsprechend so viel geringer und überhaupt schwächer, daß es lange Zeit für eine besondere Art gehalten wurde. Auf der zahnähnlichen Ausbuchtung des Oberschnabels und der daran grenzenden Stelle des Unterschnabels je ein grauweißer Fleck. Der Lauf ist hinten und vorn mit je 20 großen (Gürteltafeln), die Zehen der ganzen Länge nach mit unter sich gleichgroßen Schildern gepanzert. Der S. ist die verkleinerte Ausgabe des Hühnerhabichts, dem er an Frechheit, Mordlust und Schädlichkeit nichts nachgibt, und wenngleich das Männchen nur kleine Vögel von der Drossel abwärts schlagen kann, so stellt doch das Weibchen schwachen Rebhühnchen, Wachteln usw. so nach, daß es den Jäger zur Bekämpfung herausfordert. Die kurzen Flügel kennzeichnen den S. hinlänglich im Fluge. Jagt er Sperlinge, so kommt er in der Regel hinter irgend einer Deckung plötzlich hervor und steigt an der Hecke, in die sich diese flüchteten, senkrecht auf.

Das junge Männchen vor der ersten Mauser: Iris und Fänge schwefelgelb; Scheitel- und Nackenfedern braun mit rostroten Kanten; auf dem Nacken ein weißer Fleck und über den Augen ein weißer, dunkel punktierter Streifen; Rückenfedern graubraun mit rostroten Kanten, Steißfedern ähnlich, aber heller; diese, die kleinen Schwungfedern und die Flügeldeckfedern graubraun mit rostroten Kanten; soweit sie sich decken, weiß mit einem unregelmäßigen, grauen Querband; die großen Schwungfedern dunkelbraun, auf der Innenfahne rötlich-weiß mit fünf Bändern, von denen die auf hellem Grunde natürlich am deutlichsten sind. Die Unterseite der Flügel rötlich-weiß mit dunklen Flecken; Stoßfedern graubraun, die beiden äußersten mit sechs, die anderen mit fünf Querbinden, auf der Unterseite grauweiß; Steißfedern gelblich-weiß mit roströtlichen Binden. Die weiße Kehle mit dunklen Strichen wird unter den Augen rötlich; die Federn am Kropf und Hals weiß mit grauen Binden und an der Spitze mit einem großen, herzförmigen, rostroten Fleck; auf Brust und Bauch graurötliche, unregelmäßige Bänder, auf den Hosen von gleicher Farbe, aber viel kleiner. Nach der ersten Mauser (er mausert vom August ab oft den ganzen Herbst hindurch) verschwinden diese herzförmigen Flecke teilweise und verwandeln sich in Bänder; Mantel und Rücken sind aschgrauer geworden. Nach der zweiten Mauser ist dies noch mehr der Fall, und nach der dritten ist das Kleid des alten Männchens ausgefärbt; Scheitel, Nacken, Rücken, Mantel und Stoß graublau, Schwungfedern dunkelbraun, undeutlich gebändert. Iris orangerot. Über den Augen ein ganz schwacher, weißer Streifen; im Nacken ein kleiner, weißer Fleck. Kehle reinweiß mit dunklen Streifen, Wange rostrot; Brust, Bauch und Hosen weiß mit schönen rostroten, ganz wenig grau gekanteten Bändern, die auf den Hosen am zierlichsten sind. Fänge goldockerfarbig. Stoßfedern mit fünf dunklen und wenig kenntlichen Binden, auf der Unterseite grauweiß. Unterseite der Flügel rötlich-weiß mit rostroten Binden und Fleckchen. Das junge Weibchen ist dem jungen Männchen sehr ähnlich, aber viel stärker, hat gleichfalls die



3. Flugbild des Sperbers (Breite 60 bis 70 cm).

herzförmigen Flecke, die später in Bänderung übergehen, aber der Farbenton seines ganzen Gefieders ist lebhaft braun, ohne die graue Färbung des Männchens. Das alte Weibchen hat dieselbe vollständige Bänderung wie das alte Männchen, jedoch ist dessen Farbe, ähnlich der des Hühnerhabichts, graubraun und nicht rot; Kehle weiß mit dunklen Strichen; Scheitel, Wangen, Hinterhals sowie die ganze übrige Oberseite des Vogels dunkel graubraun mit ganz schwachem bläulichem Anflug. Seitenhalsfedern mit weißen Fleckchen, die unteren Steißfedern schön weiß mit schwacher dunkler Bänderung. Iris und Fänge lebhaft gelb, erstere jedoch nicht so hochrot wie beim Männchen. Die Stimme ist ein heiseres Schirken.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der S. ist gleich dem Bussard und Turmfalken einer unserer gemeinsten Raubvögel. Über Mitteleuropa ist er gleichmäßig verbreitet und geht weit nach anderen Erdteilen hinein, wo ihn dann verwandte Formen ablösen. Er kommt in zusammenhängenden Wäldern zwar vor, doch lieber in kleineren Feldhölzern, besonders wenn sie dichte Fichtenhorste enthalten, in denen er gern horstet. Hier verfolgt er mit Vorliebe den Eichelhäher. Im allgemeinen zwar Standvogel, streicht er (namentlich die Jungen) im Herbste weit umher und jagt mit größter Frechheit im Winter die Sperlinge in Dörfern, selbst Städten, reißt auch wohl gelegentlich einen Stubenvogel im Käfig am Fenster herunter. Der S. läßt sich auch von den sonst stärkeren Krähen seine Beute nicht streitig machen; sowie diese sich ihm bzw. seinem Raube nahen, setzt er sich energisch zur Wehr und packt sie mit seinen scharfen Fängen meist im Rücken. — Dies sind jedoch immer nur Weibchen, die schüchternen und überhaupt weniger häufigen Männchen verlassen das schützende Holz nur ungern. — Die Sperberzüge im Herbst besitzen viel größere Ausdehnung, als man für gewöhnlich glaubt, man muß nur an den richtigen Zugstraßen zur Beobachtung Gelegenheit haben. J. Thienemann berichtet von ganz großartigen, regelmäßigen Zügen dieses Vogels auf der Kurischen Nehrung. Oft ziehen wochenlang Tag für Tag Sperber-Zugketten in losem Verbande über die Nehrung, wobei die beiden Geschlechter in allen Altersstufen vertreten sind. Hauptzugzeiten sind Mitte April und Mitte September bis Mitte Oktober. Wunderbar anzusehen ist es, wenn diese Sperberscharen neben und zwischen den Finkenflügen friedlich dahinziehen. Auch auf Hela sind solche Züge regelmäßig zu beobachten.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der S. legt erst im Mai die Eier, gewöhnlich 5, ausnahmsweise 6 bis 7, die sehr hübsch auf grünlich-weißem Grunde mit Linien und Schnörkeln, aber auch großen braunen Flecken, bald zerstreut, bald kranzweise, gezeichnet sind; sie sind fast rund und von 40 : 35 bis 35 : 30 mm groß. Zum Horst benutzt er gern ein versteckt stehendes Krähennest, das er seinen Zwecken entsprechend ausbaut. Wie der des Habichts ist auch dieser Horst flach, damit der lange Stoß des brütenden Vogels bequem herausragen kann. Der S. verwendet selbst niemals Moos, Laub oder Tierhaare, dagegen oft feine Kiefernrinde, mit der sich ausgefallene Flaumfedern des Brutvogels vermischen. Das Weibchen besorgt das Brutgeschäft allein; schießt man z. B. das Weibchen während der Brutzeit ab, so bleiben die Eier verlassen. Während des Brütens versorgt das Männchen das Weibchen reichlich mit Fraß, bringt diesen aber meist nicht bis zum Horst selbst, sondern legt ihn etwa 20 bis 30 Schritte davon entfernt auf einen Baumstumpf oder dergleichen und stößt dann seinen kekernden Lockruf aus. Während das Männchen auf weiteren Raub zieht, streicht das Weibchen herbei, kröpft sich voll und eilt wieder zu den Eiern. Das Brutgeschäft wird sehr heimlich betrieben, das Weibchen läßt sich während dieser Zeit nirgends sehen. Die Brut lieben sie wie echte Habichte und suchen sie gelegentlich zu verteidigen. Nimmt man dem Paare die Eier, so legt das Weibchen nach etwa 4 Wochen wieder frische in den Horst; nimmt man ihm nur einige weg, so ergänzt es die fehlenden, woher die außergewöhnlichen Gelege von 8 und 9 Stück rühren, die im gewöhnlichen Verlauf nicht vorkommen. Die Jungen, von denen die Weibchen schon bedeutend stärker sind als die Männchen, sind an den auffallend langen Läufen und den langen Zehen, auch an einem charakteristischen weißen Nackenfleck kenntlich. Der S. kröpft fast nur Vögel. Seine sonstige Lebensweise ist der des Hühnerhabichts ganz gleich. Wenn die Jungen beflogen sind, so streichen sie hinter den in den Fängen Fraß haltenden Alten her, von denen sie gewissermaßen im Fangen unterrichtet werden; dabei geht es ziemlich laut her, was sonst nicht Sache der S. ist. Mit großer Ausdauer beobachteten sie früher die Dohnenstiege und rissen den ängstlich zwitschernden Vogel aus den Schlingen.

Jagd, Fang.

Zerstören der Horste mit deren Inhalt ist das durchgreifendste Mittel zur Vertilgung dieses schädlichen Vogels, wobei die Alten und besonders das Weibchen zu Schuß kommen. Um den Uhu kümmert sich der S. wenig; meist erscheint das stärkere Weibchen, stellt sich auf den Boden mit gesträubtem Gefieder vor den Uhu hin und zischt ihn

an oder wagt auch einige Stöße auf ihn; es hakt dabei sehr selten auf, ist überhaupt sehr vorsichtig und streicht beim geringsten Verdacht sofort ab. — Der S. blockt gern mit eingezogenem Kopf und katzbuckelnd, wobei er den Stoß schlaff hängen läßt, auf einem Baumast, wo es dann gelegentlich glückt, ihn zu beschleichen. Wenn die oben beschriebenen Zugketten über die Kurische Nehrung ziehen, so braucht man sich nur verdeckt in der Zuglinie aufzustellen und kann dann in kurzer Zeit Dutzende von Sperbern zusammenschießen, da sie in bester Schußhöhe und in gemächlichem Fluge ankommen. — Alt eingefangene S. sind nicht mehr zu zähmen, höchstens die Dunenjungen. Im Mittelalter als Beizvogel für den niederen Flug sehr gesucht, wird er noch jetzt von den asiatischen Völkern zur Beize verwendet. — Da der S. hauptsächlich kleine Vögel schlägt, so fängt man ihn sehr leicht in dem Sperberfang mit federndem Kippkäfig (s. *Fallen IIIc 2*), in welchem sich zwei lebende Sperlinge oder andere kleine Vögel befinden. Der S. ist ebenso unvorsichtig und tollkühn im Verfolgen und Schlagen der lebenden Vögel wie der Habicht. Der Sperberfang ist daher besonders im Winter bei Futterplätzen für kleine Vögel sehr nützlich. Die Ködervögel müssen durch eingesteckte Fichtenzweige gegen Regen und Wind geschützt werden und täglich frisches Futter und Wasser erhalten. Auch in Netzfallen, die mit zerrissenem Sperling beködert sind, fängt man den S.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Habichtsadler (Nisaëtus Hodg.), Gattung der *Bussarde* (Buteoninae). Lauf stark und ganz befiedert; Schnabel kurz, zusammengedrückt mit großen, fast senkrecht liegenden Nasenlöchern; Stoß lang und gerade; Schwingen kurz und hart, 5. Feder die längste. Zehen lang und kräftig.

1) Habichtsadler (**Nisaëtus fasciatus V., A. bonellii**, Bonellis Adler). Länge (W.) 72 bis 74 cm, Flügellänge 50, Stoß 27, Schnabel 4,5, Lauf 10 cm. Gestalt habichtsartig; Flügel erreichen nur $^3/_4$ der Stoßlänge; Stoß lang und gerade; Läufe hoch, Zehen lang, hintere und innere Kralle besonders stark; Nasenlöcher elliptisch; Schnabel nur mäßig lang, an der Wurzel gestreckt, von der Wachshaut ab stark gebogen. Dunenkleid reinweiß. Jugendkleid: Kopf, Nacken dunkelbraun, Gesamtfärbung rötlich-braun mit hellen Federsäumen; Stoß gelblich-braun mit schwarzen Schäften und 5 bis 6 nach den Federrändern hin verlöschenden Binden; ganze Vorderseite und Hosen schön rostfarbig, dunkel gestrichelt; Iris bräunlich-gelb; Wachshaut, Mundwinkel und Zehen gelb; Schnabel horngrau mit schwarzer Spitze; Krallen glänzend schwarz. Übergangskleid meist stark ausgeblichen (fahlbraun); im Alter Kopf und Nacken graubräunlich, Stirn, Streifen über dem Auge, Kehle und ganze Vorderseite weiß mit dunklen Schaftstrichen; Auge dunkelgelb; Schultern einfarbig dunkelbraun; Laufbefiederung weiß mit vielen fahlrostbräunlichen Bändern; Stoß hellgrau mit dunklen Schaftstreifen und 9 bis 10 schmalen Querbinden sowie hellem Endsaum, untere Seite weißlich. Im Fluge ist der H. an der weißen Unterseite des langen Stoßes sowie an dem dunklen Flecken inmitten des sonst weißen Unterflügels zu erkennen. Er streicht so hastig wie der Habicht, aber sehr schnell und gewandt und ist ebenso mordgierig wie dieser. Brütezeit Anfang März; die meist 2 Eier (auch nur 1) trübweiß; Größe 71 : 53 bis 64,9 : 49,4 mm. Horst meist in Felsennischen. Ist früher in Böhmen mehrmals erlegt worden, eigentliche Heimat jedoch die Länder des Mittelländischen Meeres (Griechenland, Spanien, Afrika).

2) Zwergadler (Nisaëtus pennatus Gm., Aquila pennata Rchw.; gestiefelter Adler).

Beschreibung.

Länge (W.) 47 bis 49, Breite bis 117 cm, Stoß 23,3, Schnabel 4, Mundspalte 3,5, Lauf 6,1 bis 9, Mittelzehe 4,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 2,9, ihre Kralle 3,1 cm. Schnabel sanft gebogen, mit langem Haken; Mundspalte reicht bis hinter das Auge; Wachshaut aufgetrieben, Nasenlöcher schräg, nierenförmig; Wachshaut und Mundwinkel gelb, Iris braun, im Alter gelblich. Krallen glänzend schwarz, stark gekrümmt und sehr scharf; Hosen auffallend lang, daher der Name gestiefelter A. Der Z. ist außerordentlich verschieden in Stärke und Gefiederfärbung. Die ruhenden Flügel erreichen oder überragen um ein Weniges das Stoßende. Obgleich kaum von Bussardstärke, ist dieser Adler aber als solcher nicht zu verkennen, er ist an dem rundum befiederten Lauf und den starren Nackenfedern leicht anzusprechen. Mit einem anderen Adler kann er gar nicht, möglicherweise mit dem Rauhfußbussard verwechselt werden, dessen Lauf auf der hinteren Längsseite aber kahl ist. Da es auffällig dunkle und helle Färbungen gibt, so nahm man zwei Arten, Aquila pennata und Aquila minuta, an; später stellte sich heraus, daß diese Farbenverschiedenheiten sogar unter den Jungen einer Brut vorkommen, man blieb somit bei einer Art stehen. Die hellere Spielart (früher pennata) ist auf der ganzen Vorderseite gelblich-weiß mit schmalen, bräun-

lichen Schaftstrichen; Hosen und Lauf reinweiß; Wachshaut, Mundwinkel und Zehen gelb; Iris gelbbraun; Schnabel hornfarbig, an der Spitze schwarzgrau; Genick rötlich-braun mit dunklen Schaftstrichen und hellen Säumen, namentlich auf dem gleich gefärbten Oberrücken; Unterrücken dunkler mit schmäleren Säumen; Stoß dunkelbraun mit gelblichen Decken und Schäften, hell gesäumt, auf der Unterseite gelblich-grau; Handschwingen schwarzbraun, Armschwingen heller; auf der Schulter am Flügelgelenk meist ein weißer Fleck. Die dunklere Art (**minuta**) hat Kopf, Nacken dunkelrotbraun und ist vor allem auf der ganzen Unterseite mehr rostbraun bis dunkelbraun. Der H. kennzeichnet sich auch im Flug an den gespreizten Schwingen vor anderen gleichstarken Raubvögeln und streicht sehr gewandt und schnell.

Verbreitung, Aufenthalt, Lebensweise.

Der H. ist in der Lausitz, bei Bernburg, in Bayern, in Sachsen, einmal (1890) in Pommern und schließlich 1908 in Fischhausen (Ostpr.) erlegt worden, doch heimisch nur im südöstlichen Europa, häufiger in den Donau-Auwäldern, Karpathen; in Ungarn Zugvogel; Brutvogel in Galizien; in Griechenland Zugvogel, selten überwinternd; in Spanien brütend; von hier aus verbreitet er sich nach Südwest- und Mittelasien sowie Afrika bis Abessinien, im Winter bis Indien. Ein echter Waldvogel, liebt er Bestände mit starken Stämmen und dichtem Unterwuchs. — Der H. legt im Mai zwei Eier in den auf starken Bäumen selbst erbauten oder auch anderen Raubvögeln (z. B. Bussarden, Milanen) weggenommenen Horst; sie sind 60 : 47 mm groß, grünlich-weiß, mit wenigen violettgrauen Punkten gezeichnet, rauhschalig und porös. Das brütende Weibchen wird vom Männchen zärtlich geliebt; sobald die Jungen ausgefallen sind (Brutzeit 4 Wochen), wetteifern beide Alten im Zutragen von Ratten, Mäusen, Eidechsen, jungen Vögeln, ihrem gewöhnlichen Fraß. „Er jagt spielend," sagt Göbel, „nur kurze Zeit am Tag, beunruhigt jeden vorüberziehenden größeren Raubvogel, wie See- und Schreiadler, und liegt in ewiger Fehde mit dem Würgfalken, die sofort hoch in der Luft ausgefochten wird." Die Stimme des H. ist im Gegensatz zu der der anderen Raubvögel eine wohltönende zu nennen. Junge H. sind leicht zu zähmen. — Bezüglich der J a g d ist zu sagen, daß er nicht scheu sein und sich namentlich am Nachtstand leicht anschleichen lassen soll, doch muß man hierbei die geringen Verfolgungen berücksichtigen, denen er in jenen Einöden, wo er heimisch ist, ausgesetzt ist. Am Horst kann er jedenfalls am leichtesten erlegt werden, doch ist wegen seines schnellen, gewandten Abstreichens ein kurzes, sicheres Abkommen nötig. Den Uhu greift er an, hakt auch zuweilen vor der Hütte auf.

Habichtseule s. *Eulen II, 7.*

Habichtsfang, Pehlowscher s. *Fallen IIIc 1.*

Habichtskorb s. *Habichte I, 1,* Fang, und *Fallen IIIc.*

Habichtsstoß s. *Jagdnetze,* Klebgarne.

Hächse, die, die Beugesehne der Hinterläufe des zur hohen Jagd gehörigen Haarnutzwildes.

hächsen (abhächsen), einem stärkeren, angeschossenen Wilde und dem parforce gejagten Hirsch die Sehne über dem Sprunggelenk des Hinterlaufs durchhauen, um sie am Aufstehen zu verhindern; besonders früher bei Parforcejagden, aber auch bei Krellschüssen gelegentlich angewendet. Ein Fangschuß tut aber bessere Dienste.

Hackfrüchte. K a r t o f f e l (Solanum tuberosum). Sie ist heute in größeren Revieren eins der Hauptwinterfuttermittel für Wild. Die besten Knollen wachsen auf Sandboden, diese sind für die Überwinterung besonders empfehlenswert. Da erkrankte Kartoffeln dem Wilde schädlich sind, so dürfen keine leicht faulenden Sorten angebaut werden. Alttiere und Ricken verfetzen, bisweilen sogar epidemisch, nach dem Genusse kranker Kartoffeln. Bewährt hat sich die gelbfleischige, sächsische Zwiebelkartoffel für die Wildhege. Sie verträgt strengen Boden, fault nicht leicht, überwintert gut, bastardiert nicht oft und treibt hohes Kraut, das im Herbste gute Deckung gewährt. Sie bringt gesunde, aber nicht sehr reiche Ernten. Im allgemeinen müssen für jede Gegend die passenden Sorten ausprobiert werden. Als frühe Äsung für Rot- und Fraß für Schwarzwild ist die frühe Rosenkartoffel zu empfehlen, die aber schlecht überwintert. Kartoffelstroh ist billig zum Einmieten und Eindecken der Kartoffelmieten gegen Frost, als Unterlage für Mieten und Getreideschober im Wildacker und als Unterlage in den Wilderwärmungsstätten (künstliche Betten der Schutzhütten). Die Kartoffeln können in gut gelüfteten, gesunden, trockenen, mäßig warmen Kellern aufbewahrt werden. Besser sind Mieten, da sie dort von jeglichem Hausgeruch freibleiben. Für Sauen und Rotwild läßt man wohl im Herbst ein Kartoffelstück zum Umbrechen und Ausschlagen stehen. In den Fütterungen werden die Knollen roh oder gedämpft gereicht. Vor dem Dämpfen müssen die Kartoffeln sauber gereinigt werden. Manchmal werden sie im Kartoffeldämpfer in Verbindung mit Wildobst, Rüben, Topinambur, Mais, Eicheln, Kastanien, bisweilen auch mit Malz, Maisschrot, Haferschrot, Kleie gedämpft. Beim Verfüttern setzt man etwas Salz und Wild-

leckpulver zu. Kartoffeln müssen ohne lange Keime gereicht werden, da diese durch ihren Solaningehalt das Wild krank machen können.

Runkelrübe (Beta vulgaris) und Zuckerrübe (B. v. var. rapacea). Höchste Erträge liefern die Original-Eckendorfer Rüben, aber jede andere bewährte Sorte kann auch angebaut werden. Die Aufbewahrung ist wie die der Kartoffel. Rüben werden in ganzen Früchten, zerkleinert, gedämpft, allein oder gemischt verfüttert.

Kohlrüben (Wruken; Brassica napus esculenta) sind manchmal noch wertvoller als Runkeln. Ertrag hängt von der Gegend ab. Vorzüge sind Genügsamkeit, große Haltbarkeit, gute Ernten; K. sind dem Wilde zuträglicher, da sie wegen ihres angenehmen Bitterstoffes weniger leicht Durchfälle veranlassen. Die Blätter dieser Rübe werden mit den abgehackten Hälsen oder Strünken sofort zu den Fütterungen gefahren. Als Sauerheu für Wild nicht zu empfehlen. Hasen nehmen Kohlrüben am liebsten an, wenn sie, in Scheiben geschnitten, auf ein Stäbchen gesteckt werden.

Mohrrüben (Wurzeln; Daucus carota) gehören zu den besten Äsungspflanzen unter den Hackfrüchten. Großer Nährwert, gute Bekömmlichkeit, hoher Ertrag, bedeutender Zuckergehalt, Zähigkeit bei der Aufbewahrung. Bitterstoff und Zucker sind dem Wilde sehr angenehm.

Stoppelrüben (Turnips; Brassica rapa rapifera), eine Art Wasserrüben mit kurzer Vegetationszeit im Herbste. Die Blätter werden vom Schalenwild und Hasen gern genommen. Die Knollen bleiben vielfach für den Winter im Boden des Wildackers, werden aber auch in Mieten aufgespeichert. Fasanen lieben nicht nur die Deckung dieser Pflanze, sondern auch die Knollen als Äsung.

Kuhkohl (Braunkohl, Riesenkohl; Brassica oleracea procera), eine artenreiche, baumartige Pflanze mit verholztem Stamm, grünen und braunen, glatten und gekräuselten Blättern, niedrig und bis zu 2 m hoch. Hochwachsende, großblättrige Formen sind die besten. Für den Wildheger ist die Pflanze beachtenswert wegen des Ertrages, der Grünäsung bei Schnee und wegen der Remisenbildung. Durch Umknicken der Pflanzen erhält man ähnlich wie bei Mais, Topinambur und Sachalinknöterich schneedichte Fütterungen. Die Pflanze läßt sich bequem zu jedem Äsungsplatze bringen. Das Wild äst sehr gern Blätter, Blattstiele und Rinde des Stammes. Durch Auslegen dieser Äsung vor Treibjagden kann man Hasen nach bestimmten Revierteilen ziehen. Kuhkohlremisen sind beliebte Deckungen für Fasanen. Man legt sie am Waldsaum, auf Blößen an und als größere Wildäcker. Rehwild und Hasen findet man im Herbst oft in solchen Kohlbreiten. Die Anpflanzungen sind bis zur Zeit der Fütterung gegen Rot-, Dam- und Schwarzwild fest abzugattern.

Hackwaldbetrieb (Brandkultur), eine Betriebsart, bei der nach erfolgtem Abtriebe vorübergehend landwirtschaftliche Nutzung stattfindet, nachdem zuvor die Bodendecke verbrannt und die Asche über die Fläche ausgebreitet worden ist.

Haderer s. *Gewehr*.

Hafer s. *Getreide*.

Haffmöwe s. *Möwenartige Vögel II, 1.*

Haffpicker s. *Seeschwalben I, 4.*

Hafte, die Laufhaken (Verschlußhaken) der Kipplaufgewehre.

Haftpflicht des Jägers. Nach § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist derjenige zum Schadenersatz verpflichtet, der fahrlässig das Leben, den Körper oder die Gesundheit eines anderen widerrechtlich verletzt, sowie derjenige, der gegen ein den Schutz des anderen bezweckendes Gesetz verstößt. (Schutzgesetz ist in Bayern der § 15 der Verordnung vom 6. Juni 1909, der zwecks Verhütung von Unglücksfällen für das Tragen und die Benutzung von Jagdgewehren Verhaltungsvorschriften gibt.) Fahrlässig handelt nach § 276 des Bürgerlichen Gesetzbuchs derjenige, der die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer acht läßt. Bestraft wird nach § 230 des Strafgesetzbuchs derjenige, der durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines anderen verursacht. War der Täter zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet, so tritt eine höhere Strafe ein. Nach § 231 kann auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an ihn zu erlegende Buße bis zum Betrage von 6000 Mk. erkannt werden. Eine erkannte Buße schließt die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches aus.

Im Jagdbetrieb kommen leider sehr viele Fälle von Fahrlässigkeit vor. Manchmal ist ein Mensch für ein Stück Wild gehalten worden, in anderen Fällen hat der Schütze den Schuß abgefeuert, ohne sich zu vergewissern, daß in der Schußrichtung sich kein Mensch befindet. Auf Treibjagden und Hühnerjagden wird sogar geschossen, wenn in der Schußrichtung Menschen zu sehen sind. Mangelnde Vorsicht beim Übersteigen von Zäunen und anderen Hindernissen hat schon manches Unglück herbeigeführt, ebenso die Aufbewahrung des geladenen Schießgewehres an einer anderen Personen leicht zugänglichen Stelle. Bei Treibjagden kann der Leiter verantwortlich gemacht werden, wenn er die Aufstellung und Vorwärtsbewegung

der Schützen und Treiber in einer Weise anordnete, daß dadurch Verletzungen herbeigeführt wurden. Der Anspruch auf Ersatz wird gemäß § 254 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ganz oder teilweise beseitigt durch eigenes Verschulden des Verletzten; dieses kann entweder darin bestehen, daß er bei Abgabe des Schusses selbst unvorsichtig gewesen ist, oder daß er nach der Verletzung nicht sofort alle zur Heilung erforderlichen Maßregeln ergreift. — Der Ersatz ist gemäß den Vorschriften der §§ 249 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu leisten, und zwar in Geld. Der zu ersetzende Schaden umfaßt auch den entgangenen Gewinn. Als entgangen gilt der Gewinn, welcher nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnte. Nach § 842 erstreckt sich die Ersatzpflicht auf die Nachteile, welche die schädigende Handlung für den Erwerb oder das Fortkommen des Verletzten herbeiführt. Wird infolge einer Verletzung des Körpers oder der Gesundheit die Erwerbsfähigkeit des Verletzten aufgehoben oder gemindert, oder tritt eine Vermehrung seiner Bedürfnisse ein, so ist dem Verletzten durch Entrichten einer Geldrente Schadenersatz zu leisten; die Rente ist vierteljährlich im voraus zu zahlen. Statt derselben kann der Verletzte eine Abfindung in Kapital verlangen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Im Falle der Tötung hat gemäß § 844 der Ersatzpflichtige die Kosten der Beerdigung zu tragen. Stand der Getötete zur Zeit der Verletzung zu einem Dritten in einem Verhältnis, vermöge dessen er diesem gegenüber kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war oder werden konnte, und ist dem Dritten infolge der Tötung das Recht auf den Unterhalt entzogen, so hat der Ersatzpflichtige dem Dritten durch Entrichtung einer Geldrente insoweit Schadenersatz zu leisten, als der Getötete während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung von Unterhalt verpflichtet gewesen sein würde. Im Falle der Tötung und der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit hat gemäß § 845 der Ersatzpflichtige, wenn der Verletzte kraft Gesetzes einem Dritten zur Leistung von Diensten in dessen Hauswesen oder Gewerbe verpflichtet war, dem Dritten für die entgangenen Dienste eine Geldrente zu leisten. Nach § 847 kann im Falle der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit der Verletzte auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist (sog. Schmerzensgeld) eine billige Entschädigung in Geld verlangen. — Der Ersatzpflichtige kann sich gegen die Haftpflicht bei Privatgesellschaften versichern. Ebenso gibt es eine Versicherung gegen Unfall, und zwar sowohl eine freiwillige private als auch eine staatliche Zwangsversicherung. Hat der Verletzte sich selbst versichert, so kann der Ersatzpflichtige gegenüber dem Ersatzanspruch nicht einwenden, daß der Schaden des Verletzten durch die Versicherungssumme gedeckt ist, denn diese Summe ist kein Schadenersatz; wenn aber die Gesellschaft, die die Versicherungssumme gezahlt hat, in dem Versicherungsvertrage den Übergang der Ansprüche des Verletzten gegen den Täter auf sie in Höhe der gezahlten Versicherungssumme vereinbart hat, so ist insoweit der Verletzte zur Geltendmachung von Schadenersatzansprüchen nicht befugt. Die staatliche Zwangsversicherung tritt da ein, wo die Jagd als forst- oder landwirtschaftlicher Nebenbetrieb angesehen wird. Auf das Verhältnis des Entschädigungsanspruches zu der Unfallrente finden deshalb die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung vom 11. Juli 1911 Anwendung. Nach deren § 1042 gelten für die Haftung von Unternehmern (also z. B. dem Leiter einer Treibjagd) und Angestellten die Vorschriften der gewerblichen Unfallversicherung (§§ 898—907). Der § 1542 bestimmt, daß, soweit die nach der Reichsversicherungsordnung Versicherten oder ihre Hinterbliebenen nach anderen gesetzlichen Vorschriften Ersatz eines Schadens beanspruchen können, der ihnen durch Krankheit, Unfall, Invalidität oder den Tod des Ernährers erwachsen ist, dieser Anspruch auf die Träger der Versicherung insoweit übergeht, als sie den Entschädigungsberechtigten nach der Reichsversicherungsordnung Leistungen zu gewähren haben.

Hagel s. *Schrot.*

Häher (Garrulus), Gattung der *Rabenvögel.* Die Spitzen des starken, geraden Schnabels gegeneinander gebogen, die Seiten scharfschneidig; die zerschlissenen Nasendeckfedern erreichen die Hälfte der Schnabellänge. Flügel kurz und abgestutzt, der abgerundete Stoß ziemlich lang, auf dem Kopf eine Holle, das Gefieder weich und zerschlissen, der Gang stets hüpfend, nie schreitend.

Eichelhäher (Garrulus glandarius Vieill., Corvus glandarius L.; Holzschreier, Holzhäher, Waldhäher, Markolf, Markwart, Jäck).

Beschreibung. Aufenthalt. Lebensweise.

Länge 32,5 cm, Stoß 16,5, Schnabel 2,7, Lauf 4,1 cm. Hauptfärbung graurötlich; von großer Wirkung sind die Deckfedern der Handschwingen und Außenfahnen der Mittelschwingen mit ihren leuchtend blauen, schwarzen und weißen, kurzen Querbinden; Stoß schwarz mit weißen Decken. Vom Unterschnabel läuft ein schwarzer Streifen abwärts, die Holle mit schwarzen Schaftstrichen; Iris grau; Schnabel schwarz; Ständer trüb fleischfarbig. Der Eichelhäher gehört zu unseren

bekanntesten Vögeln; im Gebirge wie in der Ebene, in großen Waldmassen wie in Feldhölzern oder Parkanlagen wird er nicht fehlen, und oft genug ist sein dreistes „Rätsch rätsch" der einzige belebende Ton in einförmigen Kiefernwäldern, wenn die anderen Vogelstimmen schweigen. Die gedrungene, vierschrötige Gestalt mit dem dicken, behaubten Kopf steht in vortrefflicher Harmonie mit dem Tun und Treiben dieses Taugenichts, dessen Wahlspruch Stehlen und Plündern ist. Seiner Aufmerksamkeit entgeht schwerlich ein Ereignis der Umgebung, und ebensowenig wird er seine Meinungsäußerung in dem bekannten „Rätsch rätsch" zurückhalten, wodurch er einerseits der Tierwelt die Ankunft des Menschen zu deren Heil kundtut, anderseits aber auch diesem von der Annäherung eines Wildes, besonders des Fuchses, Kenntnis gibt. Auch den Humor kultiviert er, sei es in komisch wechselnden Gebärden oder in einer Art schwatzendem Gesang, dem er die verschiedensten nachgeahmten Töne, bald das Krähen eines Hahns, bald das Wetzen einer Sense, einfügt. Besonders täuschend ahmt er die Stimme des Bussards nach, so daß er manchen Jäger damit narrt. Der Holzschreier gehört zu den schlechtesten Fliegern, weshalb er sich meist im Gezweige aufhält und nur im Notfall und nach sichtlicher Überwindung größere, freie Flächen überstreicht; um so gewandter klettert er aber im Gebüsch an den Zweigen umher und vermag sich noch an den dünnsten Ästchen festzuhalten zum Verderben der kleinen Vogelnestchen. Die Verbreitung des Holzhähers ist eine sehr große, er fehlt mit Ausnahme des hohen Nordens und alpiner Regionen, wo er von Gattungsverwandten vertreten wird, wohl nirgends in Europa, während er in den angrenzenden Gebieten durch nahe verwandte Formen vertreten wird. Buschwerk muß er zu seinem Schutz allerdings haben, doch sind ihm kleine Feldhölzer wie große Waldungen gleich lieb. Der Markolf lebt von pflanzlicher wie tierischer Nahrung und frißt eigentlich alles nur einigermaßen Verdauliche. Sehr gern nimmt er Eicheln auf und trägt sie sich sogar in Verstecke, die er freilich oft vergißt, wo diese dann keimen und je nach Örtlichkeit aufwachsen, was ihm von manchen hoch angerechnet wird. Auch verschiedene Beeren frißt er, so besonders gern Ebereschen, die ihm in den Dohnen verhängnisvoll wurden; daß er ferner manches Insekt, besonders auch Raupen und selbst haarige, verschlingt, ist gewiß, so daß man ihn den nützlichen Vögeln zurechnen könnte, wenn er nicht der nichtsnutzigste Nesträuber wäre, der zu denken ist. Er läßt keine Brut in seiner Umgebung aufkommen und vernichtet daher die Existenz zahlloser Vögel, die mindestens ebenso nützliche und dabei keine schädlichen Eigenschaften haben wie er. Man kann die verwüsteten Brutstätten sehr bald an den durch die Schwere des Hähers niedergedrückten Rändern erkennen. Der Holzhäher nistet im April in jungem Holz, mit Vorliebe in dichten Fichtenhorsten, in verschiedener Höhe, legt 6 bis 8 Eier, welche auf graugelblichem Grunde mit etwas dunkleren, graugrünlichen Flecken und Punkten dicht besetzt und etwa 35 : 24 mm groß sind. Die Brütezeit dauert 16 bis 18 Tage. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und besonders auf den nackten Jungen, so daß man es manchmal fast greifen kann.

Der *Tannenhäher* oder Nußhäher ist, weil nicht zur Gattung Garrulus gehörig, unter dem ersteren Stichwort behandelt.

Jagd, Fang.

Es wird keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfen, daß der Jäger diesen schädlichen Vogel durchaus nicht dulden darf, auch der Forst- und Landmann haben keinen Grund, einen Vogel zu schonen, der unzähligen nützlichen und angenehmen Sängern verderblich wird. Es ist ihm übrigens nicht schwer anzukommen, und beim Nest, das leicht aufzufinden und zu erreichen ist, können auch die Alten weggeschossen werden. Häher fangen sich leicht in kleinen Abzugs- oder Abdruckeisen, an deren Abzugs- bzw. Abdruckvorrichtung Fleischstücke oder auch Eicheln befestigt sind. Man fängt sie ferner häufig unbeabsichtigt in Tellereisen, über welche zum Fange des Marders oder Iltis Fleisch oder Gescheide gehängt ist. Wenn man den getöteten Eichelhäher über das Eisen hängt, hört der Fang der Häher auf. Hat sich der Häher an den Tritten gefangen und schreit bei der Annäherung des Jägers, so kommen auf das Geschrei hin häufig andere Häher, die man dabei bequem schießen kann. Auch in Prügel- und Mordfallen fangen sich Häher bei dem Versuch, zu dem Köder zu gelangen bzw. ihn abzuziehen. Ebenso werden in der Netzfalle, die mit einem Fleischstück, einem zerrissenen Sperling oder mit Eicheln beködert ist, Häher gefangen.

Hahn, 1) das Männchen bei allen hühnerartigen Vögeln (Mehrzahl in Süddeutschland Hahnen, namentlich bei den Baumhühnern); alle Weibchen heißen Hennen. Reviere, in denen Auer- und Birkwild steht, heißen daher auch Hahnenreviere. Viele übertragen die Bezeichnung H. auf alle körnerfressenden Vögel und sprechen z. B. vom Finkenhahn, nennen die Weibchen dieser Arten Weibchen oder Sie. 2) Der äußere Teil an vielen Jagdgewehren, durch dessen Nieder-

schlagen auf das Zündhütchen oder den Zündstift die Entladung erfolgt.

hahnlos pflegt man Gewehre mit inneren Schlagstücken (Hähnen), im Gegensatz zu den mit äußeren Hähnen versehenen Hahngewehren zu nennen.

Hainbuche s. *Laubhölzer.*

Haken, 1) zwei dem Rotwilde eigene Zähne s. *Grüne;* 2) die Eckzähne der Bachen; 3) der Heftel, an den man beim Zeugstellen die Windleinen anbindet.

Haken schlagen, vom Hasen, wenn er durch Absprünge und andere schnelle Wendungen von den ihn jagenden Hunden abzukommen sucht.

Hakreis s. *Fallbaum.*

Halali (altfrz.: ha la lit! Ha, da liegt er!). Wenn bei der Parforcejagd der Hirsch sich stellt, so ist er H., es wird H. gerufen oder geblasen.

Halbbrachsen s. *Karpfenfische X, 1.*

Halbente s. *Enten 1, 4.*

Halbmantelgeschoß. Als Mantelgeschosse zuerst für Jagdzwecke benutzt wurden, versah man sie mit einem nur die Hälfte des Bleikerns umfassenden Mantel. Da diese Geschosse aber stark deformierten und das Wildbret zu sehr entwerteten, verlängerte man den Mantel, bis er 4/5 bzw. 11/12 des Bleikerns einschloß. Diese besser als Teilmantelgeschosse zu bezeichnenden Projektile werden jetzt noch häufig H. genannt.

Halbtücher (halbe Tücher), sind niedriger wie hohe Tücher und dienen in der Regel nur zum Einstellen von Dam- und Schwarzwild, allenfalls auch zur Aushilfe beim Einstellen von Rotwild (s. *Tücher*).

Halbvogel s. *Ganzvogel.*

halbwüchsiger Hase, ein etwa drei Monate alter Hase.

Hals s. *Hals geben.*

Halsbandgiarol s. *Brachschwalbe.*

Halsbandsteindreher s. *Steinwälzer.*

Halsbraten s. *Kehlbraten.*

Hals geben, bellen, meist von jagenden Hunden gebraucht. Jagen Hunde andauernd laut, so geben sie gut Hals. Verbellt aber ein Hund ein verendetes oder nicht flüchtiges Stück Wild auf einer Stelle, so gibt er Standlaut.

Halsschuß s. *Schußzeichen.*

Halsung (Halse), das Halsband der Hunde.

halten, 1) die Fährte oder Spur, vom Hunde, wenn er sicher auf ihr fortsucht oder von der Fährte (Spur) des Wildes, welches er angejagt hat, nicht abgeht, d. h. sie nicht verliert oder sich nicht durch andere Fährten oder Spuren irreführen läßt. 2) Vom Wilde, den Jäger schußmäßig herankommen lassen; in diesem Falle gleichbedeutend mit aushalten.

Haltepunkt, der Punkt, den man anvisieren und auf dem man abkommen muß, um das Ziel zu treffen. Die meisten Büchsen werden so eingeschossen, daß die Kugel auf 80 m Entfernung etwa 5 bis 7 cm über dem Haltepunkt einschlägt. Bei der Rasanz unserer heutigen Büchsen ist es besser, sie auf Fleck einzuschießen, die Visierung also so einzurichten, daß sich Ziel- und Haltepunkt auf der gegebenen Entfernung decken.

Hamen, das spitze, trichterförmige Netz am Treibzeug, in dem die Feldhühner gefangen werden; auch das Netz, in welchem man den Fischotter fängt. Näheres s. *Jagdnetze*, Sackgarne.

hammerless, englisch für *hahnlos.*

Hand, Teil des Vogelflügels (s. *Vogel*).

Hände s. *Griffe.*

Handgeweih (Handkrone), ein Rothirschgeweih, dessen Krone einer ausgestreckten Hand ähnelt. Selbstverständlich kann es nur von einem sehr starken Hirsch (Kapitalhirsch) herrühren.

Handscheue, der manchen Hunden eigentümliche Fehler, auf Befehl gar nicht oder nur sehr ungern heranzukommen. Der handscheue Hund pflegt bis auf einige Schritte sich seinem Herrn zu nähern und mit eingezogener Rute herumzukriechen. Viele Hunde werden infolge von Dressurfehlern handscheu, es neigen dazu besonders englische Vorstehhunde. Um den Fehler zu beseitigen, muß das Tier in einer Weise behandelt werden, die ihm Vertrauen zu seinem Herrn einflößt. Die Peitsche darf der Hund nicht sehen. Er wird an die Korallen und die lange Leine genommen. Dann wird geübt „Setz dich — hier!" (Ruf und Pfiff.) Man lasse die Korallen möglichst wenig wirken und verabreiche dem Hunde, wenn er herangekommen oder gewaltsam herangezogen ist, nachdem man ihn gestreichelt hat, einen Leckerbissen. Darauf sind die Übungen ohne Korallen und allmählich unter Weglassung jeder Belohnung fortzusetzen. Alsdann wird ohne Leine im geschlossenen Raume und endlich im Freien geübt. Der Hund darf niemals gestraft werden, bevor er angeleint ist.

Handschwingen, die längsten Schwungfedern des *Vogels.*

hängen, das Zusammenhängen der Hunde, Wölfe, Füchse während der Begattung. Der Begattungsvorgang dauert beim Hunde sehr lange. Während des Deckens vergrößern sich die beiden Schwellkörper der Rute derart, daß ein Zurückziehen des Geschlechtsteils unmöglich wird. Die Schamlippen der Hündin klemmen den Knoten am Gliede des Rüden so fest ein, daß der Deckakt nicht willkürlich unterbrochen werden kann. Das Hängen dauert verschieden lange, etwa 10 bis 30 Minuten. Wenn das Absamen erfolgt ist,

schwillt die Rute ab und die Lösung vollzieht sich ohne Schmerz. Das gewaltsame Trennen von Rüde und Hündin kann schwere Verletzungen zur Folge haben.

Hängeseil, die Leine, an welcher der Leithund geführt und gearbeitet wurde. Man kann den heutigen Schweißriemen des Leithundsarbeit verrichtenden Schweißhundes auch H. nennen.

Hardouin, Seigneur de Fontainnes-Guérin, wurde etwa 1362 geboren. Da ihm nach des Vaters Tode das diesem verliehene Jagdrecht bestritten wurde, führte er langwierige Kämpfe um dieses, die 1392 erfolgreich endeten. In einer Fehde der Herzöge von Anjou wurde er vom Grafen Roger v. Beaufort gefangen genommen und erst 1395 wieder freigelassen. Er starb 1399 (s. *Jagdliteratur*).

Harlekinente s. *Enten IV, 1.*

Harrier (Hasenhund), ein dem Foxhound (s. *Fuchshund*) ähnlicher und diesem nahe verwandter Hund englischer Rasse. Der Kopf des H. soll etwas schwerer sein als der des Foxhound, seine Nase ist etwas breiter, sein Behang mehr zugespitzt. Er findet in England zur Parforcejagd auf Hasen Verwendung.

Harro, Zuruf des Jägers, durch den er den Nachbar auf das Annähern eines Hasen aufmerksam machen will.

hart ist ein Hund, der wenig fügsam ist und Strafen gering achtet. Läßt man sich bei einem solchen Hunde den etwas höheren Grad von Geduld und Energie bei der Dressur nicht verdrießen, so bekommt man meist einen brauchbareren Hund, als der weiche zu werden pflegt.

Hartig, Dr. Georg Ludwig, geboren am 2. September 1764 in Gladenbach bei Marburg. Er lernte die Jägerei bei seinem Oheim Carl Ludwig H., herzogl. Gehegereiter, zu Harzburg, und wurde nach zweijähriger Lehrzeit am 1. August 1780 freigesprochen; studierte in Gießen, wurde 1786 Forstmeister des Fürsten von Solms in Hungen (Wetterau), wo er eine Forstlehranstalt gründete. 1797 wurde er Landforstmeister des Fürsten von Oranien-Nassau und verlegte seine Anstalt nach Dillenburg; 1806 Oberforstrat in Stuttgart, 1811 Oberlandforstmeister und Staatsrat in preußischen Diensten. Er starb am 2. Februar 1837 in Berlin (s. *Jagdliteratur*).

Hartig, Dr. Theodor, Forstmann und Naturforscher, wurde am 21. Februar 1805 in Dillenburg (Nassau) geboren, studierte in Berlin und wurde 1835 außerordentlicher Professor an dieser Universität, 1838 Professor der Forstwissenschaft am Collegium Carolinum zu Braunschweig. 1878 trat er, nach dem Eingehen der genannten Forstschule 1877, als Oberforstrat in den Ruhestand und starb am 26. März 1880 in Braunschweig. Neben der Bearbeitung verschiedener Neuauflagen der Werke seines Vaters Georg Ludwig H. gab er mehrere Schriften heraus, von denen die wichtigeren sind: Bd. 1 der Aderflügler Deutschlands (Berlin 1837); Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands (Berlin 1840—51); System und Anleitung zum Studium der Forstwirtschaftslehre (Leipzig 1858); Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen (Berlin 1878).

Hartschrot s. *Schrot.*

Hasardschuß, ein Schuß aufs Geratewohl, den, auf Wild abzugeben, nur ganz besondere Umstände rechtfertigen können.

Hase (Lepus), eine Gattung aus der Ordnung der Nagetiere, auf deutschem Boden in 3 Arten vertreten. Die Gattung ist gekennzeichnet durch die langen Löffel, den stumpf gerundeten Kopf, kurze, meist aufgerichtet getragene Blume, sowie die verlängerten Hinterläufe, die mit vier Zehen versehen sind, während sich an den Vorderläufen als fünfte Zehe noch ein kurzer Daumen findet. Am Gebiß ist besonders bemerkenswert das Vorhandensein eines Paares kleiner Stiftzähne hinter den oberen Schneidezähnen. Mit einigen verwandten Arten, besonders den sog. Pfeifhasen (Lagomys), stellt man daher die H. in die Unterordnung der Duplicidentata (wörtlich Doppeltgezähnte). Der Schädel zeigt eine lange Schnauzenpartie mit sehr stark entwickeltem Nasenrohr, bogigem Profil, netzartig durchbrochenen Oberkiefern, sehr schmalem knöchernem Gaumen, aber sehr langen Gaumenlöchern vor diesem. Die Backenzähne, oben sechs, unten fünf an jeder Seite, haben weit offene Wurzeln, der letzte im Oberkiefer ist sehr klein. Die Kauflächen der übrigen sind in der Mitte tief eingebuchtet, so daß jede zweiteilig erscheint.

Weidmännische Ausdrücke.

Der männliche H. heißt R a m m l e r, der weibliche S e tz h a s e, S a tz h a s e oder H ä s i n. Die Ohren heißen L ö f f e l, die Augen S e h e r, die Füße L ä u f e, die Hinterläufe sehr oft S p r ü n g e, der Schwanz B l u m e, F e d e r l e i n, die Haare W o l l e, das Fell B a l g. Halb ausgewachsene H. heißen h a l b w ü c h s i g, dreiviertel ausgewachsene D r e i l ä u f e r. Die Begattung heißt r a m m e l n, das Gebären s e tz e n, die Jungen einer Geburt S a tz; fressen heißt s i ch ä s e n oder W e i d e n e h m e n; ein gut genährter H. ist f e t t, niemals feist; das Gegenteil heißt s ch l e ch t. Der H. scharrt sich eine Art Höhlung aus, so daß der Wind über ihn wegstreicht; sie heißt L a g e r oder S a s s e, und darin

liegt er oder drückt er sich; wird er aufgejagt, so wird er aufgestoßen; zur Äsung rückt er ins Feld; aus dem Lager fährt er heraus und springt über irgend welches Hindernis; er hat keinen Wechsel, sondern einen Paß. Der H. wird genickt, indem man ihn mit der linken Hand an den Hinterläufen hochhebt und ihm mit der flachen rechten Hand das Genick abschlägt, demnächst wird er nicht aufgebrochen oder aufgeschnitten, sondern ausgeworfen oder ausgeweidet, zuletzt gestreift oder abgebalgt; des bequemeren Transportierens halber wird er eingehächst (eingeheßt), indem man am Sprunggelenk eines Hinterlaufs zwischen Hächse und Knochen einen Einschnitt macht und den anderen Lauf durchsteckt. Unter Hasenklein versteht man das aus Kopf, Hals, Blättern, Weichen und dem Abschnitt der unteren Rippen bestehende Kochwildbret; das aus ihm hergestellte beliebte Gericht heißt Hasenpfeffer oder Schwarzhase. Der Hasensprung ist das am Hächsengelenk vorstehende Knöchelchen. Schreit der H. ängstlich, so klagt er; richtet er sich, auf den Hinterläufen sitzend, auf, so macht er ein Männchen; tut er dies auf den Hinterzehen, einen Kegel. Die Umwege, auf denen er in sein Lager fährt, heißen Widergang und Absprung. Er vernimmt und windet scharf oder gut, das Gesicht ist dagegen nur mäßig und sein schwächster Sinn.

1) Der gemeine Hase (Lepus europaeus Pall., Lepus vulgaris L., unrichtig Lepus timidus L.), auch wohl in der Tierfabel und als scherzhafte Bezeichnung Lampe, sowie je nach dem Aufenthalt Feld-, Wald- oder Berghase.

1. Hase, hoppelnd. 2. Hase, flüchtig.
(1/10 nat. Gr.)

Beschreibung.

Eine Beschreibung des H., dieser allbekannten Wildart, können wir hier unterlassen, doch sei auf einige Punkte in seiner Anatomie außer den oben als Gattungsmerkmale angegebenen aufmerksam gemacht. Vielfach liest und hört man, der H. habe keine Augenwimpern oder Augenlider und könne die Seher nicht schließen. Das ist aber gänzlich falsch! Der H. schläft nicht mit offenen Sehern, aber liegt vielfach ganz still mit offenen Sehern, als ob er schliefe. Die Klitoris der Häsin ist sehr stark, weshalb sie leicht mit der Rute des Rammlers verwechselt werden kann. Das Kurzwildbret ist nur zur Fortpflanzungszeit äußerlich sichtbar, sonst zieht es sich in die Bauchhöhle zurück. Die dem Boden vortrefflich angepaßte Färbung des H. wechselt etwas im Ton, auch wird sie im Winter besonders an den Keulen stark grau meliert; die nordischen H. sind überhaupt grauer als die südlicheren. Abnorme Färbungen sind nicht gerade häufig, doch kennt man weiße (Albinismen), schwarze (Melanismen), rotgelbe (Erythrismen), sowie verschiedenartige scheckige Hasen. Bei ganz jungen H. in den ersten Lebenswochen sind allerlei, oft sehr wunderliche Mißbildungen nicht selten, denen aber in der Regel nur ein kurzes Leben vergönnt ist. So gibt es Hasen mit überzähligen Gliedmaßen, abnorm gelagerten Sehern, Cyklopen mit nur einem einzigen Seher mitten auf der Stirn,

Verwachsungen zweier Stücke in verschiedenen Graden u. a. m. Ein gewisses Interesse pflegt bei erlegten H. eine gelegentlich vorkommende Zahnmißbildung zu erregen, die darin besteht, daß ein oder mehrere Schneidezähne aus Mangel an Abnutzung, sei es infolge einer Verletzung oder von regelwidriger Stellung im Kiefer, in der einmal vorhandenen Richtung weiter wachsen und sich schließlich manchmal förmlich einrollen. Gehörnte H. spielten früher in den Raritätensammlungen eine gewisse Rolle, sind aber ohne Ausnahme Kunstprodukte, manchmal sehr täuschend nachgemacht. Äußere Unterschiede in bezug auf Figur und Färbung sind unseres Erachtens zwischen Rammler und Häsin nicht wahrzunehmen; ebenso wenig Verschiedenheit in der Flucht. Was in dieser Beziehung angegeben wird, ist nicht einwandfrei bewiesen und gehört meist in das Gebiet der Hypothese. Die durchschnittlichen Maße eines ausgewachsenen mitteldeutschen H. sind etwa folgende: Gesamtlänge bis zum Ende der Blume 60 bis 70 cm, Löffel 12 bis 14 cm, Vorderlauf vom Ellbogen bis zu den gerade gestreckten Nägeln 10 bis 12 cm, Hinterlauf vom wirklichen Knie bis zur Zehenspitze (gestreckt) 15 bis 18 cm. Das Gewicht Lampes dürfte sich bei uns auf 4 bis 5 kg belaufen, es kann aber bis 6 kg steigen.

Hinsichtlich der Kreuzungsmöglichkeiten zwischen H. und Kaninchen s. *Leporiden.*

Verbreitung, Aufenthalt.

Das Wohngebiet unseres Lampe reicht vom nördlichen Großbritannien und dem südlichen Schweden durch ganz Europa, östlich noch bis zum Ural und Kaukasus. Schon im Süden unseres Erdteils treten teilweise abweichende Formen auf, die von einigen Forschern als eigene Arten betrachtet werden, weshalb man die Verbreitung des H. nicht ganz genau angeben kann. Zahlreiche der unserigen verwandte Arten bewohnen Asien und Afrika. Wenn auch H. innerhalb des Verbreitungsgebietes der Art fast überall vorkommen, so sind sie doch nicht gleichmäßig verteilt. Warme Böden, ebene Gegenden mit Getreidebau bevorzugt das Geschlecht Lampe entschieden, dagegen liebt es ausgedehnte, geschlossene Waldungen nicht. Im Gebirge geht der H. noch ziemlich hoch hinauf, in den Alpen noch, soweit der Laubwald reicht; weiter oben vertritt ihn der Alpenhase. In Europa sind Deutschland und Österreich-Ungarn als die hasenreichsten Länder zu bezeichnen, und bei uns steht in der gedachten Richtung die Provinz Sachsen obenan, ebenso sind Rheinhessen und Schlesien als hervorragende Hasengegenden bekannt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die meiste Zeit des Jahres ist der H. Dämmerungstier, das den Tag über ruhig im Lager liegt und gegen Abend zur Äsung rückt. Nur zur Rammelzeit sieht man die H. auch bei Tage in großer Unruhe. Sein Lager scharrt sich der H., wenn die Bodenbeschaffenheit es gestattet, als längliche Grube in den Boden; wo er genügend Deckung hat, drückt er sich einfach an den Boden. Nässe liebt er im allgemeinen nicht, doch findet man ihn trotzdem zuweilen an nassen Stellen im Moore usw., auch bleibt er ruhig liegen, wenn bei Regen oder Tauwetter das Lager sich z. T. mit Wasser füllt. Die für gewöhnlich sich im Felde aufhaltenden H. rücken, wenn es zur Erntezeit dort unruhig wird, in die anstoßenden Gehölze, um später wieder zu Feld zu rücken. Im Winter lassen sie sich ruhig einschneien, so daß sie unter dem Schnee fast ganz verschwinden. Als Äsung lieben sie süße Gräser, Klee, Raps, Serradella, Lupinen, junge Saat u. dgl., Kohl nehmen sie mehr im Winter, wenn die sonstige Grünäsung knapp wird. Dann schälen sie auch allerlei Holzpflanzen, wie Akazien, Obstbäume, verbeißen Knospen und Triebe und werden dadurch in Baumschulen oft sehr schädlich. Auch in Spargelpflanzungen, die in den letzten Jahren vielerorts in großem Maßstabe angelegt wurden, können H. schädlich werden, besonders durch Abäsen der jungen Triebe auf noch nicht benutzten Feldern. Die Losung des H. besteht aus runden, etwa 1 cm dicken Ballen, die im Sommer meist grünlich oder schwärzlich, im Winter mehr bräunlich aussehen.

In milden Wintern zeigt sich bei Lampe der Fortpflanzungstrieb schon Ende Januar, und man sieht dann die H. am hellen Tage in lebhafter Bewegung. Die Rammler, oft mehrere hintereinander, folgen der Häsin, geraten sich dabei oft gegenseitig in die Wolle und fechten ihre Mensuren aus, ohne sich aber ernstlich zu verletzen. Auch die Häsin wird oft arg mitgenommen, wenn sie sich nicht willfährig zeigt. Nach etwa 30 Tagen setzt sie an einem geschützten Plätzchen, nach frühzeitigem Rammeln gern an Düngerhaufen, im Felde ihre Jungen, die sehend und behaart im Gegensatz zu den jungen Kaninchen, gesetzt werden. Über das Verhältnis der Mutter zu den Jungen, die Dauer des Säugens usw. liegen aus der Freiheit keine genügenden Beobachtungen vor, die ja auch sehr schwer anzustellen sind. Wenn man aus Wahrnehmungen an gefangenen Hasen schließen darf, so werden die Junghäschen etwa drei Wochen lang gesäugt, wahrscheinlich hauptsächlich bei Nacht. Die oft wiederkehrenden Angaben einer nur wenige Tage dauernden Säugeperiode sind entschieden falsch. Ebenso ist die Ansicht von der übermäßigen Geilheit der Häsin unrichtig, wenn-

gleich es stimmt, daß sie bis zu viermal im Jahre setzen kann. Meistens wird angenommen, daß in den ersten und letzten Sätzen die Zahl der Jungen geringer ist als in den mittleren. Junge H. liegen sehr fest im Lager, kehren auch, aufgestoßen, bald an den Ort, an dem sie gesetzt wurden, wieder zurück. Überhaupt ist der H. im allgemeinen ein seßhaftes Wild, das sich, abgesehen von gelegentlichem Hin- und Herpassieren zwischen Feld und Wald, nicht weit von der Heimat entfernt. Ein vom Hunde gehetzter H. kommt nach einiger Zeit ziemlich sicher wieder an die Stelle, an der er aufgeschreckt war, zurück.

Unter den Sinnen des H. dürfte das Vernehmen obenan stehen, an zweiter Stelle kommt das Äugen, das aber weniger geeignet ist, unbewegliche Gegenstände zu erkennen, als Bewegungen, seien sie auch noch so geringfügig, wahrzunehmen. Das zeigt sich am deutlichsten beim Anstand und beim Treiben auf H., wo diese den ganz ruhig stehenden Jäger oft auf kürzeste Entfernung anlaufen, bei der leisesten Bewegung aber seitwärts abgehen. Das Winden scheint trotz der ewig schnuppernden Nase nicht bedeutend zu sein. Als hervorragendster Zug im Wesen des H. wird allgemein seine Furchtsamkeit angesehen. Wie sollte das aber auch anders sein?! Waffen hat ihm die Natur nicht verliehen, daher bleibt ihm bei drohender Gefahr kein Ausweg als „das Hasenpanier zu ergreifen" oder den Versuch zu machen, sich zu drücken, in der Hoffnung, daß der Feind ihn nicht wahrnimmt. Trotz dieser sprichwörtlichen Furchtsamkeit aber kämpfen die Rammler miteinander um der Minne Sold, und die Häsin verteidigt ihre Jungen gegen Krähen u. dergl. — so gut es ihre Waffen eben gestatten. Wenn auch die jungen H. etwas tölpelhaft vertraut und dummdreist sind, so kann man dem durch Erfahrung gereiften alten Lampe keinenfalls Überlegung und List absprechen. Das kann man beim Treiben und Kesseln, sowie auf dem Anstande hundertfach beobachten, wo sich alte H. viel vorsichtiger und gewitzter benehmen als junge.

In bezug auf seine Stimmittel ist der H. etwas stiefmütterlich bedacht worden. Die meisten Jäger kennen nur das bekannte Klagen, das der vom Hunde gegriffene Hase ausstößt und das die Todesangst verrät, jedoch auf Schüsse nicht ertönt. Außer diesem, wie „ää ä ä äää" klingenden, jämmerlichen Geschrei läßt der Hase auf der Spur der Häsin zur Rammelzeit noch einen leisen, murrenden Laut hören, den man aber nur selten wahrzunehmen Gelegenheit hat.

Bekannt ist die Zahl der Feinde des H., dem unser gesamtes Raubwild vom kleinen Wiesel bis zum Fuchs und zur Wildkatze, ferner alle Raubvögel außer den kleinsten Arten, die Krähen, wildernde Hunde, Katzen und — Menschen mit Eifer nachstellen. Nur seine große Fruchtbarkeit schützt den H. vor dem Aussterben. Aber nicht nur zwei- und vierläufige sowie gefiederte Feinde bedrohen unseren Lampe, auch ein ganzes Heer von Entoparasiten schmarotzt in seinen inneren Organen. Besonders gefährlich ist ein Lungenwurm, der Strongylus commutatus. Auch Coccidien verursachen zuweilen tödliche Erkrankungen, und in den letzten Jahren sind verschiedentlich Seuchen beobachtet worden, welche die Hasenbesätze verschiedener Gegenden arg schädigen. Syphilis, Venerie, Franzosenkrankheit kommen in Wirklichkeit beim Hasen nicht vor, sondern sind Laienbezeichnungen für verschiedenartige andere Erkrankungen (s. *Coccidienkrankheit* und *Pyämie*). Die Ansicht, daß Chilisalpeter und andere Kunstdünger direkt oder indirekt das Eingehen von H. herbeiführen, dürfte auf Grund der Versuche wissenschaftlicher Kapazitäten insofern als richtig bezeichnet werden müssen, als Chilisalpeter in größeren Mengen tödlich wirkt. Zu massenhafter Aufnahme haben aber H. selten Gelegenheit, und daher kommen Vergiftungen durch ihn nicht häufig vor. Um schlecht gewordene Hasenbesätze aufzubessern, hat man anstatt des im vorigen Jahrhundert und früher empfohlenen Mittels der Hasengärten, in denen H. gezüchtet werden sollten, die aber ihren Zweck völlig verfehlten, zum Aussetzen von H. seine Zuflucht genommen, und zwar, wenn die Sache nicht in zu kleinem Maßstabe betrieben und richtig angefaßt wurde, mit entschiedenem Erfolge. Mit dem Freilassen von einem halben Dutzend H. auf einem kleinen Revier ist natürlich kein Erfolg zu erzielen, wohl aber, wenn sich eine Anzahl benachbarter Revierinhaber vereinigt und eine größere Menge von H., und zwar vornehmlich Häsinnen, aussetzt. Von Wichtigkeit ist dabei ferner, daß die einzuführenden H. aus Gegenden stammen, die in bezug auf Bodenbeschaffenheit und Klima dem neu zu besetzenden Revier möglichst ähnlich und die H. gesund sind.

2) Der Alpenhase (Schneehase oder veränderlicher Hase; Lepus variabilis Pall.), in den Ostseeprovinzen auch Holzhase genannt, zeigt sich in den anatomischen Verhältnissen sowie in der Färbung deutlich von dem gewöhnlichen Hasen unterschieden. Des ersteren Merkmale sind folgende: Der Löffel erreicht, nach vorn angedrückt, nicht die Nasenspitze, da er kürzer als der Kopf ist; dieser selbst zeigt eine kürzere,

mehr rundliche Form als bei unserem Hasen. Die Hinterläufe des Schneehasen sind länger, breitsohliger und dichter behaart als die des gewöhnlichen, die Blume ist dagegen einfarbig weiß, höchstens auf der Oberseite mit einzelnen dunklen Haaren durchsetzt. Durchschnittlich ist die nordische Art des Hasen etwas geringer als die mitteleuropäische. Was die Färbung betrifft, so ist der Gesamtton des L. variabilis im Sommer rötlich-grau oder gelblich-braungrau mit schwarzen Löffelspitzen, an den Seiten etwas heller als oben und am Bauch in Weißgrau übergehend. Etwas ändern, wie ja auch bei unserem Hasen, nach Klima, Bodenbeschaffenheit usw. die Farbentöne auch beim Schneehasen ab. Von den südlichsten Teilen des Verbreitungsgebietes abgesehen, geht im Herbst der dunkle Balg des Lepus variabilis in einen rein weißen über, bei dem jedoch die Löffelspitzen schwarz bleiben. Obwohl die klimatischen Verhältnisse ohne Zweifel diesen Farbenwechsel beeinflussen, so tritt er doch auch ein, wenn im Herbste der Eintritt von kaltem Wetter und Schnee sich länger als gewöhnlich hinzieht. Nach den Beobachtungen von O. v. Loewis und A. Brehm entfärbt sich im Herbste die braune Sommerwolle des Schneehasen, und ausgefallene (oder, wie bei den Versuchen der genannten Forscher, gewaltsam ausgezogene) Wolle wird durch weiße ersetzt, während im Frühjahr die weiße Winterwolle in dichten Flocken ausfällt und ein ganz neues, dunkles Haarkleid hervorsproßt. In der Schädelbildung zeigen die beiden europäischen Hasenarten gewisse Unterschiede hinsichtlich der Gaumenbildung, der Jochbögen, der Nasenbeine usw., auf die wir hier, weil für uns belanglos, nicht weiter eingehen wollen. Im Gebiß lassen sich durchgreifende Verschiedenheiten nicht feststellen. — Das Verbreitungsgebiet des Schneehasen erstreckt sich über die um den Pol gelegenen Länder beider Hemisphären, wobei zu bemerken ist, daß man verschiedene, einander jedoch sehr ähnliche Arten unterscheidet. In Europa leben Schneehasen in Skandinavien, im nördlichen Rußland, in den russischen Ostseeprovinzen, in Schottland und Irland in den höheren Gebirgslagen, ferner auf allen höheren Gebirgen von den Pyrenäen bis zum Kaukasus. Angeblich sollen gelegentlich in Ostpreußen Schneehasen gefunden werden, was schon aus dem Grunde wohl möglich ist, weil diese Hasen weniger an ihre Heimat gebunden sind als unsere, vielfach sogar direkt wandern, nicht nur im Hochgebirge im Winter aus höheren Lagen in die Täler, sondern auch in ebenen Gegenden. In den südlichen und milderen Teilen ihres Gebietes, so in Irland, bleiben die Schneehasen auch im Winter dunkel, während sie anderseits im hohen Norden das ganze Jahr hindurch die weiße Farbe beibehalten.

Mehr als unser H. ist sein nordischer Vetter an den Wald gebunden, sowie an die mit Birken, Kieferngestrüpp usw. bestandenen Moore, wogegen er Gegenden mit Ackerbau meidet und vor der Kultur zurückweicht. Im Gebirge hält er sich in der besseren Jahreszeit meist jenseits der Holzgrenze auf, um bei Eintritt des Winters in geschützte, tiefere Lagen zu rücken. Seine Äsung besteht im Gebirge aus allerlei Bergkräutern, Trieben, Knospen, Rinde; im Norden findet er im Sommer sein Auskommen an allerlei Gräsern, Kleearten und sonstigen niedrigen Pflanzen, während es ihm im Winter dort sehr knapp geht und er auf Holzgewächse, deren Rinde, Zweige und Knospen angewiesen ist. In bezug auf die Fortpflanzung und sonstige Lebensweise unterscheidet sich der Schneehase kaum vom Feldhasen. Wo beide Arten nebeneinander vorkommen, verbastardieren sie sich gelegentlich, so in den Ostseeprovinzen und in den Alpenländern. Spur und Losung des Schneehasen ähneln denen des gewöhnlichen Hasen. Das Wildbret wird in einigen Gegenden wenig geschätzt. Als Wild spielt der Schneehase keine bedeutende Rolle, und seines mehr vereinzelten Vorkommens halber lohnen sich manche unserer Jagdarten bei ihm nicht. Der Hochgebirgsjäger schießt ihn wohl nur ausnahmsweise, im Norden wird er zur Hauptsache auf der Suche erbeutet.

3) Die dritte, zur zoologischen Gattung Hase (Lepus) gehörige, hier in Betracht kommende Art, das *Kaninchen*, ist in einem besonderen Artikel behandelt.

Jagd.

Keine andere Wildart zieht einen solchen Schwarm von Jagdliebhabern aller Art hinter sich drein wie Lampe; er ist der erste und der letzte Versuch des jungen antretenden, des alten abtretenden Jägers. Der Bauer schleppt den rostigen Schießprügel hinter ihm her und den Fixköter neben sich, der ihm des Hasen Aufenthalt verraten soll, der jagdliebende Handwerksmeister oder der Herr Rat ist auf dem Kriegspfad hinter ihm, der Wilderer und Lungerer aber besteckt die Hecke mit Schlingen. Beginnen wir mit der wirtschaftlichsten Jagd auf den Hasen, mit der Treibjagd, welche in Standtreiben, Kesseltreiben und die sog. Streife zerfällt. (Hinsichtlich der allgemeinen Sicherheitsmaßregeln vgl. *Treiben 1*).

1) Standtreiben. Wenn bei jeder Treibjagd auf Hasen das Wetter eine gewisse Rolle spielt, so ist das ganz besonders bei der im Walde der Fall. Soll sie Erfolge haben, so ist unbedingt helles Frostwetter erforderlich

und die geeignetste Temperatur 2 bis 5 Grad Kälte; bei strengerem Frost kann man allerdings auch mit Erfolg jagen, jedoch greift er die Schützen zu sehr an und macht das Stillstehen auf den Ständen zuletzt zur Qual. Wenn möglich, stehen die Schützen gegen den Wind; unbedingtes Erfordernis ist es aber nicht, wenn man nicht zugleich auf Reineke Rücksicht zu nehmen hat. Die Schützen stellen sich still auf den am Tag vorher schon bezeichneten und ohne Geräusch aufgeräumten Ständen an und zwar, wenn eine Dickung getrieben wird, hart an deren Rand, so daß sie seit- und hinterwärts schießen; vor einem raumen Waldteil aber, wo Schießfläche genug vorhanden ist, nach Belieben dicht am Rand oder weiter zurück, weil sie in diesem Fall doch meist vorwärts zu schießen in die Lage kommen. Besser ist es allerdings zur Vermeidung von Unfällen, die Schützen stets dicht an das Treiben zu stellen. Haken zu stellen, wodurch baldige Fühlung mit den Treibern erreicht wird, ist auch hier zu empfehlen. Bei nassem, weichem Wetter ist von einem Hasentreiben im Wald entschieden abzuraten, denn dann liegt der H. so fest und läuft so widerwillig vor den Treibern, daß er sich bald drückt oder zurückgeht, trotz aller Anstrengungen, ihn vorzubringen. Bei Frostwetter dagegen läuft er munter an, gleichwohl sind auf ihn niemals sehr große und namentlich lange Treiben anzulegen. Laut müssen die Treiber freilich schon sein, übermäßiger Lärm aber ist vom Übel, nicht mehr Geräusch, als dazu dient, den Hasen die Annäherung von Menschen zu verraten; je größer der Spektakel, desto mehr Hasen gehen zurück, und sicher, wenn die Treiber etwa gar versuchen, einen zurückgehenden Hasen durch Lärmen und Zusammenlaufen davon abzuhalten, er geht dann zuverlässig zwischen oder neben ihnen durch. Die vielfach gebrauchten *Hasenklappern* sind beim Feldtreiben sehr angebracht, im Walde dagegen entbehrlich; sie machen die Verständigung zwischen den Treiberführern und den Treibern äußerst schwierig. Der H. ist spitz nicht leicht zu treffen, daher man ihm lieber seitwärts beizukommen sucht, ihn also, wo und wann es angeht, vorbeiläßt und dann feuert; andernfalls halte man ihm von vorn etwas unter die Läufe, von hinten auf die Löffel. Beim Hasen gilt der letzte Schuß, auf welchen er blieb, es sei denn, daß der erste ihn unbedingt zur Strecke gebracht hätte, z. B. wenn ihm die Läufe zerschossen waren und er sich nur mühsam einige Schritte fortquälte. Ein zuverlässiger Apportierhund ist bei solchen Treiben kaum entbehrlich, darf aber nicht gelöst werden, wenn dieses noch im vollen Gang ist. Im Felde verläuft die Treibjagd ganz ähnlich, und das Wetter sowie auch der Wind sind weniger von Bedeutung, da Treiber und Hasen sich gegenseitig sehen, die letzteren also vorwärts müssen, selbst wenn die Schützen frei stehen, wie es ja meist der Fall ist. Sobald die Treiber durch die Schüsse gefährdet werden könnten, hört alles Schießen in das Treiben hinein auf.

2) K e s s e l t r e i b e n. Die Schützen verteilen sich zwischen die Treiber und umschließen im Kreis einen entsprechenden Teil des Feldes, den sog. Kessel. Steht das Treiben auf diese Weise fertig, so bewegt sich der ganze Kreis langsam nach der Mitte, wobei man auf die aufgestoßenen Hasen schießt, solange die sich immer mehr nähernden Schützen und Treiber nicht gefährdet werden, in welchem Fall nur noch auf die durch die Linie passierten Hasen geschossen werden darf, weshalb man sie absichtlich durchläßt oder, da sehr viele Häsinnen sich unter diesen letzten befinden, unbeschossen freigibt. Es gehört zu solchem Treiben unbedingt ein freier Raum, sonst gerät das ganze Treiben in die größte Unordnung, und deshalb ist es nur auf größeren Feldern denkbar. Diese Kesseltreiben sind zwar sehr unterhaltend, wenn es viele Hasen gibt, deren Tun und Treiben zu beobachten überaus interessant ist, anderseits sind sie nicht ohne Strapazen und nicht ohne Gefahr. Über den gefrorenen, über Mittag meist etwas aufgetauten Sturzacker hinwegzustolpern, ist eben keine Annehmlichkeit und ein Fall mit dem schußfertigen Gewehr, besonders wenn sich der Kessel schon sehr verengt hat, leicht von üblen Folgen. Auf den großen Hasenjagden Sachsens und Schlesiens sind diese Kesseltreiben sehr üblich. Die schlimmste Seite dieser Jagdart ist aber der Umstand, daß sie den Wildstand sehr stark angreift und zur aasjägerischen Jagdausübung führt, da fast auf sämtliche Hasen gefeuert wird.

3) Die S t r e i f e oder das Streifen besteht darin, daß sich Treiber und Schützen in einer Linie aufstellen und nun in möglichst guter Richtung langsam vorrücken. Es wird also im Gehen geschossen. In der Regel ist auch auf jeder Seite ein aus Schützen und Treibern bestehender Flügel vorgezogen. Raoul v. Dombrowski („Bibliothek für Jäger und Jagdfreunde") schildert diese Jagdart folgendermaßen: Das Streifen basiert auf zwei eigentümlichen und denselben in einfacher und wirksamer Weise Rechnung tragenden Gewohnheiten des Wildes, und zwar: a) auf der Erfahrung, daß das Wild, sobald es gedeckt ist oder es zu sein glaubt, stets vorzieht, sich zu drücken, statt flüchtig zu werden, wenn es die Annäherung der Treiberlinie vernimmt, und b) daß sich dasselbe, wie z. B.

Rehe und Hasen, nie über eine gewisse Strecke hinaus vorwärts treiben läßt und dann meist an den Flügeln auszubrechen oder durch die Treiberlinie zurückzugehen trachtet.

Die Regeln und Vorzüge des Streifjagens, welche Dombrowski durch mehrjährige Erfahrung in seinen eigenen Revieren erprobte und auf großen Jagdgebieten praktisch zu beobachten Gelegenheit fand, sind folgende: Einfache, dem Gelände genau angepaßte Dispositionen, die für eine längere Reihe von Jahren unverändert beibehalten werden können; wenige, aber vollkommen verläßliche Schützen; Ersparnis an Zeit und Geld; bessere Hege des Wildstandes und Erhaltung eines gesunden und unbeschossenen Besatzes. Das Jagdgebiet wird in Triebe geteilt, deren jeder so breit ist, als man mit Schützen und Treibern zu bestellen vermag; Schützen und Treiber stehen verhältnismäßig verteilt in einer Front, im Walde nicht weiter als 10, im Feld etwa 20 Schritt voneinander; in der Mitte der Linie ist ein Schützensteg aufgehauen, welcher die Richtung des Streifens anzeigt, neben diesem und mit ihm parallel andere teils durch Ausästung oder Abbuschung hergerichtete Steige; für die Treiber ist die Richtung durch Strohseile um die Bäume oder durch Kalkstreifen angedeutet; der Jagdführer hat seinen Platz auf dem Hauptsteig in der Mitte, die diensttuenden Jäger auf den Flügeln, oder den auf den beiden Flanken im Winkel nach vorwärts aufgestellten Haken oder Wehren. Sowie die Front und die Haken stehen, wird die Jagd angeblasen, und nun bewegt sich das Ganze langsam vorwärts. — Alle diese Treibjagden werden am besten durch Hornsignale geleitet.

4) Die Suche auf Hasen kann nur Sache des kleinen Jagdbesitzers oder Pächters sein. Solange die Hühnerjagd im Gang ist, also während des Septembers, Hasen vor dem Hühnerhund zu schießen, ist aus den oben angegebenen Gründen gänzlich verwerflich, überhaupt hat der H. erst seinen vollen Gebrauchswert von Anfang November ab. Will man mit dem Vorstehhunde suchen, so muß dieser sehr kurz suchen, dem herausfahrenden Hasen nicht nachprellen, mit einem Worte hasenrein sein. Der Jäger muß sich ferner klar sein, wo er je nach Wind und Wetter den Hasen zu suchen hat, die Hasenlager wenigstens einigermaßen kennen und, darf er auf entsprechende Beute hoffen, jemand bei sich haben, der ihm die Hasen trägt; denn sich diese oft nicht ohne Mühe aufsuchen und die geschossenen auch noch tragen sollen, wäre eine starke Zumutung selbst für einen sehr kräftigen Mann. Für den einigermaßen kundigen Jäger ist der Vorstehhund auf der Hasensuche übrigens sehr entbehrlich, er kommt ohne Hund meist näher an den Hasen heran als mit diesem, daher es am vorteilhaftesten ist, einen Hund zu führen, der neben dem Jäger bleibt, aber gut apportiert und flüchtig ist, um einen angeschossenen Hasen einzuholen und heranzubringen. Wo nur wenige Hasen sind, ist die Suche sehr mühsam; wo ein guter Besatz ist, lohnt ein Kessel- oder Standtreiben besser. Wer aber in der Jagd körperliche Bewegung sucht und in der frischen Luft nicht beschäftigungslos einen Tag verbringen und mit seinem Hunde verkehren will, also der eine kleine Jagd pachtende Stadtjäger, möge diese Jagdart betreiben und sich dabei tüchtig auslaufen.

5) Mit der Bracke die Hasenjagd gewohnheitsmäßig betreiben, heißt sie ausschlachten und total ruinieren. Diese Jagdmethode erklärt sich aus der Gewohnheit des Hasen, wenn er aus seinem Lager aufgestoßen wurde und von den Hunden gejagt wird, in einem Bogen auf diese Stelle zurückzukehren, an welcher sich der Jäger inzwischen angestellt hat. Dieser zieht des Morgens mit einer oder zwei Bracken ins Feld oder zu Holz und läßt die Hunde frei suchen; sowie sie einen Hasen aufgestoßen haben, stellt er sich, wie schon erwähnt, möglichst gedeckt an und darf in etwa einer guten Viertelstunde, freilich manchmal auch etwas später, die Rückkehr Lampes erwarten. Man verlangt von diesen Hunden, daß sie gut finden und dauernd jagen, und da sich dazu mancher Hund eignet, so tut man gut, mehr auf dessen Leistungen als auf Rasse zu sehen, wenn man nicht besondere Liebhaberei für reine Rassen hat. Gewöhnliche Bauernköter tun leider öfter, als gut ist, ausgezeichnete Dienste in der Hinsicht. Wie sehr ein Jagdrevier durch diese stets laut jagenden Hunde beunruhigt wird, liegt auf der Hand; außerdem muß, wenn die Hunde gut sind, der letzte H. schließlich daran glauben, daher die Öde von Wald und Feld, wo diese Jagden häufig in Gebrauch sind. Nur da, wo große, steile Hänge, unwegsame Brücher, undurchdringliche Dickungen dem Fuß des Jägers oder Treibers wehren, sind die Bracken mit Berechtigung zu verwenden und verschaffen alsdann eine recht spannende Jagd; in anderen Verhältnissen aber schaffe sich der Jäger diese Hunde vom Hals, wenn er an der Hasenjagd dauernde Freude haben will.

6) Die Hasenjagd mit Windhunden schließt das Schießen aus, ist eine Hetze und gehört somit mehr dem Sport als dem gewöhnlichen Jagdbetrieb an. Die Hauptrolle spielt dabei der *Windhund*. Folgende Jagdausdrücke sind bei dieser Jagd zu beachten: Sie selbst heißt Hetze oder Windhetze; das Aufsuchen der Hasen heißt Suche. Die

Hunde werden an einem Hetzstrick geführt, der bandelierartig über der linken Schulter nach der rechten Seite herab getragen wird und an den die Hunde (drei Stück nennt man einen Strick) gekoppelt sind. Der Jäger ist natürlich beritten. Die Hunde müssen gewöhnt werden, ruhig neben der rechten Seite des Pferdes herzugehen; haben sie dies gelernt, so heißen sie strickbändig; sind sie übermäßig angestrengt worden, so sind sie überhetzt; haben sie dadurch die Lust am Jagen verloren, so sind sie verhetzt. Überholen sie den Hasen, so rahmen sie ihn; fassen sie ihn endlich, so fangen, greifen und würgen sie ihn. Bemerken sie den aufgestoßenen Hasen bald, so äugen sie gut; kommen sie ihm schnell näher, so nehmen sie gut auf; laufen sie gut, so sind sie rasch, leicht; fängt einer einen Hasen allein, so heißt er Solofänger, hält er die anderen von dem gewürgten Hasen ab, so heißt er Retter; ist das Gelände recht eben und übersichtlich, so haben die Hunde gutes Geläuf, andernfalls schlechtes. Das Anlernen der Hunde besteht zunächst im Strickbändigmachen und demnächst in fortschreitender Übung im Laufen; man nimmt einen jungen Hund mit zwei alten an einen Strick oder doch einen alten mit zwei jungen und hetzt, wenn möglich, zuerst auf junge Hasen und nicht über 40 Schritt; mit abgehärteten Hunden hetzt man nie mehr als höchstens viermal täglich, für junge Hunde sind zwei Hetzen schon viel. Der Reiter schleift sich den durch die Ringe der Halsungen gezogenen Hetzriemen mit dem unteren Ende um die Hand, reitet langsam vorwärts und feuert die Hunde, sowie ein H. herausfährt, mit dem Zuruf „Hetz, hetz" an, wobei er natürlich die Schleife fallen läßt und die Hunde sogleich frei macht. Den jagenden Hunden folgt er im langen Jagdgalopp, ein übermäßig scharfes Reiten ist nicht erforderlich, da man immer noch zeitig genug herankommt, auch die Hunde sich selbst zu vertrauen lernen müssen. Beteiligen sich mehrere Reiter an einer Hetze, so reitet der Jäger mit den Hunden in der Mitte und die anderen mit etwa 50 Schritt Fühlung an seinen Seiten; wird ein H. aufgestoßen, und ist er nicht zu weit, so wird gehetzt. Sind mehrere Stricke zur Stelle, so lösen sie sich im Hetzen ab oder hetzen gleichzeitig, aber in gehöriger Entfernung voneinander. Alles Beißen der Hunde untereinander, Reißen am gewürgten Hasen und sonstige Unarten werden mit der Peitsche geahndet, die jeder Reiter bei sich führt. Gute Windhunde fangen den Hasen in 5 bis 10 Minuten, je nach dem Vorsprung. Sie jagen nur auf das Gesicht, bewachsenes, buschiges, auch sehr hügeliges Gelände ist deshalb für die Windhetze nicht geeignet, da in Ermangelung guter Nase die Hunde sogleich stutzen und anhalten, wenn ihnen der H. außer Gesicht gekommen ist. Die Frage, ob die Windhetze nachteilig auf die Hasenjagd einwirkt oder nicht, ist vielfach erörtert worden, muß aber dennoch bejaht werden. Es liegt zu sehr in der Natur des ängstlichen Lampe, daß ihn die mit dieser Jagd verbundene Unruhe aus deren Bereich vertreibt, daher man auf Revieren, wo gehetzt wird, auch niemals einen guten Hasenbesatz treffen wird. Sind die Windhunde aber schlecht, so daß sie nicht fangen, so ruinieren sie die Jagd wie die Bracken, zumal ein lange gehetzter H. einzugehen pflegt. Mit schlechten Hunden wird auch die Hetze zur Tierquälerei, was sie bei guten Hunden, die schnell fangen, keineswegs ist. — Hinsichtlich der *Parforcejagd* auf Hasen s. d.

7) Auch der Anstand wird auf Hasen ausgeübt und empfiehlt sich dort, wo Bodenausformung, Bestandsverhältnisse oder die geringe Anzahl der Hasen Treibjagden nicht angebracht erscheinen lassen. Man setzt sich zu dem Zwecke abends vor Eintritt der Dämmerung am Waldrande gedeckt an oder erwartet die zu Holze rückenden Hasen morgens vor Tagesanbruch. Hierbei leisten Lappen oft gute Dienste, und es kommt auch anderes Wild, z. B. der Fuchs, zu Schuß.

Wir haben gesehen, daß der Wege, den armen Lampe zu jagen, gar viele sind, und so gibt es auch Örtlichkeiten und Gewohnheiten, wo man ihn mit Treibern, Hunden und Schießgewehr gleichzeitig jagt. Große Röhrichte, Brücher und andere unwegsame Örter umstellt man mit Schützen und, reichen diese nicht aus, mit Treibern zwischen ihnen, und läßt die Bracken oder Wildbodenhunde jagen. Solche Jagd hat ungemein viel Anregendes und Spannendes, das hin und her schallende und wogende Geläut der jagenden Hunde läßt das Jägerherz höher schlagen, und mit gespanntester Aufmerksamkeit stehen die Schützen, denen sich die Jagd nähert, mit den schußfertigen Gewehren da, zumal auch der Fuchs und in den östlichen Ländern selbst der Wolf auf diese Weise zu Schuß kommen. Man kann in Ermangelung ausreichender Schützen das Treiben stellenweise wohl verlappen, zuverlässig aber sind die Lappen nicht immer, v. Riesenthal beobachtete einst, wie in einem auf einer Seite mit Federlappen eingestellten Feldtreiben fünf Hasen unter Führung eines Rammlerpatriarchen die letzten Versuche zu ihrer Rettung machten. Die Federlappen waren durchaus vorschriftsmäßig, etwa 1 m hoch, gestellt, da hoppelte Lampe und Kompanie endlich auch gegen

die Lappen, der Rammler setzte sich auf seine Sprünge nieder und beäugte die Einrichtung, endlich ermannte er sich zur Tat, sprang wie ein Held über die Lappen, und alle anderen taten desgleichen. — Der H. wird ausgeworfen (s. *auswerfen, abstreifen*).

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; E. v. Dombrowski, Der Feldhase; C. E. v. Thüngen, Der Hase.

Hasel s. *Karpfenfische VI, 2.*

Haselhuhn (Tetrao bonasia L., Bonasia silvestris Brehm), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner; mit Auer- und Birkhuhn zu derselben Gattung gehörig, von ihnen aber vornehmlich dadurch unterschieden, daß der unterste Teil des Laufes wie die Zehen unbefiedert sind.

Weidmännische Ausdrücke.

Wie bei den anderen Waldhühnern (s. *Auerhuhn*) und nur folgende dem H. eigentümlich: Den Lockruf in der Balzzeit bezeichnet man mit Spissen, durch dessen Nachahmung sie gespißt werden; ihr gewöhnlicher Ruf heißt bisten, und sie werden gebistet.

Beschreibung.

Länge 35—37,2, Stoß 14,4, Schnabel 1,2, Lauf 4,8 cm. Stirn schwarz; Oberkopf des Hahns rotbraun, schwarz gefleckt, vor jedem Auge ein weißer Fleck; auf dem Kopf eine Holle; Augenkreise weiß; Nacken graubraun, dunkel und hell gefleckt; Oberrücken rostbräunlich, dunkel gestrichelt und gefleckt; Unterrücken braun mit grauen Flecken und Bändern; Schwingen braungrau mit hellen Bändern; der graue, dunkel gewässerte Stoß 16federig, mit einer dunklen Endbinde und grauem Saum. An Kinn und Kehle ein tiefschwarzer, weiß eingefaßter Bart; Brust und Kropf rostbraun mit schwarzen und weißen Querflecken; Bauch grauweiß; Ständer und Schnabel grau, Zehen braun, Iris braun; Rose hochrot. Die Henne hat nur eine kleine Holle, rostrote, nicht verlängerte Kehlfedern und ist überhaupt matter gefärbt. Bei jüngeren Hähnen ist der schwarze Kehlfleck weniger ausgedehnt, auch matter in der Farbe als bei älteren. Die in Ostpreußen und weiter östlich und nördlich vorkommenden H. sind im Gesamtton mehr grau als die mitteleuropäischen; russischen Hühnern fehlt z. B. das Rostrot fast ganz. Bei allen Haselhühnern ist die bedeckte Hälfte der Federn weiß, welche Farbe bei Verschiebungen sich zeigt und den Kleidern ein buntes Aussehen gibt. Die Stimme des balzenden Hahns klingt wie „Didi-didi-didiri", was er fast Tag und Nacht hören läßt; die Henne lockt ähnlich. Das Haselwild streicht ziemlich schnell, läuft aber verhältnismäßig noch behender und versteht sich gut zu decken. Zwar scheu bei Verfolgungen, läßt es sich dennoch von allen Waldhühnern am leichtesten ankommen.

Geläuf des Haselhuhns. (1/10 nat. Gr.)

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung ist ausgedehnt, aber sehr lückenhaft; sie umfaßt zwar fast ganz Europa, doch fehlt das H. auf weiten Strecken gänzlich. Häufig findet es sich in den russischen Ostseeprovinzen und vielen Gebirgswaldungen Österreichs; nicht selten ist es in gewissen Gegenden Ostpreußens, Schlesiens, bekannt in vielen deutschen Gebirgen, doch an nicht wenigen Orten selten geworden oder allmählich ganz verschwunden. Dunkle, gemischte Waldungen mit reichlichem Unterwuchs und Beerengesträuch, besonders Haseln und Brombeeren, liebt es besonders, auch wenn sie nicht umfangreich, nur möglichst ruhig sind. Aus durchforsteten Beständen zieht es sich zurück.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das H. hält sich, obwohl es den Wald ungern verläßt, viel am Boden auf und ist, von kleinen Wechseln des Aufenthaltortes abgesehen, ausgesprochener Standvogel. Erschreckt oder wenn es sich verfolgt sieht, baumt es surrenden Fluges auf oder sucht sich durch Laufen zu retten. Die Nacht bringt es ebenfalls stets im Geäst von Bäumen zu. Seine Äsung besteht aus Beeren verschiedener Art, Knospen, Trieben, Kätzchen, Samen und sonstigen Pflanzenteilen, wozu in der besseren Jahreszeit noch Insekten, Würmer, Schnecken, Ameisenpuppen und dergleichen kommen. Schädlich wird das H. durch die Art seiner Ernährung nicht. Früher fingen sich in Haselhuhnrevieren nicht selten Stücke im Dohnenstieg, wo sie den Vogelbeeren nachgingen. Die Balzzeit pflegt in Mitteleuropa etwa Mitte März einzusetzen und dauert bis Ende April. Dann lassen die Hähne, die hochgradig erregt und kampflustig werden, ihren pfeifenden Balzruf erschallen. Bei älteren Hähnen endet dieser hohe, scharfe Ruf in einer Art Triller. Nachgeahmt wird er vom Jäger auf besonderen Instrumenten (s. u.) und der eifersüchtige Hahn steht leicht auf dies Spissen zu, kommt entweder zu Fuß an oder streicht in schnurrendem Fluge herbei. Untereinander fechten die rauflustigen Hähne lebhafte Kämpfe aus, bis schließlich die Erregung abflaut und die Hennen ans Brutgeschäft denken. Ende April oder Mai legen sie in primitiv hergerichtete Nester an einem versteckten Platz 8 bis 15 Eier, die auf rostfarbigem Grunde rotbraun punktiert und gefleckt sind und 33 : 25 bis 37 : 27 mm

messen. Sie erinnern etwas an Birkhuhneier. Die Brutzeit dauert etwa 3 Wochen; wie bei den anderen Hühnervögeln brütet nur die Henne, während der Hahn umherflaniert und sich meist erst gegen den Herbst zu seiner Familie schlägt. Andere Beobachtungen ergaben, daß sich der Hahn an der Führung der Jungen beteiligt (Dr. Wurm). Die Dunenjungen tragen ein oberseits auf rostfarbigem Grunde schwarz und etwas weißgelb geflecktes, unten gelbliches Kleid, werden von der Mutter sorgsam geführt und anfangs mit allerlei animalischen Stoffen, wie Ameisenpuppen, Insekten, Spinnen usw. ernährt. Sie werden rasch flugbar und baumen dann nachts und bei Störungen auf. Ungefähr im September erhalten sie das Kleid der Alten, von dem das Jugendgefieder etwas abweicht. Das H. ist ein unruhiger, mit scharfen Sinnen ausgerüsteter Vogel, dessen Erbeutung genaue Kenntnis seiner Gewohnheiten erfordert. Leider ist dieses kleinste der Waldhühner, so interessant es ist, am sparsamsten bei uns vertreten und vermindert sich, teilweise ohne ersichtlichen Grund, an manchen Orten. Feinde hat es leider recht viele, denn sämtliches Haar- und Federraubzeug stellt ihm eifrig nach; auch liebt es nicht modern bewirtschaftete Forsten.

Jagd

In Deutschland, wo das Haselwild meist vereinzelt vorkommt, wird es gelegentlich der Treibjagden geschossen, da Suche und Anlocken zur Balzzeit sich kaum lohnen; in Österreich-Ungarn und im Nordosten jedoch, wo es häufig ist, werden Tausende von Hähnen durch Anwendung der Locke geschossen, auf welche sie, oft sehr ungestüm, heranstreichen. Die Locktöne werden sehr täuschend mit einem Pfeifchen aus einem Gänse- oder ähnlichen Knochen, auch aus einer Eichelkapsel, Haselnußschale oder Knopper hervorgebracht. Bei kalten Nord- oder Ostwinden balzen die Hähne am launischsten. Die Ketten locken sich im Herbst durch den bistenden Ton sehr leicht an, besonders wenn sie gesprengt sind; sowie sie die Locktöne vernehmen, schwingen sie sich auf benachbarten Bäumen ein, um sich zu orientieren, und lassen sich dann nicht schwer schießen. Das Haselwildbret (bona assa, d. h. guter Braten, woher der Art- bezw. Gattungsname Bonasia stammt) wird von Feinschmeckern über alles andere Federwildbret gestellt und ist mithin sehr begehrt. Leider sind die brütenden Hennen und die noch nicht beflogenen Jungen so ungemein vielen Verfolgungen durch Raubzeug ausgesetzt, daß sich dieses überaus harmlose, prächtige und kostbare Wild mehr vermindert als vermehrt.

Hasengarn (Hasennetz), früher gebräuchlicher Apparat zum Fangen von Hasen, auch Füchsen. Sie stellten bei 1,5 m Höhe etwa 150 Schritt in die Länge; jetzt sind sie außer Gebrauch (s. *Jagdnetze*, Fallgarne).

Hasengarten s. *Hase.*

Hasenhund s. *Harrier.*

Hasenkaninchen s. *Kaninchen.*

Hasenklappern, Werkzeuge, durch deren Geräusch die Hasen bei Treibjagden an die Schützen getrieben werden. Man nimmt ein etwa 24 cm langes, 10 cm breites und 1½ cm dickes Brettchen, steckt durch die Mitte einen Pflock, der unterseits einen Handgriff abgibt, und fügt an dessen Oberseite ein oder zwei kleine, hölzerne Hämmerchen lose an, die durch Hin- und Herbewegen einen hellen Ton verursachen. Oder man schneidet aus

Hasenklappern.

einem Brettchen eine Art Schippe mit Handgriff und teilt die breite Fläche durch Längsschnitte in drei Teile, schneidet die beiden äußeren ab und befestigt sie mit Lederriemchen in ihrer ursprünglichen Lage; bewegt man nun dieses Werkzeug hin und her, so schlagen die losen, breiten Platten an die feste, mittlere und verursachen starkes Geräusch. Man hat noch andere H. im Gebrauch, alle müssen aber von hartem Holz sein, das nicht spaltet; und da sie dessenungeachtet sehr oft Schaden nehmen, aber leicht herzustellen sind, so verlangt man am besten von den Treibern, sie selbst anzufertigen und mitzubringen. Sehr dauerhaft und auch billig sind eiserne Klappern. Man nimmt ein beliebiges Stück Eisenblech, läßt einen Handgriff annieten und an je einer Seite einen eisernen, beweglichen Klöppel. Durch Schütteln solcher Klappern entsteht ein Getöse, welches das Wild fast noch mehr aufschreckt als die hölzernen Klappern, dagegen nicht so unangenehm klingt. Ein vorzügliches Werkzeug sind auch die sog. Cri-cri, ihrerzeit ein allerdings abscheuliches Spielzeug in Kinderhand. Klappern sind, wie an den betreffenden Stellen (s. *Hase*) gezeigt ist, häufig überflüssig, sie werden durch

Rufen, Klopfen, Pfeifen usw. der Treiber viel besser ersetzt. Die Verständigung zwischen Treiberführern und Treibern bzw. Schützen ermöglicht sich ohne Klappern leichter, sofern sie nicht überhaupt durch Hornsignale bewirkt wird. — Nach § 65 der preußischen Jagdordnung kann jeder das Wild durch Klappern von seinen Besitzungen abhalten, auch wenn er zur Ausübung der Jagd nicht berechtigt ist.

Hasenklein; Rippen, Kopf, Hals, Gelünge und Vorderläufe des Hasen, die zu einem beliebten Jägeressen, dem sog. Schwarzhasen oder Hasenpfeffer, angerichtet zu werden pflegen.

Hasennetz s. *Hasengarn*.

Hasenpfote s. *Katzenpfote*.

Hasenquäke, ein Instrument, das den Klagelaut des Hasen nachahmt, und mit dem man hauptsächlich den Fuchs reizt, d. h. heranlockt. Man reizt damit aber auch anderes Raubzeug, wie Marder, Raubvögel, erfolgreich an.

hasenrein. Über den Begriff der Hasenreinheit sind in Jägerkreisen die Ansichten geteilt. Als nicht h. muß jedenfalls der Hund bezeichnet werden, der auf Zuruf oder Pfiff den gesunden Hasen nicht unbeachtet läßt. Zur Federwildjagd ist nur ein h. Hund brauchbar; von einem nur zur Jagd auf Hühner Verwendung findenden Hund (Pointer, Setter) muß verlangt werden, daß er vollkommen h. ist, d. h. den Hasen überhaupt nicht beachtet.

Hasen reizen, das Nachahmen der Stimme des Hasen, um dadurch Raubzeug anzulocken.

Hasensarg, scherzhafte Bezeichnung der früher üblichen, großen Jagdtaschen aus Dachsschwarte (Holster), in denen mehrere Hasen bequem Raum fanden.

Hasenschrot, gewöhnlich Schrot 3½ mm.

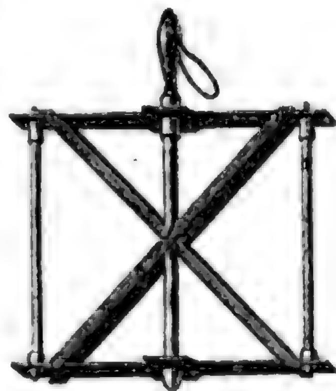
Hasenseuche, eine weit verbreitete, ansteckende Krankheit der Hasen, die oft bedeutende Opfer fordert. Die H. ist durch eine blutige Entzündung der Luftröhre und des Kehlkopfes gekennzeichnet; in seltenen Fällen tritt eine Brustfell- und Herzbeutelentzündung, auch wohl eine Lungenentzündung, hinzu. Die Erreger der H. sind Bakterien, die zur Gruppe des Bazillus der hämorrhagischen Septikämie gehören; die Krankheit steht also der Wild- und Rinderseuche sehr nahe. Bekämpfung: Tunlichster Abschuß auf der Suche, bei sehr starker Verbreitung Schonen der Füchse.

Hasensprung, der schwache Knochen am unteren Teile des Hinterlaufes des Hasen, der einer langen Nadel ähnelt.

Hasenvenerie s. *Pyämie* und *Cysticerkenkrankheit*.

Häsin, der weibliche Hase.

Haspel, eine hölzerne Vorrichtung zum Auf-, Abwickeln und zum Transport von *Jagdlappen*. Sie besteht aus dem Bund (der Welle), auf welchem sich das Rahmenstück dreht, diesem und dem Griff mit durchgezogenem Riemen zum Anhängen an den Träger. Dient die H. zum Transport von Federlappen, so heißt sie Federhaspel.


1. Haspel.

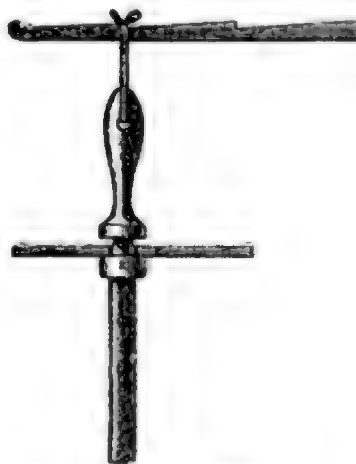
Hatz, 1) jede Jagd, bei der Wild mit Hunden gefangen wird, hauptsächlich aber die Jagd mit schweren Hunden auf grobes Wild, als Sauen, Bären, wobei dieses von den Hunden gedeckt werden muß. Die Jagd mit Hunden auf Hasen, Füchse, Dachse nennt man gewöhnlich Hetze. 2) Hatz ferner mehrere — 6 bis 12 — aneinander gewöhnte Hunde, die zusammen gehetzt zu werden pflegen (s. *Hatzhunde*).

2. Knieholz.

hatzfertig steht eine Hatz, wenn sie auf den Befehl „Hatz los" sofort gelöst werden kann; zu diesem Zweck halten die Rüdemänner die Enden der Hatzstricke lose in der Hand.

Hatzführer, der eine Hatz Leitende.

Hatzhunde (Hetzhunde), Hunde besonderer Rassen, auch Kreuzungsprodukte, zur Bären- und Sauhatz. Die H. jagen das Wild (Schwarzwild, ehedem auch Rotwild), bis es sich ermattet stellt. Im 17. und 18. Jahrhundert bediente man sich zur Hatz mit Vorliebe der Doggen und der Bastarde von Doggen und Windhunden. Die Bezeichnung H. ist nicht mehr gebräuchlich.


3. Haspel am Knieholz.

Hatz los! der Befehl an die Hatzmänner, die Hatzen zu lösen, d. h. vom Hatzstrick zu befreien.

Hatzmann, der Führer eines Hatzhundes oder einer Koppel. Früher, als man noch die schweren, selbst ihrem Führer nicht ungefährlichen Doggen benutzte, wurde ein H. mit mehr als einem

solchen Hund nicht fertig; denn zwei rissen ihn, wenn das Wild sichtbar wurde, gelegentlich um und brachten die Jagd in Verwirrung.

Hatzschirm, ein aus Reiserwerk geflochtener, halbrunder, etwa $1^1/_4$ m hoher Schirm, hinter welchem eine Hatz so lange verweilte, bis sie gelöst wurde. Er diente dazu, den Hunden die unzeitige Beobachtung der Jagd zu verwehren, wodurch sie leicht unbändig wurden.

Hatzstrick s. *Hetzleine.*

Haube, eine Art Sacknetz, am geschlossenen Ende mit eisernem Ring (Nasenring), das in die Dachsröhre gesteckt wird, um die außerhalb befindlichen, zu Bau getriebenen Dächse beim Einfahren darin zu fangen (s. *Jagdnetze*, Sackgarne).

Haubenente s. *Enten II, 3* und *5.*

Haubenscharbe s. *Scharben 2.*

Haubentaucher s. *Taucher I, 1* und *4.*

hauen; 1) der Biber haut einen Baum um, wenn er ihn abschrotet; 2) der Keiler haut, wenn er nach Menschen oder Tieren schlägt.

hauendes Schwein, der Keiler, sobald er stark entwickelte Waffen trägt, also ungefähr vom fünften Lebensjahre an; sehr alte Keiler bezeichnet man als Hauptschweine.

Hauer s. *Gewehr.*

Hauptbalz, die Zeit, in der die balzenden Vögel am eifrigsten sind.

Hauptbär, über sechs Jahre alter Bär.

Hauptbau s. *Bau.*

Hauptjagen, ein Jagen, bei dem Wild in starker Anzahl und aus einem großen Bezirk zusammengetrieben, eingestellt und schließlich auf einem *Lauf* erlegt wird. Die H. wurden früher veranstaltet, um zu zahlreiches Wild zu vermindern, was aus naheliegenden Gründen jetzt nicht mehr nötig ist. (Vgl. *Rotwild*, Jagd 5.)

Hauptröhre die befahrenste Röhre des Dachs- und Fuchsbaues.

Hauptschlag (Abschlag), ein Teil im Balzsatz des Auerhahns.

Hauptschwein, ein Keiler vom siebenten Jahre ab.

Hauptzeichen, die gerechten Zeichen der Rothirschfährte im Gegensatze zu den weniger verläßlichen Neben- oder Beizeichen.

Hausmarder s. *Marder 2.*

Hausstorch s. *Störche 1.*

Haut (Decke), das Fell der Hirscharten, des Bären, des Gems-, Stein- und Schafwildes. Beim Wolf und Luchs gebraucht man nur den Ausdruck Decke; Sauen und Dachse besitzen eine Schwarte, alles übrige Wild einen Balg.

Hautbremsen s. *Bremsenlarven.*

Hebegabel, eine etwa 2,5 m lange Stange mit eisernem Haken, die zum Heben der Oberleinen der Jagdtücher auf die Stellstangen dient.

heben, sich, wenn Federwild auffliegt.

Hechte (Esocidae), gehören zu den Edelfischen (Physostomi). Beschuppte Knochenfische ohne Bartfäden und Fettflosse. Körper lang und fast drehrund; Schwanz stark verjüngt. Niedergedrückter, entenschnabelartiger Kopf mit stark bezahntem Maul (Oberkiefer ohne Zähne). Die kleine Rückenflosse weit nach hinten gerückt.

H e c h t (Esox lucius L.), allgemein bekannter Raubfisch, dessen Färbung sehr wandelbar ist. Im allgemeinen sind einjährige Fische hellgrün (Grashechte), später bekommen sie dunkelgraugrünen Rücken, weißen Bauch mit kleinen, schwarzen Flecken. Die Seiten sind olivgrün marmoriert mit gelben Flecken und Streifen. Wird gegen 1 m lang und wiegt dann 10 bis 12 kg; größere Tiere sind sehr selten. Kommt überall vor. Er laicht vom Februar bis April auf überschwemmten Wiesen, in kleinen Gräben usw. bis zu 100 000 Eier von gelblicher Farbe und etwa 2,5 mm Größe, in Klumpen geballt. Bei reichlicher Nahrung wachsen die Junghechte schnell heran. Der H. ist äußerst gefräßig und greift selbst junge Wasservögel an; seine gewöhnliche Nahrung sind Fische und Frösche. Das Fleisch jüngerer H. ist sehr beliebt, das älterer wird trocken und geschmacklos. In Wildteichen usw. wegen der Vertilgung von wertlosen kleinen Fischen und Fröschen gern gesehen. Einer der beliebtesten Angelfische, den man mit dem Spinner (lebenden Köder oder Blechfisch) wie auch der Schleppangel berückt. Steht meist einzeln an tiefen Stellen unter dem Schutze überhängender Ufer, von Wasserpflanzen usw., und kämpft tapfer um sein Leben.

Hecke s. *Heckzeit* und *Geheck.*

hecken, die Fortpflanzung und das Ausbringen der Jungen beim Federwilde der Niederjagd.

Heckenschnarrer s. *Sumpfhuhn 2.*

Heckzeit (Hecke), Brutzeit; auch die Zeit, während der das niedere Raubzeug Junge hat.

Heerschnepfe s. *Schnepfen II, 1.*

Heftel, etwa 1 m lange, spitze Pfähle, an denen man die Leinen der Jagdtücher usw. anbindet. Sie werden mit Schlägeln in den Boden getrieben und, um das Aufreißen zu verhindern, an den Köpfen mit eisernen Ringen umgeben. Beim Vogelherd dienen H. zum Befestigen der Ober- und Unterleine des Schlagnetzes.

Heftelhaken, etwa $^1/_3$ m lange, spitze Pfählchen mit Haken, durch deren Eintreiben in den Boden die Unterleinen der Jagdtücher und des Schlagnetzes am Vogelherd niedergehalten werden.

Hege des Wildes will dieses auch in höchst kultivierten Revieren ohne übermäßige Kulturschäden gesund und kräftig erhalten. Sie

erforscht, was dem Wilde nutzt und ihm schadet, und sucht diese Kenntnisse in der Jägerwelt zu verbreiten. Die H. beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Geschlechter, regelt den Abschuß, verhütet die Entartung, sorgt für Blutauffrischung, beachtet die Erfahrungen in der Winterfütterung und die sich ergebenden, örtlich oft sehr verschiedenen Verhältnisse, erforscht die Wildkrankheiten u. dgl. mehr. Zur rationellen Wildhege sind außer Männern der Wissenschaft Weidmänner mit Urteilsfähigkeit, Passion, Unternehmungsgeist und Opferfreudigkeit notwendig, die durch die Wohlfahrtseinrichtungen der Wildhege Güte und Zahl der Wildbahn zu heben verstehen.

hegen, Durchführung einer zweckmäßigen *Hege*.

Hegewald, Schriftstellername von Friedrich Sigismund Frhr. v. Zedlitz; wurde am 24. Mai 1838 zu Neukirch (Schlesien) geboren. Er war zuerst Kavallerieoffizier, nahm aber frühzeitig den Abschied, um sich der Jagdschriftstellerei zuzuwenden. H. war lange Jahre Mitarbeiter und Redaktionsmitglied der Deutschen Jägerzeitung und begründete deren illustrierte Beilage „Das Weidwerk in Wort und Bild". Sein Hauptaugenmerk galt dabei der deutschen Gebrauchshundidee. Im Jahre 1881 schrieb er sein grundlegendes Werk „Der deutsche Gebrauchshund zur Jagd usw.", worin er die Notwendigkeit eines vielseitigen deutschen Jagdhundes überzeugend nachwies, gleichzeitig aber auch Mittel und Wege angab, das erstrebte Ziel zu erreichen. H.s Anregung brachte die schon lange brennende Frage endlich in regen Fluß und rief eine nachhaltige Begeisterung wach, der der große Erfolg der Gebrauchshundidee letzten Endes zu danken ist. Die warme Anerkennung dieser Arbeit veranlaßte H., kurz darauf die Schrift „Den Hühnerhund zum Gebrauchshunde auf Schweiß zu arbeiten als Totverbeller und sicheren Verlorenapporteur" zu veröffentlichen. Zahlreiche andere Arbeiten folgten, es seien von ihnen nur noch genannt „Die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kynologie" und „Eignet sich der englische Fieldtrial-Hund als vielseitiger Gebrauchshund für die deutsche Jägerpraxis?". H.s unvergängliches Verdienst ist die Schaffung des deutschen Gebrauchshund-Stammbuches, das noch heute vorbildlich ist. H. starb am 8. Juli 1903 zu Halle a. S. Seine gesammelten Schriften sind 1911 unter dem Titel „Hegewalds Schriften über den Gebrauchshund" erschienen.

Hegezeichen, Warnungszeichen, meist Strohringe oder Strohwische, mit denen Bestände, Kulturen oder Schläge, wo Mast-, Weide- und Grasnutzung bei Strafe verboten sind, kenntlich gemacht werden.

Hegezeit, Schonzeit.

Heide ist in verschiedenen Arten äußerst bedeutsam für die Wildhege. In ärmeren Revieren ist gerade diese Pflanze es, die nicht selten den Wildstand im Winter erhält. Manchmal müssen in strengen Wintern bei hoher Schneelage durch Schneepflüge und Schaufeln Äsungsplätze freigelegt werden. Dort zieht sich dann nicht selten das Wild zusammen. In der Heide findet das Wild außerdem noch Deckung und Zufluchtsorte.

G e m e i n e H e i d e (Calluna vulgaris) ist eines der willkommensten Gewächse für die Wildhege, das manchmal fast ganz allein für den dürftigen Sandboden eine Hauptdeckung abgibt.

S u m p f h e i d e (Erica tetralix) ist nicht so wichtig, aber trotzdem doch eine beachtenswerte Pflanze in Torf- und Moorbrüchern, wo sie, z. B. in ostpreußischen und russischen Gebieten, gemeinsam mit den örtlich bedeutsamen Lavendelheiden (Andromeda polifolia und A. calyculata) auftritt.

Heidekorn s. *Getreide*.

Heidelbeere s. *Beerensträucher*.

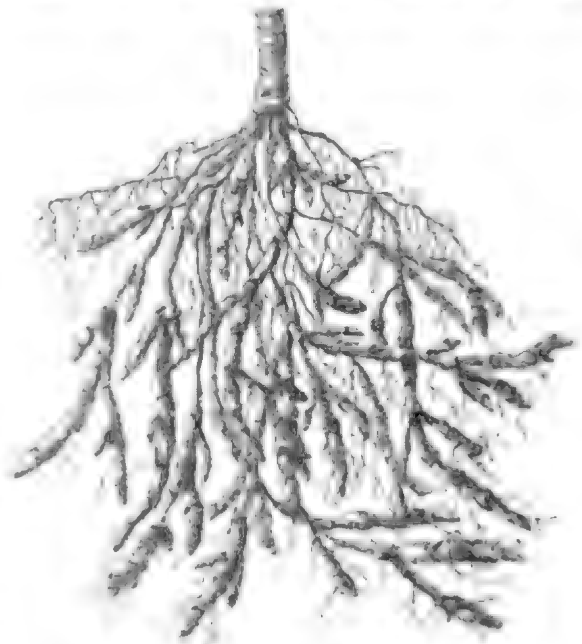
heiß s. *Laufzeit*.

Helianthi (Helianthus macrophyllus var. sativa Graebn.), eine Helianthusart, die seit wenigen Jahren auch unter dem Namen Salsifis oder echter Topinambur in den Handel gebracht worden ist. Amerikanische Schriftsteller haben den Wildenowschen Namen als Synonym zu Helianthus mollis Torr. et Gray aufgestellt. Die Bezeichnung Helianthi salsifis ist mithin wissenschaftlich nicht berechtigt, aber insofern bedeutsam, als die Pflanze in ihrer Heimat Salsifis genannt wird und dieser Name auch in der Fachliteratur Eingang gefunden hat. Die Pflanze stammt aus Nordamerika (Missouri) und ist eine nahe Verwandte der Sonnenblume und der Topinambur, also ein Korbblüter, denen sie auch im Habitus gleicht. Als ein Krautgewächs erreicht sie die riesige Höhe bis über 3 m. Unterirdisch erzeugt sie länglich-spindelförmige Knollen, die im Geschmack denen der Topinambur überlegen sein sollen. Von der Sonnenblume und der Topinambur unterscheidet sie sich durch die kleineren, gelben Blüten von etwa Zweimarkstückgröße, die an gewöhnlich handlangen Stengeln einzeln sitzen und angenehm duftend sind. Die durch Behaarung rauhen, tiefgrünen Blätter werden ungefähr 25 cm lang und etwa 10 cm breit. Die Farbe der Knollen ist schmutzig-weiß, so daß sie an Aussehen den Teltower Rüben ziemlich ähnlich sind. Seit einigen Jahren ist bereits eine Abart mit rot gefärbter Knollenhaut bekannt geworden. Salsifis

besitzt eine außerordentliche Raschwüchsigkeit und Produktionsfähigkeit an Laub und Knollen, die sie zu einer Remisen- und Wildäsungs-

1. Helianthi (Einzelpflanze).

pflanze ersten Ranges machen. Sie wächst sowohl auf sandigem wie auf lehmigem oder gar moorigem Boden. Wenn sie auch eine anspruchslose Pflanze ist, so hat doch diese hervorragende Eigenschaft für den Wildheger ihre Grenzen. Je besser der Boden, seine Düngung und Bearbeitung sind, desto besser auch die Erträge von Salsifis. Diese Pflanze wächst im Sonnenlicht wie im Schatten. Nässe und Dürre, Hitze und Frost können ihr nichts anhaben. Sie leidet fast gar nicht unter Krankheiten und Insekten. Die beste Pflanzzeit für die ganzen oder geteilten Knollen sind die Monate von November bis Anfang März. In den tief bearbeiteten Boden legt man die Knollen mindestens im Meterverbande etwa 8 bis 12 cm tief mit dem Spaten oder hinter dem Rillenzieher. Auf ein Hektar sind 10 000 Knollen notwendig. Die Pflege der Kultur erstreckt sich auf Freihalten des Ackers von Unkraut, Lockern des Bodens und Behäufeln der heranwachsenden, jungen Pflanzen, sowie Schutz gegen Wildverbiß. Mitte oder Ende August beginnt die Ernte des Grün- oder auch des Winterfutters. Bei der Ernte des Laubes läßt man 40 cm lange Stengelstümpfe zur Weiterentwickelung der Knollen stehen, die dann bei einem zweiten Schnitt später ebenfalls geerntet werden können. Als Grünfutter finden Stengel und Laub sofort Verwendung. Zum Zweck der Heugewinnung werden die Laubstengel zu Garben gebunden, die nach dem Trocknungsverfahren in luftigen, trockenen Räumen aufbewahrt werden. Die Knollenernte beginnt im Spätherbst und kann bei frostfreiem Wetter auch im Winter fortgesetzt werden. Die Knollen werden ausgegraben oder ausgepflügt, gesammelt oder für das Wild liegen gelassen. Für das neue Wachstum des nächsten Jahres bleiben ohne menschliche Vorsorge genügend Knollen in der Erde, so daß sich der Salsifis-Wildacker stetig selbst erneuert. Über die Verwendung der Knollen als menschliche Nahrung und ihre Brauchbarkeit im landwirtschaftlichen Betriebe gehen die Ansichten noch sehr auseinander. Der Nährwert der Blätter und Stengel der Salsifis ist nach



2. Wurzelsystem der Helianthipflanze.

chemischen Analysen besser als derjenige des Rotklees. Neben der Äsung, die diese Helianthusart in hervorragender Weise dem Wildheger für die verschiedensten Wildarten bietet, eignet sie sich auch vorzüglich zur Anlage von Feldremisen, in denen Hase, Fasan, Rebhuhn, ja selbst Rehe mit ihrem Nachwuchse gute Deckung finden. Wenn nicht manches trügt, ist Salsifis für den Wildheger die Pflanze der Zukunft (s. a. *Topinambur*).

Literatur: W. Kießling, Helianthi als Gartengewächs sowie Futterpflanze des Landwirtes und Wildhegers.

hell ist der Hals des Hundes, wenn dieser eine hohe Stimme hat; grob, wenn sie tief ist.

Henne, das weibliche Federwild jener Arten, bei denen das männliche *Hahn* genannt wird.

Hennick s. *Wasserläufer 6.*

herausbrechen, vom groben und Hochwild, wenn es plötzlich irgendwo herausflüchtet, während man vom niederen Wilde herausfahren sagt.

herausfahren s. *herausbrechen.*

herausstöbern, das Heraustreiben des Wildes durch jagende Hunde.

herausstoßen, das Wild. Der im Felde oder kurz vor dem Jäger im Walde beim Buschieren suchende Vorstehhund soll das Wild fest vorstehen. Er darf die Hühner, den Hasen, den Fasan nicht h., d. h. zur Flucht veranlassen. Der stöbernde Hund soll dagegen das Wild flüchtig machen und dem Jäger vor die Flinte bringen. Junge Hunde stoßen das Wild oft heraus, weil sie ihre Passion nicht bezähmen können. Bei älteren Hunden ereignet dies sich leicht, wenn sie mit ungünstigem Winde an das Wild kommen, so daß sie von diesem keine Witterung haben. Oftmals ist auch eine mangelhafte Nase der Grund, daß der Hund nicht zum Vorstehen kommt.

heraustreten, 1) das vertraute Hervorkommen des Wildes aus dem Wald oder sonstigem Schutz; „das Wild tritt hier zur Äsung heraus oder aus". 2) Der Jäger tritt das Wild heraus, das der Hund vorsteht, um den Schuß anzubringen.

Herbstbalz, die Balzübungen der jungen Auer- und Birkhähne im Herbste.

Herbststand, 1) der Revierteil, in dem Wild, besonders Rotwild, im Herbst mit Vorliebe steht; 2) die Stückzahl einer Wildart, welche im Herbst auf einem Reviere schätzungsweise vorhanden ist.

Herd s. *Vogelherd.*

Herdvogel (Lockvogel, Flattervogel), der auf einem Vogelherd zum Anlocken verwandte Vogel. Als Käfigvogel lockt er durch seine Stimme, als Rühr- oder Flattervogel durch sein Geflatter und als Läufer im Beerenbeet zieht er die Aufmerksamkeit auf die Lockbeeren und veranlaßt die Vögel in den Einfallbäumen zum Herabkommen auf das Futterbeet (vgl. *Vogelherd*).

Heringsmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 3.*

Hermelin s. *Wiesel 1.*

Herrenlosigkeit (s. *Aneignung*). Eine Jagdausübung ist nur an herrenlosen Tieren möglich. Jagdausübung ist deshalb nicht die Parforcejagd auf einen ausgesetzten Keiler, ein Jagdschein ist dazu nicht notwendig. Jagdausübung ist auch nicht das Erlegen und Fangen von Wild in Tiergärten, weil in ihnen die Tiere Eigentum des Parkbesitzers sind. Dagegen ist Jagdausübung das Herausnehmen eines Stückes Wild aus einer von Wilderern gelegten Schlinge, denn dieses ist herrenlos geblieben.

Hetze s. *Hatz.*

Hetz, hetz! Zuruf an Hunde, dem zu fangenden Wild zu folgen oder es zu fassen.

Hetzjagd, Jagd mit Hatzhunden; s. *Hatzhunde.* Namentlich versteht man unter H. die Jagd mit Windhunden auf Füchse und Hasen.

Hetzleine (Fangleine, Fang-, Hatzstrick), die starke Leine, an welcher die Hatz- und Windhunde geführt wurden. Damit diese sie nicht durchschneiden sollten, war sie meist von Haaren gedreht.

Hetzriemen (Birschriemen, am gebräuchlichsten: Schweißriemen), der 6 bis 8 m lange Riemen, an dem der Schweißhund geführt und gearbeitet wird.

Hetzstrick s. *Hetzleine.*

heulen, klagender Ton, besonders der Hundearten; auch Wildtauben h.

Heupuppen stellt man für schwaches oder Jungwild auf, das leicht von den Futterraufen abgedrängt wird. Einen etwa 30 cm starken Stamm sägt man in 4 m Höhe ab und gibt ihm ein Kegeldach aus Stroh von 1,5 m Halbmesser. In je 60 cm Abstand legt man quirlförmig in Bohrlöchern 8 Sprießel an, die 1 m vorragen. Das Heu muß fest aufgeschichtet und gewickelt werden.

Heuraufe s. *Futterraufe.*

Hexenbesen, nestartige Zweigbüsche an verschiedenen Nutzholzarten, sowie an Birke und Hainbuche, die aus verhältnismäßig kleinen Stellen hervorwuchern.

Hexenringe, die Stellen, an denen ein Rehbock eine Ricke kurz vor dem Beschlag längere Zeit getrieben hat, so daß hier die Bodendecke, das Gras oder Getreide in einem Ring von etwa 3 bis 5 m Durchmesser niedergetreten ist.

Hexensteige, von Hasen im Getreide ausgetretene Pfade, die ihnen ein bequemeres Fortkommen gewähren; man findet sie nur in sehr dichtem Wuchs; sie gaben früher dem Aberglauben Nahrung.

Hief s. *Hiflhorn.*

Hifthorn (Hif-, Hiefhorn, Hüfthorn), ein sehr einfaches Signalinstrument und wahrscheinlich das älteste, das jemals von Jägern gebraucht wurde, denn es besteht nur aus einem Stierhorn mit natürlichem oder metallenem Mundstück. Das H. gibt einen sehr weit schallenden, blökenden, aber widerwärtigen Ton; eine gewisse Anzahl hintereinander ausgestoßener Töne hatte eine bestimmte Bedeutung. Man bedient sich jetzt vorteilhafter und angenehmer der kleinen, gewundenen, messingenen *Jagdhörner.* Der einzelne, durch einen Stoß in das H. hervorgebrachte Ton heißt Hief.

Himbeere (Rubus idaeus) wuchert am liebsten im humosen Boden der Waldungen. Im zeitigen Frühling liefert sie in ihren Knospen und Blättern dem Schalenwilde willkommene Äsung und ist für den Heger auch sehr wichtig als Remisenpflanze. Im Sommer nascht das Wild gern die jungen Triebe. Flugwild äst die süßen Sammelfrüchte leidenschaftlich. Ende Juni liefert die H. ein ausgezeichnetes Futterlaub, das bei dichtem Stande der Pflanzen gemäht werden kann und große Mengen ergibt.

Himmel, die Deckwand beim Treibzeug der Hühner usw. (s. *Jagdnetze,* Sackgarne).

Himmelszeichen (Himmelsspur, Gewende), gerechtes, aber selten gefundenes Zeichen des Rothirsches, durch Anstreichen mit dem Geweih an Zweige und Blätter (Wenden und Abbrechen solcher), Abstreifen des Schnees von den Ästen, beim Ziehen des Hirsches durch Stangenholz oder Dickungen hervorgebracht.

Himmelsziege s. *Schnepfen II, 1.*

Hinde (Hindin), veraltet für das Rottier.

Hinfährte, die Fährte, auf welcher das Wild vorwärts gezogen ist, meistens von Holz zu Felde; Rückfährte, die entgegengesetzte, also diejenige, von woher das Wild gezogen ist. Die Hunde arbeiten auf der letzteren nur widerwillig, was mancher unerfahrene Jäger beherzigen möchte, wenn er sich im Irrtum über die Richtung der Fährte befindet und dem Hunde die Schuld daran gibt. Ein einigermaßen brauchbarer Hund sieht übrigens seinen Irrtum bald ein, denn wunderbar ist die Feinheit seiner Nase, welche ihm allein die Richtung angeben kann, in welcher das betreffende Wild gezogen ist.

Hintergewicht des Gewehres s. *Balance.*

Hinterlader, Schußwaffen, bei denen die Ladung von hinten in den Lauf geführt wird. Die Erfindung der H. ist keineswegs so neuen Datums, wie man vielfach annimmt, sie kamen im Gegenteil bald nach Erfindung der Feuerwaffen überhaupt auf. Ihre Unvollkommenheit ließ sie aber wieder verschwinden und dem Vorderlader den Platz überlassen. Jetzt ist das Hinterladesystem bei allen Schußwaffen allgemein eingeführt (s. *Gewehr des Jägers*).

Hinterlassen (Zurückbleiben), ein gerechtes Zeichen des Rothirsches (s. *Fährtenzeichen 9*).

Hirsch, das männliche Geschlecht aller Hirscharten mit Ausnahme des Rehwildes. Im allgemeinen jedoch versteht man unter dieser Bezeichnung den Rothirsch.

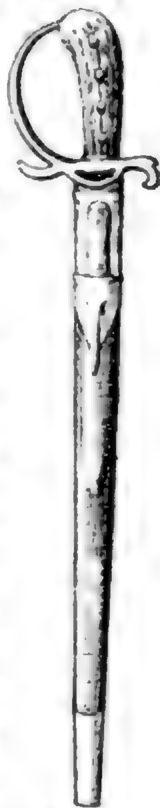
Hirschbezoar s. *Bezoar.*

Hirschbrunft, die Zeit der Fortpflanzung beim Rotwilde und die Fortpflanzung selbst.

Hirschdecke, die Haut des Hirsches.

Hirschfährte, die Fährte des Hirsches zum Unterschiede von der des Tieres.

Hirschfänger, das von der Jägerei — heute mehr als Forst- und Jagduniformstück — getragene Seitengewehr, mit dem nach weidmännischem Brauch Hirsche und Sauen abgefangen werden (s. a. *Gewehr des Jägers*).


Deutscher Hirschfänger.

Hirschfeist, das äußerlich auf dem Wildbret liegende Fett des Rotwildes, während das in der Bauchhöhle liegende Unschlitt, Inschlicht, Inselt heißt.

Hirschfeiste s. *Feistzeit.*

Hirschfieber (Jagdfieber), eine Beklemmung des Herzens im entscheidenden Augenblick, in dem ein Schuß auf ein besonders begehrtes oder schwer zu schießendes Wild, als Hirsch, Auerhahn, Schwein usw., abgegeben werden soll. Die Aufregung des Schützen äußert sich oft in so hohem Grade, daß er mit laut pochendem Herzen und zitternden Gliedern dasteht. Ein mannhaftes Zusammennehmen des Körpers und Zurückdrängen des tobenden Atems ist das einzige Gegenmittel, überhaupt der Wille zur Selbstbeherrschung, außerdem tunlichst häufige Beobachtung des Wildes, auch ohne zu schießen. Schließlich bekennen wir frei, daß auch diese guten Lehren gewissen erregbaren und leidenschaftlichen Gemütern gegenüber erfolglos bleiben. Viele Jäger verläßt das H. niemals.

Hirschgarn s. *Jagdnetze,* Fallgarne.

hirschgerecht ist ein Jäger, der die Rotwildjagd kennt und besonders den Hirsch nach seinen Zeichen sicher anzusprechen, den Schweißhund zu arbeiten, die Schußzeichen richtig zu beurteilen versteht, überhaupt im hohen Weidwerk gründlich erfahren ist. Solche Jäger findet man nur noch selten in guten Hochwildbahnen.

Hirschhaken s. *Gräne.*

Hirschholunder (Trauben-, Bergholunder; Sambucus racemosa) liefert, wo er in Menge vorkommt, ein sehr gutes Laubheu.

Hirschhorn, die Geweihe als Material für Drechslerarbeiten, Schnitzereien usw.; gibt bei trockener Destillation stinkendes Tieröl (Hirschhornöl; Oleum cornu cervi) und kohlensaures Ammoniak (Hirschhornholz; Sal cornu cervi), die früher als Hirschhornpräparate eine große Rolle in der Medizin spielten.

Hirschhund, schottischer, s. *Deerhound.*

Hirschkalb, ein junges Stück männliches Rotwild vom Setzen bis zu dem Zeitpunkt, in dem die ersten Anzeichen der beginnenden Geweihbildung sichtbar werden. Die Gesetzgebung richtet sich aber nicht nach diesen Grundsätzen. So gilt in Preußen das Jungwild der Hirscharten als Kalb bis zum letzten Februar des dem Satzjahr folgenden Jahres.

Hirschkasten s. *Kasten.*

Hirschkolben, die weichen, also in der Entwickelung begriffenen Geweihstangen des Hirsches.

Hirschlausfliege (Lipoptena cervi), ein im flügellosen Zustande auf den Hirscharten schmarotzendes Insekt von etwa 4 mm Länge, das dem Wilde sehr lästig werden kann. Geflügelt lebt das Tier auf Vögeln, z. B. dem Haselhuhn.

Hirschruf (Hirschlocke), eine am geschlossenen Ende durchbohrte Tritonmuschel oder ein Büffelhorn usw., die zum Anschreien des Hirsches, d. h. zum Anlocken durch Nachahmung des Brunftschreies, Verwendung finden.

Hirschträne s. *Tränenhöhle.*

Hitze der Hündin s. *Laufzeit.*

hitzig ist 1) ein Schütze, dem die nötige Ruhe beim Schießen fehlt. Wenn dies schon ein Übelstand beim Flintenschießen ist, so ein noch größerer beim Büchsenschießen, denn ein guter Büchsenschuß erfordert unbedingt ruhige Hand und klaren Blick. Manche Jäger kommen nie zu dieser Ruhe. 2) H. ist ferner eine Fährte, solange sie recht frisch ist, und 3) die Hündin während der Zeit des Begattungstriebes (s. *Laufzeit*). 4) H. balzen Auer- und Birkhähne, wenn sie dies flott tun.

Hochbalz, das Balzen des Auer- und Birkhahns auf einem Baum; Bodenbalz, das Balzen auf dem Boden.

hochbeschlagen ist das tragende Schalenwild.

Hochblatt, Stelle am Wildkörper dicht über dem Blatt; Hochblattschuß (Kugel sitzt hochblatt) stets tödlicher Schuß (s. a. *Schußzeichen*).

hochgehen s. *gehen.*

Hochschuß hat ein Gewehr, wenn sein mittlerer Treffpunkt über dem Zielpunkt liegt, im Gegensatz zum Kurzschuß, wo das Geschoß zu tief einschlägt. Etwas H. ist bei der Flinte sehr erwünscht, weil man meist zu tief abkommt, ohne es zu wissen und zu wollen. Ein mittlerer Treffpunkt bei der Flinte von + 10 bis 15 cm auf 35 m Entfernung ist sehr vorteilhaft. Die Ansichten über den praktischen Wert des H. bei der Büchse sind geteilt. Viele Jäger wollen, daß die Büchse Fleck schießt, andere wollen beim Wilde Haar anfassen, d. h. den ganzen Wildkörper aufsitzen lassen. Für letztere ist ein H. von etwa 10 cm auf 80 m Entfernung geboten.

Hochsitz s. *Kanzel.*

Hochstand s. *Kanzel.*

hoch suchen, von einem Hunde, der mit hoher, d. h. hochgetragener Nase die Witterung des Wildes aufsucht. Vorstehhunde sollen dieser Eigenschaft nie entbehren, während Schweißhunde und Bracken tief suchen. Der Gebrauchshund soll, je nach der Arbeit, die von ihm verlangt wird, mit hoher oder tiefer Nase suchen. Erstere Art der Suche ist erforderlich, um an Rebhühner, Fasanen usw. heranzukommen, während der Hund auf der Schweißfährte usw. oder beim Stöbern die Nase auf den Boden zu nehmen hat.

Hochwald s. *Betriebsart.*

Hochwild, das zur hohen Jagd gehörige Haar- und Federwild; häufig wird mit H. das Rotwild allein bezeichnet; s. *Jagdeinteilung.*

Hochzeitskleid, Gefieder der Vögel während der Fortpflanzungszeit, also vom Frühjahr bis zur Mauser.

Höckerschwan s. *Schwäne 1.*

Höfe s. *Gärten.*

Hofjagdamt s. *Jagdamt.*

Höhenstreuung s. *Streuung.*

Höhlenente s. *Enten VIII, 1.*

Hohlschiene. Bei Doppelgewehren mit nebeneinanderliegenden Läufen befindet sich zwischen diesen ein Metallstück, das man Laufschiene nennt. Der Querschnitt dieser Schiene kann oben gerade (flache Schiene) oder nach unten ausgebuchtet sein (Hohlschiene). Die Ausdrücke H. und flache Schiene beziehen sich nur auf den Querschnitt der Laufschiene, im Gegensatz zu gerader oder gebogener Schiene, womit die Form der Laufschiene im Längsschnitt bezeichnet wird. Die Laufschiene soll oben rauh (guillochiert) sein, um beim Zielen nicht zu blenden.

Hohlschuß, ein Kugelschuß zwischen Blatt und Wirbelsäule, der also keinen lebenswichtigen Teil verletzt. Die Wunde heilt in vielen Fällen wieder vollständig aus (s. a. *krellen*).

Hohltaube s. *Tauben I, 2.*

Holster, nicht mehr üblicher, schwerer Dachsranzen.

Holz, 1) im weidmännischen Sinne jede Art von Wald. Der Jäger, das Wild zieht zu

Holze. 2) Zu H. schießen, heißt ein Stück Wild so anschießen, daß es nicht bald verendet, auch nicht in die Hände des Jägers fällt, sondern kümmert, eingeht und unbenutzt verdirbt, also verludert. Ein Jäger, der viel zu H. schießt, ist die größte Pest für ein Jagdrevier, schlimmer als Fuchs und Wolf, denen man nachstellen kann, während ein solcher Jagdliebhaber nicht so leicht unschädlich zu machen ist.

holzen, auf-, ab-, fort-, selten für fortbaumen, hauptsächlich vom Marder.

Holzgarten s. *Ablage.*

Holzhäher s. *Häher.*

Holzhase s. *Hase 2*; auch gleich Waldhase.

Holzhof s. *Ablage.*

Holzjagd, Waldjagd.

Holztaube s. *Tauben I, 1* u. *2.*

Honigflecke, die gelben Flecke, die man manchmal auf Marderbälgen findet und die von Räude herrühren.

hoppeln, die vertraute Gangart des Hasen und Kaninchens.

Hoppenrader Hunde. Ein Stamm von kurzhaarigen Vorstehhunden, die durch schnittige Figur und vielseitige jagdliche Anlagen ausgezeichnet sind.

Horn. 1) Wald- oder *Jagdhorn.* 2) Im Gegensatz zum Geweih, die Zierde bzw. Waffe der hörnertragenden Wiederkäuer, also des Schaf- und Steinwildes. Hörner wachsen von Jahr zu Jahr in Länge und Stärke aus, werden von beiden Geschlechtern getragen, aber nicht abgeworfen. Die Hörner des Schafwildes heißen gewöhnlich Schnecken, die der Gemse Krickeln.

Hornbügel s. *Abzugsbügel.*

Horneule s. *Eulen III, 2.*

Hornfessel, das Bandelier oder ein Riemen, woran das Horn getragen wird. Da die H. heutzutage einen Teil der Gala-Uniform ausmacht, so ist sie sehr kostbar, und prächtig aus Goldtresse angefertigt, hat aber ihren einstigen Wert vollkommen eingebüßt, denn früher durfte die H. nur vom wehrhaft gemachten, hirschgerechten Jäger getragen werden. Die Pikeurhörner werden nicht an H., sondern um den Leib getragen, da sie weit genug dazu sind.

Horntiere (Cavicornia). Als H. (Hornträger, Hohlhörner) bezeichnet man im Gegensatz zu den Geweihträgern diejenigen Wiederkäuer, welche entweder im männlichen oder in beiden Geschlechtern Hörner tragen, d. h. aus Hornsubstanz bestehende, scheidenartig einem Knochenzapfen jedes Stirnbeines aufsitzende, mit einer Ausnahme ungeteilte und nicht periodisch abgeworfene Epidermisgebilde, die in gleicher Weise wie die Geweihe als Waffe dienen. Von den deutschen Wildarten gehört nur die Gemse hierher, von den europäischen das neuerdings in verschiedenen Gegenden Deutschlands eingebürgerte Muffelwild, außerdem das Alpen- und spanische Steinwild, sowie einige Wildziegen des Kaukasus und der in diesem Gebirge noch wild vorkommende Wisent.

Horrido! (zusammengezogen aus Ho, Rüd' ho) Jagdruf; die Antwort ist: Ho, ho! oder Jo, ho! — Jetzt vielfach bei weidmännischen Trinksprüchen statt des Hochlebens angewendet. Weidmännischer Gruß an einen verstorbenen Jäger „Das letzte H.".

Horst, 1) das Nest der Raubvögel. Da viele die Krähenvögel zu den raubenden rechnen, spricht man auch von Krähenhorsten. Ferner nennt man das Reiherneſt H., wohl wegen des Zusammenhanges der Reiher mit den Falken bei der Beize. Andere nennen den Reiherhorst Geständе. 2) In forstlicher Beziehung ist H. eine größere Anzahl beisammenstehender, gleichartiger Holzpflanzen in einem sonst andersartigen Bestand. Ein kleiner Horst heißt Gruppe.

Horstbaum, der Baum, auf dem ein oder mehrere Horste stehen.

horsten, nisten, für die unter *Horst 1* angegebenen Vögel.

Horstjagd, die Jagd auf Raubvögel am Horste.

Hosen, die meist lange Federbekleidung am Unterschenkel der Raubvögel.

Hosenflicker, scherzhafte Bezeichnung des dreijährigen Keilers, dessen Gewehre oben noch wenig gekrümmt sind, aber gerade deshalb am gefährlichsten schlagen, wozu noch kommt, daß diese jungen Keiler behender und gewandter sind als grobe.

Hourvari, ein Parforcejagdsignal, das falsche Jagd bedeutet; die Hunde hatten eine falsche Fährte angefallen.

Hubertus, der Schutzpatron der Jägerei, war 700 bis 728 Bischof von Lüttich; 825 wurden seine Gebeine aus der dortigen Lambertikirche nach dem Kloster Andoin in den Ardennen überführt, das sich darnach St. Hubert nannte. Die Abtei wurde berühmt durch die von den Mönchen erzielten Heilungen der Tollwut — Ausbrennen der Bißwunden mit dem eisernen Schlüssel und Einlegen von goldenen Fäden aus der Stola St. Huberti! — und die daselbst gezüchteten Hubertushunde, in denen Uhlenhuth (St. Hubert, der Schutzpatron der Jäger und seine Legende, 1906) einen unserem deutschen Gebrauchshund ähnlichen Hund erkennen will. Die Legende, daß dem H. ein Hirsch mit einem Kreuz zwischen den Geweihstangen erschienen sei, um ihn zur Besserung zu bewegen, dürfte weit älter als H. sein. Sie wird schon von Eustachius — vor seiner Bekehrung Placidus — erzählt, der um 130 den Märtyrertod erlitten

haben soll und dessen Gedächtnis in frühester Zeit am 2. oder 3. November, erst später am 20. September gefeiert wurde. Wahrscheinlich haben die Mönche der Abtei St. Hubert, die durch ihre Hundezucht und Tollwutkuren häufig mit der Jägerei in Berührung kamen, die Legende ihrem Heiligen in der berechtigten Erwartung zugeschrieben, damit den Namen ihres Klosters in höfischen und Jägerkreisen noch zugkräftiger zu machen, für welche Annahme auch die Verlegung des Gedächtnistages St. Huberti auf den 3. November (Hubertustag) zu sprechen scheint.

Hubertusgewehr, Sicherheitsgewehr ältester Art (Selbstspanner). Die Sicherung wird durch den beweglichen Hinterbügel betätigt. Das Gewehr kann erst abgefeuert werden, wenn man durch Druck mit der Hand beim Umfassen des Kolbenhalses die Sicherung ausgelöst hat.

Hubertusjagd. Zur Feier des Namenstages des heil. Hubertus, 3. Nov., seit alter Zeit, namentlich von den Parforcejägern abgehaltene, möglichst festliche Jagd. Die H. hat sich bis heutigen Tags erhalten, wenn auch manchen Jäger und Jagdfreund der Jetztzeit weniger die Wunder dieses Heiligen zur Feier reizen, als überhaupt die Gelegenheit zu einer vergnügten Jagd und einer für manchen noch genußreicheren Schüsseljagd mit entsprechendem nassem Stoff.

Huchen s. *Lachse II, 1.*

Huderkasten, beim zahmen Aufzuge der Fasanen eine Kiste, in welcher die Hennen mit ihrem Gesperre Schutz finden und dieses hudern (unter den Flügeln wärmen) können.

hudern (sich stauben), das Baden der Hühner im Sande. Das weibliche Federwild hudert die Jungen unter den Flügeln, um sie zu wärmen oder gegen Regen usw. zu schützen.

Hüfthorn s. *Hifthorn.*

Huhn, Henne; auch abkürzend für Rebhuhn gebraucht.

Hühnerhabicht s. *Habichte I, 1.*

Hühnerhund s. *Vorstehhund.*

Hühnerkammer. Wo man gute Rebhühnergehege erhalten, schlechte bevölkern will und mit harten Wintern zu kämpfen hat, die in Verbindung mit dem Raubzeug die Rebhühner sehr hinwegraffen, tut man gut, im Spätherbst einige Völker mit Garnen wegzufangen und in Hühnerkammern zu überwintern. Ein dicht abzuschließender Raum mit genügendem Licht, möglichst gegen Mittag gelegen, von der Größe einer gewöhnlichen Stube genügt dazu; die Decke wird mit einer Leinenplane verhängt, damit sich die aufstehenden Hühner nicht den Kopf einstoßen, zu demselben Zweck wird das Fenster mit einem dichten, feinen Netz unnahbar gemacht. Der Fußboden wird über eine Hand hoch mit Kies und Sand bestreut und mit allerlei Rutenwerk besteckt, so daß sich die Hühner in diesem verbergen können, oder man zieht in Höhe von etwa 30 cm Bindfäden reihenweise über den Boden weg und steckt dazwischen ungedroschene Strohähren auf, zur Weide und gleichzeitig zum Schutz für die anfänglich sehr scheuen, später jedoch etwas ruhigeren Gäste. Außerdem muß aber ein Trog mit verschiedenem, abwechselndem Körnerfutter und ein Trinktrog vorhanden sein. Wenn alsdann der Frühling im Anzug ist und die draußen gebliebenen Hühner sich zu paaren beginnen, setzt man die Überwinterten aus.

Hühnersack s. *Laterne.*

Hühnerschlingen, aus Hanf oder Leder hergestellte Schlingen, an welche die erlegten Hühner, Enten usw. angehängt werden.

Hühnerschrot, die für Rebhühner geeignetsten Schrotnummern von $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{3}{4}$ mm (s. *Schrot).*

Hühnersteckgarn s. *Jagdnetze,* Steckgarne.

Hühnervögel (Gallinacei oder Rasores), Ordnung der Vögel, kennzeichnen sich durch die folgenden Merkmale. Körper kräftig und gedrungen, mit kleinem Kopf, mittellangem Hals und starken, zum Laufen und Scharren geeigneten Ständern, deren drei Vorderzehen durch Bindehäute miteinander verbunden sind. Fast stets ist eine kleine, höher angesetzte Hinterzehe vorhanden. Nägel kräftig, flach gebogen, Lauf zuweilen mit Sporen, zuweilen befiedert. Am Kopfe meist nackte Hautstellen, Warzen u. dgl. Schnabel kurz und kräftig, der Oberschnabel mit gebogener Firste den Unterschnabel umfassend; Nasenlöcher am Schnabelgrund von hornigen Klappen ganz oder z. T. verdeckt. Flügel kurz und gewölbt, 3. bis 5. Schwinge meistens am längsten. Stoß sehr verschiedenartig geformt. Kropf vorhanden, Magen mit sehr muskulöser Wandung, die beiden Blinddärme sehr lang. Brustbein mit hohem Kamm, an den Seiten des flachen Teils mit tiefen Einschnitten.

Hülse, die papierne, pappene oder messingene Umhüllung der Patrone, daher Patronenhülse. Für Schrotschuß hat sich jetzt allgemein die Papphülse mit Messingkappe, für Kugelschuß die Messinghülse eingeführt; für Gewehre mit Stiftzündung sind teilweise noch H. im Gebrauch, deren zylindrischer Teil aus Papier gefertigt ist, jedoch haben diese gegen die Papphülse viele Nachteile. Die Papphülsen haben hinten einen Pappbund, welcher einesteils zur Versteifung der H., anderenteils zur Befestigung der Messingkappe und zur Aufnahme der Zündung dient. Bessere H. haben zwischen Pappbund und Messingkappe noch eine Stahlblecheinlage,

im Pulverraum außerdem eine Verstärkung aus Pappe, eine Stahlblecheinlage, die zum Schutz gegen Rost mit Papier beklebt ist, oder Stahlblech zwischen Hülse und Pappeinsatz. Der Pappeinsatz dient auch vielfach als Widerlager für den Filzpfropfen, um dessen Lage nach unten zu begrenzen und so das Pulver vor ungleichmäßigem Zusammendrücken beim Laden zu behüten. Der Pappbund hat verschiedenartige Formen, die durch die Entzündungsfähigkeit des Pulvers bedingt werden.

Hülsenfrüchte. Von Lupinen sind zwei Arten zu beachten:

Perennierende Lupine (Lupinus polyphyllus perennis) ist eins der nutzbarsten, lange Jahre ausdauernden Äsungsgewächse.

Gelbe Lupine (L. luteus) ist einjährig. Beide Arten sind sehr genügsam. Die beste Verwendung finden sie als Grünäsung. Sie dienen auch der Bereitung von Wildheu und *Sauerheu*. Die Körner wie die Hülsen können der Wildfütterung dienen. In geringer Menge kann man die Körner unter Erbsen,

1. Oberkieferbackenzähne des Hundes.
(× Reißzahn)

Kleie, Mais, Malz usw. roh untermischen. Will man sie in größerer Menge reichen, so müssen sie bei mehrmaligem Wasserwechsel unter Zusatz von Salzsäure entbittert werden. Mit Hackfrüchten und anderen Futtermitteln kann man sie auch dämpfen. Ferner verwendet man Lupinenstroh neben Farnkraut und Laub zur Anlage von künstlichen Betten für das Wild in sehr strengen Wintern. Der Wildheger begegnet heutzutage dieser genügsamen und wertvollen Pflanze mit berechtigtem Mißtrauen. Mehrere Jahre bleiben nämlich die Lupinen gesund, dann treten sie plötzlich als giftig auf und bringen große Wildverluste. Lupinen, die im Freien überwinterten, haben sich als unschädlich erwiesen. Wenn dem Wilde reichlich gutes Wasser und viele gesunde Hackfrüchte neben reichlichen Salzgaben geboten werden, dürfte die Verabfolgung von Lupinen ohne großen Schaden durch Lupulin-Vergiftungen sein. Dann wäre die Lupine, die auf kleinster Fläche große Futtermengen bei geringen Unkosten bringt, die billigste Äsungspflanze.

Zwei Arten Erbsen:

Erbse (Pisum sativum) und

Peluschken (Sanderbsen; P. ohne botanischen Artnamen). Die erstere wächst auf gutem Boden, die letztere auf Sand. Als Stützen mengt man Hafer, Buchweizen und Sommerroggen hinein. Dem Wilde bieten sie Sommeräsung und im Erbsenstroh und -gemenge, das sich in Mieten gut hält, ein gern genommenes Winterfutter.

Wicken. Verschiedene Arten wie Vicia sativa, V. villosa, V. cracca u. a. geben in Gemengen mit Hafer und Buchweizen ein hervorragendes Grünfutter in einem vom Wilde sehr geschätzten Äsungsfelde. Wickenstroh ist noch besser als Erbsenstroh zur Winterfütterung. Die Vogelwicke (V. cracca) gehört zu den kostbarsten Wiesenpflanzen.

Hülsenwürmer (Echinokokken) finden sich mitunter in Lunge oder Leber des Wildes als geschwulstartige, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllte Blasen von Erbsen- bis etwa Kindskopfsgröße. Sie sind die Finnen des 3 bis 4 mm langen Echinokokkenbandwurmes des Hundes (Taenia echinococcus). Hülsenwürmer können auch beim Menschen vorkommen und schwere Gesundheitsschädigungen verursachen. Die mit den Schmarotzern durchsetzten Organe des Wildes sind tief zu vergraben oder zu verbrennen.

Hund (s. a. *Kynologie* und *Dressur*). Unsere Jagdhunde stammen im wesentlichen von einem Wildhunde, dem abessinischen Wolfe (Canis simensis), ab. Aus diesem haben die alten Ägypter ihre Windhunde (Jagdwindhunde) gezüchtet. Schon im grauen Alter-

2. Benennung der Körperteile des Hundes.

tume sind kleine Windhunde zu teckelartigen Hunden umgezüchtet worden. Die Laufhunde, die Stammform unserer Vorstehhunde, haben altägyptische Jagdhunde zu Ahnen. Die rauhhaarigen Vorstehhunde sind durch Beimischung von Pudel- und Schäferhundblut aus derbkurzhaarigen Hunden hervorgegangen. Vermutlich steckt auch in unserem Deutsch-Langhaarigen Blut von alten Hirten- und Schäferhunden. Letztere sind die Nachkommen des untergegangenen Bronzehundes, der ein gezähmter Wildhund — Indischer Wolf (Canis pallipes) — ist. Überblickt man das heutige Hundematerial, so erkennt man das Vorhandensein gewisser Gruppen und eine oft bedeutende Ähnlichkeit der zu ihnen gehörenden Einzeltiere. Man nennt diese Gruppen: Familien, Schläge, Typen, Varietäten, Rassen. Diese Begriffe sind jedoch nicht scharf begrenzt. Man teilt die in Deutschland jagdliche Verwendung findenden Hunde ein in:

A. Schweißhunde (vergl. S. 490): der gewöhnliche Schweißhund; der bayerische Gebirgsschweißhund.
B. Jagende Hunde: Bracken vgl. S. 53); Laufhunde (vgl. S. 343); englischer Fuchshund (vgl. S. 199).
C. Erdhunde: Dachshund (kurz-, lang-, rauhhaariger Schlag), vgl. S. 67; Foxterrier (vgl. S. 188).
D. Stöberhunde: englische Spaniels (vgl. S. 501); Wachtelhund (vgl. S. 576).
E. Vorstehhunde: englische Hühnerhunde (Pointer, vgl. S. 568, Setter, vgl. S. 568); deutsche Vorsteh- und Gebrauchshunde (kurzhaarige, rauhhaarige, langhaarige vgl. S. 569 ff.).

Weidmännische Ausdrücke.

Die Beine des Hundes heißen Läufe, die Ohren Behänge; der Schwanz Rute; das männliche Glied Feuchtglied; die äußeren Geschlechtsteile der Hündin heißen Schnalle; eine zur Begattung geneigte Hündin ist hitzig, läufisch oder läufig; hängen H. und Hündin aneinander, so binden sie sich; bringt die Hündin Junge, so wölft oder welft sie; der H. frischt, wenn er trinkt; wittert der H. gut, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte oder keine Nase, er sucht mit hoher, tiefer Nase; bellt er, so gibt er Hals oder ist laut; das Bellen vereint jagender Hunde heißt Geläute, diese selbst bilden eine Meute; bellt der H. vor dem gestellten oder dem verendeten Wild, so verbellt er; verbellt er ein verendetes Stück Wild, das er nicht apportieren kann, so verbellt er tot; führt er seinen Herrn zu einem solchen, so verweist er tot; hat er ein Wild laut gejagt und verbellt er dies, nachdem es z. B. gebaumt hat, so gibt er Standlaut; ist er, ohne Wild zu sehen oder zu wittern, beim Jagen laut, so ist er weidelaut.

Literatur: Graf H. v. Bylandt, Hunderassen; L. Beckmann, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes; Vero Shaw, Illustriertes Buch vom Hunde; R. Strebel, Die deutschen Hunde; A. Ströse, Unsere Hunde, 2 Bde.

Die meisten Jagdgesetze enthalten Vorschriften über die Befugnis zum Töten eines wildernden Hundes. In der Regel ist nur der Jagdberechtigte dazu befugt, in einigen Gegenden nur die Forst- und Jagdbeamten. Die Befugnis beschränkt sich auf wildernde, aufsichtslos herumlaufende Hunde. In manchen Gegenden dürfen während einer Jagd überlaufende Jagdhunde nicht getötet, sondern nur gefangen werden. Die Vorschriften der Landesgesetze sind erweitert durch den § 228 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der

3. Spur des Hundes. (1/10 nat. Gr.)

im ganzen Reiche gilt und die Tötungsbefugnis dann gibt, wenn durch den H. dem Wildstande eine unmittelbare Gefahr droht, die nur durch das Töten des H. abzuwenden ist, und wenn der durch das Töten des H. dem Eigentümer zugefügte Schaden nicht außer Verhältnis zu dem durch den H. dem Wildstande drohenden Schaden steht. Zur Verhinderung des Wilderns ist in manchen Gegenden Knüppelung der H. vorgeschrieben, auch gibt es Polizeiverordnungen, welche das aufsichtslose Herumlaufenlassen der H. mit Strafe bedrohen. Unbefugtes Töten eines H. kann Bestrafung wegen Sachbeschädigung und eine Verpflichtung zum Schadenersatz nach sich ziehen. Der Eigentümer eines wildernden H. ist dem Jagdberechtigten zum Schadenersatz verpflichtet. Die Jagd mit H. ist durch manche Jagdgesetze beschränkt. So ist durch § 33 der hannoverschen Jagdordnung die Jagd mit Wind-H. nur vom 1. Oktober, diejenige mit Jagd-H. (Bracken) nur vom 15. Sept. bzw. 1. Oktober an bis zum Jagdschluß gestattet. In Elsaß-Lothringen ist gemäß des § 3 des Jagdpolizeigesetzes vom 7. Mai 1883 das Jagen mit H. auf Schwarzwild, Hirsche, Rehböcke, Kaninchen und schädliches Wild in der Zeit vom 2. Februar bis zum 23. August untersagt. Bei Jagdvergehen ist der H., den der Täter bei sich geführt hat, einzuziehen, gleichviel ob er dem Täter gehört oder nicht (St. G. B. § 295).

Hundeausstellungen s. *Kynologie.*

Hundekrankheiten. Wer es mit seinem Hunde gut meint, lasse ihn, wenn er krank ist, von einem Tierarzte behandeln. Die Tierärzte sind in der Hundeheilkunde ausnahmslos geschult und leisten, selbst wenn sie dieses Gebiet der Tiermedizin nicht spezialistisch betreiben, bessere Hilfe als der erfahrenste Nichtfachmann. In den tierärztlichen Hochschulen werden die Studierenden in der Hundeheilkunde nicht nur theoretisch ausgebildet, sondern auch praktisch unterwiesen. Freilich ist der Hundebesitzer oft genötigt, von der Hilfe des Tierarztes abzusehen, sei es, daß die Kosten der tierärztlichen Behandlung sich im Vergleich zu dem Werte des Hundes zu hoch stellen würden, sei es, daß der Tierarzt wegen der örtlichen Verhältnisse nicht schnell genug zugezogen werden kann. In solchen Notfällen suche man sich selbst zu helfen. Der Hundebesitzer unterrichte sich, soweit als möglich, aus einem guten Buche, deren es eine ganze Anzahl gibt. Keinesfalls behandle man seinen kranken Hund mit Geheimmitteln. Abgesehen davon, daß ein großer Teil der angepriesenen Mittel nicht die Wirkungen hat, die ihnen zugeschrieben werden, sie sind samt und sonders viel zu teuer und sogar vielfach geeignet, den Verlauf der Krankheit ungünstig zu beeinflussen. — Wenn ein Hund Störungen seines Befindens zeigt, so suche man sich zunächst über den Sitz und das Wesen der vorliegenden Erkrankung zu unterrichten. Zu diesem Zwecke ist das Tier peinlichst genau nach einem bestimmten Schema zu untersuchen. Anleitung hierzu bieten die entsprechenden Lehrbücher. Kann man hierüber keinen Aufschluß gewinnen, so sehe man unter allen Umständen von einer Behandlung des Tieres mit Arzneimitteln ab und bedenke, daß auch an sich nicht stark wirkende Medikamente auf den Organismus eines kranken Tieres außerordentlich ungünstige Wirkungen ausüben können. Man beachte ferner, daß eine sachgemäße, liebevolle Pflege der Patienten in den meisten Krankheitsfällen wichtiger ist als die Anwendung von Arzneimitteln. — Den Hundebesitzer interessieren am meisten 1) die Krankheiten, bei denen er die erste Hilfe zu leisten hat, 2) diejenigen, welche er möglichst schnell erkennen muß, um darnach entsprechende Maßnahmen zu treffen, 3) die unschwer erkennbaren und bei normalem Verlaufe leicht heilbaren Krankheiten. Vgl. die Artikel: *Augenkrankheiten, Bandwürmer, Blutohr, Darmkatarrh, Durchfall, Ekzem, englische Krankheit* (Rhachitis), *Gelenkrheumatismus, Geschwülste, Hundetyphus, Knochenbrüche, Magenkatarrh, Muskelrheumatismus, Ohrwurm* (innerer und äußerer), *Räude, Schwergeburten, Spulwürmer, Staupe, Tollwut, Triefaugen, Vergiftungen, Verstauchungen* und Verrenkungen, *Verstopfung, Wunden.*

Literatur: O. Hilfreich, Der kranke Hund, 2. Aufl.; A. Ströse, Unsere Hunde, 2 Bde., 2. Auflage.

Hundepanzer s. *Jacke.*

Hundestammbaum s. *Stammbaum.*

Hundestammbücher s. *Stammbücher.*

Hundetyphus (Stuttgarter Hundeseuche), eine ansteckende, bösartige Krankheit der Hunde, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben wurde und im Jahre 1898 in Stuttgart und Umgebung, dann auch in anderen Gegenden Deutschlands und des Auslandes geherrscht hat. Bei jungen Tieren gelangt die Krankheit selten zur Beobachtung, meist befällt sie ältere Hunde. Der unmittelbaren Ansteckung scheint bei dem Auftreten der Seuche nur eine untergeordnete Bedeutung zuzukommen. Der Krankheitserreger ist noch nicht bekannt. Erscheinungen: Fast stets beginnt die Krankheit mit heftigem Erbrechen. Die Freßlust ist aufgehoben, der Durst vermehrt. Große Mattigkeit, schwankender Gang, Teilnahmlosigkeit, schnelle Abmagerung, Schwinden der Kräfte, Schlafsucht. Aus dem Fange strömt ein widerlicher Geruch, die Maulschleimhaut ist trocken,

dunkelbraunrot, mit Geschwüren besetzt. Zu diesen Krankheitserscheinungen können sich noch zahlreiche andere gesellen, auch ist das Krankheitsbild in den einzelnen Seuchengängen nicht ganz gleichartig. In den meisten Fällen erfordert die Seuchenfeststellung eine umfassende tierärztliche Untersuchung des Patienten. Maßnahmen: Stets ist ein Tierarzt zu Rate zu ziehen. Die Patienten sind gegen zahlreiche Medikamente so empfindlich, daß unrichtig angewandte Arzneimittel den Krankheitsverlauf höchst ungünstig beeinflussen. Bis zum Eintreffen des Tierarztes macht man dem kranken Hunde einen Prießnitzschen Umschlag um den Bauch; gegen anhaltendes Erbrechen läßt man kleine Eisstückchen schlucken, oder man gibt teelöffelweise ungesüßten, russischen Tee ein. Auf keinen Fall gebe man Alkohol (Schnaps, Kognak, Wein u. dgl.).

Hundezwinger, abgeschlossener Aufenthaltsraum für die Jagdhunde mit Lagerstätten und Auslauf. Er soll so eingerichtet sein, daß die Hunde ein weiches, warmes, zugfreies Lager, genügend frische Luft und Sonne (möglichst Morgensonne), trockenen Fußboden, Schutz gegen direkte Sonnenstrahlen und kalte Winde und hinreichende Bewegungsfreiheit haben. Der größte Wert ist darauf zu legen, daß der Zwinger leicht und gründlich zu reinigen und zu desinfizieren (mit 2proz. Kreosolseifenwasser) ist. Für neu eingestellte oder von Ausstellungen gekommene Hunde, für kranke Tiere und trächtige, sowie säugende Hündinnen müssen besondere Räume zur Verfügung stehen. Die Wände etwaigen Mauerwerks seien möglichst frei von Fugen und Rissen. Die Umzäunung muß widerstandsfähig und so hoch sein, daß die Hunde nicht darüber hinweg können; sie wird am besten aus Drahtgeflecht hergestellt. Holzwerk streiche man mit Karbolineum. Der Fußboden ist aus festem Material (Asphalt, Beton) herzustellen, damit eine sorgfältige Reinigung erleichtert, den Insassen aber das Graben unmöglich gemacht wird. Je größer der Auslauf, um so besser. Die Hundehütten sollen zum Zerlegen eingerichtet sein, mindestens muß sich der Boden abnehmen lassen, um die Reinhaltung zu erleichtern. Im übrigen macht ein noch so geräumiger H. das tägliche Ausführen der Hunde nicht entbehrlich, dauernder Aufenthalt in ihm schädigt sowohl die jagdlichen Eigenschaften wie die Gesundheit der Tiere in hohem Maße.

Hund, leichter, ein Hatzhund, der das Schwein einholt und stellt, bis die schweren Hatzhunde herangekommen sind und es decken; Windhunde und dänische Doggen oder Blendlinge wurden früher als l. H. verwendet.

Hup Hup! ein beliebter, weil weithin schallender Jägerzuruf.

Hurbel s. *Wasserhuhn.*

Hussah-Hussah! Hu Sau! Hu Sau! übliche Zurufe, um die Hatzrüden auf die Sauen zu hetzen. In früheren Zeiten, wo die Jägerei die starken Schweine noch auf die Saufeder auflaufen ließ, reizte sie gleichfalls durch diese Zurufe Hu Su! Hu Su! den grimmen Keiler zum blinden, meist für ihn, manchmal auch für den Jäger verhängnisvollen Anlauf.

Hutmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Hütte s. *Hüttenjagd* und *Falkenfang 3.*

Hüttenjagd, Jagdart, bei welcher der Jäger aus der Hütte das Wild zu erlegen sucht. 1) Die H. auf Füchse und Wölfe geschieht aus der sog. *Luderhütte;* 2) die H. auf Raubvögel und Krähen mit Hilfe des Uhus aus der Uhu- oder Krähenhütte. Die Grundidee dieser H. ist, aus einem den Jäger gänzlich verdeckenden Orte die durch den Anblick ihres Erzfeindes angelockten Tagraubvögel und Krähen zu schießen. Die Beschaffenheit einer Uhuhütte, ob sie ein Hoch- oder Tiefbau, ein einfaches, verdecktes Erdloch oder eine mit Bequemlichkeiten ausgestattete Anlage ist, bleibt für den Zweck ganz gleich, wenn sie nur diesem entspricht. Nicht gleichgültig dagegen ist der Ort ihrer Anlage; die Hütte muß frei und möglichst auf einer Anhöhe liegen, damit Jäger und Uhu weite Umschau haben; besonders der letztere muß den vorüberstreichenden Vögeln möglichst leicht in die Augen fallen. Man wird deshalb eine Örtlichkeit für die Hütte aussuchen, welche erfahrungsmäßig den Raubvögeln, auf die es doch hauptsächlich abgesehen ist, zusagt; mithin werden die Nähe einer Wasserfläche, welche bekanntlich alles Raubzeug anlockt, sowie vom Winde bestrichene Bergabhänge stets gute Dienste tun. Wald und Bäume müssen aber mindestens so weit entfernt sein, daß die Raubvögel nicht von ihnen aus die Anlage mit dem Uhu mustern können, also tunlichst mehrere hundert Schritte davon abliegen. Wo der Boden trocken ist, empfiehlt sich die Anlage im Boden als die billigste, weil die Bekleidung der Wände den geringsten Aufwand erheischt und solcher Ort auch am wärmsten und am wenigsten zugig ist.

Zum Bau der Hütte selbst schachtet man eine Grube von 2 Schritt im Geviert senkrecht und etwa 1,75 m tief aus, rammt in den Ecken je einen starken Pfosten, wenn möglich von Eichenholz, ein und in der Seite, wo man die Tür anzubringen gedenkt, noch zwei Türpfosten und bekleidet die Wände mit sog. Schwartenbrettern, so daß das Erdreich nicht in die Hütte fallen kann. Auf diesen Bau legt man ein flaches Dach; soll dieses mit

dem Boden abschneiden, so muß die Hütte noch etwas tiefer ausgeschachtet sein; vorteilhafter aber ist es, wenn man sie etwa $^1/_3$ m über den gewachsenen Boden hinausbaut. Auch das Dach deckt man am besten mit übereinandergreifenden Schwarten ein, damit das Regenwasser abläuft. Die Tür muß der Seite gegenüberliegen, wo das Hauptschießloch sowie der Uhu angebracht werden sollen, was in den meisten Fällen auf der Nordseite geschehen wird, weil in der Richtung gegen Abend oder Morgen der Sonnenschein den Jäger blendet. Die Tür muß nach innen aufgehen und sich ebenso leicht wie geräuschlos in den Angeln drehen. Zu ihr führen einige einfache Stufen hinunter; von den beiden Pfosten aus senkt man zwei schräge Streben in den Erdboden, verbindet sie mit den Pfosten durch Schwarten, wodurch die Tür in eine Nische zu stehen kommt, und füllt den äußeren Winkel mit Erde aus. Somit ist der einfache Bau fertig, und es handelt sich nun um die Schießlöcher. Mehrere sind praktischer als nur ein einziges, weil sie mehr Umschau gestatten; doch dürfen sie nicht symmetrisch einander gegenüberliegen, sonst würde der dadurch sichtbar werdende Schatten des Jägers den scharf äugenden Raubvögeln dessen Anwesenheit verraten. Um das letztere möglichst zu vermeiden, streiche man die Innenwände dunkel. Das Hauptschießloch steht dem Uhu zugewandt, es ist länglich vorteilhafter als quadratisch, weil man dem streichenden Raubvogel besser nachziehen kann und ein quadratisches, bei nicht größerem Schießraum, den Jäger mehr bloßstellt. Auch ist es bei stärkerer Bretterwand gut, das Loch schießschartenartig anzubringen, d. h. die äußeren Seiten etwas weiter als die inneren zu machen, um einen besseren Ausblick zu erhalten. Zur Gewinnung eines guten Schußfeldes ist es vorteilhaft, diese Giebelseite etwas schräg nach außen zu bauen und das Dach an dieser Seite nicht vorspringen zu lassen. Auch an den Seitenwänden sowie an der Tür werden Luken angebracht und sie alle durch passende, in Gelenken hängende Klappen geschlossen, die sich besser bewähren als die dem Einquellen sehr ausgesetzten Schieber, deren plötzliche Unbeweglichkeit den Jäger zur Verzweiflung bringen kann. Man öffnet beim Jagdbetrieb so viele Luken, wie man nötig zu haben glaubt; doch, wie schon erwähnt, vermeidet man es, zwischen zwei offenen Luken zu sitzen, des verräterischen Schattens wegen. Es ist vorteilhaft, die Luken inwendig mit kleinen Zweigen zu behängen, weil diese den Einblick in die Hütte sehr erschweren, den Ausblick des Jägers aber gar nicht. Die innere Einrichtung erfordert einige lange Nägel in der Wand, zum Aufhängen von Rucksack, Jagdtasche u. dgl.; ein kleines, in einer Ecke anzubringendes Tischchen, eine Bank längs einer Wand, besonders aber einen leichten Schemel ohne Lehne, auf dem man mitten in der Hütte sitzt, das schußfertige Gewehr auf den Knien, und den Uhu beobachtet. Ist die Hütte fertig, so läßt man in passender Flintenschußentfernung, also nicht über 40 Schritte weit, 1 bis 2 Fallbäume eingraben, d. h. trockene Stämme in der Rinde mit einigen, möglichst wagerecht stehenden Ästen, die mit ihren Spitzen nach der Hauptschießluke hinweisen, um von den etwa dicht aneinandersitzenden Krähen mehrere auf einen Schuß erlegen zu können. Sollten lebende Bäume gerade günstig stehen, so kann man sie benutzen, doch dürfen sie nicht viele Äste haben; im übrigen haken die Raubvögel (namentlich Bussarde) auf den eingegrabenen Bäumen gern auf; nur die Rohr- und Wiesenweihe haken nicht an, für sie sind kleine Erdhaufen, Steine sehr praktisch. Es ist gut, wenn schon im Sommer die ganze Anlage gemacht wurde, sie also zur Zeit des Raubvogelzugs den Anstrich des Neuen verloren hat.

Das Aufstellen des Uhus ist wichtiger, als man glaubt. Manche Jäger stellen ihn auf die Hütte, auf eine Scheibe, deren Stiel in das Innere führt, um ihn durch Rütteln an derselben zu reizen, d. h. zum Bewegen der Flügel zu nötigen. Dies mag früher wohl üblich gewesen sein, wenigstens stellen die meisten alten Abbildungen von Krähenhütten den Uhu auf diesen dar; indessen ist es praktischer, den Uhu auf eine besondere Vorrichtung in der Richtung nach den Fallbäumen hin aufzustellen, damit ihn der Jäger stets im Auge behalten und an seinem Zeichnen auf die Annäherung von Raubvögeln schließen kann. Gerade dieses Beobachten bietet einen besonderen Reiz, erspart eigenes Umherspähen, und man ist sicher, daß dem Uhu nichts geschehen kann, ohne daß es bemerkt wird. Die praktischste Stellung bleibt der Reizpfahl oder die sog. Jule, d. h. ein etwa 1,5 m hoher, ausgebohrter Pfahl, den man etwa 20 Schritt von der Hütte dem Hauptschießloch gegenüber eingräbt, und in dessen etwa 8 cm tiefes Bohrloch die Krücke gesteckt wird, auf welcher der Uhu stehen soll, und die vorteilhaft mit rauhem Fell beschlagen wird, um den Uhu sicherer fußen zu lassen; bloßes Holz wird nämlich nach und nach so glatt, daß er fortwährend abrutscht. Die Entfernung des Uhus von der Hütte hat auch den Vorteil, daß die Raubvögel dadurch von deren Musterung mehr abgelenkt werden. An einem Fang des Uhus wird eine mit einem Ring versehene sämischgare Lederschleife befestigt, an dem Ring die Leine, welche durch die an der

Krücke und dem Pfahl angebrachten Ringe gezogen und dicht auf dem Erdboden in die Hütte geleitet wird. Durch Anziehen der Leine wird der Uhu veranlaßt, sich auf der Krücke durch Flügelschlag im Gleichgewicht zu halten; man nennt dies reizen. Den Uhu noch außerdem an die Krücke zu schnüren, ist somit gänzlich überflüssig; die lose Leine gestattet ihm freiere Bewegung, und je mehr er diesen Umstand benutzt, desto mehr wird er die Aufmerksamkeit vorüberstreichender Raubvögel auf sich ziehen. Die in den ausgebohrten Pfahl gesteckte Krücke wird nach gemachtem Gebrauch in der Hütte aufbewahrt. v. Krieger, ein sehr erfahrener Hüttenjäger, benutzte folgende Vorrichtung: Der Reizpfahl, welcher 25 bis 30 Schritt von dem Schießloch entfernt, womöglich auf einem höheren Punkte aufgestellt werden muß, als die Hütte selbst gelegen ist, kann aus einem abgelegten Brunnenrohr oder aus 4 etwa 10 cm breiten und 1,6 m langen, im Viereck aneinander genagelten Brettern bestehen. Von oben wird in etwa 80 cm Entfernung ein 3 cm breites und etwa 8 cm langes Loch gestemmt, in dem eine gut passende Holzrolle auf einem gedrehten Holzstöckel läuft; am unteren Ende der Röhre oder Bretterhülse wird eine sog. Knake von außen angenagelt, worin eine gleichgroße Rolle wie oben sich bewegt. In das untere Ende der Röhre oder Bretterhülse wird ein kurzer, vierkantiger Zapfen eingetrieben, der in ein gleichgroßes Loch am Standorte des Reizpfahls paßt. Diese Befestigungsart im Boden hat den Vorteil, daß der Pfahl nach Gebrauch herausgenommen und in der Hütte verwahrt werden kann. Man kann auch eine in Eisen gefaßte Rolle mittels einer eisernen Schraube unten in den Pfahl einbohren, die man jedoch nach jedesmaligem Gebrauch wieder abnehmen muß, damit sie nicht gänzlich einrostet. In die Bohrung dieser Röhre wird eine etwa 3 bis 4 cm starke, fichtene, ganz glatte Stange mit gehörigem Spielraum eingepaßt, auf deren oben aufsitzendem, rundem Teller von schwachem Brett ein Kreuz in der Form eines T sich befindet. Eine sehr dünne Hanfleine geht nun vom oberen Ende dieser fichtenen Stange im Inneren des Zylinders nach aufwärts, über die obere Rolle an der äußeren Röhre hinab, unter der untersten Rolle durch und verbindet sich, einige Fuß vom Pfahl entfernt, vermittelst einer zu machenden Schleife mit der aus der unterhalb des Schießlochs befindlichen kleinen Öffnung herausgeleiteten, einen Gänsekiel starken, längeren Hanfleine. Wenn man jetzt von dem Inneren der Hütte diese Leine anzieht, so wird sich die schwache Stange mit ihrem Teller aus dem Zylinder erheben und wieder zurückfallen, wodurch der Uhu in Bewegung gesetzt und gezwungen wird, mit den Flügeln zu flattern, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. An dem Kreuze dieses Tellers befestigt man mittels einer Schnalle die Fessel, welche aus einem gut gearbeiteten, leicht drehbaren, eisernen Wirbel besteht, an dessen beiden ringartigen Enden sich sehr fest und dauerhaft genähte, etwa 8 cm lange Lederriemen mit Schnallen befinden. In den oberen Teil dieser Schnallen ist nochmals je ein Lederriemen fest eingenäht, von denen der eine recht weich und etwa 20 cm lang sein muß, da er dem Uhu um den rechten Fang eingeschnallt wird; der andere — etwa 30 cm lang — wird dagegen um den Hals des Sitztellers oder an die Krücke festgeschnallt.

Profil der Reizvorrichtung.

Sind diese Vorrichtungen alle getroffen, so fehlt freilich noch die Hauptsache, der Uhu selbst. Es ist bekannt, daß man lebende und ausgestopfte Uhus anwendet. Daß der erstere wirksamer und interessanter ist als ein Balg, wird niemand bestreiten, wenngleich auch dieser recht wohl brauchbar ist, wie wir später sehen werden. Mit alt eingefangenen Uhus ist nicht zu spaßen, da sie meist bösartig, daher gefährlich sind; junge dagegen werden recht zahm und bleiben leicht zu behandeln, insbesondere, wenn man sie vertraut macht, ihnen zuweilen mit der flachen Hand eine Maus oder dergleichen reicht. Wo über ihre Tücke und Widersetzlichkeit geklagt wird, da hat wohl immer die verkehrte, rohe Behandlung seitens des Wärters die Schuld. Werden solche armen Geschöpfe geneckt und gezaust, um ihre Gebärden und Grimassen belachen zu können, wohl gar mißhandelt, so reizt man sie selbstverständlich zur Gegenwehr, und bekommt solcher Wärter gelegentlich einen derben Schmiß ab, so hat er sich wahrlich nicht zu beklagen. Der Uhu muß einen geräumigen, so eingerichteten Käfig haben, daß er sich ins Dunkle verkriechen, aber auch sonnen und besonders auch tüchtig durchregnen lassen kann, was der Gesundheit aller in unserem Klima lebenden Vögel unbedingt zuträglich ist; auch Bade- und Trinkwasser darf nicht fehlen, damit das Ungeziefer nicht überhand nimmt. Man nehme hierzu jedoch

niemals hartes, sondern stets weiches Fluß- oder Regenwasser. Der Käfig muß so groß sein, daß der Uhu seine Flügel recken kann, ohne sie zu bestoßen. Den Uhu oder einen anderen Raubvogel stets ohne Dach frei anzuketten, ist geradezu grausam, die Berufung auf den in der Freiheit lebenden hinfällig, denn dieser gleicht durch Bewegung die Unbilden des Wetters aus und hat ganz andere Blutwärme als der arme Gefangene. Die Sitzstange darf nicht zu dünn, sondern muß den starken Fängen des Uhus entsprechend etwa 7 cm dick sein, soll auch nicht glatt gehobelt werden, sondern mit rauher Rinde versehen und so lang sein, daß der Uhu auf ihr seinen Platz beliebig wechseln kann. Den Boden des Käfigs bestreue man öfters mit frischem, trockenem Sand, Torf und dergleichen. Der Uhu braucht keineswegs täglich gefüttert zu werden, ihn aber Mangel leiden zu lassen in Berufung auf die Redensart, er könne wochenlang hungern, ist hartherzig und meist nichts weiter als eine Bemäntelung der Trägheit des Wärters. Stinkendes, faulendes Fleisch soll man ihm nicht reichen, da keine Eule in der Freiheit aufs Aas fällt, d. h. solches kröpft. Das Geschmeiß und Gewölle oder gar von Maden durchwühltes Luder im Käfig umherliegen zu lassen, ist ein Geschmack, um den wir den betreffenden Jagdfreund nicht beneiden. Es empfiehlt sich, dem Uhu öfter Tiere mit Haaren bzw. Federn vorzuwerfen, damit er diese mit kröpft und genötigt ist, Gewölle auszuwerfen; man reiche ihm täglich eine Krähe, Elster, einen Holzschreier oder ein paar Sperlinge, und wöchentlich ein Eichhörnchen, einige Mäuse oder ein Kaninchen. Bei den größeren Vögeln entferne man vorher die Flügel und Krallen. Salziges, gepökeltes oder geräuchertes Fleisch ist ihm wahres Gift. Bei entsprechender, einigermaßen sorgsamer Pflege kann man den Uhu lange gesund erhalten, während er andernfalls bald eingeht.— Will man den Uhu zum Gebrauch herausholen, so ziehe man auf die rechte Hand einen derben Wildlederhandschuh und greife fest und sicher, aber nicht hart, beide Fänge; unsicheres Zulangen und Tasten ängstigt den Vogel unnütz und treibt ihn zur Gegenwehr. Der Jäger trägt ihn sodann im linken Arm nach der Hütte, was unter Umständen freilich ermüdend ist, weshalb ein Kistchen den Vorzug verdient, dessen Seiten außer dem Fußboden mit Leinwand beschlagen sind, und das sich an einer Handhabe bequem trägt. Ist der Käfig groß genug, so kann man auch dem Vogel — namentlich dem bösartigen — einen Korb überstülpen und ihn in diesem auf dem Rücken wie einen Rucksack zur Hütte tragen. Solche Uhus müssen dann stets einen kleinen Riemen mit Ring an jedem Fang tragen. Die Ringe werden wieder mit einem etwa 10 cm langen Kettchen verbunden. An der Hütte angekommen, befestige man so schnell wie möglich den Uhu auf seinem Standort und begebe sich in die Hütte, lasse sich überhaupt so wenig wie möglich draußen sehen, weil man sich sonst manchen Raubvogel, der in der Nähe die Vorgänge beobachtet, verscheucht.

Zuerst kommen in der Regel die Krähen angestrichen, haken auf den Krakeln an und erheben ein ohrzerreißendes Zetern; hat man es auf sie abgesehen, so schieße man auf dicht aneinander sitzende, hat man es aber zur Zugzeit besonders auf Raubvögel abgesehen, so verscheuche man sie, indem man sich zeigt; selbst auf ein demonstratives Herausstecken der Flintenrohre wird man sie schleunigst die Flucht antreten sehen; denn solange die Krähenscharen ihr Wesen treiben, kommt nur selten ein Raubvogel, aus Furcht vor den Neckereien dieses dreisten Gesindels, heran. Ein Uhu, der das Geschäft kennt, verrät durch seine verschiedenen, freilich oft individuellen Gebärden die Art bzw. Gefährlichkeit heranstreichender Vögel. Die Krähen beachtet er nur wenig, ebenso setzt er sich vor Bussarden und Milanen kaum in die richtige Positur, wenngleich er auch sie durch Aufblasen des Gefieders markiert; schlägt er aber Rad, knappt er zornig oder ängstlich mit dem Schnabel, drückt er sich nieder und hebt er die Fänge, wie um zu schlagen, so darf man annehmen, daß ein gefährlicher Kämpe, ein Habicht oder gar Adler, im Anzug ist. Junge Uhus sind viel ängstlicher als alte, zeichnen daher viel eifriger, alarmieren aber auch den Schützen oft unnütz.

Wer die Hüttenjagd nur gelegentlich betreiben kann und weder den Raum für den lebenden Uhu zur Verfügung hat, noch dessen Wartung besorgen, auch wohl nur umständlich den Fraß beschaffen kann, der greife getrost zum ausgestopften Uhu, der ihm auch manche vergnügte Stunde bereiten kann. Freilich stoßen weder Krähen noch Raubvögel so anhaltend auf einen Balg wie auf den lebenden Vogel, auch scheinen besonders junge Raubvögel zu stoßen, die alten den Betrug vielleicht eher zu bemerken, aber — sie stoßen, und man hat die unter Umständen sehr lästige Verpflegung des Uhus, die übelriechende Umgebung seines Käfigs, den Verdruß mit dem Nachbar nicht auf sich zu nehmen, läßt den ausgestopften entweder in einer Kiste verwahrt in der gut verschließbaren Hütte bis zum nächsten Gebrauch, oder nimmt ihn mit nach Hause und stellt ihn auf den Gewehrschrank. Unsere Erfahrungen haben festgestellt, daß die dem Balg zu gebende Stellung von großer Bedeutung ist. Der

Balg, am besten in sitzender Stellung, muß mit abwärts gerichtetem Kopf hergestellt werden, damit die großen, gläsernen Augen nicht zu sehen sind. Ob die mit mechanischer Flügelbewegung versehenen Bälge praktisch sind, vermögen wir nicht anzugeben; dagegen ist zu empfehlen, den Balg auf einem drehbaren Ast aufzustellen; die Drehung wird durch Anziehen der einen der zwei Leinen bewirkt, welche in den an den beiden Enden des Astes befindlichen Ösen befestigt sind und nach der Hütte führen. Man kann nicht nur auf diese Weise den Balg in Bewegung halten und die Aufmerksamkeit der Vögel verschärfen, sondern den Balg auch immer gegen den Wind gerichtet halten, was zu seiner Erhaltung notwendig ist. Ein kleiner Regenschauer schadet zwar so viel nicht, vor gründlicher Durchnässung muß der Balg aber bewahrt bleiben, da er sonst gänzlich verdirbt. Ein lebender Uhu kann mit Transportkosten usw. je nach Verhältnissen immerhin auf 40 bis 60 Mk. zu stehen kommen, ein ausgestopfter etwa auf 20 Mk., für welchen Betrag man schon ein gutes Exemplar haben kann. — (Man kann zur Hüttenjagd auch einen Affen oder eine Katze verwenden, um die Raubvögel und Krähen aus Neugierde zeitweise heranzulocken.)

Eine Hauptrolle bei der Hüttenjagd spielt das Wetter. Etwas windige, nicht warme Herbsttage pflegen die besten Jagdtage zu sein, sehr warme, stille dagegen laden die Vögel mehr zur Ruhe ein; heftig stürmische haben gleich wenig Erfolg.

Von den Krähen stoßen Nebel- und Rabenkrähen heftig, die Saatkrähen gar nicht, der Kolkrabe greift den Uhu ohne weiteres an und hakt auch meist auf. Auch die schädlichen Eichelhäher erscheinen vor der Hütte. Der Mäusebussard zieht mit Geschrei heran, umschwärmt den Uhu und hakt meistens bald auf, hält sich aber nicht lange auf und kehrt auch nicht wieder zurück; der Rauhfußbussard stößt unter allen Raubvögeln am heftigsten, kehrt sogar nach einem Fehlschuß nicht selten zurück und hakt ebenfalls auf. Der Steppenbussard stößt auch sehr heftig auf den Uhu und ist in seinen Bewegungen fast so ungestüm und schnell wie der Wanderfalke; er ist daher sehr schwer zu schießen. Der Hühnerhabicht greift den Uhu wütend an und sucht ihn am Kopf zu schlagen, wobei er oft so dicht an ihm rüttelt, daß man nicht schießen kann; er hakt auch auf kurze Zeit auf, aber unstet, daher die erste Gelegenheit, auf ihn zu schießen, nicht unbenutzt vorübergehen darf. Der Sperber ist dagegen sehr vorsichtig, meist kommt nur das stärkere Weibchen. Der rote und schwarzbraune Milan stoßen auch heftig auf den Uhu und lassen sich durch Reizen herbeilocken, setzen aber die größte Vorsicht am Schießloch voraus, da sie trotz ihrer Angriffe auf den verhaßten Gegenstand die Hütte und besonders das Schießloch stets im Auge behalten. Die Weihen sind sehr vorsichtig, vertragen auch das Reizen nicht, haken nie auf Bäumen auf, blocken dagegen gern auf Erdhügeln, Steinen, wo sie dann leicht geschossen werden können. Der Wanderfalke stößt sehr heftig, hakt kurz an, umkreist den Uhu einige Male und wird am besten beim Aufhaken geschossen. Auch der Baumfalke stößt sehr heftig; ebenso der Merlin; der Turmfalke ist leider sehr leicht zu schießen, ist aber durchaus zu schonen (Deutsch. Vogelschutzgesetz). Der Steinadler endlich kesselt über dem Uhu und schießt mit angelegten Flügeln herab, wobei der Uhu ernstlich gefährdet ist, sofern man ihn an beiden Fängen fesselte; kann er jedoch von der Krücke herunter, so wirft er sich auf den Rücken und hält mitunter den angreifenden Adler mit seinen scharfen, starken Krallen fest. Der Zwergadler stößt sehr heftig und anhaltend auf den Uhu. Der Seeadler stößt außerordentlich schnell herab, hakt aber wie der Fischadler, der sehr gern, auch aufs Reizen, stößt, niemals auf. Auch wilde Uhus sind, angelockt durch den Ruf des zahmen, aus der Hütte erlegt worden.

Öfteres Besuchen der Uhuhütte ist zwar für den Wildschutz notwendig, doch ist es nicht ratsam, mehr als zweimal wöchentlich ein und dieselbe Hütte zu benutzen, mit Ausnahme der Zeit, wo die Raubvögel sehr zahlreich ziehen, mithin täglich fremde Gäste ankommen. Andernfalls gewöhnen sich die Vögel an den Uhu und kümmern sich nicht mehr um ihn, wie ja auch da, wo er häufiger vorkommt und infolge anderweitigen Fraßes sich wenig an Vögeln vergreift, z. B. in den Wäldern der Donau, diese ihm so wenig nachstellen, daß von einer Hüttenjagd kaum die Rede sein könnte. Man kann auch mit dem Uhu Erfolge erzielen, indem man mit ihm umhergeht oder -fährt und ihn, wo Raubvögel im Anzug sind, schnell auf den Boden setzt, mit dem Anker eines an seinem Fange befestigten Kettchens versichert, sich selbst aber tunlichst verbirgt, wobei mancher Schuß anzubringen ist. Auch gibt es transportable Hütten; sie bestehen aus einem leichten, schnell aufzurichtenden Holzgestell, über das irgend waldähnlich bemalte Segelleinwand ausgebreitet wird, in die man 1 bis 2 Schießlöcher einschneidet. Auch ein kreuzweise übereinandergelegtes Gestell, das durch einen Zapfen oben verbunden und mit starkem, dunklem Netz überzogen wird, wird empfohlen. Es ist sehr leicht, kann schnell aufgebaut und mit Zweigen, Gras, Heidekraut usw. verblendet werden und hat infolge der vielen Maschen überall Schießlöcher.

Der Uhu wird hier, so gut es die Örtlichkeit gestattet, aufgestellt. Auch auf Rädern fahrbare Hütten werden gelegentlich gebraucht, sie gleichen den Schlafkarren der Schäfer und haben allerdings den Vorteil leichter Beweglichkeit. Ferner können die bekannten runden Flechtkörbe für Ansitz sowie die kleinen Jagdschirme aus Segeltuch Verwendung finden.

Die Hüttenjagd ist eine sowohl für den Jäger als für den Naturfreund anregende, sehr interessante Beschäftigung, wogegen er aber zweierlei Dinge einsetzen muß, die nicht jeder hat, Zeit und Geduld; es ist nämlich bei weitem nicht jeder Jagdtag auch Fangtag, und es ist manchmal, als hätte sich alles gefiederte Raubzeug verabredet, den in der moderigen und zugigen Hütte sitzenden und harrenden Weidmann zu narren. Wer mit Rheumatismus behaftet ist oder Beanlagung dazu fühlt, der bleibe von der Hüttenjagd fern, welche ihm diese gewöhnliche Jägerkrankheit sicher in die Glieder jagt. Zwar kann man die üble Laune des Herbstes durch Aufstellen eines kleinen, eisernen Ofens bekämpfen, indessen ist die rechte Temperatur auch dann schwer herzustellen, und man hat meist die Wahl zwischen Schmoren und Frieren. Tritt man aus dem heißen Raum plötzlich in die Kälte hinaus, so tut es auch nicht gut. Ein guter Fußsack und Belegen des Fußbodens mit alten Teppichstücken sind das Probateste.

Literatur: O. v. Riesenthal, Weidwerk und Kennzeichen der Raubvögel; Hüttenvogel, Die Hüttenjagd mit dem Uhu, 2. Aufl.

J.

Ibis s. *Sichler*.

Illing, örtliche Bezeichnung des Iltis.

Iltis (Foetorius), Raubtiergattung aus der Familie der Marder; von den eigentlichen Mardern der Gattung Mustela vor allem unterschieden durch das Fehlen je eines Lückenzahnpaares im Ober- und Unterkiefer, so daß also die Gesamtzahl der Zähne bei den Iltissen 34 beträgt, gegen 38 bei den echten Mardern. Weitere Unterschiede liegen in den bei den J. niedrigeren und minder kräftigen Läufen, in der kürzeren, weniger lang behaarten Rute und der durchweg geringeren Körpergröße.

1) Gemeiner J. (Foetorius putorius Keys. et Blas., Mustela putorius L.; Ratz, Ilk, Illing, Stänker, Stinkmarder, Stinkwiesel).

Beschreibung.

Ganze Länge 45 bis 60, Rute 12 bis 16, Schädellänge 6 bis 7 cm. Gebiß 34 Zähne, 4 weniger als bei den Mardern. Die dunklen Seher in dem kurzen, zugespitzten, hinten breiten Kopfe stehen den Gehören näher als der Nasenspitze; Nasenrücken stark gebogen; Gehöre schwach abgerundet; die kurze Rute erreicht etwa nur die Hälfte der ausgestreckten Hinterläufe, während sie beim Steinmarder bis an die Zehenspitzen reicht. Auf den Vorderläufen 10, auf den Hinterläufen 9 nackte Sohlenballen. Zwischen den Zehen schmale Bindehäute. Der Schädel zeigt im Profil eine stark abfallende Nasenpartie. Kämme und Leisten sind mäßig entwickelt. Die spitzen Eckzähne sind verhältnismäßig lang und schlank. Im Balg des J. zeichnen sich die Grannen durch ihre Länge aus, besonders in der hinteren Körperhälfte. Die Grundwolle ist von gelber, bald lebhafterer, bald blasserer Farbe, an Brust, Bauch und Läufen schwarzbraun; an den Rumpfseiten scheint sie durch die hier dünner stehenden Grannen durch, so daß der Balg des J. eine eigenartige, buntscheckige Färbung erhält, die durch die weißen Lippen, Kinn, Kopfseiten, Ränder der Gehöre noch mehr hervortritt. Im Gesamtton und in der Zeichnung kommen allerlei Abweichungen vor, sonstige Farbenvarietäten (albinotische, melanistische usw.) sind sehr selten. Junge Iltisse sind minder bunt gefärbt, da sowohl die Grundwolle dunkler ist als auch die hellen Abzeichen sich noch weniger zeigen. Der ganze Körper des J. ist sehr gestreckt und fast gleichmäßig dick, wodurch er bei der Kürze der Läufe in den Stand gesetzt wird, sich durch sehr enge Öffnungen, sofern sie nur den Kopf durchlassen, hindurchzuzwängen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Mit Ausschluß des hohen Nordens und des Südens Europas kommt der J. in unserem Erdteil überall und meist nicht selten vor, auch in Asien unter denselben klimatischen Verhältnissen. Er haust mehr an Waldrändern oder in ganz baumlosen Gegenden als in großen Wäldern, liebt die Nähe menschlicher Ansiedelungen, wie der Steinmarder, und steckt über Winter gern in Heuställen, Scheunen, Böden und an anderen geschützten Örtlichkeiten. Im Freien lebt er in selbstgegrabenen, kleinen Bauen oder in von Füchsen oder Kaninchen verlassenen, wobei ihm feuchte oder trockene Lage ganz gleichgültig ist. Gern hält er sich in der Nähe von Gewässern auf, an deren Rändern man seine Spur und Losung oft findet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Er ähnelt in beiden Hinsichten den Mardern, denn er raubt und frißt, was er eben bewältigen kann, nur nicht in dem blinden Taumel, wie es diese tun, sondern er schleppt seinen Raub fort, um ihn zu verzehren, und erscheint dann wieder. Groß ist die Zahl seiner Beutetiere. Mit großer Vorliebe stellt er den Fröschen nach, von denen er sich sogar Vorräte ansammelt; ebenso fängt er an Gewässern Fische und Krebse, Schnecken, Wasserratten. Vögel und deren Eier raubt er, wo er sie bekommen kann, schleppt sogar Hühner- und Enteneier fort. Er zehntet die schlecht verwahrten Geflügelställe des Landmannes, wie er auch jagdlich an Rebhühnern, Fasanen usw. Schaden anrichtet. Sogar an Kaninchen und ausgewachsene Hasen wagt er sich. Anderseits bringt er etwas Nutzen durch Vertilgen von Ratten, Mäusen und Hamstern, denen er bis in ihre Baue folgt. Eidechsen und Schlangen frißt er ebenfalls, sogar die Kreuzotter überwältigt er, ohne durch ihre Bisse zu leiden, und endlich verschmäht er auch nicht den Honig sowie süße Früchte. Der J. ist nur zur Nachtzeit tätig. Die Ranzzeit, bei der es recht lebhaft auf Böden, Dächern usw. zuzugehen pflegt, fällt in den zeitigen Frühling. Die Fähe bringt im April oder Mai 3 bis 7 Junge, welche etwa 14 Tage blind sind und von der Mutter, wie bei allem Raubzeug, mit größter Sorgfalt gehütet und aufgezogen werden. Unter den Jungen pflegen die Rüden an Zahl zu überwiegen. Der Rüde kümmert sich nicht um seine Nachkommenschaft, sondern geht während dieser Zeit seinen eigenen Weg.

Die Lebenszähigkeit des J. ist ganz unglaublich, und trotz seiner Kleinheit ist er, in die Enge getrieben, ein tapferer Kämpfer, der selbst den Vorstehhund, wenn dieser nicht gleich scharf anpackt, mit empfindlichen Schlägen in die Nase abwehrt. Im Zorne stößt er ein kreischendes Kickern aus; auch entleert er in der Aufregung seine in der Gegend des Weiblochs befindlichen Stinkdrüsen, die ein außerordentlich widerwärtig riechendes Sekret absondern.

2) Gefleckter J. (Tigeriltis; Foetorius sarmaticus Keys. et Blas.). Diese auf das südöstliche Europa und das angrenzende Asien beschränkte, für uns in keiner Weise in Betracht kommende Art sei hier nur kurz erwähnt. Am auffallendsten bei ihr ist die eigentümliche Zeichnung, die in zahlreichen, unregelmäßig über den braunen Körper verteilten, weißgelblichen Flecken besteht.

3) Frettchen (Foetorius furo L.). Es unterscheidet sich vom J. so wenig, daß eine Artverschiedenheit kaum festzuhalten ist und man es als einen Albino der Stammart ansehen kann, wofür die hellroten Seher und die weißgelbliche Färbung sprechen. Es ist (nach Strabo) aus Afrika zuerst nach Spanien verpflanzt worden, um den zur Landplage gewordenen Kaninchen Schranken zu setzen. Mit dem gemeinen J. ranzt es fruchtbar und kommt in Europa nirgends wild vor, wird vielmehr nur als Käfigtier zur Kaninchenjagd gehalten und gezüchtet, da es die zum Haustier erforderlichen Eigenschaften wegen seiner Schläfrigkeit und geistigen Leere nicht hat. Von seinen Sinnen ist nur der Geruch scharf, daher die kleine, fleischfarbige Nase in steter Bewegung. Es hält sich meist mit gekrümmtem Rücken, vermag aber die engsten Kaninchenröhren zu durchkriechen, woraus sich sein Wert im Kampfe gegen diese schädlichen Nager ergibt. Fortwährend verschlafen, vermag es außer dem seine Dienste in Anspruch nehmenden Jäger selbst den ausgesprochensten Naturfreund nicht zu fesseln, und selbst sein Pfleger mag sich vor seinen Bissen hüten. Jährlich, häufig zweimal ranzend, bringt es je 5 bis 9, etwa 14 Tage lang blinde Junge, die es gelegentlich auffrißt. Sie müssen nach 4 Wochen entwöhnt und mit Milch und Semmel aufgefüttert werden, weil sie bei Fleischnahrung bis zur Unbrauchbarkeit tückisch und bissig werden. Ab und zu gibt man ihnen gekochtes und nur, wenn sie in ihrer Entwickelung sehr zurückbleiben, rohes Fleisch. Seine Verwendung bei der Kaninchenjagd ist unter *Kaninchen*, Jagd, beschrieben.

Literatur: Ewald Franke, Das Frettchen. Seine Zucht, Pflege und Dressur zur Jagd auf Kaninchen.

Außer den drei genannten Arten gehören zur Gattung Foetorius noch *Nörz* und *Wiesel*, die in eigenen Artikeln behandelt sind.

Jagd, Fang.

Wenn der J., der sich während des Tages in Gebäuden, Scheunen, Ställen und in Wäldern unter den Wurzeln von Erlenstubben usw., in alten Dachs-, Fuchs- und Kaninchenbauen oder in selbstgegrabenen, engen Röhren aufhält, auch viele Mäuse fängt, so ist er doch durch Würgen von Hühnern, Kaninchen, Junghasen, Vögeln usw. sehr schädlich. Bei der Iltisspur drücken sich die Klauen (Nägel) ab. Der J. hinterläßt meistens die paarige Sprungspur, den linken Lauf vorgesetzt, es kommt aber häufig die Dreitrittstellung vor. Von der Marderspur unterscheidet sich die Iltisspur durch viel geringere Stärke und durch die Kürze der Sprünge. Der J. folgt mehr den Bachläufen, Gräben usw. und sucht Elsbrücher ab, während der Marder Fichtenhorste usw. mit Vorliebe durchsucht. Man kreist den J. bei frischem Schnee ein und versucht ihn durch Klopfen, am sichersten durch Graben bzw. Ausroden wertloser Stubben freizulegen. Beim Graben verkriecht sich der J. in der Regel im äußersten Winkel seines

Fluchtspur des Iltis in Sandboden. ($^1/_{10}$ nat. Gr.)

Baues, wo ihn Hühnerhund oder Teckel finden und abwürgen. Im Winter sucht man bei Schnee und Mondschein mit einem auf Raubzeug scharfen Hunde solche Orte ab, wo J. viel umherpassieren. Der Hund holt den J. bald ein oder treibt ihn in ein Versteck, wo er ihn verbellt. Dort versucht man den J. durch Graben usw. zu bekommen. In Gebäuden fängt man ihn mit denselben Fanggeräten wie den Steinmarder. Als Köder, den man über das Eisen hängt, als Abzugsbrocken anbindet oder um das Eisen legt, kann man Fische, Mäuse, Vögel oder Gescheide verwenden. Das Eisen 11b kann je nach Verhältnissen frei oder in der Fangkiste liegen. Das für den J. verhältnismäßig große Eisen Nr. 11b hat einen so großen Teller, daß der J. diesen selten umgehen kann und die hohen Bügel ihn oft über Brust und Bauch fassen, wodurch er nach dem Fange sofort verendet, während er sich bei den kleinen Tellereisen meistens am Laufe fängt. Die Fangweise des J. in Gebäuden, an Durchschlupflöchern, an Mauern usw. ist dieselbe wie beim Fang des Steinmarders. In Gebäuden eignet sich besonders die in Holz verkleidete und mit einem Ei beköderte Marderfalle zum Fange des J. Im Walde fängt man den J., indem man ein mit Kette befestigtes Tellereisen vor die Einfahrt zu seinem Bau oder Aufenthalt legt, ohne es zu beködern. Ist der Bau in grabbarem Boden, so erweitert man die Einfahrt oben und unten so weit, daß man das Eisen in den Bau in trockenen Sand, der dort nicht naß wird, betten kann; man belegt den Bau vorn mit Fichtenzweigen, Laub usw., so daß auch kein Frost eindringt. Wenn der Eingang zum Bau unter einem Erlenstubben so geräumig ist, daß der gefangene J. mit dem Eisen unter die Wurzeln kriechen kann, so daß man Eisen und J. schwer herausbekommt, so muß man die Kette so kurz befestigen, daß dem gefangenen J. das Unterkriechen nicht möglich ist. Man kann den J. im Walde, an Heuhaufen außerhalb der Gehöfte oder auf Wiesen, die er auch gern zum Aufenthalt wählt, öfter fangen, wenn man ihn so kirrt, daß er einen Köder (Vogel, Frosch, Maus usw.), der 25 bis 30 cm über dem späteren Lager für das Eisen an einen Zweig usw. hängt, regelmäßig abholt. Dann legt man das Tellereisen unter den Köder in Sand und verblendet mit dem Material der umliegenden Bodendecke. In der im Walde, an bewachsenen Bachufern usw. eingegrabenen Fangkiste fängt sich der J., der, wie man bei Schnee spüren kann, alle Löcher revidiert und ebenso wie der Marder durch frische und alte Holzstöße, Strauchhaufen usw. kriecht, um schlafende Vögel und Mäuse zu fangen, im Tellereisen sehr leicht. Da der J. am Schlagbaum, der zum Fange des Marders gebaut ist, nicht aufsteigen kann, so nimmt er doch gern, wenn er Hunger hat, das nach Erneuerung des Köders unter den Schlagbaum geworfene Luder, als Eichhörnchen, Gescheide, Vögel usw., an. Man hat daher mitunter Gelegenheit, den J., der zufällig oder absichtlich nach dem Schlagbaum geködert ist, in einem unter den Schlagbaum gelegten Tellereisen zu fangen. In den verschiedenen Knüppel-, Mord- und Würgefallen werden die J. häufig gefangen, ebenso in den in Gebäuden, im Walde usw. aufgestellten Kastenfallen. Auch in den zum Fange von Kaninchen in die Röhren gelegten Tellereisen fangen sich oft J. Streifen und Spannen der Bälge wie beim Baummarder.

Literatur: Brehms Tierleben.

Imber s. *Taucher II, 2.*

im Feld stehen s. *Feld 1.*

im Feuer stürzen, das Zusammenbrechen des Wildes auf der Anschußstelle.

Ingarn s. *Jagdnetze,* Steckgarne.

innehaben, das Trächtigsein der Hasen, Kaninchen und des Haarraubzeuges der niederen Jagd.

innehalten, wenn der Auerhahn plötzlich im Balzen aufhört.

Inselt s. *Feist.*

Insiegel, ein Zeichen des Rothirsches (s. *Fährtenzeichen 16* und *17*).

Institut für Jagdkunde. Diese Bezeichnung führt eine von dem Besitzer der „Deutschen Jäger-Zeitung“ (J. Neumann, Neudamm) begründete und unterhaltene Anstalt, deren Aufgabe die wissenschaftliche Bearbeitung aller in das Gebiet der Jagdkunde einschlagenden Fragen ist. Dieses Institut ist

das erste und bisher einzige seiner Art. Die Leitung liegt in den Händen eines mit der Jagdpraxis in ständiger enger Fühlung stehenden Zoologen, dem ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite steht. Vorläufig bestehen folgende Abteilungen: 1. Gesundheitspflege des Wildes (Ernährung, Blutauffrischung, Kreuzung usw.), 2. Wildkrankheiten, 3. Jagdzoologie (Anatomie und Biologie des Wildes, Paläontologie), 4. Tiergeographie (Verbreitung der Wildarten), 5. Volkswirtschaft und Statistik, 6. Wild- und Jagdschutz. — Die Schausammlungen des Instituts, die wissenschaftlichen Laboratorien usw. befinden sich in Berlin-Zehlendorf (Mitte), Ahornstr. 21, größere Versuchs-Wildgehege und Wildäcker in Neumannswalde. In Berlin-Zehlendorf werden u. a. auch Untersuchungen von Fallwild, Prüfungen von Futtermitteln usw. unter Leitung eines tierärztlich und zoologisch geschulten Abteilungsvorstehers ausgeführt. Als Veröffentlichungsorgan dient die „Deutsche Jäger-Zeitung", ferner werden größere Arbeiten in besonderen Heften und im „Jahrbuch des Instituts für Jagdkunde" publiziert.

Isegrim, Wolf.

J. (j)

Jäck s. *Häher*.

Jacke (Hundepanzer), eine heute wohl nirgends mehr in Gebrauch befindliche Schutzvorrichtung, die man früher den Hatzhunden anschnallte, um sie einigermaßen gegen die Schläge der behetzten Sauen — auch Bären und Wölfe — zu schützen. Derart gepanzerte Hunde nannte man gejackt, gepanzert oder geschildet.

Jagd im engeren Sinne ist das Jagen, Aufsuchen und Verfolgen der wilden Tiere, es bezeichnet also die Handlungen des Jägers zwecks Erlangung des Wildes. In einem weiteren Sinne bedeutet J. das Jagdwesen in allen seinen rechtlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Beziehungen; sie steht hier neben der Fischerei. Die Ausübung der J. ist nicht jedem gestattet, sondern nur dem *Jagdberechtigten*. Wer dies ist, bestimmen die Landesgesetze. Seit der Bewegung des Jahres 1848 ist die Jagdberechtigung mit dem Eigentum am Grund und Boden verbunden (s. a. *Jagdeinteilung*).

Jagdamt (Hofjagdamt), eine höfische Behörde, welcher die Hofjagdreviere unterstehen; unter Umständen verwaltet das J. aber auch das gesamte Jagdwesen in den Revieren, wo der Landesherr jagdberechtigt ist.

Jagdart. Da die Art, dem Wilde nachzustellen, sich nach dessen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten sowie nach den berechtigten Ansprüchen auf Jagdgenuß zu richten hat, so ist sie sehr mannigfach. Einer zieht die Birsch vor, ein anderer den Ansitz, ein dritter jagt lieber zu Pferd, ein vierter vom Birschwagen herab; dem einen Wild ist besser auf diese, dem anderen auf jene Art beizukommen. Diese Verschiedenheiten der Jagdausübung sind die Jagdarten.

Jagdaufkünfte, die Einnahmen aus der Gemeindejagd, die durch Verpachtung oder Beschießen der Jagd durch angestellte Jäger erzielt werden. Nach Abzug der Unkosten werden sie auf die Grundeigentümer des Gemeindebezirks verteilt.

Jagdaufseher, Angestellte des Jagdberechtigten (Eigenjagdbesitzers oder Pächters). Sie genießen strafrechtlich gegen Widerstand und Angriffe denselben Schutz wie die *Forstbeamten*. Häufig werden sie mit dem Abschuß von Wild und mit dem Töten der wildernden Hunde und Katzen beauftragt (s. a. *Jäger*).

Jagdaufsichtsbehörde, nach § 70 der preußischen Jagdordnung der Landrat, in höherer und letzter Instanz der Regierungspräsident, in Stadtkreisen der Regierungspräsident, in höherer oder letzter Instanz der Oberpräsident. Die J. hat dafür zu sorgen, daß die Bestimmungen der Jagdgesetze, soweit sie nicht jagdpolizeilichen Charakters sind, beachtet werden. Insbesondere liegt ihr ob, darüber zu wachen, daß die Vorschriften über die Verwaltung der Angelegenheiten der gemeinschaftlichen Jagdbezirke befolgt werden und die Geschäftsführung dem Gesetz gemäß gehandhabt und in geordnetem Gange gehalten wird. Die einzelnen Befugnisse der J. sind in der Jagdordnung genannt. Vgl. *Jagdpolizei*.

Jagdausrüstung, außer der Kleidung und dem Gewehr auch die sonstigen notwendigen Stücke wie Rucksack (Jagdtasche), Patronenbehälter, Birschglas, Jagdmesser (Genickfänger), Jagdstock, Jagdstuhl usw. — Wer dabei betroffen wird, daß er ohne Befugnis in J. auf einem fremden Jagdgebiet sich aufhält, wird nach § 368 Ziff. 10 des Strafgesetzbuchs bestraft. J. in rechtlicher Beziehung ist jedes zur Jagdausübung geeignete Werkzeug, insbesondere ein

Gewehr, das alsbald zum Schießen benutzt werden kann, auch Schlingen und Fallen, unter Umständen Hunde, jedoch nicht Geräte, die lediglich zum Fangen nicht jagdbarer Tiere gebraucht werden.

Jagdausübung, jede auf Erlegen oder Fangen des Wildes gerichtete Handlung. Ihr Gegenstand sind die jagdbaren wilden Tiere, solange sie herrenlos sind, ferner die Eier und Jungen, das Fallwild, solange die Anbrüchigkeit noch nicht den Begriff eines jagdbaren Tieres aufgehoben hat; endlich die abgeworfenen Hirschgeweihe (Rehgehörne), wo sie dem Jagdrecht unterliegen. Zur J. ist eine Besitzergreifung des Wildes nicht erforderlich, es genügen das Durchstreifen des Jagdgebiets mit schußfertigem Gewehr, das Stehen auf dem Anstand, das Aufstellen von Schlingen, das Legen von Giftbrocken, dagegen noch nicht das bloße Aufscheuchen von Wild. Die Absicht braucht nicht auf Aneignung des Wildes für sich oder einen anderen zu gehen, es genügt das Jagen zum Vergnügen oder um Wildschaden abzuwenden. Zur J. ist ein Jagdschein (Jagdkarte) erforderlich. Die J. an Sonn- und Feiertagen ist beschränkt oder ganz verboten. Die meisten Wildarten sind während einer bestimmten Zeit (Schonzeit) mit der J. zu verschonen. Unbefugte J. ist Jagdvergehen und wird nach den §§ 292 ff. des Strafgesetzbuchs bestraft.

jagdbar 1) in rechtlicher Hinsicht sind diejenigen wilden Tiere, welche dem freien Tierfang entzogen sind und deren Aneignung ausschließlich dem Jagdberechtigten zusteht. Nur sie sind im Rechtssinne Gegenstand der Jagdausübung. Für die Jagdbarkeit ist in der Regel der Umstand bestimmend, daß an der Erhaltung der betreffenden Tiergattung wegen ihrer Nutzung (Wildbret, Haut, Balg, Geweih usw.) ein öffentliches Interesse besteht und daß sie deshalb der beliebigen Vernichtung entzogen werden. Adler, Otter und Biber wurden wegen ihrer Seltenheit und behufs Erhaltung einer in ihrem Fortbestande gefährdeten Tierart für j. erklärt. Die Jagdbarkeit kann nur durch Gesetz, nicht durch Vertrag geregelt werden, da die gesetzlichen Vorschriften im öffentlichen Interesse gegeben sind. Nach § 50 der preußischen Jagdordnung kann bei Einführung oder Einwanderung bisher nicht einheimischer Tierarten durch königliche Verordnung Bestimmung über ihre Jagdbarkeit getroffen werden. 2) Beim Rothirsch wird unterschieden zwischen j., gering j., stark j. und nicht j. J. Hirsche müssen nach alter Einteilung mindestens Zehnender sein; ein solcher heißt bei der französischen Ansprache j. vom ersten Kopf. Gering (oder schlecht) j. waren Rothirsche, die acht Enden trugen, nicht j. die vom Achter abwärts und stark j. besonders starke Hirsche. Diese Bezeichnungen erhalten die Hirsche auch, wenn sie die angegebene Endenzahl nicht tragen, sie aber nach Alter und Stärke tragen müßten. Die Jagdbarkeit der Hirsche nach dem Gewichte anzusprechen, erscheint bei den außerordentlich verschieden liegenden Verhältnissen nicht durchführbar.

Jagdberechtigter ist der Inhaber der *Jagdberechtigung*. Er genießt einen erhöhten strafrechtlichen Schutz bei Widerstand und Angriff (Strafgesetzbuch §§ 117 bis 119).

Jagdberechtigung, der Inbegriff der in bezug auf die jagdbaren wilden Tiere gegebenen Befugnisse. Sie umfaßt die Jagdausübung, die Hege und Pflege des Wildes, den Schutz der Jagd durch Töten wildernder Hunde und Katzen, sowie einen erhöhten strafrechtlichen Schutz der Person. Sie besitzt die Eigenschaft der Ausschließlichkeit, nur der Jagdberechtigte hat die Befugnisse; er hat gegen jeden Unbefugten das Recht der Klage auf Unterlassung und auf Schadenersatz. Die J. ist örtlich auf das Jagdgebiet beschränkt, doch wird sie nicht aufgehoben, wenn jagdbares Wild durch eine unerlaubte Handlung über die Grenzen des Jagdgebiets geschafft wird. Gegenstand der J. sind die jagdbaren wilden Tiere, die Eier und Jungen, das Fallwild und, wo dies ausdrücklich bestimmt ist, die abgeworfenen Geweih- und Gehörnstangen. Die J. steht dem Grundeigentümer zu, doch ist nicht jeder Grundeigentümer zu ihrer Ausübung berechtigt, sondern nur derjenige, dessen Grundstück eine bestimmte Mindestgröße und Beschaffenheit hat, bei welcher eine ordnungsmäßige Jagdausübung möglich ist. Die J. ist ein Ausfluß des Grundeigentums; sie enthält jedoch verschiedene Befugnisse, die dem Eigentümer als solchem nicht zustehen. Sie ist deshalb ein selbständiges Recht, das als Bestandteil des Grundstücks im Sinne des § 96 des Bürgerlichen Gesetzbuchs anzusehen ist. Die J. kann als nicht dingliches Recht auf fremdem Grund und Boden begründet werden, doch ist ihre Ausübung übertragbar. Die Übertragung kann sowohl im ganzen als auch zum Teile stattfinden; die Übertragung sämtlicher Befugnisse ist Verpachtung eines Rechts, sie unterliegt bei Gemeindejagdbezirken besonderen Vorschriften. Die teilweise Übertragung der Jagdausübung ist Jagderlaubnis. Die Befugnis zur Ausübung ist ein höchstpersönliches Recht, sie kann gegen den Willen des Berechtigten nicht gepfändet werden und bildet nicht einen Bestandteil der Konkursmasse des Berechtigten; doch ist diese Auffassung nicht unbestritten.

Jagdbezirk, derjenige Teil der Erdoberfläche, der die Grundlage der Jagdberechtigung bildet. Es gibt eigene und gemeinschaftliche J. Einen eigenen J. hat derjenige, dessen Grundstück eine solche Mindestgröße und Beschaffenheit besitzt, daß darauf eine ordnungsmäßige Jagdausübung möglich ist; er kann die Jagdberechtigung selbst ausüben. Alle übrigen Grundstücke des Gemeindebezirks werden zum Gemeinde-J. (gemeinschaftlicher J.) vereinigt und von der Gemeindebehörde (Jagdvorsteher, Feldmarksgenossenschaft) verwaltet. Die gesetzlichen Vorschriften über die Bildung des J. sind zwingenden Rechts und können durch Parteivereinbarungen nicht geändert werden. Zu dem J. gehören nicht diejenigen Flächen, die in niemandes Eigentum stehen, wie das offene Meer, wohl aber diejenigen, die im gemeinen Eigentum des Staates, der Gemeinden, Korporationen usw. stehen und zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind, wie der Meeresstrand, die öffentlichen Flüsse und Wege, die Eisenbahnen.

Jagdbrillen s. *Schießbrillen.*

Jagddienste (Jagdfronen) waren die Dienste, welche früher dem Jagdherrn zu leisten waren, insbesondere die Atzung für Jäger, Pferde und Hunde (jus Albergariae). Sie lagen meist nicht den Grundeigentümern als solchen, sondern hauptsächlich den Klöstern, aber auch vielen Gemeinden, ob. In neuester Zeit sind sie teils erlassen, teils abgelöst.

Jagdeinteilung. Im allgemeinen teilt man die Jagd ein in hohe und niedere, z. T. früher auch in hohe, mittlere und niedere, wofür man auch Hohejagd, Mitteljagd und Niederjagd sagt. Diese Einteilung hatte in älteren Zeiten, wo die Jagd noch Regal war, mehr Bedeutung als jetzt, war aber durchaus willkürlichen Ursprungs, denn wenn der oberste Jagdherr an der Jagd oder dem Geschmack eines Wildes Gefallen fand, so nahm er dessen Jagd einfach für sich in Beschlag, wodurch es der hohen Jagd einverleibt war. Daher kommt es, daß die Einteilung in den verschiedenen Ländern voneinander abweicht. Um Einheitlichkeit in der gedachten Richtung zu erzielen, hat das Institut für Jagdkunde (Neudamm) im Jahre 1914 unter Zuziehung zahlreicher Sachverständigen Vorschläge gemacht, die fast überall angenommen worden sind und folgende J. ergeben.

A. Hohe Jagd.

Alles Schalenwild: Rot-, Elch-, Dam-, Reh-, Renwild, Wisent, Stein-, Gems-, Muffelwild, Wildziegen, Schwarzwild.

Vom Raubwilde: Bär, Luchs, Wolf.

Vom Federwilde: Auer-, Trutwild, Trappe, Kranich, Schwan, Adler, Uhu.

B. Niederjagd.

Alles übrige Wild.

Wo Mitteljagd galt, gehörten zu ihr: Reh- und Schwarzwild, Wölfe, Birk- und Haselwild, große Brachvögel. Im übrigen galt im wesentlichen die vorige Einteilung.

Jagdequipage, der Inbegriff aller zur (Parforce-)Jagd gehörigen Requisiten, mit Einschluß der Pferde und Hunde; Immobilien gehören nicht dazu.

Jagderlaubnis, die Gestattung der Jagdausübung seitens des Jagdberechtigten. Meistens sind in den Jagdgesetzen besondere Formen für die Erteilung der J. vorgeschrieben; nach der preußischen Jagdordnung muß der Jagdgast entweder einen von dem Jagdberechtigten (sind mehrere vorhanden, von sämtlichen) ausgestellten Erlaubnisschein bei sich führen oder bei der Jagdausübung von dem Jagdberechtigten (sind mehrere vorhanden, von sämtlichen) begleitet sein. Die Begleitung besteht in räumlichem Beisammensein und einer äußerlich erkennbaren Zusammengehörigkeit zwischen dem (den) Jagdberechtigten und dem Jagdgast. Es ist nicht nötig, daß beide während der ganzen Dauer der Jagd einander nahe sind, vielmehr genügt es, daß die Jagdberechtigten gleichzeitig im Jagdbezirk zum Zwecke der Jagdausübung anwesend sind. Die J. berechtigt im Zweifel nur zum Erlegen und Fangen derjenigen Wildgattungen, für welche sie erteilt ist; dem Jagdgast steht das Recht, wildernde Hunde und Katzen zu töten, nur dann zu, wenn es ihm ausdrücklich vom Jagdberechtigten übertragen wurde. Die Erteilung der J. gegen Entgelt oder andere Vorteile ist in der Regel als Weiterverpachtung anzusehen und bedarf deshalb der Genehmigung des Verpächters, nach manchen Jagdgesetzen auch der Behörde.

Jagderöffnung, Ende der Schonzeit für das betreffende Wild (s. *Schonzeit*).

Jagdfalken, im zoologischen Sinne die beiden nordischen Falken (der große oder isländische und der kleine oder norwegische); bezüglich der Jagd jedoch versteht man unter J. alle diejenigen Falken, die bei der Falkenbeize verwendet wurden, also außer den vorigen besonders den Wander-, Würg-, Lerchen- und Merlinfalken (s. *Edelfalken*)

Jagdfieber s. *Hirschfieber.*

Jagdfolge 1) (Wildfolge), das Recht eines Jagdeigentümers, auf seinem Grund und Boden angeschossenes Wild über die Grenze hinaus zu verfolgen; bezieht sich aber nur auf Schalenwild. Es bestehen zwar in den verschiedenen Ländern verschiedene Vorschriften, doch hat in den meisten Fällen der Jagende dem Inhaber des angrenzenden Revieres, wo das Wild eingewechselt ist, von dem Anschusse binnen 24 Stunden

Nachricht zu geben. Infolge mancher Unzuträglichkeiten ist die J. in vielen Ländern gesetzlich zwar aufgehoben, besteht aber auf gegenseitigem und sehr empfehlenswertem Abkommen von Jagdnachbarn noch häufig, wobei gewöhnlich die Bedingung gestellt ist, daß der Jagende den Nachbar oder dessen Beauftragten von dem Ereignis in Kenntnis setzt und auffordert, sich an der Nachsuche (Nachfolge) des kranken Wildes zu beteiligen. Darf der Jagende die Grenze allein überschreiten, so soll er den Schweißhund nur am Riemen arbeiten und ihn niemals verloren suchen lassen; darf er dies nicht, so steht ihm frei, nach Ablegen des Hundes und Gewehres allein einige hundert Schritt über die Grenze hinaus der kranken Fährte zu folgen, um sich von dem Grade des Krankseins zu überzeugen. Die unbefugte Ausübung der J. wird als Jagdvergehen nach §§ 292 ff. des Strafgesetzbuches geahndet. 2) J. auch Jagdfronden, also die Verpflichtung zur Leistung von Jagddiensten (z. B. Märkische Jagdordnung Titel 37).

Jagd, französische, s. *Parforcejagd.*

Jagdfreund (Jagdliebhaber), im Gegensatze zum Berufsjäger derjenige Jagdausübende, der die Jagd lediglich zu seinem Vergnügen betreibt. Unter den Jagdliebhabern finden sich alle jagdlichen Qualitäten vom gerechten Weidmann bis zum Jagdfex und Bönhasen, Jagdschinder und Aasjäger herab vertreten.

Jagdfrevel, im Gegensatz zum *Jagdvergehen* oder Wilddiebstahl die Übertretung der jagdpolizeilichen Vorschriften. Zu ihnen gehören Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über den Jagdschein, die Schonzeiten und den Handel mit Wild, die Wildlegitimationskontrolle, das unbefugte Betreten des Jagdgebiets in Jagdausrüstung, die Störung der Sonntagsruhe, das Schießen an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten oder in gefährlicher Nähe von Gebäuden.

Jagdfrone s. *Jagddienste.*

Jagdgast s. *Jagderlaubnis.*

Jagdgenossenschaft, nach der preußischen Jagdordnung die Gesamtheit der Eigentümer der zu einem Gemeindebezirk gehörenden Grundstücke; ist ein Gemeindebezirk in mehrere Jagdbezirke geteilt, so bilden die Grundeigentümer der einzelnen Jagdbezirke selbständige J. für sich. Die J. ist rechtsfähig. Die Verwaltung ihrer Angelegenheiten sowie ihre gerichtliche und außergerichtliche Vertretung geschieht durch den Jagdvorsteher; die Mitglieder der J. haben aber Einfluß auf die Verwaltung insofern, als sie gegen Pachtbedingungen und den Pachtvertrag Einspruch erheben können.

Jagdgerät, solche leblosen Gegenstände, die an sich zur Verwendung bei der Jagd geeignet und auch dauernd dazu bestimmt sind, also Gewehre, Patronen, Schrot, Pulver, Patronentasche, Hirschfänger, Jagdtasche, Fernglas; ob auch der Wagen oder Schlitten, auf welchem das erlegte Wild fortgeschafft wird, ist streitig. Auch lebende Tiere werden hierher zu rechnen sein, wenn sie bei der Jagdausübung mitgeführt sind, z. B. Hunde, Uhus. Bei einer Verurteilung wegen Jagdvergehens ist gemäß § 295 des Strafgesetzbuchs das J., das der Täter bei dem unberechtigten Jagen mit sich geführt hat, einzuziehen, ohne Unterschied, ob es dem Täter gehört oder nicht.

jagdgerecht (jagdmäßig, jägermäßig), das Auftreten und Verfahren, wie es die weidmännischen Vorschriften verlangen. Es bezieht sich dies auch auf die *Jägerkleidung.*

Jagdgerechtigkeit s. *Jagdberechtigung.*

Jagdgeschichte. Allgemeines. Zwei Beweggründe waren es, denen die Jagd allerorten ihre Entstehung verdankt, einmal die Absicht, Leben und Eigentum gegen die Angriffe des Wildes zu schützen, zum anderen das Bestreben, Wildbret, Decken und Bälge des erlegten Wildes als Nahrung bzw. Kleidung zu verwenden. Je nach der Eigenart des betreffenden Volkes und des von ihm bewohnten Gebietes wird der eine oder andere Beweggrund stärker in den Vordergrund getreten sein: Der im fruchtbaren Lande der Niederung Wohnende schützte mehr sich, sein Vieh und allenfalls seine Feldfrucht gegen das Raub- und zu Schaden gehende Nutzwild, ohne dabei aus der Beute mehr als gelegentlichen Nutzen ziehen zu wollen, während der kampfgewohnte Sohn des Waldes, der Berge und der Steppe den Lebensunterhalt in der Jagd suchte und fand, hierbei aber selbstverständlich auch häufig in die Lage kam, sich und seine Beute gegen Raubwild zu verteidigen. Die Jagd ist also zweifellos so alt wie der Mensch selbst, und somit die älteste Hantierung.

Die beiden Gesichtspunkte, unter denen anfänglich die Jagd betrieben wurde, sind aber auch um deswillen bedeutungsvoll, als sie von allem Anfang an eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit der Jagdarten zur Folge hatten. Der von der Beute Lebende mußte das Wild aufsuchen, ihm persönlich entgegentreten und es zum Teil, z. B. Ur, Wisent und Bär, im mannhaften Kampfe Auge in Auge zu überwältigen suchen und danach sein ganzes Verhalten und besonders auch seine Waffen usw. einrichten, während der Seßhafte das Wild nur dann zu beseitigen strebte, wenn es ihm gefährlich oder lästig wurde, ihm also zu nahe kam. Ihm fehlte häufig die

Kenntnis der Eigenschaften des Wildes und die nur im offenen Kampfe mit wehrhaftem Starkwilde zu erwerbende Gewandtheit in der Waffenführung, er war daher weniger als sein umherschweifender Bruder geneigt, das Wild anzugreifen. Er nahm seine Zuflucht zur List und wurde zum hauptsächlichen Erfinder der Fanggruben, Fallen, Schlingen, Selbstgeschosse, kurz aller Jagdgeräte, die ein persönliches Eingreifen in den Kampf seinerseits möglichst ausschalteten.

Der Kampf beider, sowohl des Jägers als des Ackerbau- und Viehzuchttreibenden, wandte sich naturgemäß in erster Linie gegen das ihnen gefährlich werdende starke Raubzeug; was zur Folge hatte, daß dessen Zahl sich bald auf ein erträgliches Maß beschränkte, womit der wichtigere Beweggrund der Jagd, „Schutz des eigenen Lebens und des Lebens der zahmen Tiere", bald an innerer Berechtigung verlor, was um so schneller vor sich ging, als die wachsende Bodenkultur sich als ärgster Feind des starken Raubzeugs erwies. Anders liegt die Sache bei der Jagd als Beruf, wobei das erlegte Wild mittel- oder unmittelbar zum Lebensunterhalte dient. Wenn auch mit dem wechselnden Nutzwildstande der materielle Erfolg der Jagdausübung in seiner Bedeutung schwankte, so ist doch auch heute noch der in Zahlen nachweisbare volkswirtschaftliche Wert der Jagd recht bedeutend, so daß also der andere Beweggrund, der die Jagd seinerzeit erstehen ließ, niemals völlig den Boden verlor. Aber er wurde doch beträchtlich eingeschränkt, und je höher der Wert des anbauwürdigen Bodens stieg, um so geringer wurde das Jagderträgnis für den kleinen Mann.

Für diesen waren damit die rein materiellen Beweggründe zur Jagd im wesentlichen weggefallen, sie wurde mehr und mehr zur Hantierung des waffenfähigen, freien Mannes und gehörte zu den vornehmsten Übungen, denn sie galt als das beste Mittel zur Anerziehung und Entwicklung der für Kriege und Fehden nötigen männlichen Tugenden. Zugleich bot die Jagd diesen Bevorrechteten noch Erträge von hohem Werte. Die geschilderten Wandlungen führten zunächst eine Verengerung des Kreises der die Jagd Ausübenden herbei, da solcher Übung nur der bedurfte, der durch Herkunft und körperliche Rüstigkeit für das Waffenhandwerk bestimmt war. Was die Jagd an materiellem Werte verloren hatte, gewann sie an ideellem, sie wurde zum Selbstzweck, und damit war ihre Entwicklung zur höchsten Blüte gewährleistet.

Die neuere Zeit mit ihren Volksheeren ließ die Beweggründe zur Jagdausübung andere werden, aber sie blieben auch jetzt vorherrschend ethische und veränderten zwar die Jagdmethoden, erhielten aber der Jagd selbst ihren hohen Wert.

Anfänge der Jagd. Über die ursprüngliche Jagd der alten Germanen und Gallier wissen wir nur das Wenige, was Tacitus, Caesar und Plinius berichten. Caesar stellt unseren Vorfahren das Zeugnis aus, daß „ihr ganzes Leben der Jagd und der Kriegsübung gewidmet ist" (de bello Gallico VI, XXI). Das mag übertrieben sein, kennzeichnet aber scharf die Sachlage. Das eben in die Geschichte eintretende Gallien und Germanien hatte neben der Ausfechtung unaufhörlicher Kämpfe sich auch der wilden Tiere zu erwehren, die ihre von großen, zusammenhängenden Waldungen und unwegsamen Sümpfen bedeckten Gaue bevölkerten. Da nun die Jagd das Spiegelbild des Krieges war und dem sie Ausübenden alle Fähigkeiten verlieh, die er zu letzterem brauchte, so ist es selbstverständlich, daß der damaligen Bewohner Mitteleuropas liebste Friedenstätigkeit eben diese Jagd war. An Wild fehlte es nicht, obgleich die allgemein herrschende Ansicht über den damaligen Reichtum an solchem wohl etwas übertrieben sein dürfte. Da waren zunächst an Raubzeug der braune Bär, der Wolf, Luchs und die Wildkatze jedenfalls in beträchtlichen Mengen vorhanden, von starkem Nutzwild bevölkerten der Ur (Bos primigenius) und Wisent (Bison europaeus) in starken Ständen die weiten Moore; der Elch und wahrscheinlich auch das Rentier vermehrten die Zahl der jagdbaren Hirscharten, während es zweifelhaft erscheint, ob der grimme Schelch des Nibelungenliedes — wahrscheinlich ist damit der völlig ausgestorbene Riesenhirsch (Megaceros giganteus) gemeint — in historischer Zeit Mitteleuropa noch bewohnte. Daß außer den genannten Wildarten das Rot-, Schwarz- und Rehwild und der Hase nicht fehlten, ist erklärlich, doch war der Stand an den beiden letztgenannten Wildarten wegen des vielen Raubzeuges nur unbedeutend. Auch die Jagd auf das verwilderte Pferd war sehr beliebt. Da die Jagd damals weniger ein Vergnügen, als ein Kampf gegen das schädliche Raubzeug und eine gute Gelegenheit zur Übung im Waffenhandwerk war, so stand sie auch jedem frei, der das Recht des Waffentragens besaß, also jedem freien Manne. Wir können daher auch ohne Caesars Zeugnis berechtigtermaßen annehmen, daß die Gallier und Germanen sie mit Eifer betrieben. Als Waffen kamen nur der Wurfspieß, Speer und das kurze Schwert in Frage. Zu gemeinsamem Jagen hatte der tapfere Kämpe der Vorzeit nicht viel Neigung, er stand am liebsten allein im Kampfe gegen das starke Wild, wie es uns die Heldenbücher vermelden; allerdings ist der

Fang in der Fallgrube — wohl ein Vermächtnis der Steinzeit — für Bären, Ur und Wisent noch lange Zeit im Gebrauch.

Als nicht allzu lange nach Beginn der neuen Zeitrechnung unsere Vorfahren sich anzusiedeln begannen, nahm dieser ursprüngliche Zustand ein Ende. Selbstverständlich beanspruchte jeder auf seinem Besitze das alleinige Jagdrecht, und es blieb nur das unbesiedelte Land der freien Jagd überlassen. Je mehr aber auch dieses Eigentümer fand, um so kleiner und wertloser wurde das der freien Jagdausübung überlassene Gelände, und wenn dieser Zustand auch mehrere Jahrhunderte dauerte, während welcher naturgemäß eine recht beträchtliche Verringerung des Wildstandes eintrat, so war er doch durchaus unbefriedigend und auf die Dauer unhaltbar. Es mußte daher als Wohltat empfunden werden, als Kaiser Karl der Große nach Niederwerfung der aufständischen Sachsen und Einverleibung des größten Teils des heutigen Deutschland ins fränkische Reich eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse anstrebte und in seinem Capitulare de villis auch der Jagd gewisse Ordnungen auferlegte. Dies hatte neben dem Umstande, daß die Ausübung der Jagd nur noch auf eigenem Grund und Boden gestattet war, auch einen weitgehenden Einfluß auf den Jagdbetrieb zur Folge. Die fortwährende Verfolgung und zunehmende Besiedelung des Landes hatten den Wildstand recht vermindert, ein materieller Nutzen war also mit der Jagd kaum mehr in ausreichendem Maße verbunden, sie wurde daher mehr und mehr zur männlichen Waffenübung. Bei ihrer Mannigfaltigkeit hinsichtlich des zu erbeutenden Wildes bildeten sich bald gewisse Regeln heraus, die später unter den jagdliebenden fränkischen Königen zu Gesetzen sich entwickelten.

Schon unter den Karolingern war Forst- und Jagdverwaltung getrennt, jene stand den Amtmännern und Meiern (majores) zu, die ihrerseits wiederum Förster (forestarii) mit dem Wald- und Wildschutz beauftragten. Den Jagdbetrieb regelten die Oberjägermeister, denen Birschjäger, Feldjäger und Wasserjäger untergeordnet waren. Als Jagdwaffen dienten Speer, Spieß und Schwert, vor allem aber Pfeil und Bogen, welche Waffe von den Mongolen übernommen worden war; bei Verfolgung des Wildes waren die Jäger meist beritten. Eine große Rolle spielten schon damals die Hunde; es werden 9 verschiedene Gebrauchshunde aufgeführt. Der Leithund diente der Vorsuche auf Rotwild und allenfalls Sauen, der Spürhund der auf Elch, Wisent und Auerwild, der Jagdhund folgte der Fährte des Großwildes, während der Treibhund als Finder zur Saujagd Verwendung fand. Die Bracken taten die Dienste der Jagdhunde, die Hatzhunde dienten zum Behetzen und Fangen von Starkwild (Wisent, Bär, Schwarzwild), die Windhunde hetzten Hasen, die Biberhunde arbeiteten im Wasser und die Habichthunde endlich suchten bei der Beize das Federwild. Die zuletzt erwähnte Hundeart zeigt, daß die Beize schon sehr frühzeitig in Franken gepflegt wurde; auch sie war durch die asiatischen Reiterhorden, die bei der Völkerwanderung ganz Süd- und Mitteleuropa überschwemmten, bekannt geworden. Später erfuhr sie dann eine bedeutende Verbreitung als ritterliches Vergnügen. Als Beizvögel dienten vorerst ausschließlich der Hühnerhabicht und der Sperber. Eine besondere Erwähnung verdient die Jagd mit Hilfe abgerichteten Edelwildes. Gezähmte Hirsche wie Tiere dienten dazu, das Anbirschen an freilebendes Edelwild zu erleichtern, wie sie dieses auch zur Brunftzeit anlockten. Das mit Eigentumszeichen versehene, gezähmte Wild durfte nicht erlegt werden und genoß dahingehenden gesetzlichen Schutz.

Schon Karl der Große hatte gegen 800 begonnen, sich einzelne Gebiete für die eigene Jagd freizuhalten (Bannforst, Königsbann, Wildbann), seine Nachfolger erweiterten diese Befugnis mehr und mehr und maßten sich endlich gegen Ende des Mittelalters die gesamte Jagd als Hoheitsrecht (Regal) an. Selbstverständlich folgten diesem Beispiele bald die Fürsten und der hohe Adel, indem sie sich zunächst Bannforsten vom Könige verleihen ließen, um dann später als Landesherren ohne weiteres das Jagdrecht zu beanspruchen und auszuüben. Wenn auch hier und da dem niederen Adel oder Grundbesitzer die Jagd auf geringes Wild und vornehmlich Raubzeug (das sog. Reisgejaid) erlaubt blieb — aus dieser Trennung entstanden die Begriffe hohe und niedere Jagd —, so wurde bei der Seltenheit des niederen Nutzwildes aus diesem Rechte bald die Pflicht zur Beseitigung des der hohen Jagd schädlichen Raubzeugs. Die Beschränkung des Jagdrechtes erforderte natürlich auch eine Gesetzgebung für den Wildschutz, und wenn auch anfangs die Strafen auf Wildfrevel nicht sehr hohe waren, so änderte sich das in der Folge ganz gewaltig. Übrigens wurden schon unter den Karolingern Klagen über Wildschaden laut.

Vom Jagdwilde sind die verwilderten Pferde zuerst verschwunden, Elch und Wisent zogen sich allmählich in die unzugänglichen Wälder Ostpreußens und Polens zurück, die Sauen — unter Schwarzwild verstand man damals und auch noch später alles dunkel-

gefärbte Starkwild, also außer dem Schwein auch Wisent und Bär — scheinen nicht übermäßig häufig gewesen zu sein. Die bisher als Ziervögel gehaltenen Fasanen wurden gelegentlich ausgesetzt und bürgerten sich an einigen Orten ein. Mit dem 9. Jahrhundert scheint der Ur ausgerottet, der Elch seltener geworden zu sein, denn Karl d. Gr. beschränkte sich fast ausschließlich auf die Jagd des Rotwildes, welches nunmehr die oberste Stelle als Jagdwild einnahm. Er jagte es nur während der Feistzeit mit Hunden, woraus man die ersten Spuren einer Schonzeit ableiten will. Rehe waren sehr selten; die Sauen wurden mit Hunden gehetzt und mit dem Spieß abgefangen. Der Bär galt wegen seiner Jagd und des wertvollen Wildbrets als edles Wild; man hetzte ihn mit schweren Hunden und ließ ihn auf den Spieß auflaufen oder schlug ihn mit Keulen tot. Auch wurde er im Winterlager ausgeräuchert oder in Fanggruben erbeutet. Der Biber gehörte zum Regal und wurde wie der Fischotter mit besonderen Hunden gejagt. Um das Jahr 1000 kam die Verwendung der Hege (Hag, Hecken) nach Deutschland, die gewissermaßen Zwangswechsel darstellten und meist aus Reisigflechtwerk oder lebenden Hecken bestanden. In der Form eines V oder X angelegt, befanden sich an den Winkeln entweder Fallgruben oder Netze, an frei gelassenen Stellen lauerte wohl auch der Jäger, um einen Schuß auf das gehetzte oder getriebene Wild anzubringen. Das Federwild wurde ausschließlich mit Falken usw. gebeizt, worauf unter *Falkenbeize* näher eingegangen ist.

Durch die eigenartigen Verhältnisse war die Jagd nicht wesentlich im besprochenen Zeitabschnitt gehoben worden. Sie war das Vorrecht der den hohen und höchsten Ständen angehörenden Herrschenden geworden, die die in fortwährenden Kämpfen erworbene Hartherzigkeit und Geringschätzung des menschlichen und tierischen Lebens auch in der Jagd zutage treten ließen. Erst dem romantischen Geiste des deutschen Rittertumes und dem Einfluß französischen Wesens blieb es vorbehalten, jene einzigartige Blüte des Jagdwesens hervorzubringen, die trotz aller mit Recht und Unrecht dagegen geltend gemachten Einwürfe doch heute noch der Jagd den Stempel aufdrückt.

Blütezeit der Jagd. Während bis nahe dem Ende der vorigen Periode die Jagd in der Regel einzeln betrieben wurde, änderte sich das nach den Karolingern wesentlich. Durch Königsbann und Regal waren ausgedehnte Ländereien vereinigt worden und unterstanden der Jagdberechtigung eines Einzelnen. Verwaltung sowohl wie Jagdbetrieb erforderten daher einen weit größeren Apparat an Bediensteten und Hilfskräften als vordem. Wie sich schon aus einzelnen Andeutungen des vorigen Abschnitts ergibt, bildete sich nach und nach ein zünftiger Jägerstand heraus, der im Dienste der Fürsten und des hohen Adels stand, und dessen Aufgabe vor allem darin bestand, für die Hege eines starken Wildstandes zu sorgen, alle zur Abhaltung der großen Jagen erforderlichen Anordnungen zu treffen usw. Die Gliederung der Berufsjäger in Meister, Knechte und Jungen ist als Anlehnung an das ehrsame Handwerk sehr früh schon eingetreten, für das 16. Jahrhundert wird sie bezeugt, sicher aber bestand sie schon lange vorher. Mehr und mehr gehörte die Abhaltung großer Jagen zum Hofgepränge, und viele Fürsten verbrachten ihre freie Zeit ausschließlich beim Weidwerk. Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Überlandjagen besonders beliebt, bei denen das Wild durch Hunde so lange gehetzt wurde, bis es sich stellte und mit dem Speer oder Schwert abgefangen werden konnte. Man benutzte gern den Hag, hinter dessen Lücken sich die Jagdteilnehmer anstellten, um das Wild zu erlegen oder durch Hunde fangen zu lassen. Da aber diese Jagdart nur an bestimmten Örtlichkeiten möglich war, so stellte man in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts künstliche Wände mit Netzen und Tüchern her, in deren Nähe Jagdschirme gebaut wurden, gegen welche man das Wild sprengte. Später wurden dann diese Netze und Tücher, das Zeug, zum Umfassen größerer Revierteile benutzt, aus denen das eingestellte Wild nicht entweichen konnte. Innerhalb der Stellung wurde das Wild dann allmählich nach der Mitte zusammengetrieben, das Jagen wurde „ins Enge“ gebracht, wie der Kunstausdruck lautet. Das Zeug warf man vor den Treibern ab und stellte es wiederum hinter ihnen auf, wenn sie ein Treiben nach der Mitte gemacht hatten, bis endlich das ganze Wild auf engem Raum zusammengedrängt stand. Bei dem großen Umfang der ihnen zu Jagdzwecken zur Verfügung stehenden Reviere war es den Fürsten oft nicht möglich, diese vorteilhaft auszunutzen, sie verliehen daher zunächst das Recht zum Abschusse einer gewissen Wildmenge oder Wildart, dann aber das gesamte Jagdrecht in einzelnen Gebietsteilen an Günstlinge usw. (Gnadenjagden). Zu Ende des Mittelalters kam es in Süddeutschland aus diesem Grunde zu förmlichen Jagdverpachtungen (Bestandesjagen), doch behielt sich der Landesherr meist das Recht der Mitjagd vor.

Die üblichen Hetzjagden führten nicht selten zu der Notwendigkeit, dem gehetzten Wilde auf fremdes Gebiet zu folgen; das

Gesetz bestimmte daher ausdrücklich, unter welchen Voraussetzungen das Recht der Jagd-(Wild-)Folge gegeben war. Die Verfolgung in fremde Reviere durfte entweder nur auf warmer Fährte oder mindestens innerhalb 24 Stunden stattfinden, war aber dann selbst in Bannforsten, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, gestattet. Mit der Bevorzugung anderer Jagdmethoden (eingestellte Jagen usw.), und später durch die gänzlich auf den Kopf gestellten jagdrechtlichen Zustände, ganz besonders durch Beseitigung des Jagdregals, wurde dieses Recht bestritten und endlich ausdrücklich oder stillschweigend verboten.

Die glänzende Hofhaltung der deutschen und französischen Fürsten wie auch der in der Waffenführung als höchster männlicher Tugend groß gewordene, durch lange, verlustreiche Kriege gestählte Adel brachten jene eigenartige Blüte ritterlicher Romantik hervor, bei der Roheit und zarte Gefühlsregungen sich zu einem sonderbaren Bilde vereinigten, das in den abenteuerlichen Kreuzzügen einen ersten und charakteristischen Ausdruck fand. Daß davon auch die Jagd im höchsten Maße beeinflußt wurde, liegt auf der Hand, zumal ein zünftiger Jägerstand, der als nächster Diener der Fürsten hohes Ansehen genoß, das Seine tat, den eigenen Beruf als den edelsten zu preisen und ihn mit Sagen und Mythen zu verbrämen, zu verherrlichen. Nur unbescholtene Burschen aus guter Familie und von kräftiger Gesundheit wurden als Jägerjungen, d. h. Lehrlinge, angenommen; ihre Lehrzeit bestand aus 3 Jahren, die man nach der Leithundsarbeit Behänge nannte. Im ersten Behänge hatte der Junge oder Hundejunge die Wartung der Hunde und des Pferdes seines Lehrprinzen, d. h. Lehrherrn, zu besorgen, sich im Revier umzuschauen und das Hifthorn blasen zu lernen. Im zweiten Behänge trug der Lehrbursche die Hornfessel, seine Haupttätigkeit war die Erlernung der Leithundsarbeit und des Jagdbetriebes, auch lernte er fleißig mit dem Gewehr umgehen. Das dritte Behänge brachte endlich die Vervollkommnung des Jägerjungen in allem, was zur Jägerei gehört, besonders in der Weidmannssprache, der Wild- und Fährtenkunde usw. Als Gesellenstück diente nicht selten die Einrichtung eines Probejagens. Der Freispruch des Ausgelernten erfolgte im Beisein mehrerer Kameraden des Lehrherrn unter großer Feierlichkeit und endete mit der Wehrhaftmachung durch Überreichen des Hirschfängers. Mit dem Lehrbrief oder Lehrabschied in der Tasche wanderte nun der Jungjäger oder Jägerbursche, um sich bei anderen Jägereien weiter umzusehen und endlich feste Stellung zu suchen.

Wie erwähnt, hatte sich eine besondere Kunstsprache der der edlen Jägerei Beflissenen herausgebildet, die sich bis auf den heutigen Tag als Weidmannssprache erhalten hat, aber bereits im 14. Jahrhundert von v. Laber in einem Gedicht (diu jagt) meisterlich gehandhabt wird. Die Uranfänge dieser Berufssprache gehen also viel weiter zurück, so finden sich schon im „Nibelungenlied" wie in „Tristan und Isolde" eine große Anzahl weidmännischer Ausdrücke (s. *Jagdliteratur*), und man wird mit der Annahme kaum fehlgehen, daß sie bald nach den Karolingern sich zu bilden begann. Wird damit der Beweis erbracht, daß schon im 14. Jahrhundert die Jägerei einen in sich geschlossenen Beruf mit eigenen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen darstellt, so spricht für die Wertschätzung und Hochhaltung der Jagd ihre poetische Verherrlichung, die zu gleicher Zeit einsetzt und erst zu Ende des Mittelalters abklingt. Die Jagd war aber auch wert, besungen zu werden, sie war das Hauptvergnügen eines tatenlustigen Geschlechts und wurde geadelt durch die begeisterte Teilnahme der Fürsten. Noch immer forderte sie, daß der Weidmann sich dem wehrhaften Keiler, dem grimmen Bären mit der blanken Waffe in der Hand gegenüberstellte.

Während in Frankreich sich bereits im 12. Jahrhundert die Parforcejagd, die weiter unten zu erwähnen sein wird, einbürgerte, war in Deutschland noch lange Zeit die Hetzjagd in Verbindung mit dem Hag im Schwange, erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts bildeten sich die eingestellten Jagen (teutsche Jagd) heraus. Sie stehen, wie gesagt, im engsten Zusammenhang mit dem Hag, dessen natürliche oder künstliche Wände man durch Netze und Tücher zu ersetzen begann. Dort, wohin das Wild gewöhnlich seinen Wechsel hielt, baute man Schirme, hinter denen sich Jäger und Hunde anstellten. Rückwärts der Stände befanden sich fängisch gestellte Garne, die das durchbrechende Wild an weiterer Flucht hinderten. Jäger und Treiber umstellten den abzujagenden Waldteil. Nun wurde der Hirsch gesprengt, die Jagdhunde folgten der Fährte, und die Treiber rückten langsam vorwärts. Kam der Hirsch vor die Schirme, so wurde er mit den bereit gehaltenen Hatzhunden behetzt, oder er fing sich in den Netzen, worauf er vom Jagdherrn abgefangen wurde. In dieser Weise wurden sämtliche jagdbaren Hirsche in dem abgestellten Waldteile erlegt.

Wollte man gewiß sein, zum Hetzjagen und später auch zum eingestellten Jagen Wild oder namentlich Hirsche in einem bestimmten Waldteile zu haben, so ging das „Bestätigen" durch den Jäger mit dem Leit-

hunde voraus. Zu dieser Arbeit mußte der Jäger durchaus fährtengerecht sein. Die Lehre von den „Zeichen des Hirsches“ entwickelte sich sehr frühzeitig, schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts soll von einem schwäbischen Weidmann ein Buch über die Hirschjagd verfaßt worden sein, von dem v. Karajan die erhaltenen Bruchstücke unter dem Titel „Von den Zeichen des Hirsches“ veröffentlichte. Hier finden wir 25 Zeichen, die das Geschlecht und die Stärke des Rotwildes anzusprechen gestatten; sie gelten auch heute noch als zuverlässig. 22 beziehen sich auf Fährte und Losung, die übrigen auf Himmelszeichen und Schlagen; diese Zeichen wurden im Laufe der Zeit in gekünstelter Weise vermehrt, so daß man im 18. Jahrhundert 72 Zeichen anführte. Die französische gleichzeitige Jägerei kennt nur fünf: Fährte, Losung, Fegen, Lager und Himmelszeichen. Ebenfalls sehr alt ist das kunstgerechte Zerwirken des Wildes, das bereits in „Tristan und Isolde“ (12. Jahrhundert) in aller Ausführlichkeit geschildert wird. Tristan erklärt in den noch heute üblichen Ausdrücken diese Kunst, zerwirkt den Hirsch, macht die „furkie“, d. h. er steckt Leber, Lendenbraten mit Nieren und Kurzwildbret auf eine hölzerne Gabel (furke), damit es als „kleines Jagdrecht“ dem Herrn des Weidwerks überreicht werde, und bereitet endlich die curée (Gepfneisch). Hierbei erhalten die Hunde Herz, Milz, Lunge und Netz auf der Wilddecke, die sodann wieder aufgenommen wird, nachdem den Hunden das Gescheide an anderer Stelle vorgeworfen wurde. Die Decke, an der sich noch Kopf und Geweih befanden, wird nebst der furkie im feierlichen Zuge dem Jagdherrn überbracht.

Mit dieser bis ins Kleinste gehenden Ausbildung der Jagd hatte diese eigentlich ihren Höhepunkt erreicht, es konnte nur noch ein Niedergang folgen, der aber vorerst durch die immer mehr überhandnehmende Jagdleidenschaft der Großen und die durch sie bewirkte Entfaltung des höchsten höfischen Prunkes bei diesen Gelegenheiten sich unmerklich vollzog.

Eine gewaltige Einbuße erlitt die Jagd durch den 30jährigen Krieg, der ganze Landstriche entvölkerte und die Wildstände stark verminderte. Aber bald nach seiner Beendigung machte man gewaltige Anstrengungen, sie wieder zu heben, was auch in überraschend kurzer Zeit gelang. Zwar war im Laufe der Zeit eine bedeutsame Veränderung der Wildarten erfolgt, Ur, Wisent und Elch waren verschwunden, auch der Bär zeigte sich nur noch in den bayerischen Alpen und dem bayerischen Walde. Der Biber war selten geworden, dagegen hatten Wolf und Luchs stark überhand genommen, der erstgenannte war sogar zur Landplage geworden. So erlegte man von 1638 bis 1683 im damaligen Herzogtum Württemberg 1755 Wölfe und 235 Luchse. Eine neue Erscheinung bot das im 16. und 17. Jahrhundert aus England wieder eingeführte Damwild, das, ursprünglich auch in Mitteleuropa heimisch, seit der Eiszeit nur mehr an den Küsten des Mittelländischen Meeres vorkam, von wo es zunächst in England angesiedelt wurde. Die strenge Hege, die bedeutenden hierfür aufgewandten Mittel und die stärkere Bebauung des Landes hoben die Rot- und Schwarzwildstände im 18. Jahrhundert ganz ungemein, so wurden z. B. 1737 in Württemberg gelegentlich des Abschusses wegen Wildschadens 6518 Stück Rot- und 5058 Stück Schwarzwild erlegt. Auffällig gering blieb aber der Hühner- und Hasenbesatz; es mag das wohl mit der Überzahl von Raubzeug in ursächlichem Zusammenhang stehen, und außerdem spielte die Niederjagd damals eine sehr untergeordnete Rolle.

Der 30jährige Krieg brachte eine Neuerung, die den Jagdbetrieb von Grund auf umgestalten mußte, nämlich die Einführung der Feuerwaffe bei der Jägerei. Während im 16. Jahrhundert noch allgemein die Armbrust als ferntragende Jagdwaffe diente, wurde mit der Erfindung des Feuersteinschlosses auch die Feuerwaffe für die Jagd brauchbar, da ihre Zündung damit eine sicherere geworden war. Immerhin vollzog sich dieser Übergang nicht ohne Kampf und Widerstand, denn die schnellere Gebrauchsfertigkeit der Armbrust, ihre Schußsicherheit ließen sie der Büchse in vielen Fällen überlegen scheinen, zumal auch die Durchschlagskraft der Bolzen seit Einführung der stählernen Bügel für die Jagd völlig genügte. Die Büchse erschien zunächst in der Hand des Jagdherrn, um dann nach und nach sich ein weiteres Feld zu erobern. Von den blanken Waffen sei nur erwähnt, daß sich das Schwert zum Hirschfänger umgewandelt hatte, die Spieße waren zu Hirschlanzen, Bäreneisen und Saufedern geworden.

Der Umstand, daß die Jagd fast ausschließlich von den Fürsten, dem hohen Adel und der Jägerei betrieben und von diesen mit außerordentlicher Leidenschaft ausgeübt wurde, hatte die Entfaltung des höchsten Glanzes zur Folge. Natürlich wuchs auch der aufgewandte Apparat in bedenklichster Weise. Für jeden Jagdbetrieb gab es besondere Jäger, die Anzahl der zu besonderen Zwecken abgeführten Hunde stieg außerordentlich (1751 führt Heppe 21 verschiedene Hundearten auf), und das benötigte Zeug, d. h. an Netzen (Hirsch-, Sau-, Prell-, Reh-, Wolf-, Hasennetz), Tüchern (hohe, Mittel-

und halbe Tücher), Fallen, Transportkasten, Zeugwagen, Stangen, Leinen, Eisen usw. zum Aufstellen des Jagdzeuges füllte bei nur halbwegs großen Jagen einen ganzen Troß. Das größte Gewicht wurde bei den Haupt- und Festinjagen auf große Wildmassen, sowie auf möglichst abwechselungsreiche Gestaltung der Festlichkeit gelegt. Zahlreiche Kavaliere mit ihren Damen waren beim Abjagen als Teilnehmer oder Zuschauer zugegen. Tausende von Bauern mußten wochenlang in der Fron Treiberdienste tun, um das Wild aus großer Entfernung zusammenzutreiben und das Jagen ins Enge zu bringen, bis es schließlich im sog. Zwangstreiben eingestellt war. Wie umfangreich die Vorarbeiten zu einem Hauptjagen, d. h. zu einem mit einer überaus großen Menge von Wild versehenen eingestellten Jagen, oft waren, ergibt sich aus einem von Schwappach mitgeteilten, am 14. September 1769 in Württemberg veranstalteten Feste dieser Art. Vom 13. August an wurden allein zu Botendiensten 21 240 Mann verwandt, d. i. am Tage gegen 1000 Mann und 73 berittene Postillone. Zum Verfeuern des Jagens am 22. August brauchte man 2766 Klafter Holz. Als Ort des Jagens wählte man gern landschaftlich schöne Gegenden, besonders beliebt waren die Wasserjagen, bei denen das Wild ins Wasser getrieben und von Kähnen aus erlegt wurde. So wurden immer mehr Künsteleien in den Jagdbetrieb hineingetragen, das weibliche Element spielte eine immer größere Rolle, und endlich waren die Festinjagen lediglich Hoffeste geworden, die gewöhnlich Gelegenheit zur sonst schwierigeren Annäherung der Geschlechter boten. Das Jagen selbst wurde zur Massenschlächterei. Man veranstaltete auch bei besonderen Gelegenheiten Kampfjagen, bei denen Löwen, Tiger, Panther usw. eine blutige Rolle spielten, und solche furchtbaren Metzeleien wurden als Feste betrachtet, würdig, eine fürstliche Hochzeit zu verschönen.

Unter Ludwig XIV. kam die französische Parforcejagd nach Deutschland, die an vielen Höfen zu erheblichem Aufwande führte. So betrugen 1726 die Kosten der Parforcejagden in Bayern 24 062 Fl., in Württemberg im Jahre 1763 gar 34 660 Fl. Der Verlauf der Parforcejagd war kurz folgender: Zunächst bestätigten die Besuchjäger mit den Leithunden die Hirsche, welche auf einem bestimmten Reviere standen. Am Morgen des Jagdtages wurde nochmals vorgesucht und der jagdbaren Hirsche Fährte verbrochen. Nun berichteten die einzelnen Jäger dem Kommandanten der Parforce-Equipage oder dem Fürsten selbst, was an Hirschen bestätigt war. Auf dem Rendez-vous-Platze wurde ein gutes Frühstück, auch für die Jägerei, serviert und vom Herrn der Jagdhirsch bestimmt. Die Relais waren bereits in der wahrscheinlichen Fluchtrichtung ausgestellt, d. h. frische Hunde und Pferde an diese Plätze vorausgeschickt. War das erledigt, so erteilte der Jagdherr den Befehl zum Aufbruch. Der Besuchjäger, welcher den Jagdhirsch bestätigt hatte, zog nun wieder auf die verbrochene Fährte und vergewisserte sich nochmals, daß der Hirsch noch in dem Orte stand. Nun stieg alles zu Pferde, die Jägerei nahm die Meute zwischen sich, der Jagdherr und die Kavaliere schlossen sich an und alles ritt dahin, wo der Hirsch zu Holze gerichtet war. Jetzt wurde seine Connaissance angegeben, d. h. mitgeteilt, an welchen Merkmalen des Geweihes, der Fährte usw. er zu erkennen war. Darauf erfolgte der Befehl zum Sprengen (Lancieren) des Hirsches, der Jäger folgte der Fährte mit dem Hunde am Hängeseil. Stellte sich heraus, daß der bestätigte Hirsch rege geworden war, so bliesen die Jäger die Anjagdfanfare, und die Jagd nahm ihren Anfang und Fortgang, bis nach den verschiedensten Wechselfällen sich der Hirsch stellte und vom Fürsten oder einem dazu bestimmten Gaste unter feierlichem Zeremoniell, welches überhaupt bei der Parforcejagd eine große Rolle spielte, abgefangen wurde. War der Hirsch gefährlich, so hieb man ihm zunächst die Sprungsehne durch, um ihm dann den Fang zu geben. So anregend die Parforcejagd in dem geschilderten Umfange auch verlaufen konnte, so war sie doch schon in ihrem Heimatlande längst über dieses Entwicklungsstadium hinausgewachsen, bei der nach Deutschland überführten Form handelte es sich neben der Erlegung des Hirsches um die Entfaltung möglichst großen Prunkes. Außerdem wurde sie, weil bei ihrem Betriebe rücksichtslos über Feld und Flur, Gärten und Höfe mit großem Gefolge gejagt wurde, zu einer Last des ohnehin schwer bedrückten Bauern. Er hatte neben dem Schaden, den ihm das auf dem Felde äsende Wild zufügte, auch noch den durch die Parforcejagden angerichteten zu erdulden.

Eine bedauerliche Entartung der Jagd und vieler ihrer Anhänger und Anhängerinnen war das grausame Fuchsprellen, bei dem Füchse, Dächse, Hasen, Wildkatzen usw. von den Damen und Herren des Hofes auf Netzen oder schmalen Tüchern so lange in die Luft geschleudert wurden, bis sie verendeten.

Auch die eingestellten Jagen waren nicht Jagd in unserem Sinne und arteten zur Metzelei aus. Wie schon ausgeführt, wurde das Wild durch Treiber auf einen immer enger werdenden Platz zusammengetrieben, wo es durch hohe Tücher am Ausbrechen verhindert wurde. Durch Verkleinerung des sogenannten

Zwangstreibens brachte man am Abend vor der Jagd das Wild in die Kammer, d. h. noch enger zusammen; ein freier, angrenzender Lauf war zum Abschuß vorgesehen. In der Mitte des Laufes wurde ein Pavillon, der Schirm, errichtet, der für die Schützen bestimmt war. Beim Abjagen wurde das Wild durch Treiber und Hunde in den Lauf vorgetrieben und hier erlegt. Das schönste bei diesen Jagden war jedenfalls das weidmännische Zeremoniell, welches hier zur Entfaltung gelangte. Bedenkt man, daß hunderte Stück Rot- oder Schwarzwild auf diese Weise in einigen Stunden abgeschossen wurden, so wird man die obige Behauptung nicht zu schroff finden. Man wird aber auch zugeben müssen, daß ein solcher Abschuß den viel bejammerten Wildschaden vermindern mußte.

Über die Ausübung des Anstandes und der Birsch berichtet die deutsche J. weniger ausführlich, denn zu diesen Jagdarten gehörte weder ein großer Apparat, noch besondere Organisationsgabe, doch wurden beide Jagdarten in Frankreich und England auch im späteren Mittelalter gepflegt. Die Birsch wurde gewöhnlich durch Anschleichen zweier Jäger betrieben, die sich gegenseitig unterstützten. An Stelle des früher verwandten gezähmten Rotwildes verkleidete sich auch ein Jäger als Hirsch oder Rind, oder es trat das Schießpferd oder ein gemaltes Bild an deren Stelle. Nicht selten war aber das Birschenreiten und das Anfahren in durch Zweige verblendeten Wagen.

Die Beize befand sich bereits im Niedergange, sie diente lediglich der Prunksucht und war ungeheuer kostspielig geworden. Man unterschied die deutsche oder Krähenfalknerei und die niederländische Falknerei oder Reiherbeize.

Die Umwandlung der bis zum 30jährigen Kriege blühenden Jagd in eine die Höfe ganz und gar in Anspruch nehmende Angelegenheit mußte naturgemäß auf den Jägerstand einen entscheidenden Einfluß haben. Die bei den Jägerhöfen bestellten und auf den in unmittelbarer Nähe der Residenzen liegenden Revieren tätigen Jäger wurden Hofbedienstete, die in hohem Ansehen standen, aber infolge der weitgehenden Spezialisierung des ganzen Jagdbetriebes eine einseitige Ausbildung erfuhren. Ihre Sprache, ihr ganzes Gebrauchtum wurde ins Höfische übersetzt, was diese aber an Verfeinerung gewannen — aus dieser Zeit stammen die vielen, glücklicherweise jetzt wieder beseitigten Gallicismen der Weidmannssprache —, das verloren sie an Urwüchsigkeit und Bodenständigkeit. Die oberen Jagdämter waren dem Adel vorbehalten und vielfach erblich; die Jagduniform — ebenfalls eine Folge der höfischen Verwaltung — entwickelte sich in der groteskesten Weise. Das Tragen des Hirschfängers war mit Recht dem Adel und dem Jäger vorbehalten.

Die Jagen gaben die erwünschte Gelegenheit zur Entfaltung alles höfischen Prunkes und wurden mit politischen Dingen usw. verquickt, so daß die Jagd an und für sich in den Hintergrund trat. Sie diente wie andere Einrichtungen und wie zum Teil noch heute zu Repräsentationszwecken. Es ist im ganzen ein trübes Bild, das die zweite Hälfte des Mittelalters in jagdlicher Beziehung bot, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Vorliebe der Großen für die Jagd und ihre Jünger beiden einen Ruf und ein Ansehen verlieh, an denen sie in gewisser Hinsicht noch heute zehren. Das und eine lange, abwechselungsreiche Geschichte war das einzige Vermächtnis, das in die nunmeh beginnende neue Zeit hinübergerettet wurde.

Neuere Zeit. Der altdeutsche Rechtsgrundsatz, daß die Jagdberechtigung Ausfluß des Grundbesitzes ist, war, wie gezeigt wurde, längst zugunsten der Fürsten usw. umgestoßen worden. Dieser Umstand, die Lasten, die dem Volke aus der Jagdleidenschaft seiner Herrscher erwuchsen, und die oft unmenschlichen Strafen auf Wildfrevel, sowie endlich hier nicht zu erörternde Ursachen hatten einen solchen Grimm in dem an und für sich schon wild- und jagdfeindlichen Volke aufgespeichert, daß er zum Ausbruch drängte. Während in Frankreich die Revolution wütete, begaben sich schon einzelne deutsche Fürsten des Jagdregals, aber erst das Jahr 1848 brachte auch hier den völligen Umschwung. Wie aber stets, wenn die Volksleidenschaften entfesselt werden, so richteten sie sich auch hier gegen den unschuldigen Urheber der Bedrückung, das Wild. In unglaublich kurzer Zeit hatten die Horden schießwütiger Bürger und Bauern Wälder und Fluren von allem Wilde entblößt, und es bedurfte langer Jahrzehnte, den Schaden wieder gutzumachen. Vergleicht man aber die heutigen Wildstände mit denen zu Ende des 18. Jahrhunderts, so macht man die Bemerkung, daß sich die Verhältnisse namentlich zu ungunsten der hohen Jagd sehr geändert haben. Bär und Luchs sind ausgerottet, der Wolf ist ein seltener Irrgast, während Rot- und Schwarzwild an Zahl sehr eingebüßt haben und stellenweise gar nicht mehr vorkommen. Vermehrt haben sich jedenfalls die Hasen und Hühner — besonders auch die Fasanen —, dank einer vernünftigen Hege und der Hebung des Ackerbaues. Die französische Revolution brachte in Frankreich allen Grundbesitzern das nur durch Schonzeiten und sicherheitspolizeiliche Vorschriften beschränkte Jagdrecht, was naturgemäß gleichbedeutend mit der fast völligen Ausrottung

des Wildes ist; ein Zustand übrigens, den zu beseitigen man heute sich eifrig bemüht. In Deutschland kam mit dem Jahre 1848 ebenfalls der erwähnte altdeutsche Rechtsgrundsatz zur Geltung, aber man knüpfte — mit Ausnahme von Oldenburg und Hohenzollern, hier, d. h. in H., trat erst im Jahre 1902 die Änderung ein — an das Recht der Jagdausübung die Bedingung des Besitzes einer bestimmten Grundfläche, andernfalls sind die Grundstücke zu einem gemeinsamen Jagdbezirk zu vereinigen, dessen Ertrag den Besitzern zufällt. Da die Jagdläufer wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, das ganze Land unsicher machten und den ganzen Wildstand verwüsteten, sahen sich die Regierungen sehr bald gezwungen, durch einschneidende Gesetze ihre unbegreiflichen Fehler von 1848 gutzumachen. Damit ist wenigstens einigermaßen Gewähr für die Erhaltung eines gewissen Wildstandes gegeben, wenschon er wesentlich von der Größe und Beschaffenheit des betreffenden Jagdbezirkes und seiner pfleglichen Behandlung abhängt.

Aus dem Jagdbetriebe sind die Jagen im Zeuge sowie die Parforcejagd und Falkenbeize in der Hauptsache verschwunden, die beiden ersteren haben sich — erfreulicherweise — noch an einigen Höfen erhalten; es blieben die Birsch, Suche, der Anstand und die Treibjagd. Damit hat die Jagd zur Hauptsache wieder den hohen Standpunkt erreicht, nur um ihrer selbst willen ausgeübt zu werden, wenn auch der Nutzwert des Wildes mehr und mehr in Rechnung gestellt werden mußte. Man wäre fast versucht, der heutigen Zeit in jagdlicher Beziehung die Palme zuzuerkennen, wenn nicht der persönliche Mut und die Entschlußfähigkeit, zwei der edelsten männlichen Eigenschaften, beim heutigen Jagdbetriebe fast gänzlich ungeübt blieben. Immerhin darf man der Jagd von heute einen hohen ethischen und nationalökonomischen Wert nicht absprechen, sie war und ist der Ausfluß eines männlichen Betätigungsdranges, wie er schöner und edler kaum gedacht werden kann, und bedeutet für die Volkswirtschaft eine durchaus nicht geringe Einnahmequelle. Man schätzt den Ertrag an Wildbret, Bälgen usw. für Deutschland und Österreich (Zisleithanien) auf jährlich mindestens 150 Millionen Mark, wovon Hasen und Hühner den größten Teil erbringen. Die Pachtsummen lassen sich nicht annähernd berechnen, jedenfalls aber sind es gewaltige Beträge; die Jagdscheine brachten allein in Preußen 1903 dem Staate 2¼ Mill. Mark.

Der Berufsjäger ist in der Hauptsache Forstmann geworden, dem die Fürsorge für den Wald, jenen kostbaren Besitz eines Landes, am meisten am Herzen liegt; er ist dabei aber auch ein verständiger Wildheger, für den der Abschuß nur ein Mittel zur Verbesserung des Standes bedeutet. Er sollte es aber in höherem Maße als eine Ehrenpflicht betrachten, ein recht tüchtiger Weidmann zu werden und zu bleiben und sich der Vorväter würdig zu erweisen. (Hinsichtlich der in dieser Skizze nur gelegentlich angedeuteten Jagdwaffen und des umfangreichen Schriftwerkes in jagdlicher Beziehung s. *Gewehr d. Jägers* und *Jagdliteratur*.)

Es scheinen demnach alle Vorbedingungen gegeben, daß die Jagd auf absehbare Zeit hinaus nur als ein Mittel zur fröhlichen Bewegung in reiner Luft, zu eingehender Naturbeobachtung und zur Erholung von anstrengender Berufsarbeit erhalten bleibe. Sie möge wachsen, blühen und gedeihen!

Jagdgesellschaft, eine Mehrheit von Personen (Verein, Genossenschaft), die sich zum gemeinschaftlichen Betriebe der Jagd zusammentut. In den meisten Jagdgesetzen ist die Zahl der Pächter von Gemeindejagden, oft auch von Eigenjagden, beschränkt; die preußische Jagdordnung läßt in § 22 Ziff. 2 die Verpachtung der Gemeindejagd an eine J. von unbeschränkter Mitgliederzahl zu.

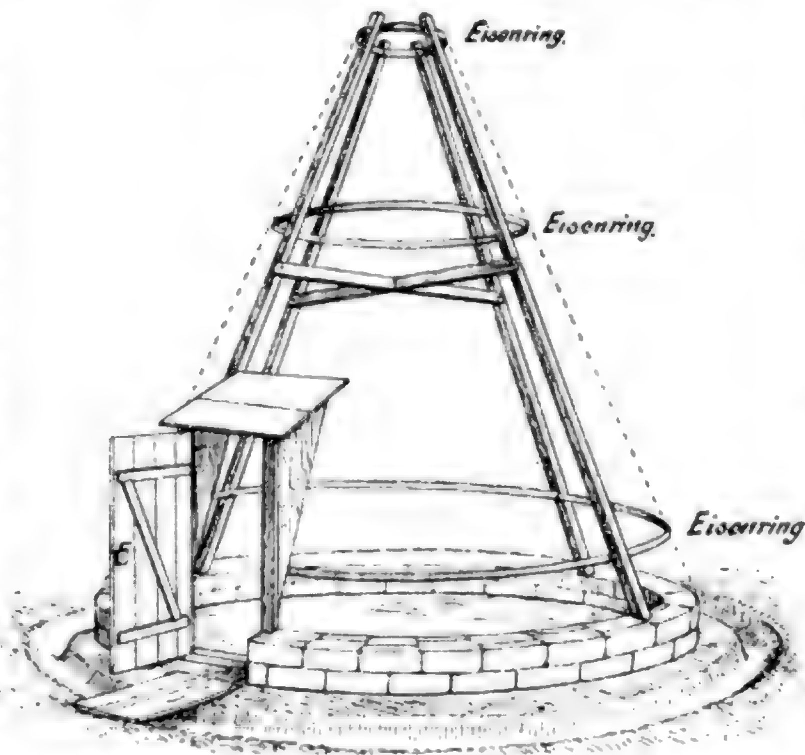
Jagdgewehr s. *Gewehr des Jägers.*

Jagdgläser s. *Feldstecher* und *Zielfernrohr.*

Jagd, große (großes Weidwerk), die Jagd auf das zur hohen Jagd gehörige Wild im Gegensatz zu kleiner Jagd, kleinem Weidwerk oder Niederjagd, der heute allgemein üblichen Bezeichnung (s. *Jagdeinteilung*).

Jagdhaus (Blockhaus, Jagdhütte, Birschhütte), nach Geschmack und Geldbeutel des Besitzers manchmal als elegante Villa im Schweizer-, Blockhaus- oder norwegischen Stile oder als einfacher Unterkunftsraum eingerichtet; dient als zeitweilige, vollständige Wohnung oder als gelegentliche Wohnstätte zu Jagdzeiten. Manchmal ist auch noch ein *Unterkunftsschuppen* für Pferde vorgesehen. Unbedingt notwendig ist in der Nähe eine Quelle oder ein Brunnen. Auf jeden Fall ist eine Heizvorrichtung in Form eines sog. Kanonenofens mit Kocheinrichtung empfehlenswert. Ein einfacher Schrank enthält Koch- und Eßgeschirr. Für zusammenklappbare Betten sind die notwendigen Strohsäcke, Matratzen und Decken vorhanden. Ein Vorrat trockenen Holzes lagert in einer Ecke. Unter einer Falltür ist an der Nordseite ein Keller; an den Wänden sind viele Haken und Leinen zum Trocknen naß gewordener Kleidungsstücke vorzusehen. Jagdliche Wohnstätten werden massiv aus Brandsteinen, einfach aus Holz und aus Wellblech gebaut. Auch Jagdzelte werden verwandt. Sie sind feststehend, abbrechbar oder auf Rädern

stehend im Ganzen transportabel. Empfehlenswert sind die transportablen, zerlegbaren Holzhäuser, die hygienisch die besten Wohnstätten sind, vor den Steinbauten den Vorzug leichter Ortsveränderung, aber den Nachteil der Feuersgefahr und der begrenzten Haltbarkeit besitzen. Zahlreiche leistungsfähige Fabriken fertigen vom einfachsten Holzhaus bis zum luxuriösesten, norwegischen Blockhaus diese jagdlichen Unterkunftsräume in vielen Systemen an. Ein einfacher und billiger Unterkunftsraum ist die Jagdköte, deren Bau die beistehende Skizze zeigt. Die Außenseite wird mit leicht angehefteter Dachpappe belegt, die man mit dachziegelig übereinander lagernden Rindenstücken verblenden kann. In der Mitte der Köte befindet sich die Feuerstätte für Holzkohlen und ringsherum drei selbstgezimmerte Pritschen mit Strohsäcken und Strohkopfkissen nebst wollenen Decken.



Gerüst einer Jagdköte.

Jagd, hohe, die Jagd auf Hochwild (s. *Jagdeinteilung*).

Jagdhoheit, zur Zeit der Territorialherrschaft in Deutschland das Oberaufsichtsrecht des Staates über die Ausübung der Jagden mit der Befugnis, sie zu gewissen Zeiten zu verbieten. Die J. wurde aus dem landesherrlichen Wildbann abgeleitet auf Grund der Annahme, daß der Landesherr Eigentümer des gesamten Grundes und Bodens sei. Die J. entwickelte sich später zum Jagdregal.

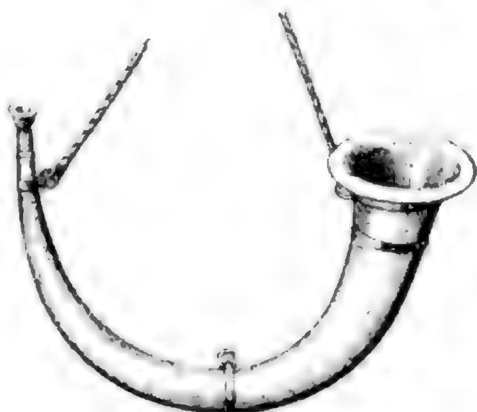
Jagdhorn. Früher hatte man das Flügelhorn oder den Halbmond, das Waldhorn und das Parforcehorn. Das Flügelhorn wurde auf den Flügeln der Treiben geblasen, weil es einen sehr durchdringenden Ton hatte, das sanftere Waldhorn mehr bei Fanfaren in der Nähe der Jagdherren, Schützen usw.; beide Hörner wurden an mehr oder weniger reich verzierten Bandelieren, den Hornfesseln, an der rechten Seite mit den Schallbechern nach vorn getragen und hatten keine Ventile, die Töne mußten daher durch Stopfen des Schallbechers mit der rechten Faust moduliert werden. Sie sind jetzt nicht mehr in Gebrauch, sondern zur Signalabgabe durch kleine, gewundene, ventillose Hörner, für mehr beanspruchende Zwecke durch größere, gewundene Ventilhörner ersetzt. Das Parforcehorn ist aber noch das alte geblieben, hat nur zwei Windungen und ist so groß, daß der Kopf und rechte Arm des Jägers durchgesteckt und es ohne Bandelier über der Schulter getragen werden kann. In alten Zeiten bediente man sich zu Signalzwecken der Hifthörner oder Zinken, die aus Stierhörnern mehr oder weniger kostbar gearbeitet waren; in grauer Vorzeit diente das rohe, an der Spitze einfach abgesägte Stierhorn diesem Zweck.

Jagdhund, ein zur Jagd brauchbarer Hund (s. *Hund*). Die J. werden eingeteilt in *Schweisshunde* (Hannoversche, Bayerische Gebirgsschweißhunde), jagende Hunde (deutsche: *Bracken, Dachsbracken;* englische: *Fuchshunde;* französische: glatthaarige und rauhhaarige *Bassets;* schweizerische: Aargauer, Berner, Luzerner, gewöhnliche *Laufhunde),* Hetzhunde (Barsois, *Windhunde,* Hirschhunde), Stöber- und Apportierhunde (deutsche: *Wachtelhunde;* englische: *Spaniels, Retrievers), Vorstehhunde* (deutsche: kurzhaarige, langhaarige, rauhhaarige; englische: Pointer, Setters; französische: Griffon), Erdhunde (*Dachshunde, Foxterriers*).

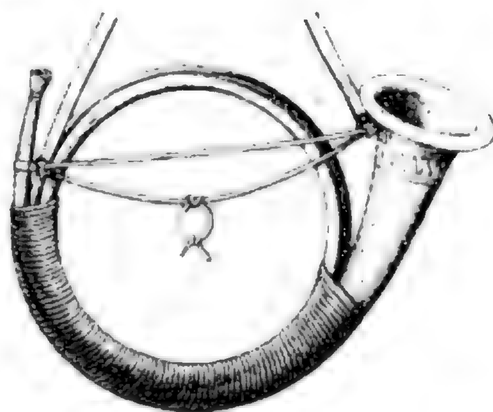
Jagdhütte s. *Jagdhaus.*

Jagdjunker, jüngere Edelleute, die sich ehrenhalber dem Jagddienst widmen und Fürsten und Herren persönliche Dienste während der Jagd leisten. Die Bezeichnung kommt heute wohl nur noch in Mecklenburg als Titel für adlige Anwärter der höheren Forstlaufbahn vor.

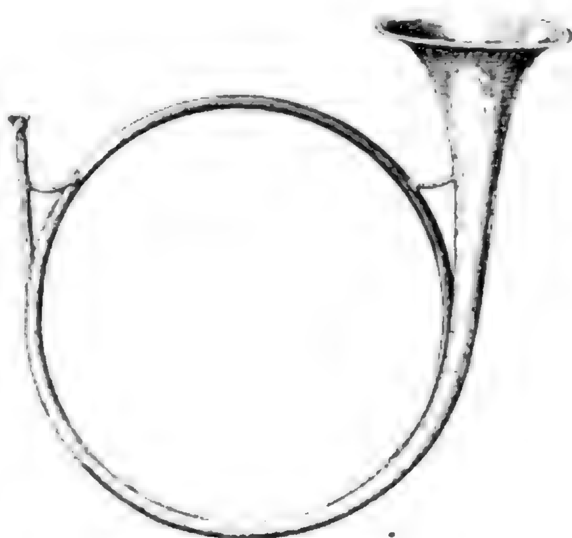
Jagd- und Waldhörner.



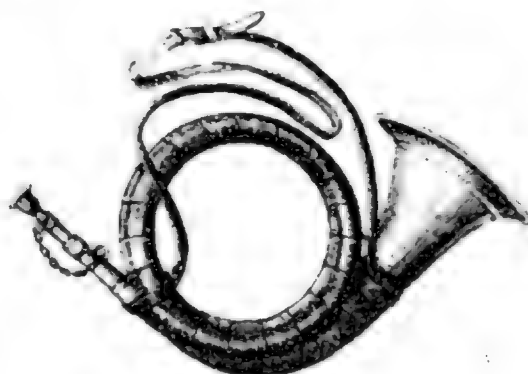
1. Flügelhorn oder halber Mond.



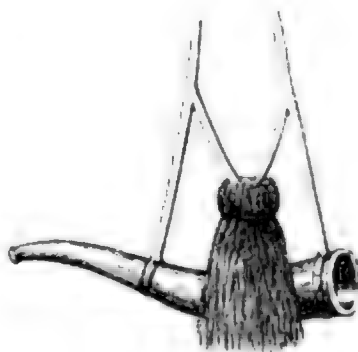
2. Großes Jagdhorn.



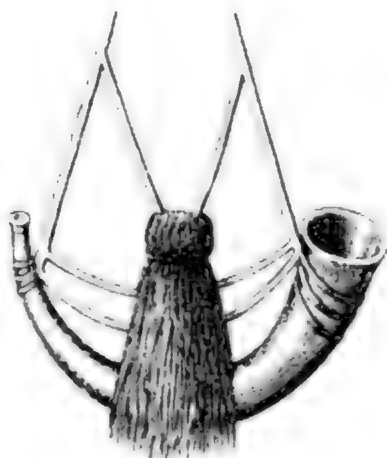
3. Parforcehorn.



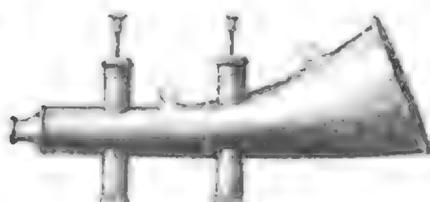
4. Fürst-Pleß-Horn.



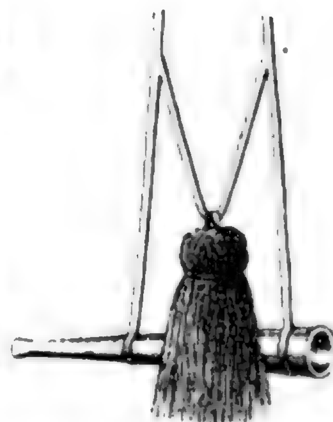
6. Rübenhorn.



5. Mittelhorn.



7. Hupe.



8. Zinken.

Jagdkalender, ein Kalender, der die Verrichtungen des Jägers, die Schonzeit des Wildes und sonstiges Bemerkenswertes enthält. Die Schonzeit ist auch meist auf den Jagdscheinen angegeben.

Jagdkanzel s. *Kanzel.*

Jagdkarte s. *Jagdschein.*

Jagdkleidung s. *Jägerkleidung.*

Jagdkunst. Mit Jagdkunst bezeichnet man heutzutage im allgemeinen den Darstellungskreis der bildenden Kunst, welcher die Jagd, das Wild und die Jäger zum Gegenstande hat. — Es muß aber auch erwähnt werden, daß Musik und Poesie dem Jagdbetriebe manchen Stoff, manches Thema entlehnten (Jägerlieder, Jagdfanfaren, Gedichte, welche das Weidwerk verherrlichen).

Die bildende Kunst schenkte fast zu allen Zeiten der Jagd Beachtung. Doch kann von einem selbstbewußt und konsequent ausgebeuteten Darstellungsgebiet im Altertum erst bei den Römern der Kaiserzeit, in der modernen Geschichte seit dem 16. Jahrhundert die Rede sein.

Die ersten bildnerischen Äußerungen des Menschen galten neben dem Weibe der Jagd. Der prähistorische Mensch, der inmitten einer feindlichen Natur als Jäger lebte, hinterließ Darstellungen der von ihm beobachteten und bekämpften Tiere. Es sind das vornehmlich in Horn oder Stein geritzte Zeichnungen, die durch ihre unbeirrte Auffassung verblüffen und geradezu Belege für die Naturwissenschaft bilden. Weit roher sind die Zeichnungen der auf niedriger Stufe stehen gebliebenen Naturvölker, die auch mit Vorliebe die Jagd behandeln.

Die Kunst der alten Kulturvölker stand — eine jede für sich — im Dienste der neuen Ideenbildungen. Eine gewisse Schilderung des zeitgenössischen Lebens gab es nur nebenbei. Sie galt zunächst der Beschäftigung der Könige und zog erst allmählich weitere Kreise. Die führende Kunst im Altertum war die Plastik, doch geben die spärlichen Reste eine zu geringe Vorstellung von der Malerei.

Die hohe Kunst der Ägypter schuf ganz im Sinne ihrer religiösen und gedanklichen Veranlagung. Der Natursinn unterwarf sich einer Formensprache, die auch jagdbare Tiere, von denen es hochentwickelte plastische Darstellungen gibt, in feierlich vereinfachter Gestalt erscheinen läßt. Näher dem Leben kommen Tierkämpfe und Jagdszenen, die man an den Wänden von Grabkammern und Palästen fand.

Die erste große Darstellung einer Jagd ist uns in einer jüngeren Kunst, der assyrischen, erhalten, die eine viel sinnenfreudigere Sprache redet. Es sind die berühmten Reliefs der den König Assurbanipal (Sardanapal) verherrlichenden Löwenjagd. Doch auch dieses Werk wird von symbolischem Sinne getragen. Der König mit seinem Gefolge verkörpert in jeder Linie die Furchtbarkeit der Macht, das noch im Sterben Schrecken einflößende Ungestüm der Bestien erhöht den Triumph des königlichen Jägers. Verwandt an Ausdruckskraft und Naturbeherrschung, doch frei von dem orientalisch gewalttätigen Geist sind die auf Waffen und Luxusgegenständen angebrachten Jagddarstellungen, die sich in den Palästen von Dynastien des mykenischen Kulturkreises fanden.

Für die Kunst der Griechen, die einen bis dahin unbekannten Begriff der Menschlichkeit entwickelten, war die Darstellung des schönen Menschen das bestimmende Thema. Die Menschengötter der Mythologie und des Heroentums, ihre Taten und auch die Tätigkeiten des Lebens, die der Vervollkommnung galten, stellten die Aufgaben der Kunst. Hierher rechnete die Jagd nicht. Wohl aber fand sie mit anderen Gebieten des Lebens ihren Niederschlag in den die Vasen schmückenden Bildern. Auch bürgerliche Denkmäler, wie die Grabmonumente, zeigen den Jäger. Die zum Hellenismus entwickelte Kunst erweiterte auch den Kreis der Darstellungen. Aus dieser Zeit sind uns berühmte Hundeplastiken erhalten.

Der realistische Sinn der Römer endlich, der Erben der griechischen Kulturformen, wollte auch das Treiben der zeitgenössischen Menschheit veranschaulicht sehen. So entstand damals zuerst eine bürgerliche Kunst. Auf Wandgemälden und Mosaiken reicher Privathäuser hat man verschiedentlich die damals geübten Jagdarten dargestellt gefunden.

Durch die Umwälzungen der Völkerwanderung war die antike Kulturwelt vernichtet worden. In den sich nun entwickelnden europäischen Staatengebilden erwuchsen erst allmählich aus der Rauheit der Lebensbedingungen neue Kulturformen, und damit auch eine Kunst. — Die im Orient anfangs unter glücklicheren Bedingungen blühenden Künste, die jagdgeschichtlich viel Interessantes bieten, können hier nicht berücksichtigt werden, ebensowenig wie die Kunst Ostasiens. — Da die Kirche zunächst die einzige Patronin der Kunst war, so bestimmte sie die Aufgaben und beeinflußte den Stil. Erst als die neue höfisch ritterliche Bildung auf den Schlössern eine auch dem Luxus geneigte Gesellschaft versammelte, wurden den Malern weltliche Aufgaben gestellt. Auf Schloß Runkelstein in Tirol und in der Burg der Päpste in Avignon sind uns aus dem 14. Jahrhundert Wandgemälde erhalten, die höfische Jagden darstellen. Es sind historische Dokumente,

die allerdings den unvorbereiteten Beschauer durch ihre zartlinige, man möchte sagen weltfremde gotische Kunstsprache befremden. Doch auf dem religiösen Bilde selbst bereitete sich der Umschwung zu einer neuen Kunstepoche vor. Der ständig steigende Wirklichkeitssinn der Künstler drängte zu einer vielseitigeren Darstellung der Natur, und die entstehende breitere soziale Schichtung der Nationen unterstützte diesen Realismus. Im 15. Jahrhundert macht sich die Wirklichkeit keck im Kirchenbilde breit; im 16. Jahrhundert dann sondern sich die Gebiete. Frische, treffende Studien widmet schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Oberitalien Vittore Pisano (1380—1456) den Tieren des Waldes und den Jagdhunden. Sein Bild des heiligen Eustachius [Hubertus] im Walde vereinigt seine Erfahrungen. Doch kommt Italien später für die Jagdkunst nicht mehr in Betracht. In Deutschland, das in der Kulturentwicklung erst in einem Abstand von Jahrzehnten folgt, gibt Albrecht Dürer (1471—1528) seinen Kupferstich des heiligen Eustachius erst um die Wende des 16. Jahrhunderts. Doch ist hier auf Pferd und Hunde fast mehr Wert gelegt als auf das Wild. Allbekannt ist ja der „Feldhase", die meisterhafte Tuschzeichnung von 1502. Noch mehr Naturliebhaber, wenn auch unkorrekter in der Beobachtung und geringer im Können, war Lucas Cranach (1472—1553). Viele seiner Blätter sind mit den Tieren des Waldes belebt. Diese fehlen auch nicht auf den Paradiesbildern; ja, der andächtig im Walde sitzende Hieronymus wird von aller Art Wild besucht. Berühmt ist die mit Jagdtieren in Federzeichnung geschmückte Seite im Gebetbuch Kaiser Maximilians. Von diesen idyllischen Darstellungen abgesehen, hat Cranach auch eine große Hirschjagd in Holz geschnitten. In seiner Stellung als Hofmaler spielte die Verherrlichung der Jagd eine Rolle. Auch in Burckmairs (1473—1531) graphischem Werk ist die zeitgenössische Jagd vertreten.

Die Künstler entdeckten zu dieser Zeit alle Gebiete des Lebens, an die zu rühren man bis dahin gar nicht gedacht hatte, Wald und Jagdleben wurden ein Lieblingsthema der Deutschen. Zahlreiche Studienblätter bezeugen das. Doch reine Jagdbilder zu malen, daran dachte man noch nicht. Der neuen Buchdruckerkunst, die mit der immer größeren Entwicklung ihrer Mittel in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr belehrende Tendenzen verfolgte, verdanken wir Jost Ammans Jagdbuch von 1582, welches das Leben des Wildes und alle Arten der damals gebräuchlichen Jagd im Holzschnitt illustriert.

Im Zeitalter des Barock, als Deutschlands Wohlstand durch den Dreißigjährigen Krieg vernichtet wurde, saßen die tonangebenden Künstler in Belgien und Holland, und damals wurde das Jagdgemälde geschaffen. Der bestimmende Impuls ging von Rubens (1577 bis 1640) aus. Seiner Kunstübung entsprechend, handelte es sich um große Bildformate, auf denen die leidenschaftlichen Momente der Jagd in Kampfgruppen veranschaulicht wurden. Die Ausführung der Tiere lag dabei in den Händen von Franz Snyders (1579—1657), welcher der eigentliche Spezialist war und der dann in seinem Jahrhundert das bedeutendste Vorbild für die Jagdmaler seiner Heimat sowie Deutschlands und Frankreichs wurde. Der Tierkampf oder die Hatz entsprach nun einmal den Anforderungen dieser Kunstschule; aber oft scheint sich der Künstler geradezu zu dieser Dramatik zwingen zu müssen. Seine vorzüglichen Stilleben und meisterhaften Studien werden dem heutigen Jagdmaler fast noch mehr zusagen als die großen Kompositionen. Jan Breughel (1568 bis 1625), ein anderer Vlame, liebt es, seine Bilder viel mit Tieren aller Art zu staffieren. In Holland, wo zu dieser Zeit das Tierbild die vielseitigste Behandlung findet, erscheint das Wild nur in den mit großer Kennerschaft gemalten Stilleben, den sogenannten Jagdtrophäen des Utrechter Jan Weenix (1640 bis 1719). Eine mehr elegante Richtung der Malerei vertrat der seiner Zeit sehr beliebte Philipp Wouvermann (1619—1668), der in der Landschaft das Treiben der vornehmen Jagdgesellschaft darstellte. Die Snyderssche Auffassung und die dieser beiden Holländer wurden für Europa maßgebend.

Der Hof Ludwigs XIV. brauchte verherrlichende Darstellungen der großen königlichen Jagden, die Höfe Deutschlands ahmten nach. Doch will man einen Franzosen nennen, der den Namen eines Jagdmalers verdient, so sei es der vielseitige François Desportes (1661—1743), der durch seinen Geschmack und den unbestechlichen Wirklichkeitssinn noch heute entzückt. In Jean Baptiste Oudry (1686—1755) hatte er einen vorzüglichen Nachfolger.

In Deutschland stand es in diesem 17. Jahrhundert schlimm. Der große Bedarf wurde meist durch unbedeutende Leistungen gedeckt. Karl Andreas Ruthard, der in den sechziger Jahren im Geiste der Snyderschen Vorbilder schuf, ist wohl der beste Name. Außer ihm seien noch Mathias Scheits (etwa 1640—1700) und August Querfurt (1696—1761) genannt. An den Höfen sehr geschätzt, vor allem auch als Hunde- und Pferdemaler, waren die Brüder Johann Georg Hamilton (1672—1737) und Philipp Ferdinand Hamilton (1664—1750)

die namhaftesten Vertreter dieser aus Schottland stammenden Künstlerfamilie.

Im 18. Jahrhundert griff unter dem Einflusse Frankreichs eine spirituelle, der Kraft abholde, fast feminine Kunsttendenz um sich. Das Thema der Jagd wurde am liebsten in so preziöser oder sentimentaler Art behandelt, wie es berühmte Porzellangruppen jener Zeit zeigen. Da hatte das ärmere Deutschland wenigstens den Vorzug, natürlicher und wärmer empfindend zu sein. Dieses Jahrhundert gebar ja zugleich die Naturwissenschaften. Die berühmten Kupferstichwerke des Schwaben Johann Elias Ridinger (1698—1767) spiegeln all diese Zeittendenzen wieder. Sie waren für die Epoche überzeugend und schienen schlagend in ihrer Naturtreue. Ein Hauptwerk Ridingers sind die 40 Blätter von 1736. Ridinger, selbst Jäger und leidenschaftlicher Waldfreund, will bei aller Objektivität doch stark die von ihm empfundene Poesie im Dasein der Tiere in seine Blätter bringen. Wir sehen heute eine gewisse Gespreiztheit in den Gliedmaßen und Verbildungen der Formen, die den sein Wild genau kennenden und beobachtenden Weidmann von heute nicht zur vollen Schätzung dieser künstlerisch oft hochstehenden Blätter kommen lassen.

Die Kunst des ausgehenden 18. Jahrhunderts steht vor dem Gefühl, eine Zeit der Unnatur überwinden zu müssen, aber man schlägt den Umweg über den Klassizismus ein. Erst im 19. Jahrhundert entsteht wieder eine realistische Kunst, die fortschreitend alle Themen des Lebens ergreift und deren Ideal es ist, dem Gegenstand und der Stimmung nach möglichst treu zu charakterisieren. Für Deutschland, das seit zwei Jahrhunderten keine namhafte Kunst besessen hatte, bedeutete dies geradezu eine zweite Renaissance. Ganz neue Bahnen schlug im 19. Jahrhundert die Landschaftsmalerei ein; die Jagdmalerei kann man von nun an nur im engen Anschluß an sie betrachten. Während der Landschafter früher nach Studien im Atelier malte und eine weitgehende Übersetzung, vor allem der Farbe, ihm nötig erschien, rückt er jetzt ins Freie, um im Ringen mit Form und Farbe sein Bild zu gestalten. Der Jagdmaler wird nicht wie früher das Wild zu mehr oder weniger künstlichen Gruppen vereint malen, sondern er gibt Feld und Wald vom Wilde belebt. Doch auch um die Tiere selbst gut darzustellen, bedurfte es ganz neuer Arbeit.

Das durch den im Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommenden Rennsport angefeuerte Rasseverständnis der Pferdemaler kam auch zugleich der Darstellung der Hunde zugute, womit man schon in den Interessenkreis der Jäger gelangte. Der Engländer Landseer (1802—1873) war ein berühmter Hundemaler. Bei uns seien Franz Krüger (1797—1857) in Berlin, Franz Adam (1815—1886) in München und später Steffeck (1818—1890) in Berlin als Pferde- und Hundemaler genannt. Das Hauptkapitel der Tiermalerei im 19. Jahrhundert gilt anfangs den Tieren der Landwirtschaft; das Wild selbst nahmen mehr Zeichner zum Gegenstand. Der Holzschnittillustrator Guido Hammer (1821—1898) sei hier genannt, auch Steffeck erscheint als Illustrator in v. Winterfeldts Bildern aus dem Jägerleben. Die ersten Maler des Wildes waren keine Spezialisten, wie übrigens auch später oft die besten Leistungen von bedeutenden Künstlern stammen, die sich nur gelegentlich diesem Gebiete zuwandten. In Frankreich muß vor allem Courbet (1819—1877) genannt werden, dessen Rehe und Jagdstilleben Meisterstücke der Malerei sind. In Deutschland überrascht Ferdinand von Rayski (1807—1890) durch ein paar große Wildbarstellungen, von denen die berühmten Wildschweine die Möglichkeit des großen Snyderschen Genres in modernem Geiste zeigen. Die Münchener Schule, mit dem bekannten Jäger von Wilhelm Leibl (1844—1900), die norddeutsche Richtung mit Ludwig Knaus (1829—1910), Paul Meyerheim (geb. 1842) und anderen liefern verschiedene Beiträge.

Beim Auftreten der ersten Jagdspezialisten standen die Beobachtungen der Landschafter im Freien vor ihrem letzten Wendepunkt. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kam man dazu, die Farbenstimmung der Natur unter dem Wechsel des Lichts, aus dem die Tagesstunden abzulesen sind, und unter der verschiedenen Wirkung des Wetters darzustellen. Niemand kann hier genauere Kenntnisse erwerben als der Jäger, und man wird später gewiß einmal von Jagdlandschaftern sprechen. Diese Maler schufen oft Dinge, die ohne Vorgeschichte sind. Aber auch die Darstellung der Tiere selbst brachte unglaubliche Verfeinerungen gegenüber der Blüteperiode im 17. Jahrhundert, gegenständlich vor allem in der farbigen Erscheinung, dann aber — ganz neu — auf dem Gebiete des Biologischen. Man findet das Leben und Wesen der Tiere und ihr Verhalten bei der Jagd aufs eindringlichste beobachtet. Manche Maler, die sich ausschließlich als Tierdarsteller fühlen, haben die Neigung, von der Landschaft mehr abzusehen und das Interesse auf das Tier selbst zu konzentrieren. Sie können dabei (da es in dieser Zeit keinen Typus des reinen Jagdtierbildes ähnlich dem des

17. Jahrhunderts gibt) leicht in die Gefahr geraten, als Gemälde ein Zwitterding zu schaffen, während sie in ihren Zeichnungen und Studien vorzüglich sind. Eine Unsumme von ehrlicher Arbeit steckt in den Leistungen dieser letzten Zeit.

In dem die Jagdkunst der modernen Völker behandelnden Teil ist bisher nur von Zeichnung und Malerei die Rede gewesen. Ihren umfassenden Darstellungsmöglichkeiten gegenüber tritt auch die Bedeutung der plastischen Kunst für unser Thema sehr zurück. Nach Ablauf des Mittelalters steht sogleich am Anfang der weltlichen Plastik die nicht an die monumentalen Gesetze gebundene, mehr der subtilen Schilderung zugängliche Kleinplastik, deren Begründer der Italiener Andrea Riccio (1470—1532) war. Auch Benvenuto Cellinis (1500—1572) berühmte Diana von Poitiers ist der Phantasie eines Kleinplastikers entsprungen.

Die Barockplastik, die im Zusammenhang mit der fürstlichen Schloß- und Gartenarchitektur Statuen und Gruppen zu schaffen hatte, ist recht eigentlich dekorativer Natur. Hier findet man viel den Jagdbetrieb verherrlichende Darstellungen. Auch zum Schmuck der Portale und Innenräume waren Jagdmotive sehr beliebt. Elfenbeinschnitzereien, Gläser und andere Gegenstände der Kleinkunst zeigen, wie sehr die Jagd die dekorative Phantasie im 17. Jahrhundert beschäftigte bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Die Bastellischen Porzellangruppen der Nymphenburger Manufaktur stellen einen Höhepunkt des Rokokogeschmackes dar.

Das 19. Jahrhundert mit seinen gründlichen, ernsten Bestrebungen auf allen Gebieten brachte auch eine Neubelebung der Tierplastik. Der Klassizismus knüpfte an antike Vorbilder an, wie überhaupt aus Mangel an einer reichen Tradition auch später oft Schöpfungen der alten Kulturvölker Einfluß üben. Leidenschaftliche moderne Werke sind die Tierplastiken des Franzosen Antoine Louis Barrye (1795—1875). Eine spezielle Jagdplastik trat erst mit dem Zunehmen der Jagdmalerei ins Leben. Sie scheint aber ihr Bestes bisher in Kleinarbeiten geleistet zu haben.

Nun seien noch die bekanntesten zeitgenössischen Jagdkünstler und ihre Vorgänger namhaft gemacht. An erster Stelle müssen wir Christian Kröner (1834—1911) und Johann Christian Deiker (1822—1895) nennen, die eine Zeitlang für die deutsche Jagdmalerei beinahe alles bedeuteten und Schule machten, was besonders von Kröner gilt. Von ihren Staffeleien nahm das moderne Jagdbild seinen Weg zur grünen Gilde einerseits, zu den Nachstrebenden andererseits: das Wild im Revier, in allen Phasen seines Daseins, in allen seinen Beziehungen zum Heger und Jäger. Es erübrigt, sich weiter hierüber zu verbreiten. Der Beschauer verlangt, daß die Landschaft fast gleichwertig behandelt wird. Daneben werden auch Bilder gewürdigt, die sich mehr mit dem Wilde allein befassen, ähnlich wie wir es bei Snyders, bei F. von Rayski („Wildschwein") sehen und bewundern.

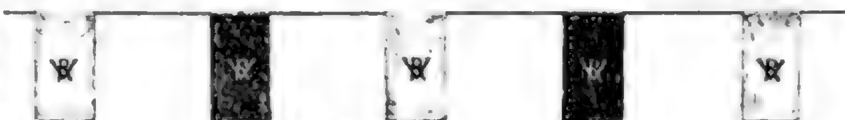
Nach 1870/71 nimmt in Deutschland die Zahl der Jagdfreunde erheblich zu, und damit wächst die Reihe der Liebhaber von Jagdbildern lawinengleich. Und so verlegen sich denn mehr und mehr Künstler (und solche, die es sein möchten) auf die Jagdmalerei; wir erleben eine „Überproduktion", speziell an Bildern. Das ist nicht wegzuleugnen. Wirkung erzeugt Gegenwirkung: Angesichts der vielen Spreu unter dem Weizen verhält sich die Kritik meist schweigend oder gar ablehnend — oft in übertriebener Weise, auf allzu hohem Kothurn einherschreitend, was in den Kunstplaudereien der „Deutschen Jäger-Zeitung" wiederholt gebührend beleuchtet worden ist.

Alles in allem können sich die Deutschen vor anderen Nationen, wie als weidgerechte Jäger, so als Jagdmaler, ohne Überhebung getrost sehen lassen. Auch die Jagdplastik leistet gegenwärtig alles, was man wünschen mag. Kurz und gut: Wir dürfen uns rühmen, einen Kreis von Künstlern zu besitzen, auf deren Werke die Jäger, ja die ganze Nation mit Recht stolz sein können. Hocherfreulich ist es, festzustellen, daß neuerdings immer feineres Verständnis in die große Masse der Jagdkunstfreunde dringt, daß unser Fachpublikum Kunstwerke höheren Wertes vom Kitsch unterscheiden lernt.

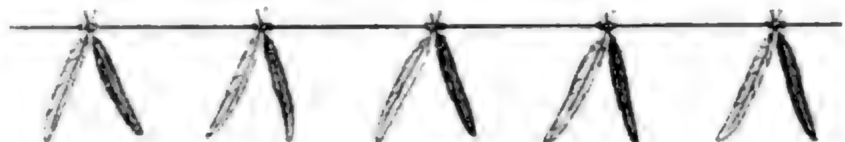
Aus der Zahl zeitgenössischer Jagdkünstler mögen hier unter anderen noch erwähnt sein — Maler: Graf Brühl, Drathmann, Fikentscher, Friese, Hünten, Kappstein, Georg Koch, Kuhnert, von Maffei, Mühlig, Otto, von Pausinger, Recknagel, A. Richter, Schmitzberger, Specht, Sperling, Freiherr von Stenglin, Thiele, Ungewitter, Wagner, Zimmermann. Ihnen schließt sich eine Reihe trefflicher Illustratoren an. — Bildhauer: Gaul, Korn, Pfretzschner, Pallenberg, Rusche, Vordermayer. — Von Ausländern an erster Stelle der Schwede Liljefors, dann Thoma-Blinks, Gélibert, Thorburn. Diese Aufzählungen sollen keineswegs erschöpfend sein.

Eine erweiterte Liste von Namen findet sich in Oberländers „Lehrprinz", II. Aufl., Seite 23 und in dem Aufsatz „Die Jagdkunst" von E. E. Leonhardt in der Deutschen Jäger-Zeitung Bd. 61.

Jagdlappen (Lappen), 50 cm lange und 10 cm breite, gesäumte Leinwandstreifen von waschechter roter, gelber, weißer und blauer Farbe, die je nach der Wildart in Abständen von 0,5 bis 1 m abwechselnd in der bezeichneten Reihenfolge der Farbe an eine dünne, aber feste Schnur von russischem Hanf genäht sind. Um ein Einrollen der Lappen zu verhüten, sind am unteren Ende und in der Mitte je eine dünne Fischbeineinlage angebracht. Man verwendet diese Jagdlappen zum Einlappen von Rotwild, Damwild, Gemsen, Wölfen, Füchsen und Hasen, die die Lappen sehr weit äugen und fürchten. Sauen und Rehe respektieren die Lappen weniger gut. Die J. werden der betreffenden Wildart entsprechend in Augen-(Lichter-)höhe angebracht und wenn nötig, z. B. bei Rotwild und Füchsen, so gedoppelt, daß die Lappen der oberen Leine über den Zwischenräumen der unteren Lappen hängen. Diese leicht transportablen und bequem an Zweigen oder vorher eingestoßenen Stellstäben anzuhängenden Lappen machen die früheren schweren Tuch- und die wenig nützenden Federlappen entbehrlich. Die Lappen werden vor der Jagd von *Haspeln* ab- und nach der Jagd wieder aufgewickelt. Zu je 2000 lfd. m Lappen gehören 4 Haspeln, 1 Träger und 1 Leibgurt. Drei Mann sind imstande, in 2 Stunden 7,5 km, also eine deutsche Meile Länge, zu verlappen. Vorn geht ein Mann, der Träger, Haspel mit Lappen und Leibgurt hat, als zweiter folgt der Mann, der in 60 bis 70 Schritt Entfernung die Lappschnur über Äste oder auf Stellstäbe legt bzw. wickelt, und als dritter einer, der Reservehaspeln mit Lappen trägt. Wird rechts und links von einem für den Verkehr offen zu haltenden Weg gelappt, so werden an seinen beiden Seiten sog. *Kulissen* auf 50 bis 70 Schritt Länge gerichtet. Hauptbedingung beim Lappen ist es, stets eine möglichst große Fläche, z. B. für Rotwild 1 bis 2 qkm, auf allen Seiten einzulappen und die Lappen derart aufzuhängen, daß das Wild sie so früh und so weit wie möglich äugen kann. Das Wild, besonders Rotwild, darf man in den Lappen nicht treiben, sondern nur anregen. Bei Hasentreiben auf dem Felde werden für 10 Schützen vor der Jagd Parallelstreifen von je 700 m Breite abgesteckt und durch Strohwische bezeichnet. Bei der Länge von 1 bis 2 km werden 3000 bis 6000 m Lappen gebraucht. Hiermit werden vor Beginn der Jagd die beiden ersten Treiben (also 3 Reihen) in der Richtung der Strohwische durch Aufhängen der Schnur auf 1 m lange Stellstäbe verlappt. Nachdem 10 Mann das erste Treiben getrieben haben, nehmen sie die erste Lappenreihe ab und hängen sie in die nächste Reihe der Strohwische als zweite Seite des dritten Treibens auf, während 10 andere Leute den zweiten Trieb treiben. Man benutzt diese Lappen auch, um zur Verhütung von Wildschaden Wild vorübergehend vom Austreten auf Feldfluren oder Jagden, die von Aasjägern beschossen werden, zu verhindern. — Der Ausdruck „durch die Lappen gehen" rührt von dieser Vorrichtung her.



1. Tuchlappen.



2. Federlappen.

Jagdliteratur. Das älteste schriftliche Dokument der Jagdausübung in Deutschland findet sich im „Nibelungen-Lied" (erstmalig zu Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts zusammengestellt), wo man gleich mit einem hohen Standpunkt der Jagd bekannt gemacht wird. In dem Gesang „Wie Sifrit erslagen wart" wird erzählt, daß Siegfried, von einer genossen gemachten Bracke und einem erfahrenen Weidgesellen begleitet, jagte. Die für die hohe Jagd gebrauchten Hunde waren süsen oder bracken, hessehunde oder triphunde und leithunde oder suochhunde. Einen weiteren hochwichtigen Beleg für die Jagdausübung des frühen Mittelalters bietet das Minnelied „Tristan und Isolde", das in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts (1210?) durch Gottfried von Straßburg die jetzige Gestalt erhielt. Von den 1150 und 1170 entstandenen Teildichtungen sind uns leider nur dürftige Bruchstücke erhalten geblieben. In den Versen 2757—3375 wird „die Jagd", besonders aber die Kunst des Zerwirkens, des Fürkie- oder Curée-Machens in meisterhafter Weise geschildert, wobei von Tristan die noch heute üblichen weidmännischen Ausdrücke gebraucht werden.

Aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt das französische Werk „La Chasse dou Serf", das dem Könige Ludwig IX.,

dem Heiligen, zugeschrieben wird. Es schildert in 324 Versen die Parforcejagd, wie sie bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts in ihrer Heimat ausgeübt wurde. Interessant ist, daß in ihm bereits die Zeichen des Hirsches Erwähnung finden; es werden ihrer drei genannt: Fährte, Losung und Himmelszeichen. Von der Fährte sind erwähnt: der Stumpf (espondo), der Ballen (talon) und die Oberrücken (les os). Diesem königlichen Jagdschriftsteller folgt sodann ein kaiserlicher, der Kaiser *Friedrich II.* (1194—1250) schrieb bezeichnenderweise über die Beize. Sein Werk erschien erst 1596 unter dem Titel „Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris, de arte venandi cum avibus, cum Manfredi regis [seines Sohnes] additionibus, ex membranis vetustis nunc primum edita" (deutsch von H. Schöpffer, Berlin 1896). Das erste Kapitel enthält eine Lobrede auf die Falkenbeize, die als die edelste Jagdart gepriesen wird; sodann folgt die Beschreibung des Körperbaues, der Lebensweise, Wanderungen der zur Beize brauchbaren Falkenarten, ihre Zähmung, Abrichtung und endlich die Beize selbst. Friedrich II. gibt an, daß er seine Kenntnisse größtenteils den Arabern verdankt. Ihm folgte der berühmte Gelehrte *Albertus Magnus* (1193—1280), der ein 1478 in Rom erschienenes „Opus de animalibus" verfaßte. Im 23. Buche desselben (de falconibus, asturibus et accipitribus) bringt Albertus in der Hauptsache einen ziemlich kritiklosen Auszug aus Kaiser Friedrichs Niederschrift, dessen Werk auch dieses Buch aus dem opus de animalibus mehrfach beigefügt wurde. Ebenfalls nur eine Zusammenstellung lieferte *P. de Crescentiis* in seinem 10. Buche (de diversis ingeniis capienda animalia) der 1304—1309 entstandenen „Ruralium commodorum libri XII", von dem nur die Teile über Vogelsang und Beizjagd einiges Interesse besitzen. Das Werk wurde 1373 auf Veranlassung Karls V. ins Französische übersetzt; die erste deutsche Ausgabe erschien 1471 in Augsburg. Die englische Parforcejagd schildert Guyllome Twici in dem 1307—1327 veröffentlichten Werke „Le Art de Vénerie". Um die Mitte des 14. Jahrhunderts (1370?) scheint in Schwaben ein großes Werk über die Hirschjagd geschrieben worden zu sein, von dem aber nur Bruchstücke oder Auszüge erhalten geblieben sind (Handschrift im Kgl. württembergischen Staatsarchiv). Sie wurden von v. Karajan unter dem Titel „Von den Zeichen des Hirsches" veröffentlicht (Wien 1858 und 1881) und beschreiben bereits 25 Hirschzeichen, die sämtlich heute noch anerkannt sind.

Die feine Kultur der französischen Höfe, an denen die Jagd eine große Rolle spielte, hob die J. ungemein, sie erscheint jetzt häufig in Gedichtform, wenn auch natürlich mit all dem Schwulste verbrämt, ohne den damals ein unter den Augen des Herrschers entstandenes Werk undenkbar war. Gleich die erste uns überlieferte Erscheinung war von hoher Bedeutung. *G. de la Bigne* schrieb im Auftrage seines gefangenen Herrn Johann II. „Le Roman des oyseaux". Die Arbeit entstand gegen 1370 und ist ein allegorisches Gedicht, in dem L'amour des oyseaux (Beizjagd) und L'amour des chiens (Parforcejagd) um den Vorrang streiten. Der als Schiedsrichter angerufene König Johann II. neigt in seinem Herzen mehr der Parforcejagd zu, will aber in gerechter Würdigung der Vorzüge beider Streitenden kein ausschlaggebendes Urteil fällen, erst der herzugerufene König Eduard III. von England versöhnt sie, indem er beider Wert ausdrücklich anerkennt. Das Gedicht gibt eine prächtige Beschreibung der damals üblichen Jagdmethoden, vertieft sich aber mit glühender Begeisterung besonders in die Parforcejagd (la Chasse Royale) und ist endlich für die Geschichte des französischen und englischen Hofes von hoher Bedeutung. Eine der wichtigsten Erscheinungen der älteren J. ist das Werk von Gaston III., Graf *de Foix*, „Phebus des deduits de la chasse des bestes sauuaiges et des oyseaux de proye". Gaston begann sein Werk 1387; als Manuskript befindet es sich in einer 1436 angefertigten Kopie in der Bibliothèque Nationale in Paris, die erste bekannte Druckausgabe erschien zu Ende des 15. Jahrhunderts. Eine sehr gute Ausgabe ist 1854 unter dem Titel „La Chasse de Gaston Phoebus, Comte de Foix etc." in Paris veröffentlicht worden. Das Werk beschreibt mit Ausnahme der Beize alle Jagdzweige mit außerordentlicher Gründlichkeit und Klarheit und ist auch in jagdlich-zoologischer Hinsicht von hohem Interesse. 1394 vollendete *Hardouin*, Seigneur de Fontainnes-Guérin, seinen 1948 Verse umfassenden „Trésor de Vénerie", dessen 1. Teil (Vers 146—640) die Hornsignale enthält und daher eine höchst wichtige Quelle für mittelalterliche Jagdmusik bildet. Die übrigen Verse bieten eine Schilderung der Parforcejagd des Rotwildes, die in keiner Weise an Gaston de Foix' Arbeit heranreicht. Das Werk erschien wohl zum ersten Male vollständig im Druck 1855 in der Bearbeitung von Baron Jerôme Pichon.

Das Erscheinen des ersten deutschen Gedichtes über die Jagd konnte leider zeitlich nicht genau festgestellt werden, doch lebte sein Verfasser *H. v. Laber* im 14. Jahrhundert, so daß wir die Anfertigung seines

Werkes etwa in die zweite Hälfte dieses Säkulums setzen müssen. Es betitelt sich „Diu jagt“ und stellt das ritterliche Liebeswerben unter dem Bilde eines kunstgerechten Weidwerks dar. Besonders bemerkenswert an dieser Arbeit ist, daß sich v. Laber in ihr mit außerordentlichem Geschick der Weidmannssprache bedient, damit einen bedeutsamen jagdgeschichtlichen Beitrag liefernd. Das Gedicht wurde 1850 in der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart“, Bd. XX, sowie von C. Steyskal, Wien 1880, erneut herausgegeben. Ohne Verfasserangabe erschien etwa 1478 das Werk „Das erste Buch nahet also an vnnd leret paissen vnd auch den habich erkennen“, also eine Arbeit über die Beize. Das meist an seiner Stelle zitierte, 1510 in Straßburg erschienene Schriftchen „Ein schons buchlin von dem bayssen mit dem habich“ ist nach E. v. Dombrowski ein fast wörtlicher Abdruck des vorgenannten Buches.

Etwa 1370 entstand in Frankreich ein weiteres, für die Jagdgeschichte außerordentlich bedeutsames Werk unter dem Titel „Le Livre du roy Modus et de la royne Racio“, dessen Verfasser, ein französischer Mönch (Henri de Ferrières?), hier in ganz eigenartiger Weise die Jagdschilderungen mit religiösen, mystischen und metaphysischen Betrachtungen verquickt. Der jagdliche Kern zeugt aber von einer überaus seltenen Klarheit, Beobachtungsgabe und Erfahrung, auch die zoologischen Teile ragen weit über das in diesem Zeitalter Übliche hinaus. König Modus ist der Lehrprinz, der seine Jungjäger in die Lehren des Weidwerks einführt, die Königin Racio erläutert diese Lehren durch ihre Erfahrung. Es stehen also die Praxis (modus) und die Theorie (ratio) beisammen, um dem angehenden Jäger gleichzeitig ihre Hand zu bieten. Originell ist die Betrachtung der Königin De moralitez des bestes, sie teilt die zehn Jagdtiere in fünf Doulces und fünf Puans ein. Erstere, der Hirsch, das Tier, das Damwild, das Reh und der Hase, besitzen einen angenehmen Geruch und ihre Decke hat eine schöne Farbe; zu den Puans gehören das Wildschwein, der Wolf, Fuchs, Dachs und die Wildkatze, weil von ihnen ein übler Geruch ausgeht, sie sind den bösen Menschen zu vergleichen. — Ein gutes Werk über die Reiherbeize gab Ende des 15. Jahrhunderts Eberhard Hiefelt in seinem „Aucupatorium herodiorum“, das E. von Dombrowski mit Kommentar 1887 (im Selbstverlage) veröffentlichte. Ein glänzender Schriftsteller, dessen Arbeiten teilweise allerdings wohl nie gedruckt wurden, war *C. de Brézé*. Etwa 1492 erschien in Paris seine Arbeit „La Chasse du grand Seneschal du Normandye“, eine prächtige Schilderung der damaligen Hirschjagd; um dieselbe Zeit „Ditz du bon chien Souillard“, die neben den beiden ungedruckt gebliebenen „Les Epitaphes de Basque, chien d'oiseau du roy Louis XI.“ und „Les Epitaphes du bon Relay“ für die Geschichte der Jagdhunde von bleibendem Werte sind. Eine Verherrlichung der berühmten Jägerin, einer Tochter Ludwigs XI., waren die ebenfalls nicht gedruckten „Les Louenges de ma dame Anne de France“. Wohl das beste im Mittelalter geschriebene Buch über die Falkenbeize hatte einen Gelehrten, G. Tardiff, zum Verfasser; es erschien 1492 unter dem Titel „L'art de Fauconnerie“ und enthält u. a. die Lehren verschollener Meister. Das Jahr 1511 bescherte der Leserwelt „La Fauconnerie“ von J. de Franchières, weit besser aber war das 1519 erschienene Werk *Aquavivas* „Belisarii Aquavivi Aragonei Neritinorum ducis de Venatione et de Aucupio“, das Jagd, Beize und Vogelfang ausgezeichnet beschreibt. Ein wertvolles Zeugnis für die zeitgenössische Hirschjagd, wenn auch in überladenem, lateinischem Stile mit schwierigen Konstruktionen, ist das 1536 in Paris erschienene Schriftchen des gelehrten *G. Budé* „De Venatione“, das in erster wie in zweiter Auflage (Basel 1553) als Anhang zu Budés Philogia veröffentlicht wurde.

Eine recht ausführliche Sammlung der deutschen Weidmannsausdrücke gab Noë Meurer, kurfürstlicher Pfalzrat und Doktor der Rechte, in seinem 1560 erschienenen Werke „Von Forstlicher Oberherrlichkeit /Was die Recht/ der Gebrauch/ die Billigkeit deßhalben vermög. Mit Fleiß und mit geringem allen Weidleut nutz/ in Teutscher Sprach beschrieben und zusammentragen; Pfortzheim“. Das nunmehr anzuführende Werk von *J. du Fouilloux* „La Vénerie; Poitiers 1561“ ist eine ganz vorzügliche Arbeit, in der so ziemlich das ganze damalige Jagdwesen Schilderung erfährt. Außer einer Beschreibung der Hunde, ihrer Arten, Ernährung, Dressur, wird die Naturgeschichte des Rot- und Schwarzwildes gegeben; die Jagdmusik, die verschiedenen Jagdmethoden erfahren eingehende Schilderung. Die weite Verbreitung dieser Arbeit auch unter den deutschen Weidmännern ergibt sich daraus, daß seit ihrem Erscheinen viele französischen Ausdrücke Eingang in die deutsche Weidmannssprache fanden, ein Übelstand, dem eigentlich erst die neuere Zeit absichtsvoll und mit Erfolg begegnet ist. Eine ebenso bedeutende und berühmte Arbeit stammt von Claude Gauchet, sie erschien 1583 unter dem Titel „Le plaisir des champs, divisé en quatre parties selon les quatre saisons de l'année . . . où est traicté de

la chasse et de tout autre exercice récréatif, honneste et vertueux; Paris". Eine zweite Auflage erschien 1640, die dritte 1869 in genanntem Orte. Die erste Einzelschrift über eine Wildart schrieb 1585 Simon de Bullandre, Prior von Milly-en-Beauvoisis, unter dem Titel „Le lièvre" in Paris; sie enthält aber entsprechend der damaligen Auffassung eine Menge Aberglauben und Mystik. Das bedeutendste französische Werk über die Falkenbeize hat *C. d'Arcussia* zum Verfasser, es erschien 1592 in Aix unter dem Titel „La Fauconnerie". d'Arcussia schrieb ferner „La Fauconnerie du Roy avec la conférence des Fauconniers; Paris 1597"; „Discours de Chasse où sont representez les vouls faits en une assemblée de Fauconniers, Paris 1614"; „Lettres de Philoierax à Philofalco. Où sont contenues les maladies des oyseaux, et les remèdes pour les guerrir; Paris 1627". Die Gesamtausgabe von 1627 enthält sämtliche genannten Schriften; deutsche Ausgaben erschienen 1611 in Augsburg, 1627 und 1704 in Frankfurt a. M. d'Arcussias Schriften sind von bleibendem Werte, sie zeichnen sich sowohl in jagdgeschichtlicher wie in literarischer Hinsicht aus.

Der oben erwähnten Monographie des Hasen folgte 1603 eine solche des Hirsches von *J. G. Agricola* „Cervi excoriati et dissecti in Medicina usus, Bamberg". Diese, sowie die 1617 herausgegebene erweiterte Auflage sind nur von literarhistorischem Interesse, da sie lediglich die Verwendung des Hirsches und seiner Teile in der damaligen Heilkunde schildern. 1611 schrieb *L. Bisciola* die erste uns überlieferte Geschichte des Vogelfanges und der Beize unter dem Titel „Aucupii per falcatas aves usus quam antiquus, et de accipitrum genere, Ingolstadt"; das Werk ist sehr selten. Erst 51 Jahre — also 1625 — nach des Verfassers Tode (1574) erschien eine der besten Einzelschriften über das Rotwild und seine Jagd, die auch heute noch nicht übertroffen ist. Sie stammt aus königlicher Feder und heißt „La Chasse Royale Composée par le Roy *Charles IX*, Paris", aus ihr sprechen eine seltene Beobachtungsgabe und leidenschaftliche Liebe zum Weidwerk. Von der Arbeit erschienen 1857 die zweite und dritte, 1858 die vierte und 1859 die fünfte Auflage.

Ebenfalls für die Jagdgeschichte von hohem Werte, außerdem aber auch den Vogelfang ausgezeichnet schildernd ist die von *J. C. Aittinger* 1630 in Kassel erschienene Arbeit „Volständiges Jagd- und Weydbüchlein. Von dem Vogelstellen". Die zweite Auflage erblickte 1651 das Tageslicht unter dem erweiterten Titel „Kurtzer Und Einfeltiger bericht Von dem Vogelstellen / Wie Raubvögel / Habichte / Velthühner / Wachteln / Krammet und Andere vögel mit getreckten und ungetreckten Netzen / in offenem Velte / geholtzen und Wassern — mit leimruten / hüttenkloben / Schneissen fallen und Schleiffen gefangen Werden, Cassel" (3. Aufl. 1681; 4. 1688; 5. 1720).

Dieser, unter Berücksichtigung der damaligen Druckverhältnisse großen Anzahl recht guter jagdlichen Werke folgen nun mehrere, die nur kurz erwähnt seien, weil sie, anscheinend unter dem Einflusse des kurz vorher beendeten 30jährigen Krieges stehend, nichts wesentlich Neues bringen. 1657 erschien in Hamburg „Viti Bremers Fürstliche Jäger-Burg / wie Christliche Potentaten ihre Oberforstliche Herrlichkeit brauchen / das Jagen ohne Exceß zur Ergetzlichkeit treiben und die Hof-Leute der Jäger Art und Sprache fassen" (2. Ausg. Hamburg 1663). Das Werk ist sehr selten und inhaltlich kaum bekannt. Das Gedicht von Joh. Christoph Lorber „Die äble Jägerey, Stuttgart 1670" enthält eine Anzahl Weidsprüche. Ebenfalls von geringerer Bedeutung, aber mit reichem und interessantem Bilderschmuck versehen, ist das „Jagdbuch, oder der Dianen hohe und niedere Jagdgeheimnisse" von Joh. Täntzer, dessen drei Bände 1682 erschienen. Die älteste jagdlich-zoologische Einzelschrift über die Gemse wurde in Gedichtform 1697 von Joannes Campelli unter dem Titel „Ibex, sive de capra montana carmen venatorium, Venetiae" (2. Aufl. ebd. 1736) veröffentlicht; beide Auflagen sind sehr selten, besitzen aber keinen hohen Wert in jagdlicher Beziehung. Weiter sind zu erwähnen v. Göchhausens „Notabilia Venatoris / oder Jagd- und Weidwerks-Anmerckungen / wie es zeithero bey der Löblichen Jägerey insgemein gehalten; Nordhausen 1710" (weitere Auflagen Weimar 1732, 1741, 1751, 1764).

Eine seinerzeit außerordentlich berühmte, zweibändige Jagdschrift, die auch heute noch in ihren Schilderungen der zeitgenössischen Jagdgebräuche, des Zeremoniells bei Hofjagden usw. wertvolle Aufschlüsse gibt, veröffentlichte 1719—24 *H. F. Frhr. v. Flemming* in Leipzig unter dem Titel „Der vollkommene Teutsche Jäger / darinnen die Erde / Gebirge / Kräuter und Bäume / Wälder / Eigenschafft der wilden Thiere und Vögel / sowohl Historice als Physice und Anatomice: Dann auch die behörigen Groß- und kleinen Hunde / und der völlige Jagdzeug. Letzlich aber die hohe und niedere Jagdwissenschaft / nebst einem immerwährenden Jäger-Calender". Das Werk, obschon eine der Einheitlichkeit entbehrende Zusammenstellung, gibt trotzdem ein gutes Bild der damaligen Verhältnisse; es erregte

seinerzeit ein so hohes Aufsehen, daß 1730 ein Ungenannter einen Auszug daraus „Kurzer Begriff der edeln Jägerei" herausgab, der in 15 Jahren vier Auflagen erlebte. Einen weiteren schätzenswerten Beitrag zur J. lieferte Joh. Wilh. v. Pärson in dem 1734 in Leipzig herausgegebenen Werke „Der Edle Hirsch-gerechte Jäger / kurtz / doch gründlich verfertigt". *F. U. Stissers* „Forst- und Jagd-Historie der Teutschen", die 1737 in erster, 1754 in zweiter Auflage erschien, war die erste deutsche Forstgeschichte. Der „Tractatus de jure venandi et banno ferino; Von der Jagd- und Wildbanns-Gerechtigkeit, Jena 1744" von Joachim Ernst v. Beust, fürstlich brandenburgisch - kulmbachischem Geh. Regierungsrat in Ohrdruff, ist wiederum ein sehr interessantes Werk, das in den Kapiteln 23 und 24 das Jagdzeremoniell, die Jagdorden und die Sage vom wilden Jäger abhandelt.

Das oben erwähnte v. Flemmingsche Werk wurde verdrängt durch *H. W. Döbels* 1746 in Leipzig erschienene, dreibändige Arbeit „Eröffnete Jäger-Practica, Oder Der wohlgeübte und Erfahrne Jäger, Darinnen Eine vollständige Anweisung zur ganzen Hohen und Niedern Jagd-Wissenschaft", die über eingestellte Jagen, Parforcejagd, Vogelfang, Hundedressur usw. erschöpfende und einwandfreie Auskunft gibt. Sie besitzt auch heute noch einen außerordentlich hohen Wert, was sich schon darin ausspricht, daß bis 1828 eine weitere Auflage sich nötig machte, die infolge weitgehender Umarbeitung keinen Beifall fand. Eine im Neumannschen Verlag in Neudamm erschienene Neuausgabe (1912) nach dem Originalwerk gibt den ursprünglichen Text im wesentlichen unverändert wieder, nur einige vollkommen veraltete, unwesentliche Abschnitte wurden gestrichen. Döbel hat in diesem Werk auch die Forstwirtschaft behandelt. Dieses ist zwar nur in einer seinem Bildungsgange und dem damaligen niedrigen Stande des Forstwesens entsprechenden Weise geschehen. Immerhin gehört aber Döbel zu den ersten schriftstellernden Forstbeamten (holzgerechten Jägern!), die durch Niederschrift ihrer Erfahrungen den Grundstein zur Entwicklung der forstlichen Literatur gelegt haben. Das Werk bildete lange Jahre den Hauptschatz des deutschen Jägers. Nur für die Kenntnis der damaligen Weidmannssprache von Wert, sonst aber nicht sehr hoch einzuschätzen, ist das Werk von Karl v. Heppe „Aufrichtiger Lehrprinz oder Praktische Abhandlung von dem Leithund / als dem Fundament der edlen hirschgerechten Jägerey. Nebst gründlicher Erklärung der weydmännischen Redensarten und vielen anderen zur Jagdwissenschaft dienlichen allgemeinen Anmerkungen, Augsburg 1751". Eine zwar gute, vorwiegend aber kompilatorische Arbeit ist „Kurzgefaßter Entwurf der Jägerei oder gründliche Anweisung zu den Wissenschaften, die einem Jagd- und Forstgerechten Jäger zu wissen nöthig sind", der 1756 in Halle von *J. J. Büchting* veröffentlicht wurde; eine zweite veränderte Auflage erschien in Bearbeitung von J. M. Bechstein 1814. Ein für die Weidmannssprache klassisches Werk ist das von Christian Wilhelm v. Heppe 1763 in Regensburg erschienene Buch „Einheimisch- und ausländisch Wohlredender Jäger oder nach alphabetischer Ordnung Gegründeter Rapport derer Holz- Forst- und Jagdkunstwörter nach verschiedener teutscher Mundart und Landesgewohnheit" (2. Aufl. 1779); allerdings steht es in naturwissenschaftlicher Beziehung nicht über dem Durchschnitt. Wertvolle und wichtige Beiträge zur Jagdgeschichte und Weidmannssprache gibt *J. F. Stahls* vierbändige, 1772—1780 in Leipzig erschienene „Onomatologia forestalis - piscatoria - venatoria oder vollständiges Forst-, Fisch- und Jagdlexikon, in welchem alle bei dem Forst-, Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret". Recht beliebt war seinerzeit — es erschienen zwölf Auflagen von ihr — die 1778 in Paris ohne Verfasserangabe veröffentlichte „Aviceptologie françoise ou traité général de toutes les ruses dont on peut se servir pour prendre les oyseaux qui se trouvent en France". Verfasser war der etwa 1740 in Aubepierre bei Langres geborene, 1793 verstorbene Pierre Bulliard.

Den durch den 7jährigen Krieg verschuldeten Niedergang der Wildbahnen zu heben, gab A. W. Reichsgraf v. Mellin zwei Werke heraus, die der Beachtung wert sind; 1779 erschien „Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen sowohl im Freyen als in Thiergärten, Berlin und Stettin" und 1800 „Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Thiergärten anzulegen und zu behandeln". Ein sehr brauchbares, mit vielen trefflichen Beobachtungen und Bemerkungen ausgestattetes, achtbändiges Werk erschien in den Jahren 1793—1806 von *F. E. Jester* unter dem Titel „Über die kleine Jagd, zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber, Königsberg". Es ist das wohl eines der wertvollsten Werke über die Niederjagd; von ihm sind fünf Auflagen bekannt geworden (5. Aufl. bearbeitet von O. v. Riesenthal, Leipzig 1885). Erwähnt sei übrigens, daß Jester auch die jagdliche Poesie wesentlich bereichert hat. Gerade hier fehlte es ungemein in dieser Zeit, denn die höfisch-

süßliche, überladene Dichtungsweise des späten Mittelalters paßte in die nunmehr erscheinende Morgenröte einer neuen Zeit nicht mehr hinein. Als aber sich das Bedürfnis fühlbar machte, traten auch führende Geister auf den Plan, es sei hier nur *F. v. Wildungen* genannt, der in seinen „Liedern für Forstmänner und Jäger" kernige und tief empfundene Dichtungen veröffentlichte, die sich allerdings noch nicht ganz von dem früheren Schwulst freizumachen wissen. Als weitere Jagddichter sind v. d. Borch und vor allem Diezel zu nennen, die weiter unten aufgeführt sind.

Ein ganz ausgezeichnetes Werk, das alle Zweige der Jagdwissenschaft mit gleicher Sachkenntnis und Liebe behandelt und mit Fug und Recht klassisch genannt werden darf, erschien 1805—06 von *G. F. D. a. d. Winckell* unter dem Titel „Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber"; die dritte Auflage erschien 1898 in Neudamm. Ebenso bedeutend, ja nach der Zahl seiner Neuauflagen noch höher geschätzt, ist die Arbeit von *G. L. Hartig* „Lehrbuch für Jäger und für die, welche es werden wollen", die 1903 ihre sechste Auflage in Neudamm erleben durfte. Auch wertvolle Beiträge zur Weidmannssprache sind in ihr enthalten. Hartigs „Lexikon für Jäger und Jagdfreunde" (2. Aufl. 1861) ist leider nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft, war aber bei seinem Erscheinen sehr angesehen. Außerdem veröffentlichte Hartig in vielen jagdlichen und forstlichen Zeitschriften eine ganze Reihe wertvoller Abhandlungen, so daß sein Name unvergessen bleiben wird. Ohne eigene Note sind die Werke des Grafen *v. Sponeck* „Anleitung, wie man in freien Wäldern Roth-, Damm- und Rehwild ohne Schaden für die Waldungen und den Landmann erhalten kann; 1811" (2. Aufl. 1819) und „Beiträge zu dem Forst- und Jagdwesen; 1819". Von *J. M. Jeitters* zahlreichen Schriften interessieren hier nur die jagdlichen, sie zeichnen sich durch klare Schreibweise aus. 1816 erschien „Jagdkatechismus für Lehrlinge der Jagdwissenschaft, Jäger, Forst- und Jagddiener, auch alle Liebhaber des Jagdwesens" (2. Aufl. 1829). *F. L. Walthers* Schriften „Grundlinien der deutschen Forstgeschichte und Geschichte der Jagd, des Vogelfanges und der wilden Fischerei und der Waldbienenzucht; 1816" und „Der Hund, seine Rassen, verschiedene Zuchten und Spielarten. Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale; 1817" sind gediegene Arbeiten, die dem Geschichtsforscher geistreiche Ausblicke eröffnen, allerdings gingen dem Verfasser eingehende technische Kenntnisse ab.

Zu den Mitbegründern der modernen Jagdwissenschaft zählt unstreitig *J. M. Bechstein*, der allerdings mehr auf zoologischem (Ornithologie) als auf jagdlichem Gebiete zu Hause war. Seine hierher gehörenden Schriften sind daher mehr oder weniger Zusammenstellungen, fanden aber seinerzeit viel Anerkennung und wurden fleißig gelesen. Er schrieb u. a. „Die praktische Jagdkunde, Nürnberg 1809"; „Die Jagdwissenschaft in allen ihren Teilen, Erfurt und Gotha 1822—1827, 4 Bde." und gab endlich von 1797—1816 vier Bände der „Diana, oder Gesellschaftsschrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forst- und Jagdkunde, Halle" heraus. Ihm folgte, gewissermaßen zur Ergänzung, der bedeutendste Schriftsteller über die Niederjagd *K. E. Diezel*, der zunächst 1822—1823 veröffentlichte „Fragmente für Jagdliebhaber, Leipzig, 2 Bde.", dann 1839 „Die Waldschnepfe, Leipzig", wohl die älteste Einzelschrift über dies edle Federwild, schrieb. Endlich folgte 1849 „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Offenbach", also über ein Gebiet, auf dem er Meister war. Die sechste, den Urtext sorglich schonende Auflage dieses bisher unübertroffenen Werkes erschien in Neudamm. Von hohem und bleibendem Werte sind ferner die jagdrechtlichen und jagdgeschichtlichen Abhandlungen von *C. L. Stieglitz* „De jure venationem exercendi in Germania usque ad seculum XII obtinente, 1825" und „Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse von Wald und Jagd in Deutschland, von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit, 1832". *S. Behlen* entbehrte der Eigenart, war aber ein sehr fleißiger Arbeiter, wie die im folgenden aufgezählten jagdlichen Schriften beweisen mögen: „Lehrbuch der gesamten Forst- und Jagdthiergeschichte, Leipzig 1826"; „Lehrbuch der deutschen Forst- und Jagdgeschichte, Frankfurt 1831"; „Real- und Verbal-Lexikon der Forst- und Jagdkunde mit ihren Hilfswissenschaften, 7 Bde., Frankfurt 1839—1846"; endlich war Behlen von 1825—1846 Herausgeber der von ihm begründeten „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung". *Frhr. v. d. Borch*, der als Mitherausgeber der trefflich geleiteten Zeitschrift „Sylvan" zeichnete, veröffentlichte „J. A. Irrwald's Lehrjahre, Ansbach 1828", eine satirische Schrift, die verschollen ist (Abdruck in Hartigs Forst- und Jagd-Archiv IV, 1). Seine Gedichte, von denen „Empfindungen im Walde" (Sylvan 1820/21 S. 163 bis 169) erwähnt sei, zeugen von tiefer Frömmigkeit und feinem Formgefühl. Beachtenswert sind ferner die Einzelarbeiten v. d. Borchs über Jagdhunde (Sylvan). Eine interessante geschichtliche Studie gab 1831 *H. G. v. Spangenberg* unter dem Titel

„Über die Lustjagd der Vorzeit. Nach Esparron und einigen anderen". Angeschlossen sei hier noch H. Laubes „Das Jagdbrevier, Leipzig 1841"; eine weitere Auflage davon erschien 1858.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die neuere J. auch nur annähernd vollzählig anzuführen, dazu ist sie viel zu umfangreich, auch gibt es da zuviel Spreu, als daß eine Auswahl Aussicht auf Anerkennung haben könnte. Es werden daher nur einige bedeutendere Erscheinungen herausgegriffen, die einmal zeigen mögen, wie sich die J. nach dem Sturmjahre 1848 entwickelte, zum anderen aber auch Gelegenheit geben, der hier bahnbrechend vorangegangenen Männer in Dankbarkeit zu gedenken. Eine hochinteressante geschichtliche Arbeit sind die 1847 von *F. X. Smoler* herausgegebenen „Historische Blicke auf das Forst- und Jagdwesen, seine Gesetzgebung und Ausbildung von der Urzeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, Prag". Der als Maler prächtiger Jagdbilder bekannt gewordene L. Beckmann tat sich auch als Humorist hervor, er schrieb unter dem Namen L. Holster „Idiotismus venatorius; Düsseldorf 1855". Eine dankenswerte Zusammenstellung der Jagdgebräuche, Sagen usw. erschien 1857 in Dresden ohne Verfasserangabe unter dem Titel „Jägerbrevier. Jagdalterthümer: Waidsprüche und Jägerschreie, Jagdceremoniell, Jägerkünste und Aberglauben, Geschichten und Sagen". Sie stammt von *J. G. T. Graesse* und wurde 1869 in zweiter, 1885 in dritter Auflage herausgegeben. Sehr viel Beifall hat seinerzeit *F. v. Kobells* „Wildanger; Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte; Stuttgart 1859" gefunden; ebenso beliebt war und ist *H. C. Burckhardts* Sammlung der jagdlichen Poesie „Jagd- und Waldlieder; 1866", wovon 1900 in Neudamm eine erweiterte Auflage mit Singweisen erschien. Infolge der hohen ethischen Wertung der Jagd erwähnenswert, leider wegen unzureichenden Quellenstudiums nicht immer einwandfrei, ist der „Pürschgang im Dickicht der Forst- und Jagdgeschichte; Dresden 1869" von *Frhr. v. Berg*; er bearbeitete ferner Jesters Kleine Jagd in dritter und vierter Auflage (Leipzig 1848 und 1859). Auch das von den Brüdern J. und F. Kehrein 1871 herausgegebene „Wörterbuch der Weidmannssprache für Jagd- und Sportfreunde; Wiesbaden" wird der gestellten Aufgabe nicht ganz gerecht. Einer der bedeutendsten Jagdzoologen war *J. B. T. Altum*, dessen 1874 in Berlin erschienene „Forstzoologie" ein für forstliche Lehranstalten ausgezeichnetes Hilfsmittel ist (2. Aufl. 1876—1881 ibid.). Auch seine weiteren jagdzoologischen Schriften „Die Geweihbildung bei Rothhirsch, Rehbock und Damhirsch; Berlin 1874", „Die Geweihbildung des Elchhirsches; Berlin 1875", „Die Artkennzeichen des inländischen entenartigen Geflügels; Berlin 1883" verdienen hier angemerkt zu werden. Ein äußerst vielseitiger und kenntnisreicher Jagdschriftsteller war *Raoul v. Dombrowski*, von dessen zahlreichen Schriften hier nur die wesentlicheren aufgezählt seien. 1876 erschien „Das Reh"; 1878 „Das Edelwild"; 1883 „Der Fuchs"; 1884 „Lehr- und Handbuch des Weidwerks für Berufsjäger und Jagdfreunde"; 1885 „Der Wildpark"; 1885 „Die Geweihbildung der europäischen Hirscharten", und endlich 1886—1894 das achtbändige Monumentalwerk „Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften". Raoul wie sein Sohn Ernst v. Dombrowski haben das unzweifelhafte Verdienst, die J. auf eine bedeutsame Höhe gehoben zu haben, besonders betonen beide immer wieder mit Recht die hohe ethische Bedeutung der Jagd. Glühende Liebe zum edlen Weidwerk, feine Beobachtungsgabe und wissenschaftliches Verständnis finden sich in allen Arbeiten der beiden Dombrowskis und heben diese weit über den Durchschnitt empor.

Summarisch seien endlich folgende Werke der neueren Zeit genannt, die sämtlich zu den besten Erscheinungen gehören: „Oberländer, Der Lehrprinz, 2. Aufl."; „Oberländer, Quer durch deutsche Jagdgründe, 2. Aufl."; „Raesfeld, Das Deutsche Weidwerk"; „O. Grashey, Praktisches Handbuch für Jäger, 2. Aufl."; „Emil Regeners Jagdmethoden und Fanggeheimnisse, 10. Aufl."; „H. Fürst, Illustriertes Forst- und Jagdlexikon, 2. Aufl."; „F. v. Raesfeld, Das Rotwild, 2. Aufl." und „Das Rehwild"; „W. Kießling, Der Rothirsch"; „E. Teuwsen, Fährten und Spuren"; „L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt"; „E. Schäff, Jagdtierkunde" und „Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde, 2. Aufl."; „A. Olt und A. Ströse, Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung"; „A. Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens, 2. Aufl."; „A. Ströse, Unsere Hunde"; „Oberländer, Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes, 7. Aufl."; „Wörz, Der Vorsteh- und Gebrauchshund, 4. Aufl."; „E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache, 3. Aufl.".

Außer den vorher schon genannten sind noch folgende Zeitschriften der Erwähnung wert. Seit 1851 erscheint in Dresden und später Berlin der „Weidmann"; seit 1858 in Wien die „Jagdzeitung"; ihnen schlossen sich an die jetzt außerordentlich weit verbreitete und alle Gebiete der Jagd, sowie des jagdlichen Vereinswesens umfassende „Deutsche Jäger-Zeitung" in Neudamm; ferner „Der deutsche Jäger" (München); „St. Hubertus",

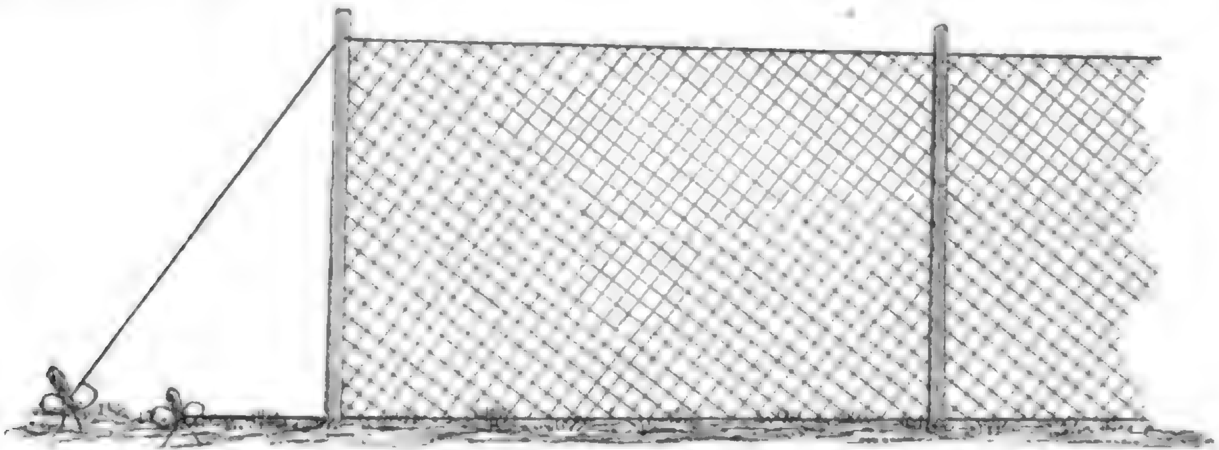
(Cöthen); „Wild und Hund" (Berlin); „Weidwerk und Hundesport" (Wien); „Weidmannsheil" (Klagenfurt). Das ganze Schießwesen und die zu seiner Ausübung erforderlichen Anlagen zieht „Schuß und Waffe" (Neudamm) in seinen Bereich. Zeitschriften, die sich nicht allein dem Jagdwesen, sondern namentlich dem Forstfach widmen, sind: „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, Berlin"; „Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, Frankfurt a. M." und „Forstwissenschaftliches Zentralblatt, Berlin". Als besonderes Fachblatt für Forstbeamte und Waldbesitzer erscheint in Neudamm die „Deutsche Forst-Zeitung" mit den Beilagen: „Forstliche Rundschau" und „Des Försters Feierabende"; allen fischereilichen Interessen widmet sich endlich die gleichfalls in Neudamm erscheinende „Fischerei-Zeitung".

jagdmäßig s. *jagdgerecht.*

Jagdmesser s. *Blatt 2.*

Jagdnetze. Während in früheren Zeiten, als die Schußwaffen noch sehr unvollkommen waren, viel Wild in Netzen gefangen wurde, werden solche heute in der Hauptsache nur zum Lebendfangen von Wild zwecks Überwinterung und Verkaufs zum Aussetzen, zur Blutauffrischung in anderen Gegenden, zum Fangen von Dachs, Fuchs und Kaninchen an den Bauen benutzt. Es sind daher nur die heute noch in Gebrauch befindlichen Netze hier beschrieben, wie sie von den Netzfabriken angefertigt werden. Man teilt die Fangnetze oder Garne in Fallgarne, Klebgarne, Deckgarne, Steckgarne, Sackgarne und Schlaggarne ein.

1) Fallgarne sind Netze, die auf Stellstangen aufgehängt werden und wenn Wild einfällt oder einläuft, darüber fallen und es fangen. Man hat jetzt noch Hirsch-, Sau-, Reh- und Hasen- bzw. Fuchsgarne in Gebrauch.



1. Fallgarn.

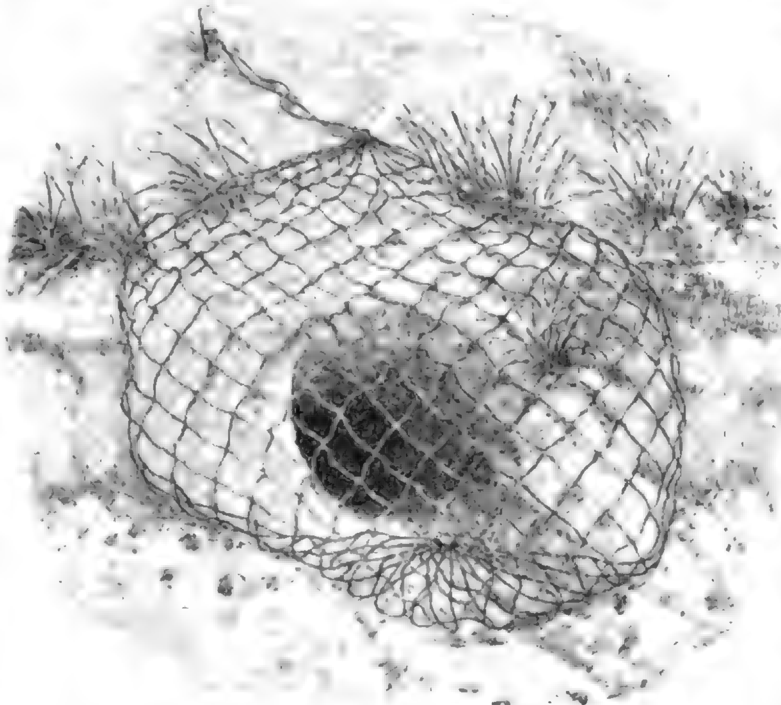
2) Klebgarne. Man nennt alle an Stangen senkrecht aufgehängten, leichten Netze, in denen sich die Vögel beim Hineinstreichen verwickeln, K. Hierzu gehört das Rönngarn (die Rönne) oder der Habichtsstoß; Näheres s. *Falkenfang 1.*

3) Deckgarne sind solche Netze, die man horizontal über das zu fangende Wild zieht. Man bedient sich dieser Netze zum Fang der Dächse, Füchse, Rebhühner und besonders Fasanen bei den Fütterungen. a) Fuchshaube. Das 1,5 bis 2 qm große Decknetz wird aus starkem, imprägniertem Garn spiegelig und so gestrickt, daß die Maschen von einem Knoten zum anderen 8 cm messen. Das Netz ist auf allen vier Seiten mit einer stärkeren Schnur eingefaßt, die an den Ecken verlängert und mit je einer Bleikugel beschwert wird. Gut ist es, wenn man an einer Ecke statt der Bleikugel die runde Schelle eines Schlittengeläutes befestigt, damit man an dem Klingeln, besonders bei mehreren unübersichtlichen Röhren, sofort hört, wo der Fuchs ausgefahren ist und sich gefangen hat.

2. Fuchshaube.

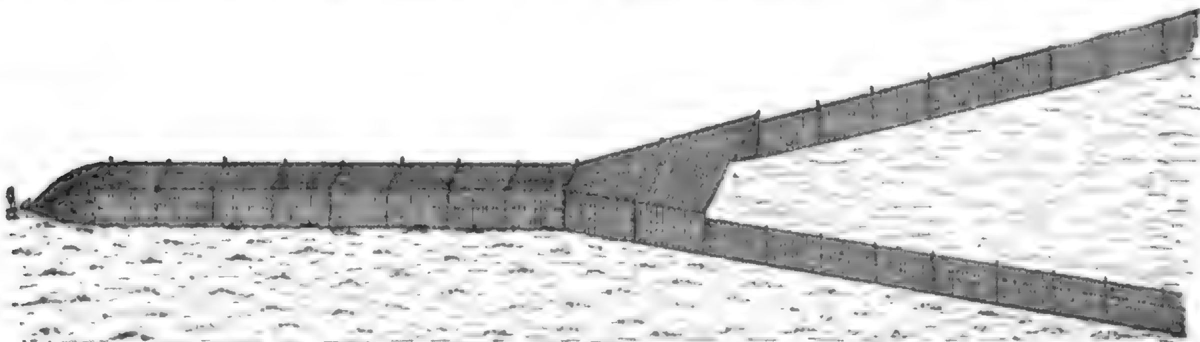
Die Netze deckt man über sämtliche Röhren eines Fuchsbaues, die nicht mit Schützen besetzt sind, und läßt den Fuchs durch einen scharfen Teckel sprengen. Man belegt auch die Röhren der Kunstbaue, deren Ausfahrten nicht anderweitig versichert sind, mit Fuchshauben. Da der Fuchs beim Sprengen, Graben und unweidmännischen Ausräuchern meistens sehr schnell aus dem Bau fährt, so schlagen die Kugeln hinter ihm zusammen und er verwickelt sich derart, daß er nicht von der Stelle kann. b) Decknetz für Fasanen, der Tiraß (wurde auch auf Rebhühner verwandt), 30 m lang und 10 m breit, und c) Decknetz (über Fasanenschüttungen anwendbar), 2 qm groß zum Aufknöpfen.

4) Steckgarne (Doppelgarne) sind dreifache, sehr niedrige Netze, die man mit kleinen Stäbchen oder Spießen senkrecht auf den Boden stellt, um Hasen, Kaninchen, Rebhühner oder Fasanen lebend zu fangen. a) Fangnetze für Hasen und Kaninchen. Diese dreiwandigen Netze eignen sich besonders zum Massenfange von Hasen und Kaninchen, die lebend verschickt werden sollen. Die dreiwandigen Netze und die dazu gehörigen einwandigen Leitflügel (Geleiter) zum Hasenfange haben eine Höhe von 1,2 m, während Netz und Leitflügel zum Kaninchenfange 50 bis 60 cm hoch sind. Durch die an beiden Seiten vorhandenen Leitflügel wird das Wild auf das in der Mitte stehende Spiegelnetz geleitet, in dem es sich infolge dessen Beutelbildung fängt. Die Netze nebst Leitflügeln müssen aus bestem Garn hergestellt, imprägniert und grün gefärbt sein, damit sie wenig auffallen und möglichst dauerhaft sind. b) Hühnersteckgarn. Ein solches Garn ist gewöhnlich 15 bis 23 m lang und 30 cm hoch. Es besteht aus zwei Spiegelwänden, deren Maschen 10 cm im Quadrat haben und von feinem Bindfaden gestrickt sind, und aus dem Ingarne (Inbusen), welches aus starkem, grauem Zwirn gestrickt ist und 4 cm Maschenweite hat. Dieses sehr busenreiche Ingarn hängt zwischen den Spiegelwänden und zieht sich beim Einlaufen eines Huhnes zu einem Beutel. Damit aber ein solches Garn senkrecht auf den Boden gestellt werden kann, sind von 1,5 zu 1,5 m 50 cm lange Stellstäbchen oder Spieße von recht hartem Holz oben und unten am Garn so angebunden, daß sie mit dem gespitzten Teile 15 cm in den Boden gesteckt und dadurch festgestellt werden können. c) Fasanen-Steckgarne. Diese unterscheiden sich von den Hühner-Steckgarnen dadurch, daß sie 50 cm hoch sind und die Maschen in den Spiegelwänden 16 cm, in dem Ingarn 5 cm von einem Knoten zum anderen messen. Zum Fange von Fasanen und Rebhühnern stellt man diese Netze möglichst verborgen zickzackförmig auf. Dann treibt man Fasanen bzw. Hühner langsam, und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, auf das Netz zu.


3. Sacknetz mit einer Zugleine.

5) Sackgarne sind Netze, die sackförmig gestrickt und in oder vor die Röhren gehängt oder auch auf den Boden oder ins Wasser gelegt werden, um Haar- und Federwild darin zu fangen. Man bedient sich der Sackgarne zum Fange von Dächsen, wilden Kaninchen, Ottern, Rebhühnern und Enten. a) Die Dachshaube ist ein unten stumpf abgerundeter, 1 bis 1,5 m langer und oben 0,7 bis 0,8 m im Durchmesser haltender Netzsack, in dessen unteren, abgerundeten Teil ein 8 cm weiter, eiserner Ring eingebunden ist, den man den Nasenring nennt. Das Garn wird von strohhalmdickem Bindfaden so gestrickt, daß die Knoten der Maschen 5 cm voneinander entfernt sind. Durch die Endmaschen am offenen Teile wird eine 5 m lange Leine so gezogen, daß der Sack wie ein Tabaksbeutel damit zugezogen werden kann, wenn man an dem Sack oder an der Leine zieht. An dem Ende der zusammengefaßten Leine wird ein 0,4 m langer Heftel von hartem Holze befestigt, in den man ein Loch bohrt, die beiden Leinenenden durchsteckt

und hinten und vorn einen Knoten macht. An die Endmaschen der Dachshaube werden in gleicher Entfernung voneinander acht kleine Heftel von 16 cm Länge gebunden. Beim Gebrauch wird dieser Sack in eine Röhre des Dachsbaues gelegt, hierauf sein Umfang mit den kleinen Hefteln an den Rändern der Röhre befestigt und dann der große Zugleinenheftel in gehöriger Entfernung in den Boden geschlagen oder die Zugleine an einen Baum oder an eine Wurzel festgebunden. b) Die Kaninchenhaube ist ein 1 m langes und 1 m breites Netz, das auf beiden Seiten durch einen großen und einen kleinen Ring verbunden ist, durch welche an beiden Seiten des Netzes eine Zugleine hindurchgeführt wird. Man benutzt auch Fangnetze mit zwei Zugleinen. Das Netz wird im Gegensatze zu der in die Röhre gelegten Dachshaube beim Gebrauch über die Röhre gebreitet, da die Kaninchen durch das Frettchen aus dem Bau getrieben und beim hetzen, oder man stellt vor die unter Wasser befindliche Fluchtröhre eines am Bachufer befindlichen Baues ein Garn und sprengt den Otter mit einem Teckel. Wenn ein angeregter Otter in das Netz fährt, so zieht man es zu, bringt den Otter aufs Land und schlägt ihn tot. d) Das Rebhühnertreibzeug besteht aus dem Hamen, dem Himmel und dem Geleiter oder dem Stecknetze. Der Hamen ist 10 m lang und stellt einen nach unten stumpfspitzig zulaufenden Netzsack dar, der oben 50 bis 65 cm im Durchmesser hat und durch 65 cm voneinander entfernte, entweder runde oder viereckige hölzerne Reifen auseinandergehalten wird. Dieser Hamen ist von sehr starkem Zwirn oder ganz feinem Bindfaden gestrickt, so daß die Knoten der Maschen 4 cm voneinander entfernt, die Maschen an den letzten 2 m aber nur halb so weit sind. Der Hamen muß an der Spitze eine 30 cm lange



4. Rebhühnertreibzeug.

Herausfahren in dieser Haube gefangen werden. Man legt das Netz so über die Röhre, daß der große Ring etwas nach innen in die Röhre zu liegen kommt. Der an der Zugleine befestigte Heftel wird über dem Bau festgesteckt, damit durch das ausfahrende Kaninchen sich das Netz als Beutel zusammenzieht, dabei aber nicht mit fortgerissen wird. Da die Kaninchenbaue oft viele Röhren haben, so muß sich der Fänger entsprechend viele Netze anschaffen. c) Das Ottergarn besteht aus 2 m hohen Flügelwänden, zwischen denen ein 2 m weiter und 5 m langer Netzsack angebracht ist, der in der Mitte durch eine lange Leine von außen zugezogen werden kann. Das Netz ist von sehr starkem Bindfaden mit 4 cm weiten Maschen gestrickt. Die Unterleine wird wie bei den Fischernetzen durch eiserne oder Bleirohrstücke beschwert, die Oberleine dagegen durch leichte Holzkugeln, Kiefernborke oder Korkstücken über Wasser gehalten. Von diesen Netzen stellt man ober- und unterhalb des Aufenthaltsortes des Otters je eins quer durch den Bach, um dann den Otter mit Otterhunden zu Schnur mit einem Heftel haben, um ihn beim Vorlegen im Boden zu befestigen und die gefangenen Hühner aus der Spitze des Hamens, wo die Maschen durch die Schnur zusammengefaßt sind, herausnehmen zu können. Der Himmel ist ein abgestumpftes, gleichseitiges Dreiecknetz. Das Geleiter ist 10 m lang und 40 cm hoch. In diesen Netzen fängt man laufende Rebhühner.

6) Schlaggarne sind solche Netze, mit denen man durch Anziehen einer Leine die zu fangenden Vögel plötzlich bedeckt. Einen solchen Fangapparat nennt man *Vogelherd.*

Außerdem sind zu erwähnen: Prellnetze für Füchse, Hasen und Kaninchen; sie dienen bei Treibjagden als Hindernis für das Wild, um ein Ausbrechen zu vermeiden und es vor die Schützen zu bringen. Auch kann man sie in Flintenschußweite hinter der Schützenlinie durchrichten, um hier das Wild aufzuhalten und den Schützen ein nochmaliges Beschießen zu ermöglichen. — Die aus kräftigem Hanfgarn gefertigten Prellnetze für Hasen und Füchse sind 1 m hoch. Für

Kaninchen genügt eine Höhe von 60 cm. Prellnetze für Rehe, Rot- und Schwarzwild sind entsprechend höher und stärker gearbeitet, ebenso ist die Maschenweite eine größere.

Zum Fange von Rebhühnern benutzt man auch Schneehauben. Sie sind 2 qm groß und 50 cm hoch; ein daran befindlicher, reusenartiger Netzsack wird am Ende mit einem Pflock am Boden befestigt.

Der Fasanen- und Rebhühnerfang besteht aus einem 1,75 m langen, 1 m breiten und 0,35 m hohen Holzgestell, das mit starkem Garnnetz überspannt ist. Er hat 4 oder 6 Eingangstürchen, die sich nur nach innen öffnen. —

Das Jagdvergehen mit J. wird nach § 293 des Strafgesetzbuchs schwerer bestraft als das einfache Jagdvergehen. Nach § 295 sind bei Verurteilung wegen Jagdvergehens die J. einzuziehen, gleichviel ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Nach dem Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 § 2c ist das Fangen und die Erlegung der Vögel mit Netzen verboten.

Jagdnutzung s. *Jagdaufkünfte.*

Jagdorden, in früherer Zeit Jagdgenossenschaften, die sich unter gewissen Zeremonien und Gebräuchen zusammentaten, Orden nannten und bei Festen z. T. kostbare Abzeichen trugen. Von solchen J. sind bekannt der im Jahre 1444 von Herzog Gerhard von Jülich und Berg zu Ehren des h. Hubertus gestiftete und nach ihm benannte Orden. Die Ritter trugen ein Halsband von Jägerhörnern, an dem das Bild des Schutzpatrons hing. Ferner der Orden des goldenen Hirsches zu Brieg in Schlesien, gestiftet 1672 zur Erinnerung an die durch einen Hirsch bewirkte Rettung aus Lebensgefahr vom letzten Piasten von Brieg, Herzog Georg Wilhelm. Er erlosch mit dem Tode des Stifters 1675. Das Ordenskleinod war ein goldenes Eichenblatt, welches auf der einen Seite einen Hirsch, auf der anderen ein rotes Kreuz mit einem weißen Kreuze zeigte. Der Württembergische Hubertusorden, gestiftet 1702 von Eberhard Ludwig, ist bald wieder eingegangen. Der Dianenorden (la noble Société de Diana Cacciatrice), errichtet 1779 durch Ferdinand I., König beider Sicilien. Das Ordenszeichen war ein goldenes Jagdhorn, das an einem grün und grau gestreiften Bande getragen wurde. Es gehörten fünf Sozietäten zum Orden, und zwar die Neapolitanische, die Wienerische, die Görzische, die Laibachsche und die Salzburgische oder Reichssozietät. Nach v. Bergs Mitteilung haben v. Wildungen und der Oberjägermeister Graf Reichenbach in Schlesien diesen Orden noch getragen. Der ritterliche St. Hubertus-Jagdorden in Böhmen, gestiftet von Graf Friedrich Anton von Sporck 1723. Während der schlesischen Kriege ist dieser Orden erloschen. Der Nassau-Dillenburgische Jagdorden oder Ordre du noble Divertissement, gestiftet am 3. August 1696 vom Fürsten Heinrich von Nassau. Der Orden hielt sich bis zum Tode des Fürsten Christian 1739. Der Orden vom getreuen Hirschfänger, errichtet im Jahre 1713 von einer Anzahl lustiger Edelleute in Mecklenburg. Dieser Orden diente weniger dem Weidwerk als der Pflege einer recht fidelen Geselligkeit. — Andere Orden, wie z. B. der Königl. Bayerische Ritterorden vom Heiligen Hubert, haben mit dem Jagdwesen nichts zu tun. Der einzige noch bestehende Jagdorden ist der Orden vom weißen Hirschen, gestiftet am 3. November 1859 zum Besten des löblichen Weidwerks vom Generalfeldmarschall Prinzen Friedrich Karl von Preußen und 1889 vom Kaiser Wilhelm II. sanktioniert.

Jagdordnung, Gesetz über Pflege und Ausübung der Jagd, deren früher fast jede Provinz ihre eigentümliche, aus älteren Zeiten stammende, hatte. Aus neuerer Zeit stammen die J. für Hannover vom 11. März 1859, die J. für Hohenzollern vom 10. März 1902 und die preußische J. vom 15. Juli 1909. Sie enthalten die Vorschriften über die jagdbaren Tiere, über Jagdbezirke, Jagdschein, Schonzeiten, Ersatz und Verhütung des Wildschadens und über die Jagdbehörden.

Jagdpacht, die Übertragung sämtlicher in der Jagdberechtigung liegenden Befugnisse zur Ausübung. Gegenstand des Vertrages ist, wie jetzt ziemlich allgemein angenommen wird, die Jagdberechtigung, nicht das Grundstück. Über die Form des Vertrages sind für den Gemeindejagdbezirk in den meisten Jagdgesetzen besondere Vorschriften gegeben. Der Verpächter hat dem Pächter Gewähr zu leisten gemäß §§ 537 bis 543 des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Wird die Jagd dem Pächter zu einem wesentlichen Teil unzugänglich oder der Ertrag der Jagd erheblich durch Eingriffe vermindert, die der Verpächter zu vertreten hat, so kann der Pächter Aufhebung des Vertrages oder Minderung des Pachtzinses verlangen. Weiterverpachtung ist nur mit Genehmigung des Verpächters zulässig, bei Gemeindejagden ist nach vielen Jagdgesetzen auch die Genehmigung der Behörde erforderlich; eine Zwangsvollstreckung in die Rechte des Jagdpächters kann deshalb ohne die vorgeschriebene Genehmigung nicht stattfinden. Dasselbe gilt für die Zugehörigkeit des Jagdpachtrechts zur Konkursmasse des Pächters; jedoch wird diese Auffassung bestritten. Für die Person des Pächters haben manche Jagdgesetze besondere Vorschriften,

auch ist die Zahl der Pächter, namentlich von Gemeindejagden, häufig beschränkt.

Jagdpferd, das zur Parforcejagd oder Birsch als Reit- bzw. Zugtier Verwendung findende Pferd.

Jagdpolizei. Aufgabe der J. ist die Erhaltung der Jagd und des Wildstandes sowie die Regelung ihrer Ausübung in einer Weise, daß andere öffentliche Interessen dabei nicht verletzt oder geschädigt werden. Zur J. gehören die Bildung der Jagdbezirke, die Regelung der Verwaltung der Gemeindejagd, das Jagdscheinwesen, die Schonvorschriften, der Wildhandel, ferner auch der Schutz der Jagd gegen wildernde Hunde und Katzen, endlich die Beschränkungen der Jagd zum Schutz anderer Interessen, wie der Sicherheit des Verkehrs, der Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, der Verhütung von Feuersbrünsten. Zuständige Behörde ist im Gebiete der preußischen Jagdordnung der Landrat, in Stadtkreisen die Ortspolizeibehörde. Sie ist Träger der gesamten Jagdpolizei, indem sie für Aufrechterhaltung der jagdlichen Ordnung zu sorgen hat und zu diesem Zwecke Verfügungen und Anordnungen treffen, auch Zwangsmittel anwenden kann; wenn Gefahr für die Beteiligten oder eine Störung der öffentlichen Ordnung zu befürchten ist, kann sie die Jagdausübung durch polizeiliche Verfügung untersagen. Gegen bestimmte Arten der Jagdausübung darf sie nur insoweit einschreiten, als sie sich dabei auf besondere gesetzliche Vorschriften stützen kann; die Jagd auf wilde Enten mit Geschützen im Wattenmeer ist nicht unzulässig, das Verbot ist nur dann gerechtfertigt, wenn durch solche Jagdausübung die öffentliche Sicherheit gefährdet oder die öffentliche Ordnung verletzt wird.

Jagdrecht im objektiven Sinne ist die Gesamtheit der das Jagdwesen betreffenden gesetzlichen Vorschriften. Im subjektiven Sinne ist es der Inbegriff der sich aus diesen Vorschriften ergebenden Befugnisse, die *Jagdberechtigung.* Wenn man z. B. von preußischem J. spricht, so ist damit das J. im objektiven Sinne gemeint; (s. a. *Jagdgeschichte*).

Jagdregal war die dem Staate (dem Landesherrn) zustehende ausschließliche Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden. Das J. beruhte auf der Anschauung, daß der Staat allein an dem herrenlosen jagdbaren Wilde das Aneignungsrecht habe. Die politische Bewegung des Jahres 1848 beseitigte das J., die Jagdberechtigung wurde mit dem Eigentum am Grundstück verbunden.

Jagdrevier, ein bestimmter Teil eines Jagdgeheges.

Jagdruf (Jagdschrei). Das Jagd- oder Waldgeschrei gehörte zum Zeremoniell bei eingestellten Jagen, beim Blattschlagen und ähnlichen Anlässen; es wurde von der Jägerei im Chor geschrien. J. ferner Zurufe bei Jagden entweder an den benachbarten Jäger oder auch — wie früher üblich — an das Wild, z. B. Ho, ha, ho! — Ho ho!; Horrido!; Wallo, wallo! oder Hussah—hussah; hu Sau! Hu Sau! — Hup, hup! — Jetzt ruft man dem Nachbar zu: Hab' acht! (Achtung!) oder Tiro! Näheres s. unter den betreffenden Stichwörtern.

Jagdschaden, der durch die Ausübung der Jagdberechtigung seitens des Jägers und der Hunde, z. B. bei der Jagdausübung durch Betreten der Felder, verursachte Schaden. Unter J. versteht man auch den Schaden, der der Jagd z. B. durch wildernde Hunde und Katzen, durch Truppenübungen usw. zugefügt wird.

Jagdschein (Jagdkarte), ein polizeilicher Ausweisschein für den Jäger. Er gewährt nicht die Jagdberechtigung, sondern die polizeiliche Erlaubnis zum Jagen. Von dem Besitz einer Jagdberechtigung darf deshalb die Erteilung des J. nicht abhängig gemacht werden, vielmehr darf die Versagung nur aus den in den Jagdgesetzen genannten Gründen erfolgen. Diese Gründe betreffen hauptsächlich die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung und eine Verhütung des Mißbrauchs des J. Einer großen Anzahl von Personen kann oder muß der J. verweigert werden. Der J. ist bei der Jagdausübung mitzuführen, zu Treiber- und ähnlichen Hilfsdiensten ist er nicht erforderlich. Bei einigen Arten der Jagdausübung wird von dem Mitsichführen eines J. abgesehen, z. B. beim Einsammeln von Kiebitz- und Möweneiern. Für den J. ist eine Abgabe zu zahlen; nach den meisten Jagdgesetzen ist diese für Ausländer höher als für Inländer; die Forst- und Jagdbeamten sind in der Regel von der Abgabe befreit. Der J. gilt meistens auf ein Jahr. Wenn während des Jahres ein Umstand eintritt oder bekannt wird, der die Versagung des J. gerechtfertigt hätte, so kann der J. entzogen werden. Die Kontrolle über die J. wird durch die Jagdpolizeibehörde ausgeübt.

Jagdschirm (Birschschirm), Vorrichtung an Waldrändern, Wiesen- und Ackerkanten, an Wildäckern, an Haupt- und Zwangswechseln, auf großen Wiesen und Heiden, unter Umständen auch an See- und Flußufern, aus oder hinter welcher der Jäger gerade so wie von den Hochsitzen auf Wild schießt oder es im Dienste der Wildhege beobachtet. J. finden unter Beachtung der Windrichtung Anwendung beim Anstand, bei Treibjagden, bei der Birsch, während der Brunst, bei der Balz und bei der Hüttenjagd, damit das Wild den Jäger nicht äugt. Sie müssen bequeme Bewegung ge-

statten. Um sie unbemerkt vom Wilde beziehen zu können, müssen unter Umständen da, wo natürliche Deckung fehlt, gedeckte Gänge hergestellt werden, z. B. ein Graben nebst Wallaufwurf, den man bepflanzt, Reisigwälle oder gar unterirdische Gänge. Die J. sind feststehend oder transportabel. Feststehende Schirme stellt man sich in recht dichten Büschen her oder schneidet einen Strauch nach einer Seite von hinderlichem Gezweige frei und steckt davor im Halbkreis eine dichte Wand grüner Zweige mit Schießluken, über denen sich aber noch Reisig befinden muß, damit das Gesicht des Schützen nicht vom Wilde geäugt werden kann. Im Stangenholz bindet man in Meterhöhe dünne Stangen im Halbkreis an etwa $1\frac{1}{2}$ m entfernt stehende Stämme, so daß ein zwei- oder dreiflügeliger Schirm entsteht. An diese Querhölzer lehnt man frisches Nadel- oder Laubreisig, das fest in den Boden gesteckt wird. Am Rande grüner Getreidefelder wählt man am besten grünes Schilf, bei reifendem Getreide Stroh, das man an das Gerippe von Bohnenstangen befestigt. Grundsatz ist, daß sich der Schirm möglichst wenig von der Umgebung abhebt. Transportable Schirme haben den Vorteil, daß man sie jederzeit dahin stellen kann, wo Wild wechselt. Sie müssen leicht sein und dem Jäger völlige Deckung gewähren. Als Gerippe wird vielfach starkes, weitmaschiges, verzinktes Drahtgeflecht in Zylinderform von 1,2 m Durchmesser und je nach Sitz oder Stand des Jägers 1,4 m bzw. 1,8 m Höhe verwandt, oder man benutzt ein leichtes, zerlegbares Lattengestell. Als Verblendung dient Heidekraut, Moos, Schilf oder Heu, in die Schießluken eingeschnitten werden.

Jagdschluß, der Beginn der Schonzeit für eine Wildgattung; nach vielen Jagdgesetzen ist der Handel mit Wild in den ersten Wochen nach dem J. gestattet (s. *Schonzeit, Wildhandel*).

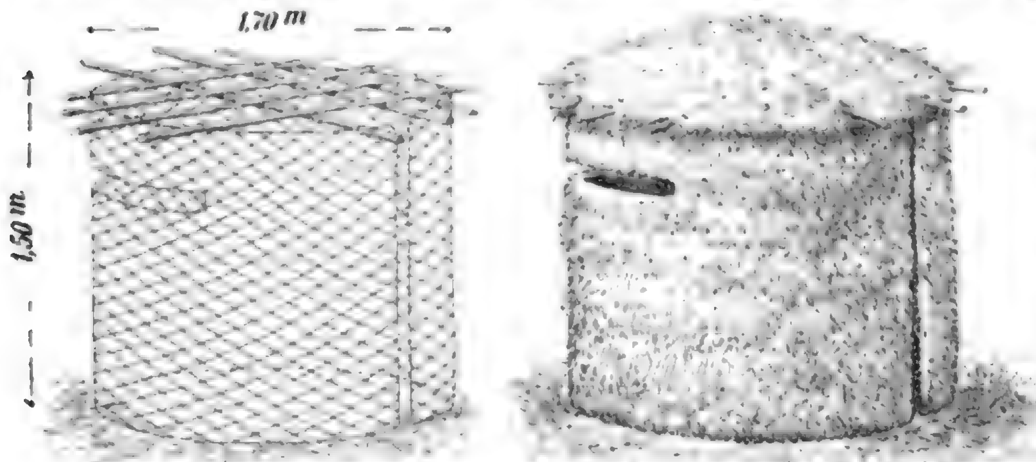
Jagdschrei s. *Jagdruf*.

Jagdschutzbeamte haben die Aufgabe, die Jagd gegen Störungen durch Wilderer, durch wildernde Hunde und Katzen zu schützen und für die Hege und Pflege des Wildes zu sorgen. Sind sie von Privatpersonen angestellt, so kann ihnen durch den Landrat obrigkeitliche Befugnis zuerteilt werden, sie können alsdann auch außerhalb ihres Schutzbezirks diese Befugnis, namentlich die Kontrolle über die Jagdscheine und Jagderlaubnisscheine, ausüben. Durch die §§ 117 bis 119 des Strafgesetzbuchs erhalten sie einen erhöhten strafrechtlichen Schutz gegen Angriffe und Widerstand.

Jagdsignale s. *Fanfaren*.

Jagd, stille, die Jagd ohne lautjagende Hunde.

Jagdstock, ein etwa $1\frac{3}{4}$ m langer Stock, mit dem die Jagdbeamten bei den vormals üblichen eingestellten Jagden, bei denen sie nicht schießen durften, das Wild von sich abhielten oder vorwärts drängten. Die J. waren geschält, wenn die Hirsche gefegt hatten, mit der Rinde bedeckt, wenn dies nicht der Fall war.



Transportabler Jagdschirm.

Jagdstörung, die böswillige Verhinderung der Jagdausübung seitens des Nachbars, namentlich durch Lärmschlagen an der Grenze. Das Verderben des Wildwechsels ist heute erlaubt, die früheren Verbote sind aufgehoben. Gegen die Störer kann auf Schadenersatz und auf Unterlassung geklagt werden, bei Gefahr im Verzuge kann eine einstweilige Verfügung erwirkt werden.

Jagdstuhl, ein bei Treibjagden und auf Ansitz als Sitzgelegenheit benutzbarer Stock oder Stuhl verschiedenster Bauart.

Jagdtasche, eine lederne, mit verschiedenen Abteilungen, einem Netz und Schlingen versehene Tasche, die an einem breiten Riemen über die rechte Schulter an der linken Seite getragen wird und die dem Jäger nötigen Sachen birgt. Den früheren schweren Tachsranzen nannte man auch Holster, Büchsenjack oder scherzhaft Hasensarg. In letzter Zeit ist an die Stelle der J. vielfach der *Rucksack* oder eine kleine Birschtasche getreten, die die Patronen und den Patronenauszieher enthält. Bei Treibjagden werden vielfach

um den Leib befestigte Patronengürtel getragen.

Jagdtiere, die Tiere, die von dem Jäger zum Zweck ihrer Benutzung oder Vertilgung erlegt oder gefangen werden (Wild); unter den nützlichen begreift man die eßbaren oder anderweitig verwertbaren Tiere, unter den schädlichen die Raubtiere.

Jagdtücher s. *Tücher*.

Jagdübungsschießen, alle Schießübungen auf künstliche Ziele, welche den Zweck verfolgen, die Fertigkeit im Jagdschießen zu fördern. Für den Schrotschützen kommt das Schießen nach Wurftauben, für den Büchsenschützen das Schießen nach stehenden oder beweglichen Wildscheiben in Betracht. Sollen diese Übungen aber Wert für die Jagdpraxis haben, so müssen sie möglichst jagdmäßig sein, d. h. der Schütze muß sie der Jagdpraxis soviel als möglich anzupassen suchen. Das erste Erfordernis dazu ist, daß er dabei eine Gewehrhaltung pflegt, wie sie auf der Jagd gebräuchlich ist, also nicht etwa die Wurftaube oder Wildscheibe schon mit eingesetztem Gewehre erwartet. Die Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger (Sitz in Neudamm) sind nach jagdlichen Gesichtspunkten aufgestellt.

Jagduniform, die den Jagdbeamten vorgeschriebene Dienstkleidung.

Jagdverein s. *Jagdgesellschaft*.

Jagdvergehen, die unbefugte Verletzung einer fremden Jagdberechtigung; sie geschieht durch Jagdausübung an Orten, an denen der Täter kein Recht dazu hat. Findet die Jagdausübung auf mehreren Gebieten statt, so kommt es auf den Standort des Wildes an; nicht J. (wohl aber strafbar nach § 368 Ziff. 10) ist es daher, wenn man von fremdem Jagdgebiet aus nach dem auf eigenem Gebiet befindlichen Wild schießt. Zu bestrafen ist auch, wer sich aus fremdem Gebiete Wild zutreiben läßt, um es auf eigenem zu erlegen, dagegen nicht aus § 292, wer nur durch fremdes Gebiet geht, um sich an das auf eigenem Gebiete befindliche Wild anzuschleichen. Strafbar ist deshalb auch die *Jagdfolge*, falls sie nicht mit dem Nachbar vereinbart ist. Über *Jagdausübung* s. d. Gegenstand des J. sind das jagdbare Wild, das Fallwild, die Eier und Jungen, sowie auch die abgeworfenen Hirschstangen, sofern sie durch Landesgesetz der Jagdberechtigung unterworfen sind. Die Strafe wegen der Eier und Jungen ist aber milder (Strafgesetzbuch § 368 Ziff. 11). Das Abtrennen von Teilen, z. B. von Geweihen der Hirsche, ist strafbar, wenn es am lebenden oder noch nicht verwesten Körper geschieht. Als Handlung des J. ist jede auf Erlangung des Besitzes am Wilde gerichtete Tätigkeit anzusehen, also nicht bloß die Inbesitznahme, das Schießen nach dem Wilde und sein Fangen, sondern schon das Durchstreifen fremden Jagdgebiets mit schußfertigem Gewehr, das Stehen auf dem Anstande, das Aufstellen von Schlingen, das Schicken des Hundes über die Grenze, um das Wild sich zutreiben zu lassen, das Kirren durch Futterstreuen, das Legen von Giftbrocken, dagegen nicht das bloße Aufscheuchen zum Zwecke einer späteren besseren Jagd. Die Absicht braucht nicht auf Aneignung des Wildes für sich oder einen anderen zu gehen, es genügt das Jagen zum Vergnügen. Die Abwendung von Wildschaden bewirkt nur dann Straflosigkeit, wenn der Wildschaden nicht erstattungsfähig ist, z. B. wenn ein Marder unter den Hühnern und Tauben Verwüstungen anrichtet. Straffrei ist derjenige, der ein Stück Wild (z. B. Fallwild) an sich nimmt, um es dem Jagdberechtigten zu überbringen, oder um es vor dem Ertrinken zu retten, oder um die Qualen eines dem Verenden nahen Wildes zu beenden. Täter ist derjenige, der die Jagd für sich übt; der Treiber ist Gehilfe, falls er nicht die Erlangung des Wildes als gemeinschaftliche Handlung mit dem Schützen will. Die Strafe ist gemäß § 292 des Strafgesetzbuchs Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten. Ist der Täter ein Angehöriger des Jagdberechtigten, so tritt die Verfolgung nur auf Antrag ein; die Zurücknahme des Antrages ist zulässig. Die Strafe kann gemäß § 293 auf Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder Gefängnis bis zu sechs Monaten erhöht werden, wenn dem Wilde nicht mit Schießgewehr oder Hunden, sondern mit Schlingen, Netzen, Fallen oder anderen Vorrichtungen (z. B. Gift, Totschlagen mit der Schaufel usw.) nachgestellt oder wenn das Vergehen während der gesetzlichen Schonzeit, in Wäldern (gleichviel ob der Täter oder das Wild sich im Walde befindet), zur Nachtzeit (von der Dunkelheit bis zur Dämmerung) oder gemeinschaftlich von mehreren begangen wird. Nach § 294 wird das gewerbsmäßige Jagdvergehen mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sowie auf Zulässigkeit der Polizeiaufsicht erkannt werden. Nach § 295 ist neben der Strafe auf *Einziehung* zu erkennen. Die Bestrafung wegen J. zieht den Verlust des Jagdscheins nach sich.

Jagdverpachtung s. *Jagdpacht*.

Jagdvisierung. Die Visierung der Büchse muß sich in erster Linie nach dem Verwendungszweck des Gewehres richten. Im Gegensatz zur Visierung der Scheibenbüchsen darf die Visierung der Jagdbüchsen nicht zu fein sein, da sie sonst leicht beschädigt wird und bei schwachem Lichte nicht ausreicht. Die J. soll aber anderseits wieder feiner

sein als die Visierung der Militärgewehre, da oft kleine und kleinste Ziele beschossen werden. Der Visierrücken ist entweder nach der Mitte geneigt, wie die Abbildung zeigt, oder gerade. Als Jagdvisierung kommen ferner noch in Betracht *Diopter* und *Zielfernrohr*.

Jagdvisierung.

Jagdvorsteher, nach der preußischen Jagdordnung der Geschäftsführer und Vertreter der *Jagdgenossenschaft*. Er ist der Vorsteher der Gemeinde (Bürgermeister, Gemeindevorsteher, Gutsvorsteher). Sind die Grundstücke eines gemeinschaftlichen Jagdbezirks in mehreren Gemeindebezirken belegen, so wird der zuständige J. durch die Jagdaufsichtsbehörde bestimmt. In Behinderungsfällen, z. B. wenn der J. selbst die Gemeindejagd pachten oder wenn er Anspruch auf Wildschaden erheben will, ist sein Stellvertreter die durch die Städte- oder Landgemeindeordnung bestimmte Person. In Stadtkreisen ist der Bürgermeister befugt, die Wahrnehmung der Obliegenheiten des J. und seines Stellvertreters anderen Magistratspersonen zu übertragen. Der Gemeindevorsteher versieht die Geschäfte des J. im Nebenamt, diese Geschäfte bilden einen Teil seiner Dienstobliegenheiten als Gemeindevorsteher; begeht er hierbei Verfehlungen, so verletzt er seine amtlichen Pflichten als Gemeindevorsteher und kann disziplinarisch zur Verantwortung gezogen werden; zu seinen Gunsten ist die Erhebung des Konflikts zulässig. Er macht sich disziplinarisch strafbar, wenn er als angestellter Jäger die Jagd auf einem nichtverpachteten Jagdbezirk ausübt, bevor der Kreisausschuß die erforderliche Genehmigung erteilt hat. Er haftet der Jagdgenossenschaft für den Schaden, den er ihr durch fahrlässiges oder vorsätzliches Verhalten bei Ausübung seines Amtes, namentlich bei Verpachtung der Jagd, zufügt. Auch kann er sich einer Untreue schuldig machen. — Seine wichtigste Obliegenheit ist die Verwaltung der Gemeindejagd, er besorgt sie nicht mehr wie früher unter Mitwirkung der Schöffen, sondern völlig selbständig, jedoch haben die Jagdgenossen einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Verwaltung. Ferner ist der J. Vertreter der Grundbesitzer des gemeinschaftlichen Jagdbezirks in Wildschadenangelegenheiten. — Eine Vergütung für seine Tätigkeit steht dem J. nicht zu. Die Kassengeschäfte der Jagdgenossenschaft sind durch die Gemeindekasse zu führen, wofür eine vom Kreisausschuß, in Stadtkreisen vom Bezirksausschuß festzusetzende angemessene Entschädigung gewährt werden kann.

Jagdwaffentechnik, die Kunst, welche sich mit der Konstruktion und Herstellung der Jagdwaffen befaßt. Die Treibmittel (Pulver) und Zündungen gehören zur Technik der Sprengstoffe.

Jagdwirtschaft. Die Jagd hat in vielen Beziehungen für die Volkswirtschaft eine erhebliche Bedeutung. Es kommen hauptsächlich in Betracht der Wert des lebenden und toten Wildes, der Handel mit diesem, die Aufwendungen für die Hege und Pflege, für Wildparks, Fütterungen, Salzlecken, die Blutauffrischung, das Jagdpersonal, die Aufwendungen für Gewehre, Schießbedarf und Jagdgeräte, für Jagdkleidung und Ausrüstung, die Ausgaben für Jagdpacht und Jagdschein, für Jagdhunde und andere bei der Jagd verwendeten Tiere, für Hochsitze, Schirme usw., das Dressieren, Prüfen und Ausstellen von Jagdhunden, die umfangreiche Jagdliteratur, die Industrie, welche sich mit dem Ausstopfen der Jagdtiere, mit dem Verarbeiten der Decken, Schwarten und Bälge, der Gehörne, Geweihe und der Federn beschäftigt. Eine Statistik wurde bisher nur in geringem Umfange aufgenommen. Erst in neuerer Zeit beschäftigt man sich damit, den Umsatz, den das Jagdwesen im Wirtschaftsleben bewirkt, zahlenmäßig festzustellen. Für das Deutsche Reich ist dieser Umsatz auf jährlich 130 Mill. Mark geschätzt worden. Die wissenschaftliche Behandlung der Jagdwirtschaft ist von Erler mit seiner Schrift „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd in Deutschland und die Entwicklung der Wildstände im letzten Jahrhundert" (1910) begonnen worden. Auch die Arbeit von G. Rörig: „Wild, Jagd und Bodenkultur" (1912) behandelt diesen Gegenstand ausführlich. Der im Jahre 1910 in Wien abgehaltene Internationale Jagdkongreß hat sich ebenfalls mit der J. beschäftigt.

Jagdzeit, die Zeit, die für das Erlegen und Fangen der jagdbaren Tiere freisteht. Der Gegensatz dazu ist die *Schonzeit*.

Jagdzeug, alle zum Jagdbetrieb erforderlichen Geräte.

Jagdzeugjäger (Zeugjäger) hatten das Jagdzeug aufzubewahren, zu erhalten und bei eingestellten Jagen zu stellen; in diesem Sinne versteht man unter Jagdzeug nur das zu den eingestellten Jagen dienende Zeug.

Jagdzeugknechte (Zeugknechte) leisteten früher bei Behandlung des Zeuges Hilfe; in manchen Ländern vertraten sie die Stellung der Jagdzeugjäger.

Jagdzeugmeister (Zeugmeister), der verantwortliche Vorgesetzte der Jagdzeugjäger oder -knechte, welcher deren Arbeiten anzuordnen, zu überwachen sowie das Zeughaus zu verwalten hatte.

Jagen s. *Gestelle* und *Abteilung*.

Jagen, bestätigtes, s. *bestätigen* und *Rotwild*, Jagd 5.

Jagen, eingerichtetes (gebräuchlicher eingestelltes), ein mit Jagdtüchern oder -netzen umstellter Walddistrikt, in dem das abzuschießende Wild eingestellt ist (s. *Rotwild*, Jagd 5).

Jagen, eingestelltes, s. *Rotwild*, Jagd 5.

Jagenpfähle s. *Jagensteine*.

Jagensmannschaft (Jagdmannschaft), die zu eingestellten oder Treibjagden angenommenen Mannschaften; früher mußten diese Verrichtungen in der Fron ausgeführt, während jetzt Entschädigungsgelder gezahlt werden.

Jagensteine (Jagenpfähle, Distriktssteine), mit Nummern versehene Steine oder Pfähle zur örtlichen Bezeichnung der Wirtschaftsfiguren; sie stehen gewöhnlich in der Nordostecke an den Kreuzungspunkten der Gestelle.

Jäger, derjenige, welcher gewisse Tiere, die man Jagdtiere, weidmännisch Wild, nennt, nach bestimmten Regeln in seine Gewalt zu bekommen sucht und der ihre Benutzung, Behandlung, Beschützung, Hege und Naturgeschichte versteht. Hat er diese Kenntnisse gründlich und systematisch in einer Lehre erworben, so ist er ein gelernter J. oder J. vom Fach, andernfalls ein Jagdliebhaber oder Jagdfreund. In früheren Zeiten, als die Jagd eine viel größere Bedeutung hatte als heute, auch einzelne ihrer Teile unter sich von sehr verschiedenem Werte waren, war eine Gruppierung der J. wohl geboten, und so unterschied man deutsche hirschgerechte J., französische oder Parforcejäger und Falkeniere, Feldjäger oder Federschützen, Fasanenjäger. Mit der Änderung der Eigentumsverhältnisse, Aufhebung der Frondienste und sonstigem Umschwung der Zeit änderten sich auch die Jagdverhältnisse; die großen eingestellten Hochwildjagden waren nunmehr gänzlich von den Vermögensverhältnissen der Jagdbesitzer abhängig und vielen unerschwinglich, die Verbesserung des Feuer-, besonders des Schrotgewehres erweckte allgemeinere Liebhaberei für die Führung dieser Waffe, also für die kleine Jagd, und so fiel die Schranke zwischen dem bisherigen hirschgerechten J. und dem Feldjäger, zumal für ersteren allein genügende Beschäftigung fehlte. Dagegen blieben die Fasanenjäger bestehen, weil deren Tätigkeit ausschließliche Beschäftigung mit ihrem Sonderfach verlangte; denn sie sind im Grunde genommen mehr Züchter als J. Was die Falkenjagd anlangt, so war sie eine so gesonderte Kaste in der Jägerei, daß sie mit dem gewöhnlichen Jagdbetrieb gar nichts gemein hatte und auch schon fast erloschen war, als noch der hirschgerechte deutsche und französische J. ihrer besonderen Stellung sich erfreuten. Je mehr die Wälder sich zu Forsten wandelten, desto mehr hob sich auch die Stellung des Försters gegen die des Jägers; die großen Wildstände mußten im Interesse des Holzwuchses vermindert werden. Die Jagdpflege und -ausübung kam somit naturgemäß in forstliche Hände, der ausschließliche Berufsjäger verschwand mehr und mehr, und heute sind die Hochwildbahnen so zusammengeschrumpft, daß nur wenige hirschgerechte J. mehr zu finden sind, mithin von dem J. der Jetztzeit die Kenntnisse von der hohen und niederen Jagd verlangt werden. Die zur Beaufsichtigung kleinerer Jagden Angestellten werden jetzt meist Jagdaufseher genannt. Die Parforcejagd wird nur noch an wenigen Stellen abgehalten und im Verlauf der Zeit das Schicksal der Falkenjagd teilen. Die Fasanenzüchtung ist auch dem kleineren Grundbesitzer möglich, daher der Fasanenjäger voraussichtlich noch manche Zeit vor sich hat. — Angestellte, gelernte, bebrotete Jäger, Jäger der Feldmarksgenossenschaft usw. sind Personen, die von dem Jagdberechtigten zum Beschießen der Jagd angenommen werden. Durch manche Jagdgesetze sind bei Gemeindejagden und Eigenjagden der Gemeinden, Korporationen usw. bestimmte persönliche Eigenschaften für sie vorgeschrieben. Ihre Befugnisse sind beschränkt, in der Regel haben sie nur ein bestimmtes Abschußrecht; wildernde Hunde und Katzen dürfen sie nur mit besonderer Ermächtigung töten, Jagderlaubnis können sie nicht erteilen. Bebroteter J. Nach § 14 der hannoverschen Jagdordnung dürfen Jagdpächter ihren b. J. das Alleinjagen gestatten, die b. J. können Begleiter mit sich nehmen, nicht aber andere Personen ermächtigen, in den betreffenden Bezirken allein zu jagen. Bebrotet ist derjenige J., der zu dem Jagdpächter in einem gesindeähnlichen Lohn- oder Abhängigkeitsverhältnis steht.

Jägerbursche. Solange die Jägerei ein besonderer Beruf war, verstand man unter J. den jungen Jäger, der seine drei Behänge (d. h. Lehrjahre) überstanden hatte, wehrhaft gemacht worden war und, falls er das große Weidwerk gelernt hatte, die Hornfessel tragen durfte. Hin und wieder wurde wohl auch der Jäger- und Hundejunge, also der Lehrling, J. genannt. Da die Jägerei jetzt mit dem Forstdienst vereint ist, gibt es auch keine Jägerburschen mehr.

Jägerei, das gesamte Jagdpersonal einer Herrschaft, z. B. die fürstlich X.sche J., oder eines Landes, z. B. die deutsche J. Man bezeichnet damit auch den Beruf durch den geläufigen Ausdruck: Er lernt die J.

Jägerhof, eine Niederlassung zu Jagdzwecken, in der Jagdbeamte wohnen, Jagdpferde stehen, Hunde gehalten und die zugehörigen Geräte aufbewahrt werden. Der J. bildete oft einen großen Gebäudekomplex, bestehend aus Wohnungen für das Jagdpersonal, Pferdeställen, Wagenremisen, Hundezwingern, Zeughaus, Schenke und Kapelle. Früher häufig, sind die Jägerhöfe jetzt selten geworden, und manche führen nur noch den Namen, während sie anderen Zwecken dienen.

Jägerkleidung (Jagdkleidung); sie ist bei Ausübung der Jagd von großer Bedeutung. Sie soll den Körper sowohl vor den heißen Sonnenstrahlen wie vor grimmer Kälte schützen, aber dabei nicht hinderlich sein und sich der Umgebung in ihrer Farbe anpassen. Die Jagdjoppe ohne Brustaufschläge ist im Sommer am zweckdienlichsten von graugrüner und im Winter von bräunlich-grauer Farbe, der des Wildes und der Baumrinde entsprechend; glatter, weicher Stoff ist besser als Loden, da dieser schwer trocknet. Die Knopfreihe in der Mitte verdeckt, da harte Knöpfe bei Berührung mit dem Gewehr oder dem um den Hals gehängten Fernglas ein recht störendes Geräusch auf dem Birschgang verursachen können. Der Jagdrock muß oben geschlossen, mit Umlegekragen und außen und innen reichlich mit Taschen versehen sein, um hier Patronen u. a. unterbringen zu können. Die Joppe soll bequem sitzen und im Rücken und Ärmelausschnitt so geschnitten sein, daß sie beim Anschlagen nicht hindert und sich dabei nicht in die Höhe schiebt. Auf der Birsch behänge man sich nicht mit der lose sitzenden Jagdtasche u. dgl.; der Jäger vermeide hier alles, was ihn im schnellen Anschlag, an geräuschlosem Gehen (ev. Grabenspringen u. dgl.) hindern könnte. Die Patronen sind in einem kleinen Ledertäschchen leicht am Rock oder in der Rocktasche oder in einer umgeschnallten Patronentasche untergebracht, alles andere gehört in den *Rucksack*. Die Hose sei bequem, besonders im Gesäß, und der Fuß am besten mit einem gut sitzenden starken Schnürschuh (bei der Birsch ev. mit Gummisohlen) und mit Gamaschen versehen. Diese seien entweder aus Leder oder beim Birschen aus weichem Stoff, um im Unterholz, namentlich Heidekraut, ein lautes Anstreichen von Halmen, Zweigen zu vermeiden; daher wähle man auch einen weichen Birschhut. Lange Stiefel sind nur im wirklich nassen oder gar bruchigen Gelände notwendig, sonst und namentlich im Gebirge nicht zu empfehlen; denn sie ermüden den Fuß im Gelenk und das Bein in der Wade, belästigen auch durch ihre natürliche Schwere, sofern man nicht die leichten russischen Juchtenleder nimmt. Alles Schuhzeug muß stets im Leder weich und schmiegsam gehalten werden, damit es nicht brüchig wird oder gar beim Birschen knarrt. Daher stelle man naß gewordenes Stiefelzeug nie in die Sonne oder auf den Herd, sondern lasse es langsam durch die frische Luft trocknen; stets muß es — noch im feuchten Zustande — sorgfältig eingeschmiert werden, also möglichst wasserdicht sein. Eine gute Schmiere für Wasserstiefel besteht aus 1 T. Terpentinöl, 2 T. Schweinefett, 4 T. Talg, Baumöl, gelbem Wachs und Kienruß. Befürchtet man ein Einlaufen des Stiefels, so ist sein Vollstopfen mit Heu, Stroh oder Füllen mit Erbsen ausgezeichnet. — Auf die Kopfbedeckung kommt sehr viel an; sie muß das Auge nicht nur vor dem blendenden Sonnenstrahl, sondern auch vor den durchdringenden Lichtern des Feisthirsches schützen, daher ein weicher, grauer oder graubräunlicher Hut mit mäßiger Krempe die beste Bedeckung ist, die auch den Nacken schützt. Große Federbüsche, ganze Birkhahnstöße, Fasanenspielfedern sehen ja gewiß sehr romantisch aus, bleiben aber doch lieber weg, wenn es dem Hirsch gilt, sind eher bei einem Hasentreiben am Platze. Solche auffallenden Verzierungen verraten übrigens nicht immer einen von der launischen Göttin besonders bevorzugten Priester; man sieht sie mehr bei solchen, bei denen es mit dem Können schwach steht. Handschuhe trage der Weidmann und insbesondere der Berufsjäger so wenig wie möglich, eine wetterfarbige Hand schändet ihn nicht. Trägt er solche zum Schutze gegen Insekten oder Kälte, so ist es dienlich, am rechten Handschuh den Zeigefinger abzuschneiden, da eine dicke Fingerbekleidung das Abdrücken des Gewehrs beeinflußt. Blitzende Ringe am Finger sind gänzlich vom Übel, nicht minder hohe, steifleinene, weiße Halskragen, helles Halstuch und Manschetten. Bei starker Kälte ziehe sich der Jäger recht warm an, insbesondere bei Jagden, die langes Stillsitzen und Stillstehen verlangen. Ganz besonders schütze man die Füße vor Kälte (dicke, wollene Strümpfe; über die Knie reichende Jagdstrümpfe; Schuhzeug mit starken Doppel- und eingelegten Filzsohlen). — Will man Pelz tragen, so verwende man ihn nur als Innenfutter; trage auch keine Pelzmütze, keinen Muff mit Fuchskopf u. ähnl., um nicht von unzuverlässigen Schützen auf Treibjagden oder in der Dickung als Wild angesprochen und womöglich angeschossen zu werden. Man vermeide dicke Kleiderstoffe, die das Schießen beeinträchtigen, und ziehe sich lieber recht warme Unterkleider (Flanell-, reformbaumwollen gestrickte oder ganz dünne Lederweste) und entsprechend leichtere Überkleider an. Derartige Unterkleidung schützt nicht nur vor Kälte, sondern auch im Sommer

vor Erkältung. Im Hochsommer, auf Entenjagd, bei Hühner- und Schnepfensuche sei der Anzug möglichst leicht, um einem allzustarken Schwitzen vorzubeugen. Gummistoffe, die den Luftzutritt zum Körper hindern, sind meist schwer und ungesund; wasserdichte Stoffe dürfen die Ausdünstung des Körpers nicht hindern. — Auch das Gewehr darf bei der Suche nicht zu schwer sein, sondern soll stets ein den Kräften des Jägers entsprechendes Gewicht haben.

Jägerlatein, die humoristische Würze, das Salz in der Erzählung von Jagderlebnissen, wobei der Phantasie weitester Spielraum geboten ist, die Wahrscheinlichkeit aber niemals ausgeschlossen sein darf, daher gewandt und lebendig erzähltes J. dem Laien glaubwürdig erscheint zur stillen Freude des schalkhaften Erzählers. Es verstößt gegen die hergebrachte Sitte, die Wahrheit solcher Erzählung anzuzweifeln; im Gegenteil muß der Zuhörer sie scheinbar glauben, aber mit einer Gegenerzählung aufwarten, welche die vorige möglichst überbietet. Treffen zwei Meister in dieser Kunst zusammen, so bereiten sie den gewitzten Zuhörern außerordentliches Vergnügen.

Jägermeister, Titel eines höheren Jagdbeamten.

Jägerrecht, gewisse Teile des erlegten Wildes, die dem Jäger (Jagdbeamten), der es geschossen oder in dessen Bezirk es erlegt wird, zustehen. Das große J. besteht meist in Kopf (nicht aber vom Schwarzwild), Hals, den ersten 3 Rippen, Mörbraten, Aufbruch (vom Schwarzwild die Wamme), sowie im geringen Geweih oder Gehörn. Das kleine J. ist der ganze *Aufbruch;* doch bestanden bzw. bestehen in dieser Hinsicht große Verschiedenheiten. J. sind ferner die Pfunde, die in früheren Zeiten einem Jäger für Verstöße gegen Weidmannsbrauch mit dem *Blatt* erteilt wurden.

Jeitter, Johann Melchior, wurde am 21. September 1757 zu Kleinheppach (Württemberg) als Sohn eines Wachtmeisters geboren, besuchte die Militärpflanzschule in Solitude und studierte Forstwissenschaften auf der Karlsschule in Stuttgart. 1780 Hofjäger und Verwalter im Kirchheimer Oberforst, wo er eine forstliche Meisterschule gründete; 1797 Forstverwalter in Heidenheim, 1810 Oberförster des Ulmer Oberforsts, 1818 Lehrer der Forstwissenschaft am Forstinstitut in Stuttgart, 1820 Professor an der Akademie Hohenheim; starb am 10. Mai 1842 bei Stuttgart (s. *Jagdliteratur*).

Jester, Friedrich Ernst, wurde am 9. Oktober 1743 in Königsberg (Pr.) geboren, bezog im 15. Lebensjahre die dortige Universität, um die Rechte zu studieren, führte dann aber ein ziemlich unstetes Leben, bis er, fast 30 Jahre alt, sich dem Forstwesen zuwandte. 1775 Kriegs-, Domänen- und Präsidialrat in Königsberg, in welcher Stellung er eine Zierde des aufblühenden preußischen Forstwesens war; 1788 Oberforstrat, 1805 Oberforstmeister. J. ist die Erhaltung des preußischen Elchwildstandes zu danken. Er starb am 14. April 1822 (s. *Jagdliteratur*).

Johannisroggen, s. *Wildkorn.*

Jugendkleid, das Gefieder des jungen Vogels.

Jugendschliefen, Preisschliefen für junge (vor dem 1. Januar des vergangenen Jahres gewölfte) Erdhunde (s. *schliefen*).

Jugendsuche s. *Kynologie.*

Jule, Reizpfahl, der zur *Hüttenjagd* verwendet wird.

Junge der jagdbaren Vögel s. *Eier.*

Junge bringen, das Gebären der Bärin, des Otters usw.

K.

Kahlhieb s. *Abtrieb.*

Kahlhirsch. Insbesondere in Tiergärten, aber auch in schlecht gehaltenen, freien Wildbahnen kommen als Folge von Inzucht und unrichtigem Geschlechtsverhältnis ab und zu Hirsche vor, die nie Geweihe vereden, sondern an deren Stelle nur ganz schwache, konische Knochenfortsätze auf den Stirnknochen tragen. Man nennt solche Hirsche K., Mönche, Plattkopfhirsche.

Kahlschlag s. *Abtrieb.*

Kahlwild, die weiblichen Stücke des Elch-, Rot- und Damwildes. Der Ausdruck deutet auf den kahlen, d. h. geweihlosen Kopf hin.

Kaiseradler s. *Adler 2.*

Kalb s. *Wildkalb.*

Kälberfang s. *töten.*

Kälberfütterung s. *Kälberstall.*

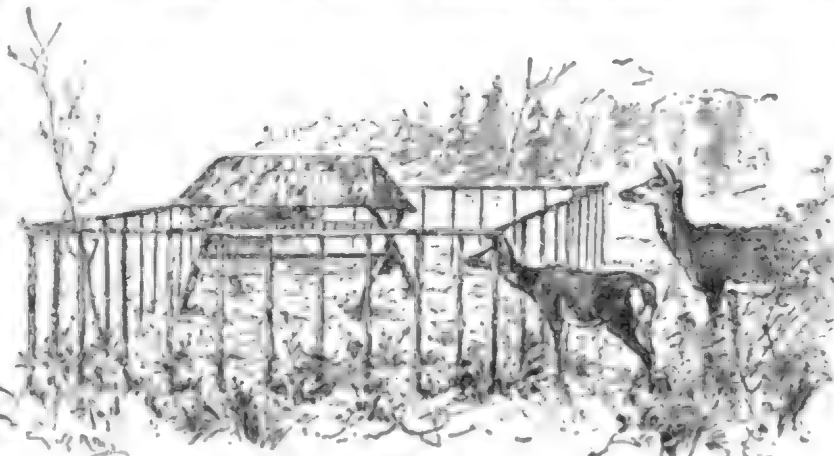
Kälberstall (Kälberfütterung), eine Einrichtung auf dem Futterplatze, bei der das Futter nur den Kälbern zugänglich ist. Das ist bei starkem Wildstande notwendig, weil schwaches Wild sehr häufig von den Fütterungen verdrängt wird und dann an Entkräftung eingeht. Ein Kälberstall besteht aus einer größeren oder kleineren Umzäunung, welche in der Weise hergestellt wird, daß man eine solche von 1,5 m Höhe herstellt, deren

Pfähle oben durch Querlatten miteinander verbunden und so weit voneinander entfernt sind, daß zwischen diesen nur Kälber durchkriechen können. Innerhalb der Einzäunung bringt man eine normale, überdachte Heuraufe an, unter welcher sich ein Trog für das Körnerfutter befindet.

Kaliber, der Seelendurchmesser der Feuerwaffen. Das K. der Büchsen wird in Deutschland nach dem Durchmesser in Millimetern zwischen den Feldern bezeichnet, während für Flinten noch die alte Bezeichnung in Rundkugeln auf ein Pfund Blei angewendet wird. So heißt z. B. Kal. 12, daß 12 Rundkugeln dieses Kalibers ungefähr ein Pfund wiegen. In England und Amerika gibt man das Kaliber der Büchsen in Tausendstel bzw. Hundertstel des engl. Zolls an. So bedeutet Kal. .450 oder .45: das Kaliber beträgt 0,450 bzw. 0,45 Zoll (= rund 11,5 mm).

kalt ist 1) diejenige Balz des Auer- oder Birkhahns, bei welcher die Hennen nicht betreten werden; 2) eine Fährte (Spur), die schon so alt ist, daß sie keine Witterung mehr hat.

kaltsinnig ist ein Schweißhund (früher auch Leithund), wenn er wenig Passion zeigt.



Kälberstall.

Kamerad, alte Anrede der Jäger untereinander, jedenfalls viel schöner und passender als das so mißbrauchte Kollege.

Kamm, 1) der Bug beim Schwarzwilde; 2) sägenartiger Ausschnitt an den Bügeln des Schwanenhalses (Krapfen, Krapfenkamm).

kämmen, scherzhaft, wenn ein Schrotschuß ein Stück Haarwild so oberflächlich getroffen hat, daß nur Haare oder Wolle abstieben, ohne daß das Wild erheblich krank ist und bleibt („Reineke ist nur gekämmt“).

Kammer. 1) Bei eingestellten Jagen die eng eingestellten Teile, von denen aus das Wild auf den Lauf getrieben wird. In diesen Kammern wird auch das Sondern des Wildes vorgenommen, wenn nur gewisse Stücke gleichzeitig auf den Lauf getrieben werden sollen, z. B. nur starke Hirsche, oder wenn Schwarzwild vom Rotwild zu trennen ist. Diese Anordnung hat unter Umständen ihre Berechtigung; das ohnehin durch langwieriges Treiben abgeängstigte Wild wird durch das Absondern aber überaus angegriffen, daher diese Maßregel, wenn sie, wie in früheren Zeiten, meist aus Laune angeordnet wurde, nicht zu billigen ist. Zum Sondern bedient man sich der Schnapptücher, die aufgezogen und hinter dem abzusondernden Wild, nachdem es den erwünschten Raum betreten, schnell niedergelassen werden. 2) An Vorderladegewehren der hintere, von der Schwanzschraube verschlossene Teil der Rohre, wo die Pulverladung sich befindet, daher auch Pulverkammer genannt. 3) Beim hohen Haarwilde die Herzkammer; Kammerschuß der Schuß in diese. 4) s. *Kessel 1.*

Kammerende, das hintere Ende des Gewehrlaufes.

Kamp, Flächen, die zur Nachzucht von Holzpflanzen bestimmt sind. Man unterscheidet ständige Kämpe (Forstgarten), in denen die Pflanzenerziehung für eine längere Reihe von Jahren erfolgt, und nur vorübergehend, meist 1 bis 3 Jahre benutzte Kämpe (Wanderkämpe).

kämpfen, das Streiten männlichen Wildes infolge des Begattungstriebes. Besonders gebräuchlich ist dieser Ausdruck bei Rot-, Reh-, Schwarz-, Auer-, Birkwild und anderen Hühnervögeln. Die Keiler kämpfen auch wohl ohne brunftige Erregung.

Kampfhahn s. *Kampfläufer.*

Kampfläufer (Totanus pugnax L., Machetes pugnax Cuv., Tringa pugnax L., Philomachus pugnax Maehr., Pavoncella pugnax Leach; Kampfhahn, vielfarbiger K., Streitvogel, Streitstrandläufer, Streitschnepfe, Kludderhahn, Buerhuhn, Brausehuhn). Wegen einiger Besonderheiten wird der Kampfhahn von einigen Ornithologen in eine besondere Gattung (Machetes) gestellt; jetzt rechnet man ihn zu den *Wasserläufern.* Maße des Männchens, das bedeutend stärker ist als das Weibchen: Länge 29,5 cm, Stoß 6,4, Schnabel 3,8, Lauf 5, nackter Teil des Unterschenkels 2,7, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Die Weibchen messen: Länge 20,4 cm, Stoß 5, Schnabel 3, Lauf 4,2, nackter Teil des Unterschenkels 2,2, Mittelzehe ohne Nagel 2,7 cm. Wiepken gibt folgende Charakteristik: „Die alten Männchen im Hochzeitskleide sind so verschieden, daß nicht zwei vollkommen gleich sind; alle aber haben einen

großen, schildförmigen, ausspannbaren Halskragen, der die Seiten und den Vorderteil des Halses bis auf die Oberbrust bedeckt, und darüber unter dem Genick zwei nebeneinander liegende, getrennte, kürzere, wie Teile einer Perücke, die ebenfalls beim Kämpfen aufgerichtet werden; Hals- und Nackenkragen mitunter von derselben Farbe, häufig aber verschieden gefärbt; auf den Zügeln und der Stirn, oft bis zum Scheitel, voll häutiger Wärzchen, dazwischen kurze, haarartige Federchen; Schnabel und Füße variieren ebenfalls bei den Einzeltieren; Iris braun. Nach der Begattungszeit fallen die langen Federn des Halsschmucks aus, ohne daß eine weitere Mauser eintritt. Im Winterkleide fehlen Halsschmuck und Gesichtswärzchen, und die Färbung der Männchen ist fast gleich; Kehle, Brustmitte, Bauch, Unterstoßdeckfedern, die Seiten des Bürzels und der Oberstoßdeckfedern weiß; Wangen rostgrau, Scheitel bräunlich-grau mit schwarzen Schaftflecken; Hals, Oberbrust und Brustseiten braungrau gewölkt; Oberrücken und Schultern schwarz, mit licht braungrauen oder gelbweißlichen Federsäumen; Flügeldeckfedern und die Hinterschwingen schwarzbraun, hell braungrau oder gelblich-weiß gerandet; die großen Schwingen schwarzbraun mit weißen Schäften; die Stoßfedern bräunlich-aschgrau mit braunen oder schwarzen Binden auf den Mittelfedern; Unterbrust, Bauch und Unter-Stoßdeckfedern weiß; Schnabel meist schwarz; Wurzel des Unterkiefers rötlich, gelblich oder grünlich; Füße rötlich-grau, rötlich-gelb, grünlich-gelb oder graugrünlich. Das Jugendkleid des Männchens hat im ganzen Ähnlichkeit mit dem Winterkleide, die Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern sind jedoch breit dunkelrostgelb gesäumt. Die Weibchen, die um ein Drittel kleiner sind als die Männchen und denen auch der Halsschmuck fehlt, wandeln ebenfalls ab, aber nicht so stark wie jene. Kopf licht graubraun oder gelblich-grau, auf dem Scheitel mehr oder weniger dicht schwarz gefleckt; Zügel schwarz oder schwarzbraun getupft, Ohrgegend, Wangen und Genick schwächer schwarz oder schwarzbraun gefleckt; der ganze Hals, Kopf, Oberbrust und Seiten der Unterbrust licht braungrau, graugelblich oder rostfarben mit schwarzen Flecken und weißgrauen oder weißgelblichen Spitzenrändern; Oberrücken und Schulterfedern schwarz mit scharf abgesetzten, gelbbräunlich-weißen oder rostgelben Kanten. Hinterschwingen bräunlich mit breiten, schwarzen Querbinden; mitunter haben die Oberrücken- und Schulterfedern eine schöne rostgelbe Grundfarbe (die auch bei der übrigen Färbung vorherrscht), wurzelwärts meist mit schwarzer Querbinde oder schwarzem Schaftfleck und vor der rostgelben Spitzenkante stets einen schwarzen, herz- oder hufeisenförmigen Fleck; die Hinterschwingen mit mehreren schwarzen Querbinden. Schnabel schwarz; Füße mehr oder weniger rötlich-gelb, mitunter ins Grünliche übergehend. Das Jugend- und Winterkleid hat mit dem des Männchens Ähnlichkeit, ist aber blässer und weniger schön." Im Dunenkleid ist die Oberseite hell gelbbraun mit schwarzen Längsflecken und ebensolchem Streifen in der Mitte; Kehle und Bauch reinweiß; auf dem Oberkopf bis ins Genick ein dreifacher Längsstreifen; Ständer gelbgrau, Schnäbelchen schwarzgrau.

Der Kampfhahn ist ein zu sprichwörtlich gewordener Vogel, als daß man auf das Interessante seines Tuns und Treibens besonders aufmerksam zu machen hätte. Sein ganzes Leben ist Streit und Kampf wie das eines rechten Renommisten und stimmt mit dessen Gebaren auch in seinen unblutigen Folgen überein. Die Hähne haben wie die Pfuhlschnepfen einen besonderen Platz für ihre Kampfspiele, auf denen sie gegen Abend einfallen, sich einander gegenüber aufstellen und nun paarweise die Raufereien beginnen, woraus sich oft eine allgemeine Balgerei entspinnt, bis eine Pause eintritt, nach der aufs neue gerempelt und gepaukt wird, bis die Nacht der Sache ein Ende macht. Von Island bis über ganz Europa kommt der K. vor und wird auf großen, kurz bewachsenen Sümpfen selten fehlen, wenngleich er an vielen Orten infolge des fortgesetzten Wegfangens recht sparsam geworden ist. Seine Stimme klingt wie „Taktik, tak-aik". Der K. ist für unser Gebiet nur Zugvogel, der mit dem Herbst verschwindet und im April wiederkehrt, wobei die Geschlechter getrennt erscheinen. Im Mai liegen in dem kunstlosen Neste die üblichen vier Eier, die, von birnförmiger Gestalt, auf olivenfarbigem Grunde graue, grünlich-braune und darauf schwarzbraune Flecken und Punkte zeigen, 44 : 31 mm groß sind und in 18 Tagen ausgebrütet werden. Daß ein solcher Held wie der Kampfhahn sich mit Kindererziehung nicht abgibt, darf nicht auffallen, daher der Mutter diese allein obliegt, während er den Turnierplatz besucht. Um die Mitte des Juli hört aber auch dieser Sport auf, die Kampfplätze veröden, und die Scharen fangen an herumzustreichen, bis die spätere Jahreszeit sie zum Abzuge mahnt. Bei den Kampfspielen kann man sie unter einiger Deckung beschleichen, obgleich die Beobachtung dieser harmlosen Vögel mehr Freude macht als der wertlose Schuß.

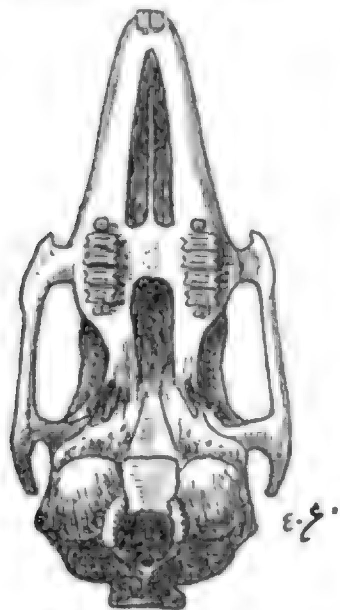
Kanäle (vgl. *Wege*). Nach § 13 Abs. 3 der preußischen Jagdordnung kann von der Jagdpolizeibehörde den Unternehmern von Schiffahrts-K. für bestimmte Grundflächen

das Recht zugestanden werden, diese von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk auszuschließen, sofern Grund zu der Annahme vorliegt, daß die Ausübung der Jagd auf K. mit den Rücksichten der Betriebssicherheit unvereinbar ist.

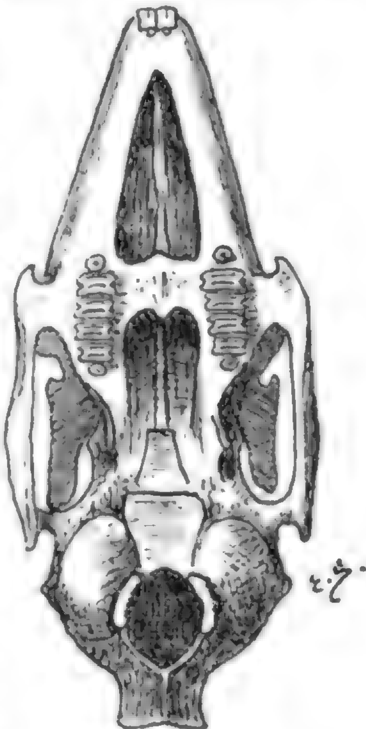
Kaninchen (Lepus cuniculus L.; nach der neuesten zoologischen Namengebung Oryctolagus cuniculus [L.]). Nagetier aus der Familie der Hasen und der zoologischen Gattung Lepus. Weidmännische Ausdrücke wie beim *Hasen*.

Beschreibung.

Die Löffel kürzer als der Kopf; Iris dunkelbraun, Pupille schwarzblau (diese Kennzeichen unterscheiden das K. sicher vom Hasen); Löffel nicht mit schwarzer Spitze, sondern am Ende mit schmalem, schwarzem Saum; Blume auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite weiß mit rostfarbiger Spitze; die Hinterläufe verhältnismäßig kürzer als beim Hasen, weshalb das K. nicht so lange Fluchten machen kann. Die Gesamtfärbung ist ein düsteres Braungrau, nach vorn rötlicher, in den Flanken weißlicher, nach hinten am dunkelsten; Kehle, Bauch, Innenseite der Läufe und die Nägel weißlich; im Nacken ein rostfarbiger, nicht scharf begrenzter Fleck. Farbenspielarten kommen beim Kaninchen häufiger vor als beim Hasen. Am relativ meisten findet man schwarze, seltener semmelgelbe, graue oder gar gescheckte und weiße Wildkaninchen. Das Kaninchen hat im allgemeinen eine gefälligere Gestalt als der Hase und sieht infolge der kürzeren Hinterläufe etwas kompakter aus. Im Schädel- und Skelettbau zeigt das K. einige bemerkenswerte und sichere Unterschiede vom Hasen, was besonders wichtig für die Frage der *Leporiden* ist. An der Unterseite des Schädels befindet sich hinter der schmalen, knöchernen Gaumenbrücke ein offener Raum, der beim K. nicht breiter ist als die mittleren Backenzähne oder etwa so breit wie ein Drittel der Länge der ganzen Backenzahnreihe; außerdem verschmälert sich diese Gaumenlücke nach hinten zu, was beim Hasen, wo sie überhaupt viel breiter, nicht der Fall ist. Ferner ist der hintere Fortsatz des Jochbogens beim K. etwa doppelt so lang wie beim gleichalterigen, viel stärkeren Hasen. Die beiden Knochen des Unterarmes, Elle und Speiche, liegen fast ganz neben, nicht hintereinander wie beim Hasen. Das Wildbret des K. ist weiß, das des Hasen dunkel. Die Länge eines erwachsenen K. beträgt etwa 40 bis 45 cm, die der Löffel etwa 7 cm, der Blume 6 cm. Als Durchschnittsgewicht kann man 2 bis $2\frac{1}{2}$ kg annehmen, selten werden 3 kg erreicht. An Sinnenschärfe übertrifft es den Hasen, denn kaum entgeht etwas seinem scharfen Vernehmen oder Augen; obgleich scheu und mißtrauisch wie jener, behält es doch immer eine gewisse Überlegung, selbst bei den dringendsten Gefahren, was man an einem vom Hund eingeholten K. beobachten kann, dem es durch sein gewandtes Hakenschlagen sehr oft fast unter dem Fang entwischt. In großer Angst gibt es kreischende Töne von sich, gewöhnlich aber ist es stumm und warnt seine Umgebung mit kräftigem Aufschlag eines Hinterlaufs vor Gefahr. Das sehr zierliche Geschöpf würde eine Zierde unserer Fauna sein, wenn es nicht so überaus schädlich wäre.



1. Schädel des Wildkaninchens. (Fast nat. Gr.)



2. Schädel des Hasen. (²/₃ nat. Gr.)

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Heimat des K. sind die Länder südlich der Alpen, es ist jetzt über alle Länder Europas mit Ausnahme von Skandinavien und Rußland verbreitet und stellenweise außerordentlich häufig, anderswo sehr selten. In manchen Gegenden fehlt es gänzlich, doch läßt es sich bei geeigneter Bodenbeschaffenheit leicht einbürgern, was jedoch in Anbetracht des durch K. verursachten Schadens nicht immer ratsam und hier und da sogar gesetzlich verboten ist. Die Römer kannten es unter dem Namen cuniculus, die Griechen nannten es dasypos (Rauhfuß). In das mittlere Europa ist es offenbar verpflanzt und wahrscheinlich als ursprüngliches Haustier verwildert. Es lebt bekanntlich in unterirdischen Bauen, die es sich selbst ausgräbt, und zwar in sandigen

Gegenden lieber als in solchen mit sehr bindigem und deshalb kälterem, überdies auch schwerer zu bearbeitendem Boden. Auch im Steingeklüft siedelt es sich gern an.

Lebensweise, Fortpflanzung.

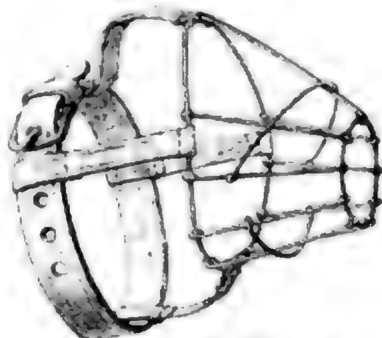
Das K. lebt zwar von denselben Vegetabilien wie der Hase, nagt aber weit mehr an Holzpflanzen, Sträuchern und Bäumen umher, so daß es bei zahlreichem Vorkommen den Waldkulturen großen Schaden zufügt und dadurch, daß es die Pflanzen bis an die Wurzeln abschneidet, auch den Feldsaaten schadet. Da es sich aus Furcht vor seinen zahllosen Feinden nur notgedrungen von seinem Bau weiter entfernt, außerdem sehr geselliger Natur ist, so fallen seine auf einen kleineren Raum beschränkten Verwüstungen um so mehr auf. Auch die vielen Baue und Röhren sind dem Wald- und Feldbau nicht vorteilhaft, und wo Drainierungen angelegt sind, darf man K. schlechterdings nicht dulden. Berücksichtigt man bei dieser Schädlichkeit des Einzeltiers die überaus zahlreiche Vermehrung, so wird einleuchten, daß das K. eine förmliche Landplage werden kann. In milden Wintern rammeln sie schon im Februar, nach 30 Tagen setzt das Weibchen, die Häsin, 4 bis 5 Junge, und da es gleich nach dem Setzen wieder zu empfangen vermag und bereit ist, so setzt es fast alle sechs Wochen. Wenn es dem Rammler willfährig ist, so streckt es sich auf dem Bauche platt auf den Boden aus. Meistens legt das Weibchen zum Zweck des Setzens besondere, flacher verlaufende Röhren an, die es, wenn es die Jungen des Äsens halber verlassen muß, zuscharrt. Selten setzt es in oberirdischen Verstecken. Der Rammler kümmert sich um die Nachkommenschaft ebenso wenig wie der Hase. Die jungen K. werden im Gegensatze zu den jungen Hasen unbehaart und mit geschlossenen Sehern gesetzt und bedürfen daher einer intensiveren und länger dauernden mütterlichen Pflege als ihre Vettern. Kaum halbwüchsig sind sie aber schon sehr lebhaft und bewegen sich ungemein flink und behend außerhalb des Baues. Bei genügender Deckung und wenig Störung sind die K. an schönen Tagen viel außerhalb des Baues „über der Erde"; andernfalls rücken sie abends zur Äsung, nachdem sie am Eingange der Röhren eine Zeitlang gesichert haben. Die Spur gleicht der des Hasen, ist indessen bedeutend schwächer. Vielfach ist behauptet worden, Hase und K. vertrügen sich nicht. Das ist jedoch nicht richtig; höchstens kann man sagen, daß der Hase die in reich besetzten Karnickel-Ansiedlungen herrschende Unruhe nicht liebt und daß er z. T. andere Örtlichkeiten bevorzugt als das K. Ein Kaninchenbau ist etwa 1,5 m tief und enthält einen Kessel, auch Kammer genannt, in den die gewundenen Röhren einmünden. Jedes Paar hat eine eigene Kammer, doch benutzen mehrere die gemeinschaftliche Einfahrt. Die oft sehr zahlreiche Bewohnerschaft ausgedehnter Baue lebt überhaupt in bestem Einvernehmen. Die Röhren sind gerade weit genug, um den K. das Einfahren zu gestatten und am Leib stärkerem Raubzeug zu verwehren.

Jagd.

Beim Buschieren schießt man viele K., wenn das Wetter klar und trocken ist, bei nassem und windigem stecken sie meist im Bau oder drücken sich fest unter irgend welcher Deckung. Die Treibjagd vereinigt man vorteilhaft mit der auf Hasen, zumal ja das K. mit diesem gemeinschaftlich vorkommt. Sowohl Buschieren als Treibjagd verlangen eingeübte Schützen; das K. kommt, wenn gedrängt, ungemein schnell an, schlägt viel Haken, und der Schütze wird bei Breitschuß gut zwei Hände breit vorhalten müssen; der Schuß von hinten ist der am wenigsten schwierige, dennoch schießen viele Schützen zu kurz. Als ein ausgezeichnetes Verfahren, die Ergebnisse der Treibjagd auf K. zu verbessern, hat sich das von Ströse ausgearbeitete erwiesen (Jahrb. d. Instituts f. Jagdkunde, Bd. 1, S. 183). Kurz nach Tagesanbruch werden die sämtlichen Baue des Revierteils, der abgetrieben werden soll, durch Eingießen von einigen Tropfen Rohkresol (Vorsicht, ätzendes Gift!) verwittert. Dies hat möglichst am Jagdtage selbst zu geschehen; doch lassen sich zufriedenstellende Erfolge schon erzielen, wenn man, ohne Rücksicht auf die Tageszeit, 1 bis 3 Tage vor der Jagd verwittert. Ferner ist jeder Trieb abzulappen und so oft zu wiederholen, bis kein K. mehr in die Schützenlinie kommt. Zum Verhüten des Einfahrens der K. in die Baue sind auch Drahtklappen verwendbar, die durch jedes Jagdartikelgeschäft bezogen werden können. Der Anstand ist, zum mindesten in nicht sehr kaninchenreichen Revieren, die am wenigsten geeignete Jagdart, den K. Abbruch zu tun. Wollte man sich dicht am Bau anstellen, so würde ein nicht sofort totgeschossenes K. in diesen zurückfahren und dort verenden, der Schuß aber die ganze Kolonie warnen, sich draußen sehen zu lassen; stellt man sich aber vom Bau entfernt an, so überläßt man den Erfolg dem unsicheren Zufall.

Die Jagd mit dem Frettchen (Frettieren) ist ein gutes Mittel gegen die übermäßige Vermehrung der K. Das Frettchen (Mustela furo L., s. *Iltis*) gehört zu den Mardern; es ist der Erzfeind der K. und wird von diesen so gefürchtet, daß schon sein Erscheinen im Bau genügt, um die Insassen zum schnellsten Ausfahren zu

veranlassen, und darauf beruht eben der große Erfolg des Frettierens. Vom Oktober bis März ist die für diese Jagd geeignetste Zeit, weil dann doch nur ausnahmsweise Junge im Bau sein dürften, bei denen sich das Frettchen unnütz aufhalten würde. Wie bekannt, hat dieses eine oft unbezwingliche Schlafsucht, besonders an nassen, stürmischen Tagen, und da an solchen auch die K. weniger rege sind, so eignen sich diese Tage schlecht zum Frettieren; mäßig kaltes, trockenes Wetter ist das beste, dann ist die Kolonie am regsten und fährt am schnellsten aus dem Bau. In den Morgenstunden des Tages, an dem frettiert werden soll, läßt man die Umgebung der Baue durch Menschen und Hunde gehörig beunruhigen, damit die K. zahlreich zu Bau fahren; verreisert alsdann die Nebenröhren, umstellt den Bau mit busenreich gestellten Garnen und belegt, nachdem das Frettchen eingefahren ist, die Hauptröhren mit Kaninchenhauben. Soll das Frettchen recht munter einfahren, so darf es zwar nicht gerade hungrig sein, aber auch nicht ganz gesättigt; im ersteren Fall würde es das erste beste K. würgen, sich an dessen Schweiß förmlich berauschen und einschlafen, im anderen würde es das letztere am geeigneten Plätzchen voraussichtlich sogleich tun und sich um die Jagd vorläufig, d. h. mehrere Stunden lang, gar nicht kümmern. Tut das Frettchen seine Schuldigkeit, so poltern die K. sehr bald zu den Röhren hinaus und fahren in die Garne, aus denen man sie löst und abnickt. Die Netze stellt man sogleich wieder und läßt sie so lange stehen, bis man den Bau für entvölkert halten darf. Will man sich das Vergnügen des Schießens machen, so müssen die Netze natürlich so weit abgestellt werden, daß der erforderliche Schießraum beschafft wird. Bevor das Frettchen nicht herausgekommen ist, darf der Jäger nun freilich den Bau nicht verlassen; bemerkt er es in der Nähe der Einfahrt schlafend, so kann er es manchmal mit einem schwachen, an einen Stock gebundenen und ihm zugeschobenen K. wecken und insofern herauslocken, als es sich an diesem verbeißt und herausziehen läßt. Macht es gar keine Anstalt, herauszukommen, so bleibt nichts übrig, als die Röhren mit Decknetzen sicher zu verschließen, wo man dann das Frettchen nicht weit von der Einfahrt meist wieder eingeschlafen finden wird. Diese nicht zu vermeidende Umständlichkeit ist ein Hauptgrund, weshalb dieses Raubtierchen weniger benutzt wird, als es sonst der Fall sein würde. Deshalb hat man sich auch in neuerer Zeit der Züchtung sog. Zwerg- oder Kaninchenteckel zugewandt, die als Ersatz für das Frettchen dienen sollen. Der Transport des Frettchens nach und von dem Bau erfolgt in einem weich ausgefütterten Kästchen, vorteilhaft nimmt man auch zwei Frettchen mit, die sich gegenseitig anreizen. Es ist zu empfehlen, dem Frettchen einen Maulkorb anzulegen, oder ein Schellenhalsband umzubinden, um es vom Würgen und demnächstigen Einschlafen abzuhalten. Etwa schlafende Kaninchen werden durch das Klingeln geweckt und somit nicht so leicht vom Frettchen gefangen. Auch kann man infolge des Geklingels den Gang der unterirdischen Jagd besser verfolgen. Hacke und Spaten dürfen beim Frettieren in Rücksicht auf solche Vorkommnisse nicht fehlen.



3. Maulkorb für Frettchen.

Fang.

Man fängt die K. auch mit Hauben, d. s. kleine Garnsäcke. Sie werden ähnlich der Dachshaube, aber mit dem Beutel nach außen und loser um die Röhre befestigt. Durch die Maschen an der offenen Seite wird eine dünne Leine gezogen und durch einen Heftel am Boden befestigt. Fährt das K. nun hinein, so löst sich die Haube und wird durch die Leine so zugezogen, daß das K. gefangen ist. Selbstredend muß man so viele Hauben haben und benutzen, als Röhren vorhanden sind. Bei manchem Vorteil haben sie den Nachteil, daß, wenn mehrere Kaninchen zugleich aus einer Röhre fahren, sich nur das erste fängt, das sofort abgenickt wird. Gut ist es daher, den Bau noch mit Hasengarnen zu umstellen. Kaninchen werden auch in Kastenfallen und mit Tellereisen gefangen. Der Fang des K. in kleinen Kastenfallen auf natürlichen und künstlichen Pässen mit Seitenabsperrungen wird ebenso betrieben, wie der Fang von kleinem Raubzeug. Man stellt auch Kastenfallen vor befahrene Röhren, in Gartenzaunlücken, in Drahtgeflecht, das Schonungen absperrt oder um stark befahrene Baue gezogen ist. Zum Fange mit Tellereisen verwendet man das kleine Universaltellereisen Nr. 11c. Dieses wird mit einer kleinen Kette an einem Stamm oder einer Wurzel, wenn diese fehlen, an einem eingeschlagenen Pfahl so befestigt, daß das gefangene Kaninchen vorn in der Röhre sitzen bleiben muß. Man legt das gespannte Eisen so in den Eingang der Röhre eines befahrenen Baues, daß es, mit dem Sicherheitshaken nach dem Ausgange der Röhre zu liegend, gut zuschlagen kann. Das Eisen muß vier kleine Steine als Unterlage

haben, damit es festliegt und nicht wackelt. Man bedeckt es mit trockenem Sand aus der Röhre, dreht den Sicherheitshaken herum und verblendet auch diese Stelle mit Sand. Es ist Pflicht des Fängers, die Eisen möglichst jeden Morgen und Abend zu revidieren. Obgleich das Kaninchen in Preußen dem freien Tierfange unterliegt, bleibt es für den Jäger Nutzwild. Der Fang solchen Wildes in Eisen kann daher nicht als weidgerecht angesprochen werden. Das Ersticken der im Bau befindlichen K. mit giftigen Gasen, z. B. Schwefelkohlenstoff, ist unweidmännisch. Durch das Töten der Kaninchen, ohne sie nützen zu können, geht für den Besitzer der Jagd bzw. des Grundstücks viel Geld und für die Menschen im allgemeinen sehr viele gute Nahrung nutzlos verloren. Hinsichtlich der erwähnten Netze s. *Jagdnetze*.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Brehms Tierleben.

Der durch die wilden K. angerichtete Wildschaden braucht nach § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht erstattet zu werden, doch ist der Landesgesetzgebung eine Erweiterung des Kreises der in § 835 genannten jagdbaren Tiere gestattet. In Bayern erstreckt sich die Ersatzpflicht gemäß Art. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1899 auch auf die wilden K. In Sachsen ist durch Gesetz vom 25. Juni 1902 die Schonzeit für die wilden K. aufgehoben, das Aussetzen und Hegen derselben verboten; bei erheblichem Schaden kann ihre Ausrottung angeordnet werden. In Elsaß-Lothringen sind die wilden K. durch Verordnung vom 17. Juli 1890 zum schädlichen Wilde gezählt, welches von Besitzern, Eigentümern oder Pächtern erlegt werden darf. Nach § 61 Abs. 2 der preußischen Jagdordnung können Maßregeln ergriffen werden, wenn wilde K. sich bis zu einer der Feld- und Gartenkultur schädlichen Menge vermehren. In vielen Gegenden sind Polizeiverordnungen erlassen, die das Fangen und Erlegen wilder K. von einer Erlaubnis des Jagdberechtigten abhängig machen.

Literatur: Ehlert, Bekämpfung der Kaninchenplage.

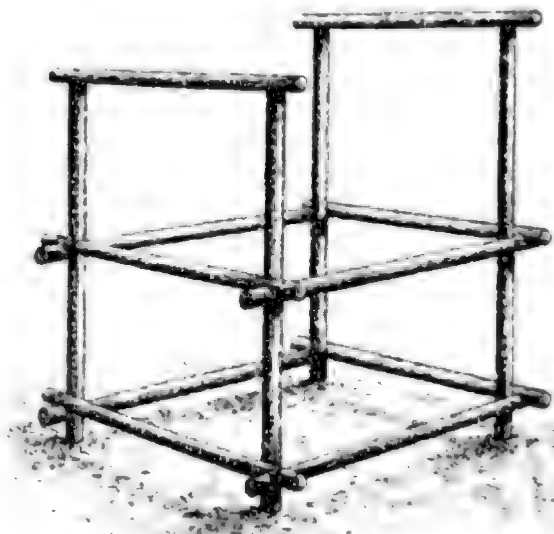
Kaninchenhaube s. *Jagdnetze*, Sackgarne.

Kaninchenteckel, ein Dachshund, der in den Kaninchenbau einzuschliefen vermag und wie ein Frettchen die Kaninchen aus dem Baue sprengt. Diese Arbeit können natürlich nur kleine und leichte Hunde verrichten, insbesondere muß ihr Brustumfang außerordentlich gering sein. Der Umfang der Brust, über der dritten Rippe gemessen, beträgt beim wilden Kaninchen etwa 28 cm. Wenn ein Teckel in Kaninchenröhren einschliefen können soll, so darf sein Brustumfang höchstens 32 cm betragen. Ein guter K. soll im allgemeinen nur 3 bis 3,5 kg wiegen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Zucht von Teckeln, die eine dem Frettchen ähnliche Arbeit leisten, in der Neuzeit Fortschritte gemacht hat, jedoch ist die Zahl der Zwergteckel, die ihre Körpergröße und ihre Formen mit einiger Sicherheit vererben, äußerst gering. Ein nicht unerheblicher Teil der sog. K. ist zudem überzüchtet und trägt Anzeichen der beginnenden Entartung. Insbesondere findet man bei solchen Hunden oft Nachlassen des Haarwuchses am Kopfe und Halse, verminderte Passion und Rückgang der Intelligenz. Um solche Erscheinungen zu vermeiden, muß der Kaninchenteckelzüchter bei der Zusammenstellung der Zuchttiere mit größter Vorsicht zu Werke gehen und namentlich fortgesetzte Inzucht vermeiden. Ein gut gebauter und eingearbeiteter K. ist aber zur unterirdischen Jagd auf Kaninchen, wie auch auf Fuchs von großem Werte und kann auch zur Schweißarbeit sowie zum Stöbern Verwendung finden. Freilich hat der Stöberer mit dem K. den Nachteil, daß der stöbernde Hund oft im Kaninchenbau verschwindet, sich dort längere Zeit aufhält und die aus dem Bau gesprengten Kaninchen doch nicht vor die Flinte bringt. Darum ist für die Stöberarbeit in Kaninchenrevieren ein stärkerer Teckel, ein Wachtelhund, Spaniel oder ein Vorstehhund geeigneter als der Zwergteckel. Jedenfalls ist eine Kaninchenjagd mit dem Miniaturteckel weit angenehmer als mit dem launischen Frettchen, wenn auch die Erfolge mit dem Hunde vielleicht weniger gut sind.

kanten s. *verkanten*.

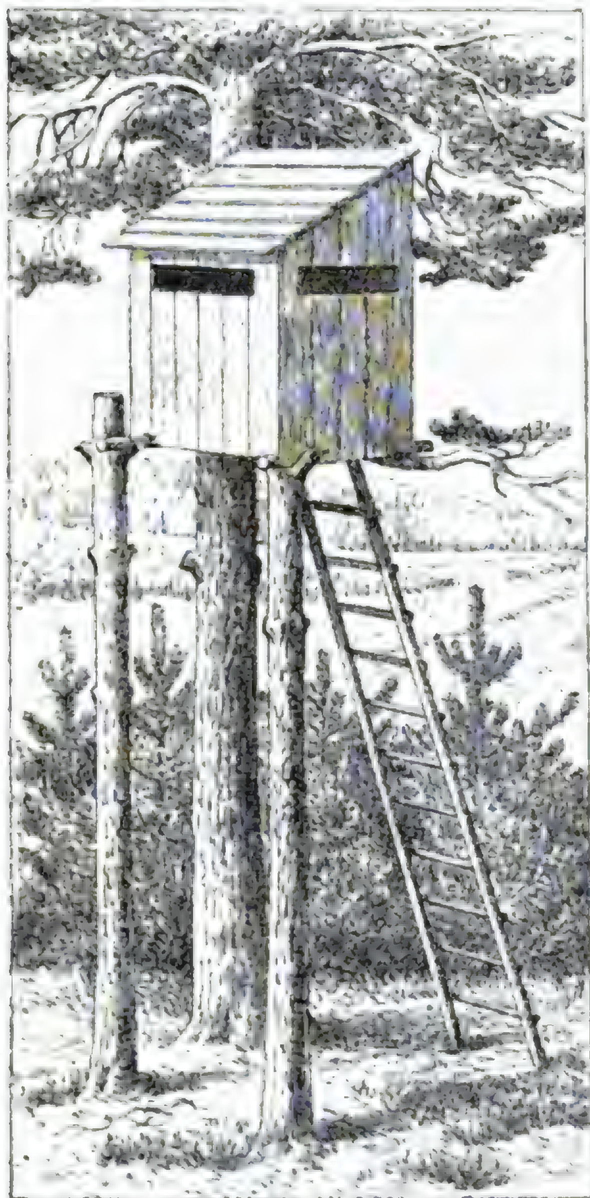
Kanutsstrandläufer s. *Strandläufer 2*.

Kanzel, ein Hochsitz (Hochstand) in 4 bis 5 m Höhe, der sich von dem einfachen Hochsitz dadurch unterscheidet, daß in ihr der Jäger



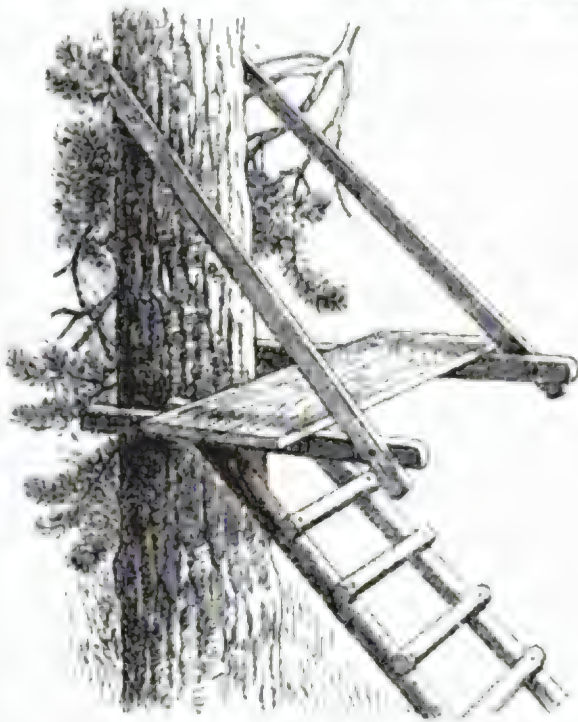
1. Skelett einer Jagdkanzel.

gegen Wind und Wetter geschützt ist. Sie macht den Jäger für das Wild unsichtbar und leitet seine Witterung darüber hinweg. Man errichtet sie an bekannten, guten und sicheren Hochwildwechseln, an Brunstplätzen, Äsungsfeldern und größeren Blößen in Dickungen, an schmalen Gebirgstälern oder an Luderplätzen für das Raubzeug. Die



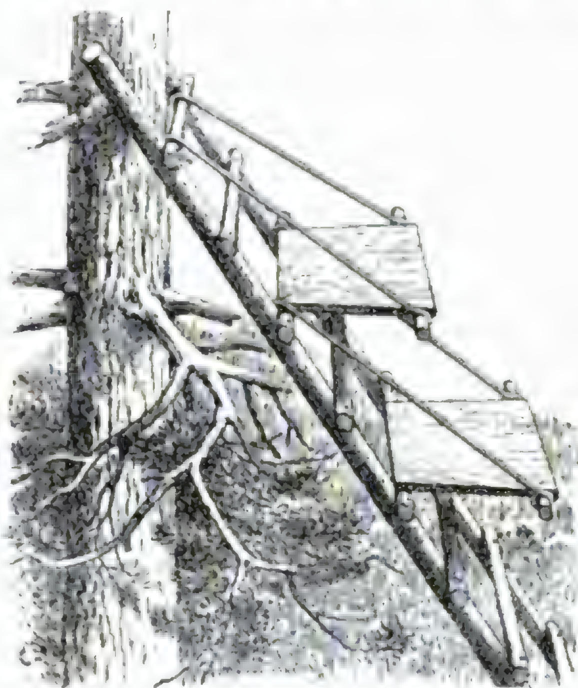
2. Jagdkanzel.

Kanzel ist eine große Kiste von 1 qm Grundfläche und 1 m Wandhöhe, die in den Ästen oder auf dem Knüppelrahmenbau eines dichten Baumes steht oder auf einem Gestelle ruht. Zu ihr gelangt man auf einer Leiter. Wer gewandt genug ist, schlägt von den längsten und stärksten Drahtnägeln so viele in den Stamm, als er, um hinaufzukommen, braucht. Fehlen passende Bäume, dann muß ein Gerüst für die Kanzel hergestellt werden. Man gräbt vier Stämme von mittelstarkem Bauholz ein, die, soweit sie in die Erde kommen, behufs längerer Dauer angekohlt oder geteert werden. Das Gerippe der Kanzel



3. Hochsitz.

nagelt man am besten auf dem Boden folgendermaßen zusammen: Vier glatte, gerade Nadelholzknüppel von 1 m Länge und 10 cm Durchmesser sägt man 10 cm von



4. Hochsitz.

jedem Ende etwa 4 cm tief ein, spaltet bis zum Sägeschnitt ab, legt die Knüppel mit den Spaltflächen aufeinander und nagelt sie fest,

so daß jetzt ein Rahmen von 1 m Seite entsteht. In derselben Weise wird ein zweiter Rahmen hergestellt. Nun schneidet man zwei Knüppel von 1,8 m und zwei von 1,6 m Länge, plätzt sie am dicken Ende etwas an und nagelt sie in die vier Ecken des auf dem Boden liegenden Rahmens. Jetzt streift man den zweiten Rahmen über die senkrecht stehenden Hölzer und nagelt ihn in den Ecken 80 cm hoch über dem ersten Rahmen gleichfalls an die Hölzer fest. Darauf verbindet man die beiden kurzen und die beiden langen Knüppel durch Querhölzer, über die später das Dach kommt. Nachdem dieses Gerippe auf seinem Platze befestigt worden ist, werden die Seiten bis auf die Tür in der Vorderwand mit Brettern vernagelt, der Fußboden aus durchlässiger Rundholzlage hergestellt und das Dach aufgesetzt. Rundherum hat man eine 20 bis 25 cm breite Schießluke zu lassen.

Der Hochsitz ist ein weit einfacherer Bau als die Jagdkanzel und wird vom wetterfesten Jäger wegen seiner leichten, schnellen und billigen Herstellung vorgezogen. Er besteht aus einer Leiter und wenigen Spaltstücken und Rundknüppeln als Sitz. Man stellt ihn in größerer Anzahl da auf, wo einzelne Feisthirsche und gute Böcke wechseln, und an Suhlen, um Sauen zu schießen. Solche Hochsitze werden in verschiedenen Konstruktionen feststehend und transportabel hergestellt. Soweit sie nicht aus Naturholz bestehen, müssen sie wie die Kanzeln einen grauen, erdfarbigen Anstrich haben (s. *Vorratsschuppen*). Alle Hochsitze müssen zeitig im Frühjahr hergestellt werden, damit sich das Wild an sie gewöhnt. Vgl. E. Regeners Jagdmethoden und Fanggeheimnisse, 10. Aufl.

kapital, besonders stark, für die männlichen Stücke des hohen, edlen Haarwildes mit Ausnahme des Schwarzwildes (s. *grob*) und für dessen Geweihe bzw. Gehörne, Krickel usw. Mit Rücksicht auf die große, durch örtliche Verhältnisse bedingte Verschiedenheit des Wildes läßt sich eine Grenze, von welcher an man ein Stück als kapital ansprechen darf, natürlich immer nur für bestimmte Gegenden ziehen; z. B. ist im Harz schon ein Hirsch mit 120, in den Ostkarpathen dagegen erst ein solcher von 200 kg aufgebrochen als Kapitalhirsch anzusprechen.

Kappe, die lederne Kopfbedeckung der Beizfalken (s. a. *Kolbenkappe*).

Kapuzinermöwe s. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Karausche s. *Karpfenfische II, 1.*

Karl IX., König v. Frankreich, wurde 1550 zu St. Germain-en-Laye als 2. Sohn Heinrichs II. geboren und bestieg 1560 als Nachfolger seines Bruders Franz II. den Thron. 1563 mündig erklärt, ergab er sich vielen Ausschweifungen; erst 1570 nahm er die Zügel der Regierung fester in die Hand. Auf seine Regierung fällt der Schatten der Bartholomäusnacht; er starb, vom Gewissen gepeinigt, bereits 1574 (s. *Jagdliteratur*).

Karpfen s. *Karpfenfische I, 1.*

Karpfenfische, Weißfische (Cyprinidae), gehören zu den Edelfischen (Physostomi); sie bilden die artenreichste heimische Familie der Knochenfische. Maul zahnlos, meist mit Bartfäden; Fettflosse fehlt. Hinter den Kiemen zwei den Schlund umfassende Knochenbogen (Schlundknochen) mit den zur Zerstückelung der Nahrung dienenden Schlundzähnen. Die Schwimmblase wird durch Einschnürung in zwei Teile zerlegt. Die Männchen der Karpfenfische bekommen zur Laichzeit weißliche oder gelbe Wärzchen am Kopf und an den Seiten. Die Familie ist neben den Lachsfischen die wirtschaftlich wertvollste für das deutsche Sprachgebiet; ihr Fleisch aber nimmt in schlammigen Gewässern leicht einen erdigen Beigeschmack an, der sich erst nach längerem Aufenthalt in reinem Wasser allmählich verliert.

I. Gattung: Cyprinus;

lange Rückenflosse mit 17 bis 22 weichen Strahlen; 2 kleine Bartfäden auf der Oberlippe, je 1 längeren in jedem Maulwinkel. Schlundzähne dreireihig nach der Formel 1 — 1 — 3. Große Schuppen.

1. Karpfen (Cyprinus carpio L.); die Färbung dieses allgemein bekannten Fisches ist auf dem Rücken schwärzlich-grau bis -braun; Seiten und Bauch gelblich. Die Stammform, der Flußkarpfen, ist regelmäßig am ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes und der Flossen beschuppt; die Abarten Spiegel- und Lederkarpfen besitzen nur einzelne, sehr große Schuppen an Rücken und Seitenlinie, oder sie entbehren diese ganz (Lederkarpfen). Eine Anzahl Rassen entstanden aus dem Bestreben, den K. recht fleischig zu züchten, z. B. die hochrückige Aischgründer, galizische, die flachrückige fränkische, alte böhmische und lausitzer Rasse. Der wildlebende Karpfen erreicht eine Länge von etwa 1 m und ist dann gegen 20 kg schwer, allerdings sind solche Riesen in unseren Tagen sehr selten. Er ist über ganz Europa verbreitet und zieht wärmere, langsam fließende oder stehende Gewässer als Aufenthalt vor. Der K. laicht von Mai bis Juli an flachen, pflanzenbewachsenen und warmen Ufern; die etwa 1,5 mm großen Eier kleben an Wasserpflanzen fest und werden in 3 bis 7 Tagen gezeitigt. In fließenden Gewässern kommt der K. heute kaum noch zur Fortpflanzung. Das Wachstum ist bei ausreichender Nahrung, die aus Kleintieren und pflanzlichen Stoffen besteht, und warmer

Witterung ein rasches, im Zuchtteich wird der 3jährige Karpfen 1,5 bis 2 kg schwer. Der K. ist der Hauptzuchtfisch Nord- und Mitteleuropas; er wird gewöhnlich mit dreijähriger Umtriebszeit gezüchtet. Die Erzielung der Brut erfolgt im Laichteich, einem kleinen Gewässer mit natürlichem Graswuchs, das erst kurz vor der Besetzung mit geschlechtsreifen Fischen bespannt wird. Ist dessen natürliche Nahrung erschöpft, so kommt die Brut in Streckteiche, wo sie bei reichlicher Naturnahrung schnell heranwächst. Vor Eintritt des Frostes überführt man den Karpfensatz in tiefere Winterteiche, die sie im zweiten Frühjahr verlassen, um in die Satzteiche gebracht zu werden. Im darauffolgenden dritten Frühjahr endlich bringt man die Fische in die Abwachsteiche; hier wie schon im vorhergehenden Jahre ist eine zweckentsprechende Nachfütterung mit gequetschter und gequollener Lupine, Melasse usw. nur von Vorteil. — In den Mittel- und Unterlauf wärmerer Wasserläufe müssen K. eingesetzt werden, sofern man solche darin wünscht. Am besten eignen sich hierzu, wie auch zum Besatze geeigneter Einzelteiche, zweijährige (zweisömmerige) Besatzfische. Der Fang des Karpfens erfolgt in stehenden Gewässern gewöhnlich mit dem Zugnetz oder der Reuse. Mit der Grundangel wird man den K. im Sommer nur bei Anwendung großer Ruhe und Geduld fangen, ein Anfüttern mit Würmern usw. ist zu empfehlen. Im Winter beißt der Karpfen nicht.

Literatur: Knauthe, Die Karpfenzucht.

II. Gattung: Carassius;

unterscheidet sich vom Karpfen hauptsächlich durch das Fehlen der Bartfäden und die einreihig (4 — 4) stehenden Schlundzähne.

1. Karausche, Giebel (Carassius vulgaris Nilss.). Rücken braungelb, Seiten messinggelb; doch wandelt die Färbung stark ab. Hierher gehört auch die „Goldkarausche" und der aus China stammende Goldfisch (C. auratus Bleek.). Die K. erreicht durchschnittlich eine Länge von etwa 25 bis 30 cm, nur selten 50 cm. Mitteleuropa mit Ausnahme der Schweiz; zieht stehende, wärmere Gewässer vor. Laichgeschäft erfolgt in derselben Zeit und Weise wie beim Karpfen; das Wachstum ist nur unter günstigen Futterverhältnissen ein befriedigendes. Nahrungskonkurrent des Karpfens. Als Teichfisch gewinnt die K. in neuerer Zeit an Boden; das Fleisch ist gut, und besonders in Norddeutschland wird es gern genossen. Kommt als Angelfisch kaum in Betracht.

III. Gattung: Tinca;

kurze Rückenflosse mit 7 bis 9 weichen Strahlen; 2 Bartfäden; sehr kleine, tief in der Haut liegende Schuppen; Schlundzähne einreihig (5 — 5 oder 5 — 4).

1. Schleie (Tinca vulgaris Cuv.); Körper schleimig; schwarz bis olivengrün mit Messingglanz, Bauch heller. „Goldschleie" rotgefleckt oder ganz goldrot. Ganz Europa; zieht stehende oder langsam fließende wärmere Gewässer mit schlammigem Grunde vor. Länge 20 bis 35 cm. Fortpflanzung wie beim Karpfen; wächst langsam und nährt sich im wesentlichen von der Bodenfauna und -flora. Das etwas weichliche Fleisch wird hoch geschätzt und gut bezahlt, daher ist die allerdings nicht einfache Zucht in neuerer Zeit stärker betrieben worden. Die S. eignet sich besonders als Beisatzfisch im Karpfenteiche. Der Fang erfolgt mit der mit Würmern oder Fleischmaden beköderten Grundangel, wobei sich Anfütterung empfiehlt.

Literatur: E. Walter, Die Schleienzucht.

IV. Gattung: Barbus;

Schuppen mäßig groß; dicke, fleischige Lippen mit 4 Bartfäden; Schlundzähne dreireihig (2 — 3 — 5).

1. Barbe, Flußbarbe (Barbus fluviatilis Ag.). Maul unterständig; längster Strahl der Rückenflosse hinten gesägt. Oben grau oder olivengrün, an den Seiten gelblich gefärbt; Bauch weiß. Wird bis 70 cm lang und bevölkert klare, raschfließende Gewässer Mitteleuropas mit hartem Grunde unterhalb der Forellenregion. Laicht von Mai bis Juni an Steinen eine verhältnismäßig geringe Anzahl Eier. Die Nahrung besteht aus den kleineren Tieren des Grundes, sowie kleinen Fischen und Laich. Ein Geselligkeit liebender Fisch. Das Fleisch ist gut, aber grätig; der Rogen zur Fortpflanzungszeit giftig (Barbencholera). Fang mit der Grund- oder Schleppangel im Sommer erfolgreich; Köder wie beim Karpfen. Die B. ist sehr kräftig und leistet starken Widerstand, so daß die Anwendung der Rolle zum Schnurnachlassen nötig wird.

V. Gattung: Idus;

kurze Rückenflosse; keine Bartfäden; Seitenlinie vollständig; Schlundzähne zweireihig (3 — 5).

1. Aland, Nerfling, Orfe (Idus melanotus Heck.). Rücken schwarzblau oder dunkelgrün mit Messingglanz; Seiten heller, Bauch silberglänzend. Gelbrote Abart als „Goldorfe" bekannt und vielfach als Zierfisch gehalten. Erreicht eine Länge von etwa 50 cm; heimisch in allen Gewässern des nord- und mitteleuropäischen Festlandes. Laicht im April und Mai herdenweise an Wasserpflanzen und Steinen; die Nahrung besteht im wesentlichen aus der im Wasser schwebenden Kleintier- und Pflanzenwelt. Oberflächenfisch. Fleisch weich und grätig, daher wenig geschätzt. Da die Orfe meist in größeren Gewässern zu finden ist, kommt sie als Angelfisch hier weniger in Betracht;

ihr Fang erfolgt entweder mit der Grund- oder Spinnangel.

VI. Gattung: Squalius;

schiefe Maulspalte; Schlundzähne zweireihig (2 — 5). Seitenlinie vollständig; Rückenflosse über den Bauchflossen.

1. Döbel, Aitel, Schuppfisch (Squalius cephalus L.). Maul endständig, tief gespalten; Körper zylindrisch. Rücken schwarzgrün, Seiten gelblich-grün, Bauch heller. Schuppen schwarz gesäumt; Bauch- und Afterflossen rot. Wird 60 cm lang. Lebt in klaren, langsamer fließenden Gewässern Mitteleuropas; mehr Oberflächen- als Grundfisch. Laicht im April-Mai, Vermehrung stark. Lebt gesellig und nährt sich in der Jugend von Pflanzen und niederen Tieren, später wird er Raubfisch, der Fischen, Fröschen, ja Wasserratten nachstellt. Wenn auch das grätige Fleisch keine hohe Wertschätzung genießt, so gilt doch der wacker um sein Leben kämpfende D. als ein guter Angelfisch, den man mit der Spinnangel (Köder Maikäfer, Heuschrecken) leicht berückt.

2. Hasel, Häsling (Squalius leuciscus L.); unterständiges Maul mit vorgestreckter Schnauze; Schwanzflosse tief ausgeschnitten. Färbung in allen Teilen heller als beim Döbel. Höchstens 30 cm lang; lebt in den fließenden und großen stehenden Gewässern Nord- und Mitteleuropas. Gleicht dem vorigen in der Lebensweise, entwickelt sich aber nicht zum Raubfisch; springt gern nach Fluginsekten. Lebt gesellig in den oberen Wasserschichten. Wirtschaftlich unbedeutend, gilt aber als Jungfisch als gutes Futter für Zuchtforellen usw. Fang mit der Schlepp- und Spinnangel.

VII. Gattung: Leuciscus;

Körper seitlich zusammengedrückt; das kleine Maul ist nahezu wagerecht geschnitten; Schlundzähne einreihig (6 bzw. 5).

1. Plötze, Rotauge (Leuciscus rutilus L.); Rücken blaugrün, Seiten und Bauch silberglänzend; Flossen lebhaft rot; Maul endständig. Die Afterflosse beginnt hinter dem Ende der Rückenflosse. Im Durchschnitt 15 bis 25 cm lang. Kommt überall in Nord- und Mitteleuropa vor. Die Laichablage erfolgt im April-Juni an flachen, pflanzenbewachsenen Ufern unter lebhaftem Plätschern der massenhaft versammelten Tiere. Vermehrung stark. Das Wachstum ist bei reichlicher Nahrung ein rasches; nährt sich in der Hauptsache von Pflanzen und Tieren des Gewässerbodens. Das Fleisch ist, wenn auch grätig, so doch ganz wohlschmeckend und bildet bei Massenfang im Osten Deutschlands ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die Jungfische sind für Forellen und Hechte ein vorzügliches Futter, sonst aber werden die P. in bewirtschafteten Teichen als Nahrungskonkurrenten des Karpfens nicht geduldet. Mit der Schleppangel wird der Fisch oft und gern gefangen.

2. Nerfling, Frauennerfling (Leuciscus virgo Heck.). Große, feste Schuppen mit schönem Metallglanz; Bauch-, After- und Schwanzflosse orangegelb. Maul unterständig, Schnauze vorspringend. Bis etwa 40 cm lang. Flußgebiet der Donau und Norditalien. Laicht von April bis Mai; lebt in der Tiefe der größeren Flüsse und nährt sich wahrscheinlich von den Bodentieren. Die wirtschaftliche Bedeutung des N. ist sehr gering, da sein Fleisch minderwertig ist. Fang mit der Grundangel.

3. Perlfisch (Leuciscus meidingeri); der gestreckte Körper ist fast zylindrisch; Maul endständig. Rücken schwarzblau oder dunkelgrün, Seiten heller; Bauch silberglänzend. Länge 40 bis 60 cm. Südosteuropa; in einigen bayerischen Seen in großer Tiefe lebend, daher für die Volkswirtschaft ziemlich bedeutungslos.

VIII. Gattung: Scardinius;

Maul sehr schief gestellt; Schlundzähne zweireihig (3 — 5); am Bauche zwischen Brust- und Afterflosse scharfe Kante. Afterflosse beginnt vor dem Ende der Rückenflosse.

1. Rotfeder, Roddow (Scardinius erythrophthalmus L.); Rücken blau- bis braungrün; Seiten und Bauch silberglänzend; Flossen rot. Wird bis gegen 25 cm lang; Europa, in langsamer fließenden, bewachsenen Gewässern; ob die R. aber so häufig ist, wie allgemein behauptet wird, erscheint zweifelhaft. Sehr häufig dürfte eine Verwechselung mit der Plötze vorliegen. Fortpflanzung wie diese; gesellig lebender Grundfisch, der sich im wesentlichen von der dort vorkommenden niederen Tier- und Pflanzenwelt nährt. Als Futterfisch für Forellen und Hechte wertvoll, sonst aber von untergeordneter Bedeutung; wird mit der Schleppangel gefangen.

IX. Gattung: Abramis;

Körper seitlich stark zusammengedrückt, meist hochrückig. Afterflossen auffällig lang mit mehr als 17 weichen Strahlen. Ohne Bartfäden. Schlundzähne ein- oder zweireihig.

1. Brachsen, Blei (Abramis brama L.); Maul halb unterständig. Rücken grau oder braun; Seiten grau, Bauch schmutzigweiß. Länge bis 60 cm; Gewicht bis 6 kg. Mittel- und Nordeuropa, bewohnt dort vornehmlich größere stehende Gewässer. Laicht im Mai-Juni scharenweise an flachen, bewachsenen Ufern. Vermehrung sehr stark. Lebt von der Bodenfauna und -flora, soll das sog. Brachsenkraut (Isoëtes lacustris) gern fressen. Der B. wird vornehmlich im Winter unter dem Eise mit dem Zugnetz

massenhaft gefangen und, da sein Fleisch geschätzt ist, gut bezahlt. Fang mit der Schleppangel nach vorherigem Anködern unter Umständen sehr erfolgreich, da der Fisch herdenweise umherzieht.

2. **Zährte**, Rußnase (Abramis vimba L.); Körper gestreckt, seitlich mäßig zusammengedrückt. Maul unterständig, Schnauze vorspringend. Rücken und Schnauze grünblau bis schwarz, Seiten und Bauch grau; Flossen gelblich. 20 bis 30 cm Länge; mitteleuropäischer Grundfisch, in der Donau und den österreichischen und bayerischen Seen als See-Rüßling (A. melanops) bekannt. Laicht von Mai bis Juni, ähnlich wie der Brachsen, und geht hierzu, soweit er sich in der Ostsee aufhält, in die Flußmündungen. Frißt die niederen Tiere des Grundes. Das Fleisch ist gut, wenn auch grätig; die Z. wird massenhaft im Osten gefangen. Fang mit der Schlepp- oder Grundangel.

3. **Zope**, Pleinzen (Abramis ballerus L.); Maul endständig mit schrägstehender Öffnung. Färbung wie die des Brachsen, die Flossen gewöhnlich schwarz gesäumt. Wird etwa 30 cm lang; vorzugsweise in den großen Strömen und den Ostseehaffen. Laicht von April bis Mai nur in den Flüssen. Nahrung: Bodenfauna. Wirtschaftlich ohne Bedeutung.

4. **Zobel**, Sape (Abramis sapa); nur in den europäischen Zuflüssen des Schwarzen Meeres, ohne wirtschaftliche Bedeutung.

X. Gattung: Blicca;

Körper sehr stark zusammengedrückt; Maul halb unterständig; 18 bis 22 weiche Strahlen in der Afterflosse.

1. **Güster**, Blicke, Halbbrachsen (Blicca björkna L.); wie der Brachsen gefärbt, aber mit rötlicher Brust- und Bauchflossenwurzel. Wird etwa 30 cm lang; bevölkert alle fließenden und stehenden Gewässer Europas nördlich der Alpen. Lebt gesellig und laicht im Mai-Juni an pflanzenbestandenen Stellen. Vermehrung stark. Nährt sich von der Bodenfauna. Wird im Osten massenhaft gefangen und viel genossen, obgleich ihr grätiges Fleisch nicht sehr wohlschmeckend ist. Fang mit Zugnetz unter dem Eise oder mit der Schleppangel.

XI. Gattung: Aspius;

Körper gestreckt; Maul bis unter die Augen gespalten; keine Bartfäden.

1. **Rapfen**, Schied, Zalat (Aspius rapax L.); Rücken blaugrün; Seiten blauweiß; Bauch silberweiß; Brust-, Bauch- und Afterflosse rötlich. Wird bis zu 75 cm lang. Bewohnt Flüsse und Seen Ost- und Mitteleuropas. Fortpflanzung April-Juni auf festem Boden; Vermehrung stark. Lebt wohl ausschließlich von tierischer Nahrung und entwickelt sich in höherem Alter zum regelrechten Raubfisch, der auch Ratten, Frösche usw. annimmt. Das Fleisch ist gut; der Fisch hat aber, da er meist nur vereinzelt vorkommt, keine wirtschaftliche Bedeutung. Fang an Schlepp- und Spinnangel mit lebendem oder künstlichem Köder.

Kartoffel s. *Hackfrüchte.*

Kasper s. *Wasserralle.*

Kasten. Lebend zu transportierendes Wild muß in entsprechenden K. untergebracht werden. Für Rotwild sind solche Transportkästen von 3 cm starken Nadelholzbrettern 2 m lang, 2⅓ m hoch, oben etwa 1 m, unten ½ m breit zusammengeschlagen. Die Kopfseiten müssen in Falzen auf- und niederzuschieben sein zum Aufnehmen und Herauslassen des Wildes; seitlich wie oberhalb sind reichlich Luftlöcher für das sich ängstigende, daher stark dunstende Wild anzubringen. An den Seiten müssen Ringe oder Handhaben befestigt werden, um daran den K. auf den Transportwagen heben und dort befestigen zu können. Die Schieber müssen durch Vorlegeschlösser gegen das Öffnen durch unbefugte Hände gesichert werden. Für Damwild und Rehe ist der K. ganz ebenso, aber verhältnismäßig kleiner anzufertigen. Für Sauen muß der K. von eichenem Holz sein, das dem Schlagen und Nagen der Insassen besser widersteht als Nadelholz, braucht aber nur eine Höhe von 1⅓ m zu haben. Für Hasen genügt eine Breite von ⅔ und eine Höhe von ⅓ m; der K. wird in so viele Fächer geteilt, wie Stücke versandt werden sollen; die Fächer werden mit Heu ausgelegt und sollen dem Hasen nur das Sitzen, aber nicht das Umdrehen gestatten. Dauert die Reise länger als 24 Stunden, so müssen Futter- und Wasserbehälter vorhanden und gefüllt sein, andernfalls sind sie entbehrlich. Als zugleich durststillendes Futter reiche man Rüben (Möhren), Obst, Kartoffeln, Kohl, Salatblätter usw. Weiche Streu in jedem K. wird dem Wilde stets erwünscht sein.

Kastenfallen s. *Fallen I, 1.*

Kastoreum s. *Biber*, Beschreibung.

Katze (Felis), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen. Die K. kennzeichnen sich durch kurzen, runden Kopf mit abgerundetem Fange. Das Gebiß besteht aus je 6 Schneidezähnen oben und unten, je einem Paar Eckzähne von spitzer, fast dolchartiger Form und einer relativ geringen Zahl von Backenzähnen. Im Oberkiefer finden wir vor dem sog. Reißzahn, dem stärksten Zahn der Oberkieferreihe (Abb. 1 ×), zwei Lückenzähne, deren vorderster sehr klein ist, und hinter dem Reißzahn einen einzigen, kleinen Höcker- oder Kauzahn.

Im Unterkiefer stehen ebenfalls vor dem Reißzahn zwei Lückenzähne, der erstere Zahn ist aber der letzte in der Reihe der Backenzähne. Die Zunge ist rauh und scharf; die Krallen, welche sehr spitz und krumm sind, können vermittelst eines besonderen Apparates von Muskeln und Sehnen in eine Art von Hornscheide zurückgezogen werden. Streckt die K. den Lauf, so werden automatisch die Krallen vorgezogen.

1. Oberkieferbackenzähne der Katze.

In Deutschland kommen als Jagdtiere zwei Arten von Katzen in Betracht, Wildkatze und Luchs, erstere einheimisch, letzterer jetzt nur noch als seltenes Wechselwild. Der Luchs ist in einem besonderen Artikel behandelt (s. *Luchs*).

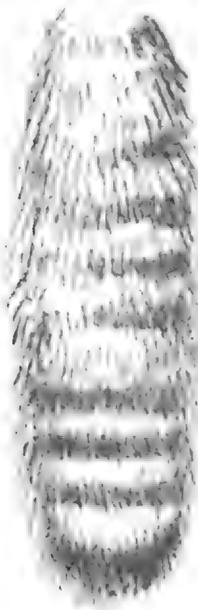
Weidmännische Ausdrücke.

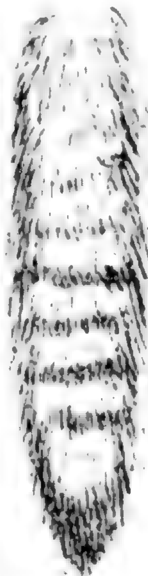
Die Eckzähne heißen F ä n g e, die Nägel W a f f e n oder K r a l l e n, das Fell B a l g, der Schwanz R u t e; die Katzen t r a b e n oder s c h n ü r e n wie der Fuchs; die Ruhestätte heißt L a g e r; fangen sie Wild, so r a u b e n und r e i ß e n sie es und tun S p r ü n g e nach ihm; einen Baum erklettern heißt b a u m e n; die Stelle, wo die K. ein Tier gefangen hat, heißt der F a n g oder R i ß; sie f r i ß t von dem gerissenen Stück; die Katzen r a n z e n oder b e g e h r e n, b r i n g e n J u n g e und werden g e s t r e i f t.

Beschreibung.

Die Wildkatze, wilde K., in Süddeutschland vielfach Kuder genannt (Felis catus L., von manchen als Felis catus ferus bezeichnet), hat etwa die Gestalt einer Hauskatze, diese aber an Stärke übertreffend. Auch in anatomischer Beziehung stehen sich Haus- und Wildkatze sehr nahe, obwohl letztere nicht als Stammart des Haustieres anzusehen ist, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in manchen Hauskatzen z. T. Wildkatzenblut vertreten ist. Bei allgemeiner Ähnlichkeit im Bau erscheint die Wildkatze durchweg stärker als ihre zahme Verwandte; ein Hauptunterschied liegt in der Gestalt der Rute, die bei der Wildkatze gegen die Spitze nicht verjüngt, sondern überall gleich dick, zuweilen sogar am Ende etwas verdickt erscheint. Übrigens ist zu bemerken, daß die Rute im langen und dichten Winterhaar ganz wesentlich dicker aussieht als im Sommer und daß bei jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Stücken die Rute sich noch ein wenig zuspitzt. Was die Färbung betrifft, so bildet ein etwas verschieden getöntes, gelbliches Grau die Grundfarbe, das Kinn ist weißgelblich, die Kehle weiß, die Gehöre sind außen graulich-rostfarben. An den Kopfseiten bemerkt man zwei wellige, dunkle Binden, auf dem Scheitel vier dunkle Längsstreifen, die sich nach der Stirn zu in Flecke aufzulösen pflegen, während sie sich auf der Oberseite des Halses als vier deutliche Längsstreifen fortsetzen. In der Schultergegend stehen zwei bogige Streifen, über den Rücken erstreckt sich ein nicht scharf begrenzter, dunkler Streifen, von dem verloschene Streifen oder Fleckenreihen, bald deutlich, bald schwach entwickelt, nach unten verlaufen. Auch an den Keulen finden sich Andeutungen von Querbinden, deutlicher sind sie an der Außen- und Innenseite der Läufe. Das Rutenende ist schwarz, davor befinden sich zwei oder drei ganz geschlossene und nach der Rutenwurzel hin einige unten offene, schwarze Ringe. Zahl und Anordnung der

3. Sohle der Wildkatze. Hauskatze.





2. Rute der Wildkatze. Hauskatze.

Ringe sind übrigens nicht immer gleich. Die Unterseite der Zehen ist, soweit die Katze damit auftritt, schwärzlich, ebenso ein markstückgroßer, rundlicher Fleck an der Außenseite der Hinterzehen, während die eigentliche Sohle, mit der die K. aber nicht auftritt, graugelbliche Färbung aufweist. Dieser sog. Sohlenfleck der Wildkatze galt eine Zeitlang als sicheres Kennzeichen jeder echten, wirklich wilden Katze, seit man aber bei unzweifelhaften Hauskatzen in einzelnen Fällen auch einen richtigen Sohlenfleck gefunden hat, muß man diesen Satz so formulieren, daß man sagt, das Fehlen des Sohlenfleckes ist ein sicherer Beweis für die Hauskatzen-Zugehörigkeit, das Vorhandensein deutet mit Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Gewißheit auf Wildkatzennatur. Die von einigen Autoren angegebenen Verschiedenheiten in der Schädelbildung und in der Darmlänge bei beiden Katzenarten sind nicht immer stichhaltig. Die Farbe der Seher ist gelbgrünlich, die der Waffen hornfarbig, die Vorderseite der Nase zeigt Fleischfarbe. Die Länge der Wildkatze schwankt zwischen 60 und 90 cm, wovon 30 bis 35 cm auf die Rute kommen; das Gewicht beläuft sich auf 6 bis 9 kg.

Infolge ihrer ungemein scharfen Sinne, besonders bezüglich des Vernehmens und Äugens (während sie nur mäßig wittert) und der Gabe, am Tage wie in der Dunkelheit äugen zu können, ihrer Kletter- und Sprungfähigkeit sowie schließlich ihrer Leibeskräfte ist die Wildkatze ein der Wildbahn überaus schädliches, ja sogar dem Jäger nicht ungefährliches Raubtier. Vom noch schwachen Wildkalb bis zur Maus, vom Auerhahn bis zum kleinen Sänger herab mordet sie, was ihren Waffen erreichbar ist, vor denen die am Boden brütende Henne wie der Brutvogel hoch im Gezweige stets gefährdet sind. Verwildert eine zahme K., was leider oft genug geschieht, so treibt sie ganz das Wesen der wilden, wird so scheu wie diese, oft auch so stark und schwer, und der Jäger, der eine solche erlegte, mag das Bewußtsein genießen, daß er seine Wildbahn von einem ebenso schlimmen Feinde befreit hat, als hätte er eine wilde geschossen. Die Stimme der Wildkatze ist derjenigen der zahmen ganz ähnlich, bei sehr alten, starken Katern etwas tiefer.

Verbreitung, Aufenthalt.

Früher wohl über alle Wälder und Waldgebirge verbreitet, ist sie jetzt dank unablässiger Nachstellung sehr vermindert, kommt noch ständig und stellenweise nicht so sehr selten in den deutschen Waldgebirgen vor (im Westen mehr als im Osten), häufig noch in den südöstlichen Waldungen unseres Erdteils. Von Osteuropa aus verbreitet sie sich über das mittlere Westasien bis nach Turkestan und Mittelsibirien. Sie steckt sich in Bäumen, Felsgeklüft, Erdbauen, alten Stollen, haust auch in Dickungen und Röhrichten, wenngleich sie das Wasser nicht liebt, und macht weite Streifzüge.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Wildkatze führt ein einsames Leben; erst wenn Mitte Februar bis März die Ranzzeit beginnt, findet sich der Kater bei der K. ein, und da es an Nebenbuhlern nicht fehlt, so ertönt in der nächtlichen Stille des Waldes jenes Konzert, welches wir seitens unserer Hauskatzen von den Dächern herab genießen. Die Wildkatze benimmt sich dabei ganz wie die zahme; bald reizt sie den Liebhaber, bald weist sie ihn mit den Krallen spröde ab, sicher aber bedenkt sie ihn beim Schlusse des Liebesaktes mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen, weshalb auch der Kater in richtiger Würdigung dieses ihm bevorstehenden Schlußeffektes sich sehr eilig zu empfehlen trachtet. Nach neun Wochen bringt die K. 4 bis 6 etwa 10 Tage lang blinde Junge in irgend welchem Schlupfwinkel, wacht mit wahrhaft furchtbarem Grimm über ihnen und schleppt sie sogleich fort, wenn sie irgend welche Gefahr wittert. Um die Jungkatzen kümmert sich der Kater nicht im geringsten, da er entweder schon wieder anderwärts gebuhlt oder sein einsiedlerisches Leben aufgenommen hat. Sind die Kätzchen so weit, daß sie baumen und Mäuse fangen können, dann entfremden auch sie sich schon der Mutter und zerstreuen sich auf eigene Rechnung und Gefahr. Die Wildkatze raubt zwar lieber des Nachts und verschläft den Tag; daß sie aber auch an diesem rauben kann, sehen wir an der zahmen; nicht durch Verfolgung gelangt sie zum Zweck, sondern schleichend und lauernd. Sie erfaßt mit einem oder zwei mächtigen Sprüngen ihre Beute, läßt aber von der Verfolgung ab, wenn das ausersehene Opfer entkam. Mit großer Ausdauer kauert sie auf einem Stein oder niedrigen Baumast, auf dem Hasenpaß, an der Tränke und ähnlichen Gelegenheiten im Hinterhalt oder schleicht, um den Dornbusch scharf äugend, vernehmend und beim leisesten Geräusch bewegungslos stillstehend, bis ihr dessen etwaige Wiederholung die Sachlage erläutert; manche Schnepfe, Birk- oder Auerhenne, mancher Lampe usw. verfällt dabei ihren Krallen und Fängen. Gelegentlich zieht sich zur Ranzzeit ein verliebter Wildkater in die Nähe einzelner Forst- oder Bauerngehöfte, um mit den Hauskatzen anzubandeln, wie wiederholt sicher festgestellt wurde.

Jagd, Fang.

Spürt der Jäger Wildkatzen in seinem Reviere, so versäume er keine Mühe, um sie

auszumachen; die Spur ist an den nicht ausgedrückten Krallen gar nicht zu verkennen, etwas stärker, fast ganz derjenigen der zahmen K. gleich, im Schleichen schränkend, im Trabe schnürend. Nur hart gedrängt baumt sie, wenn irgend möglich, flüchtet sie in eine Dickung, läßt sich nur schwer stellen und sucht den Hund mit schnellen, sicheren Schlägen abzuschlagen, um sofort die Flucht fortzusetzen. Mußte sie baumen, so sucht sie fortbaumend zu entkommen oder drückt sich platt auf einem starken Ast nieder, wo sie dann mitunter schwer zu sehen ist. Steckt sie im Bau, so haben die ihr nachkriechenden Hunde einen schweren Stand; mit großer Wut schlägt sie nach ihnen, springt aber bald, weshalb der Jäger, sobald er die Hunde laut hört, sofort schußfertig sein muß, am besten aber die Röhren mit Decknetzen, die man zum Hetzen bzw. Graben mitnimmt, belegt, um sie zu fangen, da die mit langen Fluchten abspringende Wildkatze sehr leicht vorbeigeschossen wird. Eine angeschossene oder im Tellereisen gefangene Wildkatze wird nicht nur den ihr zu nahe kommenden Hunden gefährlich, es gibt auch Beispiele, daß sie den Jäger angenommen und stark verletzt hat. Ein einzelner Hund wird kaum mit ihr fertig, höchstens ein starker, scharfer Vorstehhund, der ihr beim Packen gleich die Luft benimmt. Ein schwächerer Hund tut gut, sie nur so scharf als möglich zu stellen, ohne zuzufassen. Kennt man ihren öfter betretenen Paß, so hängt man 1 m über Wind, ev. auf beiden Seiten vom Paß ein frisches Hasengescheide, einen Vogel usw. 30 cm vom Boden hoch, legt das festangekettete Tellereisen Nr. 11b unter den Köder und bedeckt es mit losem Sand, über den man Blätter oder Nadeln der Umgebung streut. In auf den Paß gelegten Eisen würde sich leicht Nutzwild, das den Paß auch hält, fangen. Auch in der Knüppelfalle und im Schlagbaum fängt sich die Wildkatze; alle Fangapparate müssen immer frischen Köder haben, da die Wildkatze Luder schwer annimmt. In Kastenfallen, die auf Zwangspässen mit künstlichen Steigen stehen und nicht beködert zu sein brauchen, fangen sich Wildkatzen ebenso leicht als verwilderte Hauskatzen. Eine lebendig gefangene K. schlägt man wie den Fuchs mit Nasenhieben tot, tut aber gut, erst die wirklich erkaltende als verendet zu betrachten und zu behandeln; denn sie hat ein sehr zähes Leben und kann noch, solange sie lebt, gefährlich werden. Obgleich der Balg keinen sehr großen Wert hat, hat doch die Erlegung einer Wild- oder verwilderten K. um so größeren für den Jäger, der dadurch sein Wild von einer großen Plage befreit hat. Der Balg wird, wie beim Fuchs beschrieben, behandelt. In Preußen ist 1914 den Regierungspräsidenten durch Ministerialverfügung anheimgegeben worden, zum Zwecke des Naturschutzes für die Wildkatze eine Schonzeit anzuordnen.

4. Katze, schnürend. (1/10 nat. Gr.)

Literatur: Brehms Tierleben.

Wildernde K. dürfen nach vielen Landesgesetzen getötet werden. Als Ergänzung dieser Landesgesetze gibt der § 228 des B. G. B. eine Tötungsbefugnis, wenn von der K. dem Wildstande eine unmittelbare Gefahr droht, wenn diese Gefahr nur durch Töten der K. abgewendet werden kann und wenn der durch das Wildern der K. drohende Schaden nicht außer Verhältnis zu dem Wert der K. steht.

Katzenpfote wird die kurze, geschlossene Pfote des Hundes genannt. Solche Pfotenform ist für den Vorstehhund zweckmäßiger als die lange sog. Hasenpfote oder die gespreizte Pfote. Hunde mit K. laufen sich die Ballen nicht leicht wund, sofern die Haut der Sohlen hinreichend derb ist.

Kaulbarsch s. *Barsche III, 1.*

Käuzchen s. *Eulen II, 1.*

Käuze s. *Eulen II.*

keckern, das wütende Lautgeben des Fuchses, auch des Dachses, Marders und Iltisses.

Kegel macht 1) der Hase, wenn er, auf den Hinterläufen stehend, den ganzen Körper gerade aufrichtet, um zu sichern; sitzt er auf den Keulen, so macht er Männchen. 2) K. (Schleuder) eine Vorrichtung am Stechschloß, die das Eingreifen der Stange in die Ruhrast verhindert.

Kehlbart, die längeren, feinen Federn an der Kehle des Auerhahns.

Kehlbraten (Halsbraten), die beiden neben Schlund und Drossel liegenden Wildbretstreifen, namentlich vom Rotwilde.

Kehle, bei Säugetieren und Vögeln der Teil vom Kinn bis etwa an die Mitte des Halses.

Keif, Standlaut. Auf den K. hetzen (auf den Boll hetzen), die Saurüden hetzen, wenn der Finder stellt, also meist in die Dickung. Da die Rüden dadurch sehr gefährdet sind,

so können nur besondere Umstände dies rechtfertigen, z. B. die Überzeugung, daß es sich nur um geringe Schweine handelt.

Keiler, das männliche Wildschwein vom dritten Lebensjahre an bis zum Ende des fünften.

Keilhaken s. *Brachvogel 1.*

Kelle, der Schwanz des Bibers.

Kern (vom lat. caro, carnis Fleisch), das Fleisch von nicht jagdbaren Tieren, besonders von Pferden und Rindvieh, das zur Hundefütterung verwendet wird. Auch das Fleisch des Raubzeuges wird hier und da K. genannt.

Kernelle s. *Enten I, 4.*

Kernhütte, Raum, wo Fleisch zum Hundefutter getrocknet wird.

Kernschuß (Fleckschuß, Visierschuß), ein Schuß, der dorthin trifft, wohin man gezielt hat. K. erfolgt auf dem Punkte der Geschoßbahn, wo sich diese zum zweiten Male mit der Visierlinie schneidet — zum ersten Male geschieht das unmittelbar vor der Gewehrmündung. Jagdbüchsen werden am besten derart eingerichtet, daß sie auf 80 m K. haben (s. a. *Haltepunkt* und *Treffpunktlage*).

Kessel (Kammer), **1)** der eigentliche Lagerplatz der einen Bau bewohnenden Tiere; **2)** die Vertiefung, welche sich eine Rotte Sauen gemeinschaftlich gebrochen und in die sie sich eingeschoben hat; **3)** der Trieb bei einer Hasenjagd, den Schützen und Treiber kreisförmig umstellen und nach dem Mittelpunkt hin abjagen.

Kesseljagen (Kesseljagd), ein eingestelltes Jagen ohne Lauf. Gleichbedeutend ist Kesseltreiben, wobei man aber stets nur ein Hasentreiben meint.

kesseln, 1) wenn Sauen sich einen *Kessel* brechen; **2)** von Raubvögeln, wenn sie über dem Uhu bei der Krähenhütte rüttelnd stehen oder in ganz engem Kreis schwärmen; **3)** ein Kesseltreiben veranstalten. **4)** Der Wind kesselt, wenn er durch Bodenformation, Waldbestand oder Gewitter seine Richtung ändert und von verschiedenen Seiten her weht.

Kesseltreiben s. *Kesseljagen.*

Kesselwind s. *Wind.*

Kette, Gesellschaft von Flugwild, das zu einer Familie (Volk) gehört. Bei Fasanen ist der Ausdruck Gesperre, bei Enten Geheck (Schof) gleichfalls üblich.

Ketten dienen zur Befestigung der Fangeisen an Bäumen, Wurzeln und eingeschlagenen Pfählen beim Fangen von Dachs, Otter, Marder, Iltis und Kaninchen. Bei Tellereisen zum Fuchsfange befindet sich am Ende der Kette ein Anker. Um möglichst das Abreißen des zerschlagenen oder gebrochenen Laufes beim Fuchsfange nach baldigem Festhaken des Ankers zu vermeiden, ist in neueren Ketten eine Spiralfeder, genannt Fuchsschoner, angebracht, welche sich beim Zerren des Fuchses ausdehnt und beim Nachlassen wieder zusammenzieht.

Keule (Schlegel), der obere Teil des Hinterlaufes bei allem Haarwild.

Keulenschuß, ein Schuß auf die Keule, wodurch das Stück Wild keulen- oder lauflahm wird; gehört zu den schlechtesten Schüssen.

kickern, gleichbedeutend mit *kerkern.*

Kiebitz (Vanellus Briss.), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der *Regenpfeifer.* Schnabel kürzer als der Kopf, dünn, wird an der Spitze plötzlich dicker, Nasenlöcher laufen schmal neben dem Schnabelrand; die abgerundeten Flügel überragen den Stoß; am Handgelenk eine Warze, die bei fremden Gattungsverwandten zu einem Dorn verlängert ist; Stoß kurz und gerade. Ständer vorn mit ganzen Quertafeln besetzt, auf der Rückseite und unter dem Fersengelenk genetzt. Am Hinterkopf ein langer, aufwärts gebogener Federbusch. Bei uns nur der K. (Vanellus vanellus L., Vanellus cristatus Meyer et Wolf, Tringa vanellus L., Vanellus vulgaris Bechst., gehäubter K., Kiewitt, Kühbütz).

Beschreibung.

Länge 30 bis 34, Stoß 12, Schnabel 2,5, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Der ganze Vorder- und Oberkopf mit dem Federbusch schwarz mit grünem Metallglanz, Genick weiß und braun gemischt, Nacken grünlich-grau; Oberrücken, Schultern, etwa zwei Drittel der Flügel und die vier hintersten Schwingen metallgrün mit purpurnem Glanz; Unterrücken und Bürzel grünlich-braun mit grünem Glanz; obere Stoßdecken lebhaft rostrot; obere Hälfte des Stoßes reinweiß, die untere tiefschwarz mit hellem Spitzensaum. Randfeder ganz weiß mit schwarzem Fleck auf der Innenfahne an der Spitze. Die großen Flügeldecken schwarz; die drei vordersten Handschwingen schwarz mit weißer Spitze, die vier hintersten Schwingen wie der Oberrücken. Augenkreis, Kopf und Halsseiten weiß; ein das Auge umfassender Streifen nach dem Ohre hin schwarz. Vom Kinn bis auf den Kropf samtschwarz; die Unterseite reinweiß; untere Stoßdecken rostfarbig. Schnabel schwarz; Ständer fleischfarbig; Iris braun. Das Weibchen kleiner, mit matterer Färbung ohne Metallglanz und mit kleinerem Federbusch. Die Jungen sehen im allgemeinen den Alten sehr ähnlich, sind aber stumpfer in der Färbung, haben erst einen Ansatz zum Federbusch, die Federn der Oberseite haben rostgelbe Spitzen; Kopfseiten rostgelb, bis an den Kropf weiß; der schwarze Kropf mit rostgelben Spitzen.

Aufenthalt. Lebensweise.

Der Kiebitz bewohnt als Brutvogel das gemäßigte und nördliche Europa, sowie dieselben Breiten Asiens. Nordgrenze seiner Verbreitung ist der 62. Grad; im südlichen Italien, auch Afrika, nimmt er sein Winterquartier. Er bewohnt nur buschlose, mit kurzem Gras bewachsene Brücher, die ihm freie Umschau gewähren. Im April legt er in eine einfache Nestvertiefung, im Bruch auf einer Bülte, seine vier Eier, die gescheckt, auf olivengrünem oder gelblichem, auch bräunlichem Grunde graue Schalenflecke, darauf rötlich-braune und zuletzt braunschwarze Flecke und Punkte haben und durchschnittlich 46 : 32 mm groß sind. Kiebitzeier sind als Delikatesse hochgeschätzt. Die Nahrung des K. sind allerlei Gewürm und Insekten. Der K. ist einer unserer volkstümlichsten Vögel, dessen auffallende Verminderung um so mehr zu beklagen ist, als er sich durch Vertilgen von allerlei Gewürm sehr nützlich und durch nichts schädlich macht. Nicht allein verdrängen ihn die fortschreitenden Entwässerungen immer mehr, sondern auch die Wegnahme seiner Eier, welche früher mehr vereinzelt, jetzt immer systematischer betrieben wird, schädigt ihn ungemein, ohne dem Allgemeinwohl irgend erheblichen Nutzen zu stiften. Überaus wachsam und mutig, schützt der K. die anderen Sumpfvögel vor manchem Feinde aus der gefiederten Räuberwelt, denn sowie sich ein solcher blicken läßt, wird er ohne weiteres von einer ganzen Schar von Kiebitzen herzhaft angegriffen und über die Grenze gebracht. Auch versteht er unter den Menschen Freund und Feind wohl zu unterscheiden, ist dem Harmlosen gegenüber vertraut, erhebt aber sofort sein helles „Kiewitt", wenn sich der Jäger blicken läßt, dessen Feuerrohr den Frieden des Bruches zu stören sich unterfing; auf Hunde stößt er mit solcher Heftigkeit und Ausdauer, daß sie oft am Suchen verhindert werden. Niemals streicht er von seinem Gelege ab, welches sehr versteckt liegt, sondern läuft stets eine ziemliche Strecke schnell und gebückt von ihm weg, fällt auch niemals in dessen Nähe ein, wenn er sich unliebsam beobachtet glaubt. Selbstverständlich ist er für unser Gebiet Zugvogel, der im September von uns geht und im März schon wieder eintrifft, oft sehr verfrüht, wenn der Nachwinter mit Frost und Schneeschauern die Brücher nochmals erstarrt und die armen Ankömmlinge in schwere Not versetzt, der sie, traurig und mit gesträubtem Gefieder auf den Bülten umherhockend, Ausdruck geben.

Jagd.

Die Jagd auf den K. hat ihre Eigentümlichkeiten; wer den Vogel so nahe heranstreichen sieht, hebt die Flinte in der Meinung, er könne gar nicht fehlen, feuert zuversichtlich darauf los und wundert sich sehr, daß der Vogel keineswegs fällt, sondern mit knarrendem Geräusch der Flügel munter abstreicht. Er lernt gar bald die Richtigkeit des alten Jägerwortes kennen, daß es zwar sehr leicht ist, auf den K. zu schießen, aber sehr schwer, ihn zu treffen, wegen der unvermuteten und ungemein schnellen Wendungen, die er im Fluge ausführt. Aber selbst wenn es glückte, einen oder den anderen K. zu schießen, so alarmiert der Schuß das ganze Bruch derart, daß der Schütze kaum mehr zu Schuß kommt, indem die Kiebitze höher streichen und nicht mehr nahe genug herankommen. Mit den Eiern wird besonders von Holland her viel Handel getrieben, und für den Feinschmecker gehört es zum guten Ton, Kiebitzeier zu schmausen, deren Wohlgeschmack lediglich auf Einbildung beruht. —

Die Eier von K. dürfen in Preußen nur bis zum 30. April eingesammelt werden, das Einsammeln darf von anderen Personen als dem Jagdberechtigten nur in dessen Begleitung oder mit dessen schriftlicher Erlaubnis, welche der Sammelnde bei sich zu führen hat, vorgenommen werden; ein Jagdschein ist nicht nötig. Vom Beginne des 15. Tages der für das Einsammeln der Kiebitzeier festgesetzten Zeit ab ist es verboten, die Eier von K. zu versenden, zum Verkauf anzubieten oder auszutragen, zu verkaufen, anzukaufen oder den Kauf zu vermitteln.

Kiebitzregenpfeifer (Squatarola), eine Gattung aus der Familie der *Regenpfeifer* (Charadriidae); der Gattung Charadrius, eigentlicher Regenpfeifer, nahe verwandt, von ihr hauptsächlich durch die Anwesenheit einer kurzen, stummelförmigen Hinterzehe unterschieden. Bei uns nur eine Art und diese nur auf dem Zuge.

Nordischer Kiebitzregenpfeifer (Squatarola squatarola L., Squatarola helvetica Cuv.; schwarzbrüstiger Kiebitz, Schweizerkiebitz, silberfarbener Regenpfeifer, gefleckter R., grauer R.). Länge 28 bis 30, Stoß 7,6, Schnabel 3, Lauf 4,8, Mittelzehe ohne Nagel 2,8 cm. Die großen, unteren Flügeldeckfedern schwarz, Stoß weiß mit 6 bis 7 schwarzen Querbinden. Im Sommerkleide sind Stirn, Kopfseiten, Vorderhals und Bauch tiefschwarz; Oberkopf, Nacken und Kopfseiten, Schenkel und Steiß weiß; Oberseite schwarz und weiß gefleckt; obere Stoßdecken weiß mit kleinen, schwarzbraunen Querstrichen; Handschwingen schwarz mit weißen Schäften. Bei den Weibchen und jüngeren Männchen ist die Vorderseite mehr schwarzbraun mit weißen Fleckchen, Oberseite weiß und braun gemischt. In diesem Kleide kommt der Vogel bei uns höchst selten vor, meistens dagegen im Winter-

oder Jugendkleide. In letzterem ist die Oberseite dunkel graubraun, grünlich-weiß gefleckt; Unterseite weiß; Kehle hellgrau gefleckt; Kropf und Oberbrust grau gewölkt; Stoß und untere Flügeldeckfedern wie im Sommerkleide. Das Winterkleid ist sehr ähnlich, doch oben mehr weißlich gefleckt. Schnabel und Ständer schwarz. Iris braun. Die eigentliche Heimat des nordischen Kiebitzregenpfeifers ist der hohe und höchste Norden beider Hemisphären; wir sehen ihn nur auf dem Durchzuge bei uns, wo er dann sowohl am Meeresstrande als an Binnengewässern, auch auf Feldern und Wiesen seiner Nahrung nachgeht, die ausschließlich aus allerlei kleinem Gewürm und Getier besteht. Außerordentlich munter, wachsam und scheu, dient er anderen Reisegenossen als Wächter und Führer, so daß einer Schar unter seiner Obhut schwer anzukommen ist. Er zieht sowohl bei Tag als bei Nacht.

Kiefer s. *Nadelhölzer.*

Kienzopf s. *Zopftrocknis.*

Kimme (Kerbe), der dreieckige oder halbrunde Einstrich in den Visieren der Gewehre, durch den gezielt wird.

Kinder. Nach § 361 Ziff. 9 des Strafgesetzbuches wird mit Haft bestraft, wer K. von der Begehung strafbarer Verletzung der Gesetze zum Schutze der Jagd abzuhalten unterläßt.

Kipplaufgewehre s. *Verschlusskonstruktionen.*

Kirchgang, das bedächtige und vertraute Zuholzeziehen des Hirsches in der Morgendämmerung; des Abends tritt alles Wild infolge regen Appetits hastiger auf die Äsung.

Kirchhöfe stehen im Eigentum von Kirchengesellschaften, Gemeinden oder Privatpersonen. Sie gehören zum Gemeindejagdbezirk, doch ist die Ausübung der Jagd auf ihnen aus religiösen Rücksichten verboten.

Kirrbrocken s. *Brocken.*

kirren (anäsen, anködern, ankirren, ankörnen, anposchen), mit irgend welchem Futter eine Haarwildart anlocken, bzw. auf einen Platz gewöhnen. — Kirrung, das Futter, mit dem man ankirrt.

Kirrplatz s. *Fangplatz.*

Kirrung s. *kirren.*

Kirrungssteig s. *Körnungssteig.*

Kitz, das junge Reh, Wildschaf und die junge Gemse bis zum Schluß des Kalenderjahres, in dem sie gesetzt wurden. In gesetzlicher Beziehung s. *Wildkalb.* Nach dem Geschlechte unterscheidet man Kitzböcke und Kitzgeißen.

Kläffer, ein vorlauter, wenig oder gar nicht zu Jagdzwecken brauchbarer Hund.

klaftern, ein Vogel, namentlich Raubvogel, klaftert x cm, d. h. bei gänzlich ausgebreiteten Flügeln beträgt die Entfernung von Flügelspitze zu Flügelspitze x cm.

Klageblatter s. *Rehwild,* Jagd.

klagen, das Ausstoßen von Angst- und Schmerzenslauten seitens angeschossenen, von Hunden gefangenen, überhaupt gequälten Wildes.

Klapper s. *Hasenklappern.*

Klapperjagd (Klopfjagd), eine Treibjagd, bei der das Wild durch Klappern vorwärts getrieben wird.

Klappfalle s. *Fallen I.*

Klashanik s. *Enten II,* 7.

klatschen, 1) vom balzenden Auerhahn, wenn er, mit den Flügeln schlagend, die Hennen umläuft; 2) vom Uhu und der Waldohreule, wenn sie die Flügel zusammenschlagen zum Zeichen, daß sie bald abstreichen wollen, und 3) vom Damwild, wenn es bei einem Fehlschuß heftig und weitschallend mit dem Wedel schlägt.

Klauen, die Nägel des vierläufigen Raubzeugs (s. a. *Krallen*).

Klauenfett (Knochenfett) wird aus den Schalengelenken der Wiederkäuer gewonnen, indem die gereinigten und zerschlagenen Knochen in einer Schüssel mäßiger Wärme oder den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. Das hierbei auslaufende K. enthält noch Spuren von Stearin, die man durch Gefrierenlassen entfernt. Auf diese Weise selbstbereitetes K. enthält weder Wasser noch Säuren, ist daher zum Einfetten blanker Eisenteile, wie Gewehrschlösser, sehr geeignet. Das künstliche K. ist nicht selten mit Säuren, die beim fabrikmäßigen Reinigen Verwendung finden, verunreinigt.

Klauenseuche s. *Maul- und Klauenseuche.*

Klebgarn s. *Jagdnetze 2.*

Kleefelder enthalten vorwiegend Rotklee, dem Weißklee, Timothee, sonstige Gräser und einige Kräuter beigegeben werden. Dieses Gemenge ergibt das zuträglichste Heu für alle Wildarten: Hoher Nährwert, leichte Verdaulichkeit, Mittel gegen Durchfall und sonstige Gesundheitsschädigungen, die nach reichlicher Äsung von Raps und Hackfrüchten manchmal auftreten. Rotklee (Trifolium pratense) ist eine sehr wertvolle Äsungspflanze, die 2 bis 3 Jahre dauert. Er ist mit Beginn der Blüte zu mähen. Bei ungünstiger Witterung dienen Kleereuter und -hütten der Heubereitung. Das Heu wird in Schuppen und Mieten regensicher aufbewahrt. Im zeitigen Frühjahr ergeben Kleebreiten an Südhängen eine sehr wertvolle Äsung. Wild muß von ganz jungen Rotkleefeldern abgehalten werden, da die Pflanze den Verbiß so früh nicht verträgt und viele Wurzeln mit ausgezogen werden. Im Sommer gewährt sie nicht nur dem Niederwild, sondern auch Rehen und

Damwild gute Deckung. Der amerikanische Rotklee ist wegen seiner Rauhhaarigkeit auf dem Wildacker nicht zu gebrauchen. Inkarnatklee (T. incarnatum), derjenige mit weißen Blüten (T. cylindriacum album),

Serradella (Einzelpflanze).

ist wegen seiner schnellen Frühjahrsentwicklung sehr beachtenswert. Im Gemenge mit Rotklee verträgt er sich gut. Grüner Klee (T. sativum) blüht drei Wochen später als Rotklee und fesselt nach dem Schnitte des letzteren das Wild an sich, das ihn gern äst. Schwedischer Klee (T. hybridum) wächst auch auf solchen feuchten Stellen, die andere Kleearten verschmähen. Auf bindigem, nassem Boden ist er ein voller Ersatz für den Rotklee. Luzerne (Medicago sativa) liefert einen 2- bis 3maligen Schnitt. An Bekömmlichkeit und Nährwert steht Luzernenheu höher als Kleeheu. Esparsette (Hedysarum onobrychis) ergibt bei 2- bis 3maligem Schnitt äußerst wertvolles Heu. Serradella (Ornithopus sativus) wächst auf leichtestem Boden und zieht das Wild an. Rotwild, Damwild und Rehe schlagen die Pflanze sogar unter dem Schnee hervor. Das Heu von ihr wird gierig genommen. Selbst Samenpflanzen sind noch sehr nährend. Die jungen Äcker müssen gegen Verbiß geschützt werden. Bei knapper Herbstäsung legt man Serradella grün in die Raufen, aber nur in geringen Mengen, da sich die saftige Pflanze leicht erhitzt und dann dem Wilde schädlich wird. Die Reste müssen aus den Fütterungen sauber entfernt werden, weil sie faulig werden und dem Holze der Krippen oder Raufen einen dem Wilde ekelhaften Geruch mitteilen, so daß es auch anderes Futter aus ihnen verschmäht.

Kleid, das Gefieder des Vogels; man unterscheidet ein Jugend- und Alterskleid, ein K. des Männchens und des Weibchens, ein Frühjahrs- (Hochzeits-), Sommer-, Herbst- und Winterkleid; der Wechsel des Federkleids heißt *Mauser* oder Rauhzeit.

Kleinvogel s. *Ganzvogel.*

klemmen (quetschen) des Korns. Hat man beim Zielen das Korn nicht in der Mitte der Kimme, so k. man es nach der betreffenden Seite; der Schuß weicht naturgemäß nach dieser Seite hin ab.

klippen s. *knappen.*

Klippentaube s. *Tauben I, 3.*

Klopfjagd s. *Klapperjagd.*

Klub s. *Ganzvogel.*

Klubalk s. *Alk.*

Klubick s. *Austernfischer.*

Kludderhahn s. *Kampfläufer.*

Knäkente s. *Enten I, 4.*

knappen (schnalzen, klippen), der erste Satz des Balzschlags vom Auerhahn. Auch das den Eulen eigentümliche Zusammenschlagen des Schnabels nennt man k.

knautschen. Der apportierende Hund k., wenn er das Wild mit den Zähnen mehrmals zusammendrückt und es dadurch beschädigt. Das K. ist eine auf mangelhafter Dressur beruhende, üble Gewohnheit, deren Beseitigung eine Wiederholung der schulmäßigen Apportierübungen erforderlich macht; besonders wichtig sind Übungen im Apportieren von rohen Eiern, abwechselnd mit Übungen im Schwerapportieren.

Knebel, 1) ein 15 bis 20 cm langes und 3 cm starkes Holz, mit dem die Jagd-

tücher auf den Wechseln aneinander befestigt werden; 2) ein 24 bis 30 cm langer und 2 cm starker Stab, mit dem man die verfangenen (verbissenen) Hatzhunde abbricht; 3) das etwa 40 cm lange Holz, das man lebendig gefangenen Wölfen oder Sauen hinter den Fängen bzw. Gewehren einschiebt, die Kiefer darum festschnürt und sie so transportiert; 4) Quereisen an der Hundekette oder Leine, das durch den Ring der Halsung gesteckt wird.

knebeln (verschränken), einem Stück Wild behufs leichteren Transportes über den Knien der Vorderläufe die Haut etwa 15 cm aufwärts so aufschärfen, daß die Sehne etwa 8 cm lang frei liegt. Nun steckt man den linken Hinterlauf durch den Einschnitt am rechten Vorderlauf und umgekehrt durch, hierauf den Kopf des Wildes und sticht nun durch den Einschnitt am Sprunggelenk eines jeden Hinterlaufs ein Stäbchen durch, damit der Kopf nicht zurückweichen kann. Es lassen sich auf diese Weise Reh, Gemse usw. bequem im Rucksack oder auf einem Stabe tragen.

Knochenbrüche bei Hunden. Sie machen sich bemerkbar durch Lahmheit bei Brüchen der Gliedmaßen, unnatürliche Beweglichkeit des Gliedes an der gebrochenen Stelle, heftigen Schmerz, Wahrnehmung eines harten Geräusches bei der Bewegung der Knochenenden gegeneinander. Man unterscheidet zwischen einfachen und komplizierten Knochenbrüchen und nennt einfache solche, bei denen die Haut nicht mit verletzt ist. Die komplizierten Knochenbrüche sind viel gefährlicher als die einfachen, weil durch die Hautverletzung Schmutz und gefährliche Bakterien in die Wunde gelangen und schwere Wundkrankheiten hervorrufen können. Liegt ein komplizierter, verunreinigter Knochenbruch vor, so müssen die Haare in der nächsten Umgebung der Wunde abgeschnitten werden, die Wunde ist samt ihrer Umgebung mit warmem Wasser und Seife (Schmierseife) gut zu reinigen, worauf mit einem Desinfektionsmittel (2prozentiges Kreolin- oder Lysolwasser) gehörig nachgespült wird. Alsdann legt man einen Verband an. Man bringt den Hund darauf in einen geschlossenen Raum oder legt ihn an die Kette, damit er sich möglichst wenig bewegen kann. Die Hilfe eines Tierarztes kann nicht entbehrt werden. Die erste Hilfe, die bei Vorhandensein eines einfachen Knochenbruches zu leisten ist, besteht darin, daß man durch Befestigung von Holzschienen (Zigarrenkistenbretter, Lineale, Pappe, Stöcke, Äste, Zweige, Binsen, Stroh usw.) vermittelst Binden oder Tücher die Verschiebung der Knochenenden gegeneinander zu verhindern oder zu beschränken sucht (Abbild.). Der Patient muß sehr vorsichtig zur Lagerstätte transportiert werden, damit durch Bewegungen und Stöße der einfache Bruch nicht in einen komplizierten umgewandelt wird. Das Anlegen eines steifen Verbandes (Gips-, Wasserglas-, Kleisterverband usw.) besorgt der Tierarzt. Einfache Knochenbrüche heilen bei mittelalten, kräftigen Hunden in 18 bis 24 Tagen dauerhaft zusammen, Rippenbrüche heilen innerhalb 10 bis 15 Tagen. Bei jüngeren Tieren geschieht die Heilung etwas schneller, bei älteren langsamer.

Vorläufiger Schienenverband.

Knopf, Schultergelenk; auch ganz verkümmerte, knopfartige Geweih- oder Gehörnbildung auf dem Rosenstock.

Knopfspießer, schlechte Rot-, Damhirsche und Rehböcke, die als erstes Geweih bzw. Gehörn nur Knöpfe statt regelrechter Spieße aufsetzen.

knören, die leisen Gurgeltöne des Brunfthirsches vor dem Schreien.

Knotenleine, s. *Dressurleine.*

Knüppelfalle s. *Fallen II, 2.*

v. Kobell, Franz Ritter, geb. am 19. Juli 1803 in München, studierte in Landshut und wurde 1823 als Mineralog an den Kgl. bayrischen Sammlungen angestellt. 1826 außerordentlicher, 1834 ordentlicher Professor der Mineralogie in München, starb er am 11. November 1882 dort (s. *Jagdliteratur).*

Kochwildbret s. *Bratenwildbret.*

Köder, zum Fange von Raubzeug in Eisen und Fallen benutzte Lockspeise (s. *Brocken).*

Kohlfuchs s. *Fuchs.*

Kohlrübe s. *Hackfrüchte.*

Kohltaube s. *Tauben I, 1.*

Kolben, 1) der unterste, dicke Teil der Gewehrschäftung, den man beim Zielen an Kopf und Schulter legt; 2) ein bleierner, genau in den Lauf einer Büchse passender Stab, mit dem ersterer gründlich gereinigt wird; 3) die formlosen Anfänge der Geweihe und Gehörne, die, mit Bast bezogen, dem Rosenstock entwachsen und nach und nach sich zum Geweih oder Gehörn ausbilden (s. *Geweih).*

kolben, das Wachsen der Geweihe (Kolben) des Hirsches, man sagt dann: Die Hirsche k. jetzt.

Kolbenblech s. *Kolbenkappe.*

Kolbenente s. *Enten II, 3.*

Kolbenhals, der Teil des Gewehrschaftes, der von der Hand beim Abziehen umspannt wird.

Kolbenhirsch, der Hirsch, solange er ein Kolbengeweih (s. *Geweih*) trägt, also noch nicht gefegt hat.

Kolbenkappe, der Teil des Kolbens, der bei angeschlagenem Gewehr die Schulter des Schützen berührt. Gewöhnlich ist die K. durch eine Platte aus Horn, Hartgummi oder Blech (Kolbenblech) gegen Beschädigungen geschützt.

Kolbenzeit, die Zeit, in der den Hirschen usw. die Geweihe (Kolben) herauswachsen, die Hirsche schieben alsdann.

Kolkrabe s. *Rabenvögel IV, 1.*

Kollerbusch (Kussel), Pflanzen, die keine ordentliche Höhenentwicklung besitzen und durch längeren Freistand, Beschädigung durch Frost, Vieh usw. stark und breit verastet erwachsen sind. Forstlich wertlos.

kollern (krollen), der erste Satz der Balzlaute beim Birkhahn; die versuchsweise ausgestoßenen Balztöne vor Beginn der eigentlichen Balz beim Auerhahn.

Komm—mit s. *Eulen II, 1.*

Königsadler s. *Adler 2.*

Königseiderente s. *Enten V, 2.*

Königsfasan s. *Fasan,* Beschreibung.

Königsweih s. *Milan 1.*

Kontrafaden dient zur Sicherung des Schwanenhalses beim Hantieren mit ihm (s. *Fallen III a*).

Kontrajagen bezweckt das Abdrängen des Wildes von seinem gewohnten Wechsel durch aufgestellte Tücher. Steht z. B. ein starker Hirsch in einem Distrikt, so stellt man die Seite mit Tüchern zu, auf der er nicht herauszuwechseln pflegt, am Morgen aber, wenn er in den Distrikt eingewechselt ist, auch diese, so daß er nun eingeschlossen ist. Nun stellen sich die Schützen an der offenen Seite auf, gegen welche er getrieben und zu Schuß gebracht wird (s. *Rotwild,* Jagd 5). Auch eine Form der eingestellten Jagen mit zwei zu beiden Seiten des Laufs liegenden Kammern wurde K. genannt.

Kontralauf s. *Lauf 2.*

Konzentratoren, Mittel zur Verdichtung, d. h. Streuungsverringerung, des Schrotschusses. Einen brauchbaren K. gibt es nicht, denn entweder erfüllen sie ihren Zweck gar nicht, oder zu gut, d. h. die Schrote bleiben als geschlossene Masse zusammen und wirken als Kugel. Die Wirkung der K. ist sehr unregelmäßig, daher sie am besten nicht benutzt werden.

Kopf 1) der Meute, die ersten der jagenden Hunde, während die letzten der Schwanz heißen. 2) Auf den K. hetzen, die Hatzhunde dem Schwein entgegenhetzen, was nur dann statthaft ist, wenn es einer Rotte schwacher Sauen oder einer Bache mit Frischlingen gilt, weil diese vor den Hatzhunden erschrocken auseinander fahren, sich trennen und so von ihnen leichter gefangen werden können. 3) K. ist ferner Bezeichnung für das Alter des Rothirsches, z. B. nennt man einen Hirsch, der das fünfte Geweih trägt, einen Hirsch vom fünften Kopf.

Kopfhund, der Anführer einer jagenden Meute; da er am besten und sichersten die Fährte finden und halten soll, haben sich ihm die anderen Hunde anzuschließen.

Kopfschuß. 1) Schuß in den Kopf. 2) Schuß auf schnell und spitz entgegenkommendes Flugwild in dem Augenblick, wo es sich fast senkrecht über dem Kopf des Schützen befindet. Einen derart erlegten Vogel nennt man Kopffasan, -ente usw.

Kopftier (Leittier), ein in der Regel altes Tier, das besonders über die Sicherheit des Trupps wacht; deshalb ist dieser auch meist vertraut, solange das K. nicht unruhig wird; sowie es aber anfängt zu sichern, hören die anderen Stücke des Trupps sogleich zu äsen auf und sichern mit; wendet es sich zur Flucht, so folgt der ganze Trupp ihm nach, zuletzt die Hirsche. Es ist daher von Wichtigkeit, das K. nicht zu schießen. Stehen nur Hirsche im Trupp, so führt meist einer von mittlerer Stärke den Kopf, man nennt ihn daher Kopfhirsch; die stärksten trollen stets zuletzt hinterdrein.

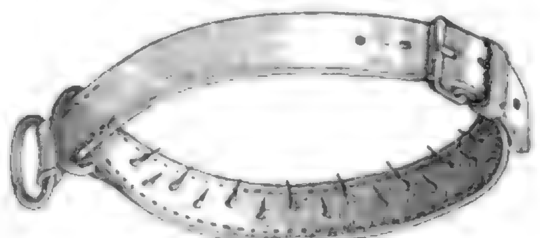
Koppel 1) (Kuppel), der Leibriemen oder Gurt, an dem der Hirschfänger getragen wird. 2) Eine K. Hunde sind zwei an den Halsungen zusammengeschnallte Jagdhunde, wie sie meist in der Meute ausgeführt werden; drei gekoppelte Windhunde nennt man einen Strick.

koppelbändig sind die Jagdhunde, die gewöhnt sind, gekoppelt zu gehen, s. *Koppel 2.*

Koppeljagd beruht auf der Berechtigung mehrerer Jäger, gewisse Reviere gemeinschaftlich zu bejagen; es leuchtet ein, daß solche Jagden förmlich ausgeraubt werden, da keiner der Berechtigten zu kurz kommen will. Jetzt existieren K. nur noch sehr selten.

koppeln s. *ankoppeln.*

Korallen, Halsbänder, die ein wichtiges Hilfsmittel bei der Dressur der Vorstehhunde



Korallen.

(Hühnerhunde und Gebrauchshunde) sind. Sie dienen ähnlichen Zwecken wie die Sporen mit Bezug auf das Reitpferd und sollen so

eingerichtet sein, daß man dem Hunde durch die Wirkung der Stacheln sowohl Hilfen geben als Strafen erteilen kann. Beim Anziehen dürfen die K. nicht gegen den Kopf des Hundes vorgleiten, auch sollen sie so hergestellt sein, daß durch sie weder die Behänge des Hundes noch die Hände des Dresseurs verletzt werden können. Weit zweckmäßiger als die ehemals allgemein gebräuchlichen, mit Holzkugeln, an denen ch Stacheln befanden, versehenen K. sind breite Würgehalsbänder, an deren Innenseite Stacheln angebracht sind. Für die Anwendung der Korallen s. *Dressur.*

Kormoran s. *Scharben 1.*

Korn, die nahe der Mündung des Gewehrlaufs angebrachte Zielvorrichtung, bei Schrotgewehren in Gestalt eines runden Knöpfchens. Bei Jagdbüchsen wird meist ein sog. Perlkorn verwendet. Damit das K. auch bei schlechtem Licht und auf dunklem Hintergrunde noch sichtbar ist, pflegt man die dem Auge zugekehrte Seite mit Elfenbein, Silber oder Gold zu bekleiden. Feines K. nehmen, beim Zielen das Gewehr so richten, daß das K. in der Kimme des Visiers nur mit der Spitze sichtbar ist. Bei Vollkorn ragt die Kornspitze über den Visierrücken hinweg, bei gestrichen K. bilden die höchsten Punkte von Korn und Visier eine gerade Linie. Mit Feinkorn schießt man kürzer, d. h. tiefer, mit Vollkorn höher als mit gestrichen K. Da Fein- und Vollkorn an sich einen großen Spielraum bieten, so sollte man stets mit gestrichen K. schießen.

körnen, gleich ankörnen s. *kirren.*

Körnerschläge, punktartige Vertiefungen am deutschen Schwanenhals, um die zusammengehörigen Teile richtig zusammenbringen zu können.

Körnungsschuppen, niedrig überdachte Futterstellen im Freien für Fasanen, die in den Deckungen zur Winterfütterung aufgestellt werden. Sie müssen zeitig im Herbste mit Futter versehen werden, damit sich die Fasanen vor Eintritt der Not an sie gewöhnen.

Körnungssteig (Kirrungssteig), die von einem Wechsel in langem, dünnem Streifen ausgestreute Körnung, um Wild, namentlich Sauen und Fasanen, an eine gewisse Futterstelle zu leiten. Rot- und Rehwild äst man auch durch einzelne Hafergarben oder Heubüschel an, die man an Bäumen oder auf Gabeln befestigt.

Kornweihe s. *Weihe 1.*

Korthalsrauhbart (Korthals-Griffon), ein Stamm rauhhaariger Vorstehhunde, der aus von Holland, Belgien und Nordfrankreich eingeführten Hunden herausgezüchtet ist, s. *Vorstehhund.*

Köte s. *Jagdhaus.*

Kotgeier s. *Geier II, 1.*

Kragenente s. *Enten IV, 1.*

Krähen s. *Rabenvögel.*

Kräheneisen s. *Fallen IIIc, 7.*

Krähenhütte s. *Hüttenjagd.*

Krähenscharbe s. *Scharben 2.*

Krallen, die Nägel des katzenartigen Raubzeugs und der Raubvögel.

Kramtsvogel, alle auf dem Herde gefangenen Drosselarten; zoologisch nur die Wacholderdrossel (s. *Drosseln 4*).

Kraniche (Gruidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Gattung: Grus. Auf dem hohen, schmalen Schnabel neben den Schneiden eine Längsfurche; die Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels ohne Scheidewand; die sehr langen, starken Füße (bei allen zur hohen Jagd gehörigen Vögeln behält man die Bezeichnung Füße bei; sonstige weidmännische Ausdrücke nicht vorhanden) über das Fersengelenk hinauf nackt; die Vorderseite der Läufe getäfelt, die Seiten genetzt; zwischen der mittleren und äußeren Zehe eine Bindehaut; die Hinterzehe berührt den Boden nicht. Ein Teil der Armschwingen ist zu Schmuckfedern umgestaltet; am Hinterkopf findet sich eine unbefiederte, mit Dunen oder Borstenfedern besetzte Hautstelle. Die K. waren schon den Alten interessante Vögel und das Sinnbild der Wachsamkeit, denn sie bildeten sie mit einem Stein im aufgehobenen Fuß ab, dessen etwaiges Herausfallen den wachehaltenden Vogel vor dem Einschlafen bewahren sollte. Leider sind sie bei uns im Abnehmen begriffen, und nur noch größere Brücher mit Blößen, die der scheue Vogel durchaus verlangt, beherbergen sie noch spärlich. Die Schädlichkeit des K. ist nicht von Belang und wird durch Verzehren vielen Gewürms und zahlreicher Mäuse aufgewogen, dagegen ist er eine sehr anziehende, die öden Brücher belebende Erscheinung, wo sein munteres Tun und Treiben, sein hundeartiges Spielen, bei dem er Holzstücke, Grasbüschel usw. mit dem Schnabel in die Höhe wirft, um sie wieder aufzufangen, den Beobachter sehr fesseln.

Gemeiner Kranich (Grus grus L., Grus cinerea Bechst., Ardea grus L.; ältere Bezeichnungen sind Krone, Kronenkranich, Kreon, Scherian usw.).

Beschreibung.

Länge des Männchens 1,4 bis 1,7 m, Stoß 20 bis 22 cm, Schnabel 11,5, Lauf 27, Mittelzehe ohne Nagel 9 cm. Schnabel länger als der Kopf, dunkelgrünlich, an der Wurzel rötlich, Spitze braun; Scheitel beim alten Vogel nackt, hochrot, beim jungen mit grauen Federn bedeckt; vom Hinterhaupt ein schwarzer Streifen über die Mitte des Hinterhalses; Schläfe, Wangen und Hinterhals hell grauweiß; Kinn, Kehle, Vorderhals und Hals-

seiten etwa bis zu der Mitte des Halses grauschwarz; die Schulterfedern und die größeren Flügeldecken mit schwarzen Schäften, auf letzteren hinterwärts dunkle Tropfenflecke. Die hintersten großen Deckfedern sind sichelförmig verlängert, mit schwarzen Innenfahnen; dieselbe Gestalt haben die drei letzten Schwingen mit schwarzen Schäften und Spitzen, die nach der Wurzel hin gekräuselt sind und mit den schlaffen Kielen den bekannten dunklen Busch bilden; die übrigen Schwingen grauschwarz, Stoß schiefergrau; Füße schwarz, Iris rotbraun. Weibchen geringer; der nackte Fleck auf dem Scheitel kleiner und dichter mit dunklen Haarborsten bedeckt, nur rot durchschimmernd; sonst dem Männchen gleich. Jugendkleid dem des Weibchens ähnlich, Scheitel grau befiedert, Schmuckfedern wenig ausgebildet; Hals einfarbig grau, oft zum Teil mitsamt dem Kopf ockergelb; Bauch zuweilen bräunlich. Nestkleid graurötlich, Schnabel fleischfarbig, Füße rötlich-grau, Iris grau. Den ihm so eigentümlichen trompetenartigen, durchdringenden, wie „Kro-kru" klingenden Ton stößt er infolge der besonderen Bauart seiner Luftröhre aus, die wegen ihrer Länge in dem erweiterten hohlen Raum des Brustbeinkiels eine Schlinge bildet. Die Stimme der jungen Stücke ist piepend, im Verhältnis zur Stärke der Vögel leise. Hals und Füße streckt der K. im Streichen gerade, zieht auf der Wanderung sehr hoch in einem nach hinten offenen Winkel, den gewöhnlich ein altes Männchen mit öfterer Ablösung führt. Schwerfällig hebt er sich zum Flug vom Boden; sein Gang ist langsam und bedächtig, in der Eile lüftet er springend die Flügel. Der Kranich ist ein prächtiger, Interesse erweckender Vogel, mit feinen Sinnen ausgestattet, wachsam, klug und in seiner Lebhaftigkeit possierlich. Obgleich sehr scheu, weiß er doch die ihm zu teil werdende Schonung zu würdigen.

Verbreitung. Lebensweise.

Der gemeine Kranich ist in der ganzen Alten Welt zu finden, Brutvogel aber hauptsächlich vom nördlichen Deutschland östlich durch Mittelasien bis nach Kamtschatka und bis zum südöstlichen Europa hinab. Er ist Zugvogel und überwintert in Afrika, aber auch im südöstlichen Europa und Asien. Der K. liebt große, menschenleere Bruchgegenden mit etwas Strauch- und Buschwerk, wo er ungestört seinem Brutgeschäft obliegen kann. Sein Gelege besteht aus zwei, sehr selten drei, zwischen 86 : 56 und 90 : 65 mm großen Eiern, die auf bräunlich-grüner Grundfarbe ebensolche dunklere, große und kleine, verschwommene Flecke, deutliche Poren und auf der rauhen Schale wenig Glanz zeigen. Sie werden von beiden Eltern in etwa vier Wochen ausgebrütet. Das Nest ist verschieden groß, flach und mit einer Unterlage von Zweigen, Blättern, Schilf usw. ausgestattet, es steht immer unter Gebüsch oder sonstigem Schutz. Das Männchen hält treu beim brütenden Weibchen Wacht, paart sich auch nur mit einem. Die Eier sind den Nachstellungen des Raubzeugs sehr ausgesetzt, vornehmlich auch von seiten der Nebelkrähen, die in Gemeinschaft das brütende Weibchen überfallen und es durch wohlgeplante Nörgeleien von seinen Eiern vertreiben. Die Jungen bekommen vom eisenhaltigen Moorboden oft eine fuchsrote Farbe, haben sehr kurze Schnäbel, wachsen schnell und müssen, sobald sie flugbar sind, für sich selbst sorgen. Seine Nahrung holt der K. sich sowohl aus dem Pflanzenreich als auch aus dem Tierreich, denn er nimmt Insekten, Würmer, Amphibien und verschlingt mit Vorliebe Mäuse. Er kann Erbsenfeldern schädlich werden, auch grünen Saaten und ausgestreutem Samen, vertilgt aber dabei eine Menge schädlichen Getiers, so daß seine Schonung dennoch sehr anempfohlen werden kann.

Jagd.

Die Jagd auf den seltenen und scheuen Vogel ist von geringer Bedeutung. Bei seiner großen Wachsamkeit, die er sowohl einzeln als in Gesellschaft beobachtet, gelingt es nur gelegentlich, sich im Morgennebel anzubirschen, besonders wenn die Vögel in irgend ein buschiges Gelände eingefallen sind. Ein Schuß bringt so große Verwirrung unter ihnen hervor, daß ein zweiter oft noch anzubringen ist, ehe sie aufstehen. In Asien beizt man sie mit Falken. D. a. d. Winckell empfiehlt Fanggruben mit Schlingen und in den Boden eingesteckte, mit Erbsen und Teer gefüllte Papierdüten, die sich die K. aufstülpen. Das Wildbret ist ungenießbar; die alten Römer sollen es zwar gebacken und mit vielem Salz gegessen haben, doch dürfte der Geschmack jener Schlemmer für uns nicht maßgebend sein; höchstens läßt sich aus seinem Wildbret eine Art Kraftsuppe herstellen. Die Federn werden zu Putzzwecken verarbeitet.

krank ist angeschossenes (k. geschossenes) Wild; seine Fährte heißt k. F. Solches Wild läßt man im Schweißbette längere Zeit in Ruhe (k. werden), damit es durch Schweißverlust nicht mehr imstande ist, aufzustehen oder noch weit flüchtig zu werden. Ohne sichtbare Verletzung ungesundes Wild kümmert (s. *kümmern*).

Kranz, der Tritt, bei welchem nur die Umrisse der Schalen (Schalenwand) erkennbar sind, was auf sehr hartem Boden vorkommt; das Wild, das dieses Zeichen hinterläßt, kränzt.

kränzen s. *Kranz*.

Krätzer, eine Drahtbürste, die zum Entfernen von Blei, Pulveransatz und Rost aus Flintenläufen dient. Bei Vorderladern wurde ein korkzieherartiges Werkzeug (jedoch mit doppelter Spirale), das zum Entladen diente, K. genannt.

Krauskopfpelikan s. *Pelikane.*

Krebs, 1) Edelkrebs (Astacus fluviatilis Fabr.), ein leider durch die Krebspest in vielen Gewässern ausgestorbener Gliederfüßer (Arthropoda); ist je nach der Eigenart seines Wohnortes und der Nahrung grün, braun, rot oder blau gefärbt. Das männliche Tier hat je eine Geschlechtsöffnung an der Wurzel des letzten (5.) Gehfußpaares, das weibliche an der Wurzel des dritten; ersteres wird gegen 15 cm lang und 150 g schwer, letzteres bleibt kleiner. Der K. lebt in nicht zu kalten Gewässern mit weichem Grund und gräbt sich unter überhängenden Ufern Löcher, in denen er sich tagsüber verbirgt. Die Fortpflanzung erfolgt nicht vor dem 4. Lebensjahre im Oktober, November, wobei der männliche K. die Samenpakete dem Weibchen auf den Bauch klebt. Beim Austritt der Eier werden diese von den zerfließenden Samenballen befruchtet; sie kleben an den Schwimmfüßen der Mutter fest. Das Ausschlüpfen der jungen K. erfolgt etwa im Juli. Die Häutung, mit der das Wachstum einhergeht, erfolgt im ersten Lebensjahre etwa 8mal, im zweiten 4- bis 5mal und dann nur noch 1- bis 2mal. Nach 3 Jahren ist der K. 8 bis 10 cm lang. Die Nahrung besteht aus zarten Pflanzenstoffen, Würmern, Insektenlarven, Schnecken und kleinen Fischen; faulendes Fleisch frißt der K. nicht. Der Fang des Krusters erfolgt entweder durch Greifen mit der Hand im Schlupfwinkel, oder den mit frischem Fisch usw. beschickten Krebsteller, der in der Nähe des Ufers auf den Grund gestellt wird. Auch kleine, beköderte Reusen fangen gut.

Vor dem vielfach empfohlenen Einsetzen des galizischen Sumpfkrebses (Astacus leptodactylus), der sich durch schwächere Scheren und Schwanz und stachelige Höcker auf dem Kopfbruststück und Scheren unterscheidet, ist zu warnen, da er wenig und schlecht schmeckendes Fleisch besitzt, auch durch seine stärkere Vermehrung den Edelkrebs vertreibt. Im übrigen aber kann einer Probebesetzung der geeigneten, krebsleeren Gewässer nur das Wort geredet werden, da der Edelkrebs sehr hoch im Preise steht und die lange, seit dem Wüten der Krebspest verstrichene Zeit einen Erfolg wahrscheinlich macht. Die bezogenen K. sind im Hälter einer 4wöchigen Beobachtungszeit zu unterziehen und dann, zeigen sie sich völlig gesund, am flachen Ufer abends auszusetzen, nicht aber ins Wasser zu werfen. Wo Aale vorkommen, dürfte allerdings das Aussetzen von K. zwecklos sein, da diese den Butterkrebsen eifrig nachstellen. (Literatur: Dröscher, Der Krebs, seine Pflege und sein Fang.) — 2) Eine bösartige Geschwulst, die namentlich am Gesäuge der Hündin nicht selten vorkommt; s. *Geschwülste beim Hunde.*

Krebsotter s. *Nörz.*

kreisen, 1) beim Umgehen eines Distrikts durch sorgfältiges Abspüren der hinein- und herausstehenden Fährten und Spuren feststellen, welche Wildarten, von welcher Stärke, Anzahl und, wenn möglich, von welchem Geschlecht in ihm stehen, stecken oder überhaupt sich befinden. Am besten kreist es sich nach frisch gefallenem Schnee, doch auch auf Gestellen und Wegen mit wundem, weichem Boden. Man beginnt mit dem K., wenn man annimmt, daß das Wild von den Feldern zu Holze gezogen ist. Ist der Distrikt groß, so schneidet man ihn ab, indem man quer hindurchspürt, man stellt somit fest, wo das Wild, auf welches etwa gejagt werden soll, steht oder sich gesteckt hat. Soll der Wildstand eines ganzen Reviers festgestellt werden, so müssen die verschiedenen angrenzenden Distrikte gleichzeitig durch K. abgespürt werden. Den Ausdruck k., einkreisen, gebraucht man gewöhnlich nur bei Sauen und Raubzeug. 2) Ferner nennt man k. das Abhalten einer Kreis- oder Kesseljagd. 3) Wenn Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen ohne sonderliche Bewegung in der Luft ihre Kreise ziehen, so k. sie.

Kreiser, Männer, die sich auf Wildfährten und -spuren gut verstehen und zum Kreisen benutzt werden; wo gleichzeitig verschiedene Distrikte gekreist werden müssen, wie z. B. wenn auf Sauen gejagt werden soll, reichen natürlich die Jagdbeamten nicht aus, und erfahrene K. sind dann ebenso zuverlässig. Auf der sog. Haltstatt versammeln sich dann K. und Jäger und erstatten ihre Spurberichte, durch deren Zusammenstellung der Wildstand festgestellt bzw. die Jagd angeordnet wird.

Kreisjagd, Kesseltreiben s. *Kesseljagen.*

krellen (federn), ein Haarwild durch die Knochenfortsätze der Rückenwirbelsäule (Federn) schießen, wodurch das Rückenmark so erschüttert wird, daß es für Augenblicke seine Tätigkeit einstellt. Das Wild stürzt und bleibt bewegungslos liegen. Dieser Zustand der Betäubung dauert jedoch nur Sekunden, bald kommt das Wild wieder auf die Läufe und geht in weiter Flucht davon. Der Jäger muß sich daher mit einem zweiten Schuß oder dem Abfangen beeilen, ehe das Wild wieder hoch wird. Selbstverständlich wird durch einen Krellschuß (Federschuß) das Rückenmark selbst nicht verletzt; geschah dies, so kommt das Wild überhaupt nicht mehr auf die Läufe.

Krellschuß s. *krellen.*

Kreon s. *Kraniche*.

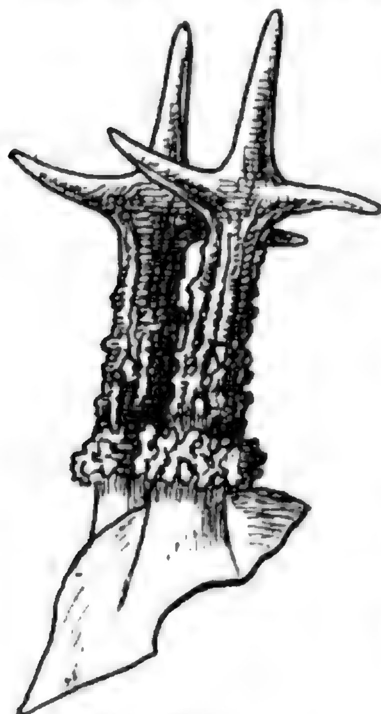
Kresol s. *Rohkresol* und *Kaninchen*, Jagd.

Kreuzbock, ein Rehbock, der ein *Kreuzgehörn* trägt.

Kreuzfuchs s. *Fuchs*.

Kreuzgehänge s. *Gehänge*.

Kreuzgehörn, das seltenste und daher gesuchteste aller Rehgehörne; bildet an einer oder beiden Stangen durch entsprechende Stellung der Sprossen ein Kreuz.



Kreuzgehörn.

Kreuzschraube, die lange Schraube, die den Systemkasten mit dem Schloßblech und dem Holz des Kolbenhalses verbindet.

Kreuztritt s. *Fährtenzeichen 7*.

Kreuzwechsel, der Fleck, wo sich verschiedene Wildwechsel schneiden.

Kreuzzeug s. *Gehänge*.

Krickel(n), die Hörner (das Gehörn) der Gemse.

Krickente s. *Enten 1, 3*.

kriechen (schliefen), das Einfahren der Dachshunde in Fuchs- und Dachsbaue; tun sie dies gern und eifrig, so k. sie gut, andernfalls schlecht; es ist dies eine natürliche Eigenschaft, die auf künstlichem Wege keinem Hunde beigebracht werden kann. Auch Fuchs und Dachs k.

kröchen, ein eigenartiger Kehllaut, den der Auerhahn bei plötzlichem Erschrecken hören läßt.

krollen s. *kollern*.

Krone, die Spitze des Rothirschgeweihes mit wenigstens drei Enden; ein solcher Hirsch, der (bei fehlendem Eissproß) mindestens Zehner ist, heißt Kronenhirsch, Kronenzehner, im Gegensatz zum Gabelzehner, der Augen-, Eis- und Mittelsproß und im Gipfel der Stange nur eine Gabel veredt hat; s. a. *Rotwild*, Beschreibung.

Kronenfeuer s. *Waldbrände*.

Kronenhirsch s. *Krone*.

Kronenkranich s. *Kraniche*.

Kronenschnepfe s. *Brachvogel*.

Kronentaucher s. *Taucher I, 1* und *3*.

Kropf, der häutige Sack, den viele Vögel auf der Brust hängen haben; er dient zum Erweichen der Nahrung, bevor diese zur eigentlichen Verdauung in den Magen tritt. Die Eulen haben keinen K.; bei den Geiern tritt er dagegen, wenn er gefüllt ist, wie ein Sack aus dem Körper heraus.

kröpfen, das Fressen der Raubvögel.

Kropfgans s. *Pelikane*.

Krücke, der gebogene Teil des vor der Uhuhütte in den Boden gelassenen Pfahls (Jule), auf den der Uhu gesetzt wird (s. *Hüttenjagd*).

Krucken, seltener für Krickel, das Gehörn des Gemswildes.

Krummer, scherzhafte Bezeichnung des Hasen.

Krummruten, besonders starke, oben durchbohrte Stellstangen, durch die eine Windleine gezogen wird. Die K. werden auf den Winkeln der eingestellten Jagen aufgestellt.

Kuder s. *Katze*, Beschreibung.

Kugel, der kugelförmige Teil des Oberschenkelknochens der Keule, der sich in der Pfanne bewegt; s. ferner *Geschoß*. — Nach § 14 der bayerischen Verordnung vom 6. Juni 1909 ist zur Jagd auf Rot-, Dam- und Gemswild nur der Gebrauch des mit K. geladenen Gewehres gestattet.

Kugelfang, hinter der Scheibe aufgeworfener Wall, in dem die Geschosse stecken bleiben, vorausgesetzt, daß die Scheibe von Holz oder Pappe ist. Der Wall muß groß genug sein, um auch sehr fehl gegangene Geschosse aufzufangen und die Gefährdung der Nachbarschaft auszuschließen. Als K. kann auch Mauerwerk oder eine mit Stahl- und Eisenblech beschlagene Holzwand dienen, jedoch muß sich davor noch eine Bretterwand befinden, um die abgleitenden Geschosse und die beim Aufschlage sich bildenden Bleispritzer aufzufangen und unschädlich zu machen. Auch Packungen aus Klobenholz, die oft zu ergänzen sind, werden vielfach als K. gebraucht, jedoch muß sich hinter diesen Holzpackungen stets eine starke Mauer befinden. Bei der Anlage von Schießständen zieht man zweckmäßig den Rat erfahrener Schützen oder der Versuchsstation Neumannswalde ein.

Kugelform, Vorrichtung zum Gießen der Geschosse, hat die Gestalt einer Zange und enthält in jedem Teile genau die Hälfte des Geschosses und des Gießlochs, so daß, wenn beide Arme aneinander gedrückt und flüssiges Blei eingegossen wird, der hohle Raum das gewünschte Geschoß ergibt. Sowie das Blei die Form erfüllt, klopft man einmal leise auf, damit es die letztere gut ausfüllt, läßt es erkalten und zwickt dann mit einer Kugelzange den durch das Gießloch entstandenen Hals ab. Die Form muß so dicht schließen, daß das Geschoß keinen Grat zeigt, wo die Zangenhälften sich aneinander fügten. Will man Geschosse herstellen, die beim Auf-

schlag leichter deformieren, so klemmt man zwischen die untere Hälfte der Zangenbacken ein Stückchen ganz feines Papier (Paus- oder Seidenpapier). Dadurch erhält man ein bis zur Hälfte geteiltes Geschoß, dem man den Spalt äußerlich kaum ansieht. Neuerdings werden gepreßte Geschosse so billig und in so reicher Auswahl in den Handel gebracht, daß es unnötig ist, sie selbst zu gießen. Gegossene Geschosse haben Blasen und Unebenheiten und sind nicht so gut wie gepreßte. Bei jedesmaligem Gießen muß man das erste Geschoß verwerfen, da es kleiner ist als die folgenden.

kugelgleich ist ein Gewehrlauf, wenn er genau zylindrisch gebohrt, also überall gleich weit ist. Man prüft dies, indem man eine Kugel durch den Lauf stößt; ist dieser k., so muß jene überall der gleichen Reibung begegnen.

Kugellauf, ein gezogener, d. h. mit Zügen versehener Gewehrlauf, aus dem nur Einzelgeschosse abgefeuert werden.

Kugelschlag, der Ton, den das Geschoß beim Anprall gegen das Zielobjekt hervorruft. Man hat bisher dem Kugelschlag eine große Bedeutung beigelegt und glaubte aus der Klangfarbe auf den Sitz der Kugel beim Wilde mit Sicherheit schließen zu können. Der Blattschuß klatsche, der Weidwundschuß klinge hohl, wie wenn man mit der Hand gegen eine hohle Tonne schlägt. Neuere Versuche in der Versuchsstation Neumannswalde haben gezeigt, daß dem K. als Pirschzeichen nicht die Bedeutung beigemessen werden kann, die er genießt, denn auch bei Fehlschüssen können die gleichen Töne vernehmbar sein wie beim Treffen. Schießt man z. B. mit der Kugel nach einem im Winde stehenden Papierdrachen, so wird man in jedem Falle einen sehr deutlichen K. vernehmen, und zwar gleichgültig, ob man den Drachen trifft oder ½ m daran vorbeischießt; selbst durch den Charakter des Tones kann man Fehler von Treffern nicht unterscheiden. Die Erscheinung des K. ist so zu erklären, daß die vom Geschoß ausgehende Schallwelle (der sog. Geschoßknall im Gegensatz zum Mündungsknall) von dem Gegenstande, den sie trifft, abprallt und als Echo an unser Ohr gelangt. Schießt man z. B. auf einem Schießstande dicht an Blenden vorbei, so hört man K. von jeder einzelnen Blende. Schon dadurch ist der Beweis erbracht, daß der K. kein so untrügliches Zeichen für den Sitz der Kugel sein kann, wie in Jägerkreisen allgemein angenommen wird. Übrigens hat der K. in neuerer Zeit insofern sehr an Bedeutung verloren, als die Geschwindigkeit der Geschosse so groß ist, daß er sich nicht scharf genug vom Knall des Schusses trennen läßt. Bei Büchsen mit großer Geschoßgeschwindigkeit ist ein K. kaum noch vernehmbar, allenfalls nur auf größere Schußentfernung beim Schießen direkt gegen den Wind. — Auch beim Schießen mit Schrot gegen hochstreichende Vögel vernimmt man einen dem K. ähnlichen Ton, den man hier Schrotschlag nennen kann. Man weiß aber aus Erfahrung, daß auch diese Erscheinung nicht immer einen Treffer bedeutet.

Kugelsitz, die Stelle, an der das Geschoß in den bezielten Körper einschlug.

Kugelzieher, ein wie eine Holzschraube geformtes, stählernes Gerät, das zum Herausziehen der Kugeln aus Vorderladern diente.

kuhhächsig (kuhhessig) ist ein Hund, dessen Hinterläufe, von hinten gesehen, stark nach einwärts gebogen sind, also ein X bilden; wird als Fehler angesehen.

Kuhkohl s. *Hackfrüchte.*

Kühlhäuser s. *Wildhandel.*

Kulisse, die beiden Lappenreihen neben Wegen, die verhindern sollen, daß eingelapptes Wild an für den Verkehr offen zu haltenden Wegen ausbricht. Die Lappen müssen neben dem Wege im Inneren der Lappstatt 50 bis 70 Schritte lang so gerichtet werden, daß sie sich in einem Winkel, dessen Größe von dem Wege und der äußeren Lappenreihe abhängt, rechts und links an die Außenreihe der Lappen anschließen.

Kulissenhiebe, meist 25 bis 50 m breite, von Nord nach Süd, seltener von Ost nach West laufende Schläge, die mit gleichbreiten oder doppelt so breiten Streifen Altholz (Kulissen) regelmäßig abwechseln. Letztere werden entweder auf einmal oder in entsprechenden Absätzen abgetrieben, wenn die Kultur auf den angelegten Schlägen gesichert ist.

Kultur, junge, auf künstlichem Wege begründete Bestände oder die Arbeit dieser Bestandesbegründung selbst.

Kümmerer s. *kümmern.*

kümmern, der krankhafte Zustand eines Stückes der Hirscharten, ohne daß an ihm eine Verletzung sichtbar ist; Kümmerer daher ein durch Forkeln, früheren Anschuß usw. krankhaft abgekommenes Stück Wild. Frisch angeschossenes Wild ist *krank.*

Kunstbaue sind Nachahmungen von Naturbauen; man benutzt sie zum Preisschliefen von Teckeln und Foxterriers auf Fuchs und Dachs, zum Einhetzen junger, üben und Vorführen älterer Teckel und Foxterriers, um wilde Füchse und Fischotter daraus zu hetzen und endlich, um kleines Raubzeug darin zu fangen. Zum Preisschliefen nach den Satzungen des Berliner Teckelklubs und der verschiedenen Gebrauchsteckelklubs benutzt man Baue, bei denen die Röhren und Kessel aus Brettern bestehen und annähernd die Formen von

Naturröhren und -kesseln haben. Die Röhren sind 16 bis 20 cm hoch und 16 bis 18 cm breit; sie werden auf möglichst ebenem, trockenem Boden mit Windungen und Gefälle in entsprechend breit und tief ausgeworfene Gräben eingesetzt und oben quer mit losen Deckbrettern belegt, die man beim Graben überall aufnehmen kann. Die Sohle wird nicht mit Brettern versehen, damit sich das Raubzeug im Bau verklüften kann. Der ganze Bau (Abb. 1) erhält eine Erdbedeckung. Die nach außen sich verbreiternde Einfahrt ist mit Grasplatten zu verblenden.

Zum **Einarbeiten** von jungen und zum Üben und Vorführen älterer **Teckel** benutzt man Baue, wie ihn als Muster Abb. 2 zeigt. Ein ebener Platz von 7 m Länge und 6 m Breite wird mit 1,5 m hohem, stärkerem Maschendrahtgeflecht, das mit Krammen an Pfosten genagelt und in dem an passender Stelle eine Pforte angebracht ist, umgeben, um das Fliehen des Raubzeuges zu verhindern und die Möglichkeit zu bieten, mit jungen Teckeln oberirdisch eine Freihetze zu machen. Um ein Überspringen bzw. Überklettern seitens des Raubzeuges auszuschließen, bringt man am oberen Rande an der Innenseite der Umzäunung ein dünnes, leichtes Drahtgeflecht von 50 cm Breite wagerecht an, das durch Spanndrähte verbunden wird. Um in dem verhältnismäßig kleinen, umzäunten Raum von 42 qm möglichst vielseitige Arbeitsverhältnisse zu schaffen, bringt man in einer Ecke des Platzes durch Bodenauftrag einen 1 m hohen Erdhügel an. Dann hebt man Gräben in der Form, welche die Zeichnung zeigt, aus. Nun werden je zwei 3 cm starke Seitenbretter von recht kernigem Kiefernholz für Röhren und Kessel durch Aufnageln von Leisten oben und unten verbunden. Bei einer Höhe und Breite der Röhren von je 16 cm können Fuchs und Dachs sie gut passieren. Teckel und Foxterriers mit einem Brustumfang von über 45 cm, die dem Raubzeug durch die engen Röhren nicht leicht folgen können, sind als Erdhunde minderwertig. Nur die erste Einfahrt ist 30 bis 40 cm breit und 25 cm hoch zum Einarbeiten junger Teckel bzw. zum Arbeiten von zwei Teckeln nebeneinander. Die Kessel sind 0,7 bis 1 m lang und 30 bis 50 cm breit, damit sich Raubzeug und Teckel darin bequem umdrehen können. Die Sack- oder Endröhre oben rechts auf der Zeichnung ist aus demselben Grunde am Ende breiter (25 cm) als am Kessel, ebenso das Sackrohr links am Ende der Röhre, das auch als zweite Einfahrt benutzt werden kann. Die fertigen Seitenwände der Kessel und Röhren werden so tief in die Stichgräben eingelassen, daß sie etwa 20 cm unter der Erdoberfläche liegen. Der Kessel, der in den künstlich hergestellten Hügel (oben links auf der Abbildung) gelegt wird und zu dem, um die Arbeit des Hundes zu erschweren, nach beiden Seiten je ein Steige- bzw. Fallrohr angebracht ist, wird unten gedielt, da hier das Raubzeug zwischen zwei eisernen Gitterschiebern eingesetzt wird, während alle anderen Kessel und Röhren unten keinen festen Boden erhalten. Nun werden Deckbretter aus Bretterabfällen und Schwarten so lang geschnitten, daß sie, quer und lose über die Seitenwände von Kessel und Röhren gelegt, auf jeder Seite etwa 5 cm überstehen. Nachdem der Zwischenraum zwischen den Seitenbrettern und den Grabenwänden mit Erde ausgefüllt ist, werden die Deckbretter quer dicht neben-

1. Kunstbau zum Preisschliefen.

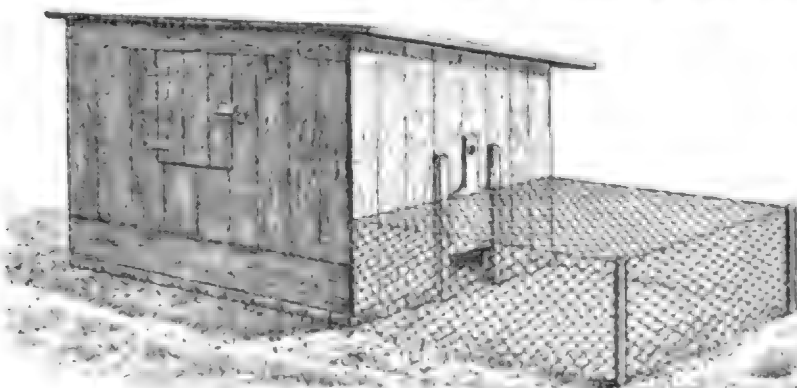
einander aufgelegt und durch Planieren des Bodens 20 bis 25 cm hoch mit Erde bedeckt, um schnell aufgraben zu können und die Röhren dunkel zu machen, so daß der Hund gezwungen ist, seine Nase zu gebrauchen.

Junge Teckel im Naturbau auf Raubzeug einzuhetzen, ist häufig sehr schwierig, Fehlhetzen und starkes Geschlagenwerden, das den jungen Hund oft entmutigt, lassen sich nicht vermeiden. Daher arbeitet man besser die jungen Hunde zuerst im Kunstbau ein. Man schließt hierzu das erste enge Rohr am ersten Kessel durch einen Holzschieber, läßt den Fuchs von der Einfahrt aus in den ersten Kessel und kann dann erforderlichenfalls vor dem ersten Kessel einen eisernen Gitterschieber einstecken. Hier in der ersten breiten Röhre schliest der junge Hund leichter ein und kann bequem neben einem älteren, erfahrenen Hund das Vorliegen und Zufassen lernen. Für ältere Hunde, die der Regel nach allein arbeiten sollen, wird das Raubzeug zwischen zwei Gitterschiebern in den gedielten Kessel, der sich in dem Erdhügel befindet, gesetzt. Hat der Hund von rechts oder links nach Passieren eines Steigerohres das Raubzeug gefunden und verbellt es, so wird zuerst der Schieber, der sich hinter dem Raubzeug befindet, und gleich darauf der vordere Schieber gezogen, um dem Hunde Gelegenheit zu geben, das Raubzeug durch das Fallrohr in den unteren Teil des Baues zu drücken. Durch Einstecken von Holzschiebern kann man an mehreren Stellen die Röhren abschließen oder durch ihr Ziehen den ganzen Bau freigeben.

Da man, um Hunde im Kunstbau zu arbeiten, stets lebendes, unbeschädigtes Raubzeug halten muß, so braucht man zu dessen Unterbringung einen Raubzeugzwinger, wie ihn Abb. 3 zeigt. Zum Bau werden kernige Pfosten in den Boden gegraben und durch Querhölzer verbunden. Hierauf legt man Mauersteine auf die flache Seite als Fußboden und verbindet sie mit Zement, so daß alle Flüssigkeit nach der Mitte und nach hinten durch ein Ablaufrohr abfließen kann. Die Bretter werden senkrecht genagelt und eine Tür an der Vorderseite angebracht. Das Dach besteht aus mit Dachpappe benagelten Brettern und hat nach hinten Fall. Um den Füchsen Gelegenheit zu geben, frische Luft zu schnappen, sich zu sonnen usw., ist an der Ostseite ein Schlupfloch mit Schieber und davor ein Auslauf, mit dichtem Drahtgeflecht umgeben, angebracht. Sein Boden ist gleichfalls mit flach gelegten und durch Zement befestigten Mauersteinen versehen, um ein Durchgraben zu verhindern. Im Inneren des Häuschens haben die Füchse eine Kiste mit Heu als Lager. Da es schwierig ist, einen Fuchs bei dem Umherspringen mit der Fuchszange um den Hals zu fassen und das Fangen an anderen Körperteilen eine unnötige Tierquälerei ist, so benutzt man dazu einen Fuchskasten, wie ihn Abb. 4 zeigt. Die Holzröhre des Fuchskastens ist 65 cm lang, 25 cm breit und hoch; der Deckel mit Scharnieren und Überwurf von Lederstreifen versehen. Das eine Ende der Röhre besteht aus Drahtgeflecht; am anderen wird sie durch einen senkrechten Schieber geschlossen. Will man Teckel im Kunstbau üben, so öffnet man bei offenem Schieber des Holzhäuschens dessen Tür. Der oder die Füchse laufen sofort durch das Schlupfloch in den Drahtraum. Man setzt nun schnell den Fuchskasten oder die Fangröhre, deren Deckel durch den Überwurf geschlossen ist, bei hochgezogenem Schieber im Innern des Häuschens vor das Schlupfloch. Eine Person, die bis dahin für die Füchse unsichtbar war, tritt an das Drahtgitter heran. Der Fuchs oder der erste der Füchse, der durch das Schlupfloch in das Häuschen hinein will,

2. Kunstbau nach Mau zum Arbeiten von Teckeln.

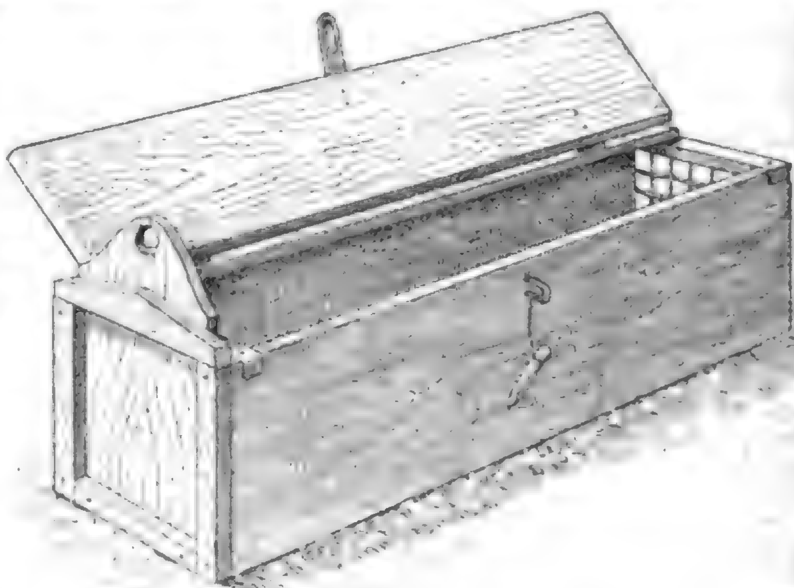
fährt dabei in die Röhre, worauf man deren Schieber herunterläßt. Man trägt sodann den Fuchs nach dem Schliefplatz bzw. Kunstbau und läßt ihn durch Ziehen des



3. Fuchszwinger nach Mau.

Schiebers in den Bau oder durch Öffnen des Deckels bei zugestopften Röhren innerhalb des Drahtzaunes los, um mit jungen, ungeübten Teckeln eine Freihetze zu machen. Nach Öffnen der großen Röhren nimmt der Fuchs diese an und die jungen Hunde folgen dann dem vor ihren Augen in der Röhre verschwundenen Fuchs leicht, besonders wenn ein älterer Hund vorangeht.

Um *Raubzeug*, wie Füchse, Fischotter, Marder, Iltisse und Wiesel, leichter *zu erbeuten*, als es aus deren natürlichen Bauen der oft schwierigen Bodenverhältnisse halber möglich ist, legt man künstliche Baue an und stellt diese so her, daß sie vom Raubzeug ohne Mißtrauen angenommen werden. Die Kunstbaue für Füchse werden so eingerichtet, daß der im Bau steckende Fuchs der Regel nach gezwungen ist, vor dem einfahrenden Teckel zu springen, um sodann von dem auf dem Bau stehenden Jäger geschossen zu werden. Fischotter fängt man beim Ausfahren in Netzen oder gräbt sie vor Teckeln. Die Kunstbaue zur Erbeutung des kleinen Raubzeuges sind dagegen so eingerichtet, daß einfahrende Marder, Iltisse und Wiesel sich in einem im Kessel befindlichen Tellereisen fangen müssen.



4. Fuchskasten.

Der Kunstbau für Füchse. Um Füchsen in freier Wildbahn durch Anlage von Kunstbauen leicht Abbruch zu tun, hat der verstorbene Königl. Wildmeister Luther in den Feldremisen des Hofjagdreviers Buckow bei Berlin solche Baue aus Tonröhren hergestellt und sehr viele Füchse daraus gesprengt und geschossen. Am besten eignen sich zur Anlage von Kunstbauen Feldremisen auf großen Feldern, mit Buschwerk bewachsene, hohe Bachufer, alte Mergelgruben usw. namentlich dort, wo sich in der Nähe größere Waldungen befinden. Sind in großen Bruch- und Wiesenflächen, an Strömen und Seen mit großen Rohrflächen, in denen Füchse oft stecken, aber des nassen Untergrundes wegen keine Baue anlegen können, oder in deren Nähe bewachsene Sandhügel, so eignen sich diese Örtlichkeiten besonders gut zur Anlage von künstlichen Fuchsbauen. Die einzige Ein- bzw. Ausfahrt des Tonröhrenbaues muß möglichst nach Süden zu liegen, damit die kalten Winde nicht in den Bau wehen können. Die Form dieses Kunstbaues zeigt Abb. 5. Als Material verwendet man glasierte Tonröhren oder Zementröhren mit sogenannten Muffen, die mindestens eine lichte Weite von 20 cm haben müssen. Die der Einfahrt entgegengesetzte Röhre muß als Kessel 40 cm Durchmesser haben. Diesen Kessel kann man auch aus Mauersteinen mit darauf gelegter Steinplatte herstellen. Zum ganzen Bau braucht man 20 bis 25 lfd. m Röhren. Zunächst wird ein 60 bis 70 cm breiter und 2 m langer Graben ausgeworfen, der, an der Erdoberfläche beginnend, 1 m Gefälle hat (wo Regenwasser in den Bau laufen kann, legt man

das erste Rohrstück besser wagerecht). Dann teilt sich der Bau rechts und links, die Röhren aber schließen sich zum Kreise, so daß das später darin steckende Raubzeug springen kann bzw. muß. Am Kessel muß die Tiefe 1,5 m betragen. Wenn die Erde vollständig ausgeworfen ist, wird entweder die große Tonröhre hinten zuerst gelegt oder der Kessel durch Mauerwerk hergestellt. Hieran schließt man die anderen Röhren. Etwaige Fugen werden durch Rasen, Gras usw. verstopft. Es ist gut, Kaff, Hinterkorn und etwas Erde in die Röhren zu werfen, um Mäuse anzulocken und dem Fuchs in der glatten Röhre das Kriechen bequem zu machen. Ist die Kreisform fertig, so wird sie durch eine Knieröhre mit der geraden Eingangsröhre verbunden. Es ist sehr zweckmäßig, beim

5. Kunstbau für Füchse aus Tonröhren.

Legen der Röhren außer am Kessel auch Löcher in die Röhren zu schlagen, die so groß sein müssen, daß man von oben den Teckel hineinsetzen und einen Spaten, Brettstück usw. zum Absperren einschieben kann, wenn es einmal vorkommen sollte, daß ein Fuchs nicht springen will und man daher zum Graben gezwungen ist. Diese Löcher bedeckt man mit Steinplatten und die Einfahrtsröhre mit Rasenplatten; dann werden alle Röhren mit Erde beworfen, diese festgetreten und geebnet. Man kann die Seitenwände und den Kessel des Kunstbaues auch, statt aus Röhren, aus Feld- oder Mauersteinen herstellen und dann mit lose darauf gelegten Steinplatten bedecken. Um ein Weitergraben bei losem Boden zu verhindern, muß die Sohle von Röhre und Kessel gleichfalls gepflastert werden. Die ganze Anlage muß so tief liegen, daß man nötigenfalls darüber pflügen und im Winter kein Frost in den Bau dringen kann. Um den Fuchs, der die Neigung hat, im Herbst und Winter unter alten Steinbrücken oder in trockenen Durchlässen zu liegen und der deshalb diese Kunstbaue gern annimmt, möglichst schnell vertraut zu machen, legt man auf den „Ausfahrtshügel", den man, um die Sache möglichst natürlich zu machen, herstellt, anderwärts aufgesammelte Fuchslosung. Es empfiehlt sich noch, auf dem Revier nach Zerstörung aller in der Umgegend befindlichen Naturbaue, die sich schwer oder gar nicht graben lassen, an günstigen Stellen möglichst mehrere solcher Kunstbaue anzulegen, um sie, wenn man Füchse spürt, nacheinander bei passendem Wetter zu revidieren. Notwendig ist es, daß der Jäger auf dem Kunstbau möglichst Deckung und guten Wind, auf jeden Fall aber vor dem Bau genügend freies Schußfeld hat, das sich durch Anlegen eines Zwangspasses oft so verbessern läßt, daß man beim Schuß die Flanken des Fuchses oder bei fallendem und wieder ansteigendem Zwangspaß in guter Schrotschußentfernung den ganzen Rücken des Fuchses sowie den Kopf frei hat.

Beim Revidieren des Kunstbaues geht man mit einem leichten, scharfen Teckel im Rucksack unter Wind bis zur Deckung hinter die Einfahrtsröhre, macht sich schußfertig und läßt den Hund, der den Bau kennt, los. Der Hund revidiert nun die Röhre, von der sich der Jäger absichtlich fern gehalten hat. Wenn der Bau leer ist, schlieft ein erfahrener Hund entweder gar nicht ein oder kehrt bald um. Steckt ein Fuchs im Bau, so springt er meistens bald, nachdem der Teckel in den Kreisgang eingefahren ist. Schlieft der Hund, wie es erfahrene Teckel häufig machen, langsam und bedächtig ein, so sichert der am Ausgange der Röhre angekommene Fuchs häufig kurze Zeit, indem er den Kopf aus der Röhre steckt. Vernimmt der Fuchs hierbei nichts Verdächtiges, so springt er meistens rasch. Der gedeckt, in gutem Wind auf oder neben dem Bau stehende Jäger darf während des meist kurze Zeit dauernden Sicherns nicht die geringste Bewegung machen. Unerfahrene Jäger machen häufig den Fehler, sofort das Gewehr an den Kopf zu nehmen, wenn sie die Fuchsnase am Ausgange der Röhre bemerken. Auch das langsame und vorsichtige Hochziehen des Gewehres wird vom Fuchse leicht wahrgenommen und er dadurch veranlaßt, umzukehren und überhaupt nicht zu springen. Man warte daher ruhig ab, bis der Fuchs den Bau genügend weit verlassen hat, so daß ihm ein Umkehren nichts mehr nützen würde. Ein beim Umkehren vorbeigeschossener Fuchs oder ein Fuchs, der beim Sichern den Jäger eräugt und den Bau wieder angenommen hat, springt nach solchem Schreck aus dem Kunstbau ebenso schwer wie in diesem Falle aus dem Naturbau. Er läßt sich lieber von dem schärfsten Teckel im Kreise herumtreiben. Dann bleibt dem Jäger häufig weiter nichts übrig, als den Eingang zum Kunstbau zu verstopfen und nach Bedarf die Erdbedeckung der Röhren mit dem nötigen Handwerkszeuge aufzunehmen und den Fuchs nach Absperrung zwischen zwei durch Abheben der Steinplatten freigewordenen Löchern mit der Fuchszange auszuheben. Gut ist es daher, wenn der Jäger für solche Fälle einen Ge-

hilfen mit Spaten, Vorstecher zum Absperren und Fuchszange in der Nähe des Baues hat.

Will man Füchse in der Hauptsache nur vor dem Teckel graben, so genügt es, nach Zerstörung aller Naturbaue der Umgegend an geeigneten Örtlichkeiten von Ton- oder Zementröhren, Feld- oder Mauersteinen, starken kernigen Brettern usw., einfache 6 bis 8 m lange Notröhren und daran anschließend einen genügend großen Kessel mit teilbarem Deckel und gepflasterter Sohle so anzulegen, daß Füchse, die diese Röhre befahren, den Bau nicht durch Untendurchgraben verlängern und einen schwer grabbaren Naturbau im Anschluß an die Kunstbauröhre ausführen können. Vor dem in den großen Kessel dringenden und dabei hinter den Fuchs gelangenden scharfen Teckel springt der Fuchs häufig auch. Verbellt der Hund aber nur von der Röhre aus den im Kessel befindlichen Fuchs, so muß man den Bau, der deshalb nicht so tief liegen darf, vor dem Kessel aufgraben, was bei starkem Frost recht umständlich ist, sonst aber weniger Mühe macht als die meisten Naturbaue.

Kunstbau für Fischotter. Fischotter, die beim Gehen über Land von einem Gewässer zum anderen, bei Überschwemmungen, wenn ihre eigenen Baue unter Wasser stehen, gelegentlich in Dachs- und Fuchsbaue fahren, nehmen in Ermangelung von Naturbauen arglos Kunstbaue an. Nach Zerstörung oder gründlichem Verstopfen aller bekannten Naturfischotterbaue der Umgegend legt man daher zur leichteren Erbeutung dieser Fischräuber an steilen, möglichst mit Buschwerk bewachsenen Ufern Kunstbaue in der Weise an, daß man einen schwach ansteigenden Graben von 3 bis 5 m Länge und 25 bis 30 cm Breite je nach Örtlichkeit gerade oder mit schwachem Bogen aushebt. Das Ende des Grabens muß kesselartig erweitert werden, so daß sich der Fischotter darin bequem umdrehen und während des Tages darin ruhen kann. Bei schwerem Lehm- und Tonboden genügt es, diesen Graben sowie den Kessel in 30 cm Höhe von der Sohle aus mit Steinplatten oder starken, kernigen Bretterstücken auf beiderseitig je 10 cm breiten Unterlagen zu belegen. Bei Boden, der zum Einstürzen neigt, werden die Seitenwände mit flachen Steinplatten ausgesetzt. Gut ist es, wenn die Röhre so angelegt wird, daß sie zwei Ausfahrten erhält, die nicht genau übereinander zu liegen brauchen, und zwar so, daß die möglichst vom Gebüsch überdeckte Ausfahrt der oberen Röhre gerade mit dem normalen Wasserstande in gleicher Höhe liegt und die untere Röhre 40 bis 50 cm unterhalb des Wasserspiegels am senkrechten, wurzel- und steinfreien Ufer in das Wasser mündet. Zur oberen Röhre muß ein bequemer Ausstieg vom Wasser aus vorhanden sein. Diesen Ausstieg benutzt man zum Spüren, ob der Bau angenommen ist. Um das Spüren zu erleichtern, kann man auch einige steife Gräser oder trockene Hölzchen kreuzweise vor die obere Röhre stellen, die der Otter beim Ein- oder Ausfahren umwirft. Der Belag des Kessels muß, wenn nötig, mit dem Spaten leicht von Erde frei gemacht und aufgenommen werden können. Der Belag von Röhre und Kessel wird zuerst mit Rasen oder Gras und dann mit Erde so stark bedeckt, daß das Innere des Kessels selbst bei starker Kälte warm und frostfrei bleibt.

Um einen Otter, der den Bau angenommen hat, zu erbeuten, begibt sich ein Mann vom Wasser aus, wenn nötig mittels Kahn, geräuschlos zu dem Bau und setzt einen starken Fischhamen mit genügend großem Bügel direkt vor die Ausfahrt, die unter Wasser führt, an das steile Ufer und verstopft hierauf den oberen Ausgang. Ein zweiter Mann betritt nun vom Ufer aus geräuschvoll den Kessel und nimmt, was meistens aber nicht nötig ist, nach Abräumen der Erddeckung die einzelnen Bretter des Kessels ab, worauf der Fischotter sofort durch den unteren Ausgang, den er bei Gefahr stets benutzt, in den Hamen fährt. Nach Ausheben des Hamens wird der Otter durch Hiebe auf den Kopf und die Nase totgeschlagen. Nach Zustopfen der unteren Röhre mit einer passend mit Draht gebundenen, genügend langen Faschine vom Wasser aus kann auch der Fischotter, der ein bissiger und gefährlicher Gegner ist, vor einem scharfen Teckel, nach dessen Einfahrt man aber vorsichtshalber den oberen Eingang mit einem Netze belegt, in diesem Kunstbau gegraben und mit der Fuchszange ausgehoben werden.

Der Kunstbau für kleines Raubzeug ist ein künstlicher Steinhaufen zum Fange von Marder, Iltis und Wiesel ohne Köder nach Staats von Wacquant Geozelles. Der Steinhaufen wird folgendermaßen hergestellt. Mitten auf ein roh geschichtetes Pflaster von 20 cm Höhe und 1,5 m im Quadrat legt man eine Platte, auf welche vier andere Platten senkrecht so gestellt werden, daß ein Kessel von 30 cm lichter Weite und 30 bis 35 cm Höhe entsteht. Nun werden durch treppenförmig aufeinander gelegte, flache Steine an den Seiten entlang Zugänge hergestellt, die bis an den oberen Rand des Kessels führen. Die Gänge werden rechts und links mit Steinen besetzt und oben mit solchen abgedeckt. Diese Gänge, deren Querschnitt 10 cm im Quadrat betragen muß, gleichen alten, zerfallenen Kanälen. Zum Fange des kleinen Raubzeuges legt man ein Tellereisen Nr. 11d auf die Bodenplatte und verblendet es mit feinem, trockenem Torfmull, Heusamen usw.

Hierauf schließt man den Kessel oben mit einer großen, flachen Steinplatte, die zum Schutze des Kessels bzw. Eisens gegen Regen und Schnee weit übergreifen und nach der Wetterseite etwas schräg stehen muß. Die Platte wird nun mit einem großen Stein beschwert. Der fertige Steinhaufen hat ein ganz unauffälliges Aussehen und verleitet das auf sorgfältig rein zu haltenden Pässen zu ihm gelangende Raubzeug, ohne Bedenken in die Röhre zu kriechen und sich beim Einspringen in den Kessel im Eisen zu fangen. Je größer der Steinhaufen, je länger und gewundener die zwei bis vier Kanäle sind, desto sicherer ist der Erfolg. Innerhalb der Gehöfte kann man Mauersteine zum Bau dieser Kunstbaue verwenden, außerhalb derselben benutzt man dazu besser Feldsteine. Köder braucht man bei dieser Fangmethode nicht, da das Raubzeug den Kessel mit der trockenen, weichen Unterlage als Schlupfwinkel benutzen will. Frost schadet bei diesem Verfahren nicht, da das Tellereisen in dem stets trocken bleibenden Deckmaterial nie einfriert. Es ist gut, auch von diesen Bauen an passenden Stellen möglichst viele anzulegen. Selbstredend müssen alle Baue, in welchen sich fängisch gestellte Tellereisen befinden, jeden Morgen revidiert werden, um unnötige Tierquälereien zu vermeiden.

kupieren s. *abschlagen 6* und *Rebhuhn, Jagd.*

Kuppel s. *Koppel 1.*

Kur, der Anstand oder Ansitz auf Hasen (Hasenkur); Kurzeit, die Zeit, in welcher sich diese Jagdart am besten ausüben läßt.

Kurzfessel, das um die Fänge der Beizvögel geschleifte Riemchen.

Kurzschnabelgans s. *Gänse I, 5.*

Kurzschuß hat bei Büchsen nicht allzu hohe Bedeutung, da er durch Anbringen eines höheren Visiers oder niedrigeren Korns leicht beseitigt werden kann. Bei Flinten ist der Fehler nur durch Hochbiegen der Läufe oder durch Anbringen eines geraderen Schaftes zu verbessern; jedenfalls haben Flinten mit K. bei jagdlichem Anschlag wenig Wert, da das Wild schon an und für sich vielfach unterschossen wird. Der Ausdruck K. wird sehr häufig fälschlich für Hintenwegschießen gebraucht, wenn auf flüchtiges Wild nicht genug vorgehalten worden ist, er gilt aber zu Recht nur für tatsächliches Zukurzschießen, also vor dem Ziel auf- oder unter ihm durchschießen.

kurz suchen (eine kurze Suche haben), vom Hühnerhund, der nicht weiter als etwa 20 bis 60 Schritte vom Jäger entfernt sucht. Im offenen Felde soll der Vorstehhund in der Regel weit und flüchtig suchen, damit das Wild (Rebhühner) möglichst bald gefunden wird. Der weit suchende Hund muß aber unbedingt eine gute Nase haben und fest vorstehen, auch soll seine Suche planmäßig sein. Beim Buschieren und beim freien Verlorensuchen hat der Vorstehhund kurz zu revieren.

Kurzwildbret, die Hoden des eßbaren Haarwildes. Schuß durch das K. hat meist ein schlechtes, widersinniges Geweih (Gehörn) zur Folge; s. *Perücke.* Die Hoden des Haarraubwildes heißen Geilen (Geschröt).

Kusseln s. *Kollerbusch.*

Küstenmeerschwalbe s. *Seeschwalben I, 2.*

Kuttengeier s. *Geier II, 3.*

Kynologie (s. a. *Hund* und *Dressur*), die gesamte Lehre vom Hunde. Sie läßt sich in folgende wichtigste Wissensgebiete zergliedern: 1) Die Anatomie des Hundes, d. h. die Lehre vom Bau des gesunden Körpers. Berücksichtigt sie die kranken Organe, so heißt sie pathologische Anatomie. Sie behandelt das Skelett (bestehend aus Knochen und Gelenken und deren Bändern), die Muskeln (die bewegenden Teile am Knochengerüst), das Verdauungsrohr mit seinen Hilfsorganen, die Luftwege, die Harn- und Geschlechtsorgane, den Kreislaufapparat (Herz, Blutgefäße) mit dem Lymphgefäßsystem, das Nervensystem, die Sinnesorgane. 2) Die Physiologie, d. h. die Lehre von den Lebensvorgängen (z. B. Atmung, Verdauung, Blutkreislauf, Bewegung). 3) Die Entwicklungsgeschichte (Embryologie). 4) Die Geschichte des Hundes (Entstehung der Rassen, Schläge usw.). 5) Die Rassenkunde. 6) Die Züchtungskunde, einschließlich der Lehre vom Körperäußeren, von der Fütterung und Pflege des Hundes. 7) Die Lehre von der Erziehung, die Dressur und die Führung des Hundes. 8) Die Lehre von den Hundekrankheiten.

Es ist eine allgemein anerkannte Forderung, daß die Züchtung der Jagdhunde durch praktische Jäger zu geschehen hat. Andernfalls besteht die Gefahr, daß die jagdliche Brauchbarkeit der Tiere nicht gesteigert, sondern von Generation zu Generation vermindert wird. Um möglichst gleichförmige Hunde zu erhalten und die Zucht rentabel zu machen, hat man vielfach größere Zuchtanstalten angelegt. Solche haben aber, wenigstens was die Zucht von Gebrauchshunden anbetrifft, so erhebliche Schattenseiten, daß vor einer Massenzucht solcher Hunde nicht dringend genug gewarnt werden kann. Die in großen Zuchtanstalten gehaltenen Hunde können jagdlich nicht hinreichend gearbeitet werden; ferner besteht die Gefahr, daß daselbst Räude und andere ansteckende Hautkrankheiten, Staupe und Hundetyphus stationär werden. Diese Mängel des Großbetriebes kommen weniger vor, wenn der Züchter einen Teil seines Zuchtmateriales bei

praktischen Jägern austut. Freilich stößt auch eine solche Einrichtung auf Schwierigkeiten, so daß im allgemeinen an der Regel festzuhalten ist: Züchte Jagdhunde nicht in zu großem Maßstabe und halte nicht mehr Rüden und Hündinnen, als du jagdlich beschäftigen kannst. Um die wünschenswerte Einheitlichkeit der Zucht zu gewährleisten, empfiehlt es sich, daß die Züchter sich zu Vereinen oder Genossenschaften zusammenschließen. Die Aufgaben der jagdkynologischen Vereine sind im wesentlichen folgende: 1) Aufstellung des Zuchtideales, 2) Verbreitung der Kenntnisse über das vorhandene Zuchtmaterial, 3) Gegenseitige Unterstützung der Vereinsmitglieder und Interessenten bei Ausführung der Zucht, 4) Förderung der Lehre von der Hundezucht, 5) Erleichterung des Absatzes der Zuchtprodukte, 6) Führung von Zuchtregistern. Dem Ziele zu 2) dienen u. a. die Prüfungen und die Ausstellungen.

Prüfungswesen. In Betracht kommen namentlich Prüfungen von Erdhunden im Kunstbau, von Teckeln auch in der Schweiß- und Stöberarbeit, von Schweißhunden, von Hühnerhunden und von Gebrauchshunden. Ferner haben sich Jugendsuchen, die den Zweck verfolgen, die Anlagen junger, noch roher Hunde zu ermitteln, als nützlich für die Hebung der Jagdhundzucht erwiesen. Das Richten erfolgt entweder nach freiem Ermessen oder nach Punkten. Letzteres Verfahren bietet den Vorteil, daß der Richter jede Einzelleistung behufs Ermittelung der Gesamtleistungen nach einheitlichen Gesichtspunkten berücksichtigen muß, so daß ein gleichmäßiges, vergleichbares Urteil sicherer zu gewinnen ist, als wenn dem freien subjektiven Ermessen des Preisrichters ein weiter Raum gewährt wird. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß beim Richten nach Punkten dann und wann gewisse Härten nicht vermeidbar sind, und daß die Durchführung dieser Methode sich etwas mühsam gestaltet. Die Prüfung hat sich zu erstrecken auf a) bei Gebrauchshunden: die Schweißarbeit auf Schalenwild (es kann gezeigt werden reine Riemenarbeit, Freisuche mit Totverweisen, Freisuche mit Totverbellen), Verlorenapportieren von Fuchs und Hase oder Kaninchen, Stöbern, Buschieren, Verhalten auf dem Stande beim Treiben, Ablegen, Arbeit auf Raubzeug (Fuchs oder Katze), Feldarbeit, insbesondere Suche, Appell, Nachziehen, Vorstehen, Schußfestigkeit, Hasenreinheit und Benehmen vor abstreichendem Federwild, auf das nicht geschossen ist, Apportieren (auch über Hindernisse), Verlorenapportieren von Federwild. Gerichtet wird nach Punkten. b) bei Schliefen: Einfahren in den Bau, Vorliegen, Lautgeben beim Vorliegen, Schneid; c) bei vielseitig jagdlich gearbeiteten Teckeln ferner: Schweißarbeit wie beim Gebrauchshund, Ablegen, Stöbern; d) bei Schweißhunden: Erziehung und Riemenführigkeit, Benehmen beim Erblicken von Wild, Ablegen, Vorhinsuchen und Fährtenreinheit, Arbeit auf gesunder, kalter Fährte (als außerordentliche Leistung „Widersprung"), Arbeit auf kalter Schweißfährte, Hetze, als außerordentliche Leistung „Bestätigen und Lancieren". Gerichtet wird nach Punkten. — Prüfungen von Jagdhunden werden teils von den Züchtervereinigungen, teils von Prüfungsvereinen vorgenommen. Die meisten von den Vereinen, welche Gebrauchshundprüfungen abhalten, haben sich zu einem Verbande zusammengeschlossen, dessen Hauptaufgabe war, eine einheitliche, den Bedürfnissen der Praxis möglichst nahekommende Prüfungsordnung zu schaffen. Außerdem wird von den beiden bestehenden Verbänden je ein Gebrauchshundstammbuch herausgegeben, in welches die mit einem ersten, zweiten oder dritten Preise ausgezeichneten Hunde kostenfrei eingetragen werden.

Ausstellungswesen. Auch für die Zucht von Arbeitshunden haben die Hundeausstellungen, die sonst im wesentlichen sportlichen Zwecken dienen, eine gewisse Bedeutung. Sie werden erfahrungsgemäß gern von Jägern besucht, und diese können sich hier ein ungefähres Bild davon machen, wie die Jagdhunde, die gewissen, von Vereinen festgelegten Zuchtidealen mehr oder weniger entsprechen, hinsichtlich ihres Körperäußeren sich verhalten. Leider sind die Ausstellungen mit erheblichen Gefahren für die Gesundheit der ausgestellten Tiere verknüpft. Ansteckungen mit Staupe, Räude und anderen Krankheiten kommen oft vor. Zur Einschränkung dieser Gefahren sind folgende Maßnahmen erforderlich: 1) die Standplätze müssen leicht zu reinigen und desinfizierbar sein; 2) sie sind unter tierärztlicher Aufsicht unmittelbar nach jeder Benutzung sachgemäß zu desinfizieren; 3) alle ankommenden Hunde sind außerhalb des Ausstellungsraumes tierärztlich zu untersuchen; kranke und verdächtige Hunde sind zurückzuweisen; auch tagsüber ist der Gesundheitszustand der Tiere sorgfältig zu überwachen; 4) eine Berührung der Hunde miteinander ist zu vermeiden; 5) das Wärterpersonal muß mit frisch gewaschenen, leinenen Mänteln bekleidet sein; 6) die Ausstellungen sollen möglichst nicht länger als einen Tag dauern; 7) die von der Ausstellung nach Hause gekommenen Hunde sind eine Woche hindurch von anderen Hunden abgesondert zu halten.

Das Richten der Hunde erfolgt nach Klassen, weil man nur ähnliche Hunde mit-

einander vergleichen kann. Für deutsche Vorstehhunde sind unter allen Umständen drei Hauptklassen — Kurzhaarige, Langhaarige, Drahthaarige — einzurichten. Innerhalb dieser drei Behaarungsformen noch nach Stämmen (Griffons, Stichelhaar, Weimaraner, Württemberger usw.) Unterscheidungen zu machen, ist nicht zweckmäßig. Dagegen kann man für Hunde, die schon einmal Ausstellungspreise gewonnen haben, Sonderklassen aufstellen, um neues Material heranzuziehen. Junge, unfertige Hunde gehören nicht in eine Ausstellung, weil auch der beste Preisrichter kein genügend sicheres Urteil darüber haben kann, wie die Tiere sich entwickeln werden, vor allen Dingen aber auch, weil die Gesundheit in der Entwickelung begriffener Hunde durch das Ausstellen in besonders hohem Grade gefährdet wird. Für unter einem Jahre alte Hunde kann eine „Jugendklasse" eingerichtet werden. **Teckel** sind gleichfalls nach den drei Behaarungsformen zu trennen. Innerhalb dieser drei Klassen sind die Zwergteckel als Sonderklasse herauszunehmen. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß die Tiere nicht nur im Zustande der Ruhe, sondern auch während der Bewegung am Riemen und in voller Bewegungsfreiheit vorgestellt werden. Im allgemeinen sind kleine, den Leistungsprüfungen vorhergehende Schauen großen Ausstellungen vorzuziehen.

Ein wesentliches Hilfsmittel für Züchter sind ferner die Hundestammbücher. In diese sollen diejenigen Hunde eingetragen werden, die dem einheitlichen Zuchtideale im wesentlichen entsprechen. Die angemeldeten Tiere müssen einer sorgfältigen Untersuchung durch sachkundige Vertrauensmänner unterzogen werden. Der Befund ist unter Hervorhebung etwa vorhandener Mängel gewissenhaft zu registrieren. Ferner dürfen Angaben über die Abstammung nicht fehlen. Von erheblichem Nutzen ist die Beigabe naturgetreuer Bilder. Der Wert der Stammbücher wird sehr erheblich erhöht, wenn sie zuverlässige Mitteilungen über die jagdlichen Anlagen der Hunde enthalten. Hundestammbücher, die Hunden ohne Prüfung ihres Körperäußeren offen stehen, sind für den Jagdhundzüchter wertlos. Näheres s. *Stammbücher*.

Literatur: Ströse, Unsere Hunde, Bd. I Form und Leben des Hundes, Bd. II Zucht und Pflege des Hundes; Strebel, Die deutschen Hunde; Vero Shaw, Das illustrierte Buch vom Hunde; Beckmann, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes; Krichler-Knapp, Die Hunderassen; Hoffmann, Das Buch vom gesunden und kranken Hunde; Ilgner, Der Hundesport, Bd. I Geschichte, Zucht, Dressur, Ausstellungswesen; Bd. II Die Rassen des Hundes; der Dachshund.

L.

v. Laber, Hadamar, deutscher Dichter, lebte etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. besonders in der Umgebung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, dessen Rat er 1354 wurde (s. *Jagdliteratur*).

Lachmeerschwalbe s. *Seeschwalben I, 5.*

Lachmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Lachse (Salmonidae) gehören zu den Edelfischen (Physostomi). Knochenfische mit meist mäßig seitlich zusammengedrücktem, schlankem und gewöhnlich beschupptem Körper. Kopf schuppenlos, ohne Bartfäden. Hinter der Rückenflosse eine kleine, knochenstrahlenlose Fettflosse. Zahlreiche Zähne. Von sehr hoher wirtschaftlicher Bedeutung. Vier Gattungen bei uns.

1. Gattung: Trutta;

langes Pflugscharbein, dessen Stiel ebenfalls mit Zähnen besetzt ist; großes Maul.

1. **Lachs**, Salm (Trutta salar L.). Rücken blaugrau; Seiten silbrig mit einzelnen schwarzen Flecken; Bauch silberweiß; Flossen dunkelgrau. Junge Lachse zeigen dunkle Querbinden auf den Seiten. Wird bis zu 1,5 m lang und 30 kg schwer. In allen mit den nördlichen europäischen Meeren zusammenhängenden Flußläufen; fehlt im Mittelmeer und dessen Stromgebieten. Wandert im Frühjahr und Sommer aus dem Meere in die Quellflüsse und laicht dort von Oktober bis März, worauf er völlig erschöpft wieder ins Meer zurückkehrt. Die 5 bis 6 mm großen Eier werden in aufgeworfenen Kiesgruben in Bächen abgelegt; die Jungfische (Salmlinge) bleiben das erste Lebensjahr im Süßwasser und wandern dann ins Meer, wo sie bis zur Geschlechtsreife verbleiben. Nahrung besteht aus Insektenlarven, Würmern, Fischen, Krebstieren und Luftinsekten. Das Fleisch der aufsteigenden Lachse steht hoch im Preise, das der nach der Laichzeit zu Tal ziehenden ist minderwertig. Als Wanderfisch, der sein schnellstes Wachstum im Meere erfährt, natürlich nicht zur Besetzung der geschlossenen Gewässer geeignet. Seine durch Verunreinigung usw. der Gewässer bedingte Verminderung läßt es auf dem europäischen Festland nicht zur Ausübung des Angelsports

auf ihn kommen, er wird nur spärlich noch in den deutschen Gewässern mit dem einwandigen Lachsnetz gefangen. In England und Island ist die Spinnfischerei auf den L. ein hinsichtlich der Pachtpreise und des Vergnügens königlicher Sport.

2. Meer-, Lachsforelle (Trutta trutta L.). Sehr ähnlich dem vorigen, Körper gedrungener; Schwanzflosse gerade abgeschnitten. Wird bis 0,8 m lang und 12 kg schwer. Dasselbe Verbreitungsgebiet wie der Lachs, steigt aber die Flüsse nicht so hoch hinauf. Der Fisch wird sehr häufig mit dem Lachs verwechselt, dem er hinsichtlich seiner Lebensweise sehr ähnelt; in wirtschaftlicher Hinsicht ist er wegen größerer Seltenheit geringer einzuschätzen.

3. Seeforelle, Rheinanke (Trutta lacustris); lebt in den tieferen Seen der Alpen und Voralpen, fehlt aber in Norddeutschland. In seinem Wohngebiet für die Fischerei von erheblicher Bedeutung, zeigt der Fisch keine wesentlichen Abweichungen von den beiden vorgenannten.

4. Bachforelle (Trutta fario L.). Körper gestreckt, vielfach nahezu zylindrisch; Rücken grünlich bis olivengrün, Seiten gelbgrün mit umrandeten roten und schwarzen Flecken, Bauch messinggelb. Jungfische besitzen auf den Seiten dunkle Querbänder. Wird gegen 60 cm lang und bis zu 5 kg schwer. Liebt kühles, klares Wasser und ist daher vornehmlich in den Quellbächen und kälteren Seen Europas heimisch. Die B. steigt im Herbst in die Quellbäche und laicht dort von Oktober bis Februar in Kiesgruben bis etwa 2000 gegen 5 mm große Eier. Im März oder April schlüpfen die Jungen aus; das Wachstum ist bei der in Quellbächen meist vorhandenen Nahrungsarmut ein langsames. Die Nahrung besteht aus Krebstieren, Würmern, Insektenlarven, Schnecken und Fischen, wozu noch die im Sprunge erhaschten Fluginsekten kommen. Bei der Vorzüglichkeit ihres festen Fleisches ist die B. ein hochgeschätzter Speisefisch, der in Teichen und Bächen gezüchtet und vielfach auch gefüttert wird. Bei ihr wie den schon genannten Lachsarten feiert die künstliche Befruchtung ihre höchsten Triumphe, sie ist für die B. geradezu ein bedeutsamer wirtschaftlicher Faktor geworden. Man streicht hierzu der weiblichen geschlechtsreifen Forelle unter leichtem Druck die Eier in eine reine Schüssel ohne Wasser, bringt darüber die Milch des Männchens in derselben Weise, gießt vorsichtig Wasser auf und rührt mit einer Federfahne um. Nach einer halben Stunde ruhigen Stehens werden die nunmehr befruchteten Eier auf flache Rahmen im Bruthause verbracht, wo sie bei stetem Zufluß reinen, sauerstoffreichen Wassers von nicht zu hoher Temperatur nach etwa 6 Wochen ausschlüpfen. Die Jungfische werden dann kurz vor dem Verschwinden des Dottersackes ausgesetzt oder noch einige Wochen mit geriebener Milz usw. künstlich ernährt, um dann in das Wohngewässer überführt zu werden. Beabsichtigt man, geeignete fischarme Gewässer mit Forellen zu besetzen, so eignen sich hierzu die widerstandsfähigeren und größeren Satzforellen besser als die sog. Brut, die zum größten Teile ihren natürlichen Feinden zum Opfer fällt. Der Fang der Forelle erfolgt in Stellnetzen, Reusen; äußerst beliebt ist die Verwendung der Spinnangel mit künstlicher Fliege und der Schleppangel mit Regenwürmern.

Literatur: B. Dießner, Die künstliche Zucht der Forelle, 2. Aufl.

5. Regenbogenforelle (Trutta iridea Gibb.), erst seit 1880 aus Amerika eingeführt. Rücken bleigrau, auf den Seiten ein rötliches, in Regenbogenfarben schillerndes, nicht scharf begrenztes Band. Erreicht Gewicht und Größe der Bachforelle, zieht aber wärmere Gewässer vor und bildet daher einen guten Beisatzfisch für Karpfenteiche. Laichzeit im zeitigen Frühjahr; Wachstum rascher. Nahrung wie bei der Bachforelle angegeben. Das Fleisch ist wertvoll, doch besteht vielerorten ein nicht berechtigtes Vorurteil dagegen. Ihre Raschwüchsigkeit und größere Widerstandsfähigkeit gegen geringe Wasserverunreinigungen geben der R. namentlich im Flachland ein Übergewicht über die Bachforelle. Fangarten wie bei dieser angegeben.

II. Gattung: Salmo;

besitzt kurzes Pflugscharbein mit zahnlosem Stiel.

1. Huchen, Rotfisch (Salmo hucho L.). Rücken grau; Seiten heller mit kleinen, schwarzen Flecken und vielfach rötlichem Schein; Bauch silberweiß; Flossen schmutziggrau. Fettflosse groß. Wird bis 2 m lang und 40 kg schwer. Heimisch ausschließlich im Donaugebiet. Laicht im zeitigen Frühjahr in kleineren Zuflüssen der Donau; Wachstum bei reichlicher Nahrung stark. Diese besteht wie bei allen hier genannten Lachsarten aus Fischen und niederen Wassertieren, mit dem zunehmenden Wachstum beschränkt sie sich mehr oder weniger auf erstere. Fleisch besonders mittelgroßer H. geschätzt. Fangarten wie beim Lachs angegeben.

2. Saibling, Ritter (Salmo salvelinus L.). Rücken dunkelblaugrau, Seiten mit kleinen, weißlichen und blaßroten Flecken, Bauch in der Laichzeit orangerot. Vorderränder der paarigen Flossen milchweiß. Länge bis zu etwa 50 cm. Lebt in der Tiefe der Alpenseen. Laicht vom Oktober bis Januar

in flachen Bächen mit Kiesgrund; Vermehrung nicht sehr stark. Raubfisch nach Art des vorgenannten, der, obgleich sein Fleisch sehr wertvoll ist, infolge seines beschränkten Vorkommens nur untergeordnete wirtschaftliche Bedeutung besitzt.

3. Bachsaibling (Salmo fontinalis Mitch.). 1884 aus Amerika eingeführt, vertritt den vorigen in den Quellbächen des Flachlandes und ist somit Konkurrent der Bachforelle. Rücken braun oder olivgrün marmoriert, Flossen rötlich, sonst wie der vorige gefärbt. Der B. laicht ebenfalls im Winter und unterscheidet sich in der Art der Fortpflanzung und Ernährung kaum von den übrigen Lachsfischen. Wachstum rasch, was ihn gegenüber der Bachforelle in Vorteil setzt. Das Fleisch wird mit Recht hochgeschätzt, auch als Angelfisch (für Spinnfischerei) ist der B. beliebt. Ob sich aber sein Einsatz in Forellenbäche und damit seine stärkere Verbreitung in Deutschland empfiehlt, erscheint fraglich. Derlei Versuche führen stets die Gefahr mit sich, daß man den heimischen Fischbestand schädigt, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, was bei der Unkenntnis der durch die Anpassung bedingten Lebensänderungen einleuchten dürfte.

III. Gattung: Thymallus;
schlanke Fische mit kleinem Maul und recht langer Rückenflosse.

1. Äsche (Thymallus vulgaris Nilss.). Färbung sehr wandelbar, Rücken meist olivenbraun, Seiten heller mit dunklen Flecken, Bauch silberglänzend. Rückenflosse mit 3 bis 4 Fleckenbinden, zur Laichzeit violett. Wird bis 50 cm lang; lebt unterhalb der Forellenregion in tieferen, raschfließenden Gewässern mit hartem Grunde. Nord- und Mitteleuropa. Laicht im zeitigen Frühjahr am Aufenthaltsort und lebt von Insekten usw., kleinen Fischen und Fischlaich. Das Fleisch ist ausgezeichnet; leider verschwindet aber dieser schöne Fisch mit der zunehmenden Verunreinigung der Mittelläufe unserer kleineren Flüsse immer mehr, was sehr zu bedauern ist, um so mehr als die künstliche Befruchtung nur selten gelingt. Fang mit der Spinnangel und künstlicher Fliege dankbar.

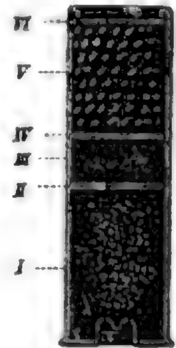
IV. Gattung: Coregonus;
die hierher gehörenden Fische sind mit einziger Ausnahme des Schnäpels ausgesprochene Tiefenfische größerer Seen, kommen daher hier kaum in Frage. Nur der Vollständigkeit wegen seien ihre Namen angeführt:

1. Kl. Maräne (C. albula L.); Landseen der Ostseeküste; 2) gr. Maräne, Sandfelchen (C. maraena Bl.), wie 1; 3) Gangfisch (C. macrophthalmus Nüssl.), Bodensee; 4) Kilch, Kröpfling (C. acronius Rapp.), Boden-, Ammer- und Walchensee; 5) Blaufelchen (C. wartmanni Bloch), Bodensee; 6) Schnäpel (C. oxyrhynchus L.), Nord- und westliche Ostsee, wandert zum Laichen in den Unterlauf der Ströme. — Für die betreffenden Gebiete sind die Coregonen von hoher wirtschaftlicher Bedeutung.

Lachsforelle s. *Lachse 1, 2.*

laden, ein Gewehr durch Einführen von Patronen schußfertig machen; l. der Patronen s. *Ladeweise.*

Ladeweise 1) der Büchsenpatronen. Nach dem Einsetzen des Zündhütchens schüttet man die bei Schwarzpulver abgemessene, bei rauchlosem Blättchenpulver abgewogene Ladung in die Hülse. Füllt bei letzterem die Ladung die Hülse nur ½ bis $^2/_3$ aus, so legt man sie durch einen Wattebausch fest. Dann setzt man das — bei Bleigeschossen gefettete — Geschoß ein. Um letzteres immer gleich tief einzusetzen, benutzt man am besten einen Kugelsetzer. 2) L. der Schrotpatronen. Auf das Pulver kommt entweder ein beiderseitig beklebter Expreßpfropfen oder ein Teerblättchen, dann ein gefetteter Filzpfropfen, hierauf ein Kartonblättchen. Dann füllt man die Schrotladung ein, setzt das Schlußscheibchen auf und rändelt die Patrone. Zum Niederdrücken des Pfropfens bedient man sich eines sog. Pfropfenpressers — auch Ladeholz genannt. Das Rändeln wird mit einer besonderen kleinen Maschine besorgt, die in jedem Waffengeschäft erhältlich ist (s. *Rändelung*).



Schrotpatrone mit Schwarzpulver (I Pulver, II Teerblättchen, III Fettfilzpfropfen, IV Pappblättchen, V Schrot, VI Schlußblättchen.

Ladungslockerung. Durch das Abschießen des rechten Laufes lockert sich die Rändelung der Patrone des linken Laufes. Es empfiehlt sich daher, nach Abschießen des rechten Laufes die im linken steckende Patrone in jenen zu schieben und in den linken Lauf eine frische Patrone einzuführen.

Ladungsverhältnis (Ladungskoeffizient), das Verhältnis der Pulverladung zum Geschoßgewicht. Für Schwarzpulverschrotpatronen ist das günstigste Ladungsverhältnis 1 : 6, d. h. für Kal. 16 z. B. 5 g Pulver und 30 g Schrot. Für Scheibenbüchsen wird gewöhnlich das Verhältnis 1 : 5 eingehalten. Das gleiche Verhältnis bestand z. B. auch bei den Militärgewehren vor Einführung des rauchlosen Pulvers. Schwarzpulverexpreßbüchsen haben Ladungskoeffizienten von etwa 1 : 3. Je geringer das auf 1 g Pulver entfallende Geschoßgewicht ist, desto höher ist die

Fluggeschwindigkeit des Geschosses. Bei dem verschiedenen spezifischen Gewicht der rauchlosen Pulver läßt sich aus dem Ladungsverhältnis ein Schluß auf die Fluggeschwindigkeit der Geschoßvorlage nicht ziehen.

Lage des Gewehrs s. *liegen 3.*

Lager s. *Bett.*

Lagerschnepfe, die bei uns überwinternde Waldschnepfe.

lähmen, einem Vogel ein oder beide Vordergelenke der Flügel oder die äußerste Spitze des Flügels samt dem Ende des Knochens abschlagen, wonach er sich nicht mehr heben oder doch nur einige Schritte flattern kann. Dieser Operation werden fast alle frei umherlaufenden Vögel in zoologischen Gärten unterworfen.

Laika, eine in Rußland in verschiedenen Varietäten weit verbreitete Hunderasse von mittlerer Größe. Kopf ziemlich flach, Fang zugespitzt, Ohren stehend, Rute geringelt und über die Kruppe getragen, Farbe verschieden. Früher zur Bärenjagd, gegenwärtig vielfach zum Bracieren gebraucht.

Lake (Schlenke), bruchartige, sumpfige Verflachungen, die bald kesselartig, bald gewunden verlaufen und nach den darauf vorkommenden Holzarten benannt werden (Birkenschlenke, Erlenschlenke, Rohrlake).

Lämmergeier s. *Geier I, 1.*

Lampe, scherzhafte Bezeichnung des Hasen.

Lamprete s. *Neunaugen I, 1.*

Lancaster (spr. länkester), Charles, englischer Büchsenmacher, der 1852 das nach ihm benannte Hinterladegewehr mit Zentralzündung baute. Bisweilen nennt man Zentralfeuerpatronen zum Unterschiede von den ebenfalls zentrale Zündung besitzenden Teschnerpatronen L.-patronen.

lancieren, einen Hirsch, der parforce gejagt werden soll, durch besonders zuverlässige Hunde aus der Meute oder mit dem Leithund anjagen, damit er sich vom anderen Wilde trennt. Der Distrikt, wo die Lancierhunde gelöst werden, wird von den Reitern so umstellt, daß der Hirsch ungesehen nicht durchkommen kann. Neuerdings fängt man den zu jagenden Hirsch (oder Keiler) vorher ein und fährt ihn in einem Kasten an den Ort, wo die Jagd angelegt werden soll. Wenn man einen Forstort, in dem ein Hirsch bestätigt ist, mit Schützen umstellt und mit einem leithundsmäßig gearbeiteten Schweißhunde auf der Fährte des Hirsches so lange nachhängt, bis er auswechselt, so nennt man das: den Hirsch l.

Lancierhund, ein Hund, der zum *Lancieren* geeignet ist und verwandt wird, also ein Leit- und Schweißhund; bei der früheren Parforcejagd auch ein Meutehund.

Landhirsch, ein Hirsch aus der Ebene, im Gegensatze zum *Berghirsch,* dem Bewohner des Waldgebirges.

lang (sich l. machen, l. Hals oder Kragen machen), wenn das Federwild, besonders der Auerhahn, sich reckt und mißtrauisch äugt.

Langfessel, der etwa 1 m lange Riemen, mit welchem die Beizvögel an der Sitzstange usw. befestigt werden.

Langgeschosse, die allgemein für gezogene Waffen verwendeten Einzelgeschosse zum Unterschied von Kugeln (Rundgeschossen).

Langschnabel (Vogel mit dem langen Gesicht), die Waldschnepfe.

Langschwanz s. *Enten II, 7.*

Lappen s. *Jagdlappen.*

Lappenfuß, grauer, s. *Wassertreter 1.*

Lappenstangen, Stangen, auf welche die Lappen gehängt werden.

Lappentaucher s. *Taucher I.*

Lappjagen (Lappjagd), Treibjagd mit Zuhilfenahme der Lappen (s. *Jagdlappen.*)

Lapplandseule s. *Eulen II, 8.*

Lappstatt, der mit Lappen umstellte Distrikt.

Lariden s. *Möwenartige Vögel.*

laß s. *aus.*

Laßreidel s. *Altersklasse 1.*

Lateiner (lateinischer Schütze), scherzhafte Bezeichnung eines mit der Jagd wenig vertrauten Schützen, auf den die Jäger spöttisch herabzusehen pflegen. Da man in früheren Zeiten mit dem Begriff eines Gelehrten den der Unbeholfenheit in praktischen Dingen gern verband, so mag solcher Herr auch den Anlaß zu dieser Bezeichnung gegeben haben. Heute ist der Ausdruck Sonntagsjäger gebräuchlicher.

Laterne (Hühnersack), ein Sack oder Netz mit steifem, durchlöchertem Boden, in denen man Feldhühner oder Fasanen ins Feld hinaustrug und aus Remise oder Buschwerk nach und nach abstreichen ließ, um sie von den Schützen schießen zu lassen. Es war dies ein Kunstgriff, um Jagdherren oder Gästen ein Jagdvergnügen auf Revieren zu bereiten, in denen Flugwild nur spärlich vorhanden war.

Latschen s. *Ruder.*

Laubböcke, sehr starke, allein stehende Gemsböcke. Der Name stammt daher, weil diese Böcke mit Vorliebe nicht in der alpinen, sondern in der Waldregion, in den Latschen (Latschbock) stehen.

Laubheu ist eine große Hilfe für den Wildheger. Es ist ein hervorragend gehaltvolles Futter, liefert große Mengen billiger Äsung und entlastet den Heu-, Körner- und Hackfruchtvorrat. Es wird von fast allen Laubbäumen und -sträuchern in Remisen, Alleen, Parks, Schonungen, Baumschulen usw. ge-

wonnen. Am gehaltvollsten und schmackhaftesten ist das Laubheu von Eichen, Himbeeren, Linden, Roßkastanien, Ulmen, Eschen, Erlen und Hainbuchen. An erster Stelle kommt wohl der Hirsch- oder Traubenholunder in Betracht, der jedoch nicht überall wächst. Himbeeren werden oft mit der Sense oder Sichel gemäht. Im Herbste wird das abfallende Laub der Roßkastanie zusammengerecht und sandfrei aufgehäuft. In manchen Ländern schätzt man das Laub des Maulbeerbaumes (Morus alba), das grün oder getrocknet selbst noch im Herbste geworben wird. In Frankreich wird auch viel Weinlaub verwandt. Es ist Wert darauf zu legen, daß auch junge Triebe und ältere Rinde wegen des hohen Gehaltes an Nährstoffen und Gerbsäure mitgereicht werden. Laubheu muß gesund und ohne Schimmelbildung sein, die nur bei schlechter Werbung und Aufbewahrung eintritt. In nassen Jahren ist Blätterheu ein vollkommenes Heilmittel zur Erhaltung ganzer Wildstände; bei Mißernten unentbehrlich für den Heger. Es zeitigt guten Kopfschmuck beim Wilde, mäßigt das Schälen und Verbeißen, ist ein Schutz gegen Parasiten beim Schalenwilde und läßt den Leberegel weniger häufig auftreten. Es ist an Kalk und Phosphorsäure besonders reich und wertvoller als gewöhnliches Waldheu; manchmal noch wichtiger als bestes Heu. Nach den Tharandter Analysen hatte Eichenreisig anfangs Juni einen Gehalt von 18,36 % Reinprotein, 0,565 % Phosphorsäure und 0,889 % Kalk. Juniheu aus dem Tharandter Forstrevier hatte folgende Prozentsätze: 6,98 bzw. 0,284 bzw. 0,179. Das Laubheu muß geerntet werden, wenn es den höchsten Nährwert hat, was Ende Mai der Fall ist. In vielen Gegenden ist es aber auch noch später, bis Ende Juli, erntewürdig. Damit sich die Werbung lohnt, müssen die Triebe lang und die Blätter entwickelt sein. Die abgeschnittenen Zweige werden mit Weidenruten zu Bündeln zusammengefaßt, häufig umgeschichtet und in mäßigem Schatten getrocknet. Man bringt das Laubheu in der Nähe der Wildäcker und Fütterungen in leichten Schuppen unter. Man reicht es dem Wilde in Raufen, an Zwiesel-Stämmen, an Ästen oder Nadelholzstämmen 1 m hoch angebunden oder am Boden zerstreut unter schirmigen Nadelbäumen.

Laubhölzer. Eiche (Quercus). Verschiedene Arten. Die Eichel ist eine der gehaltvollsten und wohlschmeckendsten Früchte für das Schalenwild und manches Flugwild. Freistehende Eichen geben die reichlichste Mast. Daher muß man einzelne Eichen an Wegrändern, Wiesen- und Waldsäumen, in Alleen und Parks anpflanzen und auf Schlagflächen stehen lassen. In guten Mastjahren werden Eicheln für die Winterfütterung gesammelt und auf Böden, in Scheunen, Kellern und Mieten aufbewahrt. Man reicht sie dem Wilde allein in Krippen oder mit Hafer, Salz, Wildleckpulver, präzipitiertem, phosphorsaurem Kalk u. dgl. gemengt. Wildenten und Wildtauben lassen sich durch Eicheln, Hafer, Gerste, Malz leicht ankörnen und an gewisse Stellen gewöhnen. Die Stockausschläge, Loden, das Reisig geschlagener Eichen, Rinde, Triebe und Knospen sind reich an Kalk und Phosphorsäure. Alles Wild äst sie gern und mit großem Nutzen. Eichenlaub kommt für die Laubheugewinnung in erster Linie mit in Frage. Die amerikanische Roteiche (Quercus rubra) wird wegen ihrer Schnellwüchsigkeit und ihrer Belaubung dem Wildheger besonders empfohlen.

Aspe, Espe (Populus tremula). Ihr Wert für die Wildhege steht außer Frage. Bei starkem Wildstande und wenig Äsung im Winter ist sie manchmal die letzte Rettung. Alles Schalenwild, außer Sauen, nimmt von gefällten Weichhölzern (Proßholz) stets zuerst die Aspe. Dasselbe gilt vom Hasen. Elchwild hält sich in Ostpreußen bei Aspenäsung im Winter gut bei Wildbret. Wurzelschößlinge, weniger verholzte Triebe, Rinde und Knospen werden mit Vorliebe geäst. In schneereichen Wintern mit häufigem Wechsel von Tauwetter treten unter dem Wilde oft schwere Verdauungsstörungen ein. Dann sind Aspen und andere Weichhölzer wegen ihres Reichtums an Gerbsäure wichtige Heilmittel. Das Futterlaub aller Pappelarten ist für die Winterfütterung sehr wichtig und meistens besser und bekömmlicher, namentlich den Rehen, als gutes Wiesenheu. In Nadelholzforsten ist der gruppenweise Einbau und die stammweise Mischung sowohl von Aspen als auch von Birken zu empfehlen.

Schwarzpappel (Populus nigra) hat dieselbe Bedeutung wie die Aspe. Unter Umständen ist sie als Träger der schmarotzenden Mistel (Viscum album) noch wertvoller. Kanadische Pappel (Populus canadensis). Ihr gebührt die erste Stelle unter ihren Gattungsgenossen; anspruchslos, schnellwüchsig, größter Ertrag an Proßholz (Kopfholz), zum Schälen für das Wild und Laub zur Heugewinnung.

Weidenarten. Weiß- oder Silberweide (Salix alba) und Bachweide (S. helix) dienen zur Einfassung von Gewässern. Sie sind durch Setzstangen leicht zu vermehren, haben große Lebenszähigkeit und eine fast unbeschränkte Reproduktionskraft junger Triebe. Letztere sind für den Heger von großer Wichtigkeit, da sie vom Schalenwilde und Hasen sehr gern genommen werden und im Winter das Wild gesund erhalten.

Eine ähnliche Bedeutung haben auch die verschiedenen Korbweidenarten, die als Uferdeckung, zur Bepflanzung kahler Moore, einzelner Brücher und Weidenheger, sowie zur Anlage von Schutzzäunen beträchtliche Dienste leisten. Namentlich kommen sie bei der Elchwildhege in Frage.

Falsche Akazie (Robinia pseudacacia) ist ein Baum für leichten Boden, der Nässe nicht gut verträgt und gegen strenge Winterfröste und späte Nachtfröste im Frühjahr empfindlich ist. Hase, Kaninchen und Schalenwild äsen Rinde und junge Schößlinge.

Apfelbaum (Pirus malus) und

Birnbaum (P. communis) sind die wichtigsten apfelfrüchtigen Holzarten unter dem Wildobst; ersterer liebt mehr nasse, letzterer mehr trockene Böden. Beide sind sehr anspruchslos, haben aber leider nur langsames Wachstum und werden daher in Beständen leicht von anderen Laubholzarten unterdrückt. Einzelnstehende, alte Bäume muß man schützen. Vielfach trifft man die Buschform an; Anpflanzungen empfehlen sich an Abhängen, in Schluchten, Mergelgruben und besonderen Remisen. Das Wildobst hat nahrhafte, gut bekömmliche Früchte, die eine Anziehung für Schalenwild, Hasen, Birkwild und Fasanen sind. Die Sprößlinge sind im Winter zur Erhaltung der Wildbahn von höchster Bedeutung. In guten Obstjahren muß man einen Teil der Früchte für die Winterfütterung sammeln. Man reicht sie roh oder gedämpft mit Kartoffeln, Rüben usw. und ebenfalls mit Hafer, Malz, Salz und Wildleckpulver.

Vogelbeeren, Ebereschen (Sorbus aucuparia) geben in ihren Früchten ein vorzügliches Äsungsmittel für Herbst und Winter ab, das von Wild und vielen Vögeln, besonders auch von Drosseln, sehr begehrt wird. Die Beerenbüschel werden in lagenweiser Abwechselung mit trockenem Sand aufbewahrt. Sie sind Leckerbissen für alles Schalenwild, besonders auch für den Elch, sowie für Birk- und Haselwild. Sie gedeihen sehr gut an Weg- und Holzrändern und an den Säumen der Kulturen und Wildäcker. In lichten Hochwäldern bilden sie mit das Unterholz. Die frischen Beerenzweige dienen als Lockmittel im Beete des Kramtsvogelherdes, das vornehmlich allerdings aus beerentragendem Wacholdergezweige besteht. Wild äst auch die Triebe und Blätter.

Rotbuche (Fagus silvatica) ist ein wichtiger, gute Äsung spendender Baum. Besonders wertvoll sind alte, masttragende Buchen. Bucheckern müssen in Mastjahren für die Winterfütterung des Schalenwildes aufbewahrt werden. Auch Flugwild nimmt die Samen gern. — Hain- oder Weißbuche (Carpinus betulus) liefert in ihren außerordentlich zähen, lange ausdauernden und an Loden sehr reichen Stöcken eine wertvolle Beihilfe zur Ernährung des Wildes, das sowohl alle grünen Bestandteile als auch das Laubheu dieser Pflanze schätzt.

Esche (Fraxinus excelsior) ist eine vom Elchwild bevorzugte Äsungspflanze. Rinde, Knospen, Triebe und Blätter werden von ihm, dem Rotwilde und anderem Schalenwilde zu allen Zeiten gern genommen, ebenso das Laubheu von ihr. Der Anbau der Esche zur Wildhege kann nur empfohlen werden.

Ahorn (Acer). Die drei einheimischen Arten haben für die Laubheugewinnung Bedeutung.

Roßkastanie (Aesculus hippocastanum) ist für die Wildbahn unter Umständen noch wertvoller als die Eiche; größere Schnellwüchsigkeit, sicherer Fruchtertrag, ungemein ertragreich, genügsam, widerstandsfähig. Sie ist der nutzbarste Baum in Parks, an Waldrändern, Straßen, Teichufern, Eisenbahnschutzstreifen und als Mischling in Laubholzgruppen. Das Schalenwild ist begierig auf die Früchte, die einzeln aufgenommen werden müssen, da sie, in Menge geäst, durch ihren sehr hohen Stärkegehalt den Magen schädlich belasten. Als Beifutter gibt man Rauhfutter und namentlich Kochsalz. Die Kastanien müssen ähnlich wie die Eicheln trocken und luftig aufbewahrt werden, da sie sonst leicht schimmeln und wertlos werden. Das abgefallene, welke Laub der Roßkastanie wird im Spätherbst und Winter sehr gern von Rehen geäst und ist daher für die Winterfütterung sandfrei zu werben.

Lauf. 1) Die Bezeichnung für Bein und Fuß bei dem meisten Haarwild; beim Bär sagt man Branken; bei allem zur hohen Jagd gehörigen Federwild Füße; bei den Sumpfvögeln Ständer; bei den Hühnervögeln der Niederjagd, den Tauben usw. Ständer oder Tritte; bei den Schwimmvögeln Latschen oder Ruder; bei den Raubvögeln Fänge, auch Griffe; bei den edlen Jagdfalken Hände. 2) Der freie Platz, auf den bei eingestellten Jagen das Wild aus den Kammern getrieben und von den Schirmen aus geschossen wird. Ist dem L. gegenüber noch eine Kammer, in welche das Wild flüchtet, aber von Hunden oder Treibern wieder zurückgetrieben wird, so daß es von einer Kammer zur anderen hin und her über den Lauf muß, so nennt man dies einen Kontralauf. 3) (Gewehrlauf, Rohr), der Hauptteil am Gewehre, welcher die Ladung aufnimmt und dem Geschosse die Richtung gibt.

Laufabmessungen, die Wandstärken und Innenmaße der Laufseele (Laufbohrung) des Gewehres.

Laufbohrung (Seele), die innere Höhlung des Gewehrlaufes. Sie enthält im hinteren Teile das Patronenlager; der eigentliche Lauf ist bei Büchsen gezogen, d. h. mit Zügen und Feldern versehen, bei Flinten glatt. Bei letzteren unterscheidet man *Zylinder-* und *Würgebohrung*.

Laufdohne, ein in den Boden gesteckter Holzbügel mit Pferdehaarschlingen, um laufende Vögel zu fangen; ihre Anwendung ist gesetzlich verboten.

laufen, nur vom eßbaren Wilde der Niederjagd (Hasen, Kaninchen) und dem dazu gehörigen Raubzeug sowie vom Federwilde gebraucht, obgleich auch andere Ausdrücke zur Anwendung kommen, die bei den verschiedenen Arten angegeben sind.

Läuferfalke s. *Wespenweihe*.

Lauffeuer s. *Waldbrände*.

Laufhund s. *Bracke*. Schweizer L., zum Brackieren gebrauchter, etwa 38 bis 54 cm hoher, stämmig gebauter Hund mit breitem, sehr wenig gewölbtem Oberkopf, deutlicher Furche zwischen den Augen, halblanger, nicht zu schmaler Schnauze, ohne Lefzen. Behang mäßig lang, Hals kurz, kräftig, steil getragen, tiefe und breite Brust, mittellange, nicht tief angesetzte, starke, unten gröber und länger behaarte Rute, kräftige Läufe. Haar glatt und sehr dicht, verhältnismäßig kurz, derb und länger über Rücken und Bauch. Grundfarbe weiß mit großen, orangefarbenen, gelben oder braunen Platten. Jagt an Hasen, auch an Fuchs, Schwarz- und Rehwild. Ausgezeichneter Finder und Fährtenhalter im schwierigsten Gelände. Man unterscheidet Aargauer L. oder Jurahund (der schwarze Schlag), dreifarbigen Berner L., Luzerner L. und gewöhnlichen Schweizer L.

läufig s. *Laufzeit*.

Laufkaliber s. *Kaliber*.

lauflahm ist ein Stück Wild, dem ein Lauf so stark verletzt ist, daß es lahm geht.

Laufschiene s. *Hohlschiene*.

Laufschuß, ein Schuß auf den Lauf eines Wildes, und zwar denkt man hierbei meist an einen Kugelschuß auf hohes Haarwild. Der L. gehört zu den schlechtesten Schüssen, das Stück schweißt wenig, entkommt oft und fällt zu Holze, wenn nicht sogleich ein schneller, scharfer Hund zur Stelle ist. Stellt dieser es, so muß sich der Jäger sehr vorsichtig anschleichen, weil das kranke Stück trotz Hund und Schmerzen sehr scharf sichert. Nur am späten Abend darf man nicht hetzen, weil man nicht wissen kann, wie lange die Jagd dauert. L. müßten mit Strafe belegt werden.

Laufsprengungen können ihre Ursache in zu hohem Gasdruck, Hindernissen im Lauf, zu geringer Wandstärke oder fehlerhaftem Material haben. Im ersteren Falle erfolgt die Sprengung im Patronenlager, sonst dort, wo sich das Hindernis bzw. die fehlerhafte Stelle befindet. Gutachten über die Ursache von L. erteilt die Versuchsstation Neumannswalde-Neudamm.

Lauftuch s. *Rolltuch*.

Laufzeit, die Zeit, während deren eine Hündin l ä u f i g, h i t z i g oder h e i ß ist. In der Regel tritt die Hitze im 8. oder 9. Monat zum erstenmal auf, in seltenen Fällen schon im 7. Monat. Von da an wiederholt sich die Erscheinung meist zweimal im Jahre, gewöhnlich im Frühjahr und Herbst. Die Hitze dauert durchschnittlich 4 Wochen. Ihre Bedeutung ist die, daß geschlechtsreife Eier sich aus dem Eierstocke loslösen. Die Eier gelangen durch den Eileiter in die Gebärmutter, wo die Befruchtung erfolgt. Der Eintritt der Hitze gibt sich zunächst zu erkennen in Schwellung und Rötung der Schnalle (äußeren Geschlechtsteile). Dabei kommt es zu einer meist unerheblichen Blutung aus der Schnalle. Dieses F ä r b e n der Hündin dauert gewöhnlich etwa 14 Tage. Nachdem es aufgehört hat, pflegt die Hündin den Rüden anzunehmen. Wurde die Hündin während der Hitze von mehreren Hunden gedeckt, so können die Samenzellen verschiedener Rüden in Eier eindringen, in einem und demselben Wurfe also Welpen von mehreren Vätern gewölft werden. Als Regel muß gelten, daß Vorstehhündinnen nicht eher zur Zucht zugelassen werden sollen, bis sie im wesentlichen körperlich vollentwickelt sind; Hündinnen einer Zwergrasse können früher zur Zucht benutzt werden. Man wird also gewöhnlich die erste Hitze vorübergehen lassen. Die Gesundheit der Hündin wird dadurch, daß sie nicht gedeckt wird, nicht geschädigt.

launisch sind 1) Hunde, wenn sie infolge vergeblichen Suchens die Jagdlust verloren haben. 2) L. ist der Auerhahn, wenn er im Balzen öfters absetzt oder zur Balzzeit manchen Morgen gar nicht balzt. 3) L. ist das Hochwild, wenn es besonders unruhig ist, was bei bevorstehendem stürmischem Wetter oft eintritt.

Lauscher (Luser), die Ohren des hohen, edlen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen. Die Ansichten, ob man beim edlen, hohen Haarwilde die Ohren als L. oder Gehöre bezeichnen soll, gehen seit alters auseinander. In der neueren Zeit neigt man aber mehr und mehr dazu, bei den Hirscharten von L. oder Lusern, bei Schwarzwild und Raubzeug von Gehören zu reden. Es wäre angebracht, wenn sich die deutsche Jägerei allgemein auf diese Art der Bezeichnung einigen wollte.

laut ist 1) der Hund, wenn er ein Wild verbellt oder wenn er auf der Fährte oder

Spur Hals gibt. Flüchtet das Wild vor ihm, so *jagt* er l.; hat es sich vor ihm gestellt, so gibt er *Standlaut* oder *verbellt*. Lautes Stöbern ist eine sehr erwünschte Eigenschaft. Ist der Hund l., ohne Wild zu sehen oder ohne auf dessen Fährte oder Spur zu jagen, so ist er *weidelaut* oder *vorlaut*, der Teckel im Bau *baulaut*. Es kommt auch bei guten Jagdhunden vor, daß sie, wenn sie die Suche beginnen, in ihrer Aufregung ab und zu kurzen Laut geben, dieser klingt aber ganz anders als der eigentliche Jagdlaut, und der Jäger weiß sie sehr gut zu unterscheiden. 2) L. im *Wald* oder *Feld* ist es, wenn im ersteren durch den Abfall der Blätter beim Gehen viel Geräusch unvermeidlich ist, oder wenn in beiden der Schnee unter den Füßen knirscht; natürlich ist dann das Birschen und Anschleichen sehr schwierig.

Läuterung, Reinigungshieb zur Entnahme der schädlichen und sperrig gewachsenen Stämme in jungen Beständen vor Eintritt des Bestandesschlusses.

Lavendelheide s. *Heide.*

lebendige Kraft (Energie) des Geschosses wird nach der Formel $E = \frac{v^2 \cdot p}{2g}$, wobei v Fluggeschwindigkeit, p Geschoßgewicht in kg und g Schwerkraft (9,808) ist, errechnet.

Leberegel sind Saugwürmer, die in den Gallengängen der Leber und der Gallenblase schmarotzen. Hauptsächlich bei Rindern und Schafen nicht selten, aber auch bei Rot-, Rehwild und Hasen kommt der große L. (Fasciola hepatica) vor. Er macht als Larve eine Entwicklungsstufe in einer kleinen Süßwasserschnecke durch und wird mit dem Wasser oder mit Pflanzen, auf denen er sich eingekapselt hat, von dem äsenden Wild aufgenommen. Vom Darm aus dringt er in die Leber seiner Wirte vor und verursacht örtliche Entzündungen, häufig auch schwere Ernährungsstörungen und das Eingehen (Leberegelseuche, Leberfäule). Außerdem kommt bei denselben Tieren und beim Kaninchen noch ein kleiner L. vor (Dicrocoelium lanceolatum). In der Leber des Hasen ist gelegentlich sowohl der kleine als auch der große L. gefunden worden. In seltenen Fällen kommt bei Hasen die Leberegelseuche vor, die zu massenhaftem Eingehen von Hasen führt. Erprobte Vorbeugungsmaßregeln gegen die Leberegelseuche des Wildes sind nicht bekannt. Wo möglich, soll man das Wild von feuchten, mit der Egelbrut infizierten Wiesen fernhalten. Ferner sind Vögel, die die Brut der L. vertilgen (Enten, Kiebitze usw.) zu schonen oder anzusiedeln.

Leberschuß, ein guter, tödlicher Schuß; das Wild zeichnet wie beim Blattschuß, schlägt aber auch manchmal mit den Hinterläufen aus, wie beim Weidwundschuß. Der Schweiß ist dunkel rotbräunlich und fällt teils dicht an der Fährte nieder, teils spritzt er seitwärts umher.

Lecke s. *Salzlecke.*

Lecker s. *Graser.*

Lefaucheux, französischer Büchsenmacher, erfand 1836 das nach ihm benannte Kipplaufgewehr für Stiftzündungspatronen.

Lefzen, die überhängenden Lippen der Hunde.

Legbüchse s. *Selbstschuß.*

legen, 1) der Hund legt sich in den Riemen, wenn er stark daran zieht. 2) Ein Eisen l., es fängisch aufstellen.

Lehrbrief (Lehrabschied, Jägerlehrbrief), das Zeugnis, das ein Lehrling nach gut vollbrachter Lehrzeit und somit wohlbestandener Prüfung im Jägerfach erhält. Heutzutage, wo das Forstfach mit der Jagd eng verbunden ist, gibt es wohl kaum noch ausschließliche Jägerlehrbriefe wie in früheren Zeiten, wo die Jagd obenan, das Forstwesen nur als eine Zugabe dastand. Jetzt erhält der Lehrling nach zweijähriger Lehrzeit und einer bestandenen Prüfung seinen L. Früher war die Erteilung des Lehrbriefes eine feierliche Handlung, denn der Lehrling wurde dabei freigesprochen und wehrhaft gemacht; er konnte also den Hirschfänger tragen, was er sich vorher nicht unterstehen durfte. Im Beisein von wenigstens sechs Jägern in voller Uniform und Wehr hielt der Lehrprinzipal, gewöhnlich Lehrprinz genannt, eine Ansprache, die mit der Frage begann: „Willst du wehrhaftig gemacht werden?" wonach der Bursche eine Ohrfeige — anderwärts wohl auch einen Schlag mit dem Hirschfänger — bekam mit den Worten: „Die vertrage jetzt von mir und hinfüro von niemand mehr, erinnere dich aber des Backenstreichs, so unser liebster Heiland bei seinem unschuldigen Leiden für uns hat erdulden müssen". Danach überreichte der Lehrprinz dem Lehrling den Hirschfänger mit der linken Hand unter dem Zuspruch: „Hier hast du nun deine Wehr, die gebrauche zu Gottes Ehr', zu Lieb und Nutz des Herren dein, halt' dich ehrlich, treu und fein; wehr' dich damit deiner Feinde, doch unnütze Händel meide. Gürt' deine Lenden wie ein Mann, der sein Horn recht blasen kann. Nunmehr hast du deine Freiheit, es gehe dir wohl allezeit!" Die Feier wurde nach guter, deutscher Art mit einem entsprechenden Zechgelage würdig und gründlich beschlossen.

Lehrprinz, Lehrherr, Abkürzung von Lehrprinzipal.

Lehrzeit, die Ausbildungszeit für einen des Jagd- (und bzw. Forst-) Fachs beflissenen

jungen Menschen; sie dauerte früher etwa fünf bis sechs Jahre, davon für den angehenden hirschgerechten Jäger drei Behänge (Lehrjahre), besonders in der Arbeit des Leithundes.

Leib. Gut oder schlecht bei oder von L. bedeutet gut oder schlecht genährt; ein höherer Grad von gut bei L. ist feist; bei einem niederen als schlecht bei L. kümmert das Wild.

Leibhatz, eine aus den besten Hatzhunden zusammengestellte Hatz, die in der Nähe des Jagdherrn hielt. Sie bestand anfänglich aus 8 schweren und 4 leichten, später aus 4 schweren und 2 leichten Hunden und war somit imstande, das stärkste Schwein zu fangen und zu decken.

Leibjäger, ein Jäger, der zur Bedienung des Jagdherrn angestellt ist, ihn auf Jagden begleitet, die Gewehre ladet und überreicht, neuerdings aber auch im vollen Leibjägerornate bei Tafel bedient, Stiefel und Messer putzt und andere friedliche Geschäfte besorgt.

leicht, 1) sich l. machen (sich lösen), das Ausleeren der Hunde. 2) Hunde sind l. oder schwer, wenn sie schwach oder stark gebaut sind.

Leier, hier und da gebräuchliche scherzhafte Bezeichnung für das Bürzel des Schwarzwildes und den Stoß des Birkhahns.

Leimringe, zum Schutz gegen das Emporklettern gewisser forstschädlichen Insekten, namentlich der Raupe des Kiefernspinners, in Brusthöhe angebrachte Ringe aus Rückständen der Seifenbereitung (Raupenleim), welche die Raupen nicht überschreiten können.

Leine, 1) der Strick, an dem der Vorstehhund geführt wird. 2) Bei den Jagdtüchern und Schlagnetzen des Vogelherdes hat man Ober-, Unter- und Wind- bzw. Schlagleinen.

leinenführig (riemenführig, leinengängig) sind die Jagdhunde, die vorschriftsmäßig am Riemen links neben dem Führer einhergehen. Der l. Hund darf beim Erscheinen von Wild sich nicht in den Riemen legen und muß im Holze so gehen, daß der Riemen sich nicht verfängt. Gut l. soll namentlich der Gebrauchs- und riemenführig der Schweißhund sein.

Leitflügel s. *Jagdnetze,* Steckgarne.

Leithund, ein aus den alten, laut jagenden Hunden im Mittelalter zu einer besonderen Rasse herausgezüchteter, schwerer Hund mit sehr langem Behang und tief herabhängenden Lefzen. Gestalt vorstehhundähnlich, Farbe verschieden (häufig gelb). Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an nehmen die L. allmählich Schweißhundtypus an. Jetzt ist der alte L. vollständig in den Schweißhund übergegangen. Ehedem diente der L. dazu, dem Besuchjäger die Rot-, auch Schwarzwildfährten zu zeigen, damit dieser sie ansprechen und feststellen konnte, wieviel und welche Art von Stücken in dem mit dem L. vorgesuchten Gelände standen. Der L. wurde von jeder bestätigten Fährte abgetragen und stets am Hängeseil geführt, durfte also niemals jagen.

Leittier s. *Kopftier.*

Lendenbraten (Mürbebraten, verderbt Mörbraten), die neben dem Rückgrat liegenden Wildbretstreifen; sie gehören zum feinsten Wildbret.

Leporiden, einerseits die wissenschaftliche Bezeichnung für die Familie der hasenartigen Nager (Leporidae), anderseits für Bastarde von Hase und Kaninchen. Derartige Bastarde sind wahrscheinlich gezüchtet worden; sehr häufig aber beruhen die Angaben über sie auf Irrtum oder Schwindel, da es schwierig ist, die in biologischer und physiologischer Beziehung voneinander recht verschiedenen Tierarten fruchtbar zu kreuzen. Von dem Vorhandensein einer eigentlichen Leporiden-, d. h. Hasenkaninchen-Rasse kann jedenfalls keine Rede sein. Neuerdings hat nun G. Rörig im Jahrbuche des Instituts für Jagdkunde (Bd. I 1912) Bastarde zwischen Hase und Wildkaninchen beschrieben, die aus freier Wildbahn stammten. Sehr genaue Untersuchungen und Messungen ergaben, daß die fraglichen Stücke in den für die beiden Stammarten charakteristischen anatomischen Befunden die Mitte hielten (so in der Gaumenbildung, Jochbogenbeschaffenheit, Lagerung von Elle und Speiche u. a. m.), so daß die Bastardnatur als bewiesen angesehen werden darf. Der Nachweis solcher Zwischenformen ist aber nur durch genaues Vergleichen und anatomische Untersuchung möglich; das bloße Vorhandensein gewisser äußerer Abweichungen vom Hasen- oder Kaninchentypus ist kein Beweis.

Lerchenfalke s. *Edelfalken I, 6.*

Lerchenschnepfe s. *Strandläufer 3* und *Sumpfläufer.*

Lerchenstrandläufer s. *Uferläufer.*

Licht. 1) Die Art der Beleuchtung ist für das Zielen nicht ohne Bedeutung; Seitenlicht läßt die beschienene Kornseite größer erscheinen, die Folge ist Schußabweichung nach der entgegengesetzten Seite. Fällt das Sonnenlicht aber auch in die mangelhaft geschwärzte Kimme und beleuchtet die der flimmernden Kornseite entgegengesetzte Kimmenwand, so tritt naturgemäß eine seitliche Verschiebung der Laufmündung — also ein seitlich abweichender Schuß — nicht ein. Bei geringer Beleuchtung schießt man meist zu hoch, bei intensiver und bei Schnee gewöhnlich zu kurz (s. a. *Büchsenlicht*). 2) Lichter, die Augen des hohen, edlen Haarwildes; die des vierläufigen Raubzeuges, des Hasen und Kaninchens heißen Seher.

Lichtschläge, Hiebe, die in den natürlichen Verjüngungen durch Wegnahme eines Teiles

der Mutterbäume geführt werden, um den jungen Nachwuchs allmählich an den erhöhten Lichtgenuß zu gewöhnen. Den letzten Lichtschlag nennt man Abtriebsschlag.

liebeln, einen Hund streicheln, überhaupt mit ihm schön tun. Namentlich beim Schweißhund und früher beim Leithund gebräuchlich, wenn sie ihre Sache gut gemacht hatten.

liegen, 1) der weidmännische Ausdruck für Aufenthalt, z. B. der Feldhühner, Hasen, die im Lager l., wenn sie auf der Erde sitzen (festliegen usw.). 2) L. sagt man auch von einem verendeten Wild, z. B. der geschossene Hirsch liegt im Jagen 23. 3) L. bezieht sich ferner auf die Schäftung des Gewehres; ist sie so, daß man bei schnellem Anschlag sogleich in die richtige Lage kommt, also Korn und Visier sogleich richtig findet, so liegt das Gewehr gut; muß man aber erst danach suchen, so liegt es schlecht, und die Schäftung ist dem Körperbau des Jägers nicht angemessen.

Lietze s. *Wasserhuhn.*

Limose s. *Uferschnepfe.*

Linksanschlag. Manchmal kommt es vor, daß ein Schütze — durch Unglücksfall, Schwächung des rechten Auges usw. — gezwungen wird, mit dem linken Auge zu zielen. Ist er noch jung, so empfiehlt es sich, sich an den L. zu gewöhnen. Nach längerer Übung wird er darin hinreichende Fertigkeit erlangen. Ältere Schützen können entweder den Schaft so ändern lassen (gekröpfter Schaft, ausgehöhlter oder stark geschränkter Schaft), daß sie beim Rechtsanschlag mit dem linken Auge über die Mitte der Visierschiene sehen, oder daß an dem Gewehre eine Linksvisierung angebracht wird. Letztere besteht aus zwei um den Pupillenabstand des Schützen links von der Laufschiene angebrachten Körnern. Das eine Korn befindet sich nahe der Mündung, das andere etwa 25 bis 30 cm vom hinteren Laufende.

Lisen s. *Talg.*

Literatur s. *Jagdliteratur.*

Loch, zuweilen das Lager des Bären.

Löcherhiebe, 5 bis 10 a große Löcher in Altbeständen, die zum Zwecke der Verjüngung in Schirmschlag gestellt oder kahl abgetrieben werden.

Lochtaube s. *Tauben I, 2.*

Locke, ein Gerät (tote L.), das die Stimme irgend eines Wildes nachahmt, dieses dadurch täuscht und heranzukommen verleitet; lebende L. ist jeder *Lockvogel.*

locken, 1) wenn Rebhühner und Tauben ihren Lockruf ertönen lassen. 2) Vögel durch Nachahmung dieses Rufes verleiten heranzukommen. Das L. von Wild über die Grenze durch Lockruf (Blatten, Fiepen) ist erlaubt; verboten ist nach § 2 zu d des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 das Fangen von Vögeln unter Anwendung geblendeter Lockvögel.

locker liegen Rebhühner, Hasen, wenn sie nicht den Hund oder den Jäger aushalten.

Lockvogel, ein Vogel, der durch seinen Lockton, sein Geflatter (Rühr- oder Flattervogel) oder seine Anwesenheit (Läufer) andere Vögel herbeilockt; streng genommen ist daher auch der Uhu bei der Hüttenjagd ein L.

Loden s. *Betriebsart.*

Lodjoschnepfe s. *Uferschnepfe 2.*

Löffel, die Ohren der Hasen und Kaninchen.

Löffelente s. *Enten I, 7.*

Löffelgans s. *Pelikane.*

Löffler 1) (Plataleidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Schnabel platt, an der Basis kaum so hoch wie breit, vorn spatelartig verbreitert, daher sehr charakteristisch geformt. Gattung L. (Platalea L.). Zügelgegend, Augenkreis, Kinn und Kehle nackt. Ständer lang und kräftig, über dem Fersengelenk wenig befiedert. Die Vorderzehen mit Spannhäuten verbunden, von denen die zwischen der Außen- und Mittelzehe größer ist als die zwischen dieser und der Innenzehe. Flügel lang und breit, mit langem Armknochen, aber ziemlich kurzen Schwingen, von denen die zweite und dritte die längsten, die erste etwas kürzer ist. Der kurze, zwölffederige Stoß etwas abgerundet. Eine Art: Der w e i ß e L. (Platalea leucorodia L.; Löffelgans, Löffelreiher). Länge 72 cm, Stoß 11,5, Schnabel 18 bis 19, Lauf 12,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,3 cm. Hauptfärbung weiß; Federschopf und Oberhals rostgelblich; Wurzelhälfte des Schnabels schwarz, Vorderhälfte gelblich, zwischen den Runzeln graublau; Ständer schwarz; Iris dunkelrot. Den jungen Vögeln fehlt der Federschopf. Der L. ist im südöstlichen Europa heimisch, auch in Holland; in Deutschland selten. Schlammige Gewässer sind sein Aufenthalt, die ihm seine Nahrung, kleinere Weichtiere, Fische, Frösche usw., liefern; größere kann sein weicher Schnabel nicht bezwingen. Er nistet bald auf Bäumen, bald im Röhricht; wo er häufiger auftritt, brütet er kolonienweise. Die 4 bis 5 Eier sind weiß oder bläulich mit rötlich-braunen oder grauen Fleckchen, ziemlich gleichhälftig und groß. Im Fluge streckt der L. wie die Störche Hals und Ständer gerade von sich; sein Benehmen ist reiherartig, scheu und mißtrauisch, weshalb ihm schwer anzukommen ist. 2) L., zuweilen der (im 4. Lebensjahre stehende) Damhirsch mit seinen schon etwas verbreiterten Stangenschaufeln.

Lorch s. *Taucher I, 1.*

los, 1) vom Wild, bedeutet, daß es rege, unruhig ist, z. B. bei stürmischem Wetter.

2) Befehl zum Abkoppeln der Hatz- und Jagdhunde, z. B. Hatz los! Hunde los! (s. a. *los, los.*)

losbrechen, das Aufstehen und Flüchtigwerden des Wildes.

lösen, 1) (loskoppeln), die Hunde von den Koppeln oder Leinen losmachen. 2) Sich l., beim Haarwild und den Hunden, sich durch den Weidbarm entleeren.

Loshiebe, 15 bis 20 m breite Kahlhiebe, die in der Richtung von Nord nach Süd in jüngeren, etwa 40jährigen Beständen angelegt werden, um sie in Abschnitte zu teilen, deren Westränder sich zum Schutz gegen Sturm fest bewurzeln, tief beasten und so gegen Wind widerstandsfähiger werden sollen.

loskoppeln, s. *lösen 1.*

los! los! ruft man den Hatzhunden zu, wenn sie ein gepacktes Stück Wild loslassen sollen (s. *aus*).

losmachen, das Wild aufjagen.

losschlagen, sich, vom Schwarzwilde, das Abschlagen oder Abstreifen der Hunde, die es gepackt hatten.

Losung (Lösung), der Kot des meisten Wildes und der Hunde; die L. des Hirsches ist ein gerechtes Zeichen (s. *Fährtenzeichen 21*).

Luchs (Felis lynx L., Felis borealis Thunb., F. cervaria Temm., Lynx vulgaris Fitz.; Rotluchs usw.). Raubtier aus der Familie der Katzen. Weidmännische Ausdrücke im wesentlichen wie bei der *Katze.*

Beschreibung.

Der L. ist wesentlich hochläufiger als die Wildkatze, besitzt auffallend kurze Rute und an den Gehören pinselartig verlängerte Haare. Im Gebiß ist bemerkenswert, daß der letzte untere Backenzahn, der Reißzahn, drei (anstatt wie bei der Wild- und Hauskatze zwei) hintereinander liegende Zacken aufweist. Die typische Färbung besteht aus einem angenehmen, rötlichen Grau an der Oberseite des Körpers und der Außenseite der Läufe, während die Unterseite und die Innenseite der Läufe weiße Farbe zeigt. Auf der Grundfarbe markieren sich mehr oder minder deutlich, auch an Zahl und Größe wechselnd, dunkle Flecke; Backen und Vorderhals weisen undeutliche Streifen auf. Die Außenseite der Gehöre ist graurötlich, nach den Rändern hin schwärzlich; das letzte Drittel der Rute ist schwarz; in dem heller gefärbten Teil bemerkt man einige, oft undeutliche Ringe. Im Winter zieht der Gesamtton des dann viel dichteren und reicheren Haarkleides mehr ins Weißgraue; im übrigen sind Färbung und Zeichnung bei den L. sehr verschieden, was zur Aufstellung mehrerer Arten geführt hat. Sicher scheint es zu sein, daß die L. der Mittelmeerländer einer besonderen Art, Felis pardina Temm., angehören, während die nordeuropäisch-asiatischen L. untereinander nicht artlich verschieden sein dürften. Von der Größe eines starken Hühnerhundes, aber ungleich stärker gebaut und furchtbar an Waffen, gehört der L. zu unseren gefährlichsten Raubtieren, vernimmt nach Katzenart außerordentlich fein, äugt und wittert aber weniger scharf. Seine Gangart ist wie bei der Katze und seine Sprungkraft außergewöhnlich. Auch er verfolgt kein Wild dauernd, klettert ziemlich gut und schwimmt auch im Notfalle. Seine Fährte ist eine echte Katzenspur, verhältnismäßig sehr stark, vom Hund und Wolf aber durch die deutliche Rundung und den Mangel der Klauenabdrücke sicher und sogleich zu unterscheiden, so daß eine Verwechselung ebensowenig denkbar ist als zwischen Katze und Hund oder Fuchs, vorausgesetzt natürlich, daß sie gut ausgeprägt ist, wie im Schnee oder bindigen, weichen Boden. Die Seher (man kann, da der L. zur hohen Jagd gehört, auch Lichter sagen) haben grüngelbe Iris, längliche, senkrechte Pupille und nicht den boshaften Ausdruck der Katze, es sei denn, daß der L. angegriffen wird, wo sie dann grimmig aufleuchten.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der L. kommt, was Europa betrifft, am zahlreichsten vor in Skandinavien, Nordrußland, den russischen Ostseeprovinzen, ferner in Siebenbürgen und den Gebirgswaldungen des ganzen südöstlichen Europa; er findet sich ferner in Westasien. In Deutschland ist der L. seit langer Zeit nicht mehr Standwild, doch wechselt er in die östlichen Teile unseres Vaterlandes in unregelmäßigen Zwischenräumen immer noch gelegentlich ein, so daß der letzte L. bei uns noch lange nicht erbeutet worden ist. Am längsten scheint sich der gefährliche Räuber in Bayern gehalten zu haben, wo in den Alpen (Allgäu, Zipfelsalpe) noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts L. nachzuweisen waren. Der L. verlangt große, dichte, zusammenhängende Wälder der Ebene wie der Gebirge mit gutem Wildstand, ohne den er nicht bestehen kann, daher er von selbst auswandert, wo dieser schlecht wird, was bei seiner Raubgier allerdings nicht lange auf sich warten läßt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der L. lebt von frischem Raub und kehrt nur im Notfall zu dem gerissenen Stück zurück, von dem er wenig frißt, woraus sich allein schon seine große Gefährlichkeit für die Wildbahn ergibt; Aas nimmt er niemals an. Er scheint vom Morden selbst wie berauscht zu werden, und dadurch erklärt es sich, daß er den Beobachtungen gemäß 7 bis 8 Schafe in einer Nacht gerissen hat, ohne auch nur von einem etwas zu fressen. Sein Angriff ist schleichend von hinten her, nicht von einer

Erhöhung herab, wie vielfach behauptet wird, und nur ausnahmsweise mag er von einem niedrigen Baumast oder schrägen Stamm herab auf ein darunter vorbeiziehendes Wild springen. Unhörbar schleichend, sucht er mit einem Sprung oder mit 2 bis 3 Sätzen das Opfer zu erreichen; mißglücken diese aber, dann läßt er ab. Er springt dem stärkeren Wilde stets auf den Rücken, schlägt seine Waffen tief in den Hals ein, reißt die Adern auf und bringt es so bald durch Schweißverlust zu Fall; er kann Sprünge von 3 bis 4 m Weite machen. Alle wilden und zahmen Tiere, die er bewältigen kann, reißt er; mit der Katze lebt er in Todfeindschaft, weshalb sie stets seine Nähe meidet, und den Fuchs würgt er ab, wo er seiner habhaft werden kann. Ungesellig wie die Wildkatze, bringt nur die Ranzzeit mehrere zusammen, wo es dann arge Schmisse zwischen den Nebenbuhlern absetzt und die plärrende, heisere Stimme zu einer Art Geheul wird. Den Tag verschläft der L. gern in den wärmenden Sonnenstrahlen, mit Einbruch der Nacht beginnt er sein Räuberleben; nur wo er auf zahmes Vieh angewiesen ist, das zur Nacht eingetrieben wird, reißt er dieses auch am Tage. Die gewöhnliche Gangart des L. ist der Trab, wobei er schnürt; gehetzt wird er flüchtig, und auf seine Beute stürzt er sich, wie erwähnt, in weiten, bis 4 m langen Sätzen. Er baumt ungern auf, selbst vor Hunden tun dies manche L. nur in größter Not. Merkwürdigerweise hat man selbst in Rußland, wo er häufiger vorkommt und die Landleute die Wolfsgehecke eifrig aufsuchen, nur sehr selten ein Luchsgeheck gefunden, woraus auf dessen große Verborgenheit, vielleicht in Dachs- oder Fuchsbauen oder auch in gänzlich unzugänglichen Sümpfen oder Klüften, zu schließen ist. Die Ranzzeit fällt, den spärlichen Angaben nach, in den Januar. Die Luchsin geht zehn Wochen dick; wieviel Junge sie bringt, weiß man nicht mit Bestimmtheit.

Jagd.

Zwar hält der L. die Wechsel und kehrt regelmäßig zu seinem Lager zurück, doch trabt er weit und unstät umher, wie es sein Raubwesen erheischt. Daher ist ihm mit Eisen wenig und nur zufällig beizukommen, und zwar um so schwerer, als der Köder immer frisch erhalten werden muß. Wie schwer er zu treiben ist, beweisen die Jagden am Harz, wo eine tüchtige Jägerei mehrere Winter hindurch ihm auf den Hacken war, ehe sie seiner habhaft wurde. Er schleicht kurz vor den Treibern her, läßt sich fast jeden Schritt abzwingen und benutzt jede passende Stelle, sich zu drücken, um jene vorüberzulassen, überspringt endlich, hart gedrängt, die Schneise und entkommt so in den meisten Fällen, daher die Treiber dicht gedrängt gehen müssen. Aus den Federlappen machte sich der Harzer L. gar nichts, wechselte sogar durch diese wieder in die Lappstatt hinein, wogegen er Tuchlappen respektierte. Die sicherste Jagd scheint daher die mit einer scharfen Bracke zu sein, die den losgemachten L. hart bedrängt und womöglich zu Baum treibt. Die Verwendung mehrerer scharfen Hunde ist nicht anzuraten, da diese sich verleiten lassen, ihn zu packen und dabei ihren Mut sicher mit dem Leben oder lebensgefährlichen Schlägen büßen müssen. Ist der L. zu Baum getrieben und gibt der Hund Standlaut, so soll der Jäger letzteren erst annehmen, ehe er schießt, um ihn von dem verwundeten und dann furchtbar gefährlichen Räuber abzuhalten, der auch manchen Jäger gräßlich zugerichtet haben soll. Wie die Wildkatze, hat auch der L. ein sehr zähes Leben, daher ein zweiter Schuß in zweifelhaften Fällen nicht zu verzögern ist. Von allem Wild leiden die Rehe am meisten von ihm, und nie wird ein Rehstand aufkommen, wo ein L. sein Unwesen treibt, daher dessen Ausrottung in unseren Wäldern nur mit Genugtuung zu begrüßen ist. Im Harze hatte er auf dem Ilseburger Revier allein in einem Sommer acht Stück Rotwild, darunter Hirsche, gerissen, ungerechnet die, welche man in den Dickungen und Klüften jenes Reviers gar nicht fand.

Literatur: Brehms Tierleben.

Lücke s. *Blöße*.

Luder s. *Aas*.

Luderhütte (Luderplatz). Ihre Anlage geschieht, um Raubzeug, z. B. Wölfe, Füchse, Marder usw., anzukirren und zu schießen. Der Bau einer Luderhütte wird nur dort lohnen, wo in wenig bewohnten Gegenden sehr viel Raubzeug vorhanden ist. Sie ist eine Schießhütte, in deren schußmäßige Nähe Luder (Fallwild, krepiertes Vieh, totgeschossene Pferde) ausgelegt ist, um aus ihr vierläufiges Raubzeug, besonders in kalten Nächten bei Schnee und Mondschein, zu schießen. Wo sie vorkommen, hat man auch Gelegenheit, größere Raubvögel, die Luder annehmen, während des Tages, besonders in der Morgendämmerung, von der Luderhütte aus zu schießen. Das beständige Auslegen von Luder vor der Hütte oder auf anderen Luderplätzen, auf Blößen im Walde, auf Waldwiesen usw. hat auch den Vorteil, daß das durch Luder leicht und bequem sich sättigende Raubzeug sich meistens in der Nähe aufhält und bedeutend weniger Schaden an Nutzwild verursacht. Das im Revier steckende Raubzeug, dessen Erlegen für viele Jäger häufig größeren Reiz hat als die Massenschießerei von Hasen, Fasanen

usw., wird durch dauerndes Auslegen von Luder verhältnismäßig billig ernährt. Außerdem dient das sich hauptsächlich von Luder nährende Raubzeug als Sanitätspolizei, da es krankgeschossenes, schwaches, mattes oder seuchenkrankes Wild, das für den Wildstand überflüssig und schädlich ist, leicht fängt, von seinen Leiden befreit und beseitigt.

Man legt die Luderhütte in einsamer Gegend auf dem Felde und bei Wiesen gern so an, daß sie auf der Seite eines Bachlaufes liegt, der möglichst stark rauscht, um unvermeidliche Geräusche im Inneren der Hütte für das Raubzeug unhörbar zu machen, während das Luder auf der entgegengesetzten Seite des Baches ausgelegt wird. Das Rauschen des Baches kann man durch Querlegen eines Baumstammes, Brettes usw. in seinem Laufe verstärken. Der Luderplatz muß möglichst südlich von der Luderhütte liegen, so daß man das zu schießende Raubzeug noch bei geringem Mondschein von der Hütte aus gut sehen kann. Die Hütte selbst wird aus starkem Holze gezimmert und bei trockenem Erdreich zum größten Teil in den Boden gebaut. Die Rückseite muß möglichst in einen Berghang (hohes Bachufer) eingelassen sein, so daß das am Luder befindliche Raubzeug keine menschliche Witterung von der Hütte aus erhalten kann. Von außen erhält die Hütte durch Auflegen von Plaggen (Rasenstücken) oder Aufwerfen von Erde usw. ein möglichst unscheinbares, natürliches Aussehen. Das Schießloch sei ziemlich groß und die Vorrichtung zum Auflegen des Gewehres an den Rändern mit Zeug überzogen, um ein geräuschloses Bewegen des Gewehres zu gestatten. Der möglichst gedielte Fußboden, auf dem man Sitzbänke, Tisch usw. festnagelt, um in der Dunkelheit unbeabsichtigtes Geräusch zu verhüten, erhält zur Dämpfung der Schritte eine hohe Lage von Sägespänen. Die kleine Eingangstür ist unauffällig anzubringen und zu verblenden. Wenn die Hütte groß genug ist, so kann sie im Inneren in zwei Hälften geteilt werden, deren hintere eine Lagerstelle für eine zweite Person sowie einen eisernen Ofen enthält, der mit Holzkohlen geheizt wird. Dem Luder sind die Rippen einzuschlagen, damit das Raubzeug nicht in die Bauchhöhle kriechen kann und dadurch für den Jäger in der Luderhütte unsichtbar und für den Schuß unerreichbar wird. Wenn Raubzeug am Luder angekirrt ist, so begeben sich möglichst zwei Jäger zur gegenseitigen Ablösung am Abend in die Hütte. Von den beiden Jägern setzt sich einer mit gespanntem Gewehr zur Beobachtung an das Schießloch, während der zweite sich in der hinteren Abteilung aufhalten kann. Ist der Berufsjäger nur zur Beobachtung des Kadavers an dem Schießloch, so macht er durch Ausführung eines verabredeten, geräuschlosen Zeichens seinen Herrn oder den Jagdgast darauf aufmerksam, daß Raubzeug das Luder angenommen hat, worauf dieser den Platz hinter dem Schießloch einnimmt und sein Glück versucht. Geschossene, auf dem Platz verendete Füchse können sofort in die Hütte geholt werden. Die Nachsuche nach den nur krank geschossenen Füchsen erfolgt erst am nächsten Morgen, damit ein unnötiges Umhertreten in der Nähe der Hütte möglichst vermieden wird. — Wo Fischotter den Bachlauf, der an der Luderhütte vorbeifließt, häufiger passieren, muß man rechtzeitig Vorrichtungen treffen (bequemen Ausstieg und ein in dem Bachlauf quer gezogenes Drahtgeflecht oder sonstige Absperrung), so daß die den Bachlauf passierenden Otter gezwungen sind, vor der Hütte das Wasser zu verlassen und dem Jäger den ganzen Körper zum Schuß frei zu bieten. Falls der Bach sehr schnell fließt und selbst bei strenger Kälte nicht zufriert, findet sich beim winterlichen Ansitz in der Hütte manchmal Gelegenheit, Enten und nordische Wasservögel zu schießen. Wo kein passender Bachlauf vorhanden ist, muß die Luderhütte an sonstiger geeigneter Stelle gebaut werden.

Um angekirrtes Raubzeug am Luderplatz auf einer Waldblöße zu schießen, baut man vor dem Auslegen des Luders in einen hohen Randbaum oder einen auf der Blöße einzeln stehenden Baum einen vom Luder aus möglichst wenig sichtbaren Hochsitz. Bei Mondschein und Schnee begibt sich der Jäger zu Pferde oder auf einem Schlitten, um frische Menschenspuren zu vermeiden, bis zur Leiter, die zum Hochsitz hinaufführt, und erwartet von hier aus das Kommen des Raubzeugs. Da das stundenlange, auf die Dauer unbequeme Sitzen bei Kälte und Wind in luftiger Höhe aber nicht jedermanns Sache und der Gesundheit selbst des kräftigsten Menschen nicht zuträglich ist, so ist der bequeme Ansitz in der oben beschriebenen Luderhütte, deren Anlage allerdings Geld kostet, entschieden vorzuziehen. Das Raubzeug ist auf freiem Felde auch nicht so mißtrauisch wie an den mit Bäumen umränderten Blößen, auf denen sich Luderplätze befinden.

ludern, 1) Aas fressen oder kröpfen, vom Raubzeug, Schwarzwild, Hund, sowie von Raubvögeln; 2) im Sinne von ankirren, ködern.

Luderplatz, die Stelle, wo man Aas (Luder) auslegt. Um das Raubzeug schneller dorthin zu leiten, ist es praktisch, von verschiedenen Seiten her nach dem L. Luder oder Hasengescheide zu schleppen (s. a. *Luderhütte.*

Luderschacht, eine aus Holz, Tonröhren oder Eisenblech bestehende Röhre von un-

gefähr 1 m Länge und 10 bis 15 cm Durchmesser, welche man besonders bei weit entfernten Fuchsfangplätzen senkrecht in den Boden gräbt. In diese Röhre wirft man während des ganzen Jahres Luder, Gescheide, Kadaver von Dachs, Fuchs, Eichhörnchen, Katzen usw., um Füchse anzulocken. Um eine passende Holzröhre herzustellen, nagelt man vier 10 bis 15 cm breite, kernige Bretter an den Breitseiten zusammen. Man kann auch mehrere große Drainröhren übereinander in die Erde graben. Da der Fuchs aus der mit dem Boden abschneidenden Röhre nur die Luderstücke, die nahe der Oberfläche liegen, herausholen kann, während er in den Boden gegrabene oder obenauf liegende Fuchskadaver usw. sonst ganz frißt, so bilden die Luderschächte ihres Gestankes wegen eine dauernde, mühelose Kirrung. Haben Füchse den L. regelmäßig besucht, den Brocken vom Fangplatz genommen und Losung hinterlassen, so kann man entweder Schwanenhals oder Tellereisen auf den Platz oder zwei Tellereisen einander entgegengesetzt direkt an den Luderschacht legen.

lüften, 1) den Hirschfänger etwas aus der Scheide ziehen, ein weidmännisches Zeremoniell. 2) Einem Stück Wild, das nicht gleich aufgebrochen werden kann, macht man vor den Keulen einen Einschnitt in den Leib, damit die auftreibenden Gase entweichen; d. h. man lüftet es.

Luftjagd, Falkenbeize.

Luftröhrenwurmseuche des Geflügels. Der Erreger dieser Krankheit ist der gepaarte Luftröhrenwurm oder Rotwurm (Syngamus trachealis), ein Schmarotzer, der paarweise, das Männchen mit dem Weibchen verbunden, im oberen Teile der Luftröhre, meist dicht unter der Stimmritze, bei Fasanen, Trut-, Haus-, Rebhühnern, Pfauen, jungen Gänsen, Tauben, Störchen, Grünspechten, Elstern, Krähen, Turmschwalben, Dohlen, Kohlmeisen und verschiedenen anderen Vögeln vorkommt. Das Weibchen ist 5—20 mm, das Männchen 2—6 mm lang, die Farbe ist rot. Die Eier der Schmarotzer gelangen mit dem Ausgehusteten in den Darm und werden mit der Losung nach außen befördert. Die sich aus ihnen bildenden, aalförmigen Embryonen werden mit der Äsung aufgenommen. Vermutlich bohren sich die jungen Würmer durch die Schlundwand hindurch und wandern in die Lunge, die Bronchien und die Luftröhre. Das erste auffallende Symptom der Seuche ist das häufige Öffnen des Schnabels, das aussieht, als ob die Tiere gähnen wollten. Dann beginnen sie zu husten, mit dem Kopfe zu schleudern, und es stellen sich Atembeschwerden ein. Schließlich ersticken die kranken Vögel. Eine Heilung kommt nur bei älteren Tieren oder dann vor, wenn die Zahl der Schmarotzer gering ist. Ist die Krankheit ausgebrochen, so sind zunächst die gesunden Tiere von den kranken zu trennen. Die eingegangenen Vögel sind zu verbrennen, Futternäpfe und Volieren gründlichst zu reinigen und mit Lysolwasser zu desinfizieren. Man versuche, die Würmer mit einer Pinzette aus dem Kehlkopfe zu entfernen, mische dem Futter zerkleinerten Knoblauch bei und gebe eine Knoblauch-Abkochung als Trinkwasser.

Luftsackmilbe des Geflügels. Dieser bei Hühnern und Fasanen vorkommende Schmarotzer (Cytodites nudus) erzeugt dann und wann eine schwere Luftröhren- und Lungenentzündung, der namentlich junge Vögel erliegen. Es besteht außer Husten und Atemnot starke Mattigkeit und Abmagerung. Die Krankheit dauert gewöhnlich zwei bis drei Wochen. Die Behandlung ist meist erfolglos. Die Unterkunftsräume der kranken Vögel sind gründlich zu reinigen und mit Kalkmilch zu desinfizieren.

Lunge (Gelünge) s. *Aufbruch.*

Lungenschuß, Schuß durch die Lunge. Das beschossene Wild fährt heftig zusammen und wird anfangs sehr flüchtig, muß aber bald anhalten und den gelbroten, schaumigen Schweiß in dicken Tropfen und Klümpchen aushusten, der dann neben die Fährte fällt. Vorausgesetzt, daß die Lunge schwer verletzt ist, tut sich das Wild bald nieder, verendet auch nach etwa einer Stunde; leichte Verletzungen heilen sich oft aus. Auf den L. darf man daher nicht gleich hetzen, sondern muß dem Wilde Ruhe gönnen.

Lungenwurmseuche s. *Palisadenwürmer.*

Lunte (Standarte), der Schwanz des Fuchses und meist auch des Haarraubzeugs, das eine buschige Rute hat.

Lupine s. *Hülsenfrüchte.*

Luser s. *Lauscher.*

Luzerne s. *Kleefelder.*

M.

Magazin, der Patronenbehälter der *Repetiergewehre.*

Magen heißt dieses Organ bei allem Wilde außer dem wiederkäuenden, bei dem es Pansen, Weidsack oder Wanst genannt wird. Der in der Weidmannssprache zusammengefaßte Wiederkäuermagen besteht aus drei Vormagen (Pansen oder Wanst, Netzmagen,

Blättermagen oder Buch) und dem eigentlichen Magen (Labmagen).

Magenkatarrh des Hundes entsteht infolge Aufnahme schwer verdaulicher Nahrungsmittel, Gift, Fremdkörper (Steine, Holzstücke, Sand usw.), das Staupegift. Er äußert sich in Appetitlosigkeit, vermehrtem Durstgefühl, Erbrechen, belegter Zunge, fauligem Geruch aus dem Fange, allgemeiner Mattigkeit, trockener Nase, Fieber. Die Vorhersage ist bei sachgemäßer Behandlung günstig. Behandlung: Einen bis zwei Tage hindurch Entziehung jedweden Futters und Getränks. Dann Milch und geschabtes Fleisch in kleinen Portionen. Dreimal täglich 1 Theelöffel Rhabarbertinktur.

Magenwurmseuche des Wildes s. *Palisadenwürmer*.

mahnen, der Brunftton des weiblichen Rotwildes; auch Lock- und Warnungsruf für das Kalb.

Mähnenschaf s. *Muffelwild*.

Mais s. *Getreide*.

Malbaum, ein Baum, an dem sich das Schwarzwild zu reiben pflegt, wodurch es die sog. Schilder und Panzer, namentlich auf den Blättern, erhält, wenn der M., wie häufig, ein Nadelholzstamm ist. Eigentümlich ist die Vorliebe für gewisse Bäume, die immer wieder besucht werden und durch das Reiben tiefe Gruben bekommen, deren Deutung dem Unkundigen viel Kopfzerbrechen macht. Auch Rotwild reibt sich am M. oft den Schlamm ab, der ihm von der Suhle her anhaftet.

Mankei s. *Murmeltier*.

Männchen, 1) die männlichen Vögel jener Arten, bei denen die Bezeichnungen Hahn, Erpel, Ganter nicht gebraucht werden. 2) M. machen s. *Kegel 1*.

Manöverschäden. Ob der durch Truppenmanöver der Jagd zugefügte Schaden ersetzt werden muß, ist streitig. Verschiedene Gerichte und Schriftsteller haben die Ersatzpflicht verneint, weil das Wild nicht im Eigentum des Jagdberechtigten stände und deshalb nicht ein Schaden im Rechtssinne entstehe, weil ferner die Militärverwaltung sich bei der Inanspruchnahme des Grundes und Bodens in der Ausübung eines Rechtes befinde und einen darauf angerichteten Schaden nicht zu erstatten brauche, weil weiter nach § 14 des Naturalleistungsgesetzes vom 13. Februar 1875 nur die durch die Benutzung von Grundstücken zu Truppenübungen verursachten Schäden zu ersetzen seien, während der Schaden an der Jagd nicht durch Truppenübungen, sondern nur aus Veranlassung derselben angerichtet werde, weil endlich in dem § 14 nur Flurschäden, d. h. nur solche, welche sich auf die Substanz und die Unversehrtheit des Grundstücks bezögen, gemeint seien. Diese Gründe schlagen nicht durch. Die Jagd wird durch die Truppenübungen beeinträchtigt. Die Jagdberechtigung hat einen Vermögenswert, der besonders bei der Verpachtung zum Ausdruck kommt, es entsteht also ein Vermögensschaden, ein Schaden im Rechtssinne. Zur Benutzung von Grundstücken zu Truppenübungen ist der Staat befugt, nach den heutigen Anschauungen muß aber, wenn zum Vorteil der Allgemeinheit dem Einzelnen ein Schaden entsteht, dieser erstattet werden, auf welchem Grundsatz auch das Naturalleistungsgesetz beruht. Nach § 14 des Gesetzes sollen alle Schäden ersetzt werden, nicht bloß die Flurschäden. Mit jeder Truppenübung ist notwendig ein Schaden der Jagd verbunden, der Schaden entsteht durch die Übungen und nicht bloß aus Veranlassung derselben. Vgl. Dickel, Über das Hegerecht des Jagdberechtigten und die Ersatzpflicht des Militärfiskus für Schädigung der Jagd durch Truppenübungen (1910).

Mantel (Waldmantel), ein Bestandesstreifen von geringer Breite, welcher den dahinter liegenden Bestand gegen Sturm, aushagernde Winde, Laubverwehungen (aus Fichte) oder auch Feuer (aus Eiche, Birke) schützen soll.

Mantelgeschosse s. *Stahlmantelgeschosse* und *Geschoss*.

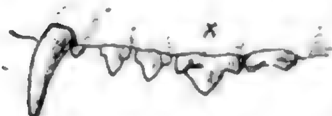
Mantelmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 6*.

Maral, in verschiedenem Sinn gebraucht. Teils versteht man darunter den im Kaukasus und in Persien vorkommenden, unserem Rothirsch verwandten Hirsch, teils außer diesem auch eine ganze Anzahl anderer, im nördlichen Innerasien lebender Hirscharten, die allmählich zum Wapiti hinüberführen. Man spricht daher vom Kaukasusmaral (Cervus maral Ogilby), Altaimaral (C. wallichi F. Cuv.), ferner gehören hierher C. caschmirianus Gray, C. affinis Hodg., C. xanthopygus M.-Edw., C. lühdorfi Bolau usw. Gemeinsam ist diesen Hirscharten die bedeutende Körperstärke, die im allgemeinen stark ins Graue ziehende Färbung und gewisse Eigentümlichkeiten des Geweihes. Aug- und Eissprossen sind sehr lang und liegen annähernd in einer Ebene; nicht selten übertrifft der Eissproß den Augsproß an Länge. Auf den Mittelsproß folgt als vierter ein besonders stark entwickelter, der selten geteilt ist. Beim Kaukasusmaral weisen Geweihe von 12 Enden an oben eine quergerichtete, sehr charakteristische Gabel auf, während die mehr wapitiähnlichen innerasiatischen Marale die sogen. „Schere" des typischen Wapitigeweihes zeigen. Mehrfach sind Marale in Europa zu Einbürgerungsversuchen verwendet worden; ohne

Maral.

Erfolg von Dr. Bumiller in einem mecklenburgischen Revier, mit leiblichem Erfolg im Hofjagdrevier zu Springe. Zu einer allgemeineren Einführung in Deutschland oder gar zur Kreuzung mit unserem heimischen Rothirsch dürfte der Maral bezw. die Marale nicht geeignet sein.

Marder (Mustelidae). Zu der Familie der in die Ordnung der Raubtiere einzureihenden M. gehören zahlreiche, untereinander z. T. sehr verschiedene Formen, so daß es schwer hält, allen gemeinsame Merkmale anzugeben. Charakteristisch ist der Besitz von nur einem oberen Höckerzahn, der am Innenrande breiter als am Außenrande ist. Im Unterkiefer stehen zwei Höckerzähne, deren vorderer, abweichend gebildeter, der Reißzahn ist, auf den also nur ein typischer, meist sehr kleiner Höckerzahn folgt. Die Zahl der Lückenzähne schwankt, und selbst von der sonst für alle Raubtiere typischen Zahl von sechs Schneidezähnen kommen Ausnahmen vor. Am Schädel ist ferner bemerkenswert, daß die knöcherne Gehörkapsel nicht rundlich, sondern flach und länglich gestaltet ist. Der quergerichtete Gelenkfortsatz des Unterkiefers paßt fest in die umgebogenen Ränder der zugehörigen Gelenkfläche am Schädel. Alle Läufe sind fünfzehig, die Klauen meistens ziemlich kurz, bei einigen halb zurückziehbar. In der Weidlochgegend finden sich bei den meisten M. Stinkdrüsen, ein Blinddarm fehlt stets. Zu der Familie der M. gehören die Gruppen (Unterfamilien) der *Dachse* (Melinae), der eigentlichen M. (Mustelinae) und der *Otter* (Lutrinae).



1. Oberkieferbackenzähne des Marders. (× Reißzahn).

Marder.

(Mustela), Gattung aus der Familie der M. im weiteren Sinne (Mustelidae), Unterfamilie Mustelinae (s. o.). Die Gattung Mustela enthält nur zwei deutsche Arten, den Edel- und den Steinmarder. Von den zuweilen mit ihnen vereinigten Iltissen (*Iltis*, Hermelin, kleines *Wiesel*, *Nörz*) unterscheiden sie sich durch bedeutendere Stärke, kräftigen Bau, längere, stark behaarte Rute, vor allem aber durch das Gebiß, das im Ober- und Unterkiefer je ein Paar Lückenzähne, zusammen also vier mehr aufweist als bei jenen.

Weidmännische Ausdrücke

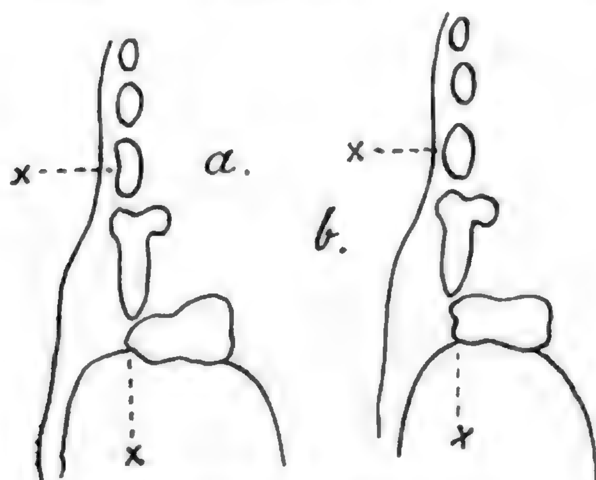
wie beim Fuchs, doch heißen die Pfoten B r a n k e n, der Schwanz R u t e; wenn der M. zu Baum steigt, b a u m t er oder h o l z t a u f; springt er von Baum zu Baum, so b a u m t oder h o l z t er f o r t; die Stelle, wo er beim Herabspringen die Branken aufsetzt, heißt der A b s p r u n g; wo er hinaufklettert, z. B. an einer Wand, also nicht an einem Baum, da ist der A u f s t i e g.

1) B a u m m a r d e r (Mustela martes Briss.; Edel-, Gold-, Wald-, Buch-, Tannenmarder).

Beschreibung.

Gestalt gestreckt, aber kräftig, Hals und Rumpf wenig an Umfang verschieden; Kopf von oben gesehen fast dreieckig, Gehöre weit auseinanderstehend, breit, abgerundet. Rute buschig, von halber Körperlänge. Läufe stämmig, Klauen wenig aus der dichten Behaarung herausragend, Sohlen stark behaart, aber die Sohlenballen nackt. Haarfarbe im allgemeinen ein warmes Braun, an Läufen und Rute dunkler, Gehörränder hell, Unterwolle gelblich. Unter dem Halse ein verschieden gestalteter, nicht gegabelter Fleck, meist von gelber Färbung, zuweilen lebhaft dottergelb,

gelegentlich aber so blaß, daß er fast weißlich erscheint. Die Form des Kehlfleckes bietet sicherere Unterscheidungsmerkmale dem Steinmarder gegenüber als die Farbe. Auch das Gebiß beider einheimischen Marderarten zeigt deutlich erkennbare Verschiedenheiten, besonders im Bau des oberen Höckerzahnes, des letzten Zahnes im Oberkiefer. Von der Kaufläche gesehen erscheint der Außenrand dieses Zahnes dreieckig zugespitzt beim Baummarder, dagegen breiter und in der Mitte eingebuchtet beim Steinmarder. Der letzte, obere Lückenzahn ist beim Baummarder am Außenrande eingebuchtet, beim Steinmarder etwas vorgewölbt. Ferner ist am Schädel die Nasenöffnung beim Baummarder oval, beim Steinmarder annähernd rund. Bastarde



2. Backenzähne des Baummarders (a) und des Steinmarders (b).
(Nat. Gr.)

zwischen unseren beiden Marderarten scheinen vorzukommen, doch ist es schwierig, einen sicheren Nachweis hierfür zu erbringen. Die Gesamtlänge eines ausgewachsenen Baummarders beträgt etwa 80 cm, wovon auf die Rute gegen 25 cm kommen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der Baummarder bewohnt mit Ausnahme des nördlichsten Teiles von Skandinavien und Rußland ganz Europa, ferner Sibirien, die Mandschurei, das Altaigebiet, Turkestan, Persien und den Himalaja. Sein Aufenthalt sind Wälder, menschlichen Wohnungen kommt er nur zur Ranzzeit und ausnahmsweise nahe, wahrscheinlich durch ranzende Steinmarderfähen angelockt, denn seine Verbastardierung mit diesen ist, wie gesagt, wahrscheinlich. Er haust in allerlei Höhlen und Felsgeklüft, doch nicht in Erdbauen, bezieht auch Raubvogelhorste und Eichhörnchenkobel und hat überhaupt mehrere Lagerstätten, wie es sein weit herumschweifendes Leben mit sich bringt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Baummarder ist ein der kleinen Jagd gefährliches Raubtier, dem infolge seines außerordentlichen Kletter- und Sprungvermögens sowie seiner ungemein scharfen Sinne kaum ein Tier entkommt, welches er bewältigen kann; selbst schlafende Vögel hoch im Gezweige schweißen unter seinen Klauen, ehe sie von ihren Flügeln Gebrauch machen konnten. Sogar im Wasser, sei es ruhig oder strömend, ist er zu Hause, da er anhaltend schwimmt. Er miaut ähnlich einer Katze und keckert boshaft in Gefahr.

Der Fraß des Baummarders besteht den größten Teil des Jahres hindurch aus frischem Wildbret und Fleisch; er raubt jedes warmblütige Tier, das er zu bewältigen vermag, frißt aber bei Überfluß nur sehr wenig von größeren Stücken, sondern saugt ihnen den Schweiß und frißt das Gehirn aus, reißt daher um so viel mehr. Den alten, viel stärkeren Lampe beschleicht er im Lager, verbeißt sich in dessen Genick und läßt nicht los, bis sich dieser zu Tode geschnellt hat und am Schweißverlust verendet ist; dann frißt er hier und da an ihm herum und läßt ihn liegen. Der Baummarder fängt zwar manche Maus, auch Spitzmäuse und Maulwürfe, und frißt viele Käfer, ebenso Ebereschbeeren und Obst; wieviel Brutvögel und deren Junge und Eier er aber vernichtet und junge Hasen er würgt, weiß nur der beobachtende Jäger. Er klettert am glattesten Buchenstamm, auch am Tage, umher, läßt kein Loch, keinen Zweig ununtersucht und häkelt mit großem Behagen die jungen Höhlenbrüter, wenn sie ihm nicht unerreichbar tief sitzen, heraus; wie er den Eichhörnchen nachstellt, haben wir bei diesem gezeigt; kurz, der Jäger sieht in ihm einen so gefährlichen Feind, daß er ihm unablässig nachstellt. Neuerdings ist der B. in vielen Gegenden so selten geworden, daß den Staatsforstbeamten sein Fang untersagt wurde, damit er nicht ganz bei uns verschwindet. Der Baummarder ranzt schon im Januar, wobei es zu bissigen Balgereien zwischen den Rüden kommt. Nach neun Wochen bringt die Fähe 3 bis 4 etwa zwei Wochen hindurch blinde Junge, welche sie mit großer Liebe und Sorge hegt und säugt. Sie sind in ihrem Tun und Treiben höchst possierlich und werden so zahm und ihrem Pfleger anhänglich, daß sie ihm wie Hunde folgen; da sie aber ihre Räubernatur doch nicht immer verleugnen, so ist ihre Aufzucht nicht ratsam, so lohnend sie in anderer Hinsicht für den Naturfreund ist.

Jagd, Fang.

Allerdings liefert der glückliche Zufall manchmal einen B. dem Jäger vor die Flinte, einige Sicherheit des Erfolges bietet aber nur eine Neue, welche der Jäger daher nie ver-

säumen sollte. Die Spur des Baummarders hat mit der Spur des Hasen Ähnlichkeit, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie kürzer und breiter ist, außerdem spüren sich Vorder- und Hinterläufe ziemlich gleich lang und breit, während sich bei der Hasenspur die Hinterläufe länger und breiter und die Vorderläufe schwächer spüren. Die Sohlen des B. sind im Winter so stark behaart, daß die Haare die nackten Ballen und Zehen verdecken. In der Regel macht der Baummarder die paarige Sprungspur, wobei er meistens einen der Läufe etwas vorsetzt; es kommt aber auch die Dreitrittstellung und die Spur, welche mit der Hasenspur Ähnlichkeit hat, vor. Beim Hasen kommt die paarige Sprungspur durch Setzen der Läufe nebeneinander nur ganz ausnahmsweise vor. Wenn man in Zweifelsfällen der Spur folgt, so wird man an der paarigen Sprungspur, der ziemlich gleichen Stärke aller vier Läufe und an dem kürzeren, breiten Tritt die Marderspur ansprechen. Bei schwach gefrorener Schneedecke tritt der Hase meistens durch, während der leichte Marder eher von ihr getragen wird. Ist frischer Schnee gefallen, so folgt der Jäger der gefundenen Spur oft sehr weit nach und vertritt sie, um stets zu wissen, von wo er gekommen ist. Dabei muß er aber auf Kreuzspuren achten, die durch Widersprünge entstanden sind, und genau die alte, mit Schnee befallene Spur von der frischen unterscheiden. Hört die Spur auf und findet er einen Aufstieg, so muß er den Baum von allen Seiten genau nach Löchern untersuchen; hat dies kein Ergebnis, so sind die Äste zu prüfen, besonders wo abgefallener Schnee bemerkbar ist, denn häufig hat der B. fortgebaumt, und dann muß der Absprung gesucht, bzw. der Platz umkreist werden, bis die Spur wieder aufgefunden ist. Ist ein solcher Absprung nicht nachweisbar, so erfolgt nochmalige Prüfung der Äste, und mitunter wird man den B. auf einen Ast gedrückt finden, von wo er oft keinen Fluchtversuch macht, sondern den Jäger anäugt. Steckt der B. in einem Baumloch und darf der Stamm nicht gefällt werden, so läßt der Jäger durch einen gewandten Arbeiter den Stamm erklettern, während er selber mit schußbereiter Flinte, neben sich einen auf Raubzeug scharfen Gebrauchshund, das Herausfahren des Marders erwartet. Der Arbeiter muß versuchen, diesen durch Anstoßen mit einer schwachen, biegsamen Rute zum Verlassen des Baumloches zu treiben. Gelingt das nicht, so springt der Marder meistens bald, wenn in die Baumhöhlung schwelender Buchenschwamm geworfen wird. Dieses Ausräuchern ist aber, da der Baumstamm im Inneren weiterbrennen kann, meistens verboten. Auch wenn der Stamm gefällt werden darf, ist der Beistand des vierläufigen Freundes von großem Werte, denn der mit langen Fluchten herausfahrende B. läßt dem Jäger nur wenig Zeit zum Abkommen, während der schnelle, scharfe Hund ihn sicherer fängt oder doch zu Baum treibt, verbellt und seinem Herrn zum bequemen Schuß verhilft. Sitzt der B. in einem Eichhörnchennest, Raubvogelhorst usw., aus welchem mitunter ein Teil der Rute hängt oder der M. zuweilen genäßt hat, so schießt man mit grobem Schrot, möglichst von der Seite, so hinein, daß man das vermutliche Lager trifft. Bei starken und hochstehenden Horsten schießt man gegebenenfalls mit der Büchse.

3. Fluchtspur des Baummarders. (1/10 nat. Gr.)

Den Baummarder fängt man mit Schlagbaum, Knüppelfallen, Tellereisen und in Kastenfallen. Im Schlagbaum, der in Dickungen usw. steht, fängt sich der B. sehr sicher. Als Köder benutzt man einen Vogel, Eichelhäher, ein halbes Eichhörnchen, ein frisches Hasengescheide oder dergl. Apothekerwitterungen, als Moschus, Bisam, Bibergeil, Ambra, Bilsen- und Anisöl, sind wertlos. Der Köder wird ziemlich in die Mitte des Daches, etwa 20 cm von der Oberlatte, gehängt und mit Bindfaden dicht an einer der schwachen Belagstangen befestigt. Wo Mäuse den Bindfaden zerfressen, befestigt man den Köder mit feinem Draht. Da der B. frisches Fleisch lieber frißt als anbrüchiges, so erneuert man den Köder häufiger durch Einhängen von frischen Eichhörnchen usw. Den alten, stinkenden Köder wirft man unter den Schlagbaum. Der scharfe Geruch

ist die beste Witterung für Marder und Iltisse. Zum Fange in Knüppelfallen wirft man dieselben Köder in die Falle oder bindet sie bei Abzugsstellung an den Abzug. Schlagbaum und Knüppelfallen töten der Regel nach den Marder schnell und schmerzlos. Spürt man einen M. im Winter bei Schnee an Orten im Walde, wo weder Schlagbaum noch Knüppelfalle stehen oder passend stehen können, so fängt man ihn mit Tellereisen. Man kann Vogel, Eichhörnchen, Gescheide usw. auch an einen Stock, den man wagerecht in etwa 40 cm Höhe an zwei Bäume nagelt oder festbindet, hängen. Wenn der M. den Köder nimmt, so legt man am nächsten Tage ein Tellereisen, welches man an dem Baum festkettet, da es nicht ausgeschlossen ist, daß sich auch Dachs oder Fuchs in dem Eisen fangen können, die mit dem Eisen möglicherweise einen Bau annehmen. Das Eisen legt man auf 4 kleine Steine direkt unter den Vogel und bedeckt es mit Sand. Über den Sand streut man Blätter oder Nadeln der Umgebung. Der M. fängt sich dabei beim Hochrichten häufig an den Hinterläufen. Wo Diebstahl des M. aus Schlagbaum, Knüppelfalle oder Eisen zu befürchten ist, legt man das Tellereisen in die in den Boden gegrabene Fangkiste. An den Deckel bindet man einen der genannten Köder. In den zum Fange von wilden Kaninchen in die Einfahrten der Baue gelegten Tellereisen fangen sich Baummarder leicht. Ist der Balg im Spätsommer und Frühherbst noch wertlos, so setzt man den in den schwachen Eisen meist wenig beschädigten M. in eine große Kiste, welche vorn mit starkem Drahtgeflecht versichert ist, und füttert ihn so lange, bis er den teuren Winterbalg trägt.

2) Steinmarder. (Mustela foina Briss., Martarus fagorum auct., Mustela martes var. fagorum L.; Hausmarder, Dachmarder). In Gestalt und Stärke steht der Steinmarder dem Baummarder sehr nahe; vielleicht ist er im Durchschnitt etwas schwächer, ohne daß aber dies einen durchgreifenden Unterschied zwischen beiden Arten bildet. Die Gesamtfärbung des St. ist mehr graubraun, was hauptsächlich von der grauen, stark durchscheinenden Färbung der Unterwolle herrührt. Charakteristisch ist die Form des meist weißen, gelegentlich gelblich überhauchten Kehlfleckes, der stets nach den Vorderläufen zu in zwei Gabeläste ausläuft. Die Sohlen sind dünner behaart als beim vorigen, so daß sich die Ballen deutlicher markieren. Über die Gebißunterschiede s. die vorige Art. Farbenabänderungen sind beim St. selten, doch kennt man von ihm Albinos. Die Länge eines ausgewachsenen St. beträgt einschließlich der Rute etwa 70 cm. Er kommt neben dem vorigen vor und hat also dieselbe Verbreitung, ist aber ungleich häufiger und bewohnt mit Vorliebe Gebäude, besonders gefüllte Scheuern und Dachböden; auch im Steingeklüft trifft man ihn an, in hohlen Bäumen aber nur selten. In Parks und ähnlichen in der Nähe von Gebäuden befindlichen Anlagen treibt er sich sehr gern umher, unternimmt aber auch Streifzüge in den Wald und haust dann so wie der vorige. Der Steinmarder gibt zwar in Mord- und Raublust dem Baummarder nichts nach, schädigt aber die Wildbahn insofern weniger, als er sein Wesen mehr in der Nähe von Haus und Hof treibt und daher den Federviehzüchter mehr brandschatzt als den Jäger. Wo er nur den Kopf durchstecken kann, zwängt er den Leib nach, erscheint daher auf ganz unerwartete Weise in den Hühner- und Taubenställen und reißt, was ihm vor sein Gebiß kommt; ja, man kennt Fälle, wo er z. B. in einer Nacht 18 Hühner riß und von diesen allen nur ein einziges fortschleppte. An beputzten Wänden vermag er aufzusteigen, und nur ein breiter Blechbeschlag schützt den freistehenden Taubenschlag vor dem schlimmen Einbrecher. Er ranzt einen Monat später als der Baummarder, also im Februar, doch auch später; die Fähe bringt 3 bis 4 Junge, welche 9 bis 14 Tage blind sind, von der sehr aufmerksamen Mutter bei irgend welcher Gefahr in anderweitiges Versteck getragen und überhaupt während der ersten Monate höchst sorgfältig verpflegt werden. Bei Tage hält sich der Steinmarder meist still, um sich seiner Umgebung nicht zu verraten; wenn aber der erste Stern erscheint, reckt und dehnt er sich und erscheint an irgend welcher Luke, um alsdann auf seinem gewohnten Abstieg sich auf die Reise zu machen. Merkwürdigerweise haben Gewitter einen solchen Einfluß auf ihn, daß er kurz vor und während derselben wie unsinnig umherläuft und dabei öfter zu Schuß kommt. Trifft man die sehr niedlichen Jungen bei ihren Spielen, so werden sie leicht so außer Fassung gebracht, daß sie im starren „Angaffen" ihres Feindes die Flucht vergessen und sich herunterschießen lassen. Die Anwesenheit des Steinmarders verrät sich bald durch dessen stark nach Bisam riechende Losung. Der Steinmarder raubt und frißt alles, was beim Baummarder genannt wurde, ganz besonders auch süßes, getrocknetes Obst, weshalb er Vorratsböden, welche diese Leckereien aufbewahren, wiederholte Besuche abzustatten nie verfehlt.

Jagd, Fang.

Man schießt den Steinmarder gelegentlich bei Mondschein und Schnee besonders in der Ranzzeit, wenn sich mehrere M. untereinander auf Dächern usw. umherbalgen und dabei keckern, außerdem beim sog. Austrommeln.

Hat man durch Spüren bzw. Sehen festgestellt, daß ein S. in einer Scheune usw. steckt, so läßt man, nachdem mehrere Jäger schußfertig das betreffende Gebäude, besonders den Einschlupf beobachten, in dem Raum, in welchem man den S. vermutet, durch Trommeln an Bratpfannen, Blasen, Klingeln usw. recht großen Lärm machen und schießt den vor Angst springenden S. oder läßt ihn von scharfen Hunden fangen und würgen. Das Schießen an Gebäuden, besonders mit Stroh und Rohr gedeckten, in welchen sich die S. mit Vorliebe stecken, ist der Feuergefährlichkeit wegen verboten. Um Steinmarder, welche sich in Scheunen, die mit Stroh oder Rohr gedeckt und mit Stroh, Heu usw. gefüllt sind, in wenig benutzten Gebäuden, alten Kirchtürmen usw. aufhalten, zu fangen, kirrt man sie durch Auslegen von Eiern, Backobst, Ebereschenbeeren usw. in einer Ecke an. Diese Köder kann man auf eine Lage von trockenem Sand oder gesiebtem Kaff legen oder ungefähr 40 cm darüber an einen schräg gestellten Stock, Harkenstiel usw. hängen. Wo der Fang von Katzen gleichgültig ist, was in Scheunen aber wohl selten der Fall sein wird, kann man als Köder auch Hasengescheide, Vögel, Eichhörnchen usw. verwenden. Wenn der Köder vom S. genommen ist, legt man einen kleinen Schwanenhals, das Eisen Nr. 10 oder 10a oder das Tellereisen Nr. 11b zum Fange aus. Den Schwanenhals legt man so, daß die Feder in der Ecke liegt. Die Feder bedeckt man mit Stroh usw., so daß der S. den Abzugsbrocken, Backobst usw. nicht von der Federseite nehmen, das Deckmaterial der Feder aber auch nicht beim Zuschlagen des Eisens zwischen die Bügel kommen kann. Das Tellereisen legt man unter den an dem schräg gestellten Stock, Harkenstiel usw. ungefähr 40 cm hoch hängenden Köder, daß der S. beim Hochrichten, um den Köder zu fassen, auf den Teller treten muß. Die Fangeisen werden mit Kaff, Sand usw. bedeckt. Sie sind anzuketten, damit der gefangene S. nicht mit dem Eisen unter Stroh, Heu, Holz usw. kriechen kann, wo er mitunter gar nicht zu finden ist. Spürt man, daß der S. häufig auf einem Balken entlang läuft, so stellt man auf diesen eine Kastenfalle oder man nagelt an einer passenden Stelle 1 m lange, 4 bis 5 cm hohe Leisten an die Seiten des Balkens und legt zunächst Kaff usw., dessen Herabfallen durch die Seitenleisten verhindert wird, auf den Balken. Später legt man ein oder mehrere angekettete Tellereisen in dies Deckmaterial. Eine Kirrung ist hierbei nicht nötig. Man kann den S. auch in einer Tonne, tiefem Korb usw., die unten mit Kaff oder Sand bedeckt sind, mit Ei, Backobst usw. kirren. Wenn er die Kirrung angenommen hat, legt man das Tellereisen in die Tonne, nachdem man den Köder auf dem Teller befestigte. Beim Sprung in die Tonne fängt sich dann der S. Um das Fangen der in Scheunen nützlichen Katzen zu vermeiden, packt man die Fangkiste bis zu den Löchern an den Giebelenden in Stroh, Heu usw., hängt in der Mitte an den Deckel den Köder, nachdem man mit den beiden Schiebern oder durch Übernageln von Leisten die Einschlupflöcher so verkleinert hat, daß wohl S., aber nicht die Katze mit ihrem dicken Kopfe durch kann, legt nach Abnahme des Köders durch S. das Tellereisen Nr. 11 in die Kiste und bedeckt es mit Sand. Die Kette wird an einer der beiden vorderen Ecken durchgeleitet und der Anker durch Stroh usw. verblendet. Durch den Lederüberwurf wird die Kiste geschlossen und auf den Deckel Stroh, Heu usw. so gelegt, daß nur die beiden Löcher freibleiben. Man kann auch, um Steinmarder zu fangen, zwei lebende Hühner, Tauben, Kaninchen usw. in einer festen Holzkiste, die vorn dichtes, festes Drahtgeflecht hat, so in eine Ecke stellen und bedecken, daß der S. nur vorn an diese Tiere kann. Davor legt man ein oder zwei Tellereisen, die angekettet sein müssen. Wo der S. Gebäude durch Aufsteigen annimmt oder durch Abspringen verläßt, lockert man an der Stelle den Boden, wenn kein Schnee liegt, um genau festzustellen, wo man beim Einbetten des Tellereisens den Teller hinlegen muß. Um das Fangen der Hunde und Hühner zu verhüten, kann man das Eisen während des Tages mit einem Brett bedecken, welches unten zwei Leisten hat, damit der Teller nicht berührt wird. Wo S. auf einer Mauer von einem Gebäude zum anderen laufen, kann das Eisen, wenn es die Beschaffenheit der Mauer gestattet, auf diese an passender Stelle gelegt und mit losem, trockenem Sand bedeckt werden. Die betreffende Stelle darf sich aber nicht durch Erhöhung, Vertiefung oder Farbe und Beschaffenheit der Bedeckung auffällig abheben. Wo S. durch kleine Löcher in Mauern, Zäunen usw. kriechen, stellt man vor die Löcher entweder Kastenfallen oder legt Tellereisen und bedeckt sie mit dem Boden der Umgebung. Da der S. an Gartenmauern usw. von einem Gebäude zum anderen und dicht an den Gebäuden entlang läuft, so empfiehlt es sich, Bretter usw. so gegen die Gebäude oder Mauern zu stellen, daß ein schmaler Gang bleibt. In diesen Zwangspaß stellt man entweder eine Kastenfalle oder man legt angekettete Tellereisen. Damit Hunde und Hühner nicht diesen Gang benutzen und sich fangen, stellt man während des Tages den Ein- und Ausgang zu. Unter solchen Brettern usw. friert das in trockenes

Deckmaterial gelegte Eisen, wenn es gegen Nässe und Frost noch durch über die Bretter gelegtes Stroh oder Rohr geschützt ist, nicht so leicht ein. Um den Fang von Hunden, Hühnern und Katzen ganz zu verhüten, gräbt man die Fangkiste mit Köder am Deckel dicht an der Mauer, den Gebäuden usw. bis zum Deckel ein und legt das Tellereisen hinein. Sperrt man den Raum über und neben der Kiste ganz ab, so bilden die beiden Löcher in der Kiste für den S. einen Zwangspaß. In diesem Falle ist es nicht nötig, Köder an den Deckel zu binden, da sich der S. in dem Eisen beim Hineinspringen in die Kiste doch fängt. Diese Kiste eignet sich auch zum Fange der S., die gern in kleinen Feldhölzern usw. umherlaufen und dort Fraß suchen, indem man die Kiste im Gebüsch, einer Tannendickung, neben Gräben usw. bis zum Deckel eingräbt. An den Deckel bindet man Gescheide, einen Vogel, ein halbes Eichhörnchen usw. und bedeckt die Kiste mit Strauch, Nadeln usw. der Umgebung. Ein Fangen von Hunden, Hasen, Fasanen, Hühnern ist dabei ausgeschlossen. Wie der Baummarder, so fängt sich auch der Steinmarder in Tellereisen, die für den Fang der Kaninchen in den Röhren liegen, und in den im Walde, in Gebüschen, Parks und in Gebäuden aufgestellten Kastenfallen. Die in Holz verkleidete Marderfalle eignet sich ganz vorzüglich zum Fange des Steinmarders in Gebäuden. Streifen und Spannen der Bälge wie beim Fuchs.

Literatur: Brehms Tierleben.

Marderfalle s. *Fallen IIIa, 4.*

markieren s. *zeichnen.*

Markolf s. *Häher.*

Markwart s. *Häher.*

Marzsche Würgefalle s. *Fallen II, 4.*

Märzente s. *Enten I, 1.*

Mast, die dem Wilde Äsung und Fraß bietenden Baumfrüchte, namentlich Eicheln und Bucheln. Diese nennt man auch Obermast im Gegensatze zur Unter- oder Erdmast, welche aus Insekten, anderen Kleintieren, Schwämmen u. dgl. besteht und namentlich den Sauen als Fraß dient.

Mastdarm (Weiddarm), der Endabschnitt des Darmes, der am Weidloch (After) ausmündet.

Mastjahre, solche Jahre, in denen Eichen, Buchen usw. reichlich Früchte bzw. Samen liefern. Die reichliche Äsung kommt dem Wilde sehr zu statten; es ist in M. besonders gut bei Leibe, widersteht besser den Einflüssen des Winters, die Rehböcke setzen gut auf usw.

Maul- und Klauenseuche (Aphthenseuche), eine rasch verlaufende, sehr leicht übertragbare Krankheit der Paarhufer, die sich durch Blasenbildung im Maul und an der Haut zwischen den Klauen kennzeichnet. Sie befällt Rind, Schwein, Schaf und Ziege und geht auch auf Büffel und andere Spalthufer (Hirscharten, Gemse und Schwarzwild) über. Ferner können Renntiere und Kamele an der Seuche erkranken. Auch beim Menschen wurden einzelne Fälle beobachtet. Der Erreger der Seuche ist noch nicht bekannt. Die Ansteckung erfolgt entweder unmittelbar von Tier zu Tier oder durch Zwischenträger. Nach der Ansteckung vergehen gewöhnlich 2 bis 7 Tage, bis die Krankheit zum Ausbruche kommt. Sie beginnt mit Fieber. Die Blasenbildung auf der Schleimhaut des Maules und zwischen den Klauen verursacht den Tieren Schmerz, so daß sie das Futter versagen und lahmgehen. Ein eigenartiger, schmatzender Laut, den die Tiere von sich geben, und heftiges Speicheln sind häufig die ersten erkennbaren Krankheitszeichen. In gutartigen Fällen kann die Seuche in 8 bis 14 Tagen abheilen. Zuweilen treten jedoch Eiterungsprozesse hinzu, so daß bösartige Nachkrankheiten entstehen, die oft langwierig sind und tödlich verlaufen. Einmaliges Überstehen der Krankheit schützt die Tiere oft mehrere Jahre, jedoch wurden auch Ausnahmen hiervon beobachtet. Gewöhnlich heilt die Krankheit ohne weiteres Zutun ab, schwere Fälle bedürfen aber besonderer Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Desinfektion und tierärztlicher Behandlung. Künstliche Ansteckung der noch gesunden Tiere (Notimpfung) empfiehlt sich in verseuchten Beständen, um ein rasches Durchseuchen zu erzielen. Auch Schutzimpfungen sind mit Erfolg ausführbar; vorläufig sind sie jedoch noch zu teuer, um allgemeine praktische Anwendung zu finden. Man beugt der Krankheit dadurch vor, daß man die für die Seuche empfänglichen Tiere möglichst vor der Berührung mit kranken Tieren oder mit Gegenständen, die mit solchen in Berührung gekommen sind, schützt. Die staatliche Bekämpfung der Seuche geschieht nach den Bestimmungen des Viehseuchengesetzes. — Unter dem in Gefangenschaft gehaltenen Wilde ist die Seuche hin und wieder beobachtet worden, einwandfreie Fälle unter dem in freier Wildbahn befindlichen wurden jedoch bisher noch nicht festgestellt. Siehe auch A. Olt und A. Ströse, Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung.

Mäusebussard s. *Bussard 1.*

Mäusefalke s. *Edelfalken II, 2.*

mäuseln, das Nachahmen der Stimme der Maus, um dadurch Füchse, Katzen usw. anzulocken.

Mauser (Rauhe), der in bestimmten Perioden sich vollziehende Wechsel des Gefieders bei den Vögeln, bei welchem die alten Federn ausfallen, um durch neue ersetzt zu werden. Die M. geht stets in symmetrischer

Weise vor sich, so daß die einander entsprechenden Federn der rechten und linken Körperhälfte gleichzeitig gewechselt werden, was man am besten an den Schwungfedern wahrnehmen kann. Bei unseren einheimischen Vögeln pflegt die M. hauptsächlich im Herbst einzutreten, manche Arten haben aber außer der Herbst- auch eine Frühjahrsmauser. Entweder wird das ganze Gefieder gewechselt (totale Mauser) oder nur ein Teil davon. Bei vielen Raubvögeln, besonders bei den großen Arten, geht die M. so langsam vor sich, daß die einzelnen Perioden ineinander übergehen und einzelne Federn das ganze Jahr hindurch erneuert werden. Die Erpel mausern (rauhen) im Sommer und verlieren hierbei die Schwungfedern so rasch nach einander, daß sie eine Zeitlang flugunfähig sind. Außer zur regelmäßigen periodischen Mauserzeit (Rauhzeit) findet auch bei gewaltsam ausgerissenen Federn zu jeder beliebigen Zeit ein Nachwachsen von Federn statt. Bei verschiedenen Vögeln kennt man außer der Erneuerung des Gefieders auch eine Schnabel- und Krallenmauser, so bei Wald- und Schneehühnern. Hierbei wird der hornige Überzug des Schnabels bzw. der Krallen tütenartig abgestoßen und ersetzt.

Mausererpel (Rauherpel), Erpel zur Mauserzeit im Sommer; bei ihm tritt die Mauser so stark auf, daß er einige Zeit gar nicht streichen kann und sich daher sehr still und versteckt hält. Manche Jäger stellen dem M. zu dieser Zeit sehr nach; doch ist dies nur bei sichtlicher Überzahl der Erpel zu empfehlen, zumal diese schlecht und zäh an Wildbret sind.

mausern s. *Mauser.*

Mauserzeit s. *Mauser.*

meckern, ein Ton des Bekassinenmännchens, den es im Balzfluge beim Absturze vermittelst der Stoßfedern hervorbringt.

Meer gehört nicht zum Staatsgebiet, die Jagd auf ihm ist durch die staatlichen Gesetze nicht geregelt und steht daher jedermann frei. Das Staatsgebiet erstreckt sich nur auf das Küstenmeer, dieses reicht von dem niedrigsten Wasserstande der Ebbe bis auf drei Seemeilen. Das Küstenmeer unterliegt der Gesetzgebung des Staates, ebenso wie der Meeresstrand, d. h. die Fläche zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Wasserstande. Der Strand steht im gemeinen Eigentum des Staates, dieser hat dort die alleinige Jagdberechtigung.

Meeradler s. *Seeadler.*

Meerelster s. *Austernfischer.*

Meerforelle s. *Lachse I, 2.*

Meergans s. *Gänse II.*

Meerlerche s. *Strandläufer 1.*

Meerschwalbe s. *Seeschwalben.*

Meerschwalben s. *Möwenartige Vögel.*

Mehrlader s. *Repetiergewehre.*

Meisterjäger, in früheren Zeiten ein Jäger, welcher in seinem Fach hervorragend tüchtig war, hauptsächlich beim Vorsuchen und Bestätigen verwendet wurde und einen höheren Grad bei der Jägerei innehatte.

melden. 1) Wenn der Auerhahn mit dem Balzen beginnt, so meldet er; je nachdem dies eifriger oder launischer geschieht, gut bzw. schlecht. 2) M., im Sinne von *Schmälen* und *Schrecken.* 3) Die Hirsche m., wenn sie in der Brunft zu röhren beginnen.

Menk s. *Nörz.*

Merle s. *Drosseln 5.*

Merlin s. *Edelfalken II, 1.*

Meute, eine Anzahl Hunde, die gewohnt sind, ein Wild gemeinschaftlich zu jagen. Vor allem versteht man die Parforcehunde darunter, von denen in der Regel 50 und mehr zu einer Meute gehören, wenn man sie auch nicht immer gleichzeitig jagen läßt, sondern einen Teil in Bereitschaft und zum Ersatze zurückbehält. Übrigens nennt man heute auch eine geringere Anzahl von Findern und Bracken oder Wildbodenhunden, die zusammen jagen, M. Ihre Anwendung und Führung ist bei den betreffenden Wildarten erörtert.

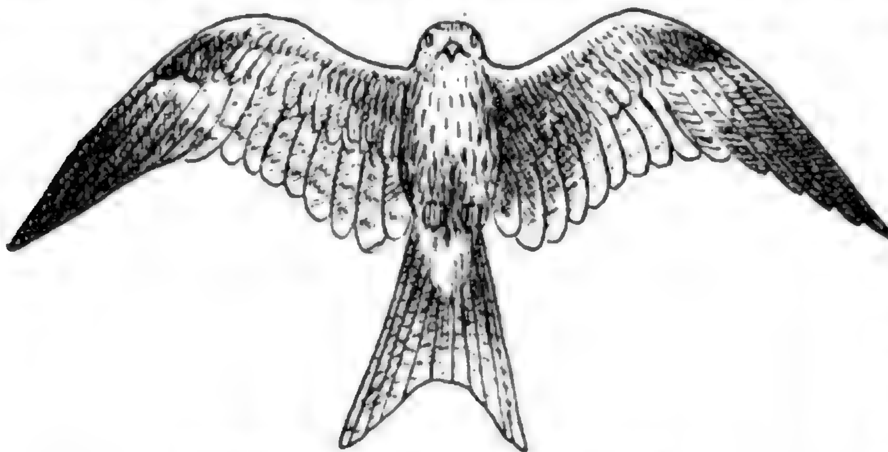
Miete (Schober), an den Fütterungen oder in der Nähe der Wildäcker angelegte Stapelplätze für Laubheu, Topinamburkraut, Futtermais, Rüben und Kartoffeln. Die Schober für Hackfrüchte, Laubheu und sonstige getrocknete Pflanzen müssen durchaus trockene Fundamente haben, weil sonst das Futter durch Nässe leidet und manchmal für das Wild schädlich wird. Sie müssen auch regensicher mit Stroh, Rohr usw. überdacht sein. Man schützt sie vor dem Wilde gegen zu frühzeitige Annahme durch starke Gatter. Die Mieten für Rüben, Kartoffeln, Topinamburknollen usw. erhalten eine Unterlage von trockenem Farnkraut, Kartoffelstroh und ähnlichem billigem Material. Mit denselben Stoffen deckt man sie ein und gibt der M. einen frostsicheren Erdaufwurf. In diesem müssen sich für die Ausdünstung, um Fäulnis zu verhindern, an mehreren Stellen Rohr- oder Strohpuppen bis zu den Vorräten befinden.

Milan (Milvus Cuv.); Gattung der Weihen (Milvinae). Starke Raubvögel mit ziemlich kleinem Kopf und flachem Schädel, aber sehr langen Fittichen; Stoß sehr lang und stets gabelförmig, was bei keinem anderen Raubvogel unserer Heimat vorkommt. Schnabel schwach und verhältnismäßig kurz, mit geringer Zahnausbuchtung; Haken stark gebogen. Mundspalte bis unter die Hälfte des Auges; Nasenlöcher rundlich, schräg, der äußere Rand faltig. Augen graugelblich; Lauf halb befiedert, mit Schildern; Zehen kurz, mit schwachen, wenig gekrümmten

Krallen. 4. Schwinge die längste. Kopf-, Nacken- und Brustfedern adlerartig zugespitzt. — Die M. sind keine schnellen Flieger, ihr Flug aber sieht prächtig aus. Sehr träge, erbetteln sie gern von den Edelfalken den Raub, den sie nur dicht am Boden greifen können. Der Fraß besteht aus Nagetieren, Lurchen, jungem Geflügel, auch kröpfen sie Fische und Aas. Bei uns 2 Arten. ▸◂ 1) roter Milan (Milvus milvus L., M. regalis Briss.; Gabel-, Königsweih).

Beschreibung.

Länge (W.) 66 bis 70, Breite 155 bis 158, äußere Stoßfedern 36, mittlere 29, mithin der Stoß 7 cm tief ausgeschnitten, Schnabel 4, Lauf 7, Mittelzehe 3,8, ihre Kralle 2, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,5 cm. Das Männchen ist um 4 bis 5 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer. Die vorherrschende Farbe des r. M. ist lebhaft rostrot mit dunkelbraunen und schwarzen Zeichnungen, das Auge der jungen Vögel bräunlich-grau, im Alter grünlich-gelb. Schnabel an der Spitze dunkel, in der Jugend hornfarbig-schwarzgrau, im Alter gelblich-weiß, Fänge ockergelb, Krallen schwarzgrau, Lauf bis über die Hälfte befiedert, Hosen lang. Zehen kurz mit sehr dicken, nicht hohen Fangwarzen oder Zehenballen, regelmäßig geschildert; mittlere Zehe mit 13, äußere mit 6, innere und hintere mit meist je 5 Ballen; an der Vorderseite des Laufs sechs große Schilder, dessen Hinterseite und die übrigen Teile des Fanges weiter, bzw. enger genetzt. Der tief gegabelte Stoß macht den r. M. vor allem kenntlich, auch sind die angegebenen Farben stichhaltig, da er nach Alter und Geschlecht nur wenig von dieser Hauptfärbung abweicht. Das alte Männchen ist an Kopf, Nacken und Kehle weißlich mit schwarzgrauen Schaftflecken, Rückenfedern dunkelbraun, rostrot eingefaßt und hell gekantet mit schwarzen Schäften. Bürzel und mittlere Stoßfedern rostfarbig, Randfedern an der schmalen Außenseite schwarzbraun, an der breiten Innenseite dunkel rotbraun, am Rand mit 13 bis 14 dunklen, schmalen Binden, die sich nach unten hin verkürzen. Die Schäfte der Stoßfedern sind oberseits schwarzbraun, unterseits hell rötlich-weiß, die Bänderung der Oberseite schimmert durch. Obere Flügeldeckfedern rötlich-grau mit dunklen, soweit sie bedeckt sind, weißen Schäften. Die bedeckten Teile der größeren Deckfedern weiß, wodurch bei Verschiebung die ganze Färbung ein buntes Aussehen erhält. Handschwingen glänzend schwarz, oberhalb des nicht ausgeschweiften Teils weiß mit dunkler Bänderung, die unteren Flügeldeckfedern am Daumen rötlich mit dunklen und weißen Flecken, sonst weiß. Kehle und Brust hellroströtlich mit großen, braunen, der ganze Leib rotbraun mit dunklen Schaftstrichen. Steißfedern rötlich-weiß ohne Zeichnung. Schnabel gelblich-weiß, Spitze dunkler, Wachshaut gelb. Augen grünlich-gelb. Das alte Weibchen ist durchweg intensiver rotbraun gefärbt, nur Scheitel, Nacken und der untere Teil der Kehle bräunlich, sonst dem vorigen sehr ähnlich. Das Dunenkleid ist auffallend locker und lang, namentlich am Kopf und Hals; letztere sowie die Unterseite weiß, Hinterkopf mit feinem, rostfarbenem Anflug, ganze Oberseite hellgraubraun. Der junge Vogel hat auf Stirn, Scheitel und Hinterkopf graubraune, rötlich geränderte, an den Kielen und Spitzen weiße Federn mit schwarzen Schaftstrichen. Hals-, Brust- und Schulterfedern rötlich-braun mit weißen Spitzen und schwarzen Schaftstrichen. Der ganze übrige Vorderleib rötlichbraun mit weißen Schaftstrichen und Schäften, die kleinen Flügeldeckfedern weiß, die Rückenfedern rötlich hell abgekantet. Der junge Vogel hat ein viel helleres, bunteres Kleid, erhält aber schon in der zweiten Mauser dunkle Schaftstriche; bei der dritten Mauser erhält er das Kleid des alten Vogels. Augen gelblich-grau, Schnabel dunkel horngrau, Wachshaut und Fänge mattgelb. — Die angegebenen Farben wechseln je nach Jahreszeit und Alter, doch ist der rote M. kaum mit anderen Raubvögeln zu verwechseln. Schon sein leichter, schwebender Flug mit eigentümlich winklig gebogenen Flügeln macht ihn in der Luft kenntlich, abgesehen von dem weißlichen Kopf und gegabelten Stoß, den er in fortwährender Tätigkeit als Steuer



1. Flugbild des roten Milans (Breite etwa 150 cm).

braucht, während er wohl eine Viertelstunde ohne Flügelschlag kreist. Seine Stimme, die man nur zur Paarungszeit vernimmt, ist ein angenehm klingendes, trillerndes Pfeifen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der r. M. ist über ganz Europa (nördl. bis 60. Grad) und das benachbarte Asien, auch Klein-Asien und Palästina, verbreitet. In Großbritannien früher zahlreich, jetzt fast ausgerottet; in Deutschland früher häufig, jetzt immer seltener durch vieles Abschießen und Horstausnehmen. Liebt Wärme und ist deshalb für das nördliche Deutschland, dessen wasserreiche Ebenen er gern bewohnt, Zugvogel meist in kleinen Gesellschaften (September-Oktober und März-April). Bei mildem Winter bleibt er bisweilen in Deutschland, sonst überwintert er in Südeuropa und Nordafrika, aber nicht in Ägypten. — Zur Horstzeit sucht er lichte Waldungen, sonst liebt er Feldhölzer als Nachtquartiere, hält sich bei Tage aber am liebsten auf Feldern und Ebenen auf, wo er von einem Pfahl oder Stein herab auf Raub lauert. Der Gang des roten M. ist mehr ein Hüpfen als ein Schreiten, wobei er bald die Flügel zu Hilfe nimmt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Außerordentlich gefräßig, lebt der rote M. von kleinen Nagern, Amphibien und Reptilien, toten und lebenden Fischen, die er von der Oberfläche der Gewässer nimmt, mit Vorliebe von Aas; er kann jungem Geflügel (Fasanen, Enten, Gänsen, Haushühnern) sowie den Bruten von Sumpf- und Feldvögeln, überhaupt der kleinen Jagd, gefährlich werden, wenn ihm gewöhnlicher Fraß mangelt und er Junge zu füttern hat. Ein gefährlicher Räuber ist er jedoch nicht, vielmehr macht er sich durch seine Vertilgung von Nagern und Aas mehrfach nützlich und verdient daher, auch wegen seines immerhin selteneren Vorkommens, Schonung. Der r. M. ist in seiner prächtigen Erscheinung eine Zierde für Wald und Feld. Den Edelfalken jagt er manchen guten Bissen ab, muß aber ihn auch oft den Krähen und Konsorten lassen. Der Herbstzug (September-Oktober) findet in Gesellschaft und ohne Eile statt, da einzelne M. alles sich Darbietende gern mitnehmen und so ein fortwährendes Niederlassen und Aufschwingen entsteht. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm. Sein Horst steht teils auf Laubhölzern, teils auf Kiefern, besteht aus Reisern, Wurzeln, Heidekraut und enthält sonderbarerweise stets Lumpen und Papier. Der alte Horst wird mit Vorliebe wieder bezogen und ausgebessert; die heraushängenden Lumpen usw. kennzeichnen ihn. Das Gelege besteht aus 3 bis 4 Eiern, die kaum von Bussardeiern zu unterscheiden sind, in Form und Größe von 54 : 44 bis 60 : 46 mm wechseln und im unbebrüteten Zustand eine grünlichweiße Grundfarbe mit großen und kleinen, rotbraunen Flecken und Punkten haben, welche zuweilen am unteren Pol kranzförmig auftreten. Die Eier kennzeichnen sich durch eigentümliche feine, braune Striche und Schnörkel, welche aber auch, wenngleich selten, auf Bussardeiern vorkommen. Von Mitte April ab findet man die Gelege, welche in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden; ob von Weibchen und Männchen abwechselnd, ist nicht erwiesen, jedoch soll schon ein Männchen mit Brutfleck geschossen worden sein. Das Weibchen sitzt gegen Ende der Brutzeit sehr fest und streicht erst nach wiederholtem Klopfen vom Horst ab. Das Männchen trägt fleißig Fraß herbei. Die Jungen werden mit Insekten, Fröschen u. dgl. gefüttert, später mit allem, was die Alten erwischen können, zuweilen auch zahmem und wildem Geflügel, jungen Kaninchen, Hasen. Die faulenden Reste des Fraßes bleiben auf dem Rande des Horstes liegen und verbreiten einen widerlichen Geruch, der auch dem erlegten M. anhaftet. So feig der rote M. sonst ist, seine Brut verteidigt er selbst gegen Menschen sehr tapfer; einem am Horstbaum emporkletternden Jungen stieß ein M.-Männchen wiederholt wütend nach dem Kopfe.

Jagd.

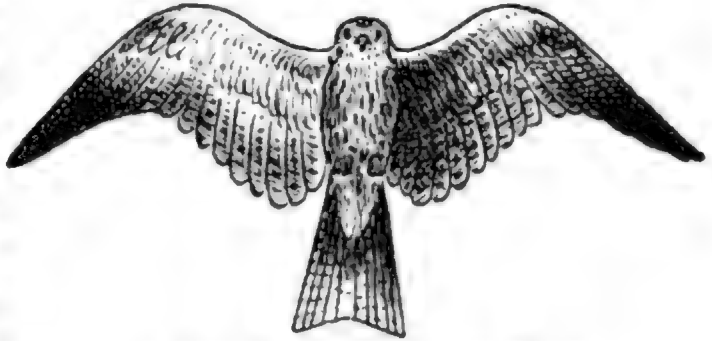
Der rote M. gehört in Deutschland zu den nach dem Reichsvogelschutzgesetz zu schonenden Raubvögeln. — So dreist der M. werden kann, wo er nicht verfolgt wird, so scheu wird er, wenn er Gefahren ahnt. Im Freien ist ihm daher mit dem Gewehre kaum beizukommen, schon auf einige hundert Schritt streicht er ab, so daß sogar ein Büchsenschuß nur wenig Erfolg verspricht. Leichter ist der rote M. in hellen Nächten von einem seiner Schlafbäume herabzuschießen; auch bei trübem Wetter läßt er den vorsichtig birschenden Jäger auf Schußweite herankommen. Um so gründlicher kann man ihn dagegen durch Zerstörung der meist nicht schwer zugänglichen Horste vertreiben und besonders, wenn die Jungen schon eine gewisse Stärke haben, so daß die Alten keine zweite Brut mehr beginnen können. Wirft man dabei die Horste von den Bäumen herunter, so meiden die bisherigen Inhaber diese Gegend in den meisten Fällen für lange Zeit. Auch in Fallen ist der rote M. öfter gefangen worden, so auch im Habichtskorb und Falkenstoß, sofern diese für senkrecht stoßende Vögel durch die Kreuzleinen fängisch gestellt wurden. Mit Erfolg hat man Tellereisen im seichten Wasser gelegt, so daß der M. den Köder vom Land aus nicht erreichen konnte, sondern das Trittbrett berühren mußte. Am gründlichsten bekämpft man ihn aus der Krähenhütte mit dem Uhu,

welchen er sehr feindselig anfällt. Man kann ihn zwar mit Erfolg reizen, muß aber damit innehalten, sowie er heranstreicht, damit sein ungemein scharfes Auge den Betrug nicht erkennt; denn möge er noch so sehr mit dem Uhu beschäftigt sein, die Hütte mit den Schießlöchern läßt er so leicht nicht aus den Augen und streicht bei dem geringsten Verdacht ab. Während der Zugzeit stoßen die einzeln heranziehenden M. selbst dann auf den verhaßten Uhu, wenn sie die geschossenen Kameraden liegen sehen, vorausgesetzt, daß ihnen die Ursache von deren Untergang unbekannt blieb; haben sie aber die Schüsse wahrgenommen, so schwenken sie ab. Bei windigem Wetter stoßen sie am heftigsten. Wo Luder ausgelegt ist, wird man M. selten vermissen, und liegt dies bei einer Hütte, so kann man manchen Schuß auf sie anbringen. Der rote M. war zur Zeit der Falkenjagd ein sehr begehrtes Beizobjekt, denn da er vermöge seines langen Stoßes mit sehr geschickten Wendungen sich lange Zeit die auf ihn geworfenen Falken vom Leibe zu halten verstand, so gab er das herrlichste Schauspiel einer Luftjagd ab, und deshalb wurde er mit dem Namen Königsweih beehrt, den er durch seine sonstigen Eigenschaften keineswegs verdient.

2) schwarzbrauner Milan (Milvus korschun Gm., M. migrans Rchw., M. ater Gmel.; Wasser- oder schwarzer Milan).

Beschreibung.

Länge (W.) bis 60, Breite bis 120, Stoß 28, 2,5 cm tief gegabelt, Schnabel 3,5, Lauf 6,5, davon unbefiedert 3,4, Mittelzehe 3,2, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 1,9, ihre Kralle 2,2 cm (zwischen Außen- und Mittelzehe eine ganz schmale Spannhaut). Das Männchen ist etwa 6 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer als das Weibchen. Das alte Männchen hat auf Kopf und Hals dunkelgraue, schwarz gestrichelte, scharf zugespitzte Federn; Rücken dunkelbraun, graubraun gerändert, der verdeckte Teil der Federn meist mit unregelmäßigen Binden. Die Schwingen unterhalb der Einschnürung schwarz, an den Innenfahnen dunkelbraun. Bürzelfedern dunkelbraun, soweit sie bedeckt sind, weiß; Stoßfedern wie der Rücken, die äußeren mit vielen, wenig kenntlichen Binden; Schäfte grauweiß. Innere Flügeldeckfedern am Daumengelenk rostbraun. Auf Brust und Bauch hell gesäumte, graubraune Federn mit schwarzen, soweit sie bedeckt sind, grauweißen Schäften. Unterleib und Steiß rostbraun mit schwarzen Schäften, Hosen roströtlich. Wachshaut, Mundwinkel und Fänge ockergelb, Bartborsten schwarz zwischen weißen Dunen. Schnabel schwarz, bis unter das halbe Auge gespalten. Iris grünlich-grau. Lauf vorn mit 9 großen, Innenzehe mit 5, Mittelzehe mit 11 bis 12, Außenzehe mit 5 Schildern, der übrige Teil grob genetzt. Sohlen rauh, Ballen nicht sehr dick, Krallen schwarz. Das Weibchen ist auf Kopf und Nacken bräunlicher, im übrigen rötlicher. Der junge Vogel ist im allgemeinen mehr erdbraun mit rostgelblichen Spitzensäumen. Stoßbinden sehr verwaschen; es unterscheiden sich demnach die



2. Flugbild des schwarzbraunen Milans
(Flugbreite etwa 115 cm).

Geschlechts- und Alterskleider nur wenig. Das Dunenkleid ist sehr locker, Oberseite graubraun, Unterseite weiß mit bräunlichem Anflug. Im Flug könnte er zwar bezüglich seiner Stärke und Färbung mit einem Bussard verwechselt werden, doch kennzeichnen ihn der lange Stoß und die schlankeren Flügel mit etwas vortretendem Bug hinlänglich, auch streicht er weit gewandter und viel schneller.

Verbreitung. Aufenthalt.

In Nordeuropa (Schweden, Finnland usw.) nur vereinzelt; mehr Bewohner von Mittel- und Südeuropa, Westasien, Kleinasien bis Palästina, Persien und Turkestan. Im Herbst (September-Oktober) zieht er südlich und überwintert in ganz Afrika (auch Madagaskar). — In Deutschland gehört der schwarzbraune M. zu den Brutvögeln; sein Horstgebiet ist mehr östlich der Elbe (Grenze etwa die Wasserscheide zwischen Elbe und Weser), denn er horstet nur vereinzelt westlich der Elbe (z. B. bei Oschersleben, früher auch zuweilen in der Lüneburger Heide, sogar in Westfalen), häufiger an den ostpreußischen und pommerschen Seenplatten; vereinzelt an den mecklenburgischen und brandenburgischen Seen; im Herzogtum Braunschweig (1909 einmal bei Helmstedt) u. a. Er zieht lichtere Waldungen, besonders Mittelwälder, größeren, dunklen vor; stets aber liebt er Wasser in der Nähe, an dessen Rand er gern fischt. Nur in Nordafrika findet man ihn in trockneren und felsigeren Gegenden. — Bei Tage blockt er auf Erhöhungen, von denen aus er auf Fraß lauert, zur Nacht streicht er dem Walde zu. Viel beweglicher als der rote M., hält er sich nicht so lange an einem Platz auf wie jener.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der schwarzbr. M. unterscheidet sich in seiner Lebensweise nur wenig vom roten M., doch ist er lüsterner nach Fischen (besonders zur Laichzeit) als jener und blockt gern in der Nähe von Fischerhütten, um sich die Abfälle anzueignen. Er vermag auch lebende Fische zu fangen, sofern er nach ihnen nicht tauchen muß, und füttert seine Jungen mit ihnen. Außer Lurchen und Kriechtieren schlägt er junge Hasen, Ziesel, Hamster, Mäuse und raubt Nester aus, so daß er, wo er sich blicken läßt, von den bedrohten oder beraubten Vögeln verfolgt wird. Aas nimmt er so gern wie der rote M. an. Er baut einen verhältnismäßig kleinen Horst am Stamm oder in einer Astgabel, bezieht aber lieber verlassene Horste anderer Raubvögel, so daß sein Horst an den verschiedensten Stellen zu finden ist. Er horstet auch gern in der Nähe, ja selbst mitten in Reiher- und Scharbenkolonien, weil ihm die zahlreichen Abfälle dort bequemen Fraß bieten. Er legt später als der rote M., da er erst nach diesem bei uns ankommt, so daß die Gelege erst mit Ablauf des April fertig sind. Die 3 bis 4 Eier sind von denen des roten M. schwer zu unterscheiden; meist etwas kleiner (53,2 : 42,1 mm), ähneln sie ihnen in Färbung und Gestalt so, daß nur Empfang aus verbürgter Quelle oder eigenhändiges Ausnehmen sichere Gewähr bieten. Der Horst verbreitet durch die vielen faulenden Fischreste oft einen unerträglichen Geruch. Die Jungen haben im Gegensatz zu denen des roten M. eine sehr aufrechte, stolze Haltung und flattern gern aus dem Horst, ehe sie flugbar sind; ist dies der Fall, dann wandert die ganze Gesellschaft aus dem Holz in Felder und Brücher und raubt nun umher, wobei sie auch der kleinen Jagd gefährlich wird.

Jagd.

Bei uns ist der schwarzbr. M. ziemlich scheu, in Ägypten dagegen, wo er sich durch Wegräumen von Auswurfstoffen aller Art sehr nützlich macht und daher nicht verfolgt wird, lebt er inmitten der menschlichen Wohnungen und bestiehlt deren Insassen im Verein mit dem ihm verwandten Schmarotzermilan (M. parasiticus) auf die unverschämteste Weise. Seine in jenen Ländern ihm hoch angerechneten Verdienste fallen bei uns selbstverständlich nicht ins Gewicht, und deshalb wird ihn der Jäger sowohl als auch der Fischer und Landmann, dessen jungem Geflügel er sehr nachstellt, mit Recht verfolgen. Am sichersten geschieht dies am Horste durch dessen Vernichtung, wobei die Alten zu Schuß kommen können. Ist aber eins von ihnen geschossen, was wahrscheinlich am ehesten dem Weibchen begegnen wird, so kommt das Männchen nicht heran, auch dann nicht, wenn es überhaupt Gefahr wittert; es wurde beobachtet, daß der schwarze M. bei solcher Gelegenheit dem brütenden Weibchen hoch aus der Luft Fische in den Horst fallen ließ. Wenn der Brutvogel abstreicht, weiß er geschickt hinter Stämmen Deckung zu nehmen. Vor dem Uhu ist gegen ihn wenig auszurichten, da er diesen nicht sonderlich beachtet und, wenngleich er heranstreicht, doch sich nicht lange aufhält und nicht aufhakt. Im Wasserbömsch, einem Falkenstoß über dem Wasser mit einem Fisch als Köder, auch auf mit einem Fisch beköderten Tellereisen soll man ihn fangen können.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Milzbrand kommt als ansteckende Krankheit außer bei den Haustieren (Rind, Schaf, Pferd, Schwein, Hund) auch bei Elch-, Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild und beim Fuchs vor. Auch Hasen und Kaninchen sind für die Seuche empfänglich. Sie wird durch Bazillen verursacht, die gewöhnlich vom Magen und Darm aus in den Tierkörper eindringen und sich im Blut und in den inneren Körperorganen vermehren. Gelangen die Milzbrandkeime mit blutigen Abgängen oder den Kadavern an M. verendeter Tiere in oberflächliche Erdschichten, so können sie sich, namentlich nach Bildung von Dauersporen, viele Jahre lang ansteckungstüchtig erhalten. Werden nun solche Milzbrandkeime mit dem Futter oder Trinkwasser in mehr oder weniger großer Menge von den Tieren aufgenommen, so rufen sie plötzliche und verschieden heftige Seuchenausbrüche hervor. In einzelnen Fällen stürzen die Tiere wie vom Blitz getroffen nieder und verenden in wenigen Minuten; meist jedoch verläuft die Krankheit in 1 bis 2 Stunden, ausnahmsweise in mehreren Tagen tödlich, sie kann aber auch in Genesung übergehen. Die auffälligste Erscheinung bei den an M. verendeten Tieren ist der Austritt von dunkelrotem Blut aus den natürlichen Körperöffnungen. Bei der Sektion findet man die Milz stark geschwollen und im Inneren zu einem schwarzroten Brei erweicht. Blutige Ergüsse in der Bauchhöhle, im Darm und anderen Körperteilen vervollständigen das Bild des M., dessen Vorliegen durch den mikroskopischen Nachweis der Milzbrandbazillen endgültig bewiesen wird. Behandlung kranker Tiere durch innerliche Anwendung von Desinfektionsmitteln ist empfohlen, kommt aber meist zu spät. Wichtiger ist die Vorbauung, die, wie auch die veterinärpolizeiliche Bekämpfung der Seuche, darin gipfelt, daß Weide und Wasser von der Verunreinigung mit Milzbranderregern durch

unschädliche Beseitigung der Kadaver geschützt werden. Das Fleisch milzbrandkranker Tiere ist geeignet, die menschliche Gesundheit zu schädigen, und darf deshalb, wie auch die Häute solcher Tiere, nicht in Verkehr gebracht werden. In neuerer Zeit sind durch Schutzimpfung gute Erfolge bei der Milzbrandbekämpfung erzielt worden.— Beim Menschen erfolgt die Ansteckung gewöhnlich von Hautwunden aus, die er sich beim Hantieren mit kranken oder an M. verendeten Tieren zugezogen hat. Auch blutsaugende Insekten werden als Zwischenträger der Seuche beschuldigt. In der Regel bilden sich beim Menschen örtliche Milzbrandgeschwüre, die bei rechtzeitiger operativer Behandlung geheilt werden können.

Milzschuß zeitigt ähnliche Erscheinungen wie *Leberschuß.*

Mischbestand s. *Bestand.*

Mistel (Viscum album), eine immergrüne Schmarotzerpflanze auf Kanadischen Pappeln, Weiden, Obstbäumen, Linden, Ebereschen und Weißtannen. Die Äste, Blätter und Früchte behalten große Frische auch im Winter. Sie besitzen einen hohen Gehalt an Stickstoff, Kali, Kalk und besonders Phosphorsäure, so daß sie dem Wilde im höchsten Maße angenehm sind. Die M. ist eine Lieblingsäsung alles Schalenwildes vom Elch bis zum Reh. Selbst sehr heimliches Wild steht nicht selten am Tage in Schlägen mit Mistelsäsung. Für die Winterfütterung ist diese Pflanze vorzüglich geeignet. Wo es viele M. gibt, kann eine planmäßige Fütterung mit ihnen eingerichtet werden. Es ist ein kostenlos zuwachsendes, sehr nützliches Nährmittel für das Wild. Man erntet nur die stärksten Büsche und schont die geringeren. Knaben holen sie mit Haken an federleichten Bambusstangen aus den Wirtsbäumen. Man legt sie in geringen Mengen täglich an den Fütterungen aus. Verfassung, Haar, Kopfschmuck und Jungwild entwickeln sich vorzüglich nach dieser Äsung. Sie ist gleichsam eine Verbindung der Naß- und Trockenfütterung; denn die nahrhafte, fleischige, eigentümlich feste Pflanze enthält viel Vegetationswasser. Ihr alleiniger Genuß hat nicht jene oft tödlichen Durchfälle und verderblichen Verstopfungen wie beim bloßen Äsen von Kartoffeln und Rüben zur Folge. Auch findet keine Überlastung des Verdauungsapparates statt. Leider gelingt die Anpflanzung fast nur durch Drosseln und ähnliche Vögel, sehr selten durch den Menschen.

Mistelstrauch.

Misteldrossel s. *Drosseln 2.*

mitfahren, der Bewegung des flüchtigen Wildes mit dem Gewehre folgen.

mitnehmen. Das M., der Auswurf, am besten aber Einschlag genannt, ein Zeichen der Rotwildfährte; wird als gerechtes Hirschzeichen angesehen. Es entsteht dadurch, daß der Hirsch ein abgetretenes und in der Hohle der Schalen mitgenommenes Stückchen Grashalm an einer anderen Stelle auf wundem Boden im Tritte liegen läßt, es eintritt, einschlägt.

mitschwingen des Gewehres s. *durchschwingen.*

Mittelbär, ein Bär vom vollendeten 3. bis 6. Lebensjahre.

Mittelente s. *Enten I, 2.*

Mitteljagd s. *Jagdeinteilung.*

Mittelsäger s. *Säger 2.*

Mittelschnepfe s. *Schnepfen II, 2.*

Mittelsproß, das Ende am Hirschgeweih, welches zwischen Augen- und Eissproß, wenn letzterer vorhanden, oder der Krone (bei den Damhirschen der Schaufel) ziemlich in der Mitte der Stange steht.

Mitteltücher (Dänische Tücher) sind etwas niedriger als die hohen T. Sie genügten aber allen Zwecken, waren leichter, besser zu handhaben und daher beliebter als die hohen Tücher (s. a. *Tücher*).

Mittelwald s. *Betriebsart.*

Mohrenhuhn s. *Wasserhuhn.*

Mohrenkopf s. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Mohrrübe s. *Hackfrüchte.*

Mönch, selten für *Kahlhirsch.* — S. a. *Gänse II, 2.*

Mönchsgeier s. *Geier II, 3.*

Mond, halber s. *Flügelhorn.*

monströs s. *widersinnig.*

Moorente s. *Enten II, 1, 4* und *III, 1.*

Moorfuchs s. *Fuchs.*

Moorgans s. *Gänse I, 2* und *II, 2.*

Moorhuhn, schottisches s. *Schneehuhn 1.*

Moorkiefer s. *Nadelhölzer.*

Moorschneehuhn s. *Schneehuhn 1.*

Moorschnepfe s. *Schnepfen II, 2.*

Moosbeere s. *Beerensträucher.*

Moosente s. *Enten I, 1.*

Mordfalle s. *Fallen II, 3.*

Morgenbalz, die Balz am Morgen im Gegensatze zur Abendbalz.

Mornellregenpfeifer s. *Regenpfeifer 5.*

Möwenartige Vögel (Laridae), eine Familie aus der Ordnung der Langschwinger oder Seeflieger (Longipennes). In der Bezeichnung Langflügler oder, nach Brehm, Seeflieger liegt ihre wesentliche Charakteristik: Die sehr langen und spitzen Flügel überragen meist den Stoß; Vorderzehen durch ganze Schwimmhäute verbunden; die hoch eingelenkte, den Boden nicht berührende Hinterzehe ist frei. Der scharf gerandete Schnabel endet an der Spitze hakenförmig; wo die Unterkieferäste zusammenstoßen, findet sich ein nach unten vorspringender Winkel. Die Ruder stehen ziemlich in der Mitte des Rumpfes, weshalb die Langflügler nicht ungeschickt gehen. Die Färbung der alten Vögel setzt sich aus Weiß und Silber- oder Schiefergrau zusammen, wogegen die Jugendkleider dunkel meliert und gescheckt sind. Die Lariden sind äußerst gewandte und schnelle Flieger, wie es eben ihr Geschäft erheischt; über die Maßen gefräßig, sind sie stets mit der Füllung des Magens beschäftigt, und da heißt es oft schnell und geschickt nach dem Fisch oder Weichtier stoßen, wenn die abrollende Welle das Riff für einen Augenblick bloßlegt. Sie fassen ihren Fraß durch Stoßen mit dem Schnabel, und da sie dabei gelegentlich stark eintauchen, hat man sie Stoßtaucher genannt, obgleich ihnen das eigentliche Tauchvermögen abgeht. Die Lariden leben gesellig, kaum wird jemand eine einzelne Möwe gesehen haben, es sei denn eine ins Binnenland verstrichene; ihr Element ist die See, welche von manchen nur zum Brüten verlassen wird, sonst ziehen sie ruhelos von Pol zu Pol. Es gibt unter ihnen auch raubgierige Arten, die sog. Raubmöwen, die als echte Räuber nicht nur den anderen die junge Brut entführen, sondern auch als Raubschmarotzer die schwächeren zwingen, die Beute fallen zu lassen, welche sie dann geschickt auffangen. Sie bringen sogar durch unablässiges Bedrängen ihre Feinde dahin, die schon verschluckte Beute wieder auszuspeien, um ein ekelhaftes Nachmahl zu halten. Nur ihre Eier sind zu gebrauchen, die Federn saugen sich bald voll Tran und sind nicht besonders geachtet; das Wildbret ist gänzlich ungenießbar, und wenn sie mithin den Jäger im allgemeinen wenig interessieren, muß dieser doch Naturfreund und -forscher genug sein, um ihre hauptsächlichsten Formen zu kennen oder kennen zu lernen, mit denen wir uns hier auch nur befassen können.

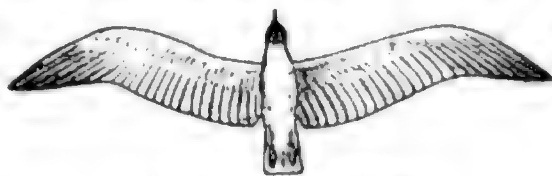
I. Gattung: Eigentliche Möwe (Larus L.).

Schnabel sehr stark, mit einer ununterbrochenen Horndecke bekleidet; Oberkiefer an der Spitze hakig abwärts gebogen, Unterkiefer mit stumpfem Winkel nach oben, vom vorigen überragt; die Firste tritt in die Stirnbefiederung ein und bildet dadurch seitliche Federschneppen. Schneiden sehr scharf, Rachen bis an das Auge gespalten, Nasenlöcher meist auf der Mitte des Schnabels in länglichen Gruben, Zunge oft zweispitzig. Die drei Vorderzehen mit vollen Schwimmhäuten; erste Schwinge die längste. Stoß nicht gabelförmig.

Bei fast allen Möwenarten ist die Lebensweise so ziemlich gleich, alle sind sie Fleischfresser und huldigen dem Wahlspruch:

Je mehr, desto besser! — auf die Qualität kommt es ihnen weniger an. In erster Reihe fressen sie Fische, welche der Oberfläche des Wassers nahekommen, und die sie mit großer Geschicklichkeit mit dem Schnabel fangen. Wenn sie aber bei stürmischem Wetter, das die Flut trübt und die Fische auf den Grund treibt, diesem Geschäfte nicht nachgehen können, so drängen sie sich auf den Riffen zusammen und fischen nach den durch Abrollen der Wellen sichtbar werdenden Weichtieren, kleinen Muscheln usw. oder suchen am Strande nach totem Auswurf des Meeres, denn sie sind sämtlich arge Aasfresser. Anhaltende Stürme bringen ihnen daher manche Fasttage; mit schrillem, hungrigem Geschrei begleiten sie dann das Getose der Wogen über der Brandung und geben dem Aufruhr der Elemente eine drastische Staffage. Auf die Fischerei in der offenen See hat ihr Auftreten natürlich keinen fühlbaren Einfluß, die waltende Hand der Natur gleicht hier aus; in Binnengewässern aber, in welchen man auf den Fischbestand Wert legt, sind sie keineswegs bedeutungslos, daher den Fischern und Fischzüchtern sehr verhaßt, die durch Wegnahme der Eier an ihnen Vergeltung üben. Dagegen schaffen sie, wo sie im Binnenlande brüten, auch nicht unerheblichen Nutzen, denn scharenweise fallen sie auf den frisch gepflügten Äckern ein und verzehren alles, was Gewürm heißt, in der gerade vorhandenen Menge, folgen auch vertraut und dicht gedrängt dem pflügenden Landmann und verschlingen mit Behagen die aufgewühlten Engerlinge oder haschen nach Mäusen. Vom ästhetischen Standpunkte sind sie eine große Zierde der Gewässer, stechen mit ihrem meist blendend weißen Gefieder höchst lebensvoll von der blauen Flut ab, und selbst das schrille, einem schwachen Ohr allerdings unangenehme Gekreisch gehört zur Romantik der brausenden See. Den Bewohnern mancher nordischen Insel sind die brütenden Möwen eine erhebliche Quelle von Geldeinnahme und Nahrung, sie leben zeitweise von den Eiern, verkaufen sie massenweise und legen solchen Wert auf die Erhaltung dieser Mitbewohner ihrer Felsengestade, daß das Wegnehmen der Eier polizeilich geregelt ist und nur in einem gewissen Maß betrieben werden darf, weil sonst die Brutvögel diese Plätze für immer oder doch auf lange Zeit verlassen würden. Möweneier kommen als Nahrungsmittel weit ins Binnenland hinein, wo sie als eine beliebte, sehr nahrhafte Speise gern gekauft werden. Auf diesen Felseninseln brüten die Lariden oft dicht gedrängt aneinander, denn der verfügbare Boden ist dort knapp und die Schar der brütelustigen Vögel Legion.

1) Lachmöwe (Larus ridibundus L., Xema ridibundum et pileatum Brehm, Croicocephalus ridibundus Eyton; gemeine, rotfüßige, braunköpfige, schwarzköpfige Lachmöwe, Mohrenkopf, Hutmöwe, Kapuzinermöwe, Speckmöwe). Länge 37 bis 42, Stoß 8,5, Schnabel 3,3, Lauf 5 cm. Schnabel verhältnismäßig schwach, an der Spitze sehr wenig gebogen, nach dem Alter von trüb fleischfarbig bis hochrot; Nasenlöcher ritzförmig, in der Wurzelhälfte; die Schwingen weit länger als der Stoß. Im Sommerkleide Kopf kaffeebraun, vorn bis an die Gurgel, hinten mit dem Schädel abschneidend, dicht hinter dem Auge ein kleiner, weißer Fleck, Vorderseite und Stoß weiß, Mantel graubläulich, Schwingenspitzen schwarz, Ruder kirschrot, Iris braun. Im Winterkleide Kopf weiß, auf dem Ohr und vor dem Auge je ein dunkles Fleckchen. Schnabel und Ruder heller rot. Im Jugendkleide sind Gesicht, Oberhals, Bauch und Bürzel weißlich,



1. Flugbild der Lachmöwe
(Breite etwa 90 cm).

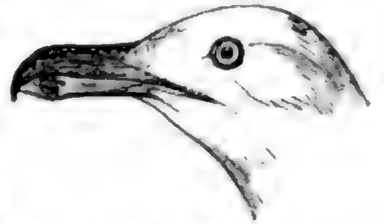
die Oberseite erdbraun mit helleren Flecken und Säumen, der Stoß mit breiter, schwarzbrauner Endbinde. Schnabel fleischfarbig, nach der Basis hornbräunlich, Ruder blaß fleischfarbig. Schon im ersten Winter treten hellgraue Federn im Mantel auf, aber noch im zweiten Sommer finden sich dort einzelne bräunliche Federn. Die L. bewohnt süße Gewässer und nistet an unseren bewachsenen, schlammigen Wasserflächen. Ihre Heimat reicht vom südlichen Norwegen durch ganz Europa und das gemäßigte Asien. Durch Vertilgen von Ungeziefer, das sie u. a. auch wie die Krähen dem Pfluge folgend aufliest, wird sie sehr nützlich, weshalb sie auch durch das Vogelschutzgesetz geschützt wird. Die drei Eier, 56 : 36 mm groß, von einfarbig bläulichweiß bis zu braungelb mit dichten, dunklen Flecken schattiert. Im März und Oktober zieht sie, oft in einem Winkel geordnet.

2) Sturmmöwe (Larus canus L., L. procellosus Bechst., L. cyanorhynchus M. et W.; Wintermöwe). Länge 40,5, Stoß 13,3, Schnabel 3,7, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Schnabel stark, etwas hakenförmig gebogen, an der Vorderhälfte gelb, an der Wurzelhälfte bei Alten grünlich-gelb, bei Jungen bläulich, Rachen hochgelb. Im Sommerkleide der Mantel bläulich-grau, die

Handschwingen schwarz mit weißen Spitzen, die ganze übrige Färbung glänzend weiß. Ruder gelblich. Iris dunkelbraun. Im Winter finden sich auf der Oberseite, besonders auf Kopf und Nacken, matt braungraue Flecken. Im Jugendkleide ist der Kopf grauweiß, vor dem Auge ein dunkler Fleck, auf Scheitel und Nacken dunkel gestrichelt, Rücken und Flügel graubraun mit dunkleren Schäften und hellen Säumen, Handschwingen schwarzbraun, Mittel- und Hinterschwingen braungrau, Stoß weiß mit dunklem Saum. Die St. ähnelt ganz außerordentlich der Silbermöwe (s. 4), von der sie sich aber stets durch ihre geringere Stärke unterscheiden läßt. 2 bis 3 Eier, 58 : 42 mm groß, auf grauem, gelblichem, auch rötlichem Grunde mit grauen Schalenflecken und schwarzbraunen Flecken und Punkten, manchmal Schnörkeln, gezeichnet. Sie bewohnt als Brutvogel den Norden von Europa und Asien, ist an den Nord- und Ostseeküsten gewöhnlich, häufig in Schweden und Rußland. Binnengewässer sucht sie nur im Notfall auf, doch findet man nach stürmischem Wetter nicht selten St. im Binnenlande, meilenweit von der Küste.

3) **Heringsmöwe** (Larus fuscus L., Leucus fuscus Kaup., Larus flavipes Meyer; kleiner Schwarzmantel, gelbfüßige Möwe). Länge 51,5, Stoß 13,7, Lauf 6, Schnabel 5 cm. Die Schwingen überragen den Stoß fast um dessen Länge. Im Alter sind Mantel und Schwingen vorherrschend grauschwarz, alles übrige weiß, Schnabel hochgelb mit rotem Fleck an der Spitze, Iris schwefelgelb mit rötlichen Lidern. Im Winterkleide auf Kopf und Nacken gestrichelt. In diesem und dem Jugendkleide vor dem Auge ein dunkles Fleckchen; in letzterem die Oberseite dunkel braungrau mit hellen Säumen, die Unterseite weißlich mit sparsamen Flecken, Handschwingen braunschwarz, Stoß hell und dunkel gefleckt. Schnabel schwarzgrau, Ruder trüb fleischfarbig, im Alter schön gelb. Heimat der höhere Norden von Europa, von welchem sie im Winter an unsere Küste kommt; auch einige Stellen des Mittelmeergebietes beherbergen sie. 2 bis 3 Eier, den vorigen ähnlich, grobkörnig, 67 : 47 mm groß.

4) **Silbermöwe** (Larus argentatus Bruenn., Laroides argentatus Brehm, Glaucus argentatus Bruch.; Blaumantel, große Sturmmöwe, große Silbermöwe). Länge 57,5 bis 62, Stoß 16,5, Schnabel 5,4, Lauf 6 cm. Schnabel in der Jugend bräunlich, im Alter gelb mit rotem Fleck am Unterkieferwinkel; die Ruder gelblich fleischfarben. Im Sommerkleide ist die Färbung vorherrschend weiß, Mantel aschblau, die größeren Schulter- und hintersten Schwungfedern mit weißen Kanten. Die Spitzen der großen Schwungfedern z. T. schwarz. Im Winterkleide sind Kopf und Hals graubraun gefleckt, vor dem Auge ein schwarzer Flecken. Im Jugendkleide ist der Mantel graubraun mit hell rostfarbigen Flecken, im übrigen trübweiß mit graubraunen Längs- und Querflecken, auf dem weißen Stoß schwarzbraune Zickzackflecken. — Die Silbermöwe ist ein nordischer Vogel der ganzen Alten Welt und geht weit über den 66.° nördl. Br. hinaus; gleichwohl gehört sie zu den großen Möwen, welche sich noch am häufigsten auf umfangreichen, offenen Binnengewässern sehen lassen, und sie überwintert nicht ungern an den norddeutschen Küsten, von wo aus sie dem Laufe größerer Ströme ins Binnenland folgt. Ihre Nistplätze sind auf den Inseln und Küsten der Nordsee, wie namentlich bei List auf Sylt, wo die Wegnahme ihrer Eier früher den Einwohnern ein gewinnbringendes Gewerbe war; an den deutschen Ostseeküsten brütet sie fast nirgends. In den gänzlich kunstlosen Nistvorrichtungen findet man zu Ende des Mai 2, selten 3 Eier, 70 : 50 mm groß, von gelblicher oder gräulicher Grundfarbe, dunkel gefleckt, doch auch ganz einfarbig bläulich-grün, überhaupt sehr wechselnd in der Färbung. Ihr Geschrei klingt wie „Kjau-kjau“ oder in der Erregung wie ein lachendes „Jajajajaja“. Sehr neugierig, d. h. in ihrer menschenleeren, nordischen Heimat, kommt sie dem Jäger entgegengestrichen und zu Schuß, wenn er ganz still verharrt oder sich niederlegt. Hat sie aber ihren Feind erkannt, so hört diese vertrauensselige Neugierde sehr bald auf. Sie folgt den Heringszügen und verrät diese dadurch den Fischern; den Abfällen von der Fischerei stellt sie gierig nach, wobei sie sehr dreist ist.


2. Kopf der Silbermöwe.

5) **Eismöwe** (Larus glaucus Bruenn., Leucus glaucus Kaup., Laroides glaucus Bruch; Bürgermeistermöwe, große nordische Möwe). Länge 62 bis 70, Stoß 11,8, Schnabel 6,8, Lauf 7 cm. Die ganze Oberseite bläulich-grau, Unterseite weiß, der ganze Vogel ohne jede dunkle Färbung, auch die Schwungfedern ohne Schwarz. Flügel länger als der Stoß, Schnabel mit hakenförmiger Spitze, in der Jugend schwärzlich, im Alter gelb mit rotem Fleck am eckigen Unterschnabel; Iris in der Jugend braun, im Alter gelb, Ruder dementsprechend fleischfarbig bis gelblich. Im Winter sind Kopf und Hals bräunlich gestrichelt. Das Jugendkleid ist hell bräunlich

meliert und gefleckt. Die E. gehört noch ausschließlicher dem Norden an als die vorige und kommt nur selten an die deutschen Küsten, etwas häufiger an die Nordsee als an die Ostsee, ins Binnenland wohl niemals; auch sind diese meist verschlagenen Vögel hauptsächlich junge, welche an dem trüberen Weiß und der grauen Fleckung bald zu erkennen sind. Ihre Stimme klingt wie „Jajag-jajag" oder „Kuü-kuü" und besonders kläglich, wenn sie ihre Brut gefährdet sieht; sie ist die stete, treue Begleiterin der nordischen Seefahrer, Walfänger usw., auf deren Abfälle sie begierig lauert.

6) Mantelmöwe (Larus marinus L., Dominicanus marinus Bruch; Schwarzmantel, große Heringsmöwe, Riesenmöwe). Länge 65,5 bis 70, Stoß 18, Schnabel 6, Lauf 6,8 cm. Mantel und Schwingen alter Vögel grauschwarz, Ruder fleischfarbig, die Flügel übertragen nur wenig den Stoß. Der sehr starke Schnabel mit großem Haken im Alter gelb mit rotem Fleck am Unterkieferwinkel, in der Jugend grauschwarz; Iris je nach dem Alter von Braun bis lebhaft Gelb. Das Gefieder gleicht fast ganz dem der Heringsmöwe, doch ist die M. von jener durch die bedeutendere Stärke und die viel kürzeren Flügel sicher zu unterscheiden. Sie ist ein nordischer Vogel, der auf den klippigen Gestaden vieler Nordseeinseln, jedoch nicht auf deutschem Gebiete, brütet. Junge und Alte kommen nicht selten gegen Winter zu uns. 2 bis 3 Eier, 75 : 55 mm groß, wie die der vorigen; manchmal sind sie fast einfarbig gelblich-grün, am oberen Teile rötlich abschattierend mit dunklen Flecken.

7) Zwergmöwe (Larus minutus Pall., Xema minutum Boie, Croicocephalus minutus Eyton; kleine Möwe, Zwergschwalbenmöwe). Länge 28, Stoß 8, Schnabel 2,4, Lauf 2,6 cm. Außenfahne der ersten Schwinge schwarz, alle Schwingen grau mit weißen, schwärzlich geränderten Spitzen, Unterseite der Flügel dunkler als die Oberseite; Schnabel dunkelbraun bis schwarz; kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; Ruder rot. Im Sommerkleide ist der ganze Kopf tiefschwarz, der Mantel bläulich-grau, Unterseite und Stoß weiß, ersterer mit rötlichem Anfluge. Im Winterkleide vor dem Auge und auf dem Ohr ein dunkler Fleck, Hinterkopf und Nacken aschgrau. Im Jugendkleide der Rücken braun mit hellen Säumen. Das östliche und südöstliche Europa sowie das gemäßigte Asien sind ihre Heimat; sie nistet auch bei uns an der Weichsel, Oder und Elbe. Meist 3 Eier, 31 : 23 mm groß gelblich oder graubräunlich, zuweilen auch grünlich mit dunkler Fleckung; den Eiern der Flußseeschwalbe zum Verwechseln ähnlich.

II. Gattung: Dreizehenmöwe, Rissa.

Kenntlich an der ganz verkümmerten, stummelförmigen oder fehlenden Hinterzehe. Lauf viel kürzer als die Mittelzehe ohne Kralle.

1) Dreizehige Möwe (Rissa tridactyla L., Larus tridactylus L., Gavia tridactyla Boie; Stummel-, Winter-, Eis-, Fischer-, Haffmöwe). Länge 37 bis 41, Stoß 12, Schnabel 3,5, Lauf 3 cm. Im Sommerkleide ist der Mantel lebhaft graublau, die Spitzen der vier vordersten Handschwingen schwarz, die Fahne der vordersten mit schwarzem Außenrande, die fünfte und sechste Schwinge mit weißen Spitzen, die übrige Färbung weiß. Das Winterkleid unterscheidet sich durch grauen Hinterhals, einen dunklen Fleck vor dem Auge und einen größeren grauen auf dem Ohre. Der Mantel des Jugendkleides ist viel dunkler, auf Rücken und Schultern schwärzlich gefleckt, die kleinen Flügeldecken schwarzbraun, Kopf, Hals, Unterseite weiß, auf dem weißen Stoß ein dunkler Saum, die Flecke vor dem Auge und auf dem Ohre wie im Winterkleide, im Nacken ein schwarzer Streifen, Handschwingen mit schwarzen, Armschwingen mit weißen Spitzen. Der Schnabel je nach dem Alter dunkelgrünlich bis gelb, Ruder rötlichgrau bis rotbraun. Die 2 bis 3 Eier sind 61 : 48 mm groß, auf olivenbräunlichem oder mehr weißlichem Grunde mit grauen und dunkelbraunen Flecken besetzt und rundlich. Sie lebt vom höchsten Norden beider Erdhälften bis nach Schottland, den skandinavischen Küsten, Nordrußland usw., nistet auf den Felsen der nordischen Inseln und Küsten in großen Scharen und kommt auch im Winter in stärkeren Flügen an unsere Küste sowie bis nach Afrika.

Einige seltene hochnordische Möwen, z. T. besonderen Gattungen angehörig, sollen hier wenigstens kurz erwähnt werden, da sie vereinzelt bei uns beobachtet worden sind.

2) Die Elfenbeinmöwe (Pagophila eburnea Phipps) ist alt ganz weiß, auch auf dem Mantel, jung schwarz gefleckt. Schnabel der Alten grünlich-grau mit gelber Spitze, der Jungen schwärzlich; Ruder schwärzlich. Länge etwa 40 cm, Schnabel 3 cm.

3) Schwalbenmöwe (Xema sabinii Ross; gabelschwänzige Möwe); kenntlich an dem stark gegabelten Stoß. Bei den Alten im Sommer Kopf und Oberhals grauschwarz, unten von einem schwarzen Ring begrenzt, Mantel aschgrau, die großen Schwungfedern zur Hauptsache schwarz, das Übrige weiß. Schnabel schwarzbraun mit gelber Spitze, Ruder schwarzbraun. Kopf im Winter weiß und grau gefleckt; bei den Jungen Oberseite graubraun, rost-

farbig und schwärzlich gezeichnet. Länge reichlich 30 cm.

4) Rosenmöwe (Rodostethia rosea Macgr.). Stoß keilförmig, seine mittleren Federn länger als die äußeren. Weiß mit grauem Mantel, schwarzem Halsring, z. T. schwarzen Handschwingen und rosenfarbenem Anflug am Rumpf. Schnabel schwarz, Ruder rot. Im Winter ohne Halsring; ebenso bei den dunkel gefleckten Jungen. Polargegenden Asiens und Nordamerikas. Länge 30, Schnabel 2, Lauf 3 cm.

III. Gattung: Raubmöwe (Stercorarius).

Schnabel mäßig stark, an der Spitze hakenförmig gebogen; die Wurzelhälfte des Oberschnabels mit einer von der Spitze abgesonderten Horndecke bekleidet; die Nasenlöcher liegen vor der Mitte des Schnabels; die beiden mittelsten Stoßfedern sind verlängert. Krallen spitz und stark gekrümmt, raubvogelartig. Alle Raubmöwen haben einen eigentümlich stoßweisen und unsteten Flug, lange, spitze und schmale Flügel und streichen mehr, als sie schwimmen und laufen. Ihr Gefieder ist zur Hauptsache dunkelfarbig. Sie jagen nicht nur anderen Seevögeln ihre Beute ab, sondern greifen auch schwächere Tiere an, auch rauben sie Eier und Junge aus Nestern.

3. Kopf einer Raubmöwe.

1) Große Raubmöwe (Stercorarius catarrhactes L., Catarrhacta skua Steph., Lestris skua Brehm; größte Raubmöwe, Skuamöwe). Länge 55, Stoß 15,5, Schnabel 5,2 (im Bogen), Lauf 7 cm. Auf dem Flügel vor den großen Schwingen ein länglicher, großer, weißer Fleck, mittlere Stoßfedern nur wenig verlängert, an den Spitzen abgestutzt; der starke Schnabel ist vor dem Haken etwas aufgeschwungen, dunkelbräunlich mit schwarzer Spitze; Ruder dunkelgrau bis schwarz mit raubvogelartigen, scharfen, gekrümmten Krallen; Iris braun. Gesamtfärbung ein düsteres Braun, auf der Oberseite mit dunkel rötlich-gelben Schaftflecken. Ihre Heimat sind die Felsengestade des Nordens beider Hemisphären, sie wird selten zu uns verschlagen. Ihre Nahrung bilden alte und junge Vögel, Fische und Seetiere; sie nötigt durch Mißhandlungen andere Möwen, ihr den Fraß abzutreten. Die 2 Eier sind 68 : 48 mm groß, olivengelblich oder grünlich mit grauen und bräunlichen, verwaschenen Flecken.

2) Schmarotzerraubmöwe (Stercorarius parasiticus L., Catharacta parasitica Bruenn.; Schmarotzermöwe, gemeine Raubmöwe). Länge 50 cm bis zur Spitze der äußeren Stoßfedern, Stoß 12,5, Schnabel 3, Lauf 4,4 cm. Hauptfärbung fahlbraun, die mittleren Stoßfedern bis 9 cm verlängert, an den Enden schmal zugespitzt, bei jungen Vögeln weniger. Eier wie die der vorigen Art, doch nur 54 : 42 mm groß. Auch die S. ist ein durchaus nordischer Vogel, der sich aber, wenn auch selten, doch häufiger bei uns blicken läßt als die anderen.

3) Mittlere Raubmöwe (Stercorarius pomarinus Temm., Lestris pomarina Vieill., breitschwänzige Raubmöwe, Spatelmöwe). Länge bis zur Spitze der äußeren Stoßfedern 44 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 5 cm. Die mäßig verlängerten, mittleren Stoßfedern sind am Ende abgerundet, nicht zugespitzt. Im Sommer Oberseite dunkel nußbraun, Ober- und Vorderkopf fast schwarz, Kopf- und Halsseiten gelblich, Unterseite sonst weißlich, an den Hals- und Rumpfseiten dunkel gebändert. Schnabel blaugrau, vorn schwarz, Ruder blaugrau mit dunklen Schwimmhäuten. Winterkleid ähnlich, an den Weichen und Stoßdeckfedern helle Flecken. Jugendkleid düster graubraun, z. T. mit helleren Federsäumen. Heimat der hohe Norden beider Erdhälften, bei uns sehr selten im Winter.

4) Kleine Raubmöwe (Stercorarius cepphus Bruenn., Lestris cepphus Keys. et Blas., langschwänzige, lanzettschwänzige Raubmöwe). Kenntlich an der geringen Größe. Länge 35 bis 38, Schnabel 2,5, Lauf 3,5 bis 4 cm. Mittelste Stoßfedern schmal und spitz, 12 bis 15 cm länger als die anderen; Schäfte der 4 bis 6 ersten Handschwingen weiß. Die alten Vögel treten in einer hellen und einer dunklen Form auf. Bei der ersteren ist die ganze Unterseite vom Kopf an weiß, an den Weichen grau, Mantel dunkel braungrau, ebenso Oberkopf und Stoß. Die dunkle Form ist auch an der Unterseite düster braungrau. Schnabel bräunlich, Ruder blaugrau mit dunklen Schwimmhäuten. Die jungen Vögel sind düster gefärbt, oben mit rostfarbenen Säumen. Heimat der Norden der Alten und Neuen Welt, südlich bis Nordschottland; bei uns unregelmäßiger Wintergast an den Küsten.

Jagd. Fang.

Aus den vorstehenden Schilderungen wird der Jäger schon entnommen haben, daß diese Vögel eigentlich nur wenig sein Gebiet berühren; sie lohnen einen geregelten Jagdbetrieb eben nicht. Während der Brütezeit

sie zu schießen, wird dem echten Weidmann widerstreben, zumal er auch mit der Beute nichts anzufangen wüßte, und außerhalb derselben, auf dem Zuge bei uns, sind die M. scheu und verlangen vermöge ihres dichten Gefieders einen sehr derben Schuß. Wo, wie an öden Strandflächen, nur wenig Menschen verkehren, streichen die Möwen neugierig dem Jäger entgegen, der nun seinerseits, wenn er nicht sehr erfahren im Abschätzen der Entfernung ist, meist zu früh schießt, so daß wohl die Schrote gegen den Vogel prallen, dieser selbst aber wohlbehalten und schleunigst umkehrt, um nicht wiederzukommen. Kann man sich verdeckt und unter Wind anschleichen, so glückt wohl ein Schuß; doch steht dann der ganze Flug schnell auf und streicht ab. Aber selbst dieses Anschleichen ist mißlich, weil unter den sehr rührigen Vögeln stets einige herumstreichen und ein einziger Warnungsruf genügt, um die anderen zu vertreiben. Die Jagd auf solche Vögel bleibt daher immer eine unsichere Sache und der Erfolg dem Zufall anheimgegeben.

Auch die angegebenen Fangmethoden versprechen nicht viel. So soll man aus zwei dünnen, 50 cm langen Spänen einen Kranz machen, in der Mitte ein Fischchen anbinden, rund herum Leimruten stecken und diese Vorrichtung, an einem Bindfaden befestigt, schwimmen lassen; die herumstreichenden Möwen sollen nun, wenn sie nach dem Fischchen stoßen, an den Leimruten kleben bleiben. Wer Muße hat, mag sich diesen Zeitvertreib gestatten, denn ein solcher kann es nur sein, da der glückliche Fänger einer oder einiger Möwen, wenn er nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, kaum wissen wird, was er mit diesen schreienden Fressern machen soll. Auch werden die Möwen oft, und zwar die großen Arten besonders durch Speckstückchen oder kleine Fische von den Matrosen, wenn sie die Langeweile dazu treibt, von den Schiffen geangelt. Haben sich Möwen an Binnengewässern angesiedelt und will man sie von dort entfernen, was wohlbegründet sein kann, da Enten und andere angenehmere und nutzbarere Wasservögel durch sie vertrieben werden, und zwar teils durch direkte Angriffe, teils durch die fortwährende Unruhe dieser Gäste, so muß man die Eier aufsuchen und wegnehmen oder, noch besser, die noch nicht flugbaren Jungen von den Hunden greifen lassen und beseitigen. Die Alten streichen und stoßen dann dicht um und auf die Hunde und Jäger und kommen dabei zu Schuß.

Den Jäger vom Fach wird also die Möwenjagd wohl schwerlich reizen, auch der Jagddilettant kann etwas Besseres tun, als die prächtigen Vögel nur aus Langeweile herunterzuknallen. Jedenfalls ist und bleibt die lebensfrische Möwe eine schönere Zierde der blauen Woge als die verendete an der Jagdtasche ihres Erlegers.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Für die nicht im Binnenlande brütenden M. gilt das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908. Über das Sammeln der Eier s. das beim *Kiebitz*, Jagd, Gesagte.

Möwensturmvögel s. *Sturmvögel II.*

Mücke s. *Fliege.*

mucken; üble Gewohnheit mancher Schützen, beim Abfeuern den Abzug kurz durchzureißen und das Gewehr dabei aus der Richtung zu bringen, zu verreißen. Das M. hat seine Ursache in der Feuerscheu, der nervösen Furcht vor dem Knall und dem Rückstoße. Man muckt immer nach unten, so daß der Schuß manchmal schon wenige Schritte vor dem Schützen in den Boden geht. Der Fehler läßt sich durch stete eigene Beobachtung und Willensanspannung wohl beseitigen.

Muffelwild (Mufflon; Ovis musimon L.), eine Wildschafart von Sardinien und Korsika, die man mit gutem Erfolge an mehreren Orten Österreich-Ungarns und später auch Deutschlands eingebürgert hat. Zuweilen wird auch das Mähnenschaf (Ovis tragelaphus Desm.), für das mitunter die Bezeichnung Mähnenmufflon gebraucht wird, mit dem echten Mufflon verwechselt, deshalb geben wir im folgenden die Beschreibungen beider Schafarten, die gänzlich voneinander abweichen.

Beschreibung.

Das Mufflon (Ovis musimon L.) ist ein einem mittelgroßen Hausschaf an Stärke gleichkommendes Wildschaf von etwa 1 m Körperlänge und 70 cm Höhe, sowie einem Gewicht bis zu 50 kg. Wie alle Wildschafe, trägt es keine Wolle, sondern ziemlich straffes Haar, am Rumpf zur Hauptsache von fuchsig brauner Färbung, am Rücken schwärzlich, am Kopfe grau, mit weißer Umgebung des Windfanges, sowie weißer Unterseite des Rumpfes, weißem Spiegel. Ebenso sind die Innenseite und die untere Hälfte der stämmigen Läufe gefärbt. Bei den Böcken, besonders bei älteren Stücken, findet sich an den Rumpfseiten ein großer, sattelartiger, weißer oder weißgelblicher Fleck, der besonders an der im allgemeinen dunkleren Winterbehaarung deutlich hervortritt. Unten am Halse pflegt bei den Böcken das Haar etwas mähnenartig verlängert zu sein. Die Geißen sind im allgemeinen etwas heller, fahler gefärbt als die Böcke, zeigen in der Regel den Sattelfleck nicht und entbehren meistens der Hörner (Schnecken), die jedoch gelegentlich als kurze, höchstens fingerlange, fast gerade, schlanke Kegel auftreten können. Ausgewachsene Böcke tragen dagegen ein starkes,

an der Wurzel dickes, querrunzeliges Gehörn. Die Hörner sind im Querschnitte stumpf dreieckig, die Seiten etwas eingebuchtet; ihre Wurzeln stoßen dicht aneinander, dann biegen sich die Hörner nach den Seiten und nach hinten und wenden sich mit den Spitzen einander wieder zu, so daß von vorn gesehen das rechte Horn nach links, das linke nach rechts sich windet. Bei alten Böcken wachsen zuweilen die Hornspitzen direkt in den Hals. Im übrigen kommen allerlei Verschiedenheiten in bezug auf die Stellung der Hörner gegeneinander, z. T. auch in bezug auf die Windung vor. Das oben genannte Mähnenschaf oder der Mähnenmufflon (Ovis tragelaphus Desm.) bildet durch das Fehlen der Tränengruben und Klauendrüsen, die sonst ein Merkmal der Schafe gegenüber den Ziegen sind, einen Übergang zu der letzteren Wiederkäuergruppe.

Mufflongehörn.

Seinen Namen hat das fast einfarbig lehmgelbe Wild von der mähnenartigen Verlängerung der Behaarung an der Unterseite des Halses vom Kinn ab, zu der noch Haarbüschel unterhalb der Vorderknie kommen. Bei alten Böcken hängen diese Mähnen und Büschel (Manschetten) bis zu den Schalen herab, während sie bei den Geißen viel schwächer entwickelt sind. Beide Geschlechter sind gehörnt, die Geißen jedoch schwächer als die Böcke. Die Hörner sind im Querschnitt etwas mehr rundlich als beim echten Mufflon, zeigen eine Art Kante auf der Vorderfläche, sowie bis dicht vor der abgeflachten Spitze zahlreiche, wenig erhabene Querrunzeln.

Verbreitung. Aufenthalt.

Die Heimat des Mähnenschafes, mit dem man z. T. auch bei uns (so im Teutoburger Walde, im Harze) Einbürgerungsversuche gemacht hat, bilden die Gebirgszüge Nordafrikas. Der echte Mufflon dagegen lebt in den gebirgigen Teilen von Sardinien und Korsika, wo er sich rudelweise findet, zur Hauptsache in den unzugänglicheren Teilen des Inneren. Je mehr die Inseln dem Touristenverkehr aufgeschlossen werden, um so größer wird die Gefahr, daß das interessante Wild in seinem Bestande zurückgeht, wenn auch die Jagd schwierig und mühsam ist. Vorläufig ist freilich der Mufflon noch durch seine Vorsicht und seine äußerst scharfen Sinne geschützt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das M. windet ganz außerordentlich fein und steht mit Vorliebe an solchen Stellen, an denen der Wind kräuselt, wodurch die Jagd selbst bei vorsichtigstem Anbirschen fast immer vergeblich wird. Etwa fünf Monate nach der in den Dezember und Januar fallenden, von heftigen Kämpfen der Böcke begleiteten Brunft setzen die Geißen ein Kitz, gelegentlich auch wohl zwei, die rasch heranwachsen und selbständig werden. Da der Mufflon weniger Felsentier als Waldbewohner ist, so eignet er sich für viele Gegenden Deutschlands zum Einbürgern, wie durch umfassende Versuche in der Göhrde, im Harz, Taunus und Solling, sowie im Anhaltischen, um die sich besonders Herr Oskar L. Tesdorpf in Hamburg verdient gemacht hat, zur Genüge bewiesen worden ist. Klima, Bodenbeschaffenheit und Äsung sagen dem Mufflon bei uns zu. Er selbst empfiehlt sich durch seine Anpassungsfähigkeit, Härte, sowie durch seine äußeren und inneren Eigenschaften, zu welch ersteren auch sein sehr schmackhaftes Wildbret zu rechnen ist, so daß zu Einbürgerungen in unseren Mittelgebirgen, sowie in trockenen Heidegegenden der Ebene mit gemischten Waldungen sehr zu raten ist.

Jagd.

Die Jagd auf das Muffelwild beschränkt sich zumeist auf Ansitz und Birsch; im Hinblick auf seine außerordentlich scharfen Sinnesorgane stellt ihre Ausübung sehr hohe Anforderungen. Es windet und vernimmt genau so scharf wie die Gemse, äugt aber viel besser, und der starke Bock gibt im allgemeinen dem braven Hirsch oder Schaufler an Scheu und Vorsicht durchaus nichts nach. Im Treiben verhält es sich ähnlich wie das Rotwild, es läßt sich gut einzeln, aber nur schlecht treiben und von Lappen wenig oder gar nicht blenden. Es ist sehr

hart und bietet in der Flucht ein schwieriges Ziel.

Literatur: Tesdorpf, Das Muffelwild.

Mündung, die vordere Öffnung des Gewehrlaufes.

Mündungsgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit des soeben den Lauf verlassenden Geschosses (v o). Sie wird nicht gemessen, sondern aus v 12,5 bzw. v 25 errechnet (s. *Anfangsgeschwindigkeit*).

Mündungsverengung s. *Würgebohrung*.

Munition, sowohl die fertige Patrone als auch deren einzelne Bestandteile (s. *Ladeweise*).

Mürbebraten s. *Lendenbraten*.

Murmeltier, Alpenmurmeltier (Arctomys marmota L., Mus marmota L., Mus alpina Blumenb.; Murmeli, Mißbellerl, Mankei).

Weidmännische Ausdrücke.

Das männliche Tier heißt vielfach Bär, das weibliche Katze oder Mütterin.

Beschreibung.

Die einzige auf deutschem Boden vorkommende Art aus der Gattung Arctomys, die zur Familie der Eichhörnchen im weiteren Sinne (Sciuridae) gehört. Eine zweite Art, das Steppenmurmeltier oder der Bobak (Arctomys bobac Schub.), lebt im östlichen Europa, soll aber hier nur nebenbei erwähnt werden. Alle M. sind durch breite Nagezähne und kurze Rute von den eigentlichen Eichhörnchen unterschieden. Das Alpenmurmeltier erreicht etwa 60 cm Länge, wovon gegen 10 cm auf die buschige Rute kommen. Die Gestalt ist untersetzt und kräftig, die Läufe kurz, die Gehöre fast ganz im Balge versteckt, der Kopf erinnert sonst an den eines großen Eichhörnchens. Der dichte und ziemlich langhaarige Balg ist auf der Oberseite des Rumpfes und Kopfes schwarzbräunlich, z. T. grau gestichelt, auf dem Kopf ziemlich schwärzlich, die Lippen weißlich. Körperseiten und Unterseite zeigen eine mehr rostgelbliche Färbung; die Rute ist am Grunde braun und rostgelb meliert, nach der Spitze zu schwärzlich. Die Jungen sind mehr einfarbig, fahl bräunlich. Etwas ändern die einzelnen Farbentöne bei den Alten ab, auch kennt man sowohl in Schwarz als in Weiß ausgeartete Stücke. Am Skelett sind die starken Kanten und Leisten des Oberarmes bemerkenswert, an die sich eine kräftige Muskulatur, entsprechend der Grabetätigkeit des Tieres, ansetzt. Die starken Nagezähne zeichnen sich durch lebhaft rotgelbe Färbung ihrer Vorderfläche aus. Von den fünf oberen Backenzähnen ist der erste wesentlich kleiner als die übrigen, im Unterkiefer stehen vier Backenzähne. Die Mütterin hat zwei Paar Zitzen an der Brust, drei Paar am Bauch. Infolge der sehr kurzen Läufe geht das M. unbeholfen, schleift den Bauch fast auf dem Boden, ist aber im Kreuz sehr kräftig, vermöge dessen es gern auf dem Hinterteil aufrecht sitzt (Männchen macht) und, einem ausgestopften Balg ähnlich, scheinbar sehr dumm die Umgebung angafft. Dennoch äugt und vernimmt es sehr scharf, und ein Pfiff des anführenden Teils der Gesellschaft veranlaßt ihre sämtlichen Glieder, schleunigst zu Baue zu fahren.

Verbreitung, Lebensweise, Fortpflanzung.

Plinius nannte das M. Mus alpinus, es war also den Römern bekannt geworden. Es ist ein Bewohner der Alpenregion oberhalb der Waldzone und kommt in den Alpen, Pyrenäen und Zentralkarpathen vor. Die ödesten, stillsten Felsenhalden sind das Heim dieses echten Gebirgskindes, welches an deren sonnigen Abhängen ein harmloses, munteres und geselliges Dasein hinbringt. Die M. äsen nach Kobells Mitteilungen seine Waldkräuter, vorzüglich deren Wurzeln, und lieben besonders die Nelkenwurz (Geum montanum); aber auch die giftige weiße Nieswurz oder den Germer (Veratrum album) sollen sie benagen. Sie bewohnen Baue unter Felsblöcken und können nicht leicht gegraben werden. Wo dies möglich ist, geschieht es im Spätherbst, zu welcher Zeit sie schlafen; denn wenn sie wachen, so sollen sie, wie behauptet wird, sich so schnell weitergraben, daß man mit der Arbeit nicht nachkommen kann. Mit Tagesanbruch kommt einiges Leben in die Kolonien, sorgsam prüft ein alter Mankei an der Ausfahrt die Umgebung und rückt endlich, wenn alles sicher ist, heraus. Den Alten folgt der jüngere Nachwuchs und äst an dem kurzen Grase sehr schnell umher, beim ersten Warnungspfiff aber fährt alles kopfüber zu Bau. Dem M. stellt außer dem Menschen besonders der Steinadler nach; früher war es viel häufiger und ein beliebtes Erwerbsmittel für Savoyardenknaben, die es zum Tanzen abrichteten und sonstwie quälten. Im Sommer halten sich die M. nur in Notbauen auf; wenn aber die Sonnenstrahlen schräger und blässer werden oder gar Schnee einfällt, so ziehen sie sich in ihre mit weichen Gräsern behaglich ausgepolsterten Winterbaue zurück, verstopfen den Eingang, rollen sich dicht aneinander und verschlafen den langen Winter, wobei ihre Körperwärme auf 5° herabsinkt; sie atmen dann in einer Stunde nur 15mal und haben überhaupt den höchsten Grad von Fühllosigkeit. Die Paarung erfolgt im April im Bau; nach einem Monat bringt die Mütterin 2 bis 4 Junge.

Jagd.

Im September und Anfang Oktober ist die beste Jagdzeit; dann hat ein guter Bär 2 bis 3 Pfund Schmalz, das Wildbret schmeckt erträglich, und nur dieser kleine Gewinn kann den mühseligen Aufstieg lohnen, wenn nicht die Jagdfreude den Schritt beflügelt. Bei der

großen Wachsamkeit ist an Beschleichen nicht zu denken, mithin ist der Ansitz die gewöhnliche Jagdart und eine ganz besondere Geduldsprobe. Gewahrt man Murmeltiere, an die man nicht ankommen kann, so treibt man sie einfach zu Bau und sucht sich nun einen möglichst guten Stand; nach einer Stunde wird man ein sicherndes Mitglied der Kolonie an der Röhre gewahren. Es muß gut gezielt werden, weil das nur angeschossene M. sofort zu Bau fährt und dort verloren geht. Die Murmeltiere sind sichtlich im Abnehmen begriffen.

murren, wenn Dachs, Fuchs, Otter im Zorne brummende Töne hören lassen.

Muskelrheumatismus beim Hunde. Er äußert sich in Muskelschmerzen, die sich entweder über den ganzen Körper oder nur einzelne Regionen (Rücken und Lenden werden am häufigsten betroffen) erstrecken. Fieber ist nicht vorhanden. Verlauf bald schnell, bald schleichend. Behandlung: Die Tiere warmhalten. Die schmerzhaften Stellen des Körpers mit Ameisenspiritus einreiben. Ist der Rheumatismus über zahlreiche Muskeln ausgebreitet, so erhält der Patient innerlich dreimal täglich einen Eß- bzw. Teelöffel von einer Lösung 5 g salicylsauren Natrons in 60 g Wasser.

Mutterbau s. *Bau.*

Mutterwild (Kahlwild), die weiblichen Tiere des Rot-, Elch- und Damwildes.

N.

Nachbalz, das Balzen meist jüngerer Hähne am Schlusse der Balzzeit.

nachbrennen, die dem Schützen erkennbare Verzögerung in der Entzündung des Pulvers. Die Nachbrenner können ihren Grund in Feuchtigkeit, schwerer Endzündbarkeit des Pulvers oder in einer für das betr. Pulver nicht ausreichenden Zündung haben. Nachbrenner sind sehr störend und können beim freihändigen Schießen Anlaß zu Fehlschüssen geben.

Nachbrunft, von gleichem Sinne wie *Nachbalz*; auch eine verspätete oder unzeitige Brunst.

nachfahren, 1) beim Zielen dem fliegenden oder laufenden Wilde mit dem Rohre folgen, bis man den günstigen Augenblick zum Schießen gekommen glaubt. 2) N. der Hunde, nachfolgen. 3) Läßt man dem ersten Dachshund den zweiten in den Bau folgen, so fährt dieser nach.

Nachfolge s. *Nachsuche* und *Jagdfolge.*

nachgeben, 1) dem Schweißhunde mehr Riemen geben, diesen also länger freilassen. 2) Jagende Hunde g. n., wenn sie ermüden und weniger eifrig jagen.

nachgreifen, den Schweißhund kürzer am Riemen halten, wenn er zu hitzig wird.

nachhängen, mit dem Schweißhund am Riemen einer Fährte folgen, um ein gesundes Stück zu bestätigen, zu lancieren oder ein krankes oder bereits verendetes zu finden.

nachhetzen, das Hetzen der Hunde hinter einem flüchtigen Wilde.

nachprellen, wenn der Vorstehhund den von ihm gestandenen Hühnern oder dem Hasen nachjagt, was eine Untugend fast aller jungen und mancher nicht ferm geführten, alten Hunde ist.

nachrichten (nachstellen), 1) das Verbessern des gestellten Zeuges; in der Regel nötig, wenn das Einstellen sehr schnell, also ohne die nötige Genauigkeit, erfolgen mußte. 2) Das Richten von Zeug hinter der Treiberwehr, um kein Wild aus dem Triebe zu lassen.

nachstellen s. *nachrichten.*

Nachsuche (Nachfolge), einem kranken Stück Wild auf der Fährte oder Spur mit oder ohne Hund folgen. Bei Rotwild geschieht dies — oder sollte stets geschehen — mit dem *Schweißhund.* Wie sich der Jäger beim Anschuß zu benehmen hat, ist unter *Schußzeichen* angegeben. Die N. erfordert, namentlich beim Hochwilde, viel Umsicht und Erfahrung. Bevor man mit ihr beginnt, läßt man bei Schalenwild stets eine längere Zeit verstreichen, damit das angeschossene Stück Wild krank wird oder verendet. Auf keinen Fall suche man bei Dunkelheit allein in der Dickung nach, da das kranke Stück dann seine letzten Kräfte sammelt und forttritt, ohne daß man es sehen oder gar schießen kann. Dadurch ist schon manches Stück verloren gegangen. Hat man jedoch einen scharfen Hund, der das Wild schnell einholt, stellt oder niederzieht, oder sucht man in lichtem Holz ohne Unterwuchs oder bei Schnee, so kann eine kurze N. von Erfolg sein. Die längere N. muß, besonders bei heißem Wetter, mit Tagesanbruch beginnen. Man sucht entweder allein oder läßt den Distrikt von Treibern durchgehen und stellt sich auf der Fährte vor. Kann das Wild nicht mehr aufstehen, so ruft der Treiber, der es im Bett gefunden, dem Jäger dies zu, worauf dieser schußfertig hingeht und es durch einen Schuß oder den Fang erlöst. Hier ist im Notfalle sogar ein Schrotschuß statthaft. In Ermangelung eines

Schweißhundes kann man auch zur Nachsuche von Rotwild einen anderen Hund, der gute Nase hat, verwenden, doch wirft es gerade kein günstiges Licht auf den weidmännischen Jagdbetrieb, wenn dies geschieht. Zur N. von Rehwild ist der deutsche Gebrauchshund am Platze, der das kranke Stück an der Drossel niederzieht, und es darauf verbellt oder zum Jäger zurückkehrt, um das Reh zu verweisen, bzw. den Jäger am Riemen dahin zu führen. (Vgl. a. *Jagdfolge.*)

Nachteule, eine Eule, die nur oder doch vorzugsweise bei Nacht jagt und herumstreicht, im Gegensatze zur Tageule, die dies nur am Tage tut.

nächtige Fährte, eine in zeitiger Nachtstunde getretene Fährte, welche morgens kalt ist und keine Witterung mehr bietet.

Nachtraubvögel sind die Eulen, als die einzigen auch bei Nacht raubenden Vögel.

Nachtreiher s. *Reiher I, 1.*

Nachtzeit. Nach § 2c des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 ist das Fangen und Erlegen von Vögeln zur N. mit Netzen oder Waffen verboten. N. ist der Zeitraum, welcher eine Stunde nach Sonnenuntergang beginnt und eine Stunde vor Sonnenaufgang aufhört. In Bayern ist nach § 12 der Verordnung vom 6. Juni 1909 das Abhalten von Treibjagden bei Mondschein verboten. Das Jagdvergehen zur N. wird gemäß § 293 des Strafgesetzbuchs härter bestraft, als das gewöhnliche Jagdvergehen.

nachziehen. 1) Der abgeführte Vorstehhund zieht dem laufenden Federwilde (Rebhühnern), das er vorgestanden hat, vorsichtig in langsamer Gangart nach, so daß er die Witterung in der Nase behält, ohne durch Vorprellen das Wild aufzustoßen. 2) Der Gebrauchshund zieht auf der Fährte oder Spur, auf dem Geläufe, auf dem Schweiß nach, wenn er dem Wild usw. suchend folgt. 3) Auch der Jäger zieht mit oder ohne Hund auf einer Fährte nach (nachhängen).

Nackenwind s. *Wind.*

Nadel (Tupfer), der stiftförmige Abzug am Stechschloß alter Kugelgewehre. Jetzt hat man dafür allgemein einen Abzug (s. *Stecher 2*).

Nadelhölzer sind sämtlich außerordentlich wichtig für die Wildhege. Sie bilden Deckungen, in denen Wild gegen Frost und Sturm Schutz findet, und sind Zufluchtsorte für ruhebedürftiges Wild, z. B. frischende Bachen, setzendes Rot- und Rehwild, abgebrunftete Hirsche und Böcke. Sie liefern auch Winteräsung. Das Schälen von Nadelholz ist eine Untugend namentlich des Rotwildes, welche es wahrscheinlich dann annimmt, wenn es Not leidet oder für sein Wohlbefinden und Gedeihen Bedürfnis nach gewissen Nährstoffen, z. B. phosphorsaurem Kalk, hat. Nadeln sind manchmal für das Wild ein Rettungsmittel in Not- und Krankheitsfällen. Elchwild äst sie von der krüppeligen Kiefer auch dann, wenn sonstige Äsung genügend vorhanden ist. K i e f e r (Pinus silvestris) und F i c h t e (Picea excelsa) eignen sich beide für Wildremisen. Das Schälen an ihnen ist etwas Anormales beim Wilde. Sie enthalten nur ganz geringe Nahrungsstoffe. W e i ß - oder E d e l t a n n e (Abies alba, A. pectinata) ist als ein ständig angenommener Äsungsbaum bekannt, der sehr anspruchsvoll ist. Er besitzt große Ausschlagsfähigkeit bei Wildverbiß. Nadeln, Knospen und Rinde werden vom Schalenwilde gern genommen. Bei starken Wildständen sind junge Kulturen bis zum Alter von zwanzig Jahren fest einzugattern, denn Elche und Rotwild sind auf diese Äsung geradezu versessen. Die Anpflanzung in größeren Partien und kleineren Horsten ist überall angebracht. M o o r k i e f e r (Sumpf-Hakenkiefer, Moor-, Moosföhre; Pinus uncinata) ist ein Baum für hohe Berglagen, auf nicht allzu schlechtem Torf- und Moorboden, an steilen Hängen und auch für Dünen von ganz hervorragendem Werte. Er bildet vorzügliche Deckungen. W a c h o l d e r (Juniperus communis); auf öden Flächen, auf Heiden und in Kiefernwäldern bietet er dem Wilde Schutz und Deckung. Seine blauschwarzen Beerenzapfen werden vom Wilde geschätzt. Sie bilden den Hauptbestand des Lockbeetes auf dem Kramtsvogelherde.

nadeln; der Auerhahn nadelt, wenn er von den Nadelbäumen die Nadeln abäst.

Nagel. 1) Die Hornscheiden über den äußersten Zehengliedern gewisser Säugetiere, besonders der Affen (und des Menschen); sie entsprechen den Krallen und Klauen der Raubtiere, den Hufen der Huftiere bzw. den Schalen des sog. Schalenwildes. 2) Eine platte oder gebogene Hornbildung vorn am Schnabel der entenartigen Vögel (Enten, Gänse, Schwäne, Säger) sowie der Kormorane, Pelikane usw. 3) In der Scheibe der hölzerne Stift, mit welchem die meist runde Scheibe befestigt ist; er sitzt also in der Mitte. Ist die Scheibe nicht außerdem befestigt, so wird ein Schuß auf den N. diese herabfallen lassen. Hiervon rührt die geläufige Redensart: Den N. auf den Kopf treffen.

nageln, das Abdrücken der Zehennägel im weichen Boden.

Nager (Nagetiere, Glires s. Rodentia), Ordnung der Säugetiere, zu welcher von den Jagdtieren der Hase, das Kaninchen, der Biber und das Murmeltier gehören. Zoologisch teilt man die Ordnung der N. zunächst in zwei Unterordnungen, die

Duplizidentaten und die Simplizidentaten. Zu den ersteren, die oben hinter den Schneidezähnen noch ein Paar kleiner Stiftzähne besitzen, gehört nur die Gruppe der Hasenartigen (Lagomorpha) mit der einzigen Familie der Hasen (Leporidae), zu der zweiten Unterordnung das ganze übrige Heer der sehr artenreichen N., das wiederum in drei Hauptgruppen zerfällt, nämlich die Eichhörnchenartigen (Sciuromorpha), die Mäuseartigen (Myomorpha), die Stachelschweinartigen (Hystricomorpha).

Naht, eine bestimmte Art der Verbindung aneinanderstoßender Knochen, wobei meist die Ränder derselben zackig ineinander eingreifen. In höherem Alter tritt oft eine völlige Verwachsung dieser Nähte ein, besonders da, wo starke mechanische Wirkungen, Druck oder Zug, auszuhalten sind. Eine N. ist auch die Verbindung des Schlosses, die beim Aufbrechen getrennt wird (s. *Schloss 3*).

Nase. Als N. bezeichnet man nicht nur die Nasenkuppe des Hundes, sondern auch sein Witterungsvermögen (Geruchssinn). Der Hund sucht mit h o h e r N., wenn er hoch Wind zieht. Im Felde soll der Vorstehhund nicht mit tiefer N. suchen, das heißt, nicht auf dem Boden nach Fährten und Spuren oder Geläuf suchen. Der Verlorenapporteur und der Schweißhund müssen es verstehen, mit tiefer Nase zu suchen. Der Hund hat Wild in der N., wenn er es wittert. K u r z ist die N. eines Hundes, der nur auf kurze Entfernung das Wild wittert. Die Güte der N. ist eine angewölfte Eigenschaft, die durch Anleitung und Übung verbessert werden kann. Das Witterungsvermögen des einzelnen Hundes ist nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen gleich gut. Vorübergehend kann es geschädigt werden durch Krankheiten, schon durch ganz leichte Unpäßlichkeiten, durch die Hitze (bei Hündinnen), längere Eisenbahntransporte, endlich durch Überführung des Hundes in eine Gegend mit wesentlich anderen Bodenverhältnissen, z. B. von sandigem Boden auf schweren. Die N. ist in hohem Maße von Witterungsverhältnissen abhängig. Ihre Güte läßt sich vielfach nur durch häufiger wiederholte Proben feststellen. Ein Hund, der frisch geschossene Rebhühner, die ins Gras oder in die Rüben fallen, auf 20 m Entfernung anzieht, kann bezüglich der N. als günstig beurteilt werden.

Nasenring, das Ende der Dachshaube, das in einen etwa 9 cm weiten, eisernen Ring ausläuft und dadurch den Dachs abhält, sich durchzuschneiden, indem er die Nase durch diesen Ring steckt und sich dann vergeblich bemüht, freizukommen.

näßen, das Urinlassen des Wildes; beim Rothirsch ein gerechtes Zeichen (s. *Fährtenzeichen 20*).

Naßfütterung s. *Fütterung.*

Natternadler s. *Schlangenadler.*

Naumannsdrossel s. *Drosseln 10.*

Naumannsfalke s. *Edelfalken II, 3.*

Nebelkrähe s. *Rabenvögel IV, 3.*

Nebenröhre ist die weniger befahrene Röhre eines Baues; vgl. *Bau.*

nehmen; 1) man nimmt einen Trieb oder ein Treiben, d. h. man veranstaltet sie. 2) Man nimmt den Vorstehhund an die Leine. 3) Wild nimmt die Äsung, der Hund und die Sauen den Fraß; 4) der Vorstehhund nimmt viel oder wenig Feld, wenn er weit voraus oder kurz bei seinem Führer sucht.

Nerfling s. *Karpfenfische V, 1* und *VII, 2.*

Nesselente s. *Enten I, 2.*

Nest, die Anlage zur Aufnahme der Eier bei allen Vogelarten, bei denen man nicht die Ausdrücke Horst oder Geständе benutzt. Die Gesamtheit der Eier eines N. heißt Gelege; man sagt daher: Ich fand ein Rebhuhngelege von 15 Eiern; nicht aber ein Nest. Nach dem Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 ist das Zerstören und Ausnehmen der N. der Vögel verboten, desgleichen ist der Ankauf, der Verkauf, die An- und Verkaufsvermittelung, das Feilbieten, die Ein-, Aus- und Durchfuhr und der Transport der N. der in Europa einheimischen Vogelarten untersagt. Dem Eigentümer und dem Nutzungsberechtigten und deren Beauftragten steht es jedoch frei, N., welche Vögel in oder an Wohnhäusern oder anderen Gebäuden oder im Inneren von Hofräumen gebaut haben, zu zerstören.

Nestei, das Ei, das man im Nest liegen läßt, nachdem man die anderen weggenommen hat, um den Brutvogel zu veranlassen, in dasselbe Nest weiterzulegen; eine gewöhnliche Maßregel z. B. bei Fasanengelegen. Wollte man sämtliche Eier wegnehmen, so würde die Henne nicht mehr in das Nest legen, sondern sich ein neues herrichten oder die Eier verschleppen.

Nesteisen s. *Fallen IIIc 4.*

Nestflüchter, alle jungen Vögel, die in dichtem Dunenkleide ausfallen und sofort das Nest verlassen, also der Mutter folgen können (Hühner-, Sumpf- und Wasservögel).

Nesthocker, alle jungen Vögel, die nackt ausfallen und im Neste so lange bleiben, um dort von den Alten gefüttert zu werden, bis sie flugbar sind (Wildtauben, Singvögel, Raubvögel usw.).

Nestling, ein dem Horst entnommener, also noch nicht flugbarer Falke, den man auffüttert und damit leicht zähmt. Obgleich solche leichter zu erlangen waren als Wildlinge, so bedienten sich die Falkeniere ihrer zum Abtragen doch nur ungern, da schon der Kaiser Friedrich, der bedeutendste Falkenjäger aller Zeiten, erkannt hatte, daß Nestlinge

bei weitem nicht den Mut und die Geschicklichkeit besitzen wie Wildlinge.

Restwolf, ein junger Wolf, der den Platz, wo er gewölft wurde, noch nicht verlassen hat.

Netz, 1) ein Teil des die Bauchhöhle auskleidenden sog. Bauchfelles, der als sog. kleines N. von Leber und Zwerchfell aus zum Magen geht, als großes N. sackförmig die Därme, das Gescheide, umhüllt. 2) Hinsichtlich der zum Fangen von Wild bestimmten N. s. *Jagdnetze.*

Netzfalle s. *Fallen IIIc, 6.*

Netzfischerei s. *Fischerei.*

Neue, frisch gefallener Spurschnee. Da der Jäger erst am Morgen spüren (fährten) kann, wenn es hell genug dazu ist, so leuchtet ein, daß der Schnee nicht gefallen sein darf, nachdem das vierläufige Wild seine Tagesstände eingenommen hat, weil dessen Fährte (Spur) sonst wieder verschneit sein würde. Die beste und brauchbarste N. ist die bis gegen 4 Uhr des Morgens gefallene. Selbstverständlich läßt kein tüchtiger Jäger eine N. ungenutzt vorüber, die ihm den sichersten Aufschluß über Zahl und Stand seines Stand- und seltenen Wechselwildes gibt, sei es nutzbares Wild oder Raubzeug. Sauen — zuweilen auch Rotwild — bleiben nach starkem Schneefall stets stecken und wechseln erst in der nächsten Nacht. Für ein größeres Jagdrevier ist es gut, dieses in Spürbezirke einzuteilen.

Neunaugen (Petromyzontidae), Familie der Rundmäuler (Cyclostomata). Schlangenähnliche Fische mit Saugmaul, das spaltenförmig zusammengelegt werden kann. Auf der Maulscheibe Raspelzähne. 7 äußere Kiemenöffnungen. Paarige Flossen fehlen. Nackte Haut.

Petromyzon;

2 Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse verbunden ist.

1) Meerneunauge, Lamprete (Petromyzon marinus L.); Rücken gelbgrau mit dunkler Wölkung; Bauch weiß, ungefleckt. Die erste Rückenflosse von der zweiten durch größeren Abstand getrennt. — Wandert zum Laichen aus dem Meere in die Küstengewässer; ist aber bei uns selten. Fleisch geschätzt.

2) Flußneunauge, Pricke (Petromyzon fluviatilis L.); Rücken einfarbig dunkel; Seiten und Bauch heller. Wird nur etwa daumenstark. Beide Rückenflossen durch einen kleinen Zwischenraum getrennt. Steigt im Herbst in die Flüsse auf und ist hierbei Gegenstand des Massenfangs in Reusen. Das F. laicht im Frühjahr und stirbt dann; die jugendlichen Larven (Querder) gehen erst nach Jahren ins Meer. Fleisch mariniert und gebraten geschätzt; vielfach als Köder verwendet.

nicken, Abkürzung von *abgenicken.*

Nickfänger s. *Genickfänger.*

Niederjagd, die kleine Jagd oder das kleine Weidwerk, die Jagd auf die geringen Wildarten, im Gegensatze zur hohen Jagd und, wo sie vorkommt, zur Mitteljagd (s. *Jagdeinteilung*).

niedertun, sich, wenn sich geschaltes Wild zur Ruhe niederlegt; die Stelle, wo es sich ohne weitere Vorbereitung, z. B. ohne die Bodendecke wegzuschlagen, niedergetan hat, heißt das Niedertun, im anderen Falle Bett.

Niederwald s. *Betriebsart.*

Niederwild s. *Jagdeinteilung.*

niederziehen, wenn Hunde ein Stück Wild packen und niederreißen, z. B. der Parforcehund, der den halali gejagten Hirsch n. Auch für den Schweißhund gebraucht, wenn dieser noch wenig gearbeitet ist und infolgedessen den Fehler begeht, das kranke, gestellte Wild an der Drossel zu packen und niederzuziehen. Meist gewöhnen die Parforcehunde sich das N. an, wenn sie anfänglich öfter auf Kahlwild gejagt haben, und erst eine heilsame und dauernde Lehre bekommen, wenn sie dies bei einem Hirsch versuchen, der ihnen mit dem Geweih antwortet. Der Gebrauchshund soll das kranke Reh, dem er auf der Schweißfährte flüchtig gefolgt ist, an der Drossel n. (abwürgen). Er muß angeleitet werden, das Stück nicht etwa an den Keulen, sondern oben am Halse anzufassen. Das niedergezogene, verendete Reh hat der Hund zu verbellen oder zu verweisen, er muß also ohne Verzug zum Führer zurückkehren, um diesen vom Anschuß aus auf der Schweißfährte zum Stücke zu führen.

niedrig gehen s. *gehen.*

nisten, das Herrichten der Nester und das Brutgeschäft bei den meisten Vögeln; von den Raubvögeln und einigen anderen sagt man *horsten.*

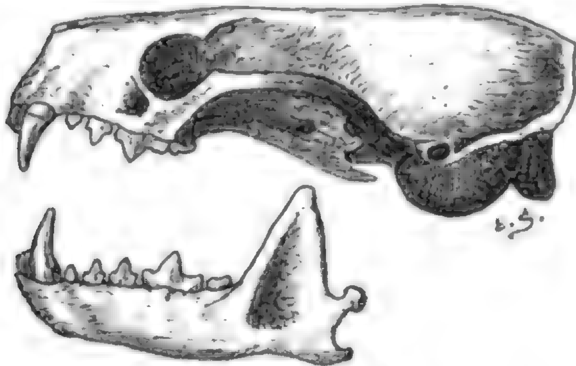
Nordgans s. *Gänse I, 3* und *II, 1.*

Nordseetaucher s. *Taucher II, 1.*

normal, der Regel entsprechend, für die Entwicklung von Geweih und Gehörn angewandt; Gegensatz von abnorm, *widersinnig.*

Nörz oder Nerz (Putorius lutreola L.), auch Menk, Sumpfotter, Krebsotter genannt, ein geringes Raubtier aus der Verwandtschaft der Wiesel (Putorius). Im Gebiß stimmt es mit diesen überein, doch wird als charakteristisch angegeben, daß der zweite Schneidezahn jeder Unterkieferhälfte mit seiner Schneide nicht hinter die anderen zurücktritt, sondern mit ihnen in einer Reihe liegt und daß der innere Teil des oberen Höckerzahns auffallend verbreitert ist. In Stärke und Körperbau erinnert der N. etwas an den Iltis, doch ist seine Färbung mehr fischotterartig, gleichmäßig rötlich-braun, an den Lippen etwas

weißlich, zuweilen auch an der Kehle mit kleinem, hellem Fleck. Der Schädel zeigt, mit dem des Iltisses verglichen, ein auffallend flaches Profil. Eigentliche Schwimmhäute, wie zuweilen angegeben, hat der N. nicht,



Schädel des Nörzes.
(³/₄ nat. Größe.)

nur starke Bindehäute zwischen den Zehen. Die Gesamtlänge des N. beträgt 45 bis 50 cm, wovon etwa ein Drittel auf die Rute fällt. Seinen Fraß entnimmt er vorwiegend in Gestalt von Fischen, Fröschen und Krebsen dem Wasser; er findet sich daher nur an und bei Gewässern, hält sich jedoch außerordentlich heimlich und versteckt, so daß er selten zur Beobachtung gelangt. Außer den genannten Tieren frißt er auch allerlei Warmblüter, wie Vögel, Mäuse usw. Seinen Bau hat er unter Baumwurzeln oder überhängenden Ufern. Im Wasser, dem er bei Störungen sich sofort zuzuwenden pflegt, bewegt er sich schwimmend und tauchend sehr gewandt. Seine Spur ist iltisartig. Jagd und Fang kommen für uns kaum noch in Betracht, da der N. bei uns fast ausgestorben ist. Nur ganz vereinzelte Exemplare wurden in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erbeutet. Sonst lebt er in Ost- und Nordeuropa, sowie im angrenzenden Asien.

Notbau, ein flüchtig gegrabener, röhrenförmiger Schlupfwinkel der Füchse und Dächse; hat eine Fähe Gefahr für ihr Geheck gewittert und es in einen anderen Bau geführt, so ist dies in jenem Sinne auch ein N. Oft besteht die Anlage nur aus einer Röhre und heißt dann Notröhre (Fluchtröhre).

Nuß; 1) (Schnalle, Tasche), äußere Geschlechtsteile (Scham, Vagina) der Hündin und Fähe. 2) Am Gewehre derjenige Teil des Schlosses, der, mit dem Hahn verbunden, die Bewegung der Feder auf diesen überträgt.

Nußhäher s. *Tannenhäher.*

Nutzungen der Jagd s. *Jagdaufkünfte.*

Nutzwild, alles eßbare (edle) Wild im Gegensatze zum Raubzeug.

O.

Oberarche (Oberleine), die starke, fingerdicke Leine, welche durch das obere Gemäsch oder die eisernen Ringe der hohen Tücher und Vogelherdnetze gezogen ist und diese trägt; sie muß von gutem Hanf gedreht sein, da sie viel auszuhalten hat. Um sie straff zu ziehen, sind etwa sechs kräftige Männer erforderlich.

Oberholz s. *Altersklasse 1.*

Oberjäger, in früheren Zeiten, als es noch eine zünftige Jägerei gab, ein Jagdbeamter, der ein bestimmtes Revier verwaltete und die darauf angestellte Jägerei befehligte. An anderen Orten waren sie am Hofe (Jägerhofe) angestellt und taten hier den Jagddienst wie die sog. Meisterjäger. Sie rangierten aber stets vor den Jägern. Heute heißt, besonders in Süddeutschland, der den Jagdaufsehern auf Privatjagden vorgesetzte Jäger (Jagdverwalter) hier und da noch O. — Die Oberjäger beim Militär haben mit dem Jagdwesen nichts zu schaffen.

Oberjägermeister, der oberste Jagdbeamte.

Oberleine s. *Oberarche.*

Obermast s. *Mast.*

Oberrücken s. *Aftern* und *Fährtenzeichen 2.*

Oberständer s. *Altersklasse 1.*

Oberwind s. *Wind.*

Oberwurf, der Oberkiefer des Schwarzwildes.

Obstanlagen sind in den meisten Jagdgesetzen gegen Wildschaden geschützt. Nach § 66 der preußischen Jagdordnung kann die Jagdpolizeibehörde die Besitzer von O. ermächtigen, Vögel und Wild, die darin Schaden anrichten, zu jeder Zeit mittels Schußwaffen zu erlegen. In Sachsen ist es nach der Verordnung vom 5. April 1882 dem Jagdberechtigten und solchen Personen, welchen von dem Amtshauptmann oder den Stadträten besondere Erlaubnis dazu erteilt wird, gestattet, die Sperlinge, die in O. Schaden anrichten, zu jeder Zeit abzuschießen. Nach § 5 Abs. 2 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 können, wenn Vögel in O. Schaden anrichten, die von den Landesregierungen bezeichneten Behörden den Eigentümern und Nutzungsberechtigten der Grundstücke und deren Beauftragten sowie den öffentlichen Schutzbeamten (Forst- und Feldhütern, Flur-

schützen usw.), soweit dies zur Abwendung dieses Schadens notwendig ist, das Töten solcher Vögel mit Feuerwaffen auch während der Zeit vom 1. März bis zum 1. Oktober gestatten.

Oculi, der vierte Sonntag vor Ostern, der heißersehnte Tag der Ankunft der Schnepfen: Oculi, da kommen sie; meistens kommen sie aber — später! (s. *Schnepfen 1*).

Odinshenne s. *Wassertreter 1.*

Ohr, Bezeichnung des Gehörorgans bei allen Vögeln; die abweichende Benennung dieses Körperteils ist bei den verschiedenen Wildarten angegeben.

Ohrenzwang s. *Ohrwurm.*

Ohreulen s. *Eulen III.*

Ohrmarken s. *Wildhandel* und *Wildmarken.*

Ohrwurm beim Hunde. 1) Ä u ß e r e r O. Unter dieser Bezeichnung versteht man einen geschwürigen Prozeß am Rande der Ohrmuschel mit Neigung zur Ausbreitung. Es findet sich am Rande der Ohrmuschel, und zwar meist an der Spitze, ein mit einem schwarzroten Schorfe bedecktes Geschwür vor. Die Patienten halten den Kopf schief, schütteln ihn oft und suchen sich mit den Pfoten an dem leidenden Ohre zu kratzen. Eine sichere Heilung kann nur durch Wegschneiden der erkrankten Ohrspitze erzielt werden. Die Operation muß einem Tierarzte überlassen werden. 2) I n n e r e r O. Hierunter versteht man eine Entzündung der den Gehörgang auskleidenden Haut. Als Ursachen dieser Erkrankung sind zu nennen: Ansammlung von Schmutz, Hautschuppen oder Ohrenschmalz; außerdem können auch Milben die Krankheitserreger sein. Die Erkrankung äußert sich durch Schiefhalten des Kopfes und Schütteln mit ihm; Schmerzempfindung beim Druck auf den Grund des Ohres. Im Gehörgange findet sich eine übelriechende, rötliche oder grünliche, schmierige Flüssigkeit. Die Haut, welche den Gehörgang auskleidet, ist hoch gerötet und oft warzig verdickt. Infolge der Verengung und Verstopfung des Gehörganges kann es zu Schwerhörigkeit kommen. Das kranke Ohr ist täglich mittels eines an einem Stäbchen befestigten Wattebausches oder einer Ohrenspritze mit warmem Wasser zu reinigen. Nach der Reinigung gießt man etwa einen Eßlöffel voll 4prozentigen Salizylspiritus in das Ohr, den man einige Minuten darin läßt. Dann tupft man mit einem Wattebäuschchen den Gehörgang möglichst trocken und streut noch etwas mit gleichen Teilen Milchzucker vermischte Borsäure hinein. Hauptsache ist und bleibt jedoch immer die frühzeitige Einleitung der Behandlung sowie die gründliche Reinigung des Gehörganges. Schütteln die Patienten stark mit dem Kopfe und ist die Schmerzhaftigkeit groß, so muß eine Ohrenkappe aus Leinwand oder Leder angelegt werden. In hartnäckigen, namentlich aber in vorgeschrittenen Fällen ist die Zuziehung eines Tierarztes erforderlich.

Ölfrüchte. R ü b s e n (Brassica rapa oleifera) und R a p s (Br. napus oleifera), sowie alle anderen Arten der Ölfrucht sind für Schalenwild und Hasen in geringen Gaben eine sehr angenehme und wegen ihrer großen Blätter sehr reichliche Äsung. Der Rückgang des Rapsbaues hat in manchen Gegenden den Rückgang des Hasenbesatzes zur Folge gehabt. Die Ölfruchtbreiten sind in großen Feldrevieren vorzügliche Deckungen für Feldhühner, Fasanen und Hasen. In sehr strengen Wintern mit stetem Wechsel von Schneefall, Frost und Tauwetter galt die alleinige Äsung des übereisten Rübsen- und Rapsblattes für das Wild, besonders für das Reh, als gefährlich. Der Raps ist aber für Wild nur dann gesundheitsschädlich, wenn er vom Rapsverderber befallen ist; s. *Rapskrankheit.*

Ölweide (Elaeagnus angustifolia oder alba) entwickelt sich selbst auf öden Sandstrecken noch sehr üppig. Sie ist ein Äsungsstrauch für unwirtliche Böden, der namentlich durch seine Früchte dem Flugwilde nützlich wird.

Orfe s. *Karpfenfische V, 1.*

orgeln s. *schreien 1.*

Ortband (Ober- und Unter-), die Beschläge an der Hirschfängerscheide.

Ostseetaucher s. *Taucher II, 3.*

Otter (Fischotter; Lutra), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Marder. Bei uns eine Art: Der g e m e i n e F i s c h o t t e r (Lutra vulgaris Erxleben; Flußotter).

Weidmännische Ausdrücke

wie bei dem anderen Raubzeug, nur die folgenden weichen ab: O t t e r i n, der weibliche O.; der O. p f e i f t; er s t e i g t am A u s s t i e g aus dem Wasser an das Land oder von diesem ins Wasser; g e h t ü b e r L a n d; f ä l l t oder f ä h r t ins Wasser, wenn er flüchtig sich ins Wasser begibt.

Beschreibung.

Der O. erinnert in seiner Gestalt an einen Marder, doch ist der Kopf stark abgeflacht, die Rute lang und nicht buschig, nach dem Ende hin verjüngt, die Läufe sehr kurz. Die Gehöre ragen kaum aus dem Balg hervor und sind durch eine Hautfalte verschließbar, wie auch die dicken Lippen und besonders der kürzere und schmälere Unterkiefer gleich einer genau passenden Klappe den Fang wasserdicht verschließen. Beim Atemholen überragt die Nase nur etwas den Wasserspiegel, und die Luft wird schnaufend eingezogen und ausgestoßen. Die fünfzehigen Läufe sind bis an die Klauen mit Schwimmhäuten verbunden, deren Ober-

seite nur schwach behaart ist; Ränder und Unterseite nackt. Das nackte Nasenfeld ist warzig. Die Gesamtfärbung ist braun, das Wollhaar an den Wurzeln etwas heller und grauer, an der Spitze dunkler, das Oberhaar schwarzbraun, am längsten auf dem Unterrücken und der flachen, die halbe Körperlänge überschreitenden Rute. Die gesamte Unterseite ist etwas heller, besonders auf Hals und Kopfseiten; am Kinn einige helle Flecke. Helle, sogar scheckige Spielarten sind bekannt. Die Otterin hat am Hinterleib vier Zitzen, unter der Nuß eine Hautfalte, und diese ist, wie die beiden Drüsen am Weidloch des Otters, mit einer schmierigen, stinkenden Masse erfüllt, welche nach dem Verenden des O. aber einen bisamartigen Geruch annimmt. Die Gesamtlänge eines starken Otters beträgt 125 bis 150 cm, wovon 35 bis 45 cm auf die Rute kommen; die Schulterhöhe erreicht nur 25 bis 35 cm. Die Otterin ist merklich geringer als der Otter, doch kommen bei beiden Geschlechtern ziemlich bedeutende Schwankungen in den Maßen selbst ausgewachsener Stücke vor. Das Gewicht wechselt ebenso, es schwankt zwischen 7 und 13 kg. Das Gebiß des O. stimmt in der Zahnzahl mit dem der Marder und Dächse überein; an das der letzteren erinnert es besonders durch den bedeutenden Umfang des fast viereckigen oberen Höckerzahnes. Die Nieren des O. sind wie die der Seehunde, Wale usw. traubenförmig.

Verbreitung. Aufenthalt.

Die Verbreitung des O. ist sehr ausgedehnt, sie erstreckt sich über ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Striche und über den größten Teil Asiens nördlich vom Himalaja, östlich bis Japan. In den fischreichen Gewässern Mitteleuropas wird der O. schwerlich fehlen, ganz gleich, ob sie im Gebirge oder Flachlande liegen. Unterspülte Ufer bieten ihm gute Gelegenheit zur Anlage eines Baues, zu dem der Einstieg zwar stets unter Wasser liegt, dessen Röhre aber aufwärts steigt, so daß sie dem ermüdeten Bewohner ein trockenes Ruheplätzchen für sich sowie für die noch schwachen Jungen bietet. Ein zweiter Ausgang führt zwar nach dem Lande, wird aber mehr zur Lüftung als zum Ausstieg benutzt. Daß der O. mehrere Baue besitzt, liegt in Erwägung seines Gewerbes, welches ihn in schmalem Gewässer oft meilenweit fortführt, auf der Hand, daher auch von einem ständigen Aufenthalt eines O. zum Verdruß des Jägers kaum die Rede sein kann. Menschliche Ansiedelungen werden nicht gemieden, die Mühlteiche ebenso gründlich beraubt wie die einsamen Forellenwaldbäche; man hat sogar schon Geheckе in der Nähe von und in Mühlwehren gefunden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der O. ist für sein Fischereigewerbe unter Wasser vortrefflich ausgestattet; das dichte Haar läßt bei Lebzeiten niemals Wasser durch, die Hautfalte verschließt das Gehör, der Unterkiefer den Fang; der platte Leib ist zum Schwimmen vorzüglich geeignet und die Lunge fähig, längere Zeit unter Wasser tätig zu bleiben, daher der O. auch unter Eis sein Handwerk ausüben kann, wenn nur wenigstens eine Stelle vorhanden ist, welche der Nase die Verbindung mit der frischen Luft gestattet. Überaus scheu, mahnen ihn seine scharfen Sinne stets rechtzeitig zur Flucht; dennoch ist er klug genug, die wirkliche Gefahr von der scheinbaren zu unterscheiden. In die Enge getrieben, ist er ein furchtbarer Feind für den ihn angreifenden Hund und dem einzelnen meist überlegen; er vermag ihm die Laufknochen durchzubeißen und läßt das einmal gepackte Glied nur schwer, oft erst mit dem Verenden, wieder los. Auf dem Lande ist er zwar nicht gerade unbeholfen, da er große Strecken von einem Fischwasser zum anderen über Land zu gehen vermag, aber auch keineswegs schnell, und kann von einem Menschen bald eingeholt werden. Er ist, jung eingefangen, sehr leicht zähmbar und dann seinem Herrn mit Hundetreue und Anhänglichkeit zugetan, fischt für ihn, begleitet ihn auf seinen Wegen und bewährt sich als lieber Hausgenosse.

Wie bekannt, sind Fische und Krebse des O. Hauptfraß, doch stellt er auch Ratten und selbst dem Wassergeflügel nach, ob aber vielleicht nur aus Mordlust, ist kaum erwiesen. Ob der O. gegen den Strom fischt oder mit ihm, ist keineswegs ausgemacht. Genaue Beobachter, die über jeden Zweifel erhaben sind, haben beides gesehen. Wie er durch plötzliches Plätschern mit der Rute die Fische unter Steine und sonstige Schlupfwinkel treibt, wo sie ihm leicht zur Beute werden, so schwimmt er auch, gewissermaßen schleichend, den größeren Fischen nach, und gleich dem Habicht in den Lüften vermag er seine Beute von oben oder von unten oder seitwärts zu packen, wie es der Augenblick erfordert. Kleine Fische verzehrt er im Schwimmen mit über das Wasser erhobenem Fange, mit großen steigt er ans Land und frißt sie dort. Der O. fischt am Tage wie bei Nacht und ebenso unter dem Eise, wo er kleine Luftlöcher sicher findet und aufsucht, um an ihnen frische Luft einzunehmen; wahrscheinlich sind sie ihm durch den einfallenden Lichtstrahl kenntlich; wie aber in finsterer Nacht, ist vollständig rätselhaft. Wunderbar ist seine Gabe, stundenweit entfernte Fischwässer aufzufinden, zu denen er, wie beobachtet wurde, steile Gebirgskämme übersteigen mußte. Gezähmte O. füttert man nur mit Milch,

Semmel und gelegentlich mit gekochtem Fleisch, um ihre Räubernatur nicht zu wecken. Wie schon erwähnt, werden sie ungemein zahm und anhänglich, lernen apportieren wie ein Hund und ihrem Herrn Fische fangen, laufen selbst zwischen Hunden bei der Wasserjagd munter einher und bringen dem Herrn die Beute.

Im Februar und März ist die Hauptranzzeit, zu welcher man am häufigsten jenen durchdringenden Pfiff hört, der als Locton dient und manchen Stoff zu Gespenstererzählungen gegeben hat; doch wird diese Ranzzeit nicht immer eingehalten, da man auch zu anderen Zeiten im Jahr, eigentlich in jedem Monat, junge O. findet. Beim Ranzen geht es wild und laut im Wasser her, da die Otterin alle ihre Schwimmkünste aufbietet, um den Bewerber um so begehrlicher zu machen. Nach neun Wochen bringt sie zwei bis vier 9 bis 10 Tage blinde Junge in einem Bau, welche sie mit echter Raubtiermutterliebe hegt, bei Gefahren wegträgt, später ins Wasser führt und zum Geschäft anlernt, daher mit ihnen gemeinschaftlich fischt. Nach etwa halbjähriger Pflege und Unterweisung beginnen diese ihren eigenen Wandel und sind im dritten Jahre ausgewachsen.

Sprungspur des Otters. (1/10 nat. Gr.)

Jagd.

Bei der großen Gewandtheit des O. wie seiner Mordlust und Feinschmeckerei, welche ihn veranlassen, bei reichlichem Fang nur geringe Teile vom Fisch zu fressen und den größeren Teil liegen zu lassen, braucht seine große Schädlichkeit für die wilde wie zahme Fischerei kaum hervorgehoben zu werden. Diese wird eben geradezu unmöglich, wo viele O. ihr Wesen treiben, und deshalb ist die Jagd auf den Fischotter durchaus geboten und zugleich auch lohnend, denn ein guter, starker Balg gilt bis zu etwa 30 Mk., auch darüber. Der Balg ist zwar während des ganzen Jahres brauchbar, am besten aber im Winter. Freilich zieht mancher Jäger manchen Abend hinaus und friert stundenlang auf dem Ansitz beim Ausstieg, ehe er sich der Beute freut, gibt wohl schließlich diese Jagd lieber auf, als daß er wochenlang den Anstand vergeblich ausübt. Wenn auch der O. genau seinen Ein- und Ausstieg hält, welchen man an den Spuren der Fischgräten und der häufigen Losung sowie dem Fischgeruch sicher erkennt, so kommt doch die Frage, wann steigt er an dieser Stelle aus, nach drei oder acht Tagen, bei Tage oder bei Nacht, und wir verurteilen keinen sehr beschäftigten Jäger, wenn er vor dem Ergebnis dieser Erwägung zurückschreckt. Und nun noch ein Schuß zur Nachtzeit bei vielleicht unklarem Mondlicht im vielfach beschatteten Ufer auf den dunklen O., welcher erst windet und sichert, bevor er ans Land steigt; das alles macht den Ansitz zu der mißlichsten und undankbarsten aller Jagdarten. Trotzdem wird er nach wie vor noch ausgeübt und mancher O. dabei geschossen, denn je schwieriger die Jagd, desto größer die Freude am glücklichen Schuß. — Den Anstand übt man in mondhellen Nächten an Bächen aus, die der Fischotter meist stromaufwärts besischt, wobei er einen pfeifenden Ton von sich gibt. Man wählt zum Anstande, wenn möglich, eine flache Stelle des Baches, auf welcher der Körper des O. zum großen Teil außerhalb des Wassers ist, oder einen Ausstieg und wartet hier mit dem Schuß, bis der Otter sich ganz außerhalb des Wassers befindet. Selbstredend muß der Wind günstig sein. Wenn bei großer Kälte die Gewässer bis auf einzelne Stellen zugefroren sind, so setzt man sich, nachdem man bei Schnee die Pässe der aus- bzw. einsteigenden O. festgestellt hat, möglichst weit von den Löchern an, damit der etwa krankgeschossene O. nicht sofort offene Stellen annehmen kann, da er dann meistens für den Jäger verloren ist. Ist hohles Eis in Fischteichen, so nehmen O. gern die in das Eis geschlagenen Luftlöcher an und sitzen während des Tages unter dem hohlen Eise. Hat man hier O. in den Löchern gespürt, so besetzt man sie mit Schützen und läßt, wo es möglich ist, Wasser bis zur Eisdecke in den Teich laufen. Die aus den Löchern springenden O. werden hierbei geschossen. Durch Zufall werden in Wäldern oder auf dem Felde auf der Wanderung von einem Gewässer zum anderen befindliche O. geschossen oder bei Schnee in Otter-, Fuchs- und Dachsbauen festgespürt. Im letzteren Falle gräbt man den sehr bissigen O. mit Hilfe des Teckels, wenn das Gelände oder das Wetter das Graben gestatten, oder

man legt starke Tellereisen in die Einfahrt der Röhre.

Sehr interessant ist die **Hetze** mit sog. **Otterhunden**, wie sie namentlich in Schottland vielfach betrieben und in den 70er Jahren durch den Otterjäger Ewald Schmidt in Schalksmühle bei Hagen in Westfalen ausgeübt wurde. Die Engländer züchten eigene Otterhunde, etwa von der Stärke eines mäßigen Schweißhundes, mit rauhem, mittellangem Haar, gutem Behang, sehr gutem Gebiß, klugen, großen, runden Augen und meist weißbunter Färbung. Doch tun diese Arbeit auch andere scharfe Hunde, wie die vorzüglichen Hunde von Ewald Schmidt bewiesen, welcher unter ihnen einen kleinen Beißer hatte, der den O. aus seinem Schlupfwinkel heraustrieb. Für die Leistungen der Schmidtschen Hunde sprechen Zahlen: Ihr Besitzer fing mit seinen vier Hunden in der Zeit von 2½ Jahren über 80 O. Schmidt birschte mit den Hunden, welche der Otterspur folgten und den O. jagten, bis ein geschickter Wurf mit der dreispitzigen, widerhakigen Gabel diesen streckte. Daß dies eine aufregende Jagd gibt und die Hunde weder die Kälte des Wassers, das Untertauchen, noch auch einen scharfen Biß des wehrhaften O. scheuen dürfen, versteht sich von selbst, wie sie auch einen sicheren Arm des Jägers voraussetzt. Die Gabel hat einen eschenen Stiel von der Länge des Jägers; die drei stählernen Zinken sind 22 cm lang, die Gabelbreite beträgt 18 cm. Von dem eschenen Stiel ist das obere Ende 30 bis 35 cm tief ausgebohrt und mit einem Kork verschlossen, damit das Ende stets über Wasser bleibt und dadurch das Verlorengehen der Gabel verhindert wird. Eine kurze Flinte, ein starker Genickfänger und eine biegsame Gerte, um den O. aus seinem Schlupfwinkel vertreiben zu helfen, waren die übrigen Rüststücke dieses Otterjägers.

Fang.

Hierzu eignet sich am besten das Otter- und Dachstellereisen Nr 126c, außerdem die Otterstange und an bestimmten Örtlichkeiten die Kastenfalle. An Bachläufen mit vielen starken Windungen schneidet der O. gern die stärksten Krümmungen ab, weil dort der starken Strömung wegen keine oder doch sehr wenig Fische stehen. Diese halten sich mehr in den ruhigen, tiefen Ecken (Kolken), welche sich durch die Strömung bilden, auf. Wo die O. häufig aussteigen, um die Krümmungen abzuschneiden, entstehen die von ihnen fast immer wieder benutzten Steige. Die O. benutzen diese nach dem Ausstieg auch, um sich zu lösen und zu nässen. Sobald man diese Steige gefunden hat, macht man die Ausstiege im Frühjahr oder Sommer noch bequemer, vor allen Dingen aber so, daß man seine Fangeisen darauf anbringen kann. In dem Wasser vor den Hauptausstiegen macht man, wenn nötig, von Bülten und Schilf kleine Bollwerke. Diese befestigt man durch eingeschlagene Pfähle, verblendet dann das Ganze durch Schilf, Schlamm usw. und legt sie so tief an, daß über ihnen etwa noch eine Handhoch Wasser steht. Auf dem Ufer gräbt man gleichfalls möglichst nahe am tiefen Wasser auf den Hauptsteigen Plätze um und versieht sie mit trockenem, frischem Boden, so daß man auch hier später Eisen einbetten kann. Alle Losung, die man findet, wird entfernt, um später spüren zu können, ob der O. inzwischen den Steig angenommen hat. Das Fangen des O. während des Sommers verbietet sich häufig dadurch, daß die Anlieger das tägliche Betreten des Grases nicht gestatten. Der Balg des O. ist, wie oben erwähnt, aber auch im Sommer brauchbar. Haben sich die O. bis zum Herbst an die Veränderungen gewöhnt, frische Losung auf den Steigen, Pässen und Plätzen abgesetzt und die letzteren zum Wälzen und Trockenmachen benutzt, so kann man das Tellereisen legen. An dem Ring des Eisens befestigt man ein eisernes Gewicht an einer kurzen Kette mit Karabinerhaken, damit der gefangene O. durch die Schwere des Eisens unter Wasser gehalten wird und bald ertrinkt. Die 3 m lange Kette befestigt man an einer Baumwurzel oder einem unterhalb des Wasserspiegels eingeschlagenen Pfahl. Das gespannte Tellereisen Nr. 126c wird in das Bollwerk (Lager), das je nach Wasserstand erhöht oder vertieft ist, so gelegt, daß die Feder in der Richtung zum Steig (also nicht parallel zum Ufer, was bei den kurzen Läufen des O. Fehlfänge gibt) liegt. Das Gewicht und die zusammengewickelte Kette legt man dahinter. Nun verblendet man das Eisen mit Erde von Maulwurfshügeln usw. und dreht dann den Sicherheitshaken um, welcher nun auch bedeckt wird. Über dem Deckmaterial müssen 6 bis 10 cm Wasser stehen. Der Pfahl und die daran befestigte Kette werden mit Schilf, Moder usw. bedeckt und verblendet. Wo sich Eisen an natürlichen oder künstlichen Ausstiegen nicht legen lassen, legt man sie neben dem Wasser in die obengenannten Plätze und bedeckt die Eisen auch mit Erde von Maulwurfshügeln usw. Wo Menschen diese Plätze betreten können, ist das Legen der starken Eisen möglichst zu vermeiden. Die Hauptsache ist, daß der O., welcher vielleicht erst nach mehreren Nächten diese Gegend passiert, aussteigt und sich fängt, mit dem beschwerten Eisen das tiefe Wasser annimmt und bald ertrinkt. Wo zu befürchten ist, daß das Eisen Nr. 126c durch Treibsand zu sehr eingeschlemmt wird, benutzt man das Tellereisen

mit eisernem Kasten (nach Freiherrn von Hanstein); die daran befindliche lange Feder wird nach dem Ufer zu gelegt. Die besten Fangplätze für die Otterstange sind schmale Bäche oder Gräben, die der O. zum Übergang von einem Gewässer zum anderen benutzt. Wenn ein solcher Graben flaches Wasser hat, legt man das Eisen unmittelbar auf den Grund und bedeckt es schwach mit Sand oder Schlamm. Den Abzugsfaden oder Draht zieht man durch eine Binse oder einen Schilfhalm und befestigt ihn so, daß ihn der O. bei der Vorwärtsbewegung mit dem Körper abziehen muß. Ist das Wasser tiefer, so kann man durch hineingelegte Steine, Rasen usw. die Wassertiefe bis auf etwa 20 cm bringen. Da die Otterstange ein sehr gefährliches Fangeisen ist, so ist sie nur dort anwendbar, wo keine Menschen hinkommen. In Kastenfallen kann man dort O. fangen, wo sie einen natürlichen oder künstlich hergestellten Zwangspaß annehmen müssen, um von einem Wasser in das andere zu gelangen, z. B. bei Wassermühlen usw. Alle Witterung und Kirrung (Bibergeil, Kampfer, Angelikawurzel, Gänse- und Schweinefett, Moschus, Geilensack von der Zibethkatze, Hechtleber, Karpfengalle, Krebseier) ist beim Fange des O. überflüssig, ja sogar schädlich, da der O. nur lebende Fische, Krebse usw. frißt. Der lebend gefangene O. wird durch Hiebe auf Nase und Kopf getötet. Gestreift wird der O. wie der Fuchs.

Literatur: K. Morgan, Der Fischotter; Brehms Tierleben.

Ottergarn s. *Jagdnetze*, Sackgarne.

Otterhund, eine englische Hunderasse (Otterhound), deren Abstammung nicht sicher feststeht; wird in Deutschland nicht mehr gezüchtet. Die Meuten, die es im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Westfalen gab, sind verschwunden. Nach englischer Auffassung ist der O. von mittlerer Höhe, etwa 60 bis 65 cm Schulterhöhe; der Kopf ist hoch gewölbt und ziemlich breit, Augen dunkel, Behänge niedrig angesetzt, dünn, sehr lang; Hals lang, muskulös und mit Wamme; Läufe starkknochig; Rute etwas nach aufwärts gebogen; Behaarung rauh und lang, mit kurzer Unterwolle; Farbe eisengrau, graurehfarben, dunkelschwarzgelb, schwarz und rot oder dreifarbig. Die Otterhunde werden dazu verwendet, um einzeln oder zu Meuten vereint die Otter aufzustöbern und laut zu jagen. Von einer Dressur ist nicht die Rede, sie werden nur koppelbändig gemacht und daran gewöhnt, lediglich auf der Spur der Otter zu jagen.

Otterstange s. *Fallen IIIa, 3.*

Ottertellereisen s. *Fallen IIIb 1.*

P.

paaren, sich, von den Vögeln, sich zwecks Fortpflanzung vereinigen und begatten, wenn nicht andere Ausdrücke, wie balzen, reihen, gebraucht werden.

Paarhühner, Hahn und Henne des Rebhuhns, die sich während der Fortpflanzungszeit (Frühjahr) zusammenhalten.

Paarzeit, die Zeit, in der sich das Federwild paart, sofern der Ausdruck paaren für dieses üblich ist.

Packer, Hatzhunde, Saupacker. Hunde, die ein Stück Schwarzwild decken (packen).

Palisadenwürmer (Strongylides), langgestreckte, fadenförmige Rundwürmer, deren Larven mit dem Trinkwasser oder der Äsung vom Wild aufgenommen werden und sich innerhalb des Wildkörpers zur Geschlechtsreife entwickeln. Einige Arten schmarotzen im Verdauungsapparat und verursachen die M a g e n w u r m s e u c h e des Wildes. Im Magen und Darm des Rehes kommen hauptsächlich Strongylus filicollis, contortus, convolutus, retortaeformis, ferner Trichocephalus affinis und Filaria terebra vor; beim Schwarzwild Gnathostomum hispidum; beim Hasen und wilden Kaninchen Strongylus strigosus und retortaeformis, Trichocephalus unguiculatus. Die Schmarotzer finden sich auf der Schleimhaut des Magens, wo sie die Wirtstiere durch Blutentziehung schädigen. Die Wirtstiere kommen ab, bekommen Durchfall und können infolge der Krankheit an Entkräftung eingehen. Andere Arten von Palisadenwürmern entwickeln sich in der Lunge ihrer Wirte zur Geschlechtsreife und verursachen, wenn sie in großen Mengen aufgenommen werden oder sich zu ihnen eine bakterielle Infektion gesellt, die L u n g e n w u r m s e u c h e des Wildes. Beim Reh-, Dam- und Rotwild schmarotzt Strongylus micrurus; bei der Gemse Strongylus filaria; beim Schwarzwild Strongylus paradoxus; beim Hasen und Kaninchen Strongylus commutatus. Die Parasiten bewohnen als weißliche, fadenförmige Würmer, oft zu ganzen Knäueln geballt, die Verästelungen der Luftröhre.

Literatur: Olt-Ströse, Wildkrankheiten.

Pansen (Wanst), der Magen der Wiederkäuer. — Anatomisch ist P. nur die erste,

größte Abteilung des vierteiligen Wiederkäuermagens.

Panzer, beim Schwarzwild, s. *geschildet;* beim Hatzhund s. *Jacke.*

Pappel, kanadische, s. *Laubhölzer.*

Paradies-Seeschwalbe s. *Seeschwalben I, 7.*

Paradoxlauf, ein an der Mündung mit Drallzügen versehener Flintenlauf zum Schießen von Schrot und Einzelgeschossen. Für Einzelgeschosse sind diese Läufe gut, hingegen wird durch die Rotationszüge eine erhebliche Streuung der Schrote bewirkt, so daß ein P. für Schrot nur auf verhältnismäßig nahe Entfernung verwendbar ist. Für Browningflinten werden auch anschraubbare Mündungsstücke mit Paradoxbohrung geliefert.

Parforcedressur, die Abrichtung des Vorstehhundes, bei der Strenge und entsprechende Zwangsmittel, wie Korallen und Peitsche, eine Rolle spielen. Vgl. *Dressur.*

Parforce-Equipage, der ganze Troß an Jagdbediensteten, Hunden, Pferden und das tote Inventar, die zur *Parforcejagd* gebraucht werden.

Parforcehorn, großes Jagdhorn mit zwei Windungen, das die Pikeure ohne Hornfessel über der Schulter um den Leib tragen und auf dem sie die Parforcesignale blasen.

Parforcehunde, Sammelbegriff für die zur Parforcejagd Verwendung findenden Hunde. Sie haben das Wild vor den berittenen Jägern so lange zu jagen, bis es sich ihnen stellt und abgefangen werden kann. Gegenwärtig werden zur Parforcejagd in Deutschland nur der *Fuchshund* und *Harrier,* sowie Kreuzungen dieser mit anderen Hunden *(Beagle)* verwendet. Was Vielseitigkeit der Parforcehundrassen anbetrifft, so steht Frankreich an der Spitze. Die dortigen P. sind glatthaarig (z. B. St. Hubert, Chien Vendéen, du haut Poitou, de Franche-Comté, d'Artois, de Saintonge, de Gascogne, de Virelade, de Montemboeuf) oder rauhhaarig (z. B. Chien gris, de Vendéen). Die Engländer besitzen außer dem Foxhound den *Harrier,* den *Beagle* und den *Otterhund.*

Parforcejagd (französische Jagd). Bei ihr kam es auf Hunde an, die sehr ausdauernd jagen, bei der Hetzjagd, mit welcher die Parforcejagd nicht zu verwechseln ist, auf solche, die schneller sind als das gejagte Wild, wie die starken, rauhhaarigen Windhunde. Selbstverständlich war bei der Parforcejagd das Reiten die Hauptsache, mithin gehört sie, wenigstens heutzutage, mehr dem Reitsport an. Die Bedingungen zu einer P. waren: Eine gut eingeübte und berittene Jägerei, ein entsprechender Rotwildstand, ein ebenes, nicht sumpfiges und nicht dicht bestandenes Waldrevier und endlich eine Meute von 50 bis 100 und mehr Hunden, die mit guter Nase dauernd und stets laut jagen (s. *Parforcehunde*). Da der Abgang an Hunden ein ziemlich starker war, so mußte eine große Anzahl als Ersatz gehalten werden. Das diensttuende Personal bei einer Parforcejagd bestand früher mindestens aus einem Dirigenten, einem Oberpikeur und meist zwei Pikeuren, die sämtlich nicht nur genau revierkundig, sichere Reiter und gut beritten, sondern auch hirschgerechte Jäger sein mußten, um, wenn der gejagte Hirsch in Sicht kam, ansprechen zu können, ob die Meute den richtigen Hirsch jagte. Dieser wurde früher erst mühsam durch Besuchjäger mit Leithunden bestätigt, neuerdings wird ein zu diesem Zweck eingefangener Hirsch ausgesetzt und angejagt. Da im ersteren Falle nicht alle Jäger den Hirsch vorher sahen, wurde er vom Dirigenten nach dem Geweih und etwaigen anderen Zeichen genau beschrieben.

Die Parforcejäger zählten am Hirsch nicht die Enden, sondern, wenn der Hirsch das 2. Geweih aufgesetzt hatte, so hieß er Hirsch vom 2. Kopf, nachher aber, z. B. im 4. Jahre, Hirsch vom 3. Kopf; mit dem 5. wurde er ein Hirsch vom 4. Kopf, im nächsten Jahre schlecht jagdbar, im 7. Jahre war er jagdbar, im 8. vom 2. Kopf jagdbar, im 9. vom 3. Kopf jagdbar usw.

Da nur im Frühjahr und dann wieder im Juli bis zum Hubertustage parforce gejagt zu werden pflegte, so lagen die Hunde einen großen Teil des Jahres müßig, mußten also, ebenso wie die Jagdpferde, einige Wochen vor Beginn der Jagden nach und nach in Atem gebracht werden; es wurde deshalb wöchentlich ein- bis zweimal Train gejagt, worunter man diese Übungsläufe verstand. Der Hergang war folgender: Ein Jäger knüpfte die vier abgelösten Läufe eines frisch geschossenen Hirsches an eine feste Leine, nahm sie mit auf den Sattel, ließ sie da fallen, wo die Anjagd gemacht werden sollte, bezeichnete die Stelle mit einem Bruch und schleifte die Läufe reitend hinter sich her. Nachdem er etwa 1000 Schritt entfernt war, wurde die Meute auf die verbrochene Stelle gebracht, zum Suchen angefeuert, und wenn sie die fingierte Fährte angefallen hatte, begann die Jagd mit der Fanfare „Anjagd". Um dem vorausreitenden Jäger, der häufig Widergänge (Retouren) ritt, Zeit zu lassen und die Meute ferm zu machen, wurde öfter gestoppt, d. h. der vorderste Pikeur rief dem Kopfhund „Derrière" zu, die Fanfare „Stoppen" wurde geblasen und die Meute nötigenfalls mit der Peitsche zurückgehalten, niemals aber durfte gestoppt werden, wenn auch nur ein einziger

Hund voraus war. Jagten die Hunde rasch und sicher, so wurde „gute Jagd“ geblasen; kamen sie von der Fährte ab, so daß sie still wurden, so mußte ein Jäger so schnell als möglich vorgreifen, d. h. sie überholen, „Hourvari“ (d. h. schlechte Jagd) blasen und die Meute auf die richtige Fährte zurückbringen. Nach der entsprechenden Zeit nahm der Trainreiter die Läufe auf; kam die Meute an diese Stelle, so verstummte sie natürlich, die Jagd hatte ihr Ende erreicht und die Jägerei ritt mit der Meute nach Hause.

Solange die Hunde geführt wurden, mußten sie dicht aneinander gehen, und alles Ausbrechen wurde mit der Peitsche bestraft, die überhaupt eine hervorragende Rolle spielte. Mußten sich Hunde leicht machen, d. h. sich lösen, so blieb ein Jäger bei ihnen zurück, um sie nachzubringen. Unter der in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenen *Schleppjagd* versteht man dies oben beschriebene Trainjagen, das für Verehrer des Reitsports, denen die Möglichkeit einer wirklichen Parforcejagd nicht geboten ist, einen sehr empfehlenswerten Ersatz bietet. Die Parforcejagd unterschied sich nicht wesentlich vom Trainjagen. Da die Meute, sollte sie sicher jagen und sich nicht übereilen, nur auf der Fährte, also tief, und nicht mit hoher Nase jagen mußte, so durfte sie nicht unter Wind an den Jagdhirsch gebracht werden. Wurde der Hirsch gesehen, so blies man jedesmal à la vue; kam ein Teil der Meute auf eine falsche Fährte, also von den richtig jagenden Hunden ab, was man Change nehmen nannte, so mußte sie herumgeholt und zurückgebracht werden, währenddessen die Meute gestoppt wurde, um den anderen Hunden das Herankommen zu erleichtern. Ebenso verfuhr man, wenn die ganze Meute, oder richtiger der Kopfhund, die Fährte verloren hatte, worauf sie still wurde und unruhig untereinander lief; immer mußte sie dann auf die richtige Fährte zurückgebracht werden. Stellte sich der Hirsch, was oft erst nach Stunden geschah, so wurde à la vue geblasen. Sollte er noch öfter verwandt werden, so wurde er eingefangen und in einem Kasten abgefahren, andernfalls Curée gemacht, d. h. er wurde abgefangen, sogleich zerwirkt, das sehr zerkleinerte Wildbret mit der Haut verdeckt, ein Pikeur schlug mit dem Geweih nach den Hunden, um sie recht anzureizen, endlich wurde die Haut weggezogen, worauf die Meute über das Wildbret herfiel, das mit überraschender Schnelligkeit verschwand. Beim Abfangen wurde Halali geblasen, wobei die Jägerei den rechten Handschuh abzog und die Hirschfänger lüftete. Ging der Hirsch etwa in das Wasser, so wurde die Wasserfanfare geblasen, und er bekam dann den Fangschuß, worauf er an einer Leine ans Land gezogen wurde; wo dies zu erwarten war, mußten daher stets einige Kähne zur Hand sein. Der Ehrenlauf, d. h. der rechte Vorderlauf des gejagten Hirsches, wurde dem Jagdherrn oder dessen angesehenstem Gast überreicht. Nach Beendigung der Jagd ritt man, wenn sie glücklich abgelaufen war, unter schmetternden Hornfanfaren nach Hause, nach einer Fehljagd aber möglichst still und ohne Aufsehen.

Die P. auf den Hirsch gehört der Vergangenheit an, jetzt wird entweder nur Schleppjagd geritten, oder, wie bei den Kgl. Preußischen Parforcejagden (Berlin, Hannover) und einigen Kavallerieregimentern und Reitschulen hinter Schwarzwild (Keiler), das vorher eingefangen und am Sammelplatze kurz vor Beginn der Jagd losgelassen wird. Nach mehr oder weniger langem und scharfem Ritte unter Führung des Master hebt der Reiter, welcher zuerst an den von den Hunden gedeckten Keiler kommt, aus, d. h. er hebt ihn am Hinterlaufe hoch, so daß der Rangälteste dem Keiler den Fang geben kann. Zeremonie wie oben geschildert.

Auch die P. auf Hasen ist heute nur noch in Pommern und Mecklenburg gebräuchlich; sie unterscheidet sich von der auf den Rothirsch wenig oder gar nicht. Sie wird nur auf dem Felde abgehalten, und da die Parforcehunde auf Nase arbeiten, so tut es keinen Eintrag, wenn das Gelände etwas bewachsen ist; nur den Wald darf der Hase nicht annehmen, weil infolge anderer den Hund sehr verlockenden Fährten und Spuren die Meute sich meist versprengt, auch der Hase durch Drücken und Widergänge häufig entkommt. Die Jagd beginnt in der Regel im November gegen 10 Uhr vormittags; die Reiter ordnen sich mit 30 bis 40 Schritt Fühlung in eine Reihe, die Meute bleibt bei den Pikeuren hinter der Front, und nun reitet man langsam vorwärts. Sowie ein Hase herausfährt, macht die Linie Halt, und der Jagdführer begutachtet, ob der flüchtige Lampe das Feld oder den Wald annehmen wird; ist Wald nicht in der Nähe, dann spielen etwa benachbarte, nicht zu überschreitende Jagdgrenzen eine Rolle. Soll der Hase forciert werden, so reiten die Pikeure mit der Meute an die Stelle, wo er herausfuhr, und da inzwischen Lampe außer Sicht ist, werden die Hunde animiert, worauf der Kopfhund bald Hals gibt, der Spur folgt und die ganze Meute unter hellem Geläut sich ihm anschließt; die Reiter folgen. Der Hase sucht durch alle ihm eigenen Kniffe die Hunde irrezuführen, macht Widergänge, schlägt Haken, sprengt einen anderen Hasen aus dem Lager, aber wenn-

gleich die Meute gelegentlich stumm wird und auseinanderkommt, der Kopfhund findet sich immer wieder zurecht. Immer näher rückt die Meute dem armen Lampe, der zuletzt mit schlaffen Löffeln und heraushängender Zunge vor ihr hertaumelt, bis er schließlich nicht mehr fort kann und, wenn tunlich, in irgend ein Steinloch fährt oder sich drückt. Nun werden die Hunde mit den Peitschen abgehalten, die Pikeure blasen Halali, und wenn jetzt der Hase aufgenommen wird, so ist er meist verendet und so steif wie ein Stück Holz. Die abgelöste Blume wird dem angesehensten Gast oder dem Jagdherrn als Hutzierde überreicht, Lampe aber unter die Meute geworfen, die ihn binnen kürzester Frist mit „Haut und Haaren" zerrissen und verschlungen hat. Der Hasenbesatz wird durch dieses rohe, keines Jägers würdige Reitvergnügen gründlich beunruhigt. Mehr gebräuchlich ist die Hetze auf Hasen (wie Füchse) mit Windhunden. — In rechtlicher Hinsicht ist zu bemerken, daß die P. entweder auf freies oder auf ausgesetztes Wild erfolgen kann. Erstere wird P. im eigentlichen, letztere im weiteren Sinne genannt. Letztere ist wegen der dabei vorgenommenen Handlungen eine richtige Jagd, das verfolgte Wild befindet sich aber im Eigentum und ist nicht herrenlos, sie ist deshalb keine Jagdausübung im juristischen Sinne, ein Jagdschein ist nicht erforderlich. An Sonn- und Feiertagen ist die P., auch diejenige auf ausgesetztes Wild, fast überall verboten.

Parforcemeute, die zur Parforcejagd gehörigen Jagdhunde (s. *Parforcehunde*).

Parforcepeitsche wird von den die Meute führenden Pikeuren gebraucht; die Reiter tragen gewöhnlich nur einen Reitstock mit Lederschlaufe ohne Schnur. Die P. besteht aus einem etwa ½ m langen Stock und der 3 bis 4 m langen, rund geflochtenen, ledernen Peitsche, an deren Ende, um den Knall zu verstärken, ein seidener sog. Schlag oder Schmitz angebracht ist. Die Führung einer solchen Peitsche auf galoppierendem Pferd ist gar nicht so leicht und erfordert Übung und Geschick.

Parforcepferd, das bei der Parforcejagd gebrauchte Pferd. Es bedarf keiner besonderen Rasse, muß aber sehr gesund und fest in den Knochen, Sehnen und Gelenken, gut ausdauernd und schnell sein. Es muß ebenso geschickt im Springen wie im Durchlaufen eines Grabens usw. sein und sich vor dem Wasser nicht scheuen; sich endlich zwar leicht führen lassen, doch aber, ohne hartmäulig zu sein, stramm im Zügel stehen, d. h. nicht bei jedem Anziehen mit dem Kopfe nachgeben.

Parforcesignale, Hornsignale, die bei den Parforcejagden geblasen werden. Da die Parforcehörner sehr schmettern und weit tragen, werden diese Signale weithin gehört. Näheres s. *Parforcejagd* und *Fanfaren*.

Parforceuniform, die bei der Parforcejagd übliche Tracht. Die Pikeure tragen meist ein grünes, eng anliegendes Kollett mit gelben oder roten Kragen und Aufschlägen, lederne Beinkleider, Stulpenstiefel und eine schwarze oder grüne, runde Mütze mit Schirm; die Parforcejäger oder -reiter (die Herren) tragen einen scharlachroten Frack und sind im übrigen wie die Pikeure gekleidet. Die rote Farbe ist keineswegs nur zufällige Geschmackssache, sondern deshalb gewählt, weil sie am weitesten erkennbar ist und sich die Reiter als zusammengehörig besser zusammenfinden, als wenn sie dunkle, grüne oder überhaupt weniger auffallende Farben trügen; namentlich sticht die rote Farbe im Holze sehr hervor. Ein Hirschfänger durfte früher dem Parforcejäger nicht fehlen, wogegen das Führen einer Peitsche nur bei den Pikeuren notwendig ist. Die Reiter tragen heute einen Reitstock.

Paß, der Wechsel des niederen Haarwildes; s. a. *Wechsel 1*.

passieren, das Wechseln des niederen Haarwildes.

Paßkugel, eine Kugel für Vorderlader, die genau in den Lauf paßt, im Gegensatze zur Laufkugel, die lose in ihm herunterrollt, also kleiner als der innere Durchmesser des Rohres ist.

Patrone, die zu einem Schuß in eine Hülse geladene Munition, die nur in den Lauf geschoben zu werden braucht, um das Gewehr schußfertig zu machen. Aus den Hinterladern kann man ohne Patronen überhaupt nicht schießen, bei den Vorderladern waren sie dagegen nur wenig im Gebrauch. Hinsichtlich der modernen Patronen s. *Hülse* und *Ladeweise*.

Patronenauswerfer (Ejektor), eine Vorrichtung, durch die der die Hülse zurückführende *Patronenzieher* beim Öffnen des Gewehres einen Stoß erhält, so daß die leere Hülse ausgeworfen wird.

Patronenhülse s. *Hülse*.

Patronenlager, der hintere Teil des Gewehrlaufes, der die Patrone aufnimmt. Ist das P. zu weit, so treten leicht Hülsenreißer auf.

Patronentasche, eine lederne Tasche an einem Tragriemen, die über die Schulter getragen wird und in der die Patronen ihren Platz finden. Für geringeren Bedarf genügt der aus Leder oder wasserdichtem Leinen hergestellte Patronengürtel mit Schlaufen für etwa 20 bis 25 Patronen.

Patronenzieher (bei Kipplaufwaffen auch Patronenschieber oder -schlitten genannt), eine Vorrichtung, die beim Öffnen des Gewehres

die Patrone entweder ganz aus dem Laufe zieht (bei Repetiergewehren) oder teilweise (etwa 3/4 bis 1 cm) zurückschiebt, so daß man die Patrone bzw. Hülse bequem fassen und aus dem Laufe entfernen kann.

Peitschenwürmer, sehr häufige Schmarotzer im Darme des Wildes, zur Ordnung der Nematoden (Fadenwürmer) und der Familie der Trichotracheliden (Haarwürmer) gehörig. Vorderkörper dünn, setzt sich peitschenartig gegen den Hinterkörper ab. Trichocephalus affinis beim Rot-, Reh- und Damwilde sowie der Gemse, T. crenatus beim Schwarzwilde, T. unguiculatus beim Hasen. Der letztgenannte Parasit ist bei massenhafter Anwesenheit Ursache des Eingehens von Hasen.

Pelikane (Pelecanidae), Familie aus der Ordnung der Ruderfüßler (Steganopodes). Alle vier Zehen mit einer zusammenhängenden Schwimmhaut verbunden; Flügel lang und spitz; an der Kehle ein Kehlsack, d. h. eine nackte, dehnbare Haut; Schnabel lang, an der Spitze mit hakig herabgebogenem Nagel. Zu dieser Familie gehört nur die Gattung Pelikan (Pelecanus) mit den angegebenen Kennzeichen. Alle Arten bewohnen wärmere Länder, keine ist daher Brutvogel in Deutschland, doch verstreichen sich gelegentlich einzelne P. zu uns, vor allem der gemeine Pelikan (Pelecanus onocrotalus L.; Kropfgans, Löffelgans), etwa von der Stärke eines Schwans. Länge 130 bis 170 cm, Flugbreite etwa 2½ m, Lauf 12 bis 13 cm. Gefieder zart rosa oder lachsfarben, Schwungfedern z. T. schwärzlich, Schnabel gelblich, an der Firste bläulich, Nagel rot, Auge lebhaft braunrot, Ruder fleischfarbig. Alte P. im Prachtkleide mit kurzem Federbusch am Hinterkopfe. Junge Vögel mehr weißlich. Die Heimat des P. bilden die wasserreichen Gegenden Südosteuropas, die angrenzenden Teile Asiens, sowie ein großer Teil Afrikas. In gemäßigteren Breiten ist der P. Zugvogel, der im Winter südwärts zieht und sich dann zu Tausenden zusammenfindet. Das Nest steht an unzugänglichen Stellen in Schilf und Rohr; die 2 bis 3 Eier messen etwa 9 : 6 cm und haben unter einem dicken, weißen Kalküberzug bläuliche Farbe. Auf dem Lande schwerfällig, streicht der P., sobald er sich erst erhoben hat, leicht und elegant. Seine Stimme ist ein tiefes, blökendes Grunzen; die Nahrung besteht ausschließlich aus Fischen. Der nächste Verwandte des eben genannten ist der Krauskopf-Pelikan (Pelecanus crispus Bruch), noch etwas stärker als der vorige, außerdem von diesem durch krause Federn am Hinterkopf und Hinterhals unterschieden; das Gefieder mehr weißlich oder perlgrau. Ob diese mit der vorigen zusammen lebende Art je nach Deutschland gelangte, ist zweifelhaft, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß es vorkommen könnte.

Peluschke s. *Hülsenfrüchte.*

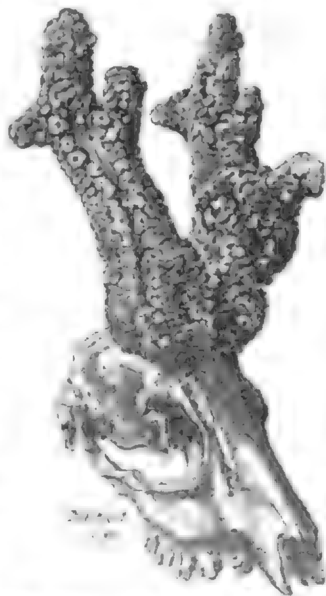
Pentastomum-Larven kommen vor im Gescheide, namentlich auch in der Leber und den Gekrösdrüsen, seltener in der Lunge des Reh- und Damwildes, der Hasen und Kaninchen. Werden die mit solchen Larven durchsetzten Gescheide- und anderen Teile von Hunden, Wölfen oder Füchsen gefressen, so entwickelt sich bei diesen Tieren das geschlechtsreife Fünfloch (Pentastomum taenioides), ein zu den spinnenartigen Tieren gehöriger Parasit, der in der Nasen- und Stirnhöhle seines Wirtes schmarotzt.

Perkussion, eine Vorderladerkonstruktion, bei der in die Pulverkammer ein eiserner, durchbohrter Kegel (Piston) eingeschraubt ist, der mit dem Inneren des Rohres in Verbindung steht. Durch das Festladen des Pulvers dringt dieses in das Piston bis an den oberen Rand und wird durch ein darauf gestecktes Zündhütchen beim Niederschlagen des Hahnes entzündet.

Perlen, die rundlichen oder kantigen, unregelmäßigen Erhabenheiten an den Stangen der Rothirsche und Rehböcke; sie sind eine solche Zierde derselben, daß Geweihe und Gehörne ohne P. nur gering geschätzt werden. Bei den Rehböcken wachsen die P. nicht selten so lang aus, daß sie wie Enden aussehen. Man spricht von gut oder schlecht geperlten Geweihen bzw. Gehörnen. Dam- und Elchgeweihe pflegen selten, und dann nur ganz flache, glatte P. zu haben.

Perlfisch s. *Karpfenfische VII, 3.*

Perücke, eine krankhafte, abnorme Ausbildung des Gehörns beim Rehbock, seltener des Geweihes bei Hirschen, bei der statt des regelrechten Kopfschmuckes dieser Cerviden eine unförmliche, meist klumpenartige, unsymmetrische Wucherung auftritt. Die Perückenbildung pflegt mit Verletzungen des Kurzwildbrets zusammenzuhängen, sei es infolge eines Schusses oder als Wirkung der Kastration. Nach Eckstein (Forstl. Zoologie) lassen sich für die Perückenbildung folgende Sätze aufstellen: 1) Wird ein Bock am Kurzwildbret verletzt oder kastriert, wenn er noch ungefegte Kolben



Perückengehörn ohne Bast.

trägt, so wachsen die Kolben anfangs regelmäßig, späterhin unregelmäßig weiter und verecken wenigstens teilweise im Inneren. Das so entstandene abnorme Gehörn wird aber weder gefegt noch abgeworfen und bleibt auf dem Kopfe des Trägers bis zu dessen Ende. 2) Wird ein Bock kurz nach dem Abwerfen kastriert, noch ehe er sein neues Gehörn aufsetzen konnte, so setzt er es anfangs normal auf, bald wird aber auch dieses abnorm und zu einem dauernd ungefegten und unabgeworfenen Perückengehörn. 3) Wird ein Bock kastriert, während er ein gefegtes Gehörn trägt, so wird dieses abgeworfen und das nunmehr neu entstehende Gehörn wird, wie in den beiden anderen Fällen, ein Perückengehörn. — Perückenböcke bleiben selten lange am Leben, meist gehen sie früh ein. Nicht selten wird die P. so stark, daß sie die Lichter überwuchert, wodurch der betr. Bock natürlich auch zu elendem Eingehen verurteilt ist.

Petersilie (Apium petroselinum), noch besser aber die krausblätterige Art, A. crispum, eine Anäsungspflanze für den Hasen, die aber auch von anderem Wilde genommen wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die harntreibende Eigenschaft dieser Pflanze in nassen Jahren einen wohltätigen Einfluß auf den Wildkörper ausübt. Man baut die Pflanze unter dem Sommergetreide an oder zieht sie in geschlossener Menge und legt dann von ihr die Stengel zum Äsen aus.

Pfahleisen, 1) ein eisernes Werkzeug zum Vorschlagen der Löcher für die Stellstangen beim Stellen des Jagdzeuges; 2) ein Tellereisen, das statt des Tellers ein rundes oder halbrundes, schwaches Knüppelende als Trittholz hat. Man legt dies Eisen auf einen starken Pfahl, um Raubvögel zu fangen, die auf dem Pfahl bzw. Trittholz aufhaken.

Pfanne, 1) die halbkugelige Höhlung, in die der Hinterlauf im Becken eingefügt ist; daher löst man beim Zerwirken die Keulen des zur hohen Jagd gehörigen Haarwildes aus der P.; 2) beim alten Feuerschloß der von der Batterie bedeckte Behälter, der das Zündpulver aufnahm.

Pfeife, Abzugsröhre am Schwanenhals.

Pfeifente s. *Enten I, 6* und *VIII, 1.*

Pflaster, ein bei Vorderladern verwendetes rundes Läppchen von Leinwand oder feinem Leder, das auf einer Seite getalgt wurde und zur Umhüllung der Büchsenkugel diente.

Pfropfen sind von großer Bedeutung für den Schrotschuß, da sie die Abdichtung zwischen Geschoßvorlage und Pulverladung zu übernehmen haben. Am geeignetsten sind 10 bis 15 mm hohe P. aus bestem Filz, die am Rande gefettet werden und damit einen Teil der Rückstände vom vorhergehenden Schuß beseitigen. Pappepfropfen sind von zu geringer Elastizität und dichten daher weniger sicher ab. Bei Kugelpatronen findet der P. wenig Verwendung, doch ist er bei Gewehren mit engem Geschoßübergang, wo beim Entladen das Geschoß bisweilen stecken bleibt, nur von Vorteil. Er verhütet in diesem Falle das Auslaufen des Pulvers in den Verschluß, was Ladehemmungen hervorruft. Auch bei Patronen mit verhältnismäßig schwacher oder den Pulverraum nur etwa halb füllender rauchloser Ladung ist es empfehlenswert, das Pulver durch einen leichten Watte- oder Filzpfropfen festzulegen, da andernfalls leicht Nachbrenner auftreten.

Pfuhlschnepfe s. *Schnepfen II, 2* und *Uferschnepfe 1.*

Pfund. Wo Jagden weidmännisch betrieben werden, sind Verstöße gegen den Jägerbrauch in Wort und Handlung mit Strafe bedroht und so ganz besonders bei der edelsten und vornehmsten Jagd, der auf den Rothirsch. Die Strafe bestand früher darin, daß der Überführte quer über einen erlegten Hirsch gestreckt wurde und auf sein Hinterteil drei Schläge mit dem Blatt oder Weidmesser aufgezählt erhielt, die man Pfunde nannte. Ein Jäger höheren Ranges teilte diese eigenhändig aus, während die Gesellschaft einen Kreis um die Exekution schloß, die Hirschfänger lüftete und Fanfaren geblasen wurden. Die drei Schläge wurden mit folgenden Worten erteilt: Ho! ho! Das ist für meinen Fürsten und Herrn! — Ho! ho! Das ist für Ritter, Reiter und Knecht! — Ho! ho! Das ist das edle Jägerrecht! Die feierliche Handlung, die übrigens den leidenden Teil in keiner Art herabsetzte, sondern lediglich zur Kurzweil diente, wurde mit einem Jägerschrei geschlossen. Dieses Zeremoniell ist heute nur noch selten im Gebrauche.

Phosphor, Gift zur Vertilgung der Krähen (s. *vergiften*).

Piepente s. *Enten I, 6.*

Pikeur, der diensttuende Jäger bei der Parforcejagd.

Pinsel, beim Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild der Haarbüschel an der Öffnung der Brunstrute. Auch der Haarbüschel am Gehör des Schwarzwildes, Luchses und Eichhörnchens wird bisweilen P. genannt.

Pirsch und Zusammensetzungen damit s. *Birsch.*

Pistole, kurze Feuerwaffe zum einhändigen Gebrauch. Dem Jäger steht diese Waffe zwar fern, obgleich sie schon manchem in gefährlichem Handgemenge ersprießlichere Dienste leistete als Büchse und Hirschfänger. Als geeignetste Verteidigungswaffe dieser Art sind die Selbstladepistolen Browning M. 1900 und 1912 anzusehen. Diese P. eignen sich

wegen ihrer flachen Form ohne scharfe Ecken und Kanten und ihres geringen Gewichts sehr gut als Taschenpistolen. Der Mechanismus

1. Browningpistole M. 1912.

arbeitet einwandfrei, und Präzision sowie Schußwirkung lassen nichts zu wünschen übrig. Gute deutsche Taschenpistolen sind die Selbst-

2. Mechanismus der Browningpistole M. 1912, abgefeuert, Magazin geladen.

ladepistolen von Mauser, J. P. Sauer & Sohn und die Waltherpistolen Kal. 7,65 mm.

Literatur: G. Bock, Moderne Faustfeuerwaffen und ihr Gebrauch; 1911.

Pistolengriff, eine dem Griff einer Pistole ähnliche Form des Kolbenhalses, die ein festeres Einziehen des Gewehres ermöglicht als der englische Schaft und sich daher besonders für Büchsen eignet. Durch den P. ist der früher bei deutschen Gewehren fast allgemein übliche Hinterbügel nahezu verdrängt worden.

Piston, der kleine, durchbohrte Kegel, der bei Perkussionsgewehren über der Pulverkammer eingeschraubt ist und als Zündkanal dient. Bei Zentralfeuer-Hahngewehren das einschraubbare Lager für den Schlagbolzen.

Plagge, Stücke des Bodenüberzuges, die nach den Pflanzen, aus denen sie bestehen, Rasenplagge oder Heideplagge benannt werden.

Plan s. *Brunftplatz.*

Plänterbetrieb s. *Forstwirtschaft,* Waldbau.

Platthirsch s. *Kahlhirsch.*

Platz s. *Brunftplatz.*

plätzen, wenn das Reh mit den Vorderläufen den Schnee oder die sonst ihm unbequeme Bodendecke wegschlägt, um sich dadurch einen Lagerplatz, weidm. Bett, zurechtzumachen. Ebenso plätzt der Hirsch, wenn er, von der Brunst erregt, den Boden mit den Vorderläufen nach Art eines erzürnten Stieres hinter sich aufwirft, wobei er gewöhnlich heftig orgelt.

Platzhahn (Standhahn), der einen Balzplatz beherrschende Auerhahn, nachdem er die Nebenbuhler nach oft hartnäckiger Rauferei abgekämpft hat.

Platzhirsch, der stärkste Hirsch auf dem Brunftplatz, der die anderen abkämpft. Auf guten Wildbahnen muß er sich diese Alleinherrschaft durch harte Kämpfe mit ähnlich starken Nebenbuhlern erringen, und oft genug wird sein Brunftschrei von einem neu heranziehenden Hirsch erwidert; die Folge ist dann ein neuer Zweikampf. Der abgekämpfte Hirsch trollt vom Rudel ab und sucht anderswo anzukommen. Stehen, vielleicht wegen nicht ausreichenden Mutterwildes, mehrere gleichstarke Hirsche auf dem Brunftplatz, so muß entsprechender Abschuß erfolgen, weil die Kämpfe unter ihnen nicht aufhören und der Beschlag des Mutterwildes darunter leidet. Geringe Hirsche wagen sich zwar nicht an den P., schleichen aber zu dessen größtem Verdruß stets um den Brunftplatz herum und verstehen jede günstige Gelegenheit, wenn jener anderweitig in Anspruch genommen ist, für ihren Zweck auszunutzen.

Platzpatronen, nur mit Pulver, also ohne Geschoß, geladene Patronen.

Pleinzen s. *Karpfenfische IX, 3.*

Plötze s. *Karpfenfische VII, 1.*

Pointer s. *Vorstehhund.*

Polartaucher s. *Taucher II, 3.*

Politur, ein schwarzer, geruchloser Eisenlack, der den Zweck hat, den neuen, aus der Fabrik kommenden Fangeisen ein gutes Aussehen zu geben, sie vor Rost zu schützen und bei alten Fangeisen das Weiterrosten zu verhindern. Ein Verwittern der Fangeisen findet durch das Bestreichen mit der P. nicht statt, wie oft fälschlich behauptet wird. Um ein altes Fangeisen nach der Fangzeit mit P. zu bestreichen, reinigt man es zunächst gründlich und wärmt es dann auf der Herdplatte, in der heißen Ofenröhre, über Schmiedefeuer usw., gut an. Hierauf streicht man es möglichst zuerst mit Firnis und dann, wenn dieser an dem warmen Eisen getrocknet ist, mit der schwarzen P. Raubvogeleisen, Habichtskorb usw. streicht man, wie es in den Fabriken geschieht, grün an.

Polizeijagden werden nach § 64 Abs. 4 der preußischen Jagdordnung von der Jagd-

polizeibehörde zur Vertilgung uneingefriedigten Schwarzwildes angeordnet. Ein Jagdschein ist dazu nicht erforderlich.

Posch, Körnung (Kirrung); poschen, deren Ausstreuen.

Posten 1) (Rehposten), die stärksten Schrote von 6 und mehr mm Durchmesser; vom weidgerechten Jäger verpönt. 2) Die Stände der Schützen bei der Treibjagd.

Posthörner, die durch den Fraß einer Schmetterlingsraupe (Kieferntriebwickler) verletzten und gekrümmten, später aber weiterwachsenden, jedoch dauernd mehr oder weniger (posthornartig) gebogenen Triebe der Kiefer. Ähnliche Bildungen (Kieferndrehkrankheit) werden auch durch einen Pilz verursacht.

Prachtadler s. *Adler 4.*

Prachteiderente s. *Enten V, 2.*

Prachtente s. *Enten V, 2.*

prächtig — aber nie schön oder hübsch — ist ein besonders starkes, perliges, normal gebautes Hirschgeweih oder Rehbocksgehörn, auch ein besonders gutes Stück Wild.

prall ist ein straff angezogenes Tuch oder Netz; der Gegensatz ist busig.

Pranke s. *Branken.*

prasseln, das Abtreten von dürren Zweigen durch den Auerhahn, wenn er sich überstellt.

Preisschliefen s. *schliefen.*

Preißelbeere s. *Beerensträucher.*

prellen, 1) wenn Wild oder Hunde sich heftig vor- oder zurückbewegen; s. a. *Prellgarn.* 2) Eine rohe Belustigung in früheren Zeiten, namentlich im 18. Jahrhundert, bei der Füchse, Hasen u. a. mit Prellnetzen so lange in die Luft geschnellt wurden, bis sie verendet waren. Es beteiligten sich vor allem auch die Damen an diesen grausamen Tierquälereien, an Höfen damals sehr beliebte „Vergnügen".

Prellgarn (Prellnetz), ein Netz, das gestellt wird, damit Wild vor ihm zurückprellen soll. Es dient als Aushilfe, wenn das hohe Zeug nicht ausreicht; bei Saujagden wird es vor die hohen Tücher gestellt oder diese gedoppelt, weil Sauen sich durch eine Reihe Tuch leicht durchschlagen. Wird niederes Wild getrieben, so stellt man P. hinter den Ständen besonders zu berücksichtigender Jäger, denen sie die Möglichkeit gewähren, das etwa gefehlte Wild nochmals zu beschießen. P. haben rechtwinkelige, Fangnetze dagegen schiefwinkelige Maschen.

Prellschuß, ein Schuß, wobei das Geschoß irgendwo aufschlägt, dabei eine andere Richtung annimmt (abgellt) und einen nicht beschossenen Gegenstand trifft; ferner im Sinne von *Krellschuss* gebraucht.

Pricke s. *Neunaugen 2.*

Probejagen, das Zeug- oder Lappjagen, das der angehende hirschgerechte Jäger in früheren Zeiten als Prüfungsarbeit in befriedigender Weise einrichten mußte, ehe er wehrhaft gemacht wurde.

prossen s. *abprossen.*

Proßholz, für das Schalenwild zum Schälen im Winter ausgelegtes Astwerk von Weichhölzern, z. B. Aspen, kanadischer Pappel, Weidenarten, Wildobst, Eschen. Es muß frisch abgeschnitten gereicht werden. Das P. ist für die Gesunderhaltung der Wildstände von hervorragender Bedeutung und namentlich in nassen Wintern zur Verhütung und Heilung von Störungen im Verdauungssystem von Wert.

Prüfung von Jagdhunden, s. *Kynologie* und *schliefen.*

Prügelfalle s. *Fallen II, 2.*

Prunkjagen, Festinjagen, s. *Rotwild,* Jagd 5.

Pseudotuberkulose der Nagetiere. Die P. ist oft eine Ursache des Eingehens von Hasen, seltener von wilden Kaninchen. Die Krankheit ist gekennzeichnet durch das Auftreten von Knötchen in den verschiedensten Körperteilen, insbesondere in den Gekrösdrüsen, der Leber, der Milz und den Lungen. Die Knötchen haben eine weißgraue bis gelbe Farbe und zeigen im Inneren sehr bald Verkäsung. Der Erreger ist ein kurzer, plumper, kokkenähnlicher Bazillus, der pathogen für Haus- und weiße Mäuse, Meerschweinchen, Kaninchen, Hamster und Feldhasen ist. Die Erreger der Seuche werden in der Regel mit der Äsung aufgenommen. In manchen Fällen fordert die Krankheit bedeutende Opfer unter den Hasen. Tritt die Seuche während der Jagdzeit auf, so schieße man die Hasen im verseuchten Gebiete nach Möglichkeit vollständig ab. Darauf stelle man dort, wo die Gefahr einer Einwanderung von Hasen in das Seuchengebiet besteht, Drahtzäune auf oder man lappe diese Stellen ab. Im Grenzgebiete schieße man die Hasen auf dem Anstande ab. Während der Schonzeit sperre man das Seuchengebiet durch Drahtzäune, Lappen oder Scheuchen nach Möglichkeit ab. Da die P. durch den Wildbretgenuß auf den Menschen nicht übertragbar ist, so sind die mit dieser Krankheit behafteten, regelrecht zur Strecke gebrachten Hasen genußtauglich, solange keine Abmagerung besteht.

pudeln, scherzhaft für schlecht schießen.

Pudelpointer, ein aus der Kreuzung von Pudel und Pointer hervorgegangener Vorstehhund. Die meisten P. führen weit weniger Pudel- als Pointerblut. Näheres s. *Vorstehhund.*

puitzen, der Balzlaut der Schnepfe.

Pulver. Schwarzpulver besteht aus 75 % Salpeter, 10 % Schwefel und 15 % Kohle, besonders vom Faulbaum, doch auch

von Weide, Hasel, Erle und anderen Weichhölzern. Diese Stoffe werden fein gepulvert, gemengt und, nachdem sie angefeuchtet wurden, zwischen Walzen oder Pressen gedichtet, alsdann gekörnt, poliert und getrocknet. Gutes Schwarzpulver muß mattglänzend sein, zwischen den Fingern gerieben keinen schwarzen Ruß hinterlassen und, auf einem Stückchen Papier angezündet, blitzschnell und gleichzeitig aufflammen, ohne das Papier anzusengen. Für den Büchsenschuß verwendet man rundkörniges P., dessen Verbrennungsrückstände feucht sind, so daß es nicht so schnell eine harte Kruste bildet und daher den Lauf weniger verschmutzt (Naßbrandpulver). — Seit 1888 tritt zunächst bei Militärgewehren, dann aber auch in immer wachsendem Umfange bei Jagdwaffen, das r a u ch l o s e P. an Stelle des Schwarzpulvers. Sein Hauptbestandteil ist die Schießbaumwolle. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von rauchschwachem Pulver, das reine Nitrozellulose- oder Schießwollpulver und das Nitrozellulose-Nitroglyzerinpulver, die mit Hilfe des Lösungsmittels Äther-Alkohol durch Auswalzen, Pressen und Zerschneiden in die gewünschten Formen überführt werden. Nitrozellulose ist nitrierte Baumwolle, d. h. Baumwolle, die durch Behandlung mit Salpeter- und Schwefelsäure in sprengkräftigen Zustand versetzt worden ist. Die Baumwollabfälle der Spinnereien werden gewaschen, gereinigt und entfettet und dann in ein Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure getaucht, wobei der Stickstoffgehalt des Salpeters auf die Baumwolle übergeht. Nach gründlichem Auswaschen der Säurereste erhält man die zur Pulverfabrikation verwendbare Schießwolle oder Nitrozellulose. Zur Herabsetzung der Brisanz gibt man diesem Pulver auch noch verschiedene Zusätze. Das Nitroglyzerinpulver besteht in der Hauptsache aus Schießwolle und Nitroglyzerin. Unter Nitroglyzerin versteht man eine äußerlich dem Glyzerin ähnliche Flüssigkeit, die durch Nitrierung, d. h. Behandlung des Glyzerins mit Salpetersäure, gewonnen wird und auch unter dem Namen Sprengöl bekannt ist. Die heute gebräuchlichsten Zusammensetzungen des Nitroglyzerinpulvers sind 60 bis 80 Teile Schießwolle und 40 bis 20 Teile Nitroglyzerin. Das letztere besitzt die Eigenschaft, mit gewissen Nitrozellulosen zu gelatinieren. Zur schnelleren Erzielung einer gleichmäßigen Gelatine wird vielfach noch ein leicht flüchtiges Lösungsmittel, z. B. Azeton, hinzugesetzt. Letzteres wird nach der Formgebung durch Walzen, Pressen und Schneiden mit Hilfe eines Trockenprozesses so gut wie möglich wieder aus dem Pulver entfernt, wie es ja auch ähnlich mit dem Lösungsmittel im Schießwollpulver geschieht. Auch beim Nitroglyzerinpulver regelt man die jeweils erforderliche Brisanz durch Zusätze. Beide Arten Pulver werden durch Walzen oder Pressen, Stanzen und Zerschneiden in die verschiedensten Formen gebracht, z. B. in Blättchen-, Näpfchen-, Würfel-, Hohlzylinder-, Schnur-, Röhren-, Teller-, Platten- und andere Formen. Sowohl Schießwollpulver als auch Nitroglyzerinpulver wird als Treibmittel für Jagdgewehre verwendet. Ersteres entwickelt eine bedeutend geringere Verbrennungstemperatur als das Nitroglyzerinpulver, weshalb es auch die Läufe weniger angreift. Das mit hoher Temperatur verbrennende Nitroglyzerinpulver brennt die Rohre leicht aus. Es hat jedoch die Vorzüge vor dem Schießwollpulver, daß es regelmäßigere Schießergebnisse liefert, sich in seiner Kraftäußerung im Laufe der Jahre so gut wie gar nicht ändert, und daß es größere chemische Beständigkeit besitzt. Zur Anfertigung von Jagd-Schrotpatronen ist außer den erwähnten beiden Arten noch eine weitere Pulvergattung im Handel, die Mischpulver genannt wird. Es ist das zwar auch ein Schießwollpulver, aber ein ungelatiniertes. Es wird hergestellt durch Zusammenmischen von Schießwolle, Kali- oder Barytsalpeter mit Wasser und Gummiarabikum oder sonstigem Klebstoff unter Zusatz von verschiedenen Farbstoffen, wodurch die einzelnen Sorten kenntlich gemacht werden. Die Masse wird durch Siebe gerieben und auf diese Weise gekörnt. Nach dem Körnen wird das Pulver getrocknet. Infolge Nichtanwendung jeglichen Gelatinierungsmittels kann das Pulver billig hergestellt werden. Unter normalen Verhältnissen sind diese Mischpulver sehr gute Jagdpulver, haben aber den Nachteil, daß sie leicht feucht werden und die Körnerform mehr oder weniger verlieren. Da die rauchlosen Pulver — speziell die Blättchenpulver — eine stärkere Zündung brauchen als Schwarzpulver, so rosten die Gewehrläufe beim Gebrauch derartiger Patronen stärker. Sie müssen also sorgfältiger gereinigt werden, als dies bei Schwarzpulver nötig war. Indes wird diese Arbeit durch Benutzung guter Rostschutzmittel wesentlich vereinfacht. Jedenfalls wird erwähnter Nachteil reichlich durch die Vorteile des rauchlosen Pulvers — die Rauchfreiheit, sowie geringen Rückstoß und Knall — aufgewogen.

Pulverhorn, ein vielfach mit einer Meßvorrichtung versehener Behälter für Schwarzpulver, der beim Gebrauche von Vorderladern Verwendung fand.

Pulvermaß, ein aus Messing hergestelltes, verstellbares Maß für Pulver zum Laden von Patronen. Die am Maß angebrachten Zahlen,

die vielfach noch sog. Gradzahlen sind, geben keinen sicheren Anhalt für die Pulverladung, zumal auch die Pulversorten in ihrem Gewicht schwanken. Man tut daher gut, die Pulvermenge nach erfolgter Wägung genau festzustellen und danach das Pulvermaß zu fixieren. Rauchlose Pulver, speziell Blättchenpulver, soll man nicht abmessen, sondern mit einer Präzisionswage abwiegen.

Pulvermaß.

Pulversack (Pulverkammer), der das Patronenlager enthaltende Teil des Laufes bei Vorderladern.

Pulverschleim, im Gewehrlaufe zurückbleibende Rückstände des Schwarzpulvers, besonders Kohle und Schwefelkalium, die an der Luft begierig Feuchtigkeit anziehen und schmierig werden.

Pulwan, auch Bulwan, fälschlich Balban, in Rußland und z. T. Skandinavien heimische Bezeichnung für einen oft sehr kunstlos nachgemachten Birkhahn, der zuweilen nur aus schwarzen Tuchlappen besteht und, frei an der Spitze eines Baumes angebracht, zum Anlocken der von einem Gehilfen des Jägers hochgemachten Birkhähne dient. Der Schütze stellt sich in Schußnähe gut gedeckt bei dem P. auf; die Hähne halten die Puppe für einen der ihrigen und fallen bei ihr ein, wobei sie erlegt werden. Z. T. heißen auch Nachbildungen anderer Wildgestalten P., so z. B. die der Renntiere.

Purpurreiher s. *Reiher II, 2.*

Pürsch und Zusammensetzungen s. *Birsch.*

Puter s. *Trutwild.*

Putzmittel für Gewehre. Zum Reinigen von Büchsen benutzt man einen *Putzstock*, Werg und säurefreies Öl. Um die nach Gebrauch von Schwarzpulver verbleibenden Pulverrückstände und etwaigen Bleiansatz zu entfernen, wischt man den Lauf mit feuchtem Wergpolster aus; nach Benutzung rauchlosen Pulvers ist der Lauf innerlich stark einzufetten, dann mit mehrmals erneuertem Wergpolster trocken zu reiben und endlich mit einem guten Öl (s. *Rostschutzmittel*) leicht zu fetten. Bei Flinten entfernt man den Bleiansatz mit dem *Krätzer* und verfährt dann wie mit dem Büchslauf.

Putzstock, ein Stab mit Griff an dem einen, Schraube zum Anbringen von Werg, Draht- oder Borstenbürsten, Wischern am anderen Ende, der zum Reinigen des Laufinneren dient. Die besten P. für Büchsen bestehen aus einem mit Holz bekleideten Stahlstab; auch Stahlstöcke mit Zelluloid- oder Lederüberzug sind empfehlenswert. Metallputzstöcke ohne Bekleidung sollte man nicht verwenden. Für Flinten sind hölzerne P. ausreichend. Des bequemeren Transportes wegen hat man 3- oder 4teilige Büchsen- und Flintenputzstöcke, die für den Gebrauch zusammengeschraubt werden, hergestellt.

Pyämie und **Septikämie,** Allgemeinerkrankungen (Eiter- und Blutvergiftungen), die im Anschluß an Wunden und Entzündungen innerer Teile entstehen können. Obwohl bei Wild ziemlich selten, wurden solche eitrigen oder jauchigen Blutvergiftungen beobachtet bei Reh-, Rot- und Schwarzwild, sowie bei Hasen und wilden Kaninchen. Namentlich Hasen erkranken an P. öfters. Man findet oft bei eingegangenem Wild Eiterbeulen oder ausgebreitete Eiterungen in der Haut, Unterhaut, den Muskeln, der Leber, Milz, den Nieren und den Geschlechtsteilen. Die unrichtigerweise als Hasenvenerie, Syphilis oder Franzosenkrankheit der Hasen bezeichnete Erkrankung ist eine solche Pyämie. Die Übertragung der Krankheitserreger (Staphylokokken) wird durch Flöhe vermittelt, deren Speicheldrüsen die eitererregenden Bakterien enthalten. Das Wildbret von Stücken, die an Staphylomykose (Traubenkokkenkrankheit) litten, ist in der Regel geeignet, die Gesundheit von Menschen, die davon genossen haben, zu schädigen; es sollte zum mindesten ohne tierärztliche Untersuchung nicht verwertet werden. S. wird gelegentlich bei Wild infolge von schweren Verletzungen oder von *Schwergeburten* beobachtet. Die krankhaften Veränderungen an Herz, Leber, Nieren, Milz und Lymphknoten pflegen hierbei wenig auffallend zu sein. Das Wildbret septikämisch erkrankt gewesener Stücke ist in hohem Grade gesundheitsschädlich.

Q.

Quäke s. *Hasenquäke.*

Quakente s. *Enten II, 6.*

quarren, auch wohl quorren, der tiefe Ton, den die Waldschnepfe auf dem Strich im Frühjahr hören läßt.

Querflügel, die bei Treibjagen von Schützen oder Treibern gebildeten Haken.

Quertuch s. *Rolltuch.*

quetschen des Korns, s. *klemmen.*

Quetscher, ein Hund, der sich auf das er-

legte Federwild stürzt und (hauptsächlich flatterndes, geflügeltes Wild) so heftig beim Zufassen drückt, daß es stark verletzt wird. Korrektur: Übungen im Apportieren von Raubzeug, Krähen, Fuchs, Katzen, dann auch von lebenden Tauben, denen die Flügel zusammengebunden sind, und von Eiern; endlich auf Schuß. In den ersten Wochen hat der Jäger nach Erledigung der Apportierübungen im geschlossenen Raume das gefallene Wild selbst aufzunehmen (s. a. *Dressur*).

R.

Rabenente s. *Enten III, 1.*

Rabenkrähe s. *Rabenvögel IV, 2.*

Rabenvögel (Corvidae). Familie aus der Ordnung der Singvögel (Singmuskelapparat am unteren Kehlkopf). Die R. kennzeichnen sich auffallend durch einen sehr starken, geraden, nach vorn etwas abwärts gebogenen und zugespitzten, seitlich etwas zusammengedrückten Schnabel; die obere Schneide hat an der Spitze meist einen zahnartigen Ausschnitt. Nasenlöcher rundlich mit vorwärtsliegenden, borstenartigen Federn fast zur Hälfte bedeckt. Die knorpelige Zunge mit hornartiger, gespaltener Spitze. Die 4. bis 6. Schwinge, die im Fluge fingerförmig gespreizt werden, bilden, als die längsten, die Flügelspitze. Ständer geschildert, stark und mäßig lang, Gangfüße; Zehen ohne Bindehaut, 3 nach vorn, 1 nach hinten gerichtet, grob getäfelt; Nägel mäßig stark und gebogen. Männchen und Weibchen meist gleich gefärbt; gesellige Vögel und sehr gelehrig. — Ihre Nahrung besteht aus Fleisch, Insekten, Würmern, Baum- und Beerenfrüchten, Getreide und Sämereien, die der Raben auch aus Aas. Lebende Tiere töten sie mit dem Schnabel. Sie horsten auf Bäumen; Horste sehr sperrig; Eier grün mit braunen Flecken. — In landwirtschaftlicher Hinsicht im ganzen immerhin nützlich, sind die meisten Gattungen (z. B. Elster, Rabe) der Jagd entschieden, einige sogar sehr schädlich und daher in gehegten Wildbahnen, ganz besonders bei Aufzuchtanstalten für Federwild, durchaus nicht zu dulden. Von überraschender Klugheit und Berechnung, verstehen sie ihren Erzfeind, den Jäger, sehr wohl zu erkennen, und die Schwierigkeit, ihnen beizukommen, erhöht mittelbar ihre Schädlichkeit. Die meisten sind Jahres-(Stand-)vögel und bewegen sich in einem bestimmten, abgegrenzten Revier; einige streichen im Herbst in größeren Scharen nach Nahrung suchend umher. — 6 Gattungen, von denen *Häher* (Eichelhäher) und *Tannenhäher* unter diesen Stichworten beschrieben sind.

I. Gattung: Felsenrabe (Pyrrhocorax Vieillot).

Ständer rot; Schnabel rot oder gelb, schwächer und spitzer endend als bei den anderen Rabenarten; Gestalt schlank; Gefieder schwarz mit mehr oder weniger Metallschimmer; leben von Insekten, Würmern, Sämereien, Beeren und bewohnen hohe Gebirge, in deren unzugänglichen Felsenspalten sie nisten.

1) Alpendohle (Pyrrhocorax alpinus Vieill.; Berg-, Stein-, Schneedohle, Felsenrabe). Länge 37, Stoß 14,3, Schnabel 2,6, Lauf 4,2 cm. Gesamtfärbung schwarz mit mattem Schimmer beim Männchen; der Schnabel der alten Vögel hoch-, der der jungen trübgelb, vorn schwärzlich. Ständer der letzteren bräunlich, der ersteren hochrot; Nägel ziemlich groß, stark gekrümmt; Iris braun. Der gerade Schnabel ist kürzer als der Kopf; die Nasendeckfedern treten bis zu einem Drittel der Schnabellänge vor. Ihr Ruf klingt wie „Krü krü“ oder „Jack jack jack“. In Lebensweise und Eigenschaften der Steinkrähe sehr ähnlich; im Gegensatze zu jener ist sie in unseren Alpen häufig, auch in anderen alpinen Gegenden vorhanden und erscheint bei hohem Schnee in den Tälern und Städten. Sie läßt sich leicht zähmen und ist an ihrem gewandten, falkenartigen Fluge zu erkennen. Sie horstet auf steilen Höhen in zahlreicher Gesellschaft, auch mit Felsentauben zusammen, Ende April-Mai. 3 Eier (37 : 26 mm), gelblich, grünlich. Ihre Nahrung sind Insekten, Würmer, Schnecken, aber auch Getreidekörner, Früchte und kleine Vögel. Die A. soll räuberischen Sinnes sein, sogar angeschossene Alpenhasen verfolgen; auch stößt sie auf Hunde. Die Jagd auf diesen Vogel ist wegen seines schwer zugänglichen Aufenthaltes nicht von Belang; auch ist er mehr den nützlichen und angenehmen Vögeln zuzuzählen, daher seine Schonung angebracht erscheint.

2) Steinkrähe (Pyrrhocorax graculus L., Corvus graculus L., Fregilus europaeus Less.; Alpenkrähe, Feuerrabe). Länge 38, Schnabel 5, Stoß 14,4, Lauf 5 cm. Gesamtfärbung schwarz mit Metallschimmer; Schnabel gebogen, länger als der Kopf, rot wie auch die Ständer; Augen braun; die Nasendeckfedern erreichen kaum ein Sechstel der Schnabellänge; Flügel länger als Stoß. Die Färbung der Jungen ist stumpfer, Schnabel und Ständer nur gelblich-rot. Neben ihrer auffallenden Farbenschönheit

übertrifft die St. ihre Familienverwandten durch ihren sehr gewandten Flug, sie ist eine besondere Zierde der Alpenregion, die ihr ständiger Aufenthalt ist. Ihr Ruf klingt wie „Kria kria kria“ oder „Dla dla dla“. In Helgoland zweimal beobachtet; früher häufig in Griechenland, jetzt sehr selten (Ätolien?); öfter auf den Hochgebirgen Spaniens, jetzt seltener in der Schweiz, in England und Schottland, endlich auch in unserem Alpengebiet. Die St. lebt fast ausschließlich von Insekten, die sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen weiß, auch von Schnecken und allerlei Sämereien; diese sind auch das Futter für die ewig hungrig rufenden Jungen. Im April ist das aus 3 bis 4 Eiern bestehende Gelege fertig; das Ei ist 43 : 29 mm groß und auf gelbgrünlicher Grundfarbe mit grauen und braunen Flecken und Punkten bedeckt. Die Brutzeit wird der der Dohle gleich sein; im Juni sind die Jungen beflogen. Girtanner in St. Gallen hat den Horst beschrieben, der äußerlich aus Wurzeln und Reisern, die Nestmulde aus einem dicken Haarfilz angefertigt ist und auf Felsabsätzen oder in Ritzen steht. Die St. ist Strichvogel, lebt gesellig wie unsere Krähen und läßt sich leicht zähmen. Hat nur wissenschaftliches, wenig jagdliches Interesse.

II. Gattung: Elster (Pica Briss.).

Der keilförmige Stoß bedeutend länger als der kurze Flügel, schwarz und schillernd; Kopf und Oberrücken dunkelblau, Flügel dunkelgrün, Schulterfedern und Unterbrust weiß. Horsten in der Nähe menschlicher Wohnungen auf sehr hohen Bäumen; der Niederjagd schädlich. Sehr zahlreich in Europa, Asien und Afrika.

Elster (Pica pica L., Corvus pica Naum., P. caudata Keys. et Blas.; Azel, Heister, Hädster). Länge 43, Stoß 24, Schnabel 3,5, Lauf 4,8 cm. Stoß stufig, bedeutend länger als die kurzen Flügel. Unterbrust, Unterrücken, Schulterfedern und Innenfahne der großen Schwingen schneeweiß, alle übrigen Teile glänzend schwarz mit blauem Schimmer; auf Hals, Rücken und Flügeln mit grünem und auf dem langen, stark keilförmig abgerundeten Stoß mit goldgrünem, blaugrünem und purpurnem Metallschimmer. Erste Schwinge sichelförmig und viel schmäler als die zweite; Schnabel und Ständer schwarz; Iris dunkelbraun. Das Weibchen hat mattere Farben, kürzeren Stoß und nicht so weit auf den Hals herabreichendes Schwarz. Flügel abgerundet, die fünfte Schwinge die längste. Die E. ist über ganz Europa bis Lappland hinauf verbreitet, doch nicht überall gemein, kommt auch in Asien vor, wird in Nordafrika und Amerika aber von ihr verwandten Gattungsarten vertreten. Sie lebt gern in der Nähe der Menschen, teils aus Furcht vor den Raubvögeln, teils um sicherer das junge Geflügel rauben zu können, auf hohen Bäumen, Türmen, Gemäuer, in kleinen Feldhölzern mit angrenzenden Wiesen und Feldern. Nicht selten stehen Elsternhorste auch ziemlich niedrig in Wallhecken u. dgl. Der ziemlich umfangreiche Horst besteht in der Unterlage aus stärkeren Reisern, darauf folgt eine Lage Lehm und Schlamm und schließlich die sorgfältig mit Federn und Haaren ausgelegte Horstmulde. Oben kommt eine Decke von Dornen und Reisern, der Eingang wird seitwärts eingerichtet. Im April findet man in ihm 6 bis 8 Eier, die etwa 35 : 23 mm groß und auf blaugrünem Grund olivenbraun und dunkelgrün gefleckt und gewölkt sind. Beim Horstbau zeigen sich die E. als überaus kluge und schlaue Vögel, welche die Aufmerksamkeit des Menschen auf ihr Tun und Treiben bald bemerken und ihn zu täuschen suchen. Sie stellen oft sogar mehrere Bauten her, um ihre Brut desto sicherer vor Entdeckung zu schützen. Die E. ist gewandt, listig und vorsichtig, weiß sich selbst der Bruten und Eier größerer Vögel durch ungemeine Dreistigkeit zu bemächtigen und vertilgt in ihrem Bezirk viele Singvögel. Sie ist unbedingt ein sehr schädlicher Vogel. Ihr Flug ist schwerfällig, flatternd, doch ermöglicht ihr der sehr lange Stoß äußerst gewandte Seitenbewegungen; beim schreitenden Gang trägt sie den wippenden Stoß schräg in die Höhe. Ihre Stimme ist ein rauhes „Schnakschnak-schakerakrak.“ Die diebische Eigentümlichkeit, glänzende Gegenstände sich anzueignen und im Horst zu verstecken, teilt sie mit den Verwandten. Sie ist Standvogel, entfernt sich selten weit von ihrem Bezirk und streicht selbst im Winter wenig umher. Die schmucke Gestalt des munteren Vogels, verbunden mit seiner scheinbaren Vertraulichkeit zum Menschen, auch mancher Aberglaube, der an ihrer Anwesenheit haftet, lassen ihr gar zu häufig einen gänzlich unverdienten Schutz angedeihen. Während nützliche Tiere mit weniger glänzendem Kleid oder abstoßendem Äußeren traditionell verfolgt werden, läßt man die E. ruhig die Singvögelnester der Nachbarschaft ausrauben und rechnet auch wohl anderen Tieren den Verlust an zahmem Hausgeflügel an, den diese Erzspitzbübin hauptsächlich verschuldet. Sie greift ebenso die Feld- wie Fasanhenne auf den Eiern mit heftigen Schnabelhieben an, flüchtet schleunigst bei etwaiger Gegenwehr, wiederholt aber diese Quälereien so lange, bis der Brutvogel das Gelege verläßt, worauf Eier oder Junge sehr bald vernichtet sind. Die E. gehört somit zu den sehr schädlichen, vom Jäger unter keinen Umständen zu duldenden Vögeln. Doch ist die

Jagd auf diesen erzschelmischen Vogel leichter beschlossen als ausgeführt. Zunächst muß der Angriff dem Horste gelten, der, wenn er der Flinte zu hoch steht, mit der Büchse beschossen werden muß, wobei man den Brutvogel voraussichtlich tot oder doch krank schießt. Nur unter sehr günstigen Umständen wird man sich an eine E. im Busch anschleichen können, im Freien kann sie nur der Zufall zu Schusse bringen. Zwar erscheinen die jüngeren Vögel gelegentlich bei der Krähenhütte, helfen den Lärm vermehren, und einige können wohl geschossen werden, doch streichen die anderen nach dem Schusse bald ab und kehren sicher nicht wieder. Ihr ärgster Feind ist der Hühnerhabicht. In der Gefangenschaft ist die E. sehr unterhaltend, macht sich aber durch allerlei Diebstähle lästig.

III. Gattung: Dohle (Colaeus Brehm).

Schnabel kürzer und schwächer als bei der Rabengattung, über die Hälfte mit Borsten bedeckt; Gefieder schwarz, nur Unterleib schwarzgrau, an den Seiten des Halses ein weißgrauer Fleck. Horsten gesellig im Turmgemäuer oder auf Bäumen (mit Saatkrähen); zahlreich in Europa, Asien.

Dohle (Colaeus monedula, Corvus monedula L.; Dohlenrabe, Turmkrähe). Länge 32, Stoß 13, Schnabel 3,3, Lauf 5,5 cm. Die dritte Schwinge die längste, Mundspalte viel kürzer als der Lauf. Scheitel, Rücken, Flügel und Stoß sind schwarz; Vorderseite schwarzgrau, Hinterkopf und Wangen aschgrau, an beiden Halsseiten ein hellgrauer Fleck. Iris weißgrau. Schnabel und Ständer schwarz. Mehr als bei den anderen Verwandten kommen hier Albinos vor. Die D. ist in ganz Europa und einem großen Teil Asiens verbreitet, findet sich stellenweise bald häufig, bald selten oder gar nicht. Am gemeinsten ist sie in Rußland und Sibirien, wo sie, ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, die niedere Blockhütte des Bauern zum Aufenthalte wählt. Sonst horstet sie nur auf hohem Gemäuer, Türmen, Kirchen, in deren Löchern und Sparren, seltener auf hohen Waldbäumen oder auch zwischen den Horsten der Saatkrähen, in Gebirgsgegenden in den Ritzen der klüftigen Felswände. Sie scheut menschliche Niederlassungen nicht, so daß sie oft mitten in der volkreichsten Stadt zu finden ist. Sie verträgt sich gut mit dem Turmfalken, horstet sogar neben ihm, fürchtet aber die stärkeren Raubvögel sehr, gegen welche sie in den Saatkrähenschwärmen Schutz sucht. Die D. ist ein munterer, kluger Vogel, dabei gewandter, schneller Flieger, so daß sie zwischen einem Krähenflug die eigene Schnelligkeit mäßigen muß. Sie frißt Insekten, Regenwürmer, Getreide, Obst, Gras, gelegentlich auch junge Vögel und Eier, geht aber auf letztere nicht raubend aus, sondern nimmt sie nur, wenn sie ihr gelegentlich vorkommen. Sie setzt sich in Gemeinschaft mit dem Star auf den Rücken der Rinder, um diese von dem peinigenden Ungezieser zu befreien, sucht Mäuse und verzehrt mit Passion Maikäfer. Ihr Ruf klingt wie ein schnelles „Jak, iak, iak." Der Horst besteht aus Reisern, Heu, Stroh, Federn und enthält im April 4 bis 5, auf blaugrüner Grundfarbe mit dunkelgrünen und olivenbraunen Flecken und Punkten hübsch gezeichnete Eier, die etwa 34 : 24 mm groß sind und in 18 bis 20 Tagen (Ende April) ausgebrütet werden. Die D. ist Strichvogel; die meisten bleiben im Winter bei uns. Ein Ausrotten der D. ist keineswegs geboten, zumal sie sich merkwürdigerweise nicht vermehrt, sondern auf ihrer Kopfzahl annähernd stehen bleibt; an Geflügelhöfen, Fasanerien, in Parkanlagen und ähnlichen Stellen jedoch darf man sie nicht dulden.

Mit der Jagd auf die D. sieht es mißlich aus, da sie sich nicht ankommen läßt und den Uhu wenig beachtet, gleich der Saatkrähe, in deren Gesellschaft sie fast ausschließlich verkehrt. Man muß daher die Horste vernichten, wo ihnen beizukommen ist, und sie durch anhaltende Verfolgung von ihren Brut- und Nachtständen vertreiben. Eine gezähmte D. macht ihrem Pfleger zwar manchen Spaß, da sie sehr possierlich und zutraulich wird; anderseits stiehlt sie manches, wird dadurch und durch den allen krähenartigen Vögeln eigenen üblen Geruch bald lästig, so daß ihr Halten immerhin Geschmackssache bleibt.

IV. Gattung: Rabe (Corvus L.).

Der dunkle Schnabel stark; Nasenlöcher rund, von vorwärtsgerichteten, borstenartigen Federn dicht bedeckt; das harte Gefieder (und Ständer) schwarz oder grauschwarz, dicht anliegend, nur am Bauche lockerer. Leben sehr gesellig; vertilgen alles, selbst Aas. Unverdauliches würgen sie als Gewölle durch den Schnabel wieder aus. Horste auf hohen Bäumen; Eier grünlich, braun oder grau gefleckt. Der Jagd schädlich.

1) Kolkrabe (Corvus corax L.; Rabe, großer Rabe, Rapp). Länge 51 bis 62, Schnabel 7, Flügelspitze 22, Stoß 25, Lauf 7, Mittelzehe 4,3, ihr Nagel 1,8 cm. Schnabel stark und gewölbt, an der Wurzel 2,9 cm hoch, Oberschnabel gegen die gezahnte Spitze hin abwärts gebogen, Unterschnabel fast gerade; beide greifen scherenartig ineinander. Der K. hat ein tiefschwarzes Gefieder mit schönem Metallschimmer, vom Kinn bis zur Brust starre, lanzettförmige Federn, die wie gesträubt abstehen. Augen schwarzbraun mit grauweißem Ring. Ständer schwarz, Nägel lang und stark. Das Weibchen ist etwas

schwächer als das Männchen. Das Gefieder der Jungen bräunlich; Iris heller.

Der K. ist in Europa ziemlich überall verbreitet; in Süddeutschland und in Schlesien ist er sehr selten, in Norddeutschland stellenweise häufiger. Er brütet vereinzelt noch in der Provinz Hannover (z. B. Lüneburger Heide, bei Hildesheim, Gebiet der Wümme), im Wesergebiet, der Rheinpfalz und Oldenburg, auch in Schleswig-Holstein (namentlich Westseite) und Ostpreußen, dann in der Eifel und an der Mosel. Er ist aus manchen Gegenden aber schon ganz verschwunden, d. h. durch die fortschreitende Kultur verdrängt worden. Auch in Nord- und Mittelasien, Afrika und Nordamerika bis Grönland, z. T. in nahe verwandten Formen. Der K. liebt einsame Gegenden, ausgedehnte Heideflächen, Waldungen mit daranstoßenden Feldern und Wiesen (Marschwiesen), die von mancherlei Tieren aufgesucht werden.

Der K. lebt paar- und auch zuweilen familienweise zusammen, doch vertreiben die Eltern meist die Jungen, sobald diese sich selbständig ernähren können. Der K. ist Jahresvogel; nur in ganz strengem Winter verläßt das Paar kurze Zeit sein Revier und nähert sich den menschlichen Wohnungen oder streicht südlicher. Anderen Vögeln gegenüber weiß der K. seine Herrschaft stets geltend zu machen; sein starker Schnabel ist eine selbst von Falken und Habichten gefürchtete Waffe. Er horstet auf hohen Bäumen, Klippen oder schwer zu ersteigendem Gemäuer, ausnahmsweise in kleinen Gehölzen, selbst in belebten Gegenden; auch benutzt er zuweilen die Nester anderer Vögel. Der Horst ist tief, von starken und schwächeren Reisern gebaut, innen mit allerlei weichem Material ausgelegt, wie es die noch rauhe Jahreszeit, in welcher die Jungen in ihm liegen, erfordert. Das Gelege besteht aus 4 bis 5, selbst 6, etwas zugespitzten Eiern, die auf grünlichem Grunde dunkelgrau oder schwarzgrün gefleckt, im Durchschnitt 50 : 32 mm bis 48 : 35 mm groß sind und vom Weibchen in etwa 21 Tagen ausgebrütet werden. Wird dem K. das Gelege weggenommen, so legt er nach einiger Zeit zum zweitenmale — meist weniger — Eier. Die Jungen werden anfangs mit Insekten, Würmern, Mäusen und Aas ernährt, später mit jungem Geflügel, jungen Hasen u. dgl. Die flugbaren Jungen kehren zum Horst zurück und halten sich auch später noch lange Zeit in dessen Nähe auf. Der Rabe jagt zwar nicht ausschließlich, wie Habicht und Falke, dem Wild nach, da er viel kleines Getier, wie Ratten, Mäuse, Insekten und mit Vorliebe Aas frißt; gleichwohl wird er allem von ihm zu bewältigenden Wild überaus gefährlich und stellt ihm, besonders zur Winterszeit und wenn er die Jungen zu füttern hat, nach. Meist hoch streichend, bald wie ein Raubvogel Kreise ziehend, bald vorwärts strebend, späht er mit seinem scharfen Auge nach Raub umher, läßt sein tiefes „Rap, rap, rap“ hören und fällt mit angezogenen Flügeln oder scherzend sich fast überschlagend da ein, wo er Fraß zu finden glaubt, daher er bei uns auch immer der erste bei einem Aas ist. Auf dem Boden hat er einen sicheren, festen Gang und galoppiert in der Eile seitwärts mit gelüfteten Flügeln. Findet er da etwas besonders Interessantes oder sitzt er gesättigt und behaglich in voller Sicherheit, so unterhält er sich und drückt seine Ansichten bald durch ein weiches „Kolk, kolk“, bald durch einen schwatzenden Gesang aus. Daß er einige Worte zu sprechen und gelegentlich mit komischer Wirkung anzubringen versteht, ist bekannt. Ein Rabenpaar hält in treuer Ehe sein ganzes Leben hindurch zusammen, daher man selten einen einzelnen Raben bemerken wird, und eben dieses gemeinschaftliche Tun und Treiben macht ihn noch gefährlicher; denn wenn dem einzelnen, sehr starken Vogel schon manches Tier unterliegt, um wie viel mehr zwei solchen, die ihre gemeinschaftliche Kraft mit gleich hohem Grade von List anzuwenden verstehen. Besonders der Hase ist vom Raben sehr gefährdet; im Freien greift ihn das Paar ohne Umstände an, stößt und hackt auf ihn während der Verfolgung, und drückt er sich, so ist er verloren, denn einige Hiebe mit dem furchtbaren Schnabel haben ihn bald geblendet und zum Verenden gebracht. Wie alle Raubtiere liebt der R. seine Brut mit großer Hingebung und Aufopferung, er duldet in der Nähe des Horstes kein anderes Raben- oder Krähenpaar. Das Weibchen deckt die Jungen trotz der augenscheinlichsten Gefahr, und selbst ein fallender Horstbaum kann es nicht verscheuchen, so daß es mitsamt den Jungen zerschmettert wird. Die K. erreichen — auch in der Gefangenschaft — ein außerordentlich hohes Alter (etwa 100 Jahre), sind leicht zu zähmen und sprachbegabt.

Jagd.

Wer den Versuch gemacht hat, Krähen schußmäßig anzukommen, wird erfahren haben, wie schwierig das ist; der K. ist aber noch viel klüger und mißtrauischer, so daß die Redensart, er rieche das Pulver, eine gewisse Bedeutung hat. Deshalb ist ihm im Freien mit dem Gewehr, auch der Büchse, nur ganz zufällig beizukommen; selbst am Horst ist dies schwierig, da er entweder im Wipfel sehr hoher Bäume oder in schroffem Gestein steht, auch die sehr frühe Brut dem nichtkundigen Jäger entgeht, der sich oft erst nach ihr umsieht, wenn sie schon ausgeflogen, also seinem Eingreifen entgangen ist. Gleich-

wohl muß nach dem Zerstören der Horste durchaus gestrebt werden, und wenn dazu ein Dutzend Kugeln nötig ist, auch die Alten nicht erlegt werden; sie werden aber dadurch wenigstens zum Auswandern genötigt und, wenn es ihnen an verschiedenen Stellen so ergeht, am Brüten verhindert. Im übrigen ist der K. bei uns so selten geworden, daß man wohl dafür eintreten kann, das eine oder das andere Paar in Gegenden, wo man auf die Niederjagd nicht besonderen Wert legt, aus ästhetischen Rücksichten zu schonen. Im Tellereisen soll er sich nicht schwer fangen, wenn es rein, mit Spreu oder sonst leichtem Material, als Laub, kurzem, trocknem Gras usw., verblendet und mit Fleisch, am besten Aas, beködert ist. Besonders erfolgreich gegen ihn ist die Jagd aus der Krähenhütte. Der K. darf aber den Jäger unter keinen Umständen bei der Hütte wahrgenommen haben, sonst kommt er sicher nicht heran. Der Uhu wird bei seiner Annäherung, die sich durch ein tiefes „Rap, rap" ankündigt, ungewöhnlich unruhig und setzt sich eilig in Kampfbereitschaft, denn sein Gegner stößt hastig auf ihn und sucht ihn mit den Nägeln, besonders aber mit dem Schnabel zu schlagen, umschwärmt ihn dabei und baumt in vielen Fällen, aber nicht immer. Dann mustert er mit größter Schärfe neben dem Uhu auch die Hütte und streicht schleunigst ab, wenn er die geringste unvorsichtige Bewegung des Jägers wahrnimmt, weshalb dieser besonders vorsichtig sein muß. Auch darf der Uhu nicht mehr als wöchentlich einmal für die K. aufgestellt werden, sonst gewöhnen sie sich an dessen Anblick, oder, richtiger gesagt, sie merken die Absicht und werden verstimmt, d. h. streichen nicht heran. Hat man keinen Uhu, so tut auch eine gewöhnliche Luderhütte gute Dienste, nachdem sich die K. an sie gewöhnt haben. Ist dann der Jäger früher in der Hütte, als die Raben heranzustreichen pflegen, so kann er gut zu Schusse kommen. Einen Hund auf einen angeschossenen Raben zu hetzen, ist sehr zu widerraten, da ihn dieser mit seinen Schnabelhieben arg zurichten kann.

2) **Rabenkrähe** (Corvus corone L.; Krähenrabe, kleiner Rabe). Länge 45, Stoß 17, Schnabel 5, Lauf 5,5 cm, Mittelzehe von gleicher Länge wie der Schnabel, welcher kürzer als der Lauf ist. Stoß wenig abgerundet, länger als die Flügelspitze. An der Kehle lanzettförmig zugespitzte Federn. Das ganze Gefieder glatt anliegend, glänzend schwarz mit mattem, blauem Metallschimmer auf Brust und Rücken. Der starke Schnabel und die Ständer schwarz; Iris dunkelbraun; Männchen etwa 3 cm länger als Weibchen, sonst gleich gefärbt. Junge von matter Färbung. Die R. ist Jahresvogel westlich der Elbe; in Mittel- und Südeuropa verbreitet, mehr westlich als östlich, findet sich auch in Asien, Afrika und Amerika. Sie bewohnt Ebenen und Gebirgswälder, doch auch baumlose Gegenden, horstet aber auf hohen Bäumen an Waldrändern, in Parkanlagen und Baumgruppen, in der Heide auch auf niedrigen (2 bis 3 m hohen) Kiefern. Sie hält Gemeinschaft mit ihresgleichen zum Schutze gegen Angriffe des Hühnerhabichts, horstet aber stets abgesondert. Der Horst besteht aus Reisern und Wurzeln, Schlamm, Erde und innen aus Moos, Wolle und Haaren. Im April findet man 4 bis 5 hellgrüne, mit olivenbraunen und dunkelgrünen Flecken und Punkten bedeckte, 41 : 31 bis 45 : 30 mm große Eier, die in 20 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit jungen Vögeln, Hausgeflügel, Junghasen, weichen Insekten usw. gefüttert, wobei die Alten sich sehr räuberisch zeigen. Aas ist für sie ein Leckerbissen. Die R. ist ein überaus kluger, listiger und mutiger Vogel, dem Kolkraben in der ganzen Lebensweise sehr ähnlich, nur eben geringer von Gestalt. Ihre Stimme klingt etwas höher als die des Kolkraben, etwa wie „Krü, krü, krü"; jagt sie aber einen Raubvogel, so tönt sie wie ein kurzes Knarren. Die R. hat wie der Kolkrabe auch einen leisen, schwatzenden Gesang. Jung gefangen, läßt sie sich zwar leicht zähmen, wird jedoch durch ihre Gefräßigkeit und ihre Räubereien bald lästig. In land- und forstwirtschaftlicher Beziehung ist der R. ein besonderer Schaden nicht nachzuweisen; jagdlich ist sie entschieden schädlich. Sie vertilgt manches schädliche Insekt, Mäuse, Larven und Käfer hinter dem Pfluge des Landmanns, greift aber auch alles zu Überwältigende unbedingt an, hackt, wie der Rabe, dem armen Opfer zuerst die Augen aus und tötet es dann mit wuchtigen Schnabelhieben; stiehlt glänzende Gegenstände, um sie irgendwo zu verstecken. Ihr Gang ist bedächtig, ihr Flug kräftig mit langsamen Flügelschlägen.

Wo die Jagd besonders gehegt wird oder werden soll, oder gar Fasanerien und ähnliche Züchtungsanstalten bestehen, dulde man die R. unter keinen Umständen; auch halte man sie von Gärten und Parkanlagen ab, wenn man die Singvögel zu erhalten wünscht, deren Nester sie sicher plündert, wozu sie Busch um Busch absucht. Der R. ist am Horst leicht beizukommen, da dieser dem Flintenschuß meist erreichbar steht und hierbei der festsitzende Brutvogel erlegt werden kann. Nächst dem Vertilgen der Horste ist der R. aus der Krähenhütte gut beizukommen, da sie gegen den Uhu bald heranstreicht, auf den Krakeln anhakt und unter lautem Geschrei ihn beobachtet, auch umschwärmt und selbst durch

Schüsse sich nicht sogleich abschrecken läßt. Die Krakeln müssen mit den Ästen nach der Hütte hinweisen, damit man von den dicht angehalten Schreiern gleich mehrere auf einen Schuß erlegen kann. Nur muß man mit den Hütten wechseln, denn wird ihnen der Uhu zu oft gezeigt, so verlieren sie ihre Schneidigkeit und kommen nicht mehr heran; ferner ist zu berücksichtigen, daß ein Krähenschwarm den ganzen Bestand eines gewissen Bezirkes darstellt, weil dessen Insassen außerhalb der Brutzeit sich stets zusammenhalten. Hat man nun unter ihnen schon gut aufgeräumt, so sind die übrig gebliebenen dieses Bezirkes gewitzigt genug, um nicht mehr heranzukommen. Man besucht daher inzwischen eine andere Hütte. Ein gutes Mittel, Krähen schußrecht anzulocken, ist folgendes: Man legt eine geschossene Krähe mit dem Rücken auf den Boden, rupft ein paar Hände voll Brust- und Bauchfedern aus und streut sie umher. Dann steckt man eine Anzahl ausgezogener Schwung- und Stoßfedern im Kreise um den Körper in den Boden. Man kann dieses Mittel auch neben dem Uhu anwenden, wenn die Krähen nicht recht stoßen wollen.

3) Nebelkrähe (Corvus cornix L.; Nebelrabe, Schildkrähe, Mantelkrähe). Länge 44 cm, in Gestalt und Maßen wie die Rabenkrähe. Kopf, Kehle, Flügel, Stoß und Ständer schön schwarz, das übrige Gefieder aschgrau mit dunklen Schäften. Augen dunkelbraun. Sie ist der Rabenkrähe, abgesehen von der Färbung, in allem so ähnlich, daß sich beide Arten, wo sie zusammen vorkommen, paaren. Jedoch übertrifft sie die Rabenkrähe wohl noch an Frechheit und Bösartigkeit, raubt Vögel und Eier, junges und angeschossenes Wild. Ihre Stimme klingt wie „Arrrk, arrrk“ oder „Irrrk, irrrk“. Sie hat aber auch dieselben Laute wie die Rabenkrähe. Sie ist Jahresvogel östlich der Elbe, westlich lebt sie nur im Winter; sonst im nördlichen und östlichen Europa und Sibirien, auch in Asien, Mittel- und Kleinasien. Ihre Eier sind von denen der Rabenkrähe kaum zu unterscheiden. Ihr größter Feind ist der Hühnerhabicht, der ihr — namentlich im Winter — eifrig nachstellt. Die N. ist der Niederjagd sehr schädlich, daher nicht zu dulden (s. Rabenkrähe). — Bemerkenswert sind die in jedem Herbst und Frühjahr auf der Kurischen Nehrung stattfindenden riesigen Nebelkrähenzüge, wobei diese Vögel von den Bewohnern der Nehrung zu Speisezwecken massenweise in großen Zugnetzen lebend gefangen werden. J. Thienemann hat auf der Vogelwarte Rossitten große Mengen solcher erbeuteten Krähen, mit Fußringen versehen, aufgelassen, und es hat sich herausgestellt, daß die aus Nordwestrußland stammenden Nebelkrähen auf ihren Wanderungen viel weiter nach Westen und Süden vordringen, als man früher glaubte. Der westlichste Fundort für gezeichnete Krähen ist vorläufig Solesmes im nördlichen Frankreich; ferner wurden noch Stücke aus dem Rheinland und Westfalen eingeliefert. Der südlichste Punkt ist Prettin a. Elbe bei Torgau, der nördlichste oder nordöstlichste Savonlinna (schwedisch Nyslott) in Finnland. Die meisten markierten Krähen hat Pommern geliefert, wo also häufig Winterquartiere bezogen werden.

Nebelkrähen fängt man in gut verblendeten Tellereisen, die mit Fleisch, Eiern, Fisch usw. beködert sind. Auch in Kräheneisen mit Spiralfeder und Ei als Köder fangen sie sich. Auf Fuchsfangplätzen werden häufig Krähen zum Ärger des Fängers, dem sie manchen Fang verderben, erbeutet, indem sie Kirr- und Fangbrocken nehmen oder zu nehmen versuchen. Sobald sich aber eine Krähe im Eisen gefangen hat und, besonders nach Trittfang, schreit, meiden andere Krähen diesen Ort. Zur Massenvertilgung der Krähen wendet man daher das Vergiften mit Strychnin, noch besser mit Phosphor, an (s. *Vergiften*), da Strychnin zu schnell wirkt, wodurch die übrigen Krähen mißtrauisch werden, während diejenigen, die Blut usw. mit Phosphor gefressen haben, noch weit fortstreichen, ehe sie verenden. Mit dem Pfahlschuß werden Krähen selbsttätig erschossen.

4) Saatkrähe (Corvus frugilegus L.; Feldkrähe, Grindschnabel, Gesellschaftskrähe). Länge 43, Stoß 18, Schnabel 5, Lauf 5 cm. Der an der Wurzel nur 2 cm hohe Schnabel gestreckter als bei den verwandten Arten, der Oberschnabel nicht über den Unterschnabel gebogen. Hauptfärbung des Gefieders schwarz mit violettem und grünem Metallschimmer. Augen braun. Die Flügel decken den stark abgerundeten Stoß. An der Brust steht das Gefieder meist kranzförmig ab, was die S. schon aus der Entfernung von den anderen Krähen unterscheidet. Im Fluge ist sie an ihren längeren und spitzeren Flügeln vor den anderen Krähen zu erkennen. Bei alten S. ist die Umgebung der Schnabelwurzel von Federn entblößt und sieht weißlich aus. Wahrscheinlich rührt das vom Hacken im Boden her. Die Jungen haben die Schnabelwurzel mit Federn und Borsten bedeckt, besitzen auch zerschlissene Kopf- und Brustfedern und immer viel mehr Metallglanz als die Rabenkrähe. Die S. ist Sommervogel im südlichen Schweden bis nach Deutschland; brütet südlich des Mains jedoch nur selten, überwintert aber dort; in den südlichen Ländern (bis Nordafrika) nur auf dem Durchzuge. Zugzeit: Februar-März Oktober-November. Sie lebt in Feldhölzern,

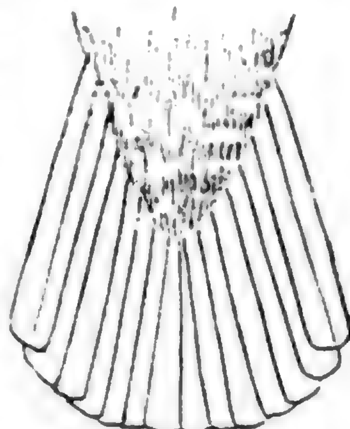
Parkanlagen oder auch in einzelnen Baumgruppen mit freier Umschau und horstet in großen Gesellschaften, oft zu 10 bis 15 und mehr Paaren auf einem Baum, zum Verdruß der Nachbarschaft, die durch den fortwährenden Lärm und das ewige Gezänk der Vögel ungemein belästigt wird. Das Vertreiben solcher Kolonie ist äußerst schwer, da die Krähen selbst Schüssen nicht weichen, unter fürchterlichem Spektakel zwar ausstreichen, sich aber sofort wieder auf ihre Horste herablassen. Das beste Mittel ist 72 Stunden langes, ununterbrochenes Schießen in den Kolonien in der Zeit, wo die Eier schon stark bebrütet sind. Das Wegscheuchen auch des Nachts ist unbedingt nötig (mondhelle Nächte oder Wachtfeuer). Die Horste bestehen aus Reisern und Wurzeln, mit Lehm und Schlamm gedichtet, und enthalten 4 bis 5 Eier, die kaum von denen der anderen Krähen zu unterscheiden, doch meist dunkler als diese sind. Brutzeit: April. In 20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet; sie werden mit Insekten und Würmern gefüttert. Die Nahrung der S. besteht aus Insekten, Larven, Mäusen, aber auch unzweifelhaft aus Körnern. Aas verschmäht sie. Sie schädigt von allen ihren Gattungsverwandten die Jagd am wenigsten, nützt dagegen dem Landmanne durch das Ablesen schädlicher Insekten von den Feldern, was immerhin von Bedeutung ist, da sie stets in großen Flügen, zuweilen von Tausenden, einfällt. Nur den frisch eingesäten Feldern, auf denen das Saatkorn eben ausgestreut und noch nicht aufgelaufen ist, resp. gekeimt hat, kann sie Schaden zufügen. Sie schützt auch durch ihre Anzahl die nützlichen und angenehmen Stare, die sich daher gern unter sie mischen, vor den Raubvögeln.

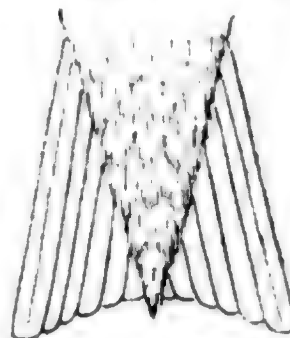
Die Jagd ist mit Erfolg nur auf die Jungen in den Horsten zu betreiben. Den Uhu ignoriert die S. fast gänzlich, Luder frißt sie nicht, und trifft man sie bei solchem, so sucht sie nach Maden usw. Wenn die Jungen soeben anfangen flugbar zu werden, ist die beste Zeit, sie zu schießen; sie sind dann sehr fett und schmecken, gut zubereitet, nicht schlecht, etwa wie junge Tauben. Auch die Eier sind schmackhaft. Die Horste stößt man soviel wie möglich mit Stangen von den Ästen, was freilich die Kolonisten nicht abhält, im nächsten Frühjahr wieder zu erscheinen. Im Interesse der Landwirtschaft ist eine gänzliche Vernichtung der S.-Kolonien jedoch nicht geboten.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

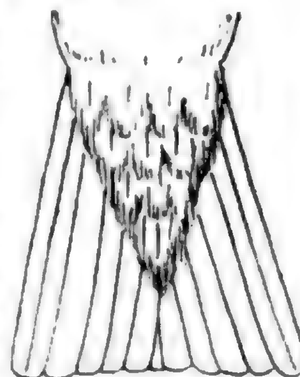
Rachenbremsen s. *Bremsenlarven.*

Rackelhuhn (Tetrao medius L.). Das R. ist keine Art, sondern ein Bastard aus Auer- und Birkhuhn, und zwar meistens aus Birkhahn und Auerhenne. Der Hahn mißt etwa 74 cm in der Länge, ist auf Kopf, Hals und Brust schwarzblau mit violettem Glanz, am Hinterhals mit grauweißen Federn gemischt, Rücken schwarzblau, Seiten weiß und braun gescheckt; auf den braunen Flügeldecken eine weiße Binde, am Bug ein weißer Fleck; Stoßfedern schwarz, die mittleren kürzer als die äußeren, letztere aber nicht, wie beim Birkhuhn, ausgebogen. Die Henne sieht einer blaß gefärbten Birkhenne sehr ähnlich, ist aber durch den nicht ausgeschnittenen Stoß kenntlich. Rackelhähne mit Auerhahntypus, hervorgegangen aus der Kreuzung von Auerhahn und Birkhenne, sind geringen Auerhähnen ähnlich, aber kurzschnäbliger und mit hennenähnlichem Stoß. Außerdem kennt man Nachkommen von Rackelhahn und Auerhenne, sowie von Rackelhahn und Birkhenne; ja, es sollen sogar solche von Rackelhahn und Rackelhenne vorkommen. Die weiblichen Kreuzungsprodukte sind sehr schwer richtig anzusprechen. Wer sich genauer mit dem Rackelwild befassen will, muß das Prachtwerk von A. B. Meyer „Unser Auer-, Birk- und Rackelwild" zu Hilfe nehmen.


1. Stoß der Auerhenne. Von unten.


2. Stoß der Birkhenne. Von unten.

In den Maßen, die übrigens bei den einzelnen Stücken abweichen, steht das Rackelhuhn zwischen den beiden Stammarten. Am häufigsten findet sich Rackelwild in Skandinavien und Rußland, wo die Balzzeiten beider Stammarten ungefähr zusammenfallen; es kommt aber gelegentlich überall vor, wo Auer- und Birkwild zusammen leben. Die


3. Stoß der Rackelhenne. Von unten.

Stimme des Rackelhahns klingt rauher und schnarrender als die des Birkhahns, zuweilen kann sie etwas an das Balzen des Auerhahns erinnern.

radschlagen, wenn der Uhu das Gefieder sträubt, die Flügel ablegt und den Stoß ausbreitet. Beim Auer- und Birkhahn heißt das Ausbreiten des Stoßes fächern.

rahmen der Windhunde. Wenn diese zu dreien einen Hasen so jagen, daß einer ihm direkt folgt, die beiden anderen aber ihn derart zwischen sich haben, daß er seitwärts nicht ausweichen kann, so sagt man, sie r. ihn.

Ralle, kleine, s. *Sumpfhuhn 2.*

Rallen (Rallidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel (Gressores). Die hierher gehörigen Vögel haben einen kurzen bis mittellangen, meist geraden Schnabel, seitlich zusammengedrückten Körper mit losem Gefieder, lange Zehen, kurze, breite Flügel. Es gehören hierher die Gattungen der *Wasserhühner* (Fulica), *Teichhühner* (Gallinula), Sultanshühner (Porphyrio), *Sumpfhühner* (Ortygometra), Wiesenrallen (Crex) und *Wasserrallen* (Rallus).

Rallenreiher s. *Reiher IV, 1.*

rammeln, die Begattung der Hasen und Kaninchen.

Rammelzeit, die Begattungszeit der Hasen und Kaninchen.

Rammler, das Männchen vom Hasen und Kaninchen.

Rändelung der Patrone. Schrotpatronen müssen gerändelt werden, um ein Lockern des Schlußblättchens und Verlieren der Schrotladung zu verhindern. Das Rändeln geschieht durch sog. Rändelmaschinen. Auch für rauchlose Patronen ist eine feste und gleichmäßige R. erforderlich, da das rauchlose Pulver zu seiner guten Entzündung und Verbrennung einen größeren Widerstand verlangt als Schwarzpulver.

ranzen, die Begattung des Haarraubzeugs; beim Fuchs sagt man jedoch rollen, beim Bär bären, daher Ranzzeit, Rollzeit, Bärzeit.

Rapfen s. *Karpfenfische XI, 1.*

Raps s. *Ölfrüchte.*

Rapskrankheit der Rehe. Gesunder Raps und Rübsen sind ausgezeichnete Äsungsgewächse für Reh-, Rotwild und Hasen. Diese Pflanzen werden aber höchst gesundheitsschädlich, wenn sie von einem Kernpilze, dem Rapsverderber (Polydesmus exitiosus), befallen sind. Durch die Aufnahme derart befallener Blätter entsteht die sogenannte R. Der Rapsverderber zeigt sich in Gestalt kleiner schwarzgrüner oder braunschwarzer Flecken, deren Umgebung bald eintrocknet und mißfarbig gelb oder rötlich wird. Rapskranke Rehe zeigen Kreuzschwäche, ferner oft allgemeine Lähmung. Regelmäßig besteht eine heftige Entzündung der Schleimhaut der Lichter (Bindehaut) und des Geäses mit Bildung von Geschwüren, nicht selten gesellt sich dazu eine Entzündung der Haut zwischen den Schalen. In den meisten Fällen zeigen die kranken Stücke Durchfall. Die gleichen Krankheitserscheinungen können auch durch die Verfütterung von krankem Rapskuchen hervorgerufen werden. Da sich der Rapsverderber unter Umständen schnell ausbreitet, so ist es oft schwer, rechtzeitig Maßnahmen zur Verhütung der R. zu treffen. Sobald sich die ersten Anzeichen der Krankheit bemerkbar machen oder wenn man festgestellt hat, daß Raps oder Rübsen, die dem Wilde zugänglich sind, vom Rapsverderber befallen sind, so sperre man die betreffenden Ackerstücke durch transportable Gatter, Lappen oder Scheuchen so lange ab, bis ergiebige Regengüsse gefallen sind, durch welche die Sporen des Rapsverderbers von den Blättern abgespült werden. Außerdem empfiehlt es sich, dem kranken Wilde Kochsalz in Form von Salzlecken darzubieten.

Rasanz der Geschoßbahn, ihre Gestrecktheit. Je größer bei gleichem Kaliber und Geschoßgewicht die Fluggeschwindigkeit, oder je schwerer bei gleicher Fluggeschwindigkeit und Kaliber das Geschoß, um so geringer ist die Erhebung des Geschosses über die Visierlinie, d. h. desto rasanter ist die Flugbahn, desto größer die R.

rasch — nicht schnell — ist der gewandte und behende Hund.

rasieren s. *barbieren.*

Rasse ist mit Bezug auf Haustiere und Menschen (man spricht wohl auch von Wild-Rassen) ungefähr dasselbe, was Varietät in bezug auf wilde Tiere ist. Rasse und Varietät sind Unterabteilungen der Art. In der Natur gibt es nur Einzeltiere, die sich mehr oder weniger ähneln. Diese zu Gruppen zusammenzufassen, entspricht praktischen Bedürfnissen der Züchter. Eine allgemein anerkannte, unbestrittene Erklärung von R. gibt es nicht, der Begriff läßt sich mit kurzen Worten kaum erläutern und ist nicht ganz scharf begrenzt. Die Zugehörigkeit zu einer R. ist davon abhängig, daß sich die betreffenden Tiere von anderen Individuen ihrer Art durch charakteristische Merkmale unterscheiden, und daß diese Merkmale so lange unveränderlich sind, als sich die bedingenden Umstände, nämlich die Zuchtwahl und die Daseinsbedingungen, nicht ändern. Die R. kann unter Umständen in eine Anzahl Schläge, Stämme, Zuchten, Familien zerfallen. Unter Familie versteht man gewöhnlich die Nachkommen aus ein und derselben Mutter, mögen dies rechte oder Halbgeschwister und deren Nachkommen sein. Eine Anzahl zu

derselben R. gehöriger Familien mit gleichen Eigenschaften bildet eine Zucht. — Sehr charakteristische Merkmale besitzen die englischen Vorstehhundrassen (Pointer, Setter). Die deutschen Vorstehhunde zerfallen, streng genommen, nicht in R., und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil ihre geistigen (jagdlichen) Eigenschaften individuell ziemlich verschieden sind. Am wenigsten kann man von einer Drahthaarrasse sprechen, da die drahthaarigen Vorstehhunde fast durchweg ihre Behaarung unsicher vererben. Die Bezeichnung R. ist übrigens für den Jäger und den praktischen Jagdhundzüchter ziemlich entbehrlich (s. a. *Rassenzucht*).

Rassel, eine metallene Klapper zur Treibjagd, wie sie als *Hasenklappern* beschrieben sind; auch gibt es hohle nach Art der Kinderklappern, welche mit eisernen Klöppeln versehen sind, die einen rasselnden Ton erzeugen, der weniger durchdringend ist als der der hölzernen Klappern, gleichwohl aber das Wild sehr rege macht.

Rassenzucht, gemeinhin die Art der Züchtung, die darauf abzielt, Gruppen von möglichst ähnlichen und ihre Eigenschaften möglichst sicher vererbenden Tieren zu erhalten, zu verbessern oder zu gewinnen. Man hat oft die Zucht auf Leistung mit der Zucht auf sogenannte *Rasse* als miteinander unvereinbar erklärt. Das ist jedoch ein Irrtum. Es ist sehr wohl möglich, die Jagdhundzüchtung so einzurichten, daß die Leistungen und gleichzeitig auch die Formen, die in keiner unmittelbaren Beziehung zur Leistung stehen und nur den sogenannten Typus ausmachen, berücksichtigt werden. Eine solche Zuchtmethode (Rassenzucht) bietet folgende Vorteile gegenüber der Zucht auf Leistung ohne Rücksicht auf Typus: 1) die typische, charakteristische Gestalt, die einen Teil der Schönheit des Hundes ausmacht, wird erhalten bzw. gewonnen; 2) die aufs höchste gesteigerte, einseitige Leistung bestimmter bestehenden Rassen (z. B. des Schweißhundes, des Pointers) wird erhalten; 3) der Erfolg der Züchtung ist sicherer vorherzubestimmen, wenn Gruppen von Hunden zur Verfügung stehen, die sich von ihren Artgenossen charakteristisch unterscheiden (Ähnliches mit Ähnlichem gibt Ähnliches); 4) die sog. Rassigkeit bietet einen Anhaltspunkt für die Beurteilung der geistigen und körperlichen Eigenschaften der Tiere (die Rasse ist mit einem Fabrikstempel zu vergleichen, der anzeigt, woher das Tier stammt und was in ihm steckt). — Den Interessen des Weidwerkes zuwider läuft die von Nichtjägern gepflegte R., bei der der Gesichtspunkt der Auswahl der Zuchttiere mit Rücksicht auf Leistungen außer Betracht bleibt. Vor den Erzeugnissen solcher Sportzucht muß sich der praktische Jäger, insbesondere der, welcher eines Gebrauchshundes benötigt, wohl in acht nehmen.

Rasten, die Einschnitte in der Nuß, hinter denen die Abzugsstange steht. Die Ruhrast ist vertieft angebracht, so daß der Stangenschnabel auf Druck nicht ausgerückt werden kann. In Spannrast genügt ein leichter Druck auf die Stange, um die Nuß freizugeben und das Schloß in Tätigkeit zu setzen.

Raub, die Beute alles Raubzeuges; rauben, das Fangen und Würgen des Wildes durch Raubtiere, wenn nicht besondere Ausdrücke üblicher sind, die bei den betreffenden Arten verzeichnet stehen; so sagt man z. B. von Wölfen und Luchsen reißen.

Raubmeerschwalbe s. *Seeschwalben I, 6.*

Raubmöwe s. *Möwenartige Vögel III.*

Raubtiere (Carnivora), Ordnung der Säugetiere, deren Merkmale folgende sind: Zehen bekrallt, Gebiß vollständig, Schneide-, Eck- und Backenzähne verschieden gestaltet, alle bewurzelt. Die Schneidezähne, oben (im Zwischenkiefer) wie unten je 3 Paar, sind klein und nehmen von der Mitte nach außen etwas an Größe zu. Die Eckzähne haben etwa kegelförmige, gestreckte, meist schwach gebogene Gestalt. Die vorderen Backenzähne (Prämolaren) sind seitlich zusammengedrückt, meist nicht groß, mehr oder minder schneidend, die hinteren, welche nicht gewechselt werden (Molaren), sind mehr zum Kauen bestimmt und haben daher breite Kronen. Je ein Backenzahn oben und unten, und zwar oben der letzte gewechselte (der letzte Prämolar), unten der erste nicht gewechselte (der erste Molar), zeichnen sich durch besondere Größe und Bildung aus; es sind dies die sog. Reißzähne. Die langen Eckzähne bezeichnet man hier und da als Fangzähne, Reißzähne darf man sie aber nicht nennen. Das Gebiß der vielfach zu den R. gerechneten Flossenfüßer (Seehunde, Walrosse usw.) ist durch Anpassung an eine besondere Lebensweise ebenso wie der ganze Körper umgestaltet. Der quergerichtete Unterkiefer der R. sitzt sehr fest in der zugehörigen Gelenkgrube des Schädels. Das Gehirn zeigt deutliche Windungen, ein Zeichen von Intelligenz. Der Magen ist einfach, ungefähr birnförmig, der Blinddarm sehr kurz oder fehlend. Der Uterus ist zweihörnig; die bei den verschiedenen Arten an Zahl sehr wechselnden Zitzen liegen am Bauche. Nicht alle R. fressen nur Fleisch, worauf der auch gebräuchliche Name Fleischfresser (Carnivora) deutet; manche nehmen auch Pflanzennahrung zu sich. Rechnet man — wie es oft geschieht — Seehunde und Verwandte zu den R., so zerfallen diese in 2 Hauptgruppen, die flossenfüßigen (Carni-

vora pinnipedia) und die spaltfüßigen (C. fissipedia). Letztere teilt man ein in 1) Katzenartige (Ailuroidea), mit den echten Katzen (Felidae), Schleichkatzen (Viverridae) und Hyänen (Hyaenidae); 2) Hundeartige (Cynoidea), mit den Hunden (Canidae) und 3) Bärenartige (Arctoidea) mit den eigentlichen Bären (Ursidae), den Waschbären (Procyonidae) und den Mardern (Mustelidae).

Raubvögel (Raptatores s. Rapaces) bilden eine Ordnung der Vögel und kennzeichnen sich durch den eigentümlichen Bau ihrer Fänge, Schnäbel und Flügel. Man unterscheidet 3 Familien: Eulen (Strigidae), Falken (Falconidae) und Geier (Vulturidae). — Die Eulen sind die einzigen auch bei Nacht bzw. in der Dämmerung raubenden Vögel und werden daher auch Nacht-R. genannt. Ihre Augen sind auffallend groß, meist nach vorn gerichtet; Außenzehe stets eine Wendezehe (d. h. nach außen und hinten wendbar), ganzer Lauf befiedert. — Die Falken und Geier bilden die sog. Tag-R. Ihre Augen sind nur nach den Seiten gerichtet; Außenzehe (mit Ausnahme der des Flußadlers) nicht nach außen wendbar. — Alle R. leben von tierischen Stoffen. Diejenigen R., die ihre Beute lebend fangen und festhalten müssen, sind daher mit besonders starken und scharfen Fängen und Krallen (namentlich Hinterkrallen) versehen, während solche, die nur Aas kröpfen, schwache, wenig gekrümmte Krallen haben. Der Oberschnabel ist bei allen R. gekrümmt und endet in einen scharf abwärts gebogenen Haken, der zum Zerreißen der Beute dient; die Wurzel des Schnabels ist fast immer mit einer weichen Haut (Wachshaut) bedeckt, in der die Nasenlöcher liegen. Fänge stark, mit 4 geteilten und mit Krallen versehenen Zehen, von denen in der Regel 3 nach vorn und 1 nach hinten gerichtet sind; die Kralle der äußeren Zehe ist die schwächste. Die Sohlen der Zehen haben rundliche, warzige Auswüchse (Zehenballen), die den Eindruck der Krallen unterstützen und daher an den Gelenken sitzen. Die sehr dehnbare Speiseröhre ist bei den Tag-R. mit einem Kropfe versehen, in dem der Fraß erst erweicht wird, ehe er allmählich in den weichhäutigen Magen gleitet. Die hier zu Ballen geformten, unverdaulichen Stoffe (Federn, Haare, kleine Knochen) werden als Gewölle nach mehreren Stunden durch den Schnabel mit einiger Anstrengung wieder ausgewürgt. Ihren dünnflüssigen, weißlichen Kot, das Geschmeiß, spritzen die R. unter Vorneigen des Körpers, Sträuben des Gefieders und Emporheben des Stoßes weit von sich. — Alle R. leben in Einehe; das Weibchen ist meist stärker als das Männchen und oft verschieden im Gefieder. Die R. sind durchweg gute, einige ganz vorzügliche Flieger; je spitzer der Flügel, desto schneller, je abgerundeter, desto schwebender ist der Flug. Ihre Knochen sind sehr lufthaltig, die Lungen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Luftsäcke sehr groß. Im Fluge halten die R. ihre Fänge so nach hinten, daß sie sich etwa in der Mitte der Unterstoßdecken anlegen; die Fänge biegen sich also im ruhigen Fluge nicht im Fersengelenk nach vorn. Tragen die R. eine schwache Beute in den Fängen, so strecken sie sie in der Regel nach hinten oder ziehen sie unter den Bauch an; bei einer stärkeren Beute werden die Fänge nach unten gestreckt. — Die R. haben 10 Handschwingen, 12 bis 27 Armschwingen und 12 Stoß- oder Steuerfedern. Die stärkeren R. vermögen mit den Flügeln heftige, ihre Opfer z. T. betäubende Schläge zu versetzen. Alle R. haben ein außerordentliches Sehvermögen; auch der Gehörsinn ist, namentlich bei den Eulen, sehr gut entwickelt. Der Geruchssinn bleibt jedoch hinter dem der Säugetiere und Insekten weit zurück. — Der Horst der R. ist meist kunstlos aus Reisern, Moos u. a., aber groß angelegt und wird oft jahrelang wieder benutzt. Die Brutzeit ist sehr verschieden, auch noch nicht bei allen Raubvogelarten sicher festgestellt; bei den schwächeren R. dauert sie etwa 3 Wochen, bei den stärkeren 4 und bei ganz starken 5 bis 6 Wochen. Die starken Adler und Geier legen nur 1 bis 2, die schwächeren R. bis 7 Eier. Die Jungen sind Nesthocker, haben offene Augen, sind mit hellgrauen, z. T. reinweißen Dunen bedeckt und werden von beiden Alten reichlich mit Fraß versehen. Nach dem Dunenkleid erhalten sie ihr Erstlings-(Jugend)kleid, das sie etwa 1 Jahr lang tragen. Alle R. mausern nur einmal im Jahre (Herbst), doch verläuft die Mauser sehr langsam. In der Gefangenschaft halten sich R., besonders jung eingefangen, z. T. gut und erreichen ein hohes Alter (Steinadler z. B. 90, Uhu 100 Jahre und mehr), sofern sie einen genügend großen Käfig, täglich reines Wasser zum Trinken und Baden, ihnen zusagenden Fraß erhalten und Licht (Sonne) und frische Luft sowie Schutz vor Kälte und besonders Zugwind haben.

Literatur: Riesenthal, Raubvögel Deutschlands; derselbe, Kennzeichen der R.; C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Naumann, Vögel Mitteleuropas; Reichenow, Kennzeichen der Vögel Deutschlands; Schäff, Ornithol. Taschenbuch f. Jäger.

Jagd, Fang.

Mit der Schußwaffe gewissermaßen auf Raubvogel s u ch e auszugehen, ist bezüglich des Erfolges lediglich Zufallssache; denn das Beschleichen eines alten, gewitzten R. selbst bei guter Deckung ist am hellen Tage äußerst

schwer; steht der Vogel gar auf freiem Felde, so wird ein Anbirschen bis auf Flintenschußweite unausführbar. Nur ganz junge, unerfahrene R. lassen sich wohl gelegentlich anbirschen, zuweilen auch recht vollgekröpfte alte, besonders in der heißen Mittagszeit, wo sie gern der Ruhe pflegen. Auch dort, wo die R. wenig oder gar keiner Verfolgung ausgesetzt sind, wo ihr Mißtrauen also noch nicht rege ist, halten sie in der ersten Zeit den anbirschenden Jäger selbst auf Flintenschußweite noch aus. Am besten eignet sich trübes, regnerisches Wetter oder die heißeste Zeit zum Anbirschen. — Zuweilen hat auch das R e i z e n mit der Hasenquäke, dem Blatter und bei Eulen das Mäuseln Erfolg, nur muß man sehr gedeckt stehen und ein schneller und sicherer Schütze sein; denn der R. (namentlich Hühnerhabicht) streicht nicht nur außerordentlich schnell heran, sondern nach Entdeckung des Betruges noch viel schneller und mit scharfer Wendung wieder ab. — Erfolgreicher ist der A n s t a n d bei den Nachtständen (Schlafbäumen) der R. Hat man den Nachtstand ermittelt, so stellt man sich vor Sonnenuntergang möglichst verdeckt, aber mit freiem Schußfelde nach dem Baume zu in entsprechender Schußweite an. Die meisten R. streichen erst spät zur Schlafstätte und umkreisen diese mehreremal, wobei sie scharf nach einem etwaigen Hinterhalt äugen, ehe sie aufhaken. Steht der Vogel zu versteckt, so warte man erst geduldig, bis er eingeschlafen ist, und verlasse dann leise seinen Platz, um sich einen günstigeren Standpunkt zu suchen. Ist es inzwischen zu dunkel geworden, so schleiche man sich lieber weg, nachdem man sich die Schlafstelle und seinen eigenen Platz genau gemerkt bzw. markiert hat, und stelle sich des Morgens noch vor Sonnenaufgang oder am anderen Abend an. Die R. haben im allgemeinen einen sehr festen Schlaf, besonders vor Tagesanbruch; sie sind zu dieser Zeit leichter anzubirschen und zu erlegen, zumal viele von ihnen (z. B. Adler, Geier) noch lange nach Sonnenaufgang auf ihrem Nachtstand aufgehakt bleiben. Auch in hellen Nächten bei Mondschein ist es ziemlich leicht, R. vom Schlafbaume zu schießen; der Jäger muß nur die nötige Geduld und Ausdauer haben. — H o r st j a g d. Jeder Jäger muß die in seinem Revier befindlichen R.-horste genau kennen und im Frühjahr zur Horstzeit beobachten. Die R. verraten den Stand des Horstes bzw. den Ort, wo sie den Horst anlegen wollen, in der Paarzeit selbst durch anhaltendes Kreisen, vieles Locken und Schreien über der betr. Gegend. Nur in Ermangelung alter eigenen oder fremden Horste entschließt sich ein R., einen ganz neuen zu bauen. Sowie der alte ausgebessert oder der neue fertig ist, beginnt das Weibchen mit dem Legen der Eier und darauf mit dem Brüten. Das unter der Horststätte (Baum, Felsen) sich mehrende Geschmeiß des Brutvogels und der späteren Brut wird den Jäger nun endgültig belehren, wo der betr. Horst steht. Während des Brütens sitzt das alte Weibchen im allgemeinen gleich fest auf den Eiern, während das zum ersten Male brütende junge Weibchen bei Beginn des Brütens noch manchmal ängstlich bei geringster Störung abstreicht; nur um die Mittagszeit verläßt es in der Regel auf kurze Zeit den Horst, wo es dann vom Männchen abgelöst wird. Je näher das Ende der Brutzeit kommt, desto fester sitzt das Weibchen über den Eiern, und nur widerwillig verläßt es bei Störungen (Schießen, Abklopfen) den Horst; denn alle R. bekunden eine große Liebe zu ihrer Brut. Bietet die nähere Umgebung dem Jäger keine natürliche Deckung, so muß er sich ein möglichst unauffälliges Versteck (Schirm oder dergl.) selbst herrichten, das er am besten schon vor Tagesgrauen bezieht, denn das in der Nähe des Horstes übernachtende Männchen streicht bald nach Tagesanbruch mit Atzung für das brütende Weibchen heran und muß möglichst zuerst abgeschossen werden. Entweder wird sich das Weibchen trotz dieser Störung vom Brüten nicht abhalten lassen, oder doch noch oft versuchen, die verlassene Brutstätte wieder aufzusuchen, und dann dem tödlichen Blei verfallen. Doch ist ein Schuß auf den vom Horst abstreichenden Vogel nicht so leicht, denn die meisten R. streichen äußerst schnell und gewandt und nach der dem Jäger entgegengesetzten Seite des Baumes ab. Es ist daher sehr praktisch, wenn der Jäger sich noch einen Gehilfen mitnimmt und mit schußfertigem Gewehre den Horst beobachtet, während der Gehilfe stark an den Baum klopft, um den Brutvogel zum Abstreichen zu veranlassen. Nimmt man dem Weibchen das erste Gelege weg, so legt es nach etwa 4 Wochen nochmals, zuweilen auch zum dritten Male, aber stets weniger Eier. Den Horst selbst vernichte man erst, wenn die Alten beim Abstreichen erlegt sind; denn diese verlassen sofort die Gegend, wenn ihre Brutstätte zerstört ist. Die Alten fangen sich auch in einem auf den Horstrand gelegten und gut verblendeten Tellereisen oder starken, gut befestigten Netze. Sind die Jungen bereits ausgefallen, ohne daß man der Alten habhaft geworden ist, so setze man erstere am Fuße des Horstbaums in eine Art Verhau, so daß die Alten von oben nicht zu ihnen gelangen können, binde sie an einem Fange fest und lege ein oder zwei gut verblendete Tellereisen vor den Eingang des Verhaues. Die Alten werden bald mit Atzung erscheinen und sich fangen. Sind die Alten vernichtet, so ist es

Ehrensache für jeden weidgerechten Jäger, nun auch der Jungen habhaft zu werden, damit diese nicht elendiglich verhungern müssen. — Will man die alten Vögel lebend und unverletzt fangen, so müssen die Bügel der Tellereisen mit Gummiringen versehen oder recht gleichmäßig mit starken Lappen oder dergl. umwickelt werden; spitze Zähne an den Bügeln sind unnötig und grausam. Auch im Pfahleisen, Pfahlschußapparat, Habichtskorb, Falkenstoß fangen sich die R. Doch mache es sich jeder Weidmann zur strengsten Pflicht, bei Benutzung aller solchen Eisen und Fallen diese recht fleißig, mindestens jeden Tag zweimal — in früher Morgenstunde und des Abends — nachzusehen, damit nicht das gefangene Stück sich tage- und nächtelang mit halb abgedrehtem Fang quälen muß: „Weidmännisch jagt, wie sich's gehört, den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!" — (S. a. „Jagd" bei den einzelnen Arten.)

Die weidgerechteste und dabei interessanteste Jagdart auf R. ist die *Hüttenjagd* mit dem Uhu. — Ausnehmen des Horstes. Will man die noch nicht flugbaren Jungen unversehrt aus dem Horst erhalten, dann dulde man nicht, daß sie — auch wenn sie die noch schwachen Flügel schon etwas lüften und herumflattern können — einfach heruntergeworfen werden, da sie sich hierbei leicht die noch schwachen Fänge verletzen können. Die Jungen der kleineren Eulenarten kann man schon ziemlich früh (10 Tage alt) aus dem Horste nehmen, die der stärkeren R. bedürfen länger der Obhut der Alten (etwa 20 Tage); fast alle sind leicht zu zähmen und dann sehr anhänglich an ihren Besitzer.

Raubvogeleisen s. *Fallen IIIc.*

Raubzeug (Raubwild), Gesamtbenennung für alle Raubtiere, gleichviel ob Haar- oder Federwild.

Raubzeugfang. Unter allen Veranstaltungen, die den Zweck haben, das der Jagd schädliche Haar- und gefiederte Raubzeug zu vermindern, steht der Fang mit Fallen obenan. Jeder Jäger sollte daher auch Fänger sein. Der Fänger lernt die Lebensweise des Raubzeuges gründlich kennen. Was er beim Fange falsch macht, zeigt ihm das Raubzeug sehr bald. Der Fang des Raubzeuges ist leicht, einfach und interessant. Kein Fangeisen darf verwittert werden, da das Raubzeug hierdurch direkt auf das Fangeisen aufmerksam gemacht wird und infolgedessen nachkratzt; ebenso ist es falsch, Hände und Stiefelsohlen zu verwittern. Rost an Fangeisen schadet nichts, ebenso wenig schadet das Rauchen beim Stellen der Fanggeräte. Je einfacher die Witterung ist und je weniger und je einfacheres Handwerkszeug der Fänger braucht, desto besser wird der Erfolg sein. Man verwende beim Fange möglichst humane Fanggeräte. Es ist Ehrenpflicht jedes Fängers, seine gelegten Eisen und fängisch gestellten Kastenfallen unter allen Umständen jeden Morgen und bei jedem Wetter selbst nachzusehen oder im Verhinderungsfalle nachsehen zu lassen. Es ist grausam und roh, ein Stück Raubzeug oder auch geringes Nutzwild, das sich gefangen und vielleicht Junge zu säugen oder zu führen hat, durch Hunger und Durst umkommen zu lassen. Einem solchen rohen Fänger, der gelegte Fangeisen und Kastenfallen tagelang nicht nachsieht und gefangenes Raubzeug und Nutzwild dadurch unnötig quält, müßte der Fang überhaupt verboten und er außerdem gerichtlich wegen Tierquälerei bestraft werden. Näheres s. *Fallen* und Jagd bzw. Fang des betreffenden Raubzeuges.

rauchlos oder rauchschwach nennt man die modernen Nitropulver.

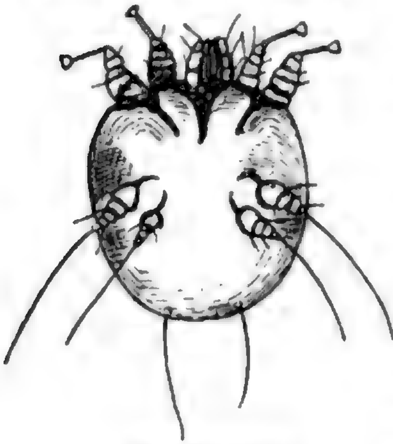
rauchschwach s. *rauchlos.*

Räude der Gemse, des Schwarzwildes und des Fuchses. Sie wird durch das Schmarotzertum einer Milbenart, nämlich Sarcoptes squamiferus, verursacht; beginnt gewöhnlich am Kopfe und den durch Haare wenig geschützten Körperstellen und kann sich über den ganzen Körper verbreiten. Die R. ist von Tier auf Tier direkt übertragbar, kann aber auch durch Zwischenträger verschleppt werden. Am gefährlichsten ist die R. bei Gemsen, die dieser Krankheit oftmals erliegen. Vermutlich stecken sich die Gemsen gelegentlich dadurch an, daß sie sich an Stellen niedertun, an denen sich räudekranke Ziegen aufgehalten haben.

Räude des Hundes. Man unterscheidet zwei Räudearten, die eigentliche Räude (Sarkoptes-Räude) und den Balgmilbenausschlag (Akarus-Räude).

Die Sarkoptesräude ist ein durch eine Grabmilbe (Sarcoptes squamiferus) verursachter, sehr ansteckender, auch auf Menschen übertragbarer Hautausschlag. Die Krankheit beginnt meistens am Kopfe, und zwar am Nasenrücken, den Behängen und Augenbogen, außerdem werden mit Vorliebe der Bauch und die Unterbrust, die Gegend der Ellbogen, die Rutenwurzel und die Läufe befallen. Die S. breitet sich, wenn sie nicht gleich von Anfang an energisch behandelt wird, schnell über den ganzen Körper aus. Die ersten Erscheinungen sind flohstichähnliche, rote Flecken, welche sich bald in Knötchen verwandeln, die nicht selten in Bläschen und Pusteln übergehen. Durch deren Aufplatzen entstehen ausgebreitete, nässende Stellen. Bläschen und Pusteln trocknen zu graugelben Krusten ein, die Oberhaut schuppt sich dabei

sehr lebhaft ab, die Haare fallen aus, so daß mehr oder weniger große, kahle Stellen entstehen. Die Haut selbst wird im weiteren Verlaufe der Krankheit verdickt, bekommt Runzeln und Falten, sowie infolge des Reibens Risse und Schrunden. Dabei besteht hochgradiger Juckreiz, der die Tiere zu beständiger Unruhe antreibt. Bei längerer Dauer der Krankheit magern die Patienten stark ab. In manchen Fällen verläuft der Ausschlag vollständig trocken, indem es nur zu starker Hautabschuppung und zum Ausfall der Haare kommt.



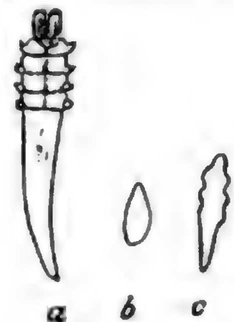
1. Sarkoptesmilbe.
(Etwa 90 × vergr.)

Behandlung: Ausdrücken etwa vorhandener Pusteln, dann die Haut mit Schmierseife und warmem Wasser unter Zuhilfenahme einer Wurzelbürste nachdrücklichst reinigen. Darauf eines der unten angeführten Räudemittel derart gründlich einreiben, daß immer nur ein Drittel des Körpers in Angriff genommen wird. Am sechsten oder neunten Tage ist die Kur beendet, und der Patient wird drei bis vier Tage später gebadet. Während der Kur wird der Zwinger gereinigt und unter Zuhilfenahme einer Gießkanne mit zwei- bis fünfprozentigem Kreolinwasser desinfiziert.

Räuderezepte: 1. Perubalsam mit gleichen Teilen Spiritus; (nicht billig, aber sehr wirksam). 2. Styrax ein Teil, Baumöl drei Teile. 3. Kreolin, Schmierseife, von jedem ein Teil, Spiritus zehn Teile. 4. Holzteer, Schmierseife, Spiritus zu gleichen Teilen. Mit diesen Mitteln kommt man vollkommen aus. Die als unfehlbar in den Zeitungen angebotenen Medikamente verteuern und erschweren die Kur meist. Beginnende oder nicht stark ausgebreitete Sarkoptesräude ist binnen 6 bis 9 Tagen heilbar, schwere Fälle heilen langsam oder sind unheilbar. Die Behandlung vorgeschrittener Fälle ist mühsam, schwächliche Tiere halten sie oft nicht aus.

Der Balgmilbenausschlag (Akarusräude) ist eine durch die Balgmilbe oder Haarsackmilbe (Demodex s. Acarus folliculorum) verursachte, mit Pustel- oder Schuppenbildung einhergehende, nicht sehr ansteckende Hautkrankheit.

Die hauptsächlich in den Talgdrüsen der Haut schmarotzenden Akarus-Milben rufen, je nachdem sich viel oder wenig Parasiten angesammelt haben, ein verschiedenes Krankheitsbild hervor. Es kommt nicht allzu selten vor, daß die Krankheit nur auf die Umgebung der Augenlider beschränkt ist. Man findet dann, daß die Haare rings um die Augen herum fehlen, die Haut leicht gerötet und mit Schuppen bedeckt ist. Zuweilen verbreitet sich diese Ausschlagsform auch über den ganzen Körper. Der Juckreiz ist dabei nicht sehr bedeutend. Die gewöhnliche Form kennzeichnet sich durch Knoten- und Pustelbildung, die besonders in der Gegend des Kopfes und an den Läufen, oft aber auch über den ganzen Körper verbreitet auftritt. Lieblingsstellen sind: Kopf, Kehle, Hals, innere Fläche der Gliedmaßen, Enden der Läufe. Durch Platzen der teils blaurot, teils gelblich gefärbten Pusteln entstehen grüngelbliche, klebrige Flächen, die sich gewöhnlich in Krusten und Schorfe verwandeln. Legt man die durch den chronischen Entzündungsprozeß verdickte Haut in eine Falte und drückt man leicht, so wird zunächst Blut und bei stärkerem Drucke eine oft große Anzahl Eiterpfröpfchen ausgepreßt. Der Juckreiz ist bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, im allgemeinen aber geringer als bei der Sarkoptesräude. Im weiteren Verlaufe der Krankheit verdickt sich die Haut immer mehr und mehr, die Haare sind glanzlos, steif oder ausgefallen, die Schuppen- und Borkenbildung nimmt häufig so zu, daß die Haut schließlich einer Elefantenhaut und besonders der Kopf des Patienten dem eines Warzenschweines nicht unähnlich wird. Trotz dieser hochgradigen Veränderungen ist das Allgemeinbefinden der Tiere meist auffallend wenig gestört. Durch Nagen und Scheuern seitens der Patienten wird das Krankheitsbild natürlich mehr oder weniger verändert. Es entstehen Eiter absondernde Wundflächen, Hautgeschwüre und oft ganz enorme Schwellungen, besonders der Kopfhaut. In den späteren Stadien ist die Krankheit so gut wie unheilbar. Die Tiere sterben an Blutvergiftung oder Entkräftung.



2. Akarusmilbe.
(a ausgewachsene Milbe; b, c Jugendformen.)

Je früher die Behandlung eingeleitet wird, desto besser sind die Aussichten auf Heilung. Im Anfangsstadium kann die Krankheit durch Ausdrücken der Eiterpusteln und nachhaltiges Einreiben mit reinem Perubalsam ziemlich sicher geheilt werden. Allein selbst wenn die Symptome der Krankheit vollständig zurückgegangen sind, muß die Behandlung noch eine Zeit hindurch fort-

gesetzt werden, da Rückfälle sehr häufig sind. Die Zahl der gegen die Akarusräude empfohlenen Heilmittel ist sehr groß. Schwächliche Hunde halten die Behandlung nicht aus und sind, ebenso wie an sehr ausgebreiteter Sarkoptesräude leidende Hunde, besser zu töten. Jedenfalls ist dringend zu raten, den der Akarusräude verdächtigen Hund von einem Tierarzte untersuchen und gegebenenfalls behandeln zu lassen. Als sehr wirksam haben sich erwiesen tägliche Einreibungen mit einer Mischung von 50 g Schwefelblüte, 30 g Birkenholzteer und 500 g Leinöl.

Raufe s. *Futterraufe.*

rauhen s. *Mauser.*

Rauherpel s. *Mausererpel.*

Rauhfußbussard (Archibuteo Brehm), Gattung der *Bussarde* (Buteoninae). Der ganze Lauf mit Ausnahme eines schmalen Rains an der Hinterseite bis an die Zehen dicht befiedert; Flügel erreichen die Stoßspitze, Stoß abgerundet. Schnabel schwach, aber stark gekrümmt; Gefieder sehr lang und lose.

Rauhfußbussard (Archibuteo lagopus Bruenn.; Rauhfuß).

Beschreibung.

Der ganze Lauf mit Ausschluß der Hinterseite bis an die Zehen dicht befiedert. Länge 50 bis 59, Breite 132 bis 155, Stoß 20 bis 24, Mundspalte 3,8, Lauf 8, Mittelzehe 3,3, ihre Kralle 1,9, Hinterzehe mit Kralle 5 cm. Infolge sehr dichten Federkleides und der Gewohnheit, es stets aufgeschüttelt zu

Fang des Rauhfußbussards.
($^1/_2$ nat. Gr.)

tragen, sieht der R. viel stärker aus, als er wirklich ist. Wie der Mäuse-B., hat er 24 Schwingen, von denen die vierte die längste ist, und da die dritte und fünfte fast gleichlang sind, so erscheint der Flügel im Streichen sehr abgerundet, was die Bussarde leicht kenntlich macht. Ebenso wie der Mäuse-B. ist auch der R. ziemlich verschieden gefärbt, doch zeigt er mehr Weiß, und die dunklen und hellen Stücke haben doch mehr Ähnlichkeit unter sich; ein recht gutes Kennzeichen sind der geteilte, dunkle, stets vorhandene Bauchfleck und bei ausgebreiteten Flügeln der dunkle Fleck am Handgelenk, der bei dem gemeinen Bussard lange nicht so beständig ist. Mehr als die Hälfte des Stoßes von der Wurzel aus pflegt reinweiß und der braune Endteil mit drei schwärzlichen, rötlich eingefaßten Querbinden gezeichnet zu sein. Bei den braunen Exemplaren sind die rostroten Hosen schwarz quer gebändert, bei den hellen fast weiß mit dunklen Schaftstrichen; Krallen, Schnabel, Wachshaut sehen wie beim gemeinen Bussard aus, aber die Iris, auch der weißen B., ist stets rotbraun, nur bei ganz alten Exemplaren etwas grau. Das stärkere Weibchen ist im Gefieder nicht vom Männchen zu unterscheiden. Der R. streicht etwas schneller als der gemeine Bussard und ist überhaupt gewandter. Beim Mäusefang rüttelt er sehr oft.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der R. ist ein nordischer Vogel (Norwegen, Nordrußland), der aber regelmäßig im Oktober-November in Dänemark, Deutschland und Österreich-Ungarn, in Kroatien (Kärnten sehr selten, Mähren selten, Steiermark nur vereinzelt) erscheint, um gegen Ende des Februar wieder zu verschwinden; er soll jedoch in Pommern und Schlesien gebrütet haben (?); in Ostpreußen ist er als Brutvogel noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. In Ebenen mit Ackerbau, überhaupt da, wo er reichlich Mäuse antrifft, schlägt er sein Standquartier auf und liegt nun den ganzen Tag der Jagd auf Mäuse ob, von denen er erstaunliche Mengen zu sich zu nehmen vermag. Im Gebirge wird er darum nur selten beobachtet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

In beiden Beziehungen unterscheidet er sich vom Mäuse-B. gar nicht, und wenn man ihm größere Gefährlichkeit für die niedere Jagd zuschreibt, so ist dazu zu bemerken, daß dieser Vorwurf durch neuere eingehende Magenuntersuchungen hinfällig geworden ist. (325 R. hatten im Magen die Reste von: Junghasen (1), Kaninchen (2), Rebhühnern (5), Fasanen (1), Maulwürfen (14), Spitzmäusen (14), Mäusen (1480), Hamstern (2), gr. u. kl. Wieseln (5), mittelgr. Vögeln (3), kl. Vögeln (1), Insekten (2mal) [Dr. Rörig].) — Mäuse bilden also den Hauptfraß dieses Raubvogels, und außerdem ist zu berücksichtigen, daß er nur im

Winter bei uns ist, also zu einer Zeit, wo es kein Jungwild gibt. Daß er sogar Tauben geschlagen haben soll, beruht jedenfalls auf einer Verwechselung; denn dazu ist er offenbar unfähig, da die Taube sehr viel schneller streicht als er. Der R. ist n. d. Deutsch. Vogelschutzgesetz (1908) v. 1. März bis 1. Oktober zu schonen. — Die R. sind sehr streitsüchtig unter sich wie gegen andere, selbst stärkere Raubvögel, was namentlich in der Gefangenschaft sehr unangenehm zutage tritt. Im Streit um die Beute überfallen sie sich gegenseitig; das schwächere Stück wird oft dabei von den stärkeren zerrissen und gekröpft. Auch in der Gefangenschaft ziehen sie Mäuse und Ratten allem anderen Fraß vor, solange diese frisch sind. Verweste Stücke verschmähen sie. Zu ihrem Besitzer sind sie oft sehr zutraulich. — Der R. horstet bei uns in nur wenigen nachgewiesenen Fällen, und wenn er dies in seiner Heimat gelegentlich auf dem Boden tut, so trägt er nur den Verhältnissen Rechnung, die ihm im hohen Norden die Bäume versagen; sonst steht der Horst auch auf Felsen. Brutzeit etwa 3 Wochen. Die 2 bis 4 Eier sind denen des Mäuse-B. sehr ähnlich, aber etwas schlanker und von feinerem Korn; sie sind weiß mit grünlichem Schimmer, rostbraun gestrichelt und gefleckt und messen 55 : 44 mm.

Jagd.

Da der R. sehr scheu ist, läßt er sich bei Tage schwer anbirschen. Am besten ist Abschuß auf dem Abendanstand unter seinem Nachtstand. Der Baum ist leicht an dem am Boden liegenden, weißen Geschmeiß zu finden. Vor allem ist der R. leicht vor dem Uhu aus der Hütte zu schießen, da er von allen Raubvögeln am heftigsten auf den Uhu stößt. Selbst angeschossen kehrt er zurück, wenn er den Jäger nicht wahrnimmt, um auf den Erzfeind zu stoßen.

Rauhfußkauz s. *Eulen II, 3.*

Rauhreif s. *Duft.*

Rauhwerk, die Bälge des Haarraubzeuges; der Ausdruck Rauchwerk hat keinen Sinn.

Rauhzeit s. *Mauser.*

Räumde, eine bleibend unvollkommen, also raum bestockte Fläche.

Rauschbeere s. *Beerensträucher.*

Rauschbrand, eine ansteckende Krankheit, die beim Rinde, ausnahmsweise bei anderen Wiederkäuern, ferner bei Dam- und Elchwild vorkommt. Der Name ist danach gewählt, daß sich beim R. teigige und beim Darüberstreichen mit der Hand eigenartig knisternde (rauschende) Geschwülste unter der Haut bilden. Der Erreger der Seuche ist ein kleines, bewegliches, gasbildendes Stäbchen. Meist werden Jungrinder beim Weidegang auf bestimmten Weiden von der Seuche betroffen. Bekannte Rauschbranddistrikte in Deutschland sind in Schleswig-Holstein, am Rhein, ferner in Oberbayern und Teilen von Württemberg und Baden. Der Ansteckungsstoff kann sich in feuchtem Boden längere Zeit wirksam erhalten und wird mit dem Futter oder Trinkwasser von den Tieren aufgenommen. Gegen die Krankheit werden Schutzimpfungen nach verschiedenen Methoden mit gutem Erfolge ausgeführt. Bezüglich der veterinärpolizeilichen Bekämpfung ist der R. dem Milzbrande gleichgestellt.

rauschen, das Begatten der Sauen; die Zeit, wo dies erfolgt, ist die Rauschzeit.

Rebhuhn, Feldhuhn (Perdix), eine Gattung aus der Familie der Feldhühner (Perdicidae), zu welcher außer ihm noch die *Wachteln* und Berg- oder *Steinhühner* gehören. Von den Wachteln unterscheiden sich die Feldhühner durch 16 bis 18, anstatt 12 Stoßfedern, ferner durch den Bau des Flügels, in dem bei den Feldhühnern die unter sich fast gleich lange 3., 4. und 5. Schwungfeder die längsten sind, während bei den Wachteln die 1. und 2. am längsten sind. Die Unterschiede von den Steinhühnern beruhen in der bei den Feldhühnern niemals roten Farbe von Schnabel und Ständern, sowie in dem Fehlen von Spornwarzen bei den Hähnen. Bei uns kommt nur eine Art vor, das Feld- oder Rebhuhn.

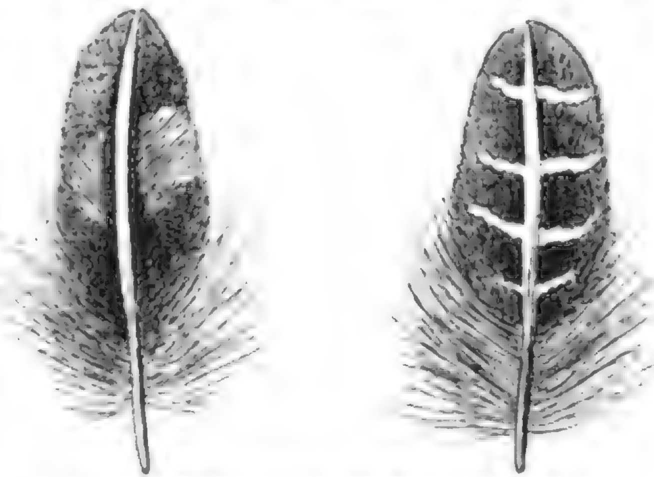
R e b h u h n (Perdix perdix [L.], Perdix cinerea Lath., Starna cinerea Bonap.; Rebhuhn, Repphuhn, Huhn schlechthin bei den Jägern). — Ob man richtiger Feld-, Reb- oder Repphuhn schreibt, ist Ansichtssache; Repphuhn ist die älteste Bezeichnung, Rebhuhn die nichtssagendste, Feldhuhn wohl die bezeichnendste.

Weidmännische Ausdrücke.

Der Hahn heißt F e l d h a h n, R e b- oder R e p p h a h n; die Alten mit ihrer Nachkommenschaft bilden ein V o l k; Alte und Junge, die sich aus verschiedenen Völkern zusammengetan haben, heißen K e t t e n; wo sie sich aufhalten, da l i e g e n sie; fliegen sie fort, so s t e h e n sie a u f und s t r e i c h e n oder s t i e b e n ab; lassen sie sich nieder, so f a l l e n sie e i n, f a l l e n daher a u f d i e W e i d e oder w e i d e n, wenn sie Äsung aufnehmen. Streicht ein Volk beim Aufstehen nach verschiedenen Richtungen auseinander, so s p r e n g t e s s i c h; sind die R. am Boden, so l i e g e n sie i m L a g e r; baden sie sich im Staube, so h u d e r n oder s t ä u b e n sie s i c h; zur Fortpflanzungszeit p a a r e n sie s i c h oder f a l l e n z u P a a r e n; bekommen sie ihr die Geschlechter unterscheidendes Gefieder, so s c h i l d e r n sie.

Beschreibung.

Länge 30, Stoß 7,2, Schnabel 1,4, Lauf 4,8 cm; erste Schwinge viel kürzer als die zweite, dritte bis fünfte die längsten; Stoß 18federig. Um die Augen ein nackter Kreis. Obgleich das R. ja sehr bekannt ist und Hühner aus verschiedenen Ländern immer sogleich als Rebhühner erkannt werden, so zeigt das Federkleid doch viele Abweichungen, mit deren Beschreibung sich Professor Altum in Eberswalde in der Zeitschrift dieser Forstakademie eingehend befaßt hat. Unser R. sieht im allgemeinen so aus: Der Scheitel des Hahnes ist braun mit gelblichen Schaftstrichen, die Ohrgegend aschblau, auf dem nackten Augenkreis hochrote Wärzchen; Stirn, Wangen, Kehle und über das Auge bis zum Genick rostgelb, Hals und Brust bläulich-aschgrau mit fein punktierten, dunklen Wellen; auf der hellbraunen, stellenweise aschgrauen Oberseite dunkelpunktierte, absetzende Querzeichnungen; vor den Federspitzen je eine rötlich-braune Querbinde; die Stoßfedern rotbraun, nur die mittleren dem Rücken ähnlich; Schultern und Oberflügel rötlichbraun mit dunkelbraunen, gebrochenen Linien und gelblichen Schaftstrichen oder braunen Flecken; auf den graubraunen Schwingen rötlich-gelbe Bänder; Seiten aschblau mit schwarz punktierten Wellen und großen, bogenförmigen, rotbraunen Längsflecken; auf der Unterbrust ein großes, rotbraunes, hufeisenförmiges Schild; Bauch und untere Stoßdecken trübweiß; auf den bräunlichgrauen Ständern zwei Reihen Schilder auf der Vorder- und Hinterseite; Sporenwarzen fehlen; Iris braun; Schnabel bräunlich-grau. Dem ersten Herbstkleide fehlen die lebhaften Zeichnungen, es ist viel trüber, besonders die aschgraue Färbung des alten Vogels an Kopf und Hals durch schmutziges Braungrau mit helleren Schaftstrichen ersetzt. Der Schnabel ist trüb fleischfarbig, Ständer gelblich. Wenn das R. im September gemausert hat, so ist das Brustschild ausgefärbt. Die Henne ist im allgemeinen matter gefärbt als der Hahn und besonders durch die braunen Flügeldecken von den rötlichen des Hahnes unterschieden; die kleinen, oberen Flügeldeckfedern zeigen je einen hellen Längsstreif, von dem einige ebenso gefärbte Querstreifen ausgehen, dagegen nicht die rostroten, runden Flecken des Hahnes (s. Abb. 1). Das ist das sicherste, äußere Merkmal. Das Schild ist oft kleiner, meist mit Weiß gemischt, und fehlt im Herbste bei manchen gänzlich. Keinesfalls ist das Schild, wie oft angenommen, ein Kennzeichen des Hahnes. Je mehr den Feldhühnern kräftige Körnerweide mangelt, desto schwächer und düsterer sind sie gefärbt, wie die Heide- und Bruchhühner; die aus Steppengebieten sind gelblicher und lebhafter gezeichnet als die unserer Ebenen. Alle Farbenvarietäten entsprechen dem Gesamttone der Heimat, ein sichtlich hervorragender Schutz für diese vielfach verfolgte Wildart. Weißschedige, selbst vorherrschend weiße Stücke finden sich gelegentlich, sind auch bei vielen anderen Vogelarten nicht gerade selten. Sehr ungewöhnlich ist eine früher als Perdix fusca beschriebene Spielart von fast ganz dunkelbrauner Färbung mit roströtlichem Kopf und Oberhals. Das R. streicht unbeholfen und schwerfällig, wenngleich in geradem Fluge ziemlich schnell mit absetzenden Flügelschlägen, Wendungen fallen ihm sehr schwer, und es fällt nach solchen eigentlich mehr zu Boden, als es niederfliegt; bald ermüdend, streicht es selten weit; beim vertrauten, langsamen Laufen zieht es den Kopf ein, krümmt den Rücken und läßt den Stoß schlaff hängen, beunruhigt dagegen vermag es mit vorgestrecktem Halse schnell und weit zu laufen, so daß es dem nicht schnellen und achtsamen Hühnerhunde leicht entkommt. Die bekannte Stimme des Hahnes ist ein keckes, munteres „Zirrrrrrritt“, im gewöhnlichen Verkehr ein „Gurück“ ähnlich der Stimme der Henne, als Warnung ein „Gurr.“ Die Jungen piepen wie die Hausküchlein.



1. Obere Flügeldeckfedern des Rebhahns (links) und der Rebhenne.

Unserem gemeinen R. in seiner Lebensweise und Jagd sehr ähnlich ist das rote R. (Perdix rubra Briss.; Rothuhn, französisches F. oder fr. Rebhuhn). Auf der Oberseite ist es vorherrschend rostbraun, Scheitel grau; Kehle weiß, schwarz eingefaßt, welche Färbung sich in einem Streifen über das Auge wegzieht. In den Flanken große Querbänder mit braunroten Spitzensäumen, demnächst schwarz

dann weiß; Schnabel korallenrot, Ständer karminrot, Auge braun. Die Henne ist schwächer und matter von Färbung. Der Ruf des Hahnes klingt wie „Kerrekekek“, beim Abstreichen wie „Scherb“. Die Eier sind auf gelblich-grauem Grunde graubraun punktiert und gefleckt. Da das Rothuhn bei geringen Ansprüchen eine sehr anziehende Erscheinung ist, so wäre seine Einbürgerung bei uns in Heidegegenden, die es bevorzugt, nur erwünscht, und einige bisher mißglückte Versuche sollten nicht abschrecken. Freilich würde dem Rothuhne besonderer Schutz gebühren.

Verbreitung. Aufenthalt.

Das R. bewohnt ganz Europa mit Ausnahme einiger der nördlichsten und der südlichsten Teile, ferner West- und Mittelasien bis zum Altai und Nordpersien. Einzeln ist es noch nördlich vom Polarkreis beobachtet worden; im allgemeinen ist aber seine Nordgrenze unregelmäßigen Schwankungen unterworfen, da in besonders strengen Wintern zuweilen ganze Besätze zugrunde gehen, wogegen in milden Jahren wieder ein Vorrücken nach Norden stattfindet. Nach Süden verbreitet es sich bis zum Aufhören des Getreidebaues, mit dem es eng verknüpft ist und dem es daher auch in höhere Lagen folgt; sonst üben die Bodenverhältnisse wenig Einfluß auf das Gedeihen des R. aus; es gibt auf schwerem Lehmboden ebenso viele und starke Feldhühner wie auf Sandboden, der letztere ist wärmer und ihnen daher angenehmer. Solange die Felder nicht geräumt sind, liegen die Hühner in den Getreidestücken, dann in den Kartoffeläckern, und wird ihnen auch diese Zuflucht genommen, so suchen sie Waldränder, Feldhölzer, bewachsene Grabenränder, Dornengebüsch usw. auf, um sich vor den zahllosen Angriffen der Raubvögel zu schützen, weshalb man ihnen immer dergleichen Deckungen, sog. Remisen (s. unten), erhalten oder beschaffen muß.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das R. ist gleich dem Hasen sehr seßhaft und wandert nur auf ganz besondere Veranlassung. In treuer Ehe hält das Pärchen zusammen, schützt das junge Völkchen, führt es sorgsam der Weide zu, und erst wenn der Frühling mit hohlem Brausen die Spuren des Winters wegfegt und überall neues Leben und Lebensfreude erwacht, löst sich der Familienbund und die Jungen zerstreuen sich, den eigenen Herd zu begründen. Aber zum Brüten kommt es doch noch nicht sogleich; da es mehr Hähne als Hennen gibt, so streichen die unbeweibten umher, suchen letztere abspenstig zu machen oder gar den rechtmäßigen Gemahl gewaltsam zu vertreiben. Da heißt es nun bei diesem, Held und Mann sein, das Eigentum und die Ehre zu verteidigen, was in häufigen Kämpfen Ausdruck findet. Hat sich aber ein ehrbarer Nachbar angesiedelt, so wird er respektiert, sofern er niemals die festen Grenzen seines Bereichs überschreitet; mag er noch so keck und selbstgefällig sein „Kirrrritt“ ertönen lassen, es wird ebenso selbstbewußt erwidert, aber geduldet. Sind die Zeiten der Kämpfe vorüber, so scharrt im April oder Mai die Henne eine kleine Mulde unter irgend einer Deckung, belegt sie mit einigen Halmen und Federn und legt täglich ein Ei hinein, bis sie sich auf das volle Gelege von 12 bis 20 Stück zum Brüten setzt. Die schwach zugespitzten, bräunlich-grauen oder grüngelblichen Eier sind glänzend, glatt, 37 : 28 mm groß und in 31 Tagen ausgebrütet, worauf die kaum trockenen Jungen, oft noch mit der Eischale auf dem Rücken, von dem treuen Elternpaar unter Vortritt des Hahnes sogleich fort- und der Weide zugeführt werden, die, wenn möglich, ein Ameisenhaufen hergeben muß. Droht Gefahr, so streicht die Henne scheinbar krank und langsam vor dem Feinde her, um ihn zur Verfolgung zu verleiten, währenddessen sich die Jungen gänzlich bewegungslos verhalten, und hat die Mutter den Feind genugsam genarrt, dann schwenkt sie still und eiligst ab, den lieben Sprößlingen zu, die sie sogleich vorsichtig und eilig wegführt. Der gefährlichste Feind der jungen Hühnchen, abgesehen vom Raubzeug einschließlich herumlungernder Hunde und Katzen, ist anhaltender kalter Regen in den ersten beiden Wochen ihres Daseins. Nicht aber die Nässe selbst schadet ihnen direkt, die trocknet unter den warmen Flügeln der Mutter bald ab, sondern der mit langem, kaltem Regen unvermeidlich verbundene Mangel an kleinen Insekten, welche die fast ausschließliche Weide der Küchlein ausmachen, und hier kann der Mensch nicht helfend eingreifen wie in anderen Zeiten der Not. Später, wenn die Küchlein auch Pflanzenkost annehmen, schadet der

2. Geläuf des Rebhuhns. (1/10 nat. Gr.)

Regen weniger. Geht es aber gut, so wachsen die Jungen schnell heran, bekommen nach einer Woche schon kleine Schwingen und possierliche rote Stöße und stehen schon ganz munter auf, wenn sie die Stärke eines Stares erreicht haben. Sehr verspätete und weniger zahlreiche Bruten rühren meist von dem Verluste des ersten Geleges her. Sind die Jungen mehr herangewachsen, so hört man im Juli des Abends schon die Stimme des lockenden Hahnes, der nun manchen Verdruß mit dem Sammeln des auseinandergelaufenen Volkes hat, während er vorher sich sehr still verhielt; nun tritt eine sehr geregelte Lebensweise ein. Mit der Morgendämmerung erwacht das Volk, läuft auseinander, wird zusammengelockt und streicht nun einem trockenen Platze zu, wo es die Sonne erwartet, durch Locken zusammengehalten wird und alsdann der Weide zustreicht, am liebsten auf trockene Stoppelfelder, solange der Tau im Grase hängt. Gegen Mittag geht es auf die Huderplätze zu den Staubbädern, dann in kühle Wiesen oder Kartoffelfelder, am späten Nachmittag wieder auf die Weide, und mit einbrechender Dunkelheit, wenn das Volk zusammengelockt ist, streicht es zum Nachtlager, zwischen die Schollen der Sturzäcker oder ähnliche Örtlichkeiten, aber immer in freier Lage, und drückt sich zur Nachtruhe nieder. Man wird daher die Hühner zu trockener Zeit an kühlen, zu nasser an höher gelegenen, trockneren Stellen zu suchen haben. Anhaltende Störungen in ihrem heimatlichen Bezirke, z. B. durch Kulturveränderungen, nötigen die Hühner zum Wandern, und aus solchen Verhältnissen sind wohl die mehr oder weniger zahlreichen Wanderhühner zu erklären, die hier und da beobachtet wurden.

Ein notwendiges Erfordernis für die Hege eines Feldhühnerbesatzes sind die sog. Remisen, d. h. kleinere, mit Buschwerk und Dornengestrüpp bewachsene Plätze, die man, wenn sie fehlen, durch Pflanzung beschafft. Welche Figur sie haben, tut wenig zur Sache, dagegen ist die Größe zu erwägen, die angemessen etwa 20 a betragen mag. Legt man sie künstlich an, so tut man dies, je nach der Größe des Revieres, an verschiedenen Stellen, damit sich die Hühner nicht alle zusammenzudrängen nötig haben und auch das Raubzeug sich nicht so ansammelt. Haseln, Weiden und andere Weichhölzer sind ihres schnellen Wachsens wegen sehr geeignet und lassen sich zu Knicks umlegen; Rosen, Brombeeren und Schwarzdorn machen den Zutritt sehr ungemütlich; Wacholder wächst zwar langsam, gibt aber seiner Zeit Früchte. Will man eine sehr bald brauchbare, billige Remise haben, so lege man im Frühjahr Topinamburknollen, die zum Herbst einen dichten Bestand erzeugen, und deren niedergelegte Stauden einen vorzüglichen Schutz gewähren, während die Knollen als Futter, selbst als Speise wohl zu verwerten sind. Neuerdings wird Helianthi dem Topinambur vorgezogen. Will man das Einwandern von Mäusen verhindern, so tut ein Graben um die Remise mit senkrechten Wänden gute Dienste, wie er auch das Auslaufen der Topinamburwurzeln in den etwa benachbarten Acker verhindert. Natürlich sind diese Remisen sehr gute Futterplätze, nur dulde man in ihnen keine hervorragenden Bäume, damit die Raubvögel nicht auf ihnen aufhaken können. Muß man auf freiem Felde füttern, so belege man den Platz mit Reisern, vor denen sich die Krähen scheuen, die Hühner aber nicht. Man stellt auch wohl Futterhütten her, die zugleich Schutz gegen das Raubzeug gewähren. Die Krähen sucht man durch verschiedene Mittel abzuhalten. Man hängt in der Nähe der Fütterung eine geschossene Krähe auf oder spannt Wollfäden um den Platz u. dgl. m. Um die Hühner anzukörnen, streue man längere, nach dem Futterplatz führende Streifen von Häcksel aus mit wenigen Körnern dazwischen, sog. Laufschütten, wodurch die Hühner den Futterplatz finden werden, und ist ihnen dies geglückt, dann werden sie keiner weiteren Aufmunterung zu dessen häufigem Besuch bedürfen. Schutz und Weide sind die ersten und einzigen Bedingungen zur Erhaltung und Vermehrung eines guten Rebhühnergeheges.

Es hält ungemein schwer, ein gänzlich ausgeraubtes Revier mit Hühnern wieder zu bevölkern, und es wird schließlich nur künstliche Besetzung übrig bleiben. Man beschafft zu diesem Zwecke gute Rebhühnereier und läßt sie von kleinen Haushühnern ausbrüten. Das erste Futter müssen durchaus Ameisenpuppen sein oder auch Mehlwürmer, wenn sie zu haben sind. Wenn die Jungen eben flugbar werden wollen, so setzt man sie in einer leicht zu beaufsichtigenden Remise in der Nähe ihres Brutortes mit der Bruthenne aus und am besten unter Führung eines halbgezähmten, an einem Flügel gestutzten Rebhahnes, den man zu diesem Zweck einige Zeit vorher in der Gefangenschaft hielt. Dadurch verhindert man das frühzeitige Verstreichen, und wenn man sie noch gelegentlich füttert, so werden sie später von selbst zur Futterstelle zurückkehren, selbst wenn dem Hahn die Schwingen wieder gewachsen sind. Energischer Schutz vor allem Raubzeug ist neben guter Weide die Bedingung, ohne deren Erfüllung alle Bemühungen vereitelt werden.

Jagd.

Mit Bartholomäitag, dem 24. August, geht in den meisten Ländern die Hühnerjagd auf (in Österreich-Ungarn schon am 1. August), und da je nach dem Verlaufe des Sommers die Feldfrüchte früher oder später zeitigen, mithin die Felder geräumt werden, auch Gedeihen und Wachstum der Hühner von der Witterung abhängen, so tut die Gesetzgebung, wie es in Preußen geschieht, sehr wohl daran, den Bezirksorganen die Bestimmung über den Aufgang der Jagd um zwei Wochen früher oder später zu überlassen. Sind die Felder noch wenig geräumt, so liegen die Hühner meist im noch stehenden Getreide oder fallen in dieses ein; die Hunde darf man in der Regel nicht dort hineinschicken, ohne sich gewisse negative Segenswünsche von seiten der den Jäger meist scheel ansehenden Besitzer zuzuziehen; schließlich werden die Hühner durch öfteres Beschießen rege gemacht und halten dann nicht mehr gut, wenn die Felder freien Spielraum gewähren. Die beste Tageszeit zur Jagd sind die Vormittagsstunden von 8 bis 11 Uhr und die Nachmittagsstunden von 3 Uhr ab; früher des Morgens liegt noch der Tau, der dem Hunde das Finden erschwert und den Jäger unnütz durchnäßt und daher ermüdet, die Hühner liegen dann auch z. T. noch auf Stoppel- oder gepflügten Äckern. Über Mittag, wenn die stechende Augustsonne auf den Schädel brennt und dem Hunde die Zunge wie ein Lappen aus dem Fange hängt, tut der Jäger am besten, wenn er es eben kann und darf, die Jagd zu unterbrechen. Bei solcher Hitze entziehe man dem Hunde das Wasser nicht. Daß kühle, bedeckte und windige Tage dies nicht erheischen, liegt auf der Hand; dennoch aber übermüde auch an solchen der Jäger den Hund und sich nicht unnötig. Übermüdung schafft immer nur halbe Arbeit und halbe Erfolge, hat schließlich Verdrießlichkeit hinter sich, stört die Jagdfreude, schadet der Gesundheit, deren Verlust die Freude an der harmlosen Hühnerjagd nicht aufwiegen kann, und verleitet sogar zur ungerechten, harten Behandlung des Hundes als Sündenbock, der finden soll, wenn er nicht mehr kann. Bei der Hühnerjagd hüte man sich vor einer schweren Flinte wie vor allem unnützen Ballast an Kleidung und Ausrüstung (vgl. *Jägerkleidung* und *Ernährung* auf der Jagd).

Um sich zu vergewissern, wo am Morgen die Hühner liegen, hat man verschiedene Mittel. Der einfache Weidmann sucht sich die R. mit seinem treuen Hunde zwar selbst, aber der diensttuende Jäger, welcher seinen Herrn und dessen Gäste an die Hühner bringen soll, wird namentlich dort, wo der Besatz nur mäßig ist, gut tun, sie am frühen Morgen zu verhören. Zwar wissen wir aus ihrer Lebensweise, daß sie am Morgen nicht genau da liegen, wo das Locken des Hahnes in der Dämmerung erschallte; weit davon aber liegen sie sicher nicht, und das genügt. Auch läßt man durch schnelle, sichere Hunde das Gelände absuchen, pfeift sie ab, wenn sie stehen, und merkt sich die betreffenden Plätze. Gewöhnlich reihen sich die Schützen mit ihren Hunden in eine Linie ein und suchen vorwärts, bis Hühner gefunden wurden, was auch nicht verwerflich ist, wenngleich im Anfange die rechte Ordnung noch fehlt, ehe sich die Hundegemüter beruhigt haben, was nicht eher der Fall zu sein pflegt, als bis allgemeines Beschnuppern usw. stattgefunden hat. Hündinnen, welche beginnen hitzig zu werden oder es gar schon sind, taugen ihrer Unruhe wegen wenig zur Suche; gänzlich unverantwortlich aber ist ihr Mitbringen, wenn Rüden anwesend sind, die natürlich von ihnen nicht fernzuhalten sind, wodurch die ganze Jagd in Frage gestellt wird. Aber auch wenn dergleichen störende Elemente nicht einwirken, suchen mehrere Hunde nebeneinander selten ruhig, drängen nach dem hin, welcher zuerst auffällt, wobei die Hühner leicht herausgestoßen werden, und daher ist es am zweckmäßigsten, wenn sich die Schützen unter sich gruppieren, sich in das Revier teilen und getrennt suchen. Zwei Schützen hinter einem Hund ist sehr zu empfehlen, jeder schießt nach den auf seiner Seite abstreichenden Hühnern, und nur, wenn das ganze Volk zuerst aufsteht, ist gemeinschaftliches Schießen vorteilhaft, weil die Hühner dadurch leichter gesprengt werden. Der Hund darf nicht in gerader Linie suchen, sondern von dem einen Schützen zum anderen, muß sich auf leise Zeichen nach seinem Herrn umsehen und dessen Winken mit der Hand folgen, was er bald lernt, wenn dieser wenigstens einige Schritte nach dieser Richtung hin geht; zieht er zu hitzig nach, so warnt man ihn mit dem Zuruf: „Sachte, sachte, wahre dich!“, ist er zu bedächtig, so drängt man ihn durch etwas dichte Folge; steht er, so läßt man ihn mit dem Wort: „Vorwärts!“ einspringen, oder, was besser ist, man stößt die Hühner selbst heraus, wirft aber nicht mit Erde o. dgl. nach der Stelle, wo man die Hühner vermutet, weil dadurch der Hund verwirrt wird und gern nachprellt. Ist der Hund sehr hitzig, steht er sehr weit vom Schützen entfernt vor und rückt er beim Nachziehen hinter laufenden Hühnern sehr stark auf, so läßt man ihn „daun“ ((toutbeau) machen, d. h. sich hinlegen, damit er ruhiger wird und man herankommen kann. Der Hahn pflegt zuerst aufzustehen, hinter ihm

gedrängt das ganze Volk, worauf man schießt, aber nicht aufs Geratewohl, sondern auf ein bestimmtes Stück oder auf zwei, welche dicht aneinander streichen; ungezielte Schüsse bringen gewöhnlich nichts herunter, möge das Volk noch so gedrängt abstreichen. Der Hahn ist an seinem roten Kopf, noch besser an der rötlichen Oberseite bei einiger Übung gut zu erkennen; ist das Volk gut ausgewachsen, so empfiehlt es sich, ihn zu schießen; wenn es aber noch schwach ist, so tut man nicht wohl, ihm seinen Führer zu nehmen; auf ein solches, welches sich kaum heben kann, wird kein verständiger Jäger schießen. Die Meinung, daß ein beschossenes Volk von dem Hahn über die Grenze geführt werde und dieser deshalb abzuschießen sei, hält nicht Stich; im Gegenteil streicht ein des Beschützers beraubtes Volk, wenn es sich noch hilflos fühlt, dem Locken eines fremden Hahnes nach und geht dadurch vielleicht erst recht dem Jagdbesitzer verloren. Ob man überzählig scheinende Hähne während der Paarzeit schießt oder nicht, war lange Zeit Streitfrage, ist neuerdings aber durch das Jagdschongesetz überhaupt untersagt, mithin erledigt. Der junge Jäger hüte sich vor übereiltem Schießen, bedenke vielmehr, daß er in den meisten Fällen genügend Zeit zum Zielen hat, so schnell auch die Hühner zu streichen scheinen; er muß mit schnellem Überblicke das geeignete Stück mit dem Korn erfassen und mit offenem Auge, also ohne zu zwinkern, schießen, d. h. nicht feuerscheu sein, den zweiten Schuß sogleich auf dieses, wenn er fehlte, oder andernfalls auf ein zweites folgen lassen und mit dem Auge den Hühnern folgen, sie zählen und die gefallenen oder etwa angeschossenen genau anmerken. Nur so weiß und lernt er, ob er gut abgekommen ist, vermeidet Streit mit seinem Partner und merkt es schließlich, wenn die Hühner gesprengt sind und einzeln aufstehen, ob er sie alle gefunden hat, oder ob noch welche fehlen. Sind Hühner genug da, so halte man sich mit einzelnen versprengten, vorausgesetzt, daß sie gesund sind, nicht auf, man verliert sonst viel Zeit, überhaupt soll man ja niemals ein Volk ganz aufreiben, wenn es nicht etwa ein unsicheres Grenzvolk ist. Steht man mit dem Nachbar in gutem Einvernehmen, was, wenn er ein echter Weidmann ist, immer sein sollte, so schieße man auch dann ein Grenzvolk nicht ganz ab, da es ja schließlich das eigene Revier im nächsten Frühjahr wieder besetzen kann; Jagdneid ist stets ein häßliches, Unfrieden erzeugendes, die Jagd selbst schädigendes Unkraut. Laufen die Hühner vor dem Hunde, was man an dessen Unruhe bald erkennt, so tut man gut, ihn abzupfeifen und möglichst schnell den Hühnern zuvorzukommen, natürlich auf einem Bogen; dadurch bringt man sie eher zu Schuß, als wenn man den Hund so schnell nachziehen läßt, weil sie alsdann sicher außer Schußweite aufstehen und dann gern weit streichen. Dieses Umgehen (Kupieren) ist auch zu empfehlen, um die Hühner von einem nahen Busch abzuhalten, aus dem sie nur sehr schwer und, wenn viel Dornen und Brombeergeranke den Boden bedecken, manchmal gar nicht mehr herauszubringen sind. Sieht man an dem Hund das Bemühen, in kritischen Fällen sich selbst zu raten, den Wind zu suchen usw., so lasse man ihn ja gewähren und hüte sich überhaupt vor zu vielem Zurufen und Schreien, wodurch er zuletzt nur harthörig gemacht wird. In unebenem Gelände ist ein Mann oder Knabe von Wert, der von einem übersichtlichen Standpunkt aus die aufgetanen Hühner beobachtet und bemerkt, wo sie wieder einfallen, auch die Hühner in einem luftigen Tragkorb trägt, wenn die Beute reichlich ist. Werden sie angeschleift, so tue man es am Hals und an einem Ständer, da ersterer bei jungen Hühnern durch schnelles Laufen des Jägers oder Hängenbleiben an Zweigen leicht abreißt und das Huhn verloren geht. Der Hund darf niemals einem anderen Hunde das von dessen Herrn geschossene Wild gewaltsam wegnehmen und seinem Herrn bringen; wenn ihm dies abgewöhnt wird, wird er auch nicht fremden Schüssen zueilen, was zudem störend und zeitraubend ist; dadurch geraten auch die Hunde meist in Streit und fallen zusammen oder zerreißen das Wild zum Schaden der Jäger.

Nach dem Zeichnen des beschossenen Feldhuhns kann man seine leichtere oder schwerere Verwundung ansprechen. Ist es in den Kopf geschossen, so steigt es senkrecht auf, um, meist verendet, niederzufallen. Tödlich angeschossen, ruckt es sichtbar zusammen, streicht meist noch, immer aber langsam und schwer, eine kurze Strecke fort und fällt ein, um sogleich zu verenden, manchmal sogar schon verendet. Bei Weidwundschuß läßt es die Ständer hängen, steigt schräg auf, fällt hart nieder und verendet auch bald, ruckt beim Anschuß auch merklich zusammen. Ist es geständert, so schlenkert ein Ständer hin und her, oder es tun dies auch beide, das Huhn streicht oft weit weg, fällt hart nieder, kann nur sehr schwer wieder abstreichen, laufen selbstverständlich gar nicht, liegt deshalb außerordentlich fest und muß mit aller Ruhe und Sorgfalt gesucht werden, da es der heftige Hund gern überläuft und es elend verludern muß. Ruckt es gar nicht zusammen, selbst wenn Federn abstieben, und bleibt es beim Volk, oder, wenn vereinzelt, streicht es normal ab, so ist es nur gestreift und heilt sich bald aus. Ist es geflügelt, so flattert es schräg abwärts, oft in

einer Kreislinie, und läuft äußerst schnell davon; ein solches Huhn muß vom Hund ohne Verzug verfolgt werden, entkommt aber gar oft, namentlich wenn es sich drückt und der Hund in seiner Heftigkeit es überschießt, worauf es in anderer Richtung weiterläuft. Der feststehende Hund muß sich daran gewöhnen, daß sein Herr von ihm weggeht, um vor die Hühner zu kommen, was bei Grenz- und Buschhühnern oder auch dann notwendig ist, wenn sie sich nicht sprengen lassen wollen; ist es ihm gelungen, springt der Hund ein und werden die Hühner von vorn beschossen, so stieben sie nach allen Seiten auseinander, und der Zweck ist erreicht. Anfänglich wird der Hund dem Herrn folgen wollen oder auch einspringen; im ersteren Fall rufe man ihm leise zu: Wahre dich! wenn er daran gewöhnt ist, im anderen Fall strafe man ihn und wiederhole es bei nächster Gelegenheit, bis der Hund den Jäger verstehen lernt, was bei einiger Geduld bald geschieht. Am sichersten trifft man ein Huhn im Nachschießen; beim Breitschuß muß man etwas vorhalten, wie weit jedoch, das muß jeder selbst ausprobieren, da es von seinem mehr oder weniger schnellen Schießen abhängt. Spitz von vorn ist der schlechteste und schwierigste Schuß. Ist der Hahn geschossen, und liegen die Hühner so fest im dichten Dorn usw., daß sie nicht herauszubringen sind, so kann man dies mit der Locke erreichen. Man nimmt einen an der Spitze offenen, sog. Schneiderfingerhut und bindet über die obere, weitere Öffnung fest und dicht ein Stück Pergament oder Kartenblatt, zieht ein Pferdehaar durch und knotet es oben so, daß es sich nicht durchziehen läßt. Nun faßt man den Fingerhut mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand, macht sich dieselben Finger der rechten Hand naß und fährt mit ihnen am Pferdehaar herunter; nach öfterem Netzen der Finger erhält man den täuschend ähnlichen Ton des lockenden Hahnes, besonders wenn man anfänglich langsam und dann schneller streicht, wie es der Rhythmus des Rufes erheischt. Sitzt man dabei gut gedeckt, so laufen gewöhnlich die Hühner bis auf einige Schritte heran.

Wo es sehr viele R. gibt, werden in verschiedener Weise auch Streif- und Vorstehtreiben auf sie veranstaltet.

Fang.

Der Fang der Feldhühner wird heute nur noch in ganz untergeordnetem Maße betrieben und hat den Zweck, diese lebend zu Aussetzungs- oder Züchtungszwecken in die Hand zu bekommen, in welchem Falle man sie alsdann einkammert, d. h. in der Gefangenschaft überwintert. Die beste Auskunft über die dazu erforderlichen Garne gibt D. a. d. Winckell. Die Steckgarne, auch Flachgarne und Stecknetze (s. *Jagdnetze*) genannt, bestehen aus drei besonderen Garnen oder Netzen, von denen jedes der beiden äußeren spiegelig, das mittlere, zum Fangen bestimmte Ingarn aber mit gewöhnlichem Gemäsche gestrickt sein muß. Im Gebüsch, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leisten die Steckgarne sehr gute Dienste. In oder vor dem noch stehenden Getreide sie anzuwenden, ist ebenso unrecht wie unzweckmäßig. Denn teils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Teil der Frucht vernichtet, und dies, wo immer möglich zu verhüten, ist dem rechtlichen Weidmann unerläßliche Pflicht, teils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Halme steht, schwer oder gar nicht in die Garne. Man warte daher (die Fangzeit beginnt meistenteils erst, wenn die Hühner nicht mehr halten wollen, im November ist noch Zeit dazu), bis alles — Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgenommen — abgeerntet ist, stelle dann die Steckgarne hinter und unter den vordersten Sträuchern eines in der Nachbarschaft der Felder und Wiesen befindlichen dichten Gehölzes längs jener fortlaufend auf. Nun suche man ein oder mehrere Völker mit dem Hund auf und bemühe sich, sie in das verstellte Gebüsch zu sprengen. Gemeiniglich fallen sie zuerst noch davor ein; dann fangen sich oft schon mehrere Stücke, wenn sie in die Deckung laufen, in den Garnen. Sollten aber die rege gemachten Hühner tiefer im Holz einfallen, so lasse man gerade vor dem Orte, wo dies geschah, die Netze stehen, hebe hingegen den Teil derselben, der von da aus unter dem Wind gestellt wurde, auf, stecke sie im Oberwind ein Stück am Holzrand fort, dann oben in einer Entfernung von 50 bis 60 oder mehr Schritten von dem Einfallspunkte quer durchs Gehölz und auf der anderen Seite wieder so weit herunter, als sie reichen wollen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man läßt von jedem einzeln zusammengewickelten Garn nie mehr ablaufen als ein zwischen zwei Spießen befindliches Stück, steckt gleich den ersten bis an den unteren Saum des Spiegelgemäsches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bauschig herabhänge, am zweiten Spieße fest an, schiebt auch diesen ebenso tief wie den ersten in den Boden, zieht zugleich den Busen des Ingarns überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen sollen, gleich verteilt ein und fährt so fort bis zum Endwechsel. Wenigstens 18 Zoll vorwärts von diesem wird mit dem Spieße des zweiten Garns die unterste Masche des hintersten Spiegelnetzes gefaßt, dieser dann gehörig eingetrieben, auch die oberste Masche des ebengedachten Garns am

Knopf des Spießes angehängt und dann immer fortgefahren, bis sämtliche Steckgarne gestellt sind. Hauptregel ist es, darauf zu sehen, daß dies soviel wie möglich im Zickzack und unter dickem Gesträuch geschehe, weil dadurch der Fang sehr erleichtert wird, indem die Hühner verwirrt und die Garne gar nicht oder doch zu spät gewahr werden. Sind nun auf diese Weise die vorrätigen Steckgarne sämtlich fängisch gestellt, so wird das Eintreiben begonnen. Der einzelne Jäger muß bei diesem Geschäft im Besitz eines fermen, gelassenen Hundes sein, der den laufenden Hühnern vorsichtig und langsam nachzieht. Bemerkt er am Hunde, daß die Hühner da hinaus wollen, wo keine Garne stehen, so ruft er ihn ab und greift so vor, daß er die Hühner auf die Garne hintreiben zu können hoffen darf. Besser ist es freilich, wenn der Jäger einige Treiber zu Hilfe nimmt, welche sehr langsam die Hühner in die Garne treiben und, wenn sie sich gefangen haben, auslösen helfen, was schnell und vorsichtig geschehen muß, ehe sie sich verletzen. Verwundete Stellen sind mit Öl zu bestreichen. Die Hühner kommen in eine halbdunkle, mit Sand bestreute Kammer, in deren Ecken man Fichtenreiser anlehnt, so daß sie Deckung haben. Man legt ihnen als Äsung Buchweizen oder Weizenkörner vor, gibt Wasser und stört sie möglichst wenig, bis sie sich einigermaßen beruhigt und namentlich die Äsung aufgenommen haben. Nachher gibt man ihnen volles Tageslicht.

Ähnlich bewirkt man den Fang mit dem Tiraß, einem etwa 14 m breiten und 20 m langen Garn mit 4 cm Maschenweite. Um die Hühner mit diesem Garn zu fangen, zu tirassieren, sucht man sie mit dem Hunde, pfeift ihn, wenn er steht, ab, schlägt das Garn aus, läßt nun den Hund wieder die Hühner stehen, zieht das Garn über diese und den Hund und läßt ihn einspringen, wenn die Hühner nicht von selbst aufstehen.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; C. E. v. Thüngen, Das Rebhuhn. 2. Auflage.

Regal s. *Jagdregal.*

rege ist das Wild, wenn es nicht vertraut ist, sondern sich beunruhigt erweist; man macht es r., sobald man es aufscheucht.

Regenbogenforelle s. *Lachse I, 5.*

Regenpfeifer (Charadriidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Schnabel kürzer oder so lang wie der Kopf, gerade; von der Wurzel ab etwa zwei Drittel weich, dann hart; die Nasenlöcher bilden bei einigen einen Ritz, der bis zur Mitte des Schnabels reicht. Kopf rundlich, Hals kurz, Flügel lang, schmal und spitz, Läufe meist genetzt. Außen- und Mittelzehe, selten diese und die Innenzehe durch Bindehäute miteinander verbunden; Hinterzehe klein oder fehlend. Zur Familie der Regenpfeifer gehören folgende Gattungen: Eigentliche Regenpfeifer (Charadrius), *Kiebitzregenpfeifer* (Squatarola), *Kiebitz* (Vanellus), *Dickfuß* oder Triel (Oedicnemus), *Brachschwalbe* (Glareola), Wüstenläufer (Cursorius), *Steinwälzer* (Arenaria) und *Austernfischer* (Haematopus).

Eigentliche Regenpfeifer

(Charadrius), Gattung aus der Familie der Regenpfeifer. Schnabel kaum so lang wie der rundliche Kopf, in der Gegend der Nasenlöcher etwas eingedrückt, gegen die Spitze etwas gewölbt. Stirn hoch. Flügel spitz, auch die Schulterfedern zugespitzt. Hinterzehe fehlend. Es gehören hierher folgende Arten: Goldregenpfeifer, Sandregenpfeifer, Flußregenpfeifer, Seeregenpfeifer, Mornellregenpfeifer. Der Kiebitzregenpfeifer, den man zuweilen auch in die Gattung Charadrius stellt, wird der wenn auch kurzen Hinterzehe halber besser in eine besondere Gattung Squatarola gestellt (s. *Kiebitzregenpfeifer*).

1) G o l d r e g e n p f e i f e r (Charadrius apricarius L., Ch. auratus Suck., Ch. apricarius, pluvialis L., Pluvialis aurea Briss.; Goldkiebitz, goldgrüner gemeiner Regenpfeifer, Heidepfeifer, Brachhennel, Tute, Goldtute, Tütvogel). Länge 25,5, Stoß 7, Schnabel 2,5, Lauf 4,2, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Im Sommerkleid ist der Scheitel schwarz mit gelben, rundlichen Flecken, Nacken gelb mit dunklen Flecken, die ganze Oberseite tiefschwarz mit zahlreichen grünlich-gelben Flecken von verschiedener Form. Handschwingen stumpfschwarz mit hellen Spitzensäumen, Stoß mit schwarzen und gelben, bogigen Binden. Stirn weiß, Zügel, Augenkreis, Kopfseiten, Kinn bis zum Bauch hinab tiefschwarz mit breiter, weißer Einfassung; Schenkel weiß, untere Stoßdecken weiß mit schwarzen Flecken. Schnabel schwarz, Ständer schwarzgrau, Iris braun. Weibchen schwächer, matter in der Färbung, das Schwarz weiß gemischt. Im Winterkleid ist die Oberseite mattschwarz mit größeren grünlichen Flecken, Vorderseite bis zum Bauch weiß, stellenweise mit verwaschenen, grauen Flecken; untere Stoßdecken weiß, braun und gelb quergebändert; die übrige Vorderseite sowie die Kopfseiten und der Hals braungelblich gefleckt. Schnabel und Ständer schwarzgrau. Die Jungen sind den Alten im Winterkleide sehr ähnlich, haben nur dickere Fersengelenke. Der G. brütet im nördlichen Europa und Asien, besonders auf den Hochflächen Skandinaviens und in der

nordischen Tundra, jenen ungeheuren, öden Brüchern, die Millionen von Sumpfvögeln noch ein sicheres, unangetastetes Heim bieten; auch brütet er ausnahmsweise in der Lüneburger Heide, im Münsterland und in Schleswig-Holstein. Leider geht sein Bestand in Deutschland mehr und mehr zurück. Die vier Eier, 50 : 35 mm groß, sind auf grüngelblichem Grunde mit grauen Schalenflecken und darauf mit leberbraunen Flecken und schwarzen Punkten bekleckst, zuweilen am oberen Ende gekränzt, mattschalig von mäßig feinem Korn. Ein überaus scheuer Vogel, wird der Goldkiebitz auf dem Durchzuge (August-Oktober und März-April) nur selten eine Beute des Jägers, obwohl sein Wildbret sehr gerühmt wird. Im Herbste fallen die G. gern auf Äckern und Feldern ein, wo sie eine Menge Ungeziefer vertilgen. Ihr Ruf ist ein wohlklingender Pfiff, der zweisilbig wie „trüi" klingt.

2) Sandregenpfeifer (Charadrius hiaticula L., Pluvialis hiaticula Briss., Aegialitis hiaticula Boie; buntschnäbeliger R., Strandpfeifer, großer Strandpfeifer, Seelerche, Seemornell). Länge 19, Stoß 5,5, Schnabel 1,5, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Im Sommerkleide sind Vorderstirn, Zügel-, Augen-, Ohr- und Wangengegend schwarz, über der schwarzen Vorderstirn eine weiße Binde und über dieser eine schwarze, die etwa bis auf den halben Scheitel und seitwärts bis an die Augen reicht, hinter denen sich ein weißer Streifen hinzieht. Von der Kehle abwärts bis auf den halben Kropf ein weißes Halsband, das am Hinterhals durch eine schmale, schwarze Linie getrennt ist. Oberseite fahl graubräunlich, alle Handschwingen mit weißen Schäften, Flügelränder weiß, Stoß an der Wurzel graubraun, nach den Enden dunkler mit weißem Saum. Randfeder fast ganz weiß. Weibchen wie Männchen, nur etwas trüber; Schnabel auf der Wurzelhälfte gelb, auf der anderen schwarz; Ständer gelb. Das Winterkleid ist dem vorigen ganz ähnlich, doch auf der Oberseite mit hell rötlich-grauen Säumen. Im Jugendkleid ist die Stirn weiß, ohne schwarze Binde, Oberkopf und Rücken erdfarbig, Vorderhals weiß, das breite Halsband gelblichgrau, dunkler gewölkt.

3) Flußregenpfeifer (Charadrius dubius Scop., Ch. fluviatilis Bechst., Ch. curonicus Beseke, Ch. minor M. et W., Aegialitis minor Boie; kleiner Strandpfeifer, Sandläufer, Sandhähnchen, Seelerche, Steenbieker). Länge 15,5, Stoß 5,9, Schnabel 1,2, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,3 cm. Diese Art ist der vorigen äußerst ähnlich, aber stets etwas kleiner, auch hat nur die erste Schwungfeder einen weißen Schaft. Ferner ist bei alten Vögeln das Gelb des Schnabels auf einen kleinen Teil an der Wurzel beschränkt. Eine genauere Beschreibung ist überflüssig, da Färbung und Zeichnung fast genau wie beim Sandregenpfeifer sind.

4) Seeregenpfeifer (Charadrius alexandrinus L., Pluvialis cantianus Briss., Charadrius cantianus Lath., Ch. littoralis Bechst.; weißstirniger R., alexandrinischer R.). Länge 16,5, Stoß 4,8, Schnabel 1,4, Lauf 2,8, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Von den vorigen Arten leicht an der schwarzen Färbung der Ständer und des Schnabels zu unterscheiden. Im Sommerkleid eine schwarze Binde über der Stirn, über dem Auge ein weißer Streifen; Oberkopf grau-rostfarbig; Oberrücken, Schultern, Flügeldecken und Hinterschwingen sandfarbig, Handschwingen stumpf schwarzbraun, Unterrücken und Bürzel erdfarbig, letzterer an den Seiten weiß; mittlere Stoßfedern hell graubräunlich, Randfedern vorherrschend weiß. Kopfseiten schwarz, die ganze Vorderseite weiß, so daß das Halsband eigentlich nur durch zwei schwarze Seitenflecke am Kropf angedeutet ist und auf der Hinterseite sich abgrenzt. Das Weibchen hat keinen rostfarbenen Anflug auf dem Kopf, sonst ist es dem Männchen gleich. Im Winterkleid ist der Vogel dunkler mit helleren Säumen. Das Jugendkleid hat keine schwarze Zeichnung, Kopfseiten hellbräunlich, fast dem Winterkleid ähnlich, aber durch breitere Säume bunter. Die letzten drei zierlichen R. sind sich in Vorkommen, Aufenthalt, Lebensweise und Nisten sehr ähnlich. Am verbreitetsten ist der Sandregenpfeifer, der überall vorkommt, wo er Nahrung findet und nicht vertrieben wird, jedoch vorzugsweise an den europäischen Küsten brütet. Der Flußregenpfeifer geht nicht in den hohen Norden, wie der erstgenannte, ist aber sonst auch überall zu finden und brütet relativ am häufigsten im Binnenlande; der Seeregenpfeifer ist nur an der offenen See und an großen Binnenseen (Ungarn, Mittelasien) zu Hause, wo er auch außerhalb der Überflutungslinie seine Eier in eine kleine Vertiefung legt; indessen kommt er auch in den ungeheuren Sümpfen der unteren Donau als Brutvogel vor. Alle nehmen Gewürm, sind Zugvögel und überwintern teils im südlichen Europa, teils ziehen sie nach Afrika hinüber. Wie die meisten Sumpfvögel legen sie vier etwas zugespitzte Eier, die im Neste mit den Spitzen gegeneinander liegen, lehmfarbig sind, graue Schalenflecke und Schnörkel und feine, glanzlose Schale haben; die des Sandregenpfeifers sind durchschnittlich 37 : 25 mm, die des Seeregenpfeifers 33 : 23 mm, die des Flußregenpfeifers 30 : 21 mm groß

und, da sie auch in der Größe sich oft nähern, schwer zu unterscheiden, bzw. zu bestimmen. Die R. ziehen stets scharenweise, tummeln sich nur im gänzlich freien Gelände umher, woraus folgt, daß, wenngleich ein Schuß auf sie glückt, dieser genügt, die sehr bewegliche Schar zum schleunigen Abzuge zu bestimmen. Sonstige Jagd- und Fangmethoden kennt man nicht.

5) Mornellregenpfeifer (Charadrius morinellus L., Eudromias morinellus Boie; Mornell, Mornellkiebitz, Morinelle, Pomeranzenvogel). Länge 21,5, Stoß 7, Schnabel 1,6, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 1,8 cm. Im Sommerkleid ist die Stirn gelblich-braun, dunkel gestrichelt, Oberkopf schwarzbraun, gelb gefleckt und weiß gesäumt, Oberseite rötlich-braungrau mit gelblichen Säumen, Schwingen stumpfschwarz, die vorderste weißschäftig, Stoß bräunlich-grau mit gelblichen Spitzenflecken, äußere Randfeder mit weißer Außenfahne, die nächsten mit weißem Fleck auf der Innenfahne. Kinn und Kehle weiß, Kopfseiten gelblich-grau, dunkel gefleckt, Zügel etwas heller, Vorderseite bis zur Oberbrust und die Tragfedern hellgrau mit bräunlichem Anflug, am unteren Kropfrand eine halbrunde, weiße, oberseits dunkelgrau gesäumte Binde, Brust orangerot, ihr unterer Teil tiefschwarz, Bauch, Steiß und Schenkel gelblich. Weibchen dem Männchen ähnlich. Schnabel stumpfschwarz, Ständer bräunlich-gelb, Iris braun. Im Winterkleide fehlt das orangerote und schwarze Brustschild, die Oberseite ist dunkler mit hellen, rostgelblichen Säumen. Dem Jugendkleide fehlt die weiße Brustbinde nebst dem bunten Schild, der Saum um die schwarze Färbung des Kopfes ist rötlich, Federsäume breiter. Der M. brütet auf den Gebirgen Skandinaviens, in den Tundren Nordeuropas und Nordasiens, einzeln auch auf dem Riesengebirge. Auf dem Zuge nach Südeuropa, im September, sieht man ihn bei uns, hauptsächlich auf trockenen Äckern, Brachfeldern usw. Seine Nahrung besteht aus Gewürm aller Art. Die vier 40 : 29 mm großen Eier liegen in einer einfachen Vertiefung, sind bauchiger als die der verwandten Arten, haben auf olivengrünlichem oder gelblichem Grunde nur wenig Schalen-, aber viele größere, braunschwarze Flecken und Punkte und sind von grobem Korn, daher glanzlos. Als nordischer Vogel pflegt er bei uns sehr vertraut zu sein; auf dem Zug ist er dumm genug, nicht nur den Schützen heranzulassen, sondern auch verschiedene Schüsse auszuhalten.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Regenwulp s. *Brachvogel 1.*

Reh s. *Rehwild.*

Rehblatt s. *Rehwild*, Jagd.

Rehbock, das männliche Reh.

Rehgarn (Rehnetz) dient zum Einstellen bei Rehjagden. Gewöhnlich stellt es 100 Schritte lang und 2 m hoch, wenn es als Prellnetz, dagegen nur etwa $1\frac{1}{2}$ m hoch, wenn es als Fangnetz dienen soll. Die Maschen sind von Knoten zu Knoten 10 cm weit und aus Schnur geknotet, die etwa die Stärke eines schwachen Gänsekiels hat. Ober- und Unterleinen sind etwa so stark wie ein Kleinfinger, die Stellstangen $2^1/_4$ m lang, wovon $^1/_4$ m in den Boden kommt. Diese leichten Netze können auch zum Fangen anderen Wildes, als Wölfe, Füchse, Damwild, geringe Sauen usw., verwendet werden; für stärkeres Wild sind sie zu schwach (s. a. *Jagdnetze*).

Rehgarten, ein umhegter Waldteil, in dem man Rehe hegt. Ein solcher R. ist selbstverständlich nur ein notwendiges Übel, denn soll das Reh in ihm einigermaßen gedeihen, so muß er groß und so sorgfältig mit Äckern, Wiesen, Quellen usw. versehen sein, daß dem wählerischen Reh in Äsung und Stand Genüge getan wird; er ist mithin eine sehr kostspielige Einrichtung, deren Holzbestand natürlich auch stark verbissen wird. Sollen die Rehe nicht eben zum Haustier herangezüchtet werden, so wird man für einen Stand von etwa 25 Stück 100 ha Wald einzuschließen haben. Die Umzäunung wird entweder aus Holzlatten oder aus Draht hergestellt; die ersteren werden senkrecht an die Riegel genagelt, der letztere quer gezogen; Höhe des Lattenzauns 2 m. Ein Drahtzaun besteht meist aus fünf und mehr wagerecht gezogenen Drähten, von denen die unteren ziemlich eng aneinander angebracht sind, weil das Reh sehr gewandt und bemüht ist, sich durchzuzwängen; es legt sich zu diesem Zweck platt auf die Seite und schiebt sich mit den Läufen durch, wie der Forstmann oft zu seinem Verdruß bemerkt, wenn er die Pflanzen seines Saatfeldes genügend gesichert hielt und nun viele verbissen findet. Drahtgeflecht von genügender Stärke und Maschenweite ist der Verwendung einzelner Drähte stets vorzuziehen. Frisches, klares Trinkwasser ist eine andere notwendige Bedingung für das Gedeihen des eingeschlossenen Wildes; denn der Milzbrand hat in vielen Fällen sicher in verdorbenem, abgestandenem Trinkwasser seine Ursache. Um die Inzucht zu verhüten, bringt man einige Einsprünge an, die zur Brunftzeit von fremden Böcken bald benutzt werden. Man stellt den Abschuß nach Bedürfnis und Auswahl fest, da man ja täglich den Rehstand übersehen kann. Viel Weidmannslust ist an der Jagd solches halbzahmen Wildes nicht zu

genießen, denn fühlt sich ein Wild eingeschlossen, und muß es sich also an den fast täglichen Anblick des Menschen gewöhnen, so verliert es selbstverständlich einen bedeutenden Grad seiner Vorsicht, wie man auch ganz besonders an Sauen im Gatter beobachten kann.

Rehgeiß (Ricke), das ausgewachsene weibliche Reh.

Rehhagen, Zäune, auch Hecken, in deren Lücken Schlingen angebracht waren, in denen sich die Rehe fingen, die durchwechseln wollten. Diese Vorrichtungen gebrauchte man früher, als man das Schießgewehr auf der Jagd noch nicht führte, auch das Reh nur als untergeordnetes Wild betrachtete.

Rehkrone, gewöhnlich das ganze Rehgehörn. Man spricht demnach von einer Sammlung guter R. usw. Manche nennen auch die Rose des Rehgehörns Krone.

Rehnetz s. *Rehgarn.*

Rehposten s. *Posten 1.*

Rehwild, Reh (Cervus capreolus L., Capreolus capreolus Blas., C. capraea Gray, C. vulgaris Fitzg.; in Europa heimische Art der Gattung Cervus aus der Familie der hirschartigen Wiederkäuer (Cervidae).

Weidmännische Ausdrücke.

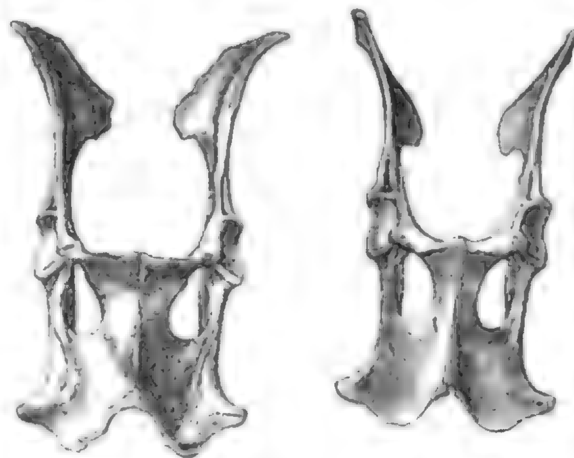
Im allgemeinen schließen sie sich an die beim Rotwild gebräuchlichen an; dem R. eigentümlich sind folgende: Das männliche R. heißt Rehbock oder einfach Bock, das weibliche Ricke, Geiß. Die Jungen heißen Kitzchen oder Kitze, auch wohl Kälbchen, nach dem Geschlechte Kitzbock und Kitzgeiß; wenn das Bockkalb im zweiten Lebensjahre Spieße aufsetzt, so ist es Spießbock geworden; trägt der junge Bock ein Gabelgehörn, so ist er Gabelbock; dann wird er, wenn er das gewöhnliche sechsendige Gehörn trägt, einfach Bock genannt und demnächst je nach seiner Stärke schwacher, geringer, guter, braver, starker oder Kapital-Bock. Der Kopfschmuck des Rehes heißt niemals Geweih, stets nur Gehörn, in Süddeutschland Gewicht. Das männliche Glied des Bockes heißt Brunftrute und der an dessen Scheide lang hervorstehende Haarbüschel Pinsel. Das weibliche R. heißt im zweiten Jahre Schmalreh; hat es gebrunftet, so heißt es dann für alle Zeit Ricke, Geiß, alte Ricke, ihr Geschlechtsglied Feigenblatt, das daran vorstehende Haar Schürze oder Wasserzeichen; brunftet die Ricke nicht mehr, so ist sie gelte Ricke. Der runde, weiße Fleck um das Weidloch heißt Spiegel. Beim Erschrecken schreckt, schmält oder meldet das R.; vor Angst und Schmerzen klagt es; schlägt es den Bodenüberzug oder Schnee weg, um sich niederzutun, so plätzt es; eine Gesellschaft von Rehen heißt Sprung. Den Ton der Ricke nachahmen und dadurch den Bock während der Brunftzeit anlocken, heißt blatten, das dazu gebrauchte Instrument Rehblatt, Rehblatte oder Rehblatter.

Beschreibung.

Der kurze, flachstirnige Kopf nach vorn zugespitzt mit rund abgewölbtem Windfang. An beiden Seiten der Oberlippe je ein weißer

1. Beckenknochen des Rehes, von innen gesehen.

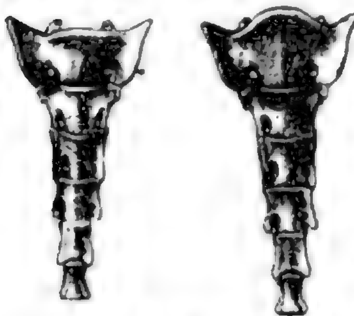
Fleck, der vordere Teil des Unterkiefers und das Kinn weiß; der schwarze, genetzte Teil des Windfanges reicht bis an den unteren Rand der halbmondförmigen Nasenlöcher. Lauscher etwa zwei Drittel der Kopflänge, Wedel vorhanden, aber so



2. Beckenknochen des Rehes, von außen gesehen.

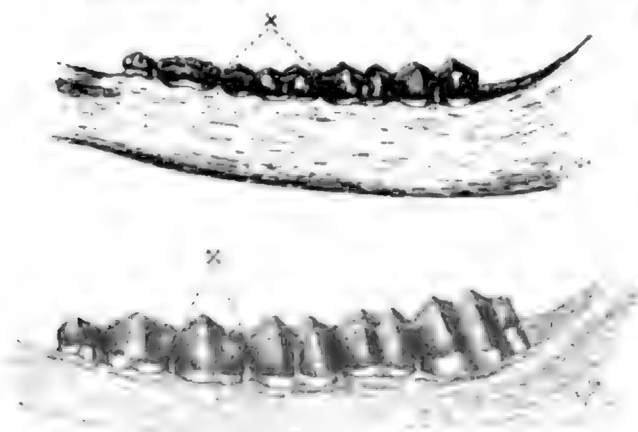
kurz, daß er äußerlich nur ausnahmsweise sichtbar wird, im Skelett aber wohlentwickelt. Der schlanke, zierliche Hals ist länger als der Kopf; Läufe schlank, an der Außenseite der Hinterläufe unterhalb der Ferse ein Haarwulst. Das harte Haar ist wellig und

brüchig, im Winter ziemlich lang, graubräunlich, im Sommer kürzer, roströtlich; Vorderkopf rötlich-grau, Kopfseiten gelblich; vom Rücken des Windfanges über dessen Löcher bis zu den Winkeln des Geäses ein schwarzbrauner Streifen, Innen- bzw. Unterseite weißlich-gelb; Lichter groß, sehr anmutig und lebhaft braunschwarz; Schalen glänzend schwarz. Die Kitze sind bis zum ersten Herbst weiß gefleckt. Es gibt helle, bleigraue und fast schwarze Farbenvarietäten, welche sich fortpflanzen. Besonders verbreitet sind in manchen Gegenden, so hauptsächlich im Hannoverschen, wo ihr Verbreitungszentrum die Oberförsterei Haste bildet, schwarze R. Auch weiße kommen vor, meist zufällig hier und da auftretend, aber bald verschwindend. Ein guter Bock mißt in Schulterhöhe etwa 68, an der Kruppe etwa 76 cm, mithin ist er stark überbaut; Länge etwa 110, Kopf 21, Lauscher 14, Unterarm 18,5, Hinterlauf von dem Sprunggelenk an 34 cm; Gewicht unaufgebrochen 20 bis 40 kg.



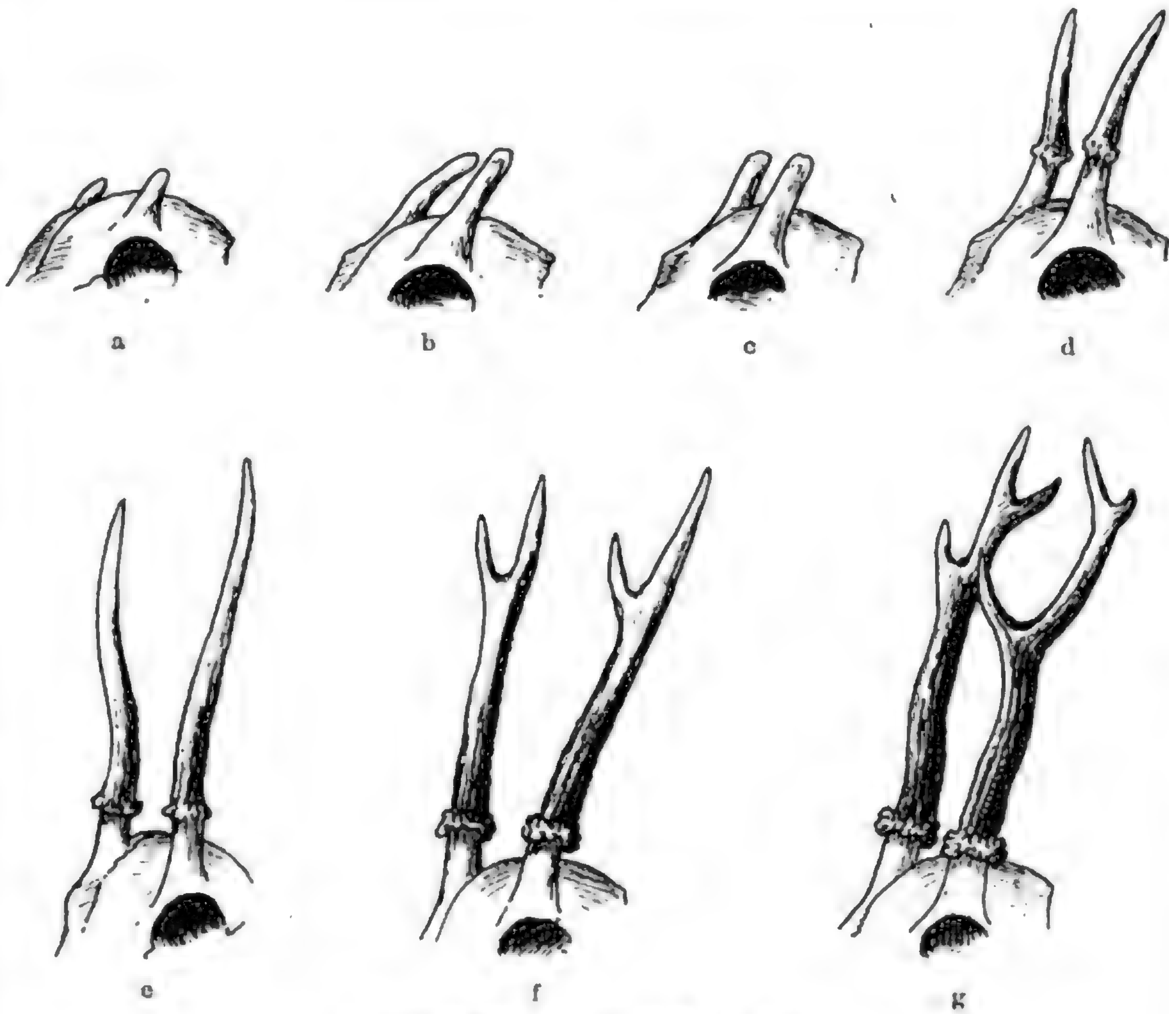
3. Kreuzbein der Ricke. des Rehbocks.

Das Gebiß des Rehes ist deshalb für den Jäger von Bedeutung, weil es in den ersten beiden Lebensjahren den besten Maßstab für die Beurteilung des Alters liefert. Das Kitz bringt die 8 unteren Milchschneidezähne, sowie in jeder Kieferhälfte oben und unten 3 Milchbackenzähne mit auf die Welt, von denen der letzte im Unterkiefer dreiteilig ist. Von den Milchschneidezähnen wird das mittelste Paar Ende Oktober bis Ende November gewechselt, das zweite (von der Mitte aus gerechnet) im folgenden Januar oder Februar, das dritte März-April, das äußerste April-Mai, so daß also alle gewechselt sind, wenn das Stück Rehwild 12 bis 13 Monate alt ist. Ehe noch der Wechsel der Schneidezähne beginnt, etwa Ende September-Oktober, erscheint hinter dem letzten Milchbackenzahn der erste nicht gewechselte Backenzahn (der vierte der ganzen Reihe), 4 Wochen später der nächstfolgende. Erst wenn die Schneidezähne alle gewechselt sind, etwa im Alter von 14 Monaten, gegen den Juni des zweiten Kalenderjahres, werden rasch nacheinander die drei Milchbackenzähne gewechselt, und bald nachher erscheint der letzte, sechste Backenzahn. Im Juli des zweiten Kalenderjahres ist also das Dauergebiß des R. gerade fertig. Für die Praxis von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß der dritte untere Milchbackenzahn (Abb. 4×) etwa im Juni des zweiten Kalenderjahres gewechselt wird. Jedes Stück Rehwild, das im Dezember noch den dreiteiligen, dritten Backenzahn besitzt, ist auf alle Fälle ein Kitz, ganz ohne Rücksicht auf Stärke und Gehörn.

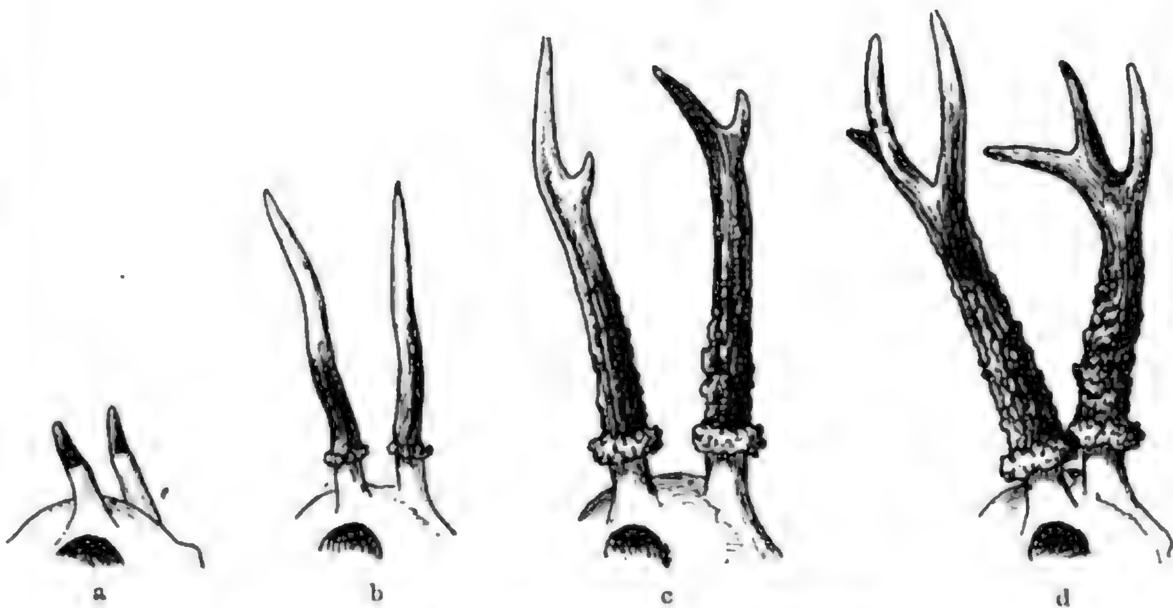


4. Backenzähne des Rehwildes (oben im Dezember des ersten, unten im Juli des zweiten Lebensjahres).

Für die meisten Jäger ist das Gehörn das Wichtigste beim R. Seine Entwickelung beginnt schon früh, meistens im ersten November oder Dezember, mit dem Sichtbarwerden der Rosenstöcke, die übrigens sehr verschieden in Länge und Stärke sein können. Ausnahmsweise kommt es auch vor, daß Böcke erst nach Vollendung ihres ersten Lebensjahres Rosenstöcke schieben. Das Kitzbockgehörn, das also in der Regel im Monat November oder Dezember des Geburtsjahres erscheint, kann von zweierlei Natur sein. Es kann nämlich der Rosenstock abnorm lang werden, so daß er schließlich die ihn bedeckende Haut durchbricht, um mit seinem frei aus ihr herausragenden Teil ein weißes, nie von Bast umhülltes Gehörn zu bilden — oder aber es entwickelt sich unter Auftreten von Bast ein richtiges, ganz geringes Gehörn, das auch gefegt wird. Dieses eigentliche, normal gebildete Kitzbockgehörn kann die Form kleiner Knöpfchen haben; es kann sich aber auch schon so strecken, daß wirkliche Spieße bis zu 6 cm Länge entstehen. Abgeworfen wird das Kitzbockgehörn im Frühjahr des zweiten Kalenderjahres, wenn also sein Träger etwa ein Jahr alt ist. Dann bildet sich bald ein neues Gehörn von ebenfalls sehr verschiedenartiger Form und Stärke. Es kommen bei diesen Jährlingsböcken Knöpfe vor, ferner kurze Spieße, längere Spieße, Gabeln und sogar Sechsergehörne (s. Abb. 5a—g). Man sieht also, daß Form und Stärke des Kopfschmuckes bei jungen Rehböcken für sich allein durchaus keinen sicheren Anhalt zur Altersbestimmung bilden.

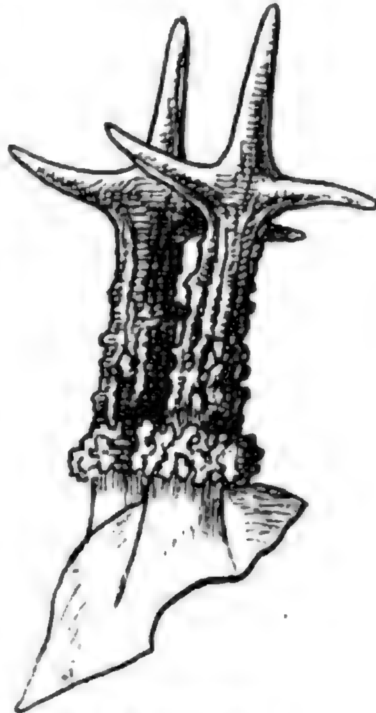


5a—g. Jährlingsstufe des Rehgehörns.



6a—d. Gehörn des Rehbocks im zweiten Lebensjahre.

Ebenso ist es unrichtig, anzunehmen, daß jeder Bock die ganze Stufenfolge der Gehörne, Spieße, Gabeln, Sechsergehörne, durchlaufe, denn es gibt, wie gesagt, schon Jährlinge mit Sechsergehörnen. Echte Gabeln kommen beim R. sehr selten vor. Die normale Gehörnform völlig ausgewachsener Böcke ist die Sechserform, wobei es natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch ältere Böcke abnormerweise Spieße tragen. Höhere Stufen als Sechser treten verhältnismäßig selten auf. Der normale Achter entsteht durch Gabelung des hinteren Stangenendes, der normale Zehner durch Hinzutreten der Gabelung des vorderen Stangenendes, das eigentlich das wirkliche Ende der Stange darstellt. Da aber jagdlich jede Hervorragung als Ende gezählt wird, die lang genug ist, um eine Hornfessel oder Hirschfängerkoppel zu halten, so kommen auch auf andere Weise als durch Gabelung von Enden Achter und Zehner zustande, so durch besonders starke Perlen, überzählige abnorme Enden usw. Trotz der verhältnismäßigen Einfachheit im Bau des Rehgehörnes finden wir doch eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit in seiner Gestaltung, Auslage, Höhe, Perlung usw.



7. Kreuzgehörn.

8. Zusammengewachsenes Rehgehörn.

9. Gehörn des sibirischen Rehbockes.

Auch die Zahl der Abnormitäten ist eine sehr bedeutende, so daß auf Einzelheiten in dieser Richtung hier nicht eingegangen werden kann. Es gibt kaum eine Wildart, die sich in Lieblichkeit und Anmut der ganzen Erscheinung und Haltung mit dem R. messen könnte; ein lieblicheres Bild als eine ihre Kitzchen säugende und mit Aufopferung hütende Ricke ist kaum zu denken, und es gehört ein hoher Grad von Rohheit dazu, eine so harmlose Familie zu schädigen. Dazu kommt, daß sich das R. auch im gänzlich freien Zustand an den Menschen gewöhnt und ihn wenig flieht, wenn er ihm nichts übles zufügt, und man kann es, wenn man will, auf recht einsam gelegenen Forstgehöften fast zum Haustiere machen. Das R. vernimmt recht scharf und windet auch ziemlich gut, äugt aber nur schwach; denn selbst dem sichernden Bock kann man sich durch unbewegliches Stillstehen unsichtbar machen, und kein Wild auf Schalen kann leichter beschlichen werden als das R. Auch im Bette wird es leider nur zu leicht überrascht. Obgleich sehr flüchtig und sprungkräftig, wird es dennoch leicht die Beute dauernd jagender, wenngleich nicht schneller Hunde, da es in Augenblicken der

Gefahr die Besinnung verliert und, statt dauernd vorwärts zu flüchten, sich durch allerlei sinnlose Sprünge, oft im Kreis umher, aufhält, stehen bleibt, verhofft oder sich vor den herankommenden Treibern in vollster Ratlosigkeit wohl gar niedertut. Daher bedarf kein Wildstand, wenn er heruntergekommen ist, solcher energischen Aufsicht und Pflege wie ein Rehstand, und wer die Mühe scheut oder nicht aufwenden kann, darf sich über die stete Verminderung seiner Rehe nicht beklagen. Starkes und schwaches Raubzeug stellt den Kitzen nach, jagende Hunde würgen manches R.; auch die Füchse bei gefrorenem Schnee und der Wilderer sind stets hinter dem R. her, für das immer willige Abnehmer zu finden sind, sei es geschossen oder in der Schlinge zu Tode gemartert. Unter den wirbellosen Tieren machen sich als Feinde des Rehes besonders die Östriden bemerkbar, und zwar die als Larve unter der Haut lebende Hypoderma diana, die sich im Larvenstadium oft zahlreich unter der Decke der im Frühjahr erlegten Böcke findet („Engerlinge"), und ferner die gefährlichere Rachenbremse (Cephenomyia stimulator), deren Larven sich in der Nasen- und Rachenhöhle des R. anheften, hier Entzündungen und Schwellungen erzeugen und unter Umständen das Eingehen des befallenen Stückes durch Ersticken herbeiführen. Unter den parasitischen Würmern ist als Feind des R. besonders der Lungenwurm (Strongylus micrurus) zu nennen, der im männlichen Geschlecht etwa 25 mm, im weiblichen gegen 80 mm lang ist, oft massenhaft in der Lunge vorkommt und das Wild zum Kümmern, nicht selten auch zum Eingehen bringt. Ein zweiter gefährlicher Parasit des R. ist der Leberegel (Distomum hepaticum), der, kürbiskernähnlich gestaltet, in der Leber haust. Seltener kommen Finnen oder Blasenwürmer, die Jugendstadien von Bandwürmern, vor. Bei starker Äsung von Lupinen ist die bei Schafen so verderbliche Lupinose vorgekommen, und ebenso kennt man eine Rapskrankheit als Folge des Äsens von krankem Raps. Ein jung eingefangenes R. wird zwar sehr zahm, dessenungeachtet können wir von seinem Halten nur dringend abraten. Ist es ein Bock, so wird er zur Brunftzeit selbst seinem Pfleger gefährlich, was er weiblichen Personen gegenüber stets ist, und kann dann mit seinem spitzen Gehörn arges Unheil anrichten. Hat man dies alles bei einer Ricke auch nicht zu befürchten, so macht sie durch ihr gewaltsames Verenden, welches ihr über kurz oder lang sicher widerfährt, nachdem sie die Freude des ganzen Hauses war, lebhaften Kummer. Schließlich kann nur der Verkehr mit frei gehaltenen Rehen Genuß gewähren, denn im Gatter entwickeln sie ihre angenehmen Eigenschaften nicht und gehen auch bald ein, da sie, wählerisch in der Äsung, sich an ein Universalfutter nicht immer gewöhnen. Ob es nur eine Rehart gibt, oder ob das sibirische R. als Cervus pygargus Pall. von dem europäischen (vielleicht auch noch das mandschurische und das chinesische) abzutrennen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden; für jede der beiden Ansichten haben sich maßgebende Zoologen ausgesprochen, ohne daß es zu einer Einigung über diese Frage gekommen wäre.

Verbreitung, Aufenthalt.

Über den 58.° nördl. Br. hinaus geht das R. nicht, sonst ist es über den größten Teil Europas und Vorderasiens verbreitet; im nördlichen und mittleren Rußland ist es nicht, dagegen in der Krim, in Kaukasien, Armenien, Persien und im südlichen und mittleren Sibirien bis zur Amurmündung und den Hochgebirgen der Mandschurei vorhanden. In Asien wird es an Körper und Gehörn wesentlich stärker als das mitteleuropäische R. Es steigt im Kaukasus bis zu 2000 m, im südlichen Sibirien sogar bis zu 3000 m auf, nicht so hoch in den Schweizer Alpen, wo es überhaupt nur noch sehr selten vorkommt. Als Stand liebt es weniger große, zusammenhängende Waldungen, als die von Feldern und Wiesen durchschnittenen Auwälder oder Vorhölzer, aus denen es die Felder und Wiesen bald erreichen kann, in denen es im Sommer gern steht. Es ist Standwild, und wenngleich es kleine Abstecher nach besonders angenehmer Äsung gern unternimmt, so wechselt es doch immer bald wieder in seinen alten Stand zurück.

Die Fährte des Rehes kennzeichnet sich neben ihrer Stärke dadurch, daß der Ballen etwa ein Drittel des Fährtenabdruckes einnimmt. Bei einem gleichstarken Stück Damwild reicht der Ballen fast bis zur Hälfte, und eine Ziegen- oder Schaf-Fährte ist schmäler an den Schalen, stumpfer und mehr gespreizt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Äsung des R. ist von der der anderen Hirscharten wenig verschieden; im Frühjahr nimmt es das frische, zarte Gras in der Nähe der Quellen und sonstigen frischen Stellen und tritt gern auf die Saatfelder aus, ehe sie aufwachsen; besonders liebt es die Ölsaaten und wechselt nach einem Rapsstück weit hin, was Jagdlungerer wohl wissen, die an ihren Grenzen kleine Streifen mit Raps besäen, um es darauf totzuschießen. Solche Saat sieht zertreten und beschädigt aus und veranlaßt großes Geschrei wegen Wildschadens; kommt man aber später an diese Stellen zurück, so ist es oft sehr schwer, sie wiederzu-

finden, geschweige einen Schaden festzustellen; derart haben sie den Verbiß ausgewachsen. Dagegen wird das R. jungen Laubholzschlägen gefährlich, die es stark verbeißt, freilich hauptsächlich dann, wenn es im Winter nur schlecht oder gar nicht gefüttert wurde. Eine merkwürdige Vorliebe zeigen die Böcke für seltenere, frisch verpflanzte Holzarten, so daß sie selten verfehlen werden, ihr Interesse an ihnen dadurch zu betätigen, daß sie diese zum Fegen benutzen und natürlich verderben. Auch geht das R. den jungen Stockausschlägen von harten wie weichen Hölzern nach. Im Winter äst es Baumknospen, Heide, besonders gern die immergrünen Blätter der Brombeeren und den Ginster, den es stark verbeißt. Gab es Baummast, so schlägt es die Eicheln und Bucheln unter dem Laube hervor, sucht auch unter dem Schnee danach, wenn er nicht hart ist, verfällt aber, wenn dies eintritt, in große Not, so daß rechtzeitig mit dem Füttern begonnen werden muß. Zu diesem Zwecke stellt man Futterraufen auf, die aber der Stärke des R. entsprechen, also niedriger als die für das Rotwild bestimmten sein müssen, und zwar mehrere in einigem Abstande voneinander, damit die starken Böcke das geringere Wild nicht abschlagen. Ebensogut ist es aber auch, das Futter in kleinen Bündeln niedrig aufzuhängen; diese werden von den Rehen meist eher angenommen als die Futterraufen. Eine sehr beliebte Fütterung sind auch die Lupinen, von denen man verschiedene Haufen im Herbste draußen stehen läßt; die Rehe ziehen sich bei Schneefall in deren Nähe zusammen und äsen sich mit Behagen daran, tun sich aber auch gern auf ihnen nieder, weshalb man wohltut, die Haufen gelegentlich wieder aufzurichten, damit nicht zu viel vertreten wird. Nach Ebereschbeeren ist das R. sehr lüstern, und deren Verfüttern an Rehe ist sicher eine angemessenere Verwendung als die zum Vogelfang. Kleeheu, ungedroschene Hafergarben, getrocknetes Laub, Luzerne sind auch gutes Futter, Wiesenheu wird erst im großen Notfall von ihnen angenommen. Steht solches Material nicht zu Gebote, so sorge man wenigstens für Espen- und andere Laubholzzweige, deren Rinde es schält und sich damit, wenn auch notdürftig, behilft. Das Reh ist kein Nachttier, nur große Unruhe in Feld und Wald veranlaßt es, erst mit einbrechender Dunkelheit auf die Äsungsplätze zu treten; wo es nicht beunruhigt wird, kann man es auch am Tage seiner Verpflegung obliegen sehen, wobei es sich immer sprungweise zusammenhält. Mögen noch so viele Rehe auf der Äsung beisammenstehen, so wird man immer die einzelnen Sprünge, zu Gruppen gesondert, herausfinden; das R. steht nicht in starken Trupps oder Rudeln beisammen wie das Rot- und Damwild. Nur in Revieren, in denen sog. Feldrehe in starkem Stande stehen, sieht man sie mitunter „herdenweise" beieinander. Im Frühjahr sind dem Rehwilde Salzlecken sehr dienlich, denn diese fördern das Verfärben, heilen auch manchen, von ungesunder Winteräsung herrührenden Schaden aus. Von einem Familienleben kann man beim R. nicht sprechen; die Kälber halten treu zur Mutter und diese zu ihnen, auch schließen sich gern die Schmalrehe an; der Bock hingegen kümmert sich nur zur Brunftzeit um die Ricke oder steht außerhalb dieser Zeit nur zu seiner größeren Sicherheit bei dieser, weshalb er auch stets hinter ihr herzieht und sie für die Sicherheit sorgen läßt, ein Fingerzeig für den weniger erfahrenen Jäger, wenn die Böcke abgeworfen haben. Dies tun starke Böcke schon im November, schwache bis gegen Weihnachten; sie fegen vom März bis in den April hinein, je nachdem

10. Vertraute Fährte einer Ricke. (1/10 nat. Gr.)

H. V. H. V.

11. Flüchtige Fährte eines Rehes. (1/10 nat. Gr.)

sie aus dem Winter kommen; je härter dieser ist, desto später.

Die Brunftzeit beginnt meist Ende Juli und äußert sich durch große Aufregung der Böcke, die man alsdann mit tiefem Windfang den Rickenfährten nachtrollen sieht. Niemals ergibt sich die Ricke, am wenigsten das Schmalreh, ohne weiteres dem Bock; im Gegenteil beginnt nun ein wildes Jagen, das den Bock stark in Anspruch nimmt, aber schließlich doch zum Ziele führt. Der Beschlag dauert nur sehr kurze Zeit, wird aber öfters bewirkt. Fast möchte man annehmen, daß mancher Bock dabei von einer Art Koller befallen würde, der sich in den gröblichsten Mißhandlungen der Ricke, selbst der Kitze, äußert, ja es sind diese von solchen Unholden bisweilen schon zu Tode geforkelt worden. Der Jäger muß auf solche Vorkommnisse achten und derartige Tyrannen abschießen, die mehr Schaden anrichten, als Nutzen gewähren. Auch unter sich fechten die starken Böcke manchen Strauß aus, doch gibt der schwächere bald Fersengeld, so daß tödliche Ausgänge, beim Rothirsch so häufig, nur ausnahmsweise vorkommen mögen. Von den gesprengten (gejagten) Schmalrehen hört man weitschallende, klagende Laute, wie „piäh . . ." klingend, zuweilen auch einen meckernden Ton, wie „ürr ürr ürr", während der Bock laut schnauft. Nach dem Beschlag, also Ende Juli bis gegen Mitte August, gelangt das befruchtete Ei durch die Eileiter in die Gebärmutter, wo es sich so langsam weiter entwickelt, daß selbst hervorragende Forscher, wie Bischoff, zu der Ansicht kamen, es träte ein Stillstand in der Entwickelung ein. Das ist jedoch nicht der Fall, es erfolgt vielmehr eine außerordentliche Verlangsamung der Entwickelung des Reheies, und erst Mitte oder Ende Dezember vollzieht sich der weitere Entwickelungsprozeß wie bei anderen Tieren. Diese merkwürdige Naturerscheinung, verbunden mit der verhältnismäßig langen Tragezeit von 40 Wochen und zufälligen verliebten Neckereien zwischen den Rehen im Dezember, veranlaßte unsere Vorfahren, die Rehbrunft in den Dezember zu verlegen und die im Sommer die falsche Brunft zu nennen, was aber längst durch Pockels und besonders Ziegler sowie Bischoff und neuerdings durch Keibel widerlegt und somit für alle Zeiten abgetan ist.

Jagd.

Die interessanteste Jagd auf das R. ist, wie auf alles Schalenwild, die B i r s ch. Im allgemeinen beziehen wir uns auf die beim Rot- und Damwild gegebenen Regeln, die beim R. nicht abweichen, wobei wir jedoch dem jungen Jäger die Beruhigung auf den Birschgang mitgeben können, daß dieser ein Spaziergang ist gegen den auf den Feisthirsch. Unterschätzen darf man freilich den starken, schlauen Rehbock keineswegs, auch er hat das Zeug, dem Jäger manches Schnippchen zu schlagen; wenn dieser aber guten Wind und einigermaßen Deckung hat und, wenn er sich etwa wahrgenommen glaubt, regungslos stillsteht, so darf er wohl auf Erfolg hoffen. Das knackende Ästchen, welches den Feisthirsch sicher rege macht und beim geringsten Verdacht sich abzustehlen veranlaßt, beunruhigt den Rehbock keineswegs in dem Grade, und auch wenn mehrere Stücke Rehwild im Sprung beisammenstehen, ändert sich die Sache nicht, sie lassen sich ebenso verhältnismäßig leicht ankommen wie das einzelne. Hebt der Bock den Kopf, d. h. wirft er auf und verhofft nach dem Jäger hin, so muß dieser wie eine Bildsäule stehen bleiben, bis jener sich wieder beruhigt hat; ist man von ihm oder dem ganzen Sprung auf einer Blöße oder dem Felde eräugt worden, so geht man möglichst harmlos in angemessener Entfernung an ihm vorüber, dahin, wo man eine Deckung zu finden hofft, und versucht nochmals sein Heil. Sehr übel ist es, wenn der Bock den Jäger vernahm, ohne ihn zu eräugen oder Wind zu bekommen, und deshalb schreckt. Mit diesem Geplärr, welches wie ein kurz ausgestoßenes „Bö bö bö" klingt, bekundet er nicht nur sein höchstes Mißtrauen, sondern alarmiert auch die Nachbarschaft, so daß nicht selten entfernter stehende Böcke auch mit diesem Schmälen loslegen. Stehen dem Jäger entferntere Distrikte, wo er hoffen darf, andere Böcke zu treffen, zur Verfügung, so tut er am besten, möglichst still dorthin abzuziehen und der beunruhigten Gegend gänzlich den Rücken zu weisen; ist er aber nicht in dieser Lage, so bleibe er still auf seinem Stande, mache sich möglichst guten Schießraum frei und nun Auge und Ohr auf nach dem schreckenden Bock und die Büchse fertig. Ein schreckender Bock trollt nämlich niemals weit weg und kommt manchmal, nachdem er still geworden ist, nach der verdächtigen Stelle zurückgeschlichen, um den Gegenstand des verursachten Schreckens möglichst näher kennen zu lernen; da kann man eine schnelle Kugel gut anbringen. Aber auch wenn man nicht auf das Heranziehen des Bockes rechnen will, verharre man längere Zeit, und wenn es eine Stunde ist, ganz still auf seinem Platze, denn man kann annehmen, daß nach dieser Zeit sich das Wild beruhigt hat. Zur Blattzeit, wenn die Böcke unaufhörlich hinter den Ricken her auf den Läufen sind und einer anfängt zu schrecken, antworten auf gut besetzten Bahnen manchmal mehrere. Das ist für den Jäger kein so schlechter Fall, wie es aussieht; denn wenngleich die

Böcke dann sehr rege sind, so äugen sie doch mehr ins Blaue und achten viel mehr vor Eifersucht auf den benachbarten Bock als auf den gedeckt anbirschenden Jäger.

Jedenfalls muß man einem erlegten brunftigen Bocke das Kurzwildbret sogleich auslösen, damit nicht das Wildbret dessen nicht gerade empfehlenswerten Geruch und Geschmack annimmt.

Ähnlich dem Anschreien des Hirsches und sehr interessant ist das sog. Blatten zur Brunftzeit. Allerdings fordert man bei der normalen Blattjagd nicht, wie beim Hirsch, die Kampfslust heraus, sondern die geschlechtliche Begierde, denn das Rehblatt soll den fiependen Laut der Ricke wiedergeben. Wie man diesen Ton herausbringt, ist natürlich ganz gleich, wenn er nur täuschend ähnlich ist; manche bedienen sich dazu nur der Lippen oder eines Baumblattes. Früher machte man sich dieses Instrument aus platt geschlagenen Bleikugeln, deren Seiten man aufbog und über der Höhlung ein passendes Blech befestigte; indessen kann nur geraten werden, aus irgend welcher Handlung einen brauchbaren Rehblatter kommen zu lassen, welcher den Ton sehr gut und dauernd wiedergeben muß, während die obenerwähnten bleiernen Instrumente bald gut, bald schlecht stimmen. Nachdem sich der Jäger Deckung und Schießraum gesichert hat, stößt er einigemal in das Blatt und verhält sich darauf sehr still, sieht und horcht aber höchst gespannt. Ein junger Bock kommt in der Regel ziemlich laut und flüchtig, ein alter, erfahrener aber schleicht mit gehobenen Läufen und vorgestrecktem Haupte sehr still heran, nimmt Deckung und mustert nun äußerst vorsichtig die Richtung, von welcher der berauschende Ton erklang. Hört der Jäger irgend welches Schleichen um sich herum, so tut er gut, nicht mehr zu blatten und nur dann einige Töne gedämpft zu wiederholen, wenn er sicher ist, daß der Bock abzieht. Sehr häufig erscheint beim Blatten, namentlich wenn der Blatter etwas hoch gestimmt ist, statt des erwarteten Bockes eine Ricke; es ist also vor dem Schuß größte Vorsicht geboten. Kommt auf wiederholtes Blatten gar nichts, so versucht man anderweitig sein Heil, doch gehe man nur mit größter Vorsicht und nach sorgfältigstem Umherspähen und ja nicht zu früh vom Platze weg, wenn man nicht erleben will, daß der Bock keine 20 Schritte entfernt abspringt und, wenn er den Jäger bloß vernommen, aber nicht eräugt hat, mit endlosem Schrecken die ganze Gegend beunruhigt. In neuerer Zeit wird außer dem Fiepblatter auch der Klagblatter angewendet, der den klagenden Angstlaut der vom Bock scharf gesprengten Ricke wiedergibt. Auf diese Lockung springen auch alte, starke Böcke sehr hitzig, doch ist die Handhabung des Instrumentes nicht einfach und erfordert viele Übung.

Der Ansitz oder Anstand wird wie auf Rotwild ausgeübt und hat meist den Zweck, einen besonders begehrten Bock zu erbeuten; man muß aber den Wechsel wenigstens annähernd kennen, um nicht manche Stunde umsonst zu sitzen. Das Rehwild tritt sehr pünktlich aus, oft schon, wenn die Sonne noch hoch am Himmel steht, ganz der größeren oder geringeren Unruhe im Revier entsprechend; starke Böcke pflegen aber erst spät auszutreten. Wenngleich diese Jagdmethode auf den Rehbock durchaus weidmännisch ist, so wird sie doch meist mehr durch Jagddilettanten ausgeübt als durch erfahrene Jäger, die sich lieber auf die Birsch machen. Nachbarn guter Rehstände sitzen gar zu gern mit staunenswerter Ausdauer in ihrem Erdloche der Grenze gegenüber und zehnten den vom Besitzer mit Mühe, Kosten und Aufopferung emporgebrachten und gehegten Rehstand.

An steilen Gebirgshängen, in großen Dickungen, unwegsamen Brüchern und ähnlichen Distrikten kann man sich zwar vorteilhaft jagender Hunde bedienen; wir widerraten aber dringend, starke, schnell und anhaltend jagende Bracken, vor welchen das R. sich allzusehr ängstigt, und die es sogar reißen können, zu gebrauchen. Statt ihrer sind jagende Teckel sehr zu empfehlen, vor denen der Bock oft scherzend ankommt, sich stellt, sie annimmt und überhaupt mehr Kurzweil zeigt als Angst, dabei ihnen auch seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, so daß der Schütze bei einiger Vorsicht gut zu Schuß kommt. Der Wind muß aber freilich berücksichtigt werden. Haben die Rehböcke abgeworfen, so tut man am besten, die Jagd einzustellen oder, sollte der Abschuß etwa verzögert und geboten sein, den Schützen die größte Vorsicht mit Aussicht auf empfindliche Strafen vorzuschreiben. Nur der erfahrene Jäger wird den Bock am viel stärkeren Kopf und nur ein scharfes, geübtes Auge den Pinsel oder bei der Ricke die Schürze erkennen. Ein kluger, nicht ganz erfahrener Jäger schießt am besten nicht, was jeder verständige Jagdleiter nur billigen wird. Wo auch Ricken geschossen werden sollen, ist freilich solche Vorsicht nicht geboten; brave Weidmänner werden aber in solcher Gesellschaft nicht stark vertreten sein, Erwerbsjäger und dergleichen Jagdfreunde um so mehr.

Obgleich nach der alten Weidmannsregel alles Wild, das auf Schalen zieht, mit der Kugel geschossen werden soll, so ist es doch keineswegs unweidmännisch, auf Treibjagden im Winter (namentlich bei Schnee) mit

starkem Schrot auf Rehe zu schießen, da man doch meist nur in der Flucht zu Schuß kommt, das Treffen mit der Kugel im Stangenholz aber sehr schwer ist und ein Kugelschuß Treiber und Nebenschützen gefährden kann. Das R. wird bald krank und entgeht selten der Strecke, wenn es stark angeschossen ist, und wenn vorsichtig, aber gründlich nachgesucht wird. Man schieße aber nicht weiter als auf höchstens 45 Schritte und halte auf Hals oder Blatt mit 3½ mm Schrot; der gut getroffene Bock wird dann sicher nicht weit gehen, oft auch im Feuer bleiben.

Die Treibjagd mit Treibern ausschließlich auf Rehe wird man nur ausnahmsweise machen; dagegen ist das Drücken oder stille Durchgehen der Forstorte, wo Böcke stehen oder wechseln, von einigen ortskundigen Treibern sehr geeignet, die auf den Wechseln stehenden Jäger zu Schuß zu bringen. Gewöhnlich verbindet man den Abschuß der bei Birsch, Anstand und Blatten übrig gebliebenen und noch auf dem Abschußplane stehenden Rehböcke mit den Hasentreiben im Walde, da im November die Böcke oft sehr gut sind, besonders wenn Mast gefallen ist. Die Rehböcke sind bei solchen Treiben unberechenbar, fast wie der Fuchs; bald kommt der starke Bock schon, wenn die Treiber kaum losgegangen sind, ja sogar, wenn er ihr verdächtiges Geräusch beim Aufstellen vernimmt, bald läßt er sich sehr drängen und erscheint kurz vor ihnen, so daß die Schützen sehr aufmerksam und still stehen müssen. Eine besondere Virtuosität entwickelt er beim Schleichen durch die Treiber, da sich Rehwild überhaupt nur widerwillig und nie weit treiben läßt; vernimmt er sie, so drückt er sich still an einen Busch und läßt sie vorüber, tut sich sogar zu diesem Zwecke nieder; kommen aber die Treiber mit großem Lärm an — das törichtste Verhalten bei allen Treibjagden —, so prellt der Bock mit großer Gewalt oft gerade zwischen den ärgsten Schreiern durch und braucht gelegentlich sein spitzes Gehörn oder auch die Vorderläufe derart, daß schon arge, sehr schwer heilende Verwundungen solchen Treibern den Mund für lange Zeit gestopft haben. Oft sind die besten Stände im Treiben die auf dem Rückwechsel.

Kein Wild bedarf so energischer Hege wie unsere anmutigste Haarwildart, das R., wenn es gedeihen soll, da es zahllosen Gefahren ausgesetzt ist; die noch unbeholfenen Kitze raubt der Fuchs, beschleichen Marder, Iltis, selbst Wiesel, und die starken Raubvögel und Hirten, selbst Beerensammlerinnen stehlen sie und verhandeln das bunte Kleidchen dem Sattler. Auch ein Übermaß von Böcken schadet dem Stande, es genügt vollkommen, auf drei Ricken einen Bock zu nehmen; man halte die erforderlichen Böcke in verschiedenen Altersklassen; die übrigen kann man abschießen, doch suche man gute, starke Gehörnbildung zu begünstigen. Kein braver Weidmann lasse Ricken auf Treibjagden schießen trotz aller gesetzlichen Konzessionen, dadurch wird der Rehstand sicher nur arg geschädigt; wirklich gelte Ricken kennt nur der Revierjäger genau nach wiederholter Beobachtung, und dem überlasse man deren Abschuß mit der Weisung, lieber eine zu wenig als zu viel abzuschießen. — Der Fütterung des Rehwildes ist ganz besondere Sorgfalt zu widmen, da dieses weit heikler ist als Rot- und Damwild. Wiesenheu soll gar nicht oder nur in bester Qualität verwendet werden, geeigneter ist Rotkleeheu, am besten getrocknete Laubbündel. Daneben ist immer reichlich Hafer zu füttern, auch dürfen feuchte Beigaben (Kartoffeln, Kohl, Rüben, getrocknete Vogelbeeren, Misteln) nicht fehlen. Auf die Instandhaltung der Salzlecken ist besondere Sorgfalt zu verwenden.

Das R. leidet am meisten unter Wilddieben und besonders unter dem fluchwürdigen Schlingenstellen, dem die Ricken in demselben Maße zum Opfer fallen wie die Böcke; daher versäume der Jäger niemals, die Rehwechsel möglichst oft nach Schlingen zu revidieren; zuerst findet man sie schwer, bei einiger Praxis aber kommt man bald hinter die Schliche. Die Schlingen bestehen bald aus einem starken, geglühten Draht, bald sind sie aus vielen schwächeren zusammengeflochten und werden entweder an passenden Stämmchen befestigt oder an eigens dazu eingeschlagenen, mit Laubwerk usw. verblendeten oder sonst wenig augenfällig gemachten Pfählchen angebracht. Die Schlinge ist so hoch und weit gestellt, daß das R. sich etwas bücken muß, um durchzukommen, wobei es diese meist mit dem Hinterleib nach- und zuzieht und sich so fängt, um auf die qualvollste Weise langsam zu verenden. Wer solche Jammerszenen mehrfach beobachtet hat, dem ist der glühendste Haß gegen diese Bestien in Menschengestalt wohl nicht zu verargen, und es gibt Jäger, die Tag und Nacht nicht von dem verendet gefundenen R. weichen, bis sie dem seine Beute holenden Wilderer den Lohn auszahlen können. Die Heimlichkeit solcher Halunken vergrößert natürlich die Gefährlichkeit für einen Rehstand. Aber auch auf wildernde Hunde gebe man acht; solche jagenden Köter sind von ihrer Passion nicht mehr zu heilen und verderben in kurzer Zeit den besten Rehstand. Daher schieße man sie weg. Aufgebrochen und zerwirkt wird das R. ganz so, wie beim Rotwild beschrieben.

Von allem Haarwildbret ist das vom R. das wohlschmeckendste, über einen guten Rehziemer geht kein anderer Wildbraten; die Sommerhaut gibt ein sehr weiches, beliebtes Handschuhleder, die Winterhaut wird, rauhgar gemacht, zu Fußteppichen, Unterlagen für Kranke, um das Aufliegen zu verhüten, und zum Ausfüttern von Pferdegeschirren gebraucht. Ferner wissen Drechsler und Messerschmied gute Kronen wohl zu würdigen.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Fr. Schepper, Die rationelle Wildfütterung; C. Schneider, Die Birsch auf den Rehbock; Fr. Rassfeld, Das Rehwild.

reif ist 1) ein völlig verecktes und gefegtes Geweih (Gehörn). 2) R., Reiflein, ein Zeichen der Rothirschfährte, das durch Treten der etwas geringeren Schale des Hinterlaufes in den Tritt des Vorderlaufes entsteht, es bilden sich hierbei doppelte Umrisse der Schalenwände, schmale Reifen (Reiflein).

reihen, das Fortpflanzen der entenartigen Vögel; Reihezeit, die Zeit, in der dies geschieht. Der Ausdruck rührt daher, weil zur Paarungszeit hinter einer Ente stets mehrere Erpel, einer dicht hinter dem anderen, in einer Reihe herziehen.

Reiher (Ardeidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Der starke, pfriemenförmige Schnabel bis wenigstens unter die Hälfte des Auges gespalten, seine Schneiden vorn meist fein gesägt; Zügel nackt. Hinterzehe lang, in einer Ebene mit den langen Vorderzehen eingelenkt, daher gänzlich auf dem Boden aufliegend. Außen- und Mittelzehe durch eine Spannhaut miteinander verbunden. Der Nagel am Innenrande der Mittelzehe kammförmig gezähnt. Gefieder meist mit besonders gestalteten Schmuckfedern. Alle Arten horsten gern kolonienweise und nähren sich vorzugsweise von Fischen. Von den etwa 70 bekannten Arten kommen als Brutvögel oder Gäste bei uns acht vor.

Die Jagdbarkeit der R. ist verschieden; alle Arten sind in Bayern jagdbar, in Preußen ist der Fischreiher ausgenommen. Eine Schonzeit für R. gibt es nur in Baden, nämlich vom 1. Mai bis zum 30. Juni, auch sind die Fischreiher ausgenommen. In Preußen ist nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 (in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) dem Fischereiberechtigten gestattet, R. ohne Anwendung von Schußwaffen zu töten oder zu fangen und für sich zu behalten. Die Bestimmungen des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 finden auf R. keine Anwendung.

1. Gattung: Nycticorax Steph.

Der dicke Schnabel von Kopflänge, an der Basis hoch, beide Kieferspitzen gekrümmt, der obere Kiefer vor der Spitze mit einer Kerbe, nicht gesägt; Hinterkopf mit schmalen Schmuckfedern; Stoß zwölffederig, kurz und gerade; Flügel stumpf. Hals auf dem unteren Drittel der Oberseite nackt; Augen groß.

1) Nachtreiher (Nycticorax nycticorax L., N. griseus Strick., N. europaeus Steph., Ardea nycticorax L.; Schildreiher, Nachtrabe, Focke). Länge 52, Fittich 27, Stoß 8,5, Schnabel 7,3, Lauf 7,5, nackter Teil des Unterschenkels 2, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Scheitel, Nacken, Oberrücken und Schultern schwarz mit grünlich-blauem Metallschimmer; am Hinterkopfe drei reinweiße, schmale, 18 bis 20 cm lange, aufrichtbare Federn; der untere Nacken, Vorderhals, Brustmitte, Bauch und Schenkel, Stirn und Augenstreifen weiß; Hals- und Brustseiten hellgrau; Mittel- und Unterrücken, Stoßdecken, Flügel und Stoß aschgrau-bräunlich. Schnabel schwarz, die nackte Haut um die Augen und auch auf den Zügeln sowie die Ständer fleischfarbig. Iris der Alten rot. Im Jugendkleide fehlen die langen Nackenfedern; Oberrücken und Schultern braun mit rostgelben Flecken, Scheitel und Hinterhals dunkelbraun, rostgelb gestrichelt; Kehle weiß wie die mit schmalen, braungrauen Längsflecken gezeichnete Unterseite; Vorderschwingen dunkelgrau mit weißen Spitzen, Stoß braungrau. Schnabel gelblich-grün, an der Wurzel und Spitze bräunlich-grün; Zügel bräunlich-grün, um die Augen gelb; Ständer grünlich-gelb, Iris gelbbraun. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur matter gefärbt, mit kürzeren Kopffedern und im allgemeinen schwächer. Der Nachtreiher hat eine abenteuerliche, keineswegs einnehmende Gestalt und sieht aus, als wenn die dünnen, knickigen Ständer den dicken Leib nicht tragen könnten, und so schön die drei kostbaren Hinterhauptsfedern an und für sich und ein so gesuchter Schmuck für Barette und Turbane sie sind, um so wunderlicher stehen sie der gebückten Haltung des Vogels an. Sie allein haben den Focken auch nur der hohen Jagd zugesellen können. Seine Heimat erstreckt sich vom südöstlichen Europa über Asien und das nördliche Afrika; bei uns hat er früher an verschiedenen Stellen gebrütet, gelegentlich finden sich, z. B. in Schlesien, noch einige Brutpaare ein, im allgemeinen erscheint er nur als Gast, benimmt sich dann sehr dumm, so daß er gut zu Schuß kommt, wird aber zu seinem Heil leicht übersehen, da er sich auf dem Baumast nach Reihermanier gern dünn macht und dann für einen Astauswuchs gehalten wird. Er zieht nur bei Nacht und läßt dabei seine rabenartige, wie „Koa koa" klingende Stimme hören.

In seiner Heimat findet er sich in großen Röhrichten mit Bäumen und Buschwerk

Außer Fischen sind Amphibien, Würmer und was sonst der Sumpf an tierischen Stoffen bietet, seine Nahrung. Er horstet zwischen den anderen Reihern und hilft den Zank und Streit unter ihnen mit großem Gekreische vermehren. Der Horst besteht aus mit Schilf und Riedgräsern durchflochtenen Reisern und enthält zu Anfang Mai 4 bis 5 hellblau-grünliche, etwa 48 : 35 mm große, glanzlose Eier, die in drei Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit dem oben angegebenen Futter aufgezogen. Der Nachtreiher ist, worauf schon seine großen Augen hindeuten, ein nächtliches Tier, das den Tag gern verschläft und nur zur Horstzeit auch dann munter sein muß. Man hat auf einer einzigen Kopfweide bis 16 Horste gezählt, und auch an einer Kolonie, die sich 1863 in einem schlesischen Oderwald ansiedelte, wurde dies enge Zusammenhorsten beobachtet neben der auffallenden Tatsache, daß die Eier sämtlicher Horste unausgebrütet zurückgelassen wurden, woraus die Schlußfolgerung nahelag, daß diese Kolonie nur aus unbemannten Weibchen bestanden hat. Der Nachtreiher läßt sich, seinen geschilderten Eigenschaften entsprechend, leicht schießen, zumal er eben am Tage schläft und, wenn aufgestört, bald wieder einfällt. Sein Wildbret ist wie das anderer R. tranig und nicht genießbar, daher die Jagd nur seinem Kopfschmucke gilt und überhaupt wenig zu bedeuten hat.

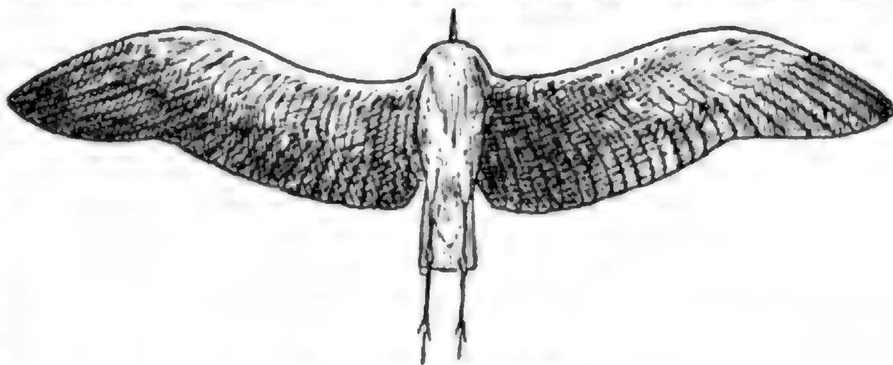
II. Gattung: Ardea L.

Der gerade, kegelförmig zugespitzte Schnabel länger als der Kopf, mit scharfen Schneiden; Oberschnabel mit den ritzförmigen Nasenlöchern etwas ausgeschnitten; das kleine Auge steht nahe der Schnabelwurzel; Lider und Zügelpaar nackt. Der gänzlich, aber kurz befiederte Hals sehr lang und dünn, unten mit verlängerten Schmuckfedern, letztere auch an Rücken und Nacken; Unterschenkel mehr als die halbe Lauflänge nackt, grob gefurcht; Innenzehe kürzer als die äußere; Mittelzehe einschl. Nagel um ein Drittel kürzer als der Lauf. Die Bindehaut zwischen der äußeren und Mittelzehe reicht bis über das erste Gelenk hinaus, zwischen letzterer und der Innenzehe nur eine Hautfalte. Am Hinterkopfe verlängerte Federn. Volkstümlich sind die R. durch die jahrhundertelang hochgefeierte, mit Falken bewirkte Beize geworden, aber obwohl die grauen R. damals in hohen Ehren gehalten wurden, so werden sie neuerdings, wo man der Fischerei so eingehende Sorgfalt widmet, verfolgt und von den Behörden zur Vertilgung verurteilt. Bei den Horsten wird man allerdings ihre Verminderung meistenteils erreichen können, sonst aber sind die R. so scheue, aufmerksame und leichtbeschwingte Vögel, daß sie sich schwer ankommen lassen und nur ein gutes Schußgeld den vielfach beschäftigten Berufsjäger zu ihrer Erlegung bestimmen wird.

1) Grauer R. (Ardea cinerea L., A. major Gmel., A. cristata Br.; Fischreiher).

Beschreibung.

Länge 90 bis 100, Flügel 46 bis 50, Stoß 15 bis 16, Schnabel 12, Lauf 14 bis 15, Mittelzehe ohne Nagel 8 cm. Schnabel weit kürzer als der Lauf; zweite Schwinge die längste; die erste länger als die fünfte. Scheitel blauschwarz wie die langen Schmuckfedern; in der Mitte mit breitem, weißem Streifen, mit der weißen Stirn verlaufend. Nacken graurötlich angeflogen. Kopf- und Halsseiten weiß, auf dem Vorderhals schwarze Längsflecken; am Kropfe die bekannten reinweißen, lang zugespitzten Federn; Flanken schwarzblau. Oberrücken und Schultern mit silberweißen, lang zugespitzten Federn. Schwingen schwarzblau, Stoß bläulichaschgrau. Unterseite weiß. Schnabel und nackte Augen- und Zügelgegend lebhaft gelb, Iris goldgelb. Ständer rötlich-braun. Die schwächeren Weibchen sind matter gefärbt, Nackenfedern bedeutend kürzer. Die Jungen haben aschgraue Stirn, dunklen Ober- und Hinterkopf; ganze Oberseite mehr grauschwarz und nicht so lebhaft wie die der alten Vögel; vor dem Flügelbug weiß gestreifte Federn. Alle verlängerten Federn noch viel kürzer als bei den Alten. Das Weibchen ist überall trüber. Schnabel oberhalb metallbraun, unterhalb gelblich; Ständer dunkelgrau mit grünlichem Anflug. Nackte Zügel- und Augengegend grünlich-gelb. Der Fischreiher unterscheidet sich im schreitenden Gang zwar nur wenig von anderen Sumpfvögeln, um so mehr aber im Fluge, bei welchem er den



Flugbild eines Fischreihers.
(Breite etwa 160 cm).

Kopf auf den Kropf legt und vom Laien, der die langen Ständer nicht bemerkt, leicht für einen starken Raubvogel gehalten wird. Gewöhnlich schreitet er bedächtigen Schrittes einher und zieht dabei, wie auch im Stehen, den Hals ein; sowie er aber Gefahr bemerkt, der er sich durch Abstreichen nicht zu entziehen traut, macht er sich so lang und reckt Hals und Kopf so steil aufwärts, daß der ohnehin schlanke Vogel, dessen volles, loses Federkleid ihn überhaupt viel stärker aussehen läßt, als er wirklich ist, für einen hellen Pfahl gehalten und nur vom geübten Auge erkannt wird. Der Fischreiher hat, wie seine Gattungsgenossen, einen ungemein abstoßenden, tückischen Ausdruck in seinem kleinen, stechenden, sehr scharfsichtigen Auge und versteht, lebendig in die Gewalt des Jägers geraten, diesem sowohl als besonders auch dem Hunde durch heftige, nach den Augen gerichtete Schnabelstöße gefährlich zu werden. Im Streichen verteidigt er sich auf diese Weise nicht gegen die ihn angreifenden Raubvögel, sondern sucht sie zu übersteigen, nachdem er, wenn sein Kropf gefüllt war, durch Ausspeien von dessen Inhalt sich erleichterte. Die letztere Beobachtung macht man auch an plötzlich aus ihrer Ruhe auf Bäumen aufgestörten Reihern, deren Kröpfen die ausgespieenen Fische wie Flocken entfallen. Die kreischende Stimme des F. klingt wie „Krätsch kraitsch".

Verbreitung. Aufenthalt.

Der Fischreiher ist über die ganze Alte Welt mit Ausnahme des hohen Nordens verbreitet; wo eben fischreiche stehende oder fließende Gewässer in der Ebene oder in Bergregionen vorhanden sind, wird er nicht fehlen und sie ausbeuten, ob sie schon meilenweit von seinem Horstplatz entfernt sind, nach der Horstzeit aber aus ihrer Nähe sich nur wenig entfernen. Wo Fische sind, ist auch sein Aufenthalt, wenn er ihnen beikommen kann; er steht gern an etwas bewachsenen Ufern, versäumt aber nicht, sich freie Umschau zu verschaffen. Der Fischreiher kann natürlich nur an offenen Gewässern überwintern, weshalb er für den größeren Teil unseres Gebietes Zugvogel ist, der im Oktober südwärts zieht, um im März oder April, je nach dem Eintritt des Frühjahrs, wieder einzukehren.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Fische sind sein ausschließlicher Fraß, solange er sie haben kann, daher er nur im Notfall an Sumpftiere, Mäuse, Nestvögel und was sonst den weiten Schlund passiert, geht. Blitzschnell schleudert er mit unfehlbarer Sicherheit seinen Schnabel nach dem in passende Nähe kommenden Fisch, packt ihn in der Mitte, hebt den Hals auf, dreht den Kopf des Fisches nach dem Schlund und läßt ihn verschwinden und diesem stundenlang so viele nachfolgen, als der geräumige Kropf eben zu fassen vermag. Tiefe Gewässer ohne Vorland oder mit hohen Ufern kann er selbstverständlich nicht schädigen; wo aber die Gegend günstig ist, watet er tief hinein und wartet der kommenden Ereignisse. Welchen Schaden er in zahmen und künstlichen Fischereien anrichtet, z. B. in Karpfenteichen, wird man ermessen, namentlich wenn er Junge zu füttern hat, für die er täglich mehrere Male seinen Kropf füllt, selbst wenn er meilenweit zur Fangstelle zu streichen hat. Der Fischreiher horstet in Kolonien, so daß oft 6 bis 8 Horste auf einem hohen, starken Baume stehen; im Notfalle muß er auch mit Kopfweiden fürlieb nehmen, was er jedoch bei uns nicht nötig hat. Die Horste sind wie die beim Nachtreiher beschriebenen erbaut, im April mit 3 bis 4, selten 5 Eiern belegt, die lebhaft grünlich-blau, etwas zugespitzt, 62 : 45 mm groß, glanzlos sind und in etwa 25 Tagen ausgebrütet werden. An solcher Reiherkolonie geht es natürlich sehr laut und stürmisch her; die Jungen quietschen und kreischen unablässig nach Futter, das ihnen die krächzenden Alten im Kropf entgegentragen; krächzend werden die Fische ausgespieen, kreischend entgegengenommen und verschlungen. Die herunterstürzenden fallen der Verwesung anheim, aus dem Horste gefallene Junge erleiden dieselbe Wandlung, und denkt man noch an faule, zerschlagene Eier, alle diese Stoffe unter den zersetzenden Strahlen der heißen Mai- und Junisonne und durchwühlt von tausend lebensfrohen Maden, so hat man die getreue Staffage mit duftendem Zubehör einer Reiherkolonie. Die Jungen sind nach etwa 5 Wochen flugbar.

Jagd.

Mit der Jagd auf den Fischreiher steht es ganz wie mit der auf anderes Raubzeug: gelegentliches Anschleichen, Vernichten der Horste und energische Benutzung jeder Gelegenheit, ihm Abbruch zu tun, sind die einzigen Mittel, den Bestand zu vermindern. Übrigens ist er in den letzten Jahrzehnten bei uns so stark zurückgegangen, daß der Jäger gut tut, sich die Verfolgung des interessanten Vogels nicht so sehr angelegen sein zu lassen. Was zunächst die Vernichtung der Horste anlangt, so sind folgende Punkte zu beachten. Bemerkt man, daß sich R. ansiedeln, und kann man sie wegschießen, so ist ja eine gründliche Abhilfe getroffen; aber das ist in den meisten Fällen viel leichter gesagt als getan. Die R. bauen so hoch wie möglich, sehr gern auf ganz glattstämmigen, astreinen Buchen, deren Ersteigen keine Kleinigkeit ist.

Will man sie anschleichen, so glückt dies auch nicht sogleich, und demjenigen, der Zeit hat, lediglich der Reiherjagd obzuliegen, kann man nur raten, dort, wo solche üblen Verhältnisse vorliegen, die R. ruhig ihre Horste bauen bzw. beziehen und die Eier ausbrüten zu lassen. Wenn die Jungen etwa zwei Wochen alt sind, geht man gegen sie vor, wobei tüchtige, unerschrockene Kletterer mit Steigeisen nicht fehlen dürfen. Nicht nur kann man alsdann manchen wirksamen Schuß auf die Alten abgeben, sondern die Kletterer steigen auf und werfen alle Jungen und die Horste gänzlich herunter; die ersteren werden natürlich sogleich getötet. Die R. nehmen diese Handlungsweise fürchterlich übel und verziehen sich alsbald; auch ist die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß sie eine zweite Brut beginnen könnten, und das ist sehr wesentlich, denn meist trennen sie sich nach solchem Angriff, und haben sie noch Zeit, dann bauen einzelne Pärchen wohl hier und da noch einmal und bringen unbemerkt ihre Jungen aus, da natürlich ein einzelner Horst der Aufmerksamkeit eher entgeht als eine Kolonie. Ein gründlicheres Mittel, die R. aus der Gegend zu vertreiben, gibt es sicher nicht.

Das Anschleichen des Reihers beim Fischen usw. ist sehr schwierig, da er, wie schon erwähnt, überaus scharf äugt und ebenso scheu ist. An Örtlichkeiten, wo die Stellen zum Fischen nicht groß sind, die R. also in deren Nähe einfallen müssen, verlohnt es sich schon, wenn anderweitige sichere Deckung fehlt, sich einfache Schirme von Reisern zu bauen und hinter ihnen anzusetzen, ehe die R. zustreichen, was sie übrigens ziemlich regelmäßig und pünktlich tun; dies muß man vorher beobachtet haben, wenn man nicht stundenlang vergeblich warten will. Schrote von $3^1/_4$ — $3^1/_2$ mm genügen vollständig, da der R. kein besonders dichtes Gefieder hat; aber man halte stets recht mitten auf den Vogel, weil sein Körper verhältnismäßig nur sehr gering ist und die losen Federn ihn viel stärker erscheinen lassen, als er wirklich ist. Daher ist auch ein Kugelschuß oft wirkungslos, obgleich die Federn nur so umherstieben, wenn die Kugel nur durch die Federn fuhr und den Rumpf nicht berührte. Sieht man einen R. im Freien stehen, und hat man einen Gefährten bei sich, so bleibt dieser in solcher Nähe des R., daß er dessen Aufmerksamkeit fesselt, ohne ihn zum Abstreichen zu nötigen. Der andere sucht den R. nun zu umschleichen, was bei einiger Deckung wohl gelingt, und schießt ihn, oder der erste geht langsam auf den R. zu und treibt ihn dem Gefährten zu, wobei der eine oder der andere zu Schusse kommt.

Ein beliebter Sport ist das sog. Reiherschießen am Horste, d. h. Abschießen der Jungen, wenn sie auf die Ränder der Horste treten; wird die Büchse dazu gebraucht, so erhöht sich der Reiz der Jagd. Sobald die ersten Schüsse krachen, erheben sich die alten R., speien ihre Kröpfe leer, die mit Fraß ankommenden steigen hoch auf und suchen die Fische ihren bedrängten Jungen in die Horste zu werfen, bleiben aber weislich außer Schußweite. Es läßt sich vom Nützlichkeitsstandpunkte gegen diese Jagd ja auch nichts sagen; hat aber der Weidmann das „Verkürze ihm die Todesqual" zu seinem Wahlspruch erhoben, was ihn in den Augen jedes fühlenden Menschen nur ehren wird, so läßt er es sich angelegen sein, nach beendigtem Schießen die Horste besteigen und die angeschossenen R. herunterwerfen zu lassen, damit sie getötet werden können. Hat man keine Kletterer, so schießt man solche Löcher in die Horste, daß die Jungen durchfallen müssen, und bald sieht man auch mit Hilfe eines Feldstechers, ob der Horst leer ist oder nicht. Der angeschossene junge R. sucht nämlich im Horste Schutz und fällt oft nicht herunter.

Fang.

Man errichtet dort, wo F. häufig zum Fischen umherwaten, aus Steinen und Schlamm kleine Hügel, die etwas über die Wasserfläche hervorragen müssen. In den Kopf dieser Inseln, die oben gerade so breit sein müssen, daß ein Tellereisen gut hineinpaßt, legt man ein solches und verblendet es mit Schlamm usw. Wenn sich der F. gesättigt hat, so benutzt er gern solche kleinen, aus dem Wasser hervorragenden Erhöhungen, von denen er zu seiner Sicherheit weit umheräugen kann, als Ruhepunkt und zur Verdauung. Hierbei tritt er den Teller ab und fängt sich. In flaches Wasser legt man Abzugseisen, z. B. den deutschen Schwanenhals und das Lanesche Reihereisen, in denen sich der F. fängt, wenn als Köder ein kleiner, lebender Fisch an der Abzugsvorrichtung, die aus diesem Grunde entsprechend sicher gestellt werden muß, befestigt ist.

2) Purpurreiher (Ardea purpurea L.; roter, brauner Reiher). Länge 90 bis 100, Stoß 11,5, Schnabel 13, Lauf 12, Mittelzehe mit Nagel 13 cm. Mittelzehe und Schnabel je so lang wie der Lauf; die vierte Schwinge die längste. Beim alten Vogel ist der Oberkopf schwarz mit grünlichem Anflug, über den Nacken hinunter zwei lange, schmale, schwarze Federn; auf der Rückseite des rostroten Halses, etwa zwei Drittel der ganzen Länge, ein schwarzer Streifen; Kehle weiß, Vorderhals rötlich mit rötlich-schwarzen

Längsflecken; Federbüschel am Kropf aschblau mit weißen Spitzenflecken; vom Mundwinkel unter dem Auge weg nach dem Hinterhaupt eine schmale, schwarze Linie und längs den Halsseiten hinunter bis auf den Kropf ein schwarzer Streifen; Brust und Flanken dunkler rostrot als der Hals; untere Stoßdecken grau mit grünlichem Anflug, die Federn an der Wurzel weiß; Ständer trübbraun, auf den Zehensohlen gelblich. Schnabel hochgelb, nach der Spitze bräunlich, Zügel und Augenlider gelblich, Iris orangegelb. Auf dem Flügelbug ein Büschel verlängerter Federn, hell rostrot mit aschgrauen Spitzen und Säumen, wie die langen, seitlich herabfallenden Rückenfedern und die Oberseite überhaupt metallisch glänzend; Schwingen braungrau mit grünem Schimmer, Stoß dunkel aschgrau wie der Rücken. Das schwächere Weibchen matter gefärbt. Die Jungen haben auf dem Halse gelbrötliche, ins Graue ziehende Färbung in matterer Fleckung, statt des Streifens auf den Halsseiten eine Fleckenreihe; der ganze Oberkörper lebhaft rostbraun mit helleren Federsäumen und dunklen Schaftstreifen, Unterseite trüb roströtlich-weiß, Ständer rostbräunlich, Schwingen schwarzgrau, alle verlängerten Federn kürzer, bräunlicher; überall fehlt der Metallschimmer. Schnabel trübgelb, die schwarze Linie unter dem Auge fehlt. Auf der Brusthöhle gelbe, fettige Dunen. Die Heimat des P. ist Südeuropa, er findet sich selten in England und Deutschland, häufiger in Holland und Frankreich, dann im westlichen Asien und Nordafrika; in letzterem überwintert er. Er lebt von Fischen und Amphibien. Der Horst, aus dürren Rohrstengeln bestehend, meist vom Wasser umgeben, enthält 3 bis 4 blaß bläulichgraue Eier. Der Purpurreiher horstet meist in Röhrichten zu ebener Erde vereinzelt und schafft sich durch Einknicken der Rohrstengel eine feste Unterlage für den Horst. Ein ebenso gefährlicher Fischräuber wie der graue R. ist er wohl nicht, da sein Aufenthalt in den Sümpfen auf das Verzehren vielen Gewürms schließen läßt. Im übrigen, so auch in der Jagd, ähnelt er dem vorigen gänzlich; bei uns ist er selten und in seiner Heimat wegen seines unzugänglichen Aufenthaltes wenig gefährdet, daher auch nicht so scheu, was sich bei wiederholten Nachstellungen aber wohl ändern dürfte.

III. Gattung: Herodias.

Gefieder weiß, Schmuckfedern des Rückens fein zerschlissen, sonst der vorigen ähnlich.

1) Großer Silberreiher (Herodias alba L., Ardea alba L., A. egretta Bchst.; Edelreiher). Länge 100 bis 111, Schnabel 13 bis 14, Lauf 17 bis 18 cm. Gesamtfärbung reinweiß, auf dem Rücken lange, schöne, fein zerschlissene Federn, weit über den Stoß reichend, Schnabel hochgelb, Zügelgegend grün, Augen gelb, Ständer grünlich-braun, auf dem Kopfe keine verlängerten Federn. In der Mauserzeit fehlen den Alten die schönen Rückenfedern, ebenso den Jungen, deren Ständer grünlich, Schnabel schwarzgelblich, nach der Spitze hornfarbig schwarz sind; Iris hellgelb. Des gr. S. Heimat ist das südöstliche Europa, Italien, Südfrankreich, ferner Afrika bis Abessinien und Mittelasien bis Indien; vereinzelt kommt er in Deutschland und in der Schweiz vor. Er liebt weite Sümpfe, horstet auf Bäumen und in Röhrichten; seine 3 bis 4 Eier sind wenig von denen des grauen Reihers verschieden, nur meist dunkler, sie messen 60 : 45 mm und werden in 26 Tagen ausgebrütet.

2) Seidenreiher (Herodias garzetta L., Ardea garzetta L., A. nivea Gmel.; kleiner Silberreiher). Länge 53 bis 55, Schnabel 8 bis 9, Lauf 10 bis 11 cm. Gefieder glänzend weiß, Schnabel schwarz, Zügel bläulich, Zehenrücken gelb. Im Nacken 2 bis 3 lange, schmale Federn, die Schmuckfedern auf dem Rücken gegen die Spitze hin aufwärts gebogen, Schnabel an der Wurzel bläulich, Iris gelb, Ständer schwarz. Im Jugendkleide fehlen die Schmuckfedern, Zügel hellgrün; Weibchen schwächer. Heimat und Aufenthalt wie der vorige, seine 4 bis 5 glanzlosen Eier messen 45 : 33 mm und sind grünlich-blau.

Diese beiden weißen R. und besonders der große Silberreiher gehören zu den prächtigsten, imposantesten Vögeln der europäischen Tierwelt, und auch im Fluge, der beim Silberreiher gewandter ist als bei unserem grauen, wird man von der herrlichen Erscheinung dieses Vogels gefesselt. Er hat mehrfach in Deutschland gebrütet, unter anderen Orten bei Glogau in Schlesien; leider wird ihm aber überall so nachgestellt, daß seine spärlichen Ansiedlungsversuche stets mißglückten. Auch in vielen Gegenden seiner eigentlichen Heimat ist er durch die maßlosen Verfolgungen um seiner Federn willen sehr selten geworden, z. T. sogar ganz verschwunden. Er ist sehr scheu; auch in seiner Heimat hat ihn vielfache Nachstellung klug gemacht, der er im Prachtkleide wegen seiner herrlichen Federn ausgesetzt ist. Wo er kann, horstet er zwar auf Bäumen, doch auch im Röhricht, ganz wie es die Verhältnisse erheischen. Der Horst des S. ist nicht größer als der einer Krähe. Beide R. leben auch von Amphibien und dem Gewürme der Sümpfe, doch nicht in solchen Kolonien wie der graue. Besondere Jagd- und Fangmethoden sind nicht bekannt, meist werden sie auf den Nachtständen oder an den Horsten beschlichen und erlegt.

IV. Gattung: Ardeola Boie.

Schnabel und Kopf gleich lang, Hals und Ständer kürzer als bei den anderen Reihern. Schnabelränder vorn gesägt.

1) Rallenreiher (Ardeola ralloides Scop., Ardea comata Pall., A. ralloides Scopoli, Buphus comatus Boie; Schopfreiher, Mähnenreiher). Länge 45 bis 50, Stoß 9, Schnabel 6,5 bis 7, Lauf 6 cm. Kopf, Hals und ganzer Rücken rostgelblich, vom Hinterhaupt auf den Nacken hinab ein Büschel langer, lanzettförmiger Federn mit dunklen Schaftstrichen, die längsten von ihnen weiß mit schwarzen Säumen, die lang zerschlissenen Rückenfedern von der Farbe des Rückens. Kehle trübweiß, Hals vorn und an den Seiten gelblich-weiß, Brust und ganze Unterseite reinweiß, am Kropf ein Büschel rostgelber, verlängerter Federn. Schnabel blauschwarz, an der Spitze tiefschwarz; Wangen mit gelben Längsstrichen, Iris gelb, Zügel grün, Ständer bräunlich-fleischfarbig, Flügel und Stoß weiß. Die Jungen vor der Mauser bräunlich-gelb mit rostbraunen Längszeichnungen und Flecken. Kehle trübweiß, Schnabel gelb, am unteren Drittel schwarz; die verlängerten Federn fehlen. Des R. Heimat sind der europäische Süden, Nordafrika und Mittelasien; er kommt auch häufig in Mitteleuropa und England vor, wo er große Sümpfe mit Wasserflächen vorzieht. Seine Nahrung sind Fische, Amphibien und Insekten; er hält sich gern in Gesellschaft von Schweineherden, deren Brechen ihm manchen guten Bissen verschafft. Er horstet vorzugsweise auf Bäumen in den Seitenästen; in dem fast durchsichtigen Horst findet man 4 bis 5 grünliche, ziemlich rauhschalige Eier, 44 : 32 mm groß.

Der R. kommt nur auf dem Durchzug, oder richtiger als Irrgast, zu uns; er ist in seiner Heimat wenig behelligt oder, wie der Kuhreiher, sogar geschützt, weil er die Viehherden von den überaus zahlreichen und lästigen Schmarotzern reinigt; auf der Reise durch unser Gebiet verliert er jedoch diese Vertrauensseligkeit sehr bald, denn wo er beobachtet wird, begrüßt man ihn sofort mit Pulver und Blei. Übrigens lebt der R. ziemlich versteckt.

V. Gattung: Ardetta Bonap.

Der kurze Hals stark, auf der Hinterseite nackt, nur durch die langen Seitenfedern bedeckt; der gerade, scharfe, gezähnelte Schnabel so lang wie der Kopf. Flügel spitz, ebenso der kurze, zehnfedrige Stoß. Ständer hinten genetzt, sonst geschildet; Kopffedern nicht verlängert, wie auch eigentliche Schmuckfedern fehlen. Männchen und Weibchen verschieden gefärbt.

1) Zwergrohrdommel (Ardetta minuta Bonap., A. minuta L.; kleine Rohrdommel, Zwergreiher). Länge 36, Stoß 4,8, Schnabel 4,3, Lauf 4,3, Mittelzehe ohne Nagel 3,7 cm. Männchen an Oberkopf und Oberseite bis an die Stoßspitze scharf abgegrenzt schieferschwarz mit stumpfem, grünlichem Glanz, Handschwingen glanzlos schwarz. Die Seitenbrustfedern schwarz mit breiten, rostgelben Säumen, der ganze übrige Körper und die untere Hälfte der Flügeldeckfedern in einem großen Längsschild und die Armschwingen rostgelb. Kehle trüb gelblich-weiß, Schnabel und Iris gelb, Ständer grünlich mit gelben Zehensohlen. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur sind die bei letzterem schieferschwarz gefärbten Federn rostbraun und die Unterseite weist Längsflecke auf. Im Jugendkleid hat die Z. eine schwarzbraune Kopfplatte, Oberseite dunkelbraun mit hellen Säumen, Seitenbrustfedern denen der Alten ähnlich, nur mit bräunlicherem Ton, Handschwingen und Stoß dunkelbraun, Kehle trübweiß, Vorderseite rostgelb mit dunklen Längsstrichen, sonst wie die Alten. Die Z. findet sich in Mittel- und Südosteuropa, ferner in Nordafrika und Mittelasien, wo sie auch brütet; lebt auf bewachsenen Wasserflächen versteckt und heimlich von Würmern, Insekten und Amphibien, fischt auch, wo sie kann. Das Nest findet man meist an schwer erreichbaren Stellen im tieferen Wasser; es enthält 4 bis 6 zierliche, weiße Eier ohne Glanz, mit etwas grünlichem Anflug, 32 : 25 mm groß. Die kleine Rohrdommel versteht mit beispielloser Geschicklichkeit an den Rohrstengeln entlang und von einem zum anderen zu klettern und verhält sich dabei so still und versteckt, daß sie an manchen Örtlichkeiten gänzlich unbemerkt bleibt, anderseits etwaigen Nachstellungen sehr geschickt zu entgehen weiß. Den Tag verbringt sie meist still und versteckt im Rohr, schläft mit tief eingezogenem Hals und beginnt erst mit einbrechender Dunkelheit ihre Tätigkeit. Ihre Stimme hört man meist nur zur Paarzeit, sie klingt wie „Bung bung bung“; wird sie vom Neste getrieben, so ruft sie wie „Keht keht“, klettert dabei an den Rohrstengeln umher; das Weibchen zeigt viel Liebe zu seiner Brut, während das Männchen nur in gesicherter Entfernung verweilt. Obgleich gewöhnlich harmlos, sticht und stößt sie herzhaft mit dem spitzen Schnabel nach dem Angreifer, weshalb man sich ihr gegenüber vorzusehen hat. Die Jagd auf diesen interessanten Vogel gehört zu den sehr schwierigen und verdrießlichen, weil nichts den gewandten Vogel zum Aufstehen bewegen kann und er, stets im Rohre herumkletternd, dem Auge des Jägers verborgen bleibt. Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte der erfahrene und berühmte Naumann, der sich zwei Stunden hindurch vergeblich bemühte, den kleinen Kletterer

aus einem Röhricht zu vertreiben, und unverrichteter Sache abziehen mußte. Im übrigen ist seine Verfolgung auch nicht geboten.

VI. Gattung: Botaurus Boie.

Innenzehe länger als die äußere, Mittelzehe mit Nagel länger als der Lauf, Nägel lang und stark, der sehr starke Hals hinten unbefiedert. Nackenfedern eine Art Haube bildend.

1) **Große Rohrdommel** (Botaurus stellaris L., Ardea stellaris L.; Uprump, Moor- und Wasserochse, Rindsreiher, Rohrbrüller). Länge 66 bis 70, Stoß 8,5, Schnabel 7, Lauf 9, nackter Teil des Unterschenkels 1,8, Mittelzehe mit Nagel 11 bis 12 cm. Oberkopf schwarzbraun, heller verlaufend, mit rostbraunen Säumen; Gesamtfärbung lebhaft rostgelb mit dunkelbraunen Längs- und Querzeichnungen; Kinn trübweiß, begrenzt von einem dunkelbraunen, von den Mundwinkeln ausgehenden Streifen, Schnabel grünlich-gelb mit dunkelbrauner Firste und tiefer Furche; Schwingen schwarzgrau mit rostroten Bändern, Iris gelb, Ständer gelbgrün, Nägel dunkel hornfarbig, Unterseite etwas heller, Stoß kurz, aus zwölf weichen Federn bestehend. Am Kropf ein Büschel verlängerter Federn. Weibchen schwächer, in Färbung dem Männchen gleich; Dunenkleid dunkel rostgelb mit langem Flaum, Jugendkleid gelblicher als das der Alten. Schon die ungewöhnlichen deutschen Namen deuten auf besondere Eigenheiten dieses Vogels hin und täuschen auch keineswegs. Daß die Rohrdommel, wie die anderen Reiher, im gewöhnlichen Gang mit etwas erhobenem Hals einherschreitet, bei Gefahren sich wie ein Pfahl auszurecken versteht und in behaglicher Ruhe den Kopf so einzieht, daß ihr Oberkörper vermöge der langen Halsfedern fast Eulengestalt annimmt, ist weniger auffallend, um so mehr dagegen ihre brüllende Stimme, die ihre mit Ochs und Rind zusammengesetzten Namen geschaffen hat. Dieses Gebrüll klingt wie „Uprump“ und ist, in der Nähe gehört, noch von anderen Tönen begleitet, so daß der ganze Satz etwa lautet „Nüüprumb, üprumb-üprumb-bü“. Der Ornithologe Graf Wodzicki hat sich das Verdienst erworben, die Entstehungsart dieses Gebrülls durch Beobachtung festzustellen; er schreibt wie folgt: „Der Künstler stand auf beiden Füßen, den Leib wagerecht gehalten, den Schnabel im Wasser, und das Brummen ging los; das Wasser spritzte immer auf. Nach einigen Noten hörte ich das Naumannsche „Uü“, und das Männchen erhob den Kopf, schleuderte ihn hinter, steckte den Schnabel sodann schnell ins Wasser, und da erschallte das Brummen, so daß ich erschrak. Dies machte mir klar, daß diejenigen Töne, welche nur im Anfange so laut tönen, hervorgebracht werden, wenn der Vogel das Wasser tief in den Hals genommen hat und mit viel größerer Kraft herausschleudert als sonst. Die Musik ging weiter, er schlug aber den Kopf nicht mehr zurück, und ich hörte auch die lauten Noten nicht mehr. Es scheint also, daß dieser Laut die höchste Steigerung des Balzens ist, und daß er ihn, sobald seine Leidenschaft befriedigt ist, nicht mehr wiederholt. Nach einigen Akkorden hebt er behutsam den Schnabel aus dem Wasser und lauscht, denn wie es mir scheinen will, kann er sich nicht auf das entzückte Weibchen verlassen.“ Selbstverständlich klingen diese Töne in stiller Nacht und in den unwirtlichen Brüchern schauerlicher als am Tage, zu welcher Zeit der Vogel sie auch hören läßt. Die R. ist im übrigen ein Vogel von keineswegs einnehmenden Eigenschaften; ein arger Räuber kleineren Tieren, auch Vögeln gegenüber, die sie bewältigen und verschlingen kann, ist sie gegen andere unverträglich und greift sie sogleich mit ihrem spitzen Schnabel bei aufgeblähtem Gefieder an, vermag sehr erhebliche Stiche mit ihrem Reiherschnabel zu versetzen und hat überhaupt alle abstoßenden Eigenschaften der Reiher in höchster Vollkommenheit in sich ausgebildet. In Deutschland ist sie im allgemeinen selten, am meisten kommt sie in der norddeutschen Tiefebene vor, häufiger in Holland, am häufigsten in den Donaubrüchern, dem Haupttummelplatze so vieler interessanten Vögel. Hauptsächlich hält sie sich zwar in Brüchern und Röhrichten auf, doch auch in großen, einsamen, bruchigen Wiesen, z. B. im Spreewalde, sowie in Pommern und Schlesien. Sie frißt außer Fischen besonders alles mögliche Gewürm, auch Blut- und Pferdeegel, Nattern und Mäuse, verschläft den Tag und beginnt mit dem Abend ihr Tun und Treiben. Das Nest steht auf irgend einer Bülte oder auf geknickten Rohrstengeln und ist ein großer, wenig kunstvoller Bau aus dem Material der Umgebung. Ende Mai enthält es 4 bis 5 etwas gestreckte, graugrünliche, grobschalige Eier, welche 52 : 40 mm groß sind. Das allein brütende Weibchen wird vom Männchen mit Fraß versehen und mit dem Gebrüll unterhalten; nach 21 Tagen fallen die Jungen aus, klettern im Röhricht umher; sowie sie sich aber selbständig fühlen, trennen sie sich, da ihr bissiger Charakter kein Zusammensein möglich oder wünschenswert macht. Im September oder Oktober zieht die R. weg und erscheint im April wieder auf den Brutstätten; wo die Gewässer offen bleiben, also Fraß versprechen, bleibt sie auch über Winter bei uns.

Die Jagd auf diesen merkwürdigen Vogel ist leichter als auf die anderen Sumpfreiher,

da sich die Jungen von dem Hund eher herausstoßen lassen und auch die Alten wieder einfallen. Den Hund nimmt sie übrigens gern an, so daß er sich vor ihren gefährlichen Schnabelstichen hüten muß. Im allgemeinen ist sie wegen Vertilgung vielen schädlichen Ungeziefers nützlich.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Reiherbeize s. *Falkenbeize*.

Reihereisen s. *Fallen IIIc 3*.

Reiherente s. *Enten II, 5*.

Reiherstand, Reiherkolonie, die gemeinschaftliche Anlage mehrerer Reiherhorste.

Reihertauchente s. *Enten II, 5*.

rein ist 1) der Hund, wenn er nicht von einer Kreuzung verschiedenartiger Eltern, sondern von reiner Rasse abstammt. 2) Ferner in Verbindung mit anderen Worten in Beziehung auf den Hund, wie hasenrein, stubenrein, schußrein usw., gebraucht. 3) R. Fährte, eine scharf ausgeprägte Fährte.

Reineke, beliebte Bezeichnung des Fuchses.

reisern, wenn der Schweißhund bei der Arbeit von Reisern, an die das Wild anstreifte, Witterung nimmt.

Reisig s. *Derbholz*.

Reisjagd (Reisgejaid), alte Bezeichnung der Niederjagd.

reißen, 1) wenn Wölfe oder Luchse ein Stück Wild fangen und töten. 2) Füchse und Hunde r. ein (schon gefangenes) Stück, indem sie es zerreißen.

Reißzähne, die längeren, neben den Vorderzähnen hervorstehenden Zähne der Raubtiere, die zum Festhalten und Reißen des Raubes dienen. In anatomischer Hinsicht gebraucht man richtiger den Ausdruck Fangzähne, da mit R. vier durch Größe und eigenartige Bildung ausgezeichnete Backenzähne bezeichnet werden (s. *Raubtiere*).

reizen, verschiedene Raubtiere durch den nachgeahmten Ton anderer Tiere, die sie zu fangen pflegen, anlocken; so den Fuchs durch das Hasen- oder Mäusereizen (mäuseln), auch durch den Klageton eines Rehes; ferner soll man die Rammler zur Rammelzeit durch den Ton eines klagenden Hasen reizen können. Wer diese Töne nicht durch die Lippen und mit Hilfe der Hand nachahmen kann, muß sich die dazu angefertigten Lockinstrumente beschaffen.

Reizpfahl s. *Hüttenjagd*.

Relais, bei der Parforcejagd das Abwechseln mit den Pferden und Hunden, indem man frische nimmt, wenn die zuerst gebrauchten ermüdet sind; dann auch der Platz, auf welchem diese Ablösung vor sich geht. Die ablösenden Pferde und Hunde hießen ebenfalls Relais.

Remisen, größere oder kleinere Schutzstätten des Wildes in Feldern und großen Wildäckern, die mit Buschwerk, Dornen, Bäumen, Sachalinknöterich, Helianthi, Topinambur usw. bewachsen sind und nicht zahlreich genug vorhanden sein können. Sie sind Brutstätten, Kindergärten und Tummelplätze des Wildes, müssen hoch und trocken liegen, gegen Nord- und Oststürme sowie Überflutungen geschützt sein und keine stagnierenden Sumpfgewässer enthalten. Ein dichter Pflanzengürtel muß Schnee und Sturm vom Inneren abhalten. Hauptremisen sind die natürlich bewachsenen, im Feld und an den Wiesen liegenden tiefen Schluchten, steilen Hänge, Hügel, Senkungen, kleinen Brücher und alten Erdlöcher. Raubzeug hält sich gern in R. auf und muß stark verfolgt werden. Für die Anpflanzung empfiehlt sich eine möglichst große Ausstockung mit vielen verschiedenartigen Sträuchern und Gehölzen, die den etwa vorhandenen natürlichen Aufwuchs ergänzen. Für Fasanen sind Schlafbäume ein unbedingtes Erfordernis. Manche R. werden glatt geschoren, andere läßt man wachsen. — Remisenpflanzen auf gutem Boden sind: Eichen, Weiden, Erlen, Pappeln, Buchen, Linden, Ebereschen, Wildapfel, Roßkastanien, Weißtannen, Lebensbaum (Thuja gigantea), Akazie, Pfaffenhütchen, Geißblatt, Schneeball, Holunder, Schneebeere, Wildrosen, Goldregen, Ginster, Himbeere, Stechpalme, Sachalinknöterich und zur Verflechtung Waldrebe, Hopfen, wilder Wein und Efeu. Auf sehr nassen und sumpfigen Stellen werden Rohr, Schilf, Sumpfporst, Binsen, Roterlen, Eschen, Aspen und Weiden verwandt. Kiefern sind höchstens vereinzelt anzupflanzen. Eibe, Buchsbaum und Stechpalme sind sehr empfehlenswert, weil sie den Schnitt gut vertragen und, abgesehen von letzterer Pflanze, die oft unter Kälte und Wind leidet, ewige Dauer haben. Brombeeren und Liguster bilden selbständige R. oder füllen Ränder von solchen aus. In großen Feldern bilden Topinambur, Kuhkohl, Mais und Sachalinknöterich eigene R., ebenso Wildapfel auf passenden Örtlichkeiten. Roterlen und Weiden bilden treffliche Uferdeckungen. — Man unterscheidet dauernde und fliegende R. Letztere haben eine große, vorübergehende Bedeutung für offene Hasen- und Flugwildreviere. Ihre einfachste Form ist ein Feld gemischten Sommergetreides verschiedener Arten, das spät im Sommer bestellt und zum Herbst und Winter auf dem Halme stehen bleibt. Felder mit einjährigen Pflanzen, auf Torf- und Moorboden Buchweizen mit Hafermischung, gehören zu den fliegenden R.

Rendezvous (franz.), verabredete Zusammenkunft, Stelldichein; s. *Sammelplatz*.

rennen, das Hitzigsein der Fähe (Füchsin).

Repetiergewehre, Gewehre, die mit einem Magazin zur Aufnahme mehrerer Patronen versehen sind. Beim Öffnen des Verschlusses wird die abgeschossene Hülse automatisch aus dem Laufe gezogen und gleichzeitig eine neue Patrone vor den Verschluß gebracht, der sie beim Vorwärtsgehen in den Lauf schiebt. Beim Öffnen oder Schließen des Verschlusses wird gleichzeitig das Schloß gespannt. Man unterscheidet bei den R. solche mit Röhren-, Kasten- und Trommelmagazin. Bei ersteren befinden sich die Patronen in einer gewöhnlich unter dem Lauf angebrachten Röhre. Unter dem Verschlußstück befindet sich der sog. Zubringer, der immer eine Patrone in die Bahn des Verschlusses emporhebt. Ist die Patrone in den Lauf eingeführt, so bewegt sich der Zubringer abwärts, nimmt eine neue Patrone, die durch die Magazinfeder zurückgedrückt wird, auf und hebt sie, sobald der Verschluß geöffnet wird, in dessen Bahn. Diese Art von Magazin findet sich z. B. bei den Büchsen Mod. 1873, 1886, 1890, 1892 und 1894 der Winchester-Repeating-Arms-Co., bei sämtlichen Marlingewehren, sowie den Browning- und Winchesterflinten. Auch das deutsche Gewehr Mod. 71/84 sowie die Gewehre verschiedener anderer Staaten hatten Röhrenmagazin, z. Zt. noch Frankreich. In Kastenmagazinen lagern die Patronen entweder geradlinig oder im Zickzack übereinander (Mod. 1888, Mauser M. 1898). Im Trommelmagazin sind die Patronen in einer rotierenden Trommel angeordnet. Diese Magazinkonstruktion findet sich bei den amerikanischen Savage-Büchsen und den Mannlicher-Schönauer-Gewehren der Österr. Waffenfabriksgesellschaft Steyr.

Mauser-Birschbüchse M. 98 (Schloß halb geöffnet).

Retouren s. *Wiedergänge.*

Retriever (englischer Apportierhund). Da man in England vom Vorstehhunde nur verlangt, daß er das Federwild aufsucht und vorsteht, so züchtete man dort einen zweiten Jagdhund, dem die Arbeit des Apportierens zufällt. Dieser, der Retriever, kommt in zwei Formen vor, als well- und als kraushaariger. Die erstere scheint einer Kreuzung des Setters mit dem Neufundländer zu entstammen, während die letztere offenbar Pudelblut führt. Der wellhaarige R. hat dichtes, welliges, schwarzes, glänzendes Haar; dasjenige des kraushaarigen R. ist härter, gelockt, schwarz oder schwarzbraun. Die R. sollen auch als Vorstehhunde brauchbar sein. Dies ist wohl verständlich, weil viele Pudel und auch viele Neufundländer im Felde fest vorstehen. In Deutschland findet man R. fast gar nicht.

Retter (Schirmer), der Hund des Strickes (3) Windhunde, der die anderen Hunde von dem gefangenen Hasen abhält und damit dessen Reißen verhindert. Ein solcher R. ist sehr erwünscht, und da jene Eigenschaft dem Neid entspringt, so sucht man diesen dadurch zu erwecken, daß man einen besonders gut angelegten Hund vor den anderen begünstigt, was er sich bald merkt und die Genossen fühlen läßt. Ebenso oft ist aber künstliches Wecken dieses Triebes nicht nötig, der stärkste Hund übernimmt diese Rolle von selbst.

Revier, ein bestimmter Jagdbezirk.

revieren, ein in der Neuzeit weniger gebräuchlicher Ausdruck für die Suche des Hundes vor dem Jäger.

Revierjäger, ein für ein gewisses Revier angestellter Jäger; besonders in Österreich gebräuchlich.

Rhachitis der Hunde s. *Englische Krankheit.*

Rheinanke s. *Lachse I,3.*

richt aus! rufen manche Jäger dem Schweißhunde zu, wenn er auf der Fährte arbeiten soll.

richten, 1) zu Holz, einen Hirsch mit dem Leit- und Schweißhunde zu Holz bestätigen, also feststellen, daß er aus dem Feld ins Holz gewechselt ist und in einem bestimmten Forstorte steht. 2) Die Netze und Tücher r., sie stellen.

richt her! Befehl, das Jagdzeug auf die Stellstangen zu heben.

Richtstatt, der Ort, wo man das Jagdzeug stellt.

Richtungsgefühl. Manche Schützen behaupten, man solle beim Schrotschießen nicht zielen, sondern das Gewehr nur in die Richtung des Zieles werfen, auf das Ziel deuten. Tatsächlich ist aber dies Hindeuten oder Schießen nach dem R. auch nur ein schnelles Zielen. Man setze einem Anhänger der Richtungsgefühlmethode nur einmal ein höheres Korn auf die Flinte, dann wird er merken, daß er zu kurz schießt, also das Korn beachtet, d. h. zielt.

Richtwege, die Schneisen, die zum Richten, d. h. Aufstellen des Jagdzeuges dienen; s. a. *Gestelle.*

Ricke, das erwachsene weibliche Reh.

Riefen am Hirschgeweih, gleichbedeutend mit *Rillen.* Auch die Züge im Büchsenlaufe nennt man gelegentlich so.

riegeln s. *durchdrücken.*

Riemenbügel, zwei am Gewehr angebrachte, zum Befestigen des Tragriemens dienende Bügel, deren einer sich unter den Läufen, der andere an der Kolbenunterseite befindet.

Riesenmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 6.*

Riesentaucher s. *Taucher II, 2.*

v. Riesenthal, Oskar, Forstmann und Ornitholog, wurde am 18. Sept. 1830 als Sohn eines Gutsbesitzers in Breslau geboren. Er besuchte das Gymnasium in Oels und verließ es mit dem Reifezeugnis, um sich der höheren Forstlaufbahn zu widmen. Nach Beendigung der Elevenzeit und dem Besuche der Forstlehranstalt Eberswalde war er abwechselnd in staatlichen und privaten Forsten angestellt und übernahm 1863 als Oberförsterkandidat die Revierförsterstelle in Bechsteinwalde (Tucheler Heide). 1870/71 verwaltete er die Oberförsterei Eisenbrück, später die Gemeinde-Oberförsterei Altenkirchen (Westerwald). Nach zeitweiliger, durch literarische Unternehmungen bedingter Unterbrechung seines dienstlichen Verhältnisses wurde er als Oberförster in das Ministerium berufen und siedelte nach Charlottenburg über. 1896 nahm v. R. seinen Abschied und starb am 22. Jan. 1898 in genanntem Orte. Von seinen zahlreichen Schriften seien, außer diesem „Jagdlexikon“, dessen 1. Auflage 1882 erschien, genannt: Die Raubvögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropas (Kassel 1876—78); Kennzeichen der Vögel Mitteleuropas (Berlin 1889—91); das Weidwerk (Berlin 1880); die 5. Auflage von Jesters kleiner Jagd (Leipzig 1884).

Rillen am Geweih; die an diesem sich entlang ziehenden Furchen, die Reste geschwundener Blutgefäße, welche dem Geweih in der Kolbenzeit die Bildungsstoffe zuführten.

Rindenbrand. Werden Bäume mit glatter Rinde, namentlich Buchen, plötzlich nach Westen freigestellt, so wird die Rinde unter der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen streifen- oder platzweise trocken, reißt auf und stirbt platzweise ab. Die darunter liegenden Holzschichten erkranken und faulen.

Rinderpest, eine in Zentralasien heimische, ansteckende und rasch tödlich verlaufende Krankheit, die in früheren Jahrhunderten, meist den Kriegszügen folgend, in Deutschland ungeheure Verheerungen unter den Rindern angerichtet hat. Hier ist die Seuche zum letzten Mal im Jahre 1881 in der Provinz Schlesien ausgebrochen, wohin sie vermutlich durch eingeschmuggeltes Vieh aus Rußland eingeschleppt worden war. Auch Schafe und Ziegen werden von der R. befallen. Im zoologischen Garten zu Paris erkrankten im Jahre 1865 Gazellen, Yaks, Zebus, Antilopen, Hirscharten, ein Wisent und zwei Peccarischweine an R. Schutzimpfungen gegen die R. werden nach verschiedenen Methoden mit günstigem Erfolg ausgeführt.

Ringdrossel s. *Drosseln 6.*

Ringe, die konzentrischen, deutlich bezeichneten, voneinander gleichmäßig entfernten Kreise, in welche die Scheibe eingeteilt ist.

Ringel, Schwanz (Bürzel) des Schwarzwildes.

Ringelgans s. *Gänse II, 2.*

Ringeltaube s. *Tauben I, 1.*

Ringfasan s. *Fasan,* Beschreibung.

Ringtücher, Tücher, bei denen die Stellleinen durch Ringe, also nicht durch das Gemäsch gezogen werden; die Ringe müssen weit genug sein, um auch eine zusammengefügte (gesprießte) Leine bequem durchzulassen.

rinnen, das Schwimmen des hohen Haarwildes.

Riß, das von Wolf oder Luchs gefangene Wild und dessen Überreste.

Ritter s. *Lachse II, 2.*

ritterlich ist die grobe Sau, weil sie r. gegen ihre Feinde streitet. Die Hirsche sind edel.

Roddow s. *Karpfenfische VIII, 1.*

Röderwald, eine im Odenwald, im bayerischen Wald, in Mähren, Schlesien usw. verbreitete Betriebsart des Hochwaldes mit kurzer landwirtschaftlicher Zwischennutzung nach erfolgtem Kahlhiebe.

Roggen s. *Getreide,* böhmischer R. s. *Wildkorn.*

Rohkresol (Cresolum crudum des Deutschen Arzneibuches) ist eine klare, gelbliche, eigenartig brenzlich riechende Flüssigkeit, die bei der Aufbewahrung allmählich dunkler wird und im Wasser nahezu unlöslich ist. In unverdünntem Zustande auf die Haut oder auf Schleimhäute gebracht, ruft R. Verätzungen hervor. Es ist von Ströse zum Verwittern von Kaninchenbauen als Hilfsmittel zur Bekämpfung der Kaninchenplage empfohlen worden. Zahlreiche Erfahrungen in der Jagdpraxis haben ergeben, daß Ströses Methode zur Bekämpfung der Kaninchenplage sehr gute Erfolge hat, wenn sie vorschriftsmäßig zur Anwendung gelangt. Sofern es sich lediglich darum handelt, bei der Kaninchenjagd bessere Strecken zu erzielen, werden entweder drei Tage vor der Treibjagd einige Tropfen R. aus einer Flasche mit durchlöchertem Stopfen zu beliebiger Tageszeit in jede Röhre gegossen, oder das Verwittern geschieht kurz vor Tagesanbruch am

Jagdtage selbst. An Stelle des flüssigen R. kann man auch ein Pulver anwenden, das durch Vermischen von R. und trockenem, feinem Sand oder Asche hergestellt wird. Die Kaninchen nehmen schwach verwitterte Baue mehrere Tage nicht an, sondern halten sich in deren Nähe auf, werden durch das Verwittern stark beunruhigt und lassen sich leicht vor die Schützen bringen. Will man die Kaninchen möglichst gänzlich ausrotten, so muß in jede Röhre etwa ein Eßlöffel R. geschüttet werden. Die Wirkung so starken Verwitterns hält mehrere Wochen an. Zum Schutze gegen das Eindringen von Kaninchen in Revierteile, wo man diese schädlichen Nager nicht zu haben wünscht, zieht man Stricke aus Kokosfaser, die mit R. getränkt worden sind. Von etwa vier zu vier Wochen sind diese Stricke wiederum unter Verwendung eines Pinsels mit R. anzufeuchten. Wegen Einzelheiten des Verfahrens s. Jahrbuch des Instituts für Jagdkunde, Neudamm, Band I.

Rohr, 1) der Lauf des Gewehres; in übertragenem Sinn auch das ganze Gewehr, Feuerrohr. 2) R. (Phragmites communis) ist hoch, langlebig und zäh. Es dient zur Befestigung der Ufer von Bächen, Flüssen, Seen, die als Uferschutz mit Erlen und Weiden umpflanzt werden. Es ist die beste Deckungs- und Schutzpflanze auf nassen Stellen. Große Rohrremisen sind Lieblingsstände von Elch- und Rotwild; dort suhlen gern Sauen. Brutplätze von Enten und anderem Wassergeflügel. Auf trockenen Stellen und am Rande solcher Remisen hält sich sehr gern der Fasan auf, der dort reichlich Würmer und Schnecken findet. Auch der Fischotter ist hier zu finden. Manchmal sind Rohrstreifen in andere Remisen eingesprengt.

Rohrdommel s. *Reiher V u. VI.*

Röhre s. *Bau.*

röhren s. *schreien.*

Rohrhuhn s. *Sumpfhuhn.*

Rohrweihe s. *Weihe 4.*

rollen (Rollzeit), das Fortpflanzen (die Fortpflanzungszeit) der Füchse und der Sauen, obwohl für letztere der Ausdruck rauschen (Rauschzeit) gebräuchlicher ist.

Rolltuch (Lauftuch, Quertuch), bei eingestellten Jagen das die Kammer vom Laufe trennende Tuch. Zwecks leichterer Handhabung besteht es aus verschiedenen Teilen, welche auf ein gegebenes Zeichen so auseinander geschoben werden, daß das Wild aus der Kammer durch diese Lücken auf den Lauf getrieben werden kann. Die Lücken werden dann schnell wieder geschlossen, damit das durchgetriebene Wild nicht mehr in die Kammer zurück kann.

Rönne s. *Falkenfang 1.*

Rose. 1) Der untere, meist kranzförmig verdickte Teil der Stangen der Hirschgeweihe und Rehgehörne. An dem ersten, von dem jungen Hirsch oder Bock gebildeten Geweih oder Gehörn fehlt noch die R., bei jedem folgenden entsteht sie aber, nur in ganz seltenen Fällen kann sie auch dann abnormerweise fehlen; ebenso kann sie bei sehr alten Hirschen oder Böcken zurückgebildet werden. Meist ist die R. kranzförmig, scharf von der Stange abgesetzt; sie kann aber auch allmählich in diese übergehen, dann spricht man von einer dachförmigen R. Da die R. ein Teil der Stange ist, so wird sie natürlich mit dieser abgeworfen und zeigt an der etwas vorgewölbten oder doch erhabenen Unterseite eine charakteristische Abwurfsfläche. 2) Die besonders bei Auer- und Birkhahn ausgebildeten, hochrot gefärbten Hautwarzen in der Umgebung des Auges, hauptsächlich über ihm, die besonders zur Balzzeit stark hervortreten und z. B. beim Birkhahn weithin sichtbar sind. Auch Hasel-, Reb- und Schneehuhn haben rosenartige Gebilde, die aber ebenso wie bei den Hennen von Auer- und Birkwild wenig hervortreten.

Rosengewächse sind für den Heger beachtenswert. Sie bilden dichte Hecken, umfriedigen den Wildacker und sind natürliche Remisen und Horste an steilen Hängen. In künstlichen Remisen kommen sie als stark bewehrte Pflanzen in Betracht. Von manchen Wildarten werden die Früchte, die Hagebutten, geäst. Unter den zahlreichen Arten müssen für jede Gegend die geeigneten ausgewählt werden.

Rosenmöwe s. *Möwenartige Vögel II, 4.*

Rosenstock, der Stirnbeinzapfen, dem das Geweih (Gehörn) entwächst; s. *Geweih.*

Roßkastanie s. *Laubhölzer.*

Rostente s. *Enten VIII, 1.*

Rostflügeldrossel s. *Drosseln 9.*

Rostschutzmittel. Bei Benutzung von rauchlosem Pulver neigen die Gewehre mehr zur Rostbildung als bei Verwendung des Schwarzpulvers. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in dem die Läufe stark angreifenden Knallquecksilber, das zur Entzündung des rauchlosen Pulvers in größerer Menge benötigt wird, als zu der des Schwarzpulvers. Dazu kommt noch, daß die Rückstände des letzteren das Knallquecksilber besser binden und nach dem ersten Schusse einen schützenden Überzug über das Laufinnere bilden. Während es bei Benutzung von Schwarzpulver genügt, das Laufinnere von den Pulverrückständen zu befreien und dann mit Knochenöl einzufetten, ist dies beim rauchlosen Pulver nicht ausreichend. Sieht man am Tage nach dem Putzen durch einen derart gereinigten Lauf, so findet man Stellen,

die nachgerostet sind. Um dieses Nachrosten zu verhüten, hat man verschiedene Rostschutzmittel zusammengestellt, die nach einmaligem Reinigen und Einfetten des Laufes ein Nachrosten verhindern sollen und dies, wenn auch nicht vollkommen, so doch in besserer Weise als Knochenöl erreichen. Die Rostschutzmittel werden teils in Öl-, teils in Salbenform hergestellt. Die bekanntesten sind Ballistol (Öl), Basol (Öl), Eurol (Öl), Ferruginol (Öl), Nitrol (Salbe und Öl), Telin (Salbe und Öl).

Rotation des Büchsengeschosses. Langgeschosse müssen, um sich nicht zu überschlagen, in Drehung (Rotation) um ihre Längsachse versetzt werden. Sie erhalten diese durch die Drallzüge. Bei starkem Drall beträgt die R. 2000 bis 3000 Umdrehungen in der Sekunde.

Rotauge s. *Karpfenfische VII, 1.*

Rotbläßchen s. *Teichhuhn.*

Rotbuche s. *Laubhölzer.*

Rotdrossel s. *Drosseln 3.*

Rötelfalke s. *Edelfalken II, 3.*

Rotfalken, die nicht edlen Falken; s. *Edelfalken II.*

Rotfeder s. *Karpfenfische VIII, 1.*

Rotfisch s. *Lachse II, 1.*

Rotfußfalke s. *Edelfalken II, 4.*

Rotfußgans s. *Gänse I, 5.*

Rothals s. *Enten I, 6.*

Rothalsdrossel s. *Drosseln 11.*

Rothalsgans s. *Gänse II, 3.*

Rothirsch s. *Rotwild.*

Rothuhn s. *Rebhuhn,* Beschreibung.

Rotkopfente s. *Enten II, 2* und *3.*

Rotte, eine Gesellschaft (Rudel) von Sauen oder Wölfen; nicht aber die Bache mit ihren Frischlingen.

rotten, sich, das Vereinigen von Sauen oder Wölfen zu einer Rotte.

Rotwild (Edelwild; Cervus elaphus); eine Art der Gattung Cervus und der Familie der hirschartigen Wiederkäuer (Cervidae). Die zoologischen Merkmale des Cervus elaphus beruhen in dem Vorhandensein von Haken (oberen Eckzähnen), in der Form des Geweihes (s. u.), den lanzettlichen, die Hälfte der Kopflänge ausmachenden Lauschern, dem etwas kürzeren Wedel und der Färbung (s. u.).

Weidmännische Ausdrücke.

Die Sammelbezeichnung ist Rot- oder Edelwild; die Jungen im ersten Jahre heißen, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, Hirsch- bzw. Wildkälber, im zweiten Lebensjahre werden sie Spießer bzw. Schmaltiere, dann die männlichen Stücke Gabler, Sechser, Achter (oder Sechsender, Achtender) usw., die weiblichen, wenn sie gebrunftet haben, Alttiere oder schlechthin Tiere genannt. Ein Tier, welches kein Kalb setzte, heißt Gelttier oder geltes Tier. Die Hirsche unterscheidet man außer durch Zählung der Geweihenden als gut, brav, stark, kapital. Jagdbar ist meistens erst der Hirsch von 10 Enden, der Begriff der Jagdbarkeit ist aber auch abhängig vom Alter und von der Stärke des Hirsches an Wildbret. Der Achter heißt schlecht jagdbar. Bei den Spießern werden hier und da Schmalspießer und eigentliche Spießer unterschieden; die letztere Bezeichnung wird dann angewendet, wenn der Hirsch nach den ersten Spießen noch einmal wieder Spieße aufsetzt. Eine größere Anzahl von Stücken Rotwild bildet zusammen ein Rudel, einige (4—6) einen Trupp; die Führung hat meistens ein älteres, erfahrenes Alttier, das Leit- oder Kopftier genannt wird.

Das Geweih des Rothirsches sitzt auf den als Rosenstöcke bezeichneten Fortsätzen der Stirnbeine. Während seines Wachstums ist es mit von feinem, kurzem Haar bedeckter Haut, dem Bast, überzogen, der nach Vollendung des Geweihwachstums, wenn das Geweih vereckt ist, gefegt wird. Die Zeit des Wachstumes bezeichnet man als Bast- oder Kolbenzeit, das Geweih selbst dann als Bast- oder Kolbengeweih. Die Endenzahl des Geweihes wird gezählt, indem man die Enden derjenigen Stange, welche die meisten Enden zeigt, verdoppelt. Sind beide Stangen an Endenzahl gleich, so ist das Geweih ein gerades, im anderen Fall ein ungerades. (Ein Hirsch oder Geweih an oder von gerade [ungerade] 12 Enden.) Ist das Geweih bis auf das Fegen fertig, so nennt man es vereckt (auch wohl, doch selten, verreckt). Nach dem Fegen bearbeitet der Hirsch mit dem frischen Geweih häufig Stangen, Sträucher usw., er schlägt dann.

Der Kopf des Rotwildes heißt auch in der Weidmannssprache Kopf oder Haupt (im Süden ist zum Teil das wenig schöne Wort Grind im Gebrauche); die Nase Windfang, die Augen Lichter, die Vertiefungen vorn unter ihnen Tränenhöhlen, das Maul Geäse, die Ohren Lauscher, Luser, auch wohl Loffen, die Zunge Lecker, Weidlöffel oder Graser, die oberen Eckzähne Haken, Graneln, Grandeln, Gräne, Kusen. Die Mähne am Hals des Hirsches nennt man Kragen, der vordere Teil der Brust am Unterende des Halses heißt Stich, der Teil zwischen den Vorderläufen Brust-

kern; die Beine heißen Läufe, die beiden Hauptkufe Schalen, die kleinen, meist den Boden nicht berührenden, hinteren Hufe Geäfter oder Oberrücken (letzterer Ausdruck gebräuchlicher), auch wohl Aftern. Die Seitenteile des Bauches werden Flanken, Dünnungen oder Flämen genannt, das dicke Muskelwildbret am Rückgrat Ziemer oder Zimmer, der Schwanz Wedel, der After Weidloch, die hell gefärbte Umgebung des Weidloches Scheibe oder Spiegel, das männliche Glied Brunstrute oder Brunststange, die Hoden, hier und da auch die ganzen äußeren Geschlechtsorgane, Kurzwildbret. Beim Mutterwilde spricht man vom Feucht- oder Feigenblatt, das Euter heißt Gesäuge. Im Verlaufe der Brunstzeit bildet sich beim Hirsch am Bauch ein dunkler Fleck, der Brunstfleck oder Brunstbrand. Die Haut heißt Haut oder Decke. Die Luftröhre wird Drossel geheißen, der Kehlkopf Drosselknopf; die Speiseröhre Schlund, der Magen Wanst oder Pansen; er bildet das große Gescheide, während die Gedärme das kleine Gescheide ausmachen, beides zusammen wird schlechthin als Gescheide bezeichnet, Herz, Lunge und Leber dagegen als Geräusch. Gescheide und Geräusch bilden zusammen den Aufbruch. Das Fleisch nennt man Wildbret (Wildpret), das Blut Schweiß, das auf dem Wildbret liegende Fett Feist, das innerliche Unschlitt oder Inselt.

Der Abdruck je eines Laufes auf dem Boden bildet einen Tritt, eine Anzahl Tritte des sich fortbewegenden Rotwildes die Fährte. Wenn das Rotwild feste Exkremente, die Losung, von sich gibt, so löst es sich oder lost; wenn es den Urin läßt, so näßt oder feuchtet es. Schlägt es mit den Läufen die Bodendecke weg, so plätzt es. Statt sehen sagt man äugen, auch wahrnehmen, statt hören vernehmen, statt riechen winden oder wittern. Der Haarwechsel heißt Färben, Verfärben, seine Zeit ist die Färbezeit. Das Wild tut sich nieder, sitzt im Bett oder, wenn es vorher den Boden nicht fortschlug, im Niedertun, steht oder tut sich auf, steht in einem Reviere, hat dort seinen Stand, wechselt aus, wenn es das Revier verläßt, wechselt dagegen von einem Orte zum anderen. Sein Weg dabei ist der Wechsel. Es äst sich, wenn es Nahrung (Äsung oder Geäse) nimmt; tränkt sich oder schöpft, wenn es Wasser aufnimmt. Bei gutem Ernährungszustand ist es feist, gut bei Leibe oder gut von Wildbret. Bei ungenügender Äsung kommt es ab, wird schlecht bei Wildbret oder kümmert gar, wobei es zum Kümmerer wird. Es zieht zu Holze, tritt aus, ist vertraut, wenn es sorglos ist, es zieht, sich im Schritte fortbewegend, trollt (trabt), wird flüchtig (galoppiert), überfällt (überspringt) Hindernisse, rinnt im Wasser, wenn es schwimmt. Die Paarungszeit heißt Brunftzeit; wenn der Hirsch das Tier beschlagen (begattet) hat, so ist es beschlagen oder hochbeschlagen, d. h. tragend. Während der Brunstzeit schlägt der starke Hirsch schwächere ab oder forkelt sie (verwundet sie mit dem Geweih). Der Hirsch schreit oder orgelt, wenn er den lauten, brüllenden Brunstschrei ausstößt, auch trenzt oder knört er, wenn er ärgerlich oder verdrießlich ist. Stößt Rotwild den kurzen Angstlaut aus, so schreckt es oder meldet sich. Letzteren Ausdruck gebraucht man auch von Hirschen, wenn sie schwach und unentschlossen zu Anfang der Brunstzeit zu schreien beginnen. Das Tier mahnt, um das Kalb zu warnen. Das Wild klagt vor Angst oder Schmerz. Das Tier setzt ein oder zwei Kälber. Als Schneider bezeichnet man nicht jagdbare, geringe Hirsche, als Platzhirsch den auf einem Brunstplatz mit dem Rudel stehenden, starken Hirsch. Im Sommer badet das Wild gern in schlammigem Wasser oder Schlamm (Suhle), es suhlt sich dann. Das verwundete, angeschweißte oder kranke Stück erhält den Fangschuß, wird durch Stechen in das Genick abgenickt (Kahlwild) oder hinter dem Blatt bzw. von vorn auf den Stich (Kälberfang) durch einen Fang mit dem Hirschfänger abgefangen (Hirsch). Das Herausnehmen der Eingeweide heißt aufbrechen, das Abziehen der Haut aus der Haut schlagen oder zerwirken, das Teilen des Wildbrets zerlegen. Das Geweih wird abgeschlagen, d. h. vom Schädel abgesägt. Das Geweih wird alljährlich abgeworfen und ein neues aufgesetzt oder geschoben. Nimmt bei alten oder kümmernden Hirschen die Zahl der Enden ab, so setzen sie zurück; solche Geweihe heißen zurückgesetzte. Bezüglich der Fährte s. *Fährtenzeichen.*

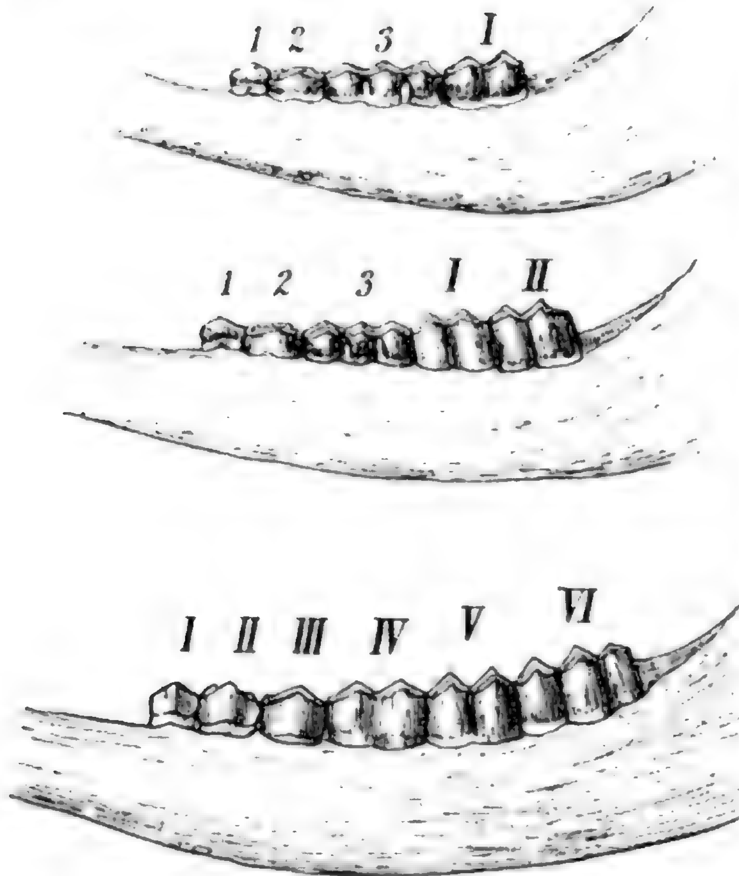
Beschreibung.

Das Rotwild darf mit Fug und Recht unter den zahlreichen (über 60) bekannten Hirscharten als die edelste bezeichnet werden, da ihm an Ebenmaß und Eleganz des kräftig gebauten Körpers keine andere gleicht. Eine

genaue Beschreibung erübrigt sich, doch mag außer auf die in jagdlicher Hinsicht wichtige Geweih- und Gebißentwicklung auf einige andere besondere Punkte etwas näher eingegangen werden. Die Färbung des Rotwildes ist im Sommer und Winter verschieden. Im Frühjahr fällt das Winterhaar sehr offenkundig in Flocken und Büscheln aus, und man sieht deutlich, daß das mehr anliegende, auch minder dicht stehende, in der Färbung rötere Sommerhaar neu hervorsprießt. Im Herbst ist der Haarwechsel weniger gut wahrzunehmen, so daß man lange an eine Verfärbung oder Umfärbung des Sommerhaares glaubte (daher auch die Ausdrücke färben, Färbezeit usw.). In Wirklichkeit fällt aber das Sommerhaar aus, wenn auch allmählicher als im Frühjahre das Winterhaar. Einen unwiderleglichen Beweis hierfür kann eine Untersuchung der einzelnen Haare besonders auf Querschnitten liefern. Das Winterhaar nämlich, das etwa doppelt so lang ist wie das Sommerhaar, zeigt einen runden, fast kreisförmigen Querschnitt, das einzelne Sommerhaar dagegen einen ovalen; auch ist das erstere mehr gewellt als letzteres. Natürlich trägt das Rotwild im Winter eine sehr viel dichtere Unterwolle als im Sommer. Beschlagene bzw. im Herbst säugende Tiere verfärben durchweg etwas später als Schmal- bzw. Gelttiere, da erstere einen großen Teil der aufgenommenen ernährenden Substanzen an das oder die Kälber abgeben müssen. Die die Scheibe oder den Spiegel bildenden Haare können gespreizt und strahlenförmig ausgebreitet werden, was bei Aufregung, in der Flucht usw. geschieht und ein Ausdruck von Gemütsbewegungen ist. Bei der Besprechung des Haares sei einiger Punkte in bezug auf die Färbung gedacht, besonders einiger Abweichungen von der normalen Farbe des Rotwildes, die wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf. In bezug auf den über Hals und Rücken sich erstreckenden dunklen Längsstreif, den Aalstrich oder -streif, herrscht keineswegs Gleichartigkeit bei unserem Wilde; er ist ebenso wie die dunkle Einfassung der Scheibe bald stärker, bald schwächer ausgeprägt, kann auch ganz fehlen. In seltenen Fällen zeigen ausgewachsene Stücke noch mehr oder minder deutliche Fleckenreihen wie die Kälber. Von eigentlichen Färbungsvarietäten ist das weiße Rotwild wohl die relativ häufigste; sie findet sich in verschiedenen Gegenden, meist in eingegatterten Revieren oder Parks. Durch Kreuzung mit normalfarbigem Wild entstehen verschiedenartig gezeichnete Schecken, auch wohl Blessen. Silbergraues, isabellfarbiges und schwarzes Rotwild ist sehr selten.

Maße und Gewichte des Rotwildes wechseln erheblich je nach der Herkunft und nach der Beschaffenheit der Reviere. Gatter- oder Parkhirsche mit intensiver künstlicher Fütterung erreichen selbstverständlich weit höhere Ziffern als Rotwild aus freier Wildbahn mit schlechter Äsung oder ungünstigen klimatischen Verhältnissen. Als das stärkste Rotwild gilt das aus gewissen Teilen Südosteuropas (Ungarn, Slavonien, Donau-Auen usw.), das schwächste dürfte das korsikanische und nordafrikanische sein, welch letzteres von einigen Zoologen als besondere Art (Cervus barbarus) betrachtet wird. Als Durchschnittsmaß für gute Hirsche aus Bellye in Ungarn wird angegeben Länge 2,3 m, Höhe 1,45 m; etwas schwächer sind die sonst sehr guten Hirsche aus Rominten, während z. B. Harzhirsche oder solche aus Heiderevieren lange nicht jene Maße erreichen. An Gewicht kommen starke Rومintener Hirsche unaufgebrochen an 250 kg, während Heidehirsche kaum halb so schwer werden. Aus älteren Zeiten wird uns über Gewichte von etwa 400 kg, jedenfalls mit Aufbruch, berichtet, wobei es sich ohne Zweifel um stark gefütterte Hirsche handelt. Im Durchschnitt beträgt das Gewicht des Aufbruches etwa ein Fünftel bis ein Drittel des Gesamtgewichtes des Hirsches, wenigstens zur Feistzeit, während es im Winter bei knapper Äsung und leerem Wanste natürlich weniger ist. Auch die Geweihgewichte variieren außerordentlich, denn während z. B. Geweihe starker Hirsche von 7,5 bis 10 kg schon sehr gut sind, erreichte dasjenige eines 1883 vom Prinzen Louis Rohan erlegten Ungarhirsches das enorme Gewicht von 14 kg. Über die Anatomie des Hirschkörpers unterrichtet das Bild auf S. 479 (*Schußzeichen*).

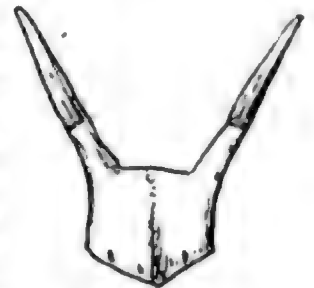
Von einiger Bedeutung für den Weidmann ist die Kenntnis der Gebißverhältnisse beim Rotwilde. Das Kalb erhält sein Milchgebiß aus 22 Zähnen in den ersten vier Wochen, nämlich 8 untere Schneidezähne, jederseits oben 1 Eckzahn (Haken) und in jeder Kieferhälfte oben und unten an jeder Seite 3 Milchbackenzähne. Das mittelste untere Schneidezahnpaar ist dadurch ausgezeichnet, daß der obere Rand sehr stark nach der Außenseite hin ausgezogen ist. Von besonderer Wichtigkeit ist der letzte untere Milchbackenzahn, denn er besteht aus drei Abschnitten, wie bei allen Wiederkäuern, während der ihn ersetzende Zahn des bleibenden Gebisses nur einteilig ist. Etwa im Oktober des ersten Lebensjahres des Kalbes erscheint hinter dem 3. Milchbackenzahn der erste bleibende Backenzahn, so daß dann also im ganzen 4 Backenzähne in jeder Kieferhälfte vorhanden sind. Im Mai des folgenden Jahres, also des 2. Kalenderjahres, folgt ein weiterer Backenzahn, der



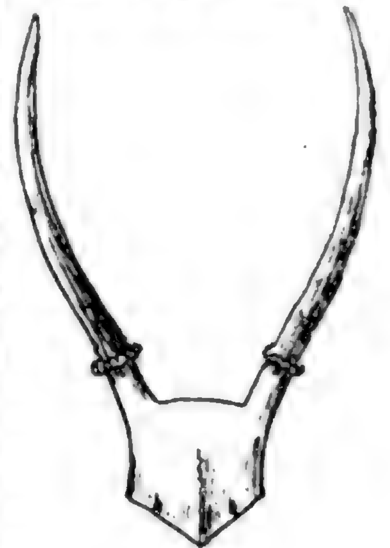
1. Backenzähne des Rotwildes
im Herbste des ersten (oben), Mai des zweiten und Herbst des dritten Kalenderjahres (1 bis 3 Milchbackenzähne, I bis VI bleibende Backenzähne).

5. in der Reihe. Im August dieses Jahres beginnt der Wechsel der Schneidezähne mit dem mittelsten Paar, und gleichzeitig werden auch die stiftförmigen Milchhaken durch die mehr rundlichen Ersatzhaken verdrängt. Im September oder Oktober des 2. Kalenderjahres folgt der Wechsel des zweiten, im Dezember der des dritten Schneidezahnpaares (in jeder Kieferhälfte von innen nach außen gezählt), während das vierte etwa im März des 3. Kalenderjahres gewechselt wird. Der sechste, also letzte bleibende Backenzahn, der wie der dritte Milchbackenzahn dreiteilig ist, erscheint etwa im Mai des 3. Kalenderjahres. Im Herbste dieses Jahres findet ziemlich rasch der Wechsel der Milchbackenzähne statt, so daß gegen den Winter des 3. Kalenderjahres, wenn das Stück Wild etwa 2½ Jahre alt ist, das bleibende Gebiß, aus 34 Zähnen bestehend, vollzählig ist. Es sind dann die Backenzähne noch fast gar nicht abgenutzt. Erst mit zunehmendem Alter schleifen sich beim Äsen die Zahnkronen mehr und mehr ab, doch ist ein sicheres Ansprechen des Alters vorläufig noch nicht möglich und wird es vielleicht nie werden, da die Abnutzung von verschiedenen, nicht immer erkennbaren Faktoren abhängt und ziemlich verschiedenartig verlaufen kann.

Ein ganz besonderes Interesse beansprucht die Geweihbildung des Rothirsches, mit der sich eine ganze Reihe von Forschern befaßt hat, ohne jedoch in allen Punkten zu voller Übereinstimmung zu gelangen. Je nach der Beschaffenheit des Hirschkalbes, nach den Äsungs- und klimatischen Verhältnissen usw. fängt die Geweihbildung mit dem Sichtbarwerden der Rosenstöcke früher oder später an, im Durchschnitt wohl im Alter von 7 bis 8 Monaten, so daß bei einem im Juni gesetzten Hirschkalb um Neujahr die Rosenstöcke äußerlich zutage treten, während das erste Geweih, stets einfache, 3 bis 30 cm lange Spieße, etwa im März/Mai, wenn also der Junghirsch ¾ bis knapp 1 Jahr alt ist, fertig ist. Die Geweihbildung kann sich aber auch so lange verzögern, daß sich erst im 12. bis 14. Lebensmonat des Kalbes die Rosenstöcke zeigen. Die ersten, glatten, noch der Rosen entbehrenden Spieße werden im Frühjahre des dritten Kalenderjahres, wenn also der Spießer knapp ein Alter von 2 Jahren erreicht hat, abgeworfen. Nun kann sich Verschiedenes ereignen. Entweder — und das ist in Revieren mit schlechter Äsung und degeneriertem Wilde der Fall — setzt der Hirsch nochmals Spieße auf, die dann aber eine Rose besitzen, meist auch stärker und länger als die ersten sind, vor allem aber durch Prüfung des Gebisses sicher als zweite Spieße zu erkennen sind (das Gebiß ist vollständig, auch der letzte Backenzahn vorhanden). Oder aber es werden durch die Anwesenheit eines Augensprosses gekennzeichnete Gabeln geschoben, was jedoch verhältnismäßig sel-

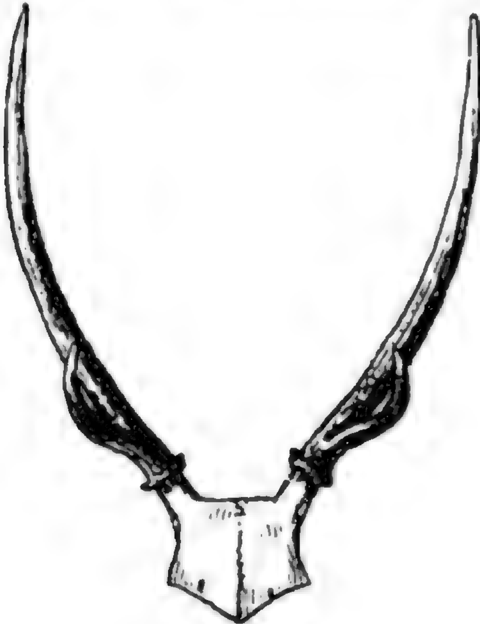


2. Schmalspießer.



3. Spießer.

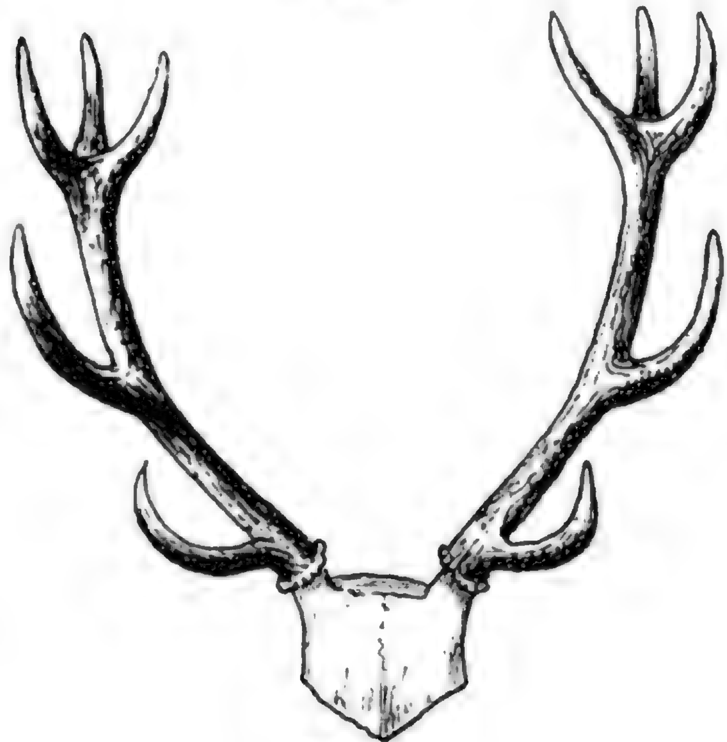
ten vorkommt. Oder aber der Hirsch überspringt die theoretisch eigentlich folgende Gablerstufe und schiebt 6 oder 8 Enden, ein Fall, der in guten Revieren häufig, bei gut gefütterten Hirschen in der Gefangenschaft wohl meistens eintritt. Sogar Beispiele, daß auf die ersten Spieße ein Zehnendergeweih folgte, sind bekannt. Es ist also, wie hieraus hervorgeht, unmöglich, lediglich aus der Endenzahl des Geweihes auf das Alter des betr. Hirsches zu schließen. Die Sechserstufe ist charakterisiert durch das Auftreten des Mittelsprosses, womit gleichzeitig eine schwache Knickung oder Biegung der Stange im Ansatzpunkte des Mittelsprosses verbunden ist. Die Achterstufe kommt in der Regel dadurch zustande, daß sich beim Sechser vom Stangenende nach hinten noch ein Ende abzweigt. In seltenen Fällen bildet sich über dem Augensproß ein sog. Eissproß, und das Stangenende bleibt einfach, ungegabelt; das ist meistens bei zurückgesetzten Geweihen der Fall. Bei der Zehnerstufe muß man zwei Möglichkeiten berücksichtigen: Entweder es



4. Gabler.

6. Sechser.

5. Zurückgesetzter Gabler.



7. Kronenzehner.

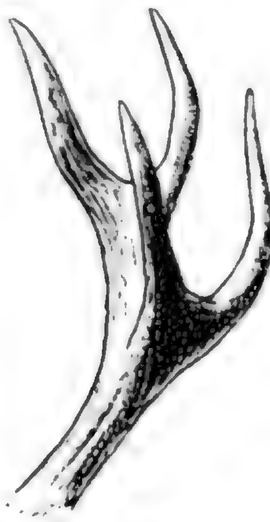
sind außer Augen- und Mittelsproß drei Kronenenden ausgebildet (Kronenzehner), oder es findet sich außer Augen- und Mittelsproß ein Eissproß, und das Stangenende ist nur gegabelt (Eissprossenzehner). Bei den folgen-

8. Eissprossenzehner.

Endenzahl mancher Geweihe bis zu dem berühmten Moritzburger Sechsundsechzigender, der aber keineswegs besonders stark ist und an Stärke von vielen Geweihen mit weit weniger Enden übertroffen wird. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß mit zunehmender Endenzahl die Stärke der Stangen wächst, daß ferner der Augensproß näher an die Rose herabrückt und in einem immer stumpferen Winkel zur

9a. Schaufelkrone.

9b. Becherkrone.



9c. Gabelkrone.

9d. Handkrone.

den Geweihstufen handelt es sich in der Regel um eine Vermehrung der Kronenenden, wogegen Augen-, Eis- und Mittelsproß normalerweise einfach bleiben. Nur ausnahmsweise treten hier wohl Gabelungen auf. Jagdlich werden als Enden alle Hervorragungen des Geweihes gezählt, an denen eine Hornfessel oder eine Hirschfängerkoppel aufgehängt werden kann; daher kommt z. T. die hohe

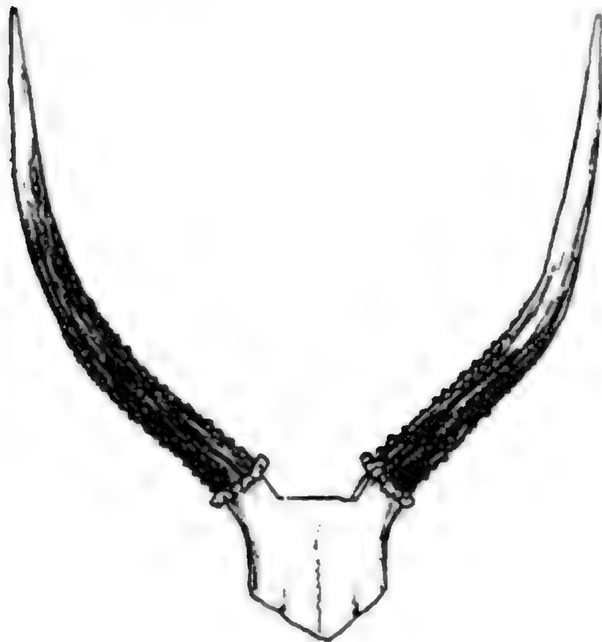
Stange steht, sowie daß die Rosenstöcke nach jedem Abwerfen des Geweihes stärker, aber auch kürzer werden. Die größte Mannigfaltigkeit in der Ausbildung zeigt der obere Teil des Geweihes, die Krone, bei der man verästelte, handförmige, schaufelförmige, becherförmige, tellerförmige und Doppelkronen unterscheidet. In seltenen Fällen unterbleibt die Endenbildung ganz, oder es

10. Mönch.

ist. Da sich solche Abnormitäten leicht vererben, so sucht man ihre Träger möglichst bald auszumerzen. Perückenbildungen sind beim Rothirsch ungleich seltener als z. B. beim Rehbock, ebenso weibliche Stücke mit Geweihbildung. Dagegen ist die Zahl der Geweihmißbildungen sehr groß, so daß wir hier nicht im einzelnen darauf eingehen können. Das Abwerfen selbst findet bei starken Hirschen früher als bei geringen statt, keineswegs aber immer in dem danach Hornung benannten Monat Februar, sondern meistens im Monat März. Bei Spießern, geringen Hirschen und Kümmerern zieht sich das Abwerfen manchmal bis in den Mai hin. Mit dem Abwerfen bzw. Wiederaufbau des

ist nur eine mehr oder minder deutliche Spur des Augensprosses vorhanden, so daß das Geweih, auch bei älteren Hirschen, aus Spießen, meist wohl etwas gebogenen, besteht. Derartig bewehrte Hirsche sind zur Brunftzeit ihren Gegnern sehr gefährlich; man bezeichnet sie als Schadhirsche oder Mörder und sieht sie sehr ungern. Dasselbe gilt von den Plattköpfen, Mönchen oder Büffelhirschen, bei denen die Geweihbildung ganz unterdrückt

12. Donauhirsch.

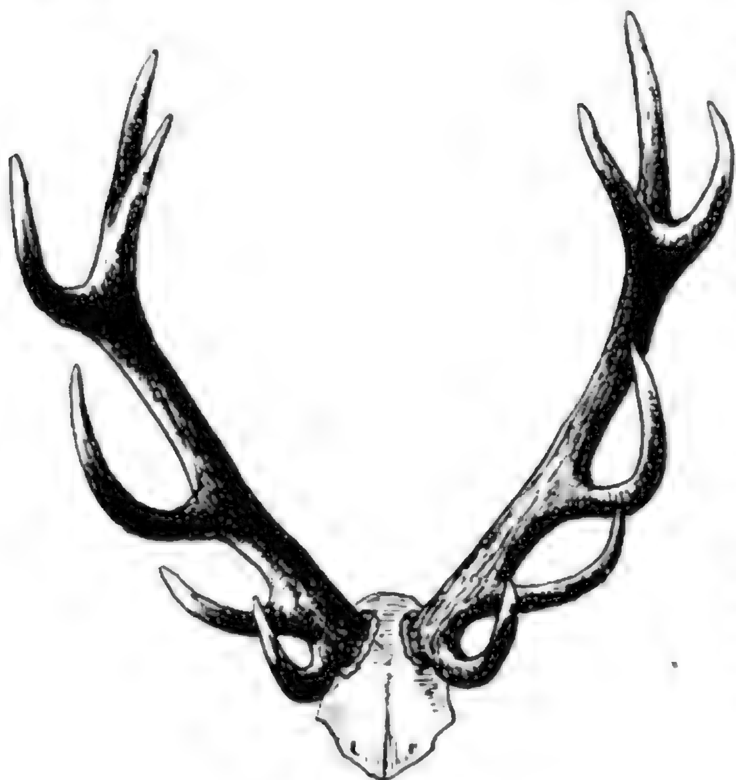


11. Mörder.

Geweihes fällt die Färbezeit zusammen; sind beide viele Nährsubstanzen verbrauchenden Vorgänge beendet, so naht die Feistzeit heran, während welcher der Hirsch außerordentlich heimlich ist, in großen Dickungen steht, spät austritt und früh zu Holze zieht.

Verbreitung, Aufenthalt.

Als Wild des Waldes ist das Rotwild bezüglich seiner Verbreitung auf bewaldete Gegenden angewiesen, während es Steppen-, Wiesen-, Sumpf- und Marschgebiete meidet. Das Rotwild findet sich sowohl in der Ebene als auch im Gebirge, soweit in diesem der Waldgürtel reicht. In Europa geht seine Verbreitung nördlich etwa bis zum 65. Grade, in Asien nicht ganz so weit. Der Schwerpunkt seines Vorkommens liegt im

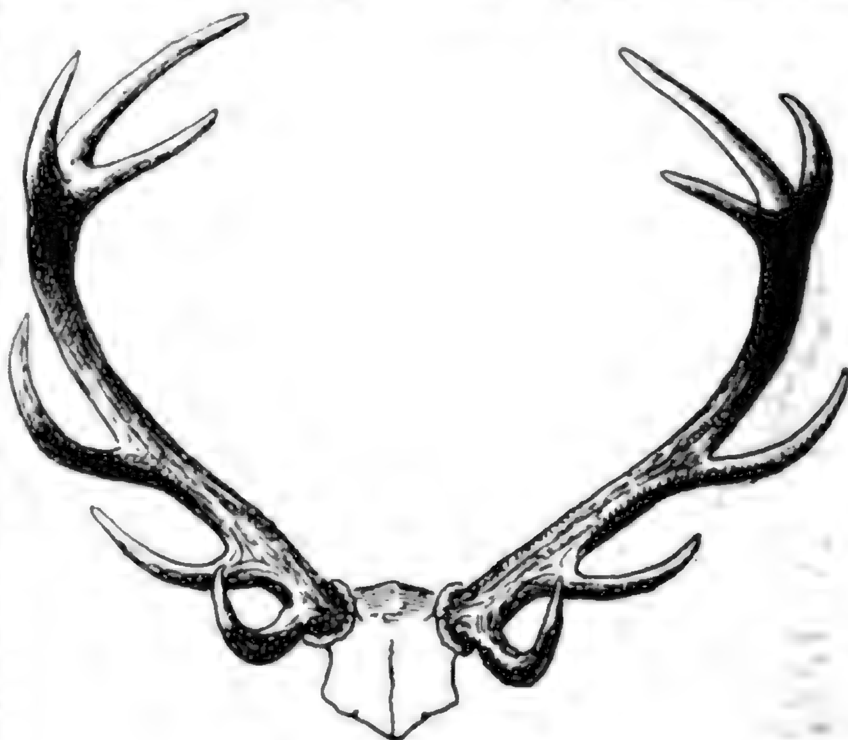


13. Inlandshirsch.

mittleren und südöstlichen Europa, während der Westen arm an Rotwild ist. In Deutschland weisen gute Stände auf Mecklenburg, Pommern, die Mark, Ost- und Westpreußen, Anhalt, die sächsischen Herzogtümer, Schlesien usw. Die stärksten Hirsche beherbergt Ungarn, sehr geringe u. a. die Reichslande. Vom Kaukasus an und weiter ostwärts gibt es eine ganze Reihe mehr oder minder in Stärke, Färbung, z. T. auch in der Geweihbildung abweichender Vertreter des Edelhirschtypus, die jetzt meist als besondere Arten angesehen werden und deren Reihe nach Amerika hinüberzieht, wo sie den Wapiti als Vertreter hat. Die auch in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, wie sonst mehrfach in der Jagdliteratur geäußerte Befürchtung, daß das Rotwild bei uns dem Verschwinden entgegengehe, ist nach dem Urteil kompetenter Sachverständigen glücklicherweise unbegründet, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß in manchen Gegenden sich die Verhältnisse bezüglich des Wildstandes sehr verschlechtert haben. Zur Erhaltung eines guten Standes an Rotwild ist nicht nur ein ausgedehntes, ruhiges Revier mit Dickungen, Blößen, Wiesen usw. nötig, sondern auch Fütterung im Winter und ein vernünftiger, planmäßiger Abschuß, durch den vor allem schlechte Stücke und Kümmerer beseitigt werden, so daß zur Fortpflanzung nur gesunde, starke Stücke gelangen. Wer gute Geweihe erbeuten will, muß auch die Hirsche alt genug werden lassen und nicht jeden vielversprechenden Zwölfender oder gar Zehner abschießen. Es kostet dies freilich viel Überwindung, und von dem Pächter oder Besitzer eines kleinen Revieres ist eine solche Entsagung kaum zu verlangen, zumal bei den meist kurzfristigen Pachtverträgen, bei denen niemand weiß, ob sie erneuert werden. Aber auf großen Besitzungen und in fiskalischen Revieren ist die Hege mit der Büchse und das Altwerdenlassen der guten Hirsche wohl möglich.

Lebensweise, Fortpflanzung.

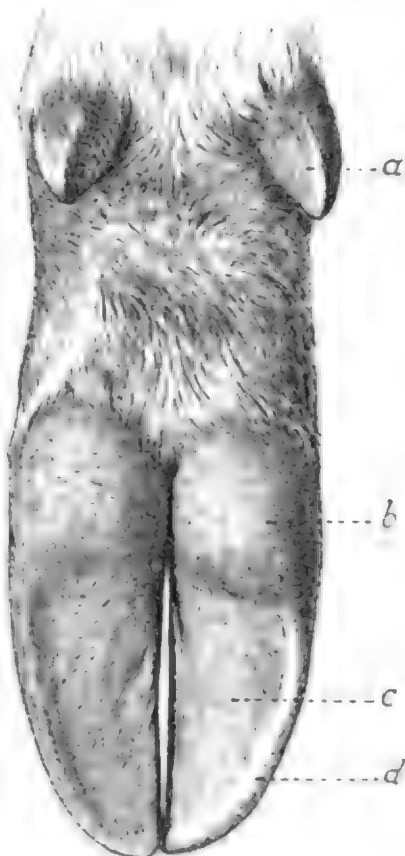
Im Vollbesitz seiner Körperkraft tritt der Hirsch in die Brunst und zum Kahlwilde, wobei in manchen Gegenden starke Hirsche regelmäßig weit wechseln, um nach bekannten Brunstplätzen zu ziehen. Meist beginnt die Brunst in Deutschland Mitte oder Ende September und dauert etwa vier Wochen. Während dieser Zeit sind die Hirsche sehr unruhig und aufgeregt, lassen ihre dröhnende Stimme hören, meist in der Morgen- und Abenddämmerung, auch wohl am Tage. Starke Hirsche schlagen die



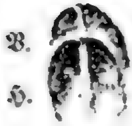
14. Küstenhirsch.

schwächeren ab, die aber unausgesetzt beim Rudel auf einen unbewachten Augenblick lauern, um sich den brunstigen Tieren nähern zu können. Derartige Gelegenheiten ergeben sich, wenn der beim Rudel stehende Platzhirsch mit einem gleichstarken Nebenbuhler in Kampf gerät, der mit großer Erbitterung ausgefochten wird und gelegentlich mit dem Verenden eines der beiden Kämpfer endet. Da die Hirsche während der Brunstzeit wenig Äsung aufnehmen, sich anderseits in fortwährender Aufregung befinden, so kommen sie dabei sehr ab, verlieren den größten Teil des im Sommer aufgelegten Feistes wieder und erhalten einen schlanken Körper. Am Bauche des Hirsches entsteht im Verlaufe der Brunst ein dunkler Fleck von verschiedener Ausdehnung, der sog. Brunstfleck oder Brunstbrand, der wohl austretender Samenflüssigkeit seine Entstehung verdankt, worüber jedoch exakte Untersuchungen nicht vorliegen. Das Wildbret nimmt einen unangenehmen Bocksgeruch an, der es nicht gerade appetitlich macht. Nach der Brunst trennen sich die starken Hirsche wieder von den Rudeln und stehen allein oder in schwachen Trupps zusammen. Das Tier geht etwa 35 Wochen beschlagen, die Setzzeit fällt durchschnittlich in den Juni. Meist wird nur ein Kalb gesetzt, ausnahmsweise auch wohl zwei. Fortpflanzungsfähig werden stark entwickelte weibliche Stücke im Herbste ihres zweiten Lebensjahres, schwächere erst ein oder (selten) zwei Jahre später. Die Kälber tragen im ersten Sommer das bekannte gefleckte Haarkleid, drücken sich die ersten Tage bei drohender Gefahr an den Boden, folgen aber bald der Mutter und bleiben auch während der Brunst bei ihr, da sich der Hirsch nicht um sie kümmert. Zum Setzen sondern sich die beschlagenen Tiere vom Rudel ab, treten aber wieder zu diesem, wenn die Kälber völlig imstande sind, zu folgen.

Das Rotwild windet und vernimmt sehr scharf; minder gut äugt es, so daß der ganz unbeweglich selbst in schlechter Deckung stehende Jäger oft nicht eher erkannt wird, als bis das Wild von ihm Wind bekommt. Selbstverständlich wird es in Revieren, wo es öfter Menschen äugt, aber sonst Ruhe genießt, viel vertrauter als dort, wo es unablässig bejagt und beschossen wird, wie dies in vielen Gegenden der Fall ist, besonders da, wo Rotwild nur als Wechselwild vorkommt. Besonders große Vorsicht zeigt das Leittier eines Rudels, sowie der Feisthirsch. Die Äsung unseres Wildes besteht aus vielerlei pflanzlichen Stoffen, Gräsern, Kräutern, Wurzelgewächsen, Getreide, Laub, Pilzen, Beeren, Knospen, Zweigen, Rinde usw. und richtet sich in ihrer Zusammensetzung nach der Jahreszeit und nach der Beschaffenheit des Revieres. Mit der Äsung hängt wenigstens indirekt das Schälen zusammen, d. h. das Abreißen der Rinde von Holzgewächsen. Solange die Rinde saftreich ist, also im Frühjahr und Sommer, reißt das Wild lange Streifen Rinde von unten nach oben hin ziehend ab, während im Winter die Rinde in kleineren, unregelmäßigen Stücken mehr abgeäst oder abgeschabt wird. Der Schaden durch Schälen, welcher wohl alle Baumarten, ganz besonders die Fichte, trifft, kann sehr bedeutend sein, und die Verhütung der Schälschäden ist eine wichtige Aufgabe der Forstwirtschaft, die uns hier jedoch nicht angeht. — Feinde aus der höheren Tierwelt hat das Rotwild bei uns fast gar nicht. In den Reichslanden, die freilich nur einen mäßigen Stand an geringem Rotwild besitzen, kann der Wolf als Feind des letzteren gelten, und in Ostpreußen tritt dieser Räuber bekanntlich in strengen Wintern auch gelegentlich auf, seltener in anderen Teilen Ostdeutschlands. Weit seltener wechselt von Rußland her der Luchs nach Deutschland herein, der ebenso wie der Wolf Rotwild und Rehe in große, dem Forstpersonal bald auffallende Unruhe und Aufregung versetzt. Daß Fuchs oder Marder, Adler oder Uhu Schaden an frisch gesetzten Rotwildkälbern, was an und für sich wohl denkbar wäre, wirklich getan hätten, dürfte bei uns kaum beobachtet worden sein. Von Insekten plagen im Sommer allerlei Fliegen, Bremsen und Mücken unser Wild, vor allem



15. Hinterlauf eines Rothirsches von 12 Enden.
(½ nat. Gr.)
a Oberrücken, b Ballen, c Hohle, d Schalenwand.



Schrank

Schrank

16. Hirsch, schränkend.
($^1/_{10}$ nat. Gr.)

17. Alttier, schränkend.
($^1/_{10}$ nat. Gr.)

18. Flüchtige Fährte des Rothirsches. ($^1/_{10}$ nat. Gr.)

aber die Dasselfliegen oder Oestriden, die in einem besonderen Artikel abgehandelt sind, da sie nicht ausschließlich auf Rotwild leben (s. *Bremsenlarven*). Erwähnt sei beiläufig, daß die sogen. Hirschlaus, die sich im Herbste oft in großer Zahl auf Rotwild — und auch auf anderem Wilde — findet, nicht eine wirkliche Laus ist, sondern eine Fliegenart (Lipoptena cervi), die, anfänglich geflügelt, gegen den Herbst ihre Flügel verliert. Auch Holzböcke sitzen zuweilen an Rotwild. Von inneren Parasiten sind einige Würmer zu nennen, so Leberegel (Distomum hepaticum und lanceolatum), die in den Gallengängen leben; Fadenwürmer (Strongylus filaria) in der Lunge, oft mittelbar das Eingehen ihres Wirtes dadurch verursachend, daß sie den Boden für das Eindringen gefährlicher Mikroben vorbereiten, und unter Umständen fast seuchenartig auftretend. Andere Würmer, zu denen auch ein Bandwurm zählt, werden kaum jemals gefährlich. Am schlimmsten sind die kleinsten und am niedrigsten organisierten Feinde des Rotwildes, die einzelligen Lebewesen, welche den Milzbrand und die Wild- und Rinderseuche hervorrufen. Diese Erkrankungen sicher nachzuweisen, wird nur dem Tierarzte gelingen, weshalb wir auf Näheres hier nicht einzugehen brauchen; doch sei erwähnt, daß in beiden Fällen außerordentliche Vorsicht geboten und gesetzliche Vorschriften zu beachten sind.

Jagd.

Die Jagd auf den Rothirsch ist ein körperlich und geistig gleich anregendes, das Wissen und Können des Jägers auf harte Proben stellendes Unternehmen. Er hat ein Wild vor sich, welches, überaus scharf an Sinnen, im entscheidenden Augenblick überraschend gut zu kombinieren versteht, mithin den gerechten Weidmann zu einem Kampfe mit gleichen Waffen zwingt, und wenn bei jeder Jagdart die genaue Kenntnis des zu jagenden Wildes erste Bedingung ist, gilt dies besonders beim Edelhirsch, weshalb die Jagd auf den König der Wälder zu allen Zeiten die echte weidmännische Leidenschaft am meisten entflammt hat. — Die für den Rotwildjäger so überaus wichtige Fährtenkunde ist unter *Fährtenzeichen* behandelt.

Unter dem Begriff d e u t s c h e J a g d faßt man 1) die Birsch, 2) den Anstand oder Ansitz, 3) das Lancieren, 4) die Treibjagd, 5) das eingestellte Jagen zusammen. Unter der f r a n z ö s i s c h e n J a g d versteht man die Parforcejagd.

1) Die B i r s c h ist die anregendste wie auch schwierigste Art, dem edlen König der Wälder beizukommen; sie erfordert neben körperlicher Ausdauer und Selbstbeherrschung die genaueste Kenntnis von seinen Eigenschaften und Gewohnheiten, und es gibt keinen besseren Probierstein für das Wissen und Können eines Weidmannes, als sein Benehmen und seinen Erfolg auf dieser Jagd. Unerschütterliche Ruhe im entscheidenden, oft unverhofften Augenblick, ein alles durchdringendes Auge und Ohr, Bekanntschaft mit allen Tönen des Waldes und mit dem Benehmen gewisser Vögel, instinktives Erkennen der Lieblingsplätze des Wildes, feste Hand und Verwachsensein mit der Büchse am Kopf zu einem Ganzen, das alles muß der Birschjäger sein eigen nennen können, um Erfolge zu haben. Wer sich auf die Führung eines anderen verlassen muß, kann zwar auch seine Freude am glücklichen Schusse genießen, dennoch tat er nur halbe Arbeit; selbst ist der Mann, gilt beim Rothirsch wie beim balzenden Auerhahn, dennoch ist es manchem, sonst braven Jäger eben nicht gegeben, hier allein fertig zu werden, und mancher, der auf Hasentreiben und sonstigen Jagden niederen Ranges Vorzügliches leistet, wird dem Rothirsch gegenüber vom Hirschfieber lahmgelegt. Die beste Birschzeit sind zwar die Morgen- und späten Nachmittagsstunden, doch lassen sich darüber keine festen Regeln geben, da das Wild je nach der größeren oder geringeren Ruhe oder Unruhe, nach der reichlicheren oder spärlicheren Äsung auch über Mittag auf den Läufen ist. Natürlich sucht man zunächst zu ermitteln, wo das Wild steht, dessen Wechsel ist usw., öffnet Augen und Ohren, nimmt die gespannte Büchse unter den Arm und birscht nun, mit ruhigem Schritt und ganzer Sohle leicht, aber bequem und ungezwungen auftretend, unter Wind los. Bemerkt man den Hirsch, so schleiche man von Deckung zu Deckung näher, ihn möglichst unverwandt im Auge behaltend, vermeide jeden falschen Tritt, jedes etwa knackende Ästchen, und zögere im günstigen Augenblicke nicht mit dem Schuß; steht er ungünstig, so warte man lieber, bis er sich schußmäßiger gestellt hat. Sieht der Jäger den Hirsch unruhig werden und sichern, so stehe er unbeweglich, bis sich dieser wieder beruhigt hat, und ganz besonders, wenn er beim Trupp steht; hier muß man schnell die Stückzahl mit dem Auge überfliegen und sich versichern, daß man alle Stücke gesehen hat, sowie daß sie sich alle wieder beruhigt haben, denn besonders das Kopf- oder Leittier gibt sich beim geringsten Verdacht nicht so leicht der Sorglosigkeit hin, äugt unter den Läufen weg, scheinbar äsend, nach der verdächtigen Richtung, und wenn es einige Schritte mit hochgehobenen Läufen, als wie im Sumpfe, mit zurückgelegten Lauschern umherzieht, dann steht baldige und schnelle Flucht bevor, der sich das Rudel sofort anschließt. Sieht man Wild auf einer Blöße

stehen und kann mit Deckung nicht herankommen, so gehe man ihm scheinbar harmlos, singend und pfeifend näher und gebe schnell den Schuß ab, sobald die Entfernung es erlaubt; manchmal gelingt es, doch selten, am ehesten noch bei einem geringeren Hirsch beim Trupp, beim starken, einzeln stehenden nur sehr selten. Wechselt ein Trupp an dem gut gedeckten Jäger in Schußnähe (also durchschnittlich 80 bis 100 Schritt) vorüber, dem ein jagdbarer Hirsch nachzieht, und liegt dem Jäger nicht besonders viel an diesem, so warte er mit dem Schuß; denn er darf mit Zuversicht auf einen noch stärkeren Hirsch rechnen, der oft einige hundert Schritte hinter dem Trupp herzieht. Gilt es dem Feisthirsch, so verdoppele man alle Vorsicht, hüte sich vor jedem noch so geringen verdächtigen Geräusch, lasse den Tabak trotz der stechenden Mücken weg, und — trotz alledem wird man gar oft noch der Genarrte sein. — Anstand oder Ansitz sind auf den Feisthirsch erfolgreicher.

Neben dem Birschgang ist die Birschfahrt ein ebenso interessantes wie bequemes und erfolgreiches Jagdvergnügen, freilich nur in ebenem Gelände anwendbar. Wo große Entfernungen mitrechnen, sind Pferde zu benutzen; auf einer Fahrt in der Nähe tun zwar auch Ochsen Dienste, dennoch kann ihnen das Wort nicht geredet werden, so sehr sie auch anderweitig empfohlen werden. Ein ruhiges Pferdegespann geht, wenn es wünschenswert ist, wie ein solches von Ochsen, ist aber lenksamer und kann jeden Augenblick zur gewünschten Schnelligkeit angetrieben werden, was bei den Ochsen ausgeschlossen ist. Oft ist es notwendig, im scharfen Trab einen Forstteil zu umschlagen, um zu wissen, ob das Wild noch darinnen steht; ja selbst eine direkte Verfolgung des trollenden Trupps hat diesen schon zum Stehen gebracht, was alles mit Ochsen nicht zu ermöglichen ist. Der *Birschwagen* muß möglichst einfach sein und augenblickliches, ungefährdetes Abspringen zulassen. Im Freien muß sich der Wagen nach und nach dem Wild zu nähern suchen; ein unbefangenes Benehmen der Insassen ist hierbei zu empfehlen. Der Führer hat sich um den Jäger nicht zu kümmern, sondern lediglich um die Pferde; ist er erfahren genug, so überläßt ihm der Jäger das Anfahren, andernfalls richte jener sich nach dessen leise gegebenen Weisungen. Ist es Zeit zum Abspringen, was entweder hinten oder auf der dem Wild abgewendeten Seite geschehen muß, so hält der Wagen niemals an, sondern fährt ruhig weiter, und der Jäger schreitet entweder noch einige Schritte nebenher oder feuert sogleich nach dem Abspringen oder richtiger leisen Abgleiten vom Wagen. Bietet sich eine Deckung, so ist sie natürlich unmittelbar beim Abspringen zu verwerten. Die Pferde müssen schußfest sein, d. h. sie dürfen beim Schießen nicht unbändig werden. Das Birschenreiten wird nur noch sehr selten ausgeübt; man bedient sich dazu des *Schießpferds*, das im gegebenen Augenblick durch unverbrüchliches Stillstehen dem Jäger einen sicheren Schuß ermöglichen muß.

Hochinteressant ist die Birsch auf den Brunfthirsch. Entweder birscht sich der Jäger an den schreienden Hirsch an, vorausgesetzt, daß das notwendigste Büchsenlicht vorhanden ist, oder er schreit den Hirsch an, d. h. er ahmt den Brunftschrei nach. Dieser das Jägerohr elektrisierende Schrei tönt wie „oh oh oh oaah, — oh oh" und läßt sich entweder aus den Händen nachahmen, indem man beide röhrenförmig aneinander und fest an die Lippen drückt und bei dem gedehnten aah-Laut etwas erweitert, oder noch besser auf dem sog. Hirschruf, einer großen, dazu bearbeiteten Schneckenmuschel, auch auf einem Ochsenhorn oder Bierglas. Täuschend ähnlich muß aber der Schrei erfolgen, und zwar in etwas höherem Ton als der des anzuschreienden Hirsches, damit dieser einen schwächeren Nebenbuhler vermutet. Aus der Antwort des Hirsches gewahrt man, ob er heranzieht; tut er dies so nahe, daß er das Mahnen des Tieres vernehmen kann, so ahme man dies nach, indem man mit Daumen und Zeigefinger die Nasenflügel zusammendrückt, das französische Wörtchen un ausspricht und die Finger schnell losläßt, wodurch der Ton etwas überschnappt. Der Hirsch pflegt darauf still heranzuschleichen, sichert aber mit bedrückender Schärfe, und es kommt nun auf die Befähigung des Jägers an, ob er der Betörte ist oder der Brunfthirsch. Liegt der H. im Feuer, so beeile man sich mit dem Auslösen des Kurzwildbrets; schon an und für sich ist ein böckserner Brunfthirschbraten Geschmackssache; bleibt ihm aber das Kurzwildbret, dann dürfte selbst ein hungriger Zigeunermagen sich von ihm wenden.

Wie sich das Wild beim Anschusse verhält und wie sich der Jäger zu benehmen hat, ist bei den *Schußzeichen* und der *Nachsuche* angegeben. Unentbehrlich bei der Jagd auf Hochwild ist der Schweißhund (s. *Schweißhund*).

2) Der Anstand oder Ansitz kann natürlich nur an einem sicheren Wechsel Sinn haben, sonst kann ihn der Jagdfreund wochenlang vergeblich ausüben. Um den Hirsch nicht zu vergrämen, betrete man den Wechsel nicht, dagegen vertrete man alle einzelnen Fährten, welche über öffentliche Wege usw. führen, damit sie nicht unberufenen

Jagdbeflissenen zum Wegweiser dienen. In der entsprechenden Entfernung schaffe man sich eine Deckung hinter einem Strauch, Erdauswurf, Baumsturz usw. oder eine künstliche, aber möglichst unauffällige Deckung, da der Hirsch Kunstbauten nicht liebt, und stelle oder setze sich gegen Abend oder vor der Morgendämmerung so an, daß man nach der entsprechenden Richtung freien Schießraum hat. Ganz vorzüglich sind sog. *Kanzeln* oder Hochstände. Auch eine alte Eiche mit ihren starken Ästen dient einem gewandten Körper zum Hochsitz, einige lange, in den Stamm getriebene Drahtnägel erleichtern den Aufstieg. Der Hochstand hat den großen Vorzug, daß das Wild keine Witterung vom Jäger erhält, freilich aber auch den Nachteil, daß, wenn das Wild auch nur etwas zu entfernt ausgetreten ist und vom Schützen steht, dieser auf seiner Kanzel untätig sitzen muß und, will er sich nicht den Wechsel verderben, bei allem Ärger noch sehr still dazu. Das Wild trollt des Abends unruhig aus, fast als wenn es von etwas getrieben würde; doch das ist nur die Freude auf die Äsung, und bald wird es nach einigem Sichern vertraut äsen. Der Hirsch jedoch bleibt erst einige Zeit am Holzrande stehen, sichert wiederholt peinlich, und erst wenn er von der Sicherheit überzeugt ist, tritt er aus, aber auch nur leise, so daß er oft ganz plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, dasteht. Des Morgens dagegen zieht das Wild sehr bedächtig und behaglich zu Holz, äst noch hier und da am Wechsel und zeigt überhaupt keine Eile; dieses Zuholzeziehen nannte die alte Jägerei beim Hirsche den Kirchgang.

3) Das Lancieren eines womöglich bestätigten Hirsches geschieht durch einen Jäger mit dem auf gesunder Fährte gearbeiteten Schweißhunde. Auf die besten Wechsel stellen sich Schützen vor und der Schweißjäger hängt mit dem Hunde am Riemen so lange auf der Fährte des Hirsches nach, bis dieser an irgend einer Stelle auswechselt. Bei dieser Jagd sind größte Ruhe und Ausdauer notwendige Tugenden der Jäger, denn es dauert oft Stunden — einen halben Tag unter Umständen —, bis der Hirsch austritt.

4) Die Treibjagd. Sie wird bald mit nur einem Treiber, bald mit einer Treiberwehr, bald mit Treibern und Hunden gemacht. Bei der Jagd mit nur einem Treiber, dem Riegeln oder Durchdrücken, gilt es meist nur einem Hirsch, welcher nach einer Neue gefährtet, oder einem Feisthirsch, dessen Stand sicher ausgemacht worden ist. Ein Schütze stellt sich auf dem Wechsel unter gutem Winde vor, und ein Treiber, eventuell zweiter Schütze, besorgen das Drücken, ab und zu hustend, pfeifend, an die Bäume schlagend, doch ohne auffälligen Lärm. Auch Dachshunde tun hier ganz gute Dienste, da sie dem Hirsch nicht weit folgen, meist aber diesen am Durchbrechen nach rückwärts hindern. Gewöhnlich kommt dann der Hirsch, der nur eine gewöhnliche Störung hinter sich vermutet, ziemlich vertraut an, gleichwohl muß der Schütze sehr achtsam und schußfertig stehen; oft kommt der treibende Kamerad, wenn er gut zu schleichen versteht, eher zu Schuß. —

Mit der Treiberwehr jagt man, wenn es keinem besonderen Stück, sondern überhaupt gilt, einige Hirsche oder Stücke Wild abzuschießen. Der Erfolg dieser Treibjagd hängt in erster Linie von der Zuverlässigkeit und sachgemäßen Führung der Treiberwehr ab, daher müssen die Treiber genau wissen, was sie zu tun haben, nach der ihnen am Arm anzuheftenden Nummer angestellt werden und in der Ordnung, wie sie angelegt wurden, am Ende des Treibens herauskommen. Daher hat jeder Treiber die bestimmte Fühlung mit dem nächsten zu halten, in gleichmäßiger Schnelligkeit vorwärts zu gehen, keinen überflüssigen Lärm zu machen, wenn er Wild sieht, zu rufen: „Hirsch, Hirsch!" oder was sonst anbefohlen ist; vor allem sollen die Treiber, wenn sie zurückbrechendes Wild bemerken, niemals zusammenlaufen und dieses durch unmäßiges Schreien und Lärmen zu kehren suchen, weil dann das Wild erst recht durchbricht, im Notfall über die Treiber fällt oder sie gar annimmt, forkelt und sonstwie verletzt. Ist Wild durchgebrochen, so geht die Treiberwehr still zurück und nimmt das Treiben von neuem, falls das Wild darin stehen geblieben ist. Für solche Vorkommnisse hat der Jagdleiter im voraus seine Anordnungen zu treffen. Werden Jagdsignale geblasen, was bei großen Treibjagden ebenso notwendig wie angenehm ist, so müssen die Treiber diese verstehen und genau befolgen. Die Flügel der Wehr führt je ein diensttuender Jäger, wie auch einer in der Mitte die Ordnung überwacht, wozu auch ein tüchtiger, erfahrener Treiber, vielleicht der Oberholzhauer oder sonst ein Vertrauensmann, benutzt werden kann. Für das Ergebnis sind die Schützen verantwortlich zu machen. Bei allen solchen Jagdgesellschaften gibt es Mitglieder, die entweder noch jung, also ohne Erfahrungen, sind oder, wenngleich sie zu den stehenden, unverdrossensten Jagdgästen gehören, dennoch niemals Ordentliches leisten, teils infolge schlechten Schießens, teils wegen Unruhe auf dem Stand oder infolge Mangels an sonstigen Jägertugenden. Wenngleich eine Härte darin zu liegen scheint, solche Schützen auf die weniger guten Posten zu stellen, so ist

dies bei Jagden, wo es auf ein gewisses Ergebnis ankommt, doch nicht zu umgehen und nur dann ein Anstellen nach dem Los zu empfehlen, wenn alle Schützen gleich zuverlässig sind oder man es darauf ankommen lassen mag, wie die Strecke ausfällt. Kein Schütze darf den ihm angewiesenen Posten eigenmächtig oder doch, ohne die Nachbarn in Kenntnis gesetzt zu haben, verlassen; jeder muß genau den Stand des Nachbars kennen, denn nur durch die strengste Aufrechthaltung der Ordnung sind Unglücksfälle zu vermeiden, die so leicht durch die blauen Bohnen heraufbeschworen werden.

Die bei der Treibjagd zu beachtenden Regeln sind folgende (s. a. *Treiben*): Kein Schütze darf seinen Stand verlassen, ehe das Treiben abgeblasen oder abgerufen ist; kein Schütze darf ins Treiben schießen, nachdem das durch Signal verboten ist, oder wenn die Treiber so nahe sind, daß sie durch Kugelschüsse gefährdet erscheinen, sondern erst, wenn das Wild durch die Schützenlinie gewechselt ist; kein Schütze darf in Anschlag mit der Büchse dem Wild nachziehen, ehe es durch ist; er darf nur auf das zum Abschuß bestimmte Wild schießen, auch nicht auf ein solches Stück, welches dem Nachbar näher ist als ihm, wenn jener es nicht offenbar verpaßt; bei gegebenem Signal „Hahn in Ruh'" darf er unter keinen Umständen mehr schießen, nach dem Signal zum Sammeln den Stand nur mit entladenem Gewehr, die Mündung nach oben, verlassen. Den etwaigen Anschuß soll er verbrechen, dem Jagdleiter Anzeige machen, niemals aber eigenmächtig die Nachsuche beginnen. Nach alter Regel gilt, wenn mehrere Schützen ein Stück beschossen haben, die erste Kugel, sofern sie das beschossene Wild so anschweißte, daß man seiner habhaft werden konnte. Gegen die Entscheidung des Jagdleiters gilt keine Einrede.

Wird die Beobachtung gemacht, daß alte, gewitzte Hirsche sich regelmäßig durch die Treiber schleichen, so wird nicht gegen die Schützen, sondern von diesen abwärts getrieben, um diese „alten Herren" zum Schuß zu bringen. Auch wenn es sich um geringe Hirsche oder Kahlwild handelt, bieten die Rückwechsel die sichersten Stände, wenn die Treiber nicht sehr gut diszipliniert und von Jagdbeamten ganz sachgemäß geführt werden.

Treiber und Hunde wendet man gleichzeitig an, wo unwegsame Stellen das Vordringen der Treiberwehr unmöglich machen; an solchen löst man einige Bracken oder Teckel, und es bleiben mehrere Treiber stehen, um das Durchbrechen des Wildes nach hinten zu verhüten, oder auch die ganze Treiberlinie macht Halt, wenn die Bracken jagen. Man jagt auch nur mit Hunden, wo Treiber gar nicht zu haben oder zu verwenden sind, und bringt, wenn die Schützen stehen, die Hunde unter Wind ins Treiben; sie dürfen nicht weibelaut sein, also ohne Grund Hals geben, sondern nur auf warmer, d. h. frischer Fährte. Sehr schnelle Hunde sind nicht vorteilhaft, weil sie das Wild zu scharf jagen, so daß es sehr flüchtig vor die Schützen kommt; dagegen müssen sie mit größter Ausdauer jagen, bis sie das Wild zu Schuß gebracht haben. Diese Jagdart wird in gepflegten Revieren sehr selten betrieben, weil sie das Wild sehr beunruhigt, ja sogar zum dauernden Auswechseln drängt, sofern öfter diese Treibjagden mit Hunden vorgenommen werden. Sie eignet sich am besten im Spätherbst, wo es keine schwachen Kälber (Kitze u. a.) und hochbeschlagenen Tiere gibt.

5) Das e i n g e s t e l l t e J a g e n besteht darin, daß ein Distrikt gänzlich mit Tüchern, Netzen oder Lappen, d. h. an Leinen befestigten Leinwandstücken, welche sich im Winde bewegen, umstellt wird. Das Verfahren ist in Kürze folgendes: Der zu bejagende Forstort muß Dickung und raumstehendes Holz haben, damit das Wild Deckung findet und im raumen Holze die Jagdschirme mit dem nötigen Schießraum errichtet werden können; am vorteilhaftesten liegt die Dickung inmitten des lichteren oder raumen Holzes. Grenzt eine Wiese an dieses Gelände, so ist das sehr günstig, andernfalls muß eine entsprechende Waldfläche abgetrieben und mit Hafer, Wicken oder Hackfrüchten bebaut, auch der wund gemachte Wiesenboden angesät und die Anlage fest umzäunt werden. Etwa 10 bis 12 Tage vor dem abzuhaltenden Jagen wird die Umgebung mit hohen Tüchern oder Netzen umstellt, das Wild gegen die umzäunte Acker- oder Wiesenfläche aus den benachbarten Forstorten beigetrieben und bei hinlänglicher Anzahl schleunigst verlappt. In der Umzäunung der besäten Fläche sind an der Seite, von welcher das Wild herangetrieben wird, sowie an der des eingestellten Jagens je 2 bis 3 verstellbare Gattertore angebracht; gegen Abend werden die ersteren geöffnet, wonach ein Teil des hungrigen Wildes sehr bald auf den Hafer tritt und sich äst, darauf schließt man sie geräuschlos vor Tagesanbruch, zählt das ausgetretene Wild nach Art und Geschlecht, treibt es durch die nun gleichfalls geöffneten Gatter in das eingestellte Jagen, in welchem es nun bleibt und gefüttert wird, und fährt allnächtlich in dieser Weise fort, bis das verlappte Wild in das Jagen eingetrieben und nach Art und Stückzahl genau notiert ist, worauf die Lappen abgehoben werden können. Die Stände bzw. Jagdschirme stehen mit der Front gegen die Tücher, und nun wird das Wild durch eine

ruhig auf und ab gehende Treiberwehr gegen die Schirme getrieben und aus diesen erlegt; in das Treiben hinein darf natürlich nicht geschossen werden, um die Treiber nicht zu gefährden. Das Treiben selbst wird mit größter Genauigkeit von den befohlenen Jagdbeamten unter Zuhilfenahme von Hornsignalen kommandiert; ein schneller und sicherer Erfolg beruht auf der pünktlichen Führung und Beachtung der Befehle. Diese einfachste Art von eingestellten Jagen nennt man Kesseljagen. — Ein anderes Verfahren besteht in der Herrichtung des Laufs, einer raumen, planierten Fläche, welche von hohem Zeug umstellt und in der Mitte mit nur einem großen Jagdschirm versehen wird, aus welchem die Schützen das mit Treibern oder Hunden vorgetriebene Wild erlegen. An den Lauf schließt sich die gleichfalls umstellte Kammer, aus welcher das Wild in den Lauf, und endlich das gleichfalls umstellte Zwangstreiben, d. h. die Stelle, in welche das Wild aus den benachbarten Waldteilen zusammengetrieben wird.

Bei b e s t ä t i g t e m J a g e n wurde das Wild von den Besuchjägern mit den Leithunden bestätigt, d. h. durch deren Zeichnen der Fährten festgestellt. Diese Hunde sind ausgestorben; man bedient sich ihrer seit fast einem Jahrhundert nicht mehr, zumal auch die eingestellten Jagen nur noch an wenigen Stellen, im vollen Glanz am preußischen Hof, abgehalten werden, wo von des deutschen Kaisers Majestät auf strenge Einhaltung des Zeremoniells, doch mit Weglassung alles unnützen Tandes, gehalten wird. An die Stelle des Leithundes ist der nach der Manier des früheren Königlich Hannoverschen Jägerhofes leithundsmäßig gearbeitete Schweißhund getreten. Das geschossene Wild wird reihenweise nebeneinander gelegt (Strecke gemacht); in der ersten Reihe werden die Rothirsche gestreckt, in der zweiten die Tiere, in der dritten die Damhirsche, in der vierten die Damtiere, in der fünften und sechsten Rehböcke und Ricken. Sauen werden besonders gestreckt. Während der Besichtigung der Strecke werden die Totsignale für die in ihr befindlichen Wildarten geblasen. — Das erlegte Wild wird so bald wie möglich aufgebrochen und dann zerwirkt, zerlegt.

Früher hielt man H a u p t j a g e n ab, zu welchen das Wild aus vielen Quadratmeilen von Tausenden von Treibern zusammengetrieben wurde; solche Jagden waren nur zu Zeiten der Frondienste möglich; das Wild wurde dabei weniger gejagt als massakriert, so daß selbst Jäger der damaligen Zeiten sich gegen sie aussprachen. Ein K o n t r a j a g e n ist ein solches, in welchem ein Trupp oder einzelner Hirsch durch Tücher von seinem Wechsel abgeschnitten und in einen angrenzenden, vorher eingestellten Distrikt getrieben wird. Kontrajagen hieß auch ein eingestelltes Jagen mit zwei Kammern. Das Wild kam also von zwei Seiten auf den Lauf. Ein F e s t i n j a g e n wurde in Gala-Uniformen abgehalten, welche nebst den Damen die Hauptrollen dabei spielten. Bei einem F a n g j a g e n wird das Wild gegen fängisch und busenreich gestellte Netze getrieben, damit es sich in diesen fängt, um lebendig verwendet, hauptsächlich in andere Reviere ausgesetzt zu werden. Das Wild wird dabei aber freilich so furchtbar abgeängstigt, daß manches Stück verendet, ehe es in die bereitstehenden Transportkasten (s. *Kasten*) gebracht werden kann. Zu den eingestellten Jagen gehörte eine große Menge Zeug — Tücher, Netze, Lappen, Archen, Stell- und andere Stangen, Zeugwagen — das im Zeughause untergebracht war; ferner ein großes Aufgebot von Menschen und Pferden.

Die P a r f o r c e j a g d auf Hirsche in freier Wildbahn ist bei den jetzigen Kulturverhältnissen kaum mehr möglich. Man jagt jetzt nur noch sog. Kastenhirsche, welche in Parks gut gefüttert, in großen Kästen nach dem betr. Orte befördert und dann bei Bedarf losgelassen werden. Vgl. *Parforcejagd.*

Literatur: W. Kießling, Der Rothirsch und seine Jagd; Fr. Raësfeld, Das Rotwild, 2. Aufl.; Dietrich aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.; W. Bieling, Die Pürschzeichen beim Rotwilde, 3. Aufl.

Rotwurm bei Geflügel s. *Luftröhrenwurmseuche.*

Rotzbarsch s. *Barsche III, 1.*

Rübsen s. *Oelfrüchte.*

rücken. 1) Vom Hasen, wenn er zu Feld oder zu Holze geht. 2) Das Strafen eines an der Leine geführten Hundes durch heftiges Anziehen der Leine. 3) Das Ziehen der *Rückleine.*

Rückenwind s. *Wind.*

Rückfährte s. *Hinfährte.*

Rückgelenk der Abzüge. Bei leichten Gewehren, die stark stoßen, ist es praktisch, den vorderen Abzug mit einem Gelenk zu versehen, so daß er nach vorn ausweichen kann, wenn er infolge des Rückstoßes beim Abfeuern des linken Laufes gegen den Finger des Schützen stößt.

Rückleine (Ruckleine), die Leine, mit der man ein aufgestelltes Netz zuzieht, z. B. am Vogelherde.

Rucksack, ein aus starkem, meist wasserdichtem, grünem oder bräunlichem Leinen gefertigter, oben offener und mit einer Leine zusammenziehbarer Sack, der an kräftigen Armriemen auf dem Rücken getragen wird. Der R. hat sich, vom südlichen Berglande stammend,

auch in Norddeutschland sehr eingebürgert und dient zur Aufnahme nicht nur aller nötigen Munition, Jagd- und Bekleidungsstücke, sondern insbesondere auch zum Tragen von Wild. Er muß daher mehrere Innen- und Außentaschen haben. Gegen das Austreten von Schweiß schützt ein leichtes Gummifutter (Wachstuch bricht leicht) und gegen Eindringen des Regens eine Schutzklappe. Der R. muß gut verpaßt sein und nicht zu tief auf dem Rücken liegen. Praktisch sind sog. Gleitriemen, die an den Tragriemen entlang vom Rücken bis zur Mitte der Riemen an Ösen befestigt sind und ein Vorbringen des am Gleitriemen hängenden Hühnergalgens und Einhängen geschossenen Federwildes an den Galgen gestatten, ohne den R. abzunehmen.

Rückspringschloß, ein Gewehrschloß, dessen Hahn nach dem Vorschlagen selbsttätig in die Ruhrast zurückspringt. Alle modernen Hahngewehre haben Rückspringschlösser.

Rückstecher s. *Stecher 2.*

Rückstoß. Beim Schuß üben die Pulvergase einen nach allen Seiten gleichmäßigen Druck aus. Sie erteilen also nicht nur dem Geschosse eine Geschwindigkeit nach vorn, sondern auch dem Gewehre eine solche nach rückwärts. Die Stärke des R. wird bedingt durch das Gewicht des Gewehres, Gewicht und Geschwindigkeit des Geschosses und nach den Feststellungen von Preuß auch durch die Verbrennungsgeschwindigkeit des Pulvers. Je größer das Gewicht und die Fluggeschwindigkeit des Geschosses und je leichter das Gewehr, um so heftiger ist der R. Man berechnet allgemein die Rückstoßenergie, also die lebendige Kraft, die das Gewehr durch Rückwirkung der Pulvergase erhält, nach der Formel $R = \frac{P V^2}{2 g}$ wobei P das Gewicht der Waffe, V die Rückstoßgeschwindigkeit und g (gravitas) die Erdbeschleunigung (9,808) bezeichnet. Die Rückstoßgeschwindigkeit und Geschoßgeschwindigkeit verhalten sich umgekehrt wie Geschoß- zum Gewehrgewicht. Zum Messen der Rückstoßgeschwindigkeit hat Preuß mehrere Apparate erfunden. Die Messungen damit zeigen zahlenmäßig die dem aufmerksamen Schützen bekannte Tatsache, daß bei gleicher ballistischer Leistung Schwarzpulver infolge seiner zeitlich längeren Schußentwicklung größere Rückstoßgeschwindigkeit gibt als rauchloses Pulver.

Rückstrich s. *Wiederstrich.*

Rüde, ein Hatzhund, der besonders auf Sauen gehetzt wird, daher man am häufigsten von Saurüden spricht; ferner im weiteren Sinne jeder männliche Hund, der männliche Fuchs, Wolf, Schakal.

Rudel, eine größere Gesellschaft von Schalenwild, mit Ausnahme des Reh- und Schwarzwildes; vgl. a. *Sprung, Trupp.*

rudeln (sich zusammenrudeln), das Zusammentun des *Rudel* bildenden Wildes.

Rüdemeister, ein Jäger, der die Aufsicht über die Hunde führt.

Rüdemeisterei, der Ort, wo die Saurüden unter Aufsicht des Rüdemeisters eingezwingert sind.

Rüdenhorn, eine Art Hifthorn, das der Rüdenmann zum Herbeirufen und Anfeuern der Rüden gebraucht.

Rüdenmann, der Führer einer Hatz von Saurüden, der er zu Fuße folgt. Seine Ausrüstung besteht in einem starken Fangmesser oder einem Schweinseisen, mit denen er die von den Rüden gedeckten Sauen abfängt. Außerdem führte er früher einen hölzernen Knebel bei sich, um den an den Sauen verfangenen Hunden den Fang aufzubrechen.

Ruder, die Füße der Schwimmvögel; diejenigen der zur Niederjagd gehörigen Arten werden auch Latschen genannt.

Ruderente s. *Enten VI.*

rudern, das Schwimmen der Wasservögel.

Ruf, ein Signal an Jäger oder Treiber; dann eine Locke für verschiedenes Wild. Der Hirschruf besteht am besten aus einer großen, am verschlossenen Ende abgesägten Schneckenmuschel; der Rebhühnerruf wird am täuschendsten auf einem an beiden Seiten offenen Fingerhut, dessen eine Öffnung mit Pergamentpapier verklebt wird, durch welches ein Pferdehaar gezogen ist, nachgeahmt; der Rehruf durch Blatten usw. (s. die verschiedenen Wildarten).

rufen, wenn Rebhühner sich zusammenlocken, junges Wild nach der Mutter verlangt, Eulen oder Wildtauben zur Paarzeit ihre Stimme erschallen lassen.

Ruhe. Ein Gewehrhahn befindet sich in der R., wenn die Abzugsstange in einer vertieften Stelle der Nuß, der Ruhrast, liegt. In diesem Zustande darf das Gewehr nicht abschießbar sein; hierzu muß der Hahn gespannt werden.

Ruhen der Jagd. In manchen Jagdgesetzen gibt es kein R., z. B. in Bayern. Die preußische Jagdordnung kennt das R. nur in einigen Fällen. Nach § 6 Abs. 2 dürfen juristische Personen, Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien, eingetragene Gesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung das Jagdrecht auf Eigenjagdbezirken nur durch Verpachtung oder durch höchstens drei angestellte Jäger ausüben, oder sie müssen es ruhen lassen. Nach § 13 können zur Fischerei dienende Seen und Teiche, die zur Bildung von Eigenjagdbezirken nicht geeignet sind, sowie Schiffahrtskanäle von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk ausgeschlossen werden. Auf den aus-

geschlossenen Grundflächen muß während der Dauer des Ausschlusses die Ausübung des Jagdrechts ruhen. Im gemeinschaftlichen Jagdbezirke darf die Jagd nur mit Genehmigung des Kreisausschusses, in Stadtkreisen des Bezirksausschusses, ruhen; die Genehmigung ist jeder Zeit widerruflich; kommt Wildschaden vor, so darf die Jagd nicht ruhen, wenn ein Jagdgenosse dagegen Einspruch erhebt. Muß die Jagd ruhen, so darf eine Jagdausübung nicht stattfinden, auf eine Übertretung des Verbotes sind jedoch Strafen nicht gesetzt. Das Reichsgericht nimmt an, daß im gemeinschaftlichen Jagdbezirke die Jagdberechtigung virtuell der Gemeindebehörde zusteht und daß diese Jagdberechtigung verletzt wird, wenn der Grundstückseigentümer auf seinem Grundstücke die Jagd ausübt. Diese Auffassung ist bedenklich, da die Gemeindebehörde die Jagd nur zu verwalten hat, aber nicht selbst jagdberechtigt ist. Es ist dringend erforderlich, daß hier ausdrückliche Vorschriften erlassen werden.

Rührfaden (Faden) wird beim Vogelherde den Rührvögeln, beim Entenfang der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente angelegt, um sie damit, wenn sie sich zu wenig bewegen, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können.

Rundkugeln werden nur noch selten verwendet. Früher schoß man sie häufig aus Flinten bei Hochwildtreibjagden (besonders auf Sauen), wo es auf schnelles Schießen bei kurzen Entfernungen ankam. Da man Rundkugeln nur aus Zylinderläufen verwenden kann und die Schußgenauigkeit der Rundkugeln nur sehr gering ist, erfand man besondere *Flintenlaufgeschosse,* die sowohl aus Zylinder- als auch Würgebohrungsläufen geschossen werden können. Vereinzelt werden Hartblei-Rundkugeln mit ganz schwachen, rauchlosen Ladungen für Büchsen — namentlich solchen für 8 mm-Mantelgeschosse — und Pistolen als Übungsmunition verwendet.

Runkelrübe s. *Hackfrüchte.*

rupfen, das Zerren des Hundes.

Rußnase s. *Karpfenfische IX, 2.*

Rute, 1) der Schwanz des Hundes und des Haarraubzeuges außer dem Fuchs; 2) das männliche Glied des Haarwildes.

rutschen, die langsamste Fortbewegung des Hasen, namentlich während des Äsens.

Rutte s. *Aalraupe.*

Rüttelfalke s. *Edelfalken II, 2.*

rütteln, eine Eigentümlichkeit mehrerer Raubvögel, besonders des Turmfalken, des Schrei- und Schlangenadlers, sowie des Rauhfußbussards, daß sie, im Fluge plötzlich anhaltend, auf einer Stelle längere Zeit verweilen, indem sie den Stoß stark nach vorn drücken und mit den Flügeln hastig flattern. Sie tun dies zur Beobachtung des unter ihnen liegenden Feldes auf Vorhandensein von Beute.

S.

Saatgans s. *Gänse I, 2.*

Saatkrähe s. *Rabenvögel IV, 4.*

Säbelschnäbler (Recurvirostra L.); Gattung aus der Familie der Schnepfen. Stecher flach, säbelförmig aufwärts gebogen, in eine feine Spitze auslaufend; die Schnabelfurchen reichen etwa bis zur Mitte. Nasenlöcher ritzförmig, nahe der Stirn. Die sehr kurze Hinterzehe erreicht den Boden nicht, Vorderzehen bis an die Nägel mit tief bogenförmig ausgeschnittenen Schwimmhäuten; Stoß zwölffederig, abgerundet, von den Flügeln überdeckt. Bei uns nur der **A v o s e t t s ä b l e r** (**Recurvirostra avosetta L.; Avosette, Verkehrtschnabel, schwimmfüßiger S.**). Länge 36,5, Stoß 8,5, Stecher 7,4, Lauf 8,4, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Weiß die Hauptfarbe; der obere Kopf, Nacken, Schultern, kleine und mittlere Flügeldeckfedern und große Schwingen schwarz, so daß zwischen den schwarzen Schultern und Flügeldeckfedern auf dem Flügel ein großes, längliches Feld gebildet wird. Stecher schwarz, Ständer blaugrün, Iris braun. Weibchen schwächer als Männchen, sonst ihm gleich; bei den Jungen ist das Weiß trüber, das Schwarz bräunlicher, stumpfer, mit blassen Federrändern. Der S. findet sich von den Küsten der Nord- und Ostsee südwärts über fast ganz Afrika, außerdem in vielen Teilen des mittleren Asiens, bewohnt aber nur Meeresküsten oder die Ufer sehr großer Binnengewässer. An unseren deutschen Küsten ist er schon sehr selten geworden. Er brütet noch auf einigen Nordseeinseln, auch in den Sümpfen der Donau. Das oft beinahe frei stehende Nest enthält drei mehr oder weniger zugespitzte, von 50:36,5 bis 46:34 mm große Eier, die auf lehmfarbigem oder grünlichem Grunde graue Schalenflecke, darüber schwarzbraune Flecke und Punkte haben. Des S. Nahrung besteht aus weichen Tierstoffen, wie Weichtieren, Laich, Krabben, Larven. Infolge seiner Schwimmhäute schwimmt er leicht und gern, wobei er nach Fischlaich und auch wohl kleinen Fischen ausgeht. Seinen wunderlichen Stecher schiebt er in den Schlamm oder das

Wasser hinein und sucht schnatternd, wie die Ente, seine Nahrung. Seine Stimme klingt wie „Gwi gwi gwi“ oder „Püt püt“, und in der Brütezeit soll er wie „Tliu tliu tliu“ rufen. Es werden glücklicherweise nicht viele Jäger sich rühmen können, diesen Vogel erlegt zu haben; an der Ostsee gehört er entschieden zu den allerscheuesten Vögeln.

Sachalinknöterich (Polygonum sachalinense) verdient in der Wildpflege die größte Beachtung. Es ist ein ausdauerndes, mit vielen ganz vorzüglichen Eigenschaften ausgestattetes Gewächs von 3 bis 4 m Höhe, riesenhaften Blättern und leichter Vermehrung durch abgestochene Wurzelsprossen. Es stellt geringe Ansprüche an den Boden und wächst selbst auf Sand und Steingeröll. Die Pflanzen können jährlich 3- bis 4mal abgeschnitten werden. Das Wild äst Stengel und Blätter mit wahrer Gier, ebenso auch das Heu. Der Nährwert ist dem der Luzerne gleich. Aus den Blättern macht man auch Sauerheu. Das Hektar liefert jährlich 200000 bis 400000 kg Ertrag ohne Düngung und große Auslagen. Die Pflanze gedeiht selbst noch im Schatten. Sie liefert eine reichliche und sehr begehrte Frühjahrsäsung und eignet sich hervorragend zur Anlage von Remisen.

Sachalinknöterich in Blüte.

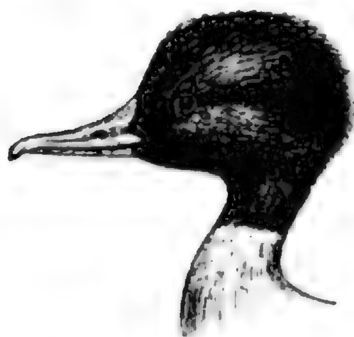
Sackgarn s. *Jagdnetze 5.*

Sackröhre, die blind endende Röhre eines Baues, die also keinerlei Verbindung mit den anderen Röhren hat, wie überhaupt alle Zusammensetzungen mit Sack als Bestimmungswort stets die Bedeutung des Geschlossenseins am hinteren Ende haben.

Säger (Sägerente, Sägetaucher; Mergus L.), Gattung aus der Ordnung der Siebschnäbler (Lamellirostres) und der Familie der Enten. Der Schnabel ist dünn, nicht abgeflacht, lang gestreckt, an der Spitze mit einem abwärts gekrümmten Haken. Die Zähne an den Rändern beider Kiefer sind rückwärts gerichtet; der Oberkiefer hat eine doppelte Reihe, in deren Zwischenräume die einfache Reihe des Unterkiefers eingreift. Federn des Hinterkopfes und Nackens meist verlängert. Der Außenrand der Innenzehe hat einen schmalen, die Hinterzehe einen starken, herabhängenden Hautlappen.

1) Großer S. (Mergus merganser L., M. castor Keys. et Blas.; Gänsesäger, Gänsetaucher, Tauchgans; s. Abb. 1). Länge 70, Stoß 10—11, Schnabel 7, Lauf 5 cm. Spiegel weiß. Federn des Oberkopfes hollenartig verlängert. Beim Männchen Kopf und Oberhals tiefschwarz mit grünlichem Metallschimmer, ebenso der Oberrücken; Unterrücken grau, Bürzel und Bauchseiten schwärzlich gespritzt; Flügel und Armschwingen weiß, von diesen haben die drei vordersten schwarze Außenränder; Handschwingen schwarzgrau. Die ganze Vorderseite rötlich-weiß, eine Färbung, die nach dem Verenden in Weiß ausbleicht. Bei der Ente sind Kopf und Oberhals rostbraun, auch sie ist mit einem Federbusche geziert; die ganze Oberseite schiefergrau; Kinn und Kehle weiß, wie auch die Mitte der Vorderseite; an den Hinterseiten etwas grau und schwärzlich gewellt; der weiße Spiegel hat eine verwaschene, dunklere Querzeichnung.

Beim Erpel im Sommerkleide sind Spiegel- und Oberseite wie im Prachtkleide, das übrige aber der Ente fast gleich. Iris hellbraun. Schnabel und Ruder hochrot, bei jungen Vögeln mehr gelb. Der Sägetaucher brütet im Norden der Alten Welt, südlich in Europa bis zum Küstengebiete der Ostsee, außerdem auf einigen Schweizer Seen, in Rußland bis zum Wolgagebiete. Bei uns nistet er einzeln in den Küstenländern der Ostsee, geht aber zur Zugzeit bis nach Südeuropa. Er kommt auch auf offener See vor und fällt durch seine höchst angenehme Erscheinung selbst dem Laien bald auf, wie auch seine rauhe, weithin tönende, wie „Karr karr" klingende Stimme die Aufmerksamkeit auf ihn lenkt. Er ist auch im Winter bei uns und hält sich dann auf offenen Stellen der Gewässer auf, nach denen er weit umherstreicht. Zu Ende April legt er sein Nest bald im Röhricht zwischen Einsenkungen, bald in hohlen Kopfweiden, selbst, wie die Stockente, in verlassenen Raubvogelhorsten an; die 8 bis 14 Eier sind grünlich-gelb, meist gestreckt und 68 : 45 mm groß. Seine Nahrung besteht aus allerlei Wassertieren, besonders Fischen, welche er unter dem Wasser als geschickter Taucher fängt; er sucht zu diesem Zweck im Winter die aufgehauenen Wuhnen auf, von denen er dann weit in das Wasser hineintaucht. Der große S. ist äußerst scheu und vorsichtig, und da er stets nur auf freiem Wasser und tief in diesem liegt, auch bei Gefahren sich förmlich hineindrückt, so ist ihm kaum anzukommen, abgesehen davon, daß er selbst im günstigsten Falle dem Schützen eine sehr geringe Zielfläche bietet. Der Fischerei ist er immerhin nicht ungefährlich, daher seiner Brut nachgestellt wird; das Wildbret ist aber wegen seines tranigen Geschmackes kaum zu gebrauchen. Der gr. S. ist eine Zierde unserer Gewässer.



1. Kopf des großen Sägers (Erpel im Prachtkleide).

2) M i t t l e r e r S. (Mergus serrator L., Merganser serrator Bonap.; Langschnäbeliger S., rotbrüstiger S., Mittelsäger). Länge 54 bis 60, Stoß 8, Schnabel 7, Lauf 4,5, Mittelzehe mit Nagel 8,8 cm. Der weiße Spiegel des Erpels hat zwei, der der Ente eine schwarze Querbinde. Der Erpel im Prachtkleid ist auf dem Kopf und einem kleinen Teile des Oberhalses tiefschwarz mit etwas Metallschimmer und mit einem zweiteiligen Federbusche geziert; auf dem Oberhalse ein breiter, weißer Ring, Oberrücken und Schultern tiefschwarz, Stoß grau; die schwarzen Schulterfedern mit weißen Längsstreifen, Flügel weiß, Handschwingen schwarzbraun, Armschwingen weiß mit schwarzen Außenrändern. Unterhals und Kropf roströtlich mit schwarzen Längsflecken; Vorderseite weiß, Tragfedern mit schwarzgrauen Querzeichnungen. Im Sommerkleid ist der Kopf des Erpels rotbraun, Rücken schiefergrau und die ganze Vorderseite weiß. Ähnlich sieht auch die Ente aus, doch ist ihr Federbusch kleiner und die ganze Färbung bräunlicher. Schnabel rot mit dunkelbraunem Streifen auf der Firste, Ruder gelbrot, Iris braun, der Schnabel der Ente gelbrot. Die Eier sind 63 : 44 mm groß und in der Farbe denen des großen S. ganz gleich. In Lebensweise, Nisten, Aufenthalt und Nahrung hat dieser S. mit dem vorigen alles gemein, kommt aber nicht so häufig wie dieser bei uns vor.

3) K l e i n e r S. (Mergus albellus L., Mergulus albellus Kaup.; Zwergsäger, weißer S.). Länge 40,5, Stoß 6,7, Schnabel 3, Lauf 3,1, Innenzehe mit Nagel 4,6 cm. Spiegel schwarz, vorn und hinten mit weißem Saum; Schnabel kürzer als bei den anderen. Der Erpel im Prachtkleide hat auf dem Kopf einen weißen Federbusch; ersterer, der Hals und fast die ganze Vorderseite sind hauptsächlich weiß, vom Schnabel bis um das Auge je ein großer, schwarzer Fleck, je ein schwarzer Streifen an den Genickseiten herab vereinigt sich spitzwinkelig mit den anderen im Nacken; auf den Kropfseiten je zwei schwarze Querbinden; Oberrücken schwarz, Unterrücken braun, vom Bürzel bis an die Stoßspitze grau; Schwingen schwarzbraun; Flügeldecken weiß, durch einen schwarzen Streifen voneinander getrennt. Im Sommerkleid ist der Federbusch kürzer; Kopf, Nacken und Hinterhals sind braun; Zügel und Schläfe schwarz, diese mit weißer Strichelung; Kinn, Kehle und Oberhals weiß, auf den Kropfseiten nur je eine schwarze Binde, die Vorderseite weiß, die übrige Färbung düster braun. So sieht auch die Ente aus, deren Federbusch aber nur angedeutet ist. Das nordöstliche Europa

2. Kopf des mittleren Sägers (Erpel im Prachtkleide).

und Sibirien bilden die Heimat des kleinen Sägetauchers, von wo er sich im Winter durch ganz Europa und in Asien bis nach Indien verbreitet. Brutvogel ist er bei uns zwar nicht, doch auch kein sehr seltener Wintergast. Lebens- und Nistweise teilt er mit den vorigen; die 6 bis 10 Eier sind freilich viel kleiner, nur 47 : 31 mm groß, und wie die der anderen gefärbt. Der kl. S. taucht und streicht sehr behend, mischt sich in die Gesellschaft der Enten und kommt selten zu Schuß. Besonders gern schließt er sich den Schellenten an, man kennt sogar einige Bastarde zwischen den beiden Arten.

Saibling s. *Lachse II, 2.*

Sakerfalke s. *Edelfalken I, 2.*

Salm s. *Lachse I, 1.*

Salsifis s. *Helianthi.*

Salzlecke (Lecke, Sulze), eine Mischung von reinem Lehm und Kochsalz (Viehsalz), die, in einem Holzrahmen hügelförmig aufgeschichtet, dem Wilde zum Auflecken überlassen wird. Das Salz ist dort, wo es den Pflanzen an Kochsalz mangelt oder wo die vorhandene Äsung reich an Kalisalzen ist, allen Wiederkäuern zur Gesunderhaltung dienlich, besonders im Frühjahr zur Färbezeit, wo es die Folgen ungeeigneter Winteräsung beseitigen hilft. Auch halten S. in manchen Fällen das Wild vom Schälen und Verbeißen ab. Die gewöhnliche Mischung enthält 20 % Koch- oder 30 % Viehsalz; der verwandte Lehm oder Ton muß ganz sandfrei sein, damit sich das Wild den Lecker nicht wund reißt und solche S. meidet. Die Form sei quadratisch, für Hochwild 80 bis 100, für Rehe 50 bis 60 cm groß bei 25 cm Tiefe. Zum Anbringen wählt man lichte Bestände oder Blößen, jedenfalls Stellen, von wo das Wild um sich äugen kann. Man versenkt die S. fast ganz in den Boden oder stellt sie auf einen nicht zu hohen Klotz. Um sie feucht zu halten, begieße man sie zuweilen. Im Handel gibt es fertige Leckstelne, die teilweise Beimischung von phosphorsaurem Kalk usw. enthalten. Selten nimmt das Wild die S. sofort an, manchmal überhaupt nicht. Zum Abfährten empfiehlt es sich, den Boden um die S. etwas aufzulockern. Sollen dem Wilde größere Mengen Kochsalzes zugeführt werden, so stellt man im Reviere Holzkästchen mit überspringendem Dache und einer Öffnung nach vorn (sog. Arzneikästen) auf, die mit gepulvertem Kochsalze gefüllt sind.

Samenschlag, Lockerung des Kronenschlusses der zur Naturverjüngung bestimmten Bestände behufs Einleitens der natürlichen Verjüngung.

Sammelplatz (Rendezvous, Haltstatt, Treffstatt, Stelldichein), der zur Versammlung der Jagdgesellschaft angegebene Ort.

Samtente s. *Enten III, 2.*

Samthühnchen s. *Wasserralle.*

Sanderling (Calidris Illig.), Gattung aus der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Den Strandläufern ähnlich, aber ohne Hinterzehe, die drei Vorderzehen ohne Bindehäute. Schnabel fast von der Länge des Kopfes, gerade, schwach, rundlich, weich, nur an der Spitze hart und etwas verbreitert. Ständer schwach, nur mäßig lang; Flügel stark ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, die hintersten Armschwingen in eine Spitze verlängert. Stoß zwölffederig, doppelt ausgeschnitten, d. h. die Rand- und mittleren Federn sind die längsten.

Ufersanderling (Calidris arenaria L., Arenaria vulgaris Bechst., Tringa arenaria L.; Sanderling, Sandläufer, grauer, dreizehiger Sandläufer). Länge 16 bis 18, Schnabel 2,4 bis 2,9, Lauf 2,4 bis 2,6, Mittelzehe mit Nagel 1,1 bis 2 cm. Sommerkleid: Oberkopf rostrot mit schwarzen Flecken und weißen Spitzen; Oberrücken und Schultern bräunlich-rot, auf jeder Feder ein eckiger, schwarzer Fleck und weißer Saum. Hinterschwingen schwarz mit zackiger, braunroter Kante und weißem Außenrande; Mittelschwingen braunschwarz, auf der Wurzelhälfte mit weißer Außenfahne; die vier Vorderschwingen braunschwarz mit hellen Außensäumen; die großen Flügeldecken schwarzbraun, mit den großen, weißen Endspitzen eine Querbinde bildend, die anderen fahlbraun mit dunklen Schaftstrichen und hellen Spitzen; Unterrücken und Bürzel braunschwarz, ihre Federn mit rötlichen Kanten, an den Seiten weiß; mittlere Stoßfedern schwarz, rötlichweiß gesäumt, die anderen grau mit weißen Rändern. Zügel dunkel, Augenstreifen rostfarbig, Vorderseite der Wangen weißlich mit schwarzen Punkten, Hinterseite und Ohrgegend hell roströtlich, schwarzbraun gestrichelt; Kehle weißlich, seitlich dunkel gefleckt; Kropf rostrot, schwarzbraun gefleckt, auf den Seiten am dichtesten; die übrige Unterseite weiß; Weibchen kaum zu unterscheiden. Winterkleid: Oberkopf, Hinterhals, ein Teil der Wangen, Kropf und Oberbrust, Oberrücken, Schultern und Mittelflügel hell blaugrau mit schwarzbraunen Schaftstrichen und weißen Spitzen; Unterrücken und Bürzel in der Mitte aschgrau, seitlich weiß; Stirn, Augenstreifen und der übrige Teil reinweiß; Schnabel und Ständer schwarz; Auge dunkelbraun mit feinem, hellem Kreis. Jugendkleid: Oberkopf weiß, Hinterhals grauweiß mit undeutlichen Längsflecken und Stricheln, wie im Sommerkleide; Oberrücken und Schultern schwarzbraun mit hellen Rändern, Unterrücken und Bürzel dunkelgrau mit hellgrauen Rändern; Stoßdecke dunkelbraun mit weißen

Seiten, mittlere Stoßfedern braunschwarz mit weißen Säumen; Augenstreifen, Kinn, Kehle und die übrige Vorderseite weiß, Kropf rostgelblich angeflogen, Zügel graubräunlich. Er brütet im höchsten Norden am Eismeer; auf dem Zug ist er im Frühjahr und Herbst an den Nord- und Ostseeküsten häufig und wandert bis nach Italien. Die Stimme des Ufersanderlings ist ein helles, wie „Bitt bitt bitt" klingendes Pfeifen. Außerordentlich schnell, aber wie die meisten verwandten Vögel in Absätzen laufend und plötzlich anhaltend, ist er ein ebenso gewandter Flieger. Er lebt gesellig in Flügen von 12 bis 15 Stück, mischt sich auch unter andere Sumpfvögel und streicht mit ihnen bald ab, wenn er Gefahr ahnt.

Sandläufer s. *Sanderling, Uferläufer, Wasserläufer.*

Sandregenpfeifer s. *Regenpfeifer 2.*

Sape s. *Karpfenfische IX, 4.*

Sasse, hier und da für das Hasenlager.

Satz, 1) die Gesamtheit der Jungen, die gleichzeitig von einem Muttertiere gesetzt werden, wenn dies im Jahre mehrmals, wie z. B. bei Hase, Kaninchen, geschieht; man spricht daher vom 1., 2. usw. S. 2) S. (Balzsatz), ein Teil der Balztöne (Balzarie) des Auerhahnes. 3) Die um das große Jagdhorn gewickelte Schnur, der Hornsatz. 4) Ein Hornstoß.

Satzhase s. *Setzhase.*

Satzzeit s. *Setzzeit.*

Sau, *Schwarzwild* oder Wildschwein.

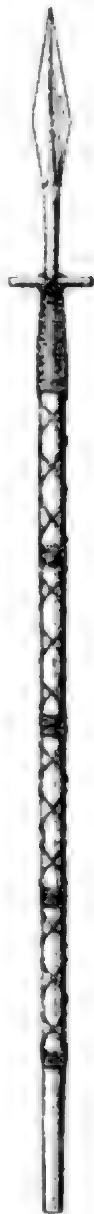
Saubeller (Saufinder), kleiner, bei der Schweinsjagd unentbehrlicher Hund, der die Sauen aufsucht, stellt und mit fortwährendem Lautgeben so beschäftigt, daß sich der Jäger anschleichen kann (s. *Schwarzwild,* Jagd).

Saubruch, Stelle, an der Sauen gebrochen, d. h. den Boden aufgewühlt haben.

Sauerheu stellt man in kalten, nassen Herbsten, wenn keine Heubereitung möglich ist, aus Lupinen, Wiesengras, Klee, Serradella, Erbsen und Rübenblättern her. Zur Bereitung von Lupinen-Sauerheu oder Braunheu fährt man in einer trockenen Grube lagenweise nasse Lupinen und vorjähriges gutes Heu, Hafer-, Serradellastroh usw. zusammen. Über die Masse kommen an jedem Abend stark beschwerte Bretter, die man am Morgen fortnimmt, um dann mit der Schichtung fortzufahren, die am Abend aufs Neue gepreßt wird. Die Lagen sinken zusammen und gären. Nachdem sich die stark duftende Masse gesetzt hat, nimmt man die schwere Decke ab und gibt Stroh, Farnkraut und trockenes Gras als Kappe. Die Miete muß gegen Niederschlagswasser geschützt sein. Sie liegt am besten in der Nähe eines Wildackers oder am Waldsaume. Die Bereitung von Sauerheu ist immer ein Notbehelf. Nur kleine Portionen dürfen dem Wilde gereicht werden. Es erregt leicht Durchfall. Daher darf man es nicht in Verbindung mit Hackfrüchten, sondern soll es mit recht trocken geworbenem Heu und gerbsäurehaltiger Rinde von Aspen und Wildobst anbieten.

Saufang, Vorrichtung, Schwarzwild lebendig zu fangen (s. *Schwarzwild,* Fang).

Saufeder (Schweinseisen), ein Spieß mit starkem Holzschaft, der über Kreuz mit Riemchen benagelt und mit einer Parierstange versehen ist (s. a. *Fangeisen 1).*



Saufeder.

Saufinder s. *Saubeller.*

Saugarn s. *Saunetz.*

Saugatter, der Zaun um einen Saugarten oder letzterer selbst.

Säugetiere, die am höchsten stehende Klasse der Wirbeltiere mit folgenden Merkmalen. Haut behaart; Gelenkhöcker des Hinterhauptbeins doppelt; Milchdrüsen zur Ernährung der mit ganz wenigen Ausnahmen lebendig geborenen Jungen; Herzkammern und Vorkammern völlig getrennt; Mundhöhle in der Regel mit Zähnen. Von den 14 Ordnungen der S. — Kloakentiere, Beuteltiere, Insektenfresser, Fledermäuse, Paarzeher, Unpaarzeher, Rüsseltiere, Seekühe, Raubtiere, Wale, Zahnarme, Nagetiere, Halbaffen, Affen — enthalten heimische Jagdtiere nur die Paarzeher, Raubtiere und Nagetiere.

Sauloch s. *Stinkloch.*

Saukasten s. *Kasten.*

Saumleine, die an den Längskanten des Jagdzeuges eingefügte Leine, welche jenes vor dem Zerreißen schützt.

Saunetz (Saugarn), ein Netz zum Fangen des Schwarzwildes; braucht nur etwa $2^1/_4$ m hoch zu sein, weil dieses es nicht wie Hochwild überfliehen kann (s. a. *Jagdnetze,* Fallgarne).

Saupacker (Saurüde), ein Hatzhund für Sauen.

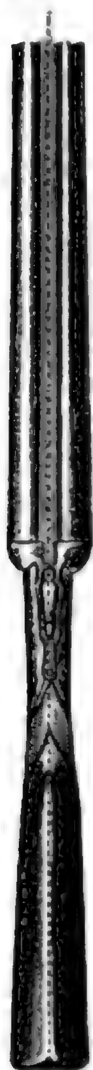
Schäckente s. *Enten I, 4.*

Schacker s. *Drosseln 4.*

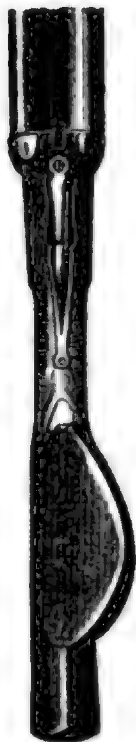
Schadhirsch, ein Hirsch, der auch in höherem Alter statt eines vielendigen Geweihes lange Spieße mit oder ohne kurzen Augensproß trägt. Derartige Hirsche sind zur Brunftzeit für ihre Nebenbuhler sehr gefährlich (daher lokal auch „Mörder" genannt) und deshalb auszumerzen.

Schaft; 1) der hölzerne Teil des Fangeisens und der Schweinsfeder; 2) der Feder-

kiel; 3) der von Ästen befreite Baumstamm vom Stockabschnitt bis zur Spitze oder bis zur Abzweigung der Äste; 4) der hölzerne Teil des Gewehres; zerfällt in Kolben, Hals und den unter dem Laufe liegenden Vorderschaft. Um gute Schießresultate zu erzielen, muß der Gewehrschaft dem Schützen liegen, d. h. so geformt sein, daß das Auge des Schützen im Anschlage sofort die richtige Lage über der Mitte der Visierlinie hat. Bei der Büchse ist die Schaftlage nicht von so hoher Bedeutung, da hier die Visierlinie durch zwei Punkte — Visier und Korn — festgelegt ist. Vier Punkte sind für die Lage des S. von Bedeutung, die Senkung (Krümmung), die Länge, die Schränkung des S. und die Stellung der Kolbenkappe. Die Senkung und Schränkung richten sich nach der Anschlagsgewohnheit und dem Körperbau des Schützen. Als normal gilt eine Senkung von 35 mm an der Kolbennase und von 60 mm an der Kolbenkappe. Die Schaftlänge hängt von der Armlänge (Achselhöhle bis Spitze des Mittelfingers) des Schützen ab. Bei einer solchen von 72 cm soll die Schaftlänge 35 cm, bei 76 cm 37, bei 80 cm 38 bis 39 cm betragen. Die Kolbenkappe ist so zu stellen, daß ihre Spitze etwas nach außen zeigt. Stellt man das Gewehr auf den Boden, so muß ein von der Laufmündung gefälltes Lot die Mitte der Kolbenkappe treffen. Schützen, die mit dem linken Auge im Rechtsanschlage zielen, bedienen sich des Krüppelschaftes, des ausgehöhlten S. oder des *Linksanschlages*.



1. Schäftung in Verlängerung der Laufschiene.



2. Ausgehöhlter Schaft.

3. Krüppel- oder gekröpfter Schaft.

schäften s. *anschäften*.

Schale, die die beiden Hauptzehen bekleidenden Hufe, mit denen die Paarhufer (Wiederkäuer und Schweine) auftreten, wogegen die Hufe an den kleinen Afterzehen als Geäfter, Aftern oder Oberrücken bezeichnet werden. An der Unterseite, mit der die Schalen den Boden berühren, unterscheidet man folgende Teile: 1) den Schalenrand, der, etwas erhaben, gewissermaßen die untere Fläche umgrenzt und nach hinten in 2) den Ballen, d. h. einen gewölbten Teil übergeht; vor diesem liegt 3) ein vertiefter Teil, die sog. Hohle. Die Verhältnisse von Ballen und Hohle wechseln ebenso wie der ganze Umriß der Schalenunterseite bei den verschiedenen Wildarten, so daß man aus den Abdrücken der Schale in geeignetem Boden die Art des Wildes, vielfach sogar Geschlecht und Alter ansprechen kann (s. *Fährtenzeichen*).

schälen. Elch- und Rotwild, daneben auch Hase, Kaninchen und Biber, ziehen (schälen) die Rinde von Bäumen und Sträuchern ab. Während die Winterschäle wenig beachtenswert ist, richtet die Saftschäle, d. h. das S. im Frühjahr, oft riesigen Schaden an. Diese Untugend des Wildes, die einem natürlichen Bedürfnisse nach gewissen Nährstoffen entspringt, ist nicht in allen Revieren und Gegenden gleich ausgeprägt. Das S. wertvoller Hölzer, besonders in Nadelholzrevieren, kann vermieden oder herabgemindert werden durch das Vorhandensein von Wildäckern und Wiesen, ferner von Aspen, Pappeln, Eichen, Weiden, Haselnußsträuchern, rotem Holunder, Birke, Heide und Beerensträuchern — namentlich Brom- und Himbeeren — sowie durch die rechtzeitige Anlage von Salzlecken. Mit Rücksicht darauf, daß es gewöhnlich nur einige wenige Stücke sind, die das Wild zum S. verführen, suche man, soweit es angängig ist, die eifrigsten Schäler abzuschießen. Um dem Rotwilde das S. an stehenden Bäumen abzu-

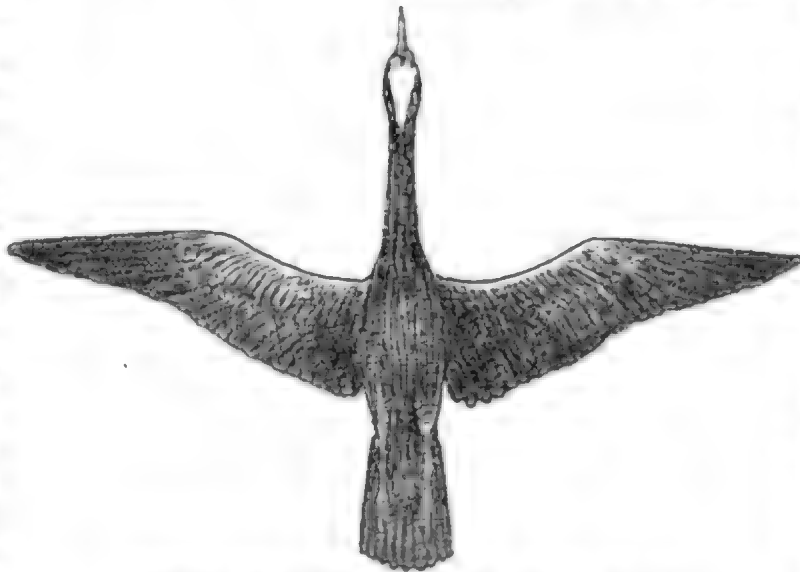
gewöhnen, wird in den Stangenorten, die besonders gefährdet sind und wo das Wild seinen Winterstand hat, je nach dem Bedürfnis sog. Durchforstungsmaterial in etwa 1 m Höhe über die Hälfte durchschnitten und umgebrochen. Das Wild nimmt die gefällten Stangen sehr gern an, schält sie über und über und verschont die stehengebliebenen Stämme.

Schälwald, niederwaldartig bewirtschaftete Eichenbestände zum Zwecke der Erzeugung von Lohrinde (Lohhecken).

Schalwild (Schalenwild, geschaltes Wild), das zweihufige Wild. — Schälwild, Rotwild, das sich die Untugend des Schälens angewöhnt hat.

Schar, ein größerer Flug Vögel zur Zugzeit.

Scharben (Phalacrocoracidae), Familie aus der Ordnung der Ruderfüßler (Steganopodes), Verwandte der Pelikane usw. Alle vier Zehen durch Schwimmhäute verbunden; Schnabel höher als breit, knapp so lang wie der Kopf, vorn mit hakigem Nagel, Nasenlöcher äußerlich nicht sichtbar, Zügel, Kehlhaut und Augenkreis nackt, Stoß 12- bis 14federig, Flügel schmal und kurz, zweite und dritte Schwinge die längsten. Bei uns nur eine in drei Arten vertretene Gattung mit den Merkmalen der Familie.



Flugbild des Kormorans (Breite 125 bis 140 cm).

1) Kormoranscharbe (Phalacrocorax carbo L., Pelecanus carbo L., Halieus cormoranus Naum.; Kormoran, Baumscharbe, schwarzer Wasserrabe, Seerabe). Länge 75 bis 82, Stoß 16—17, Schnabel 6,5 bis 7,3, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Auf Kopf nebst Hals und der ganzen Vorderseite, vom Unterrücken bis auf die Stoßspitzen glänzend schwarz mit grünlichem Metallschimmer, auf dem Stoß ohne diesen. Vom Hinterkopfe nach dem Nacken ein Federschopf. Der Mantel (d. h. Oberrücken und Schultern) und obere Flügeldecken graubraun mit schwarzen Schäften und Säumen. Augenkreis, Zügel und die nackte Kehlhaut gelblich; von dieser zieht sich ein großer, runder, weißlicher Fleck bis an das Auge, hinter dem ein halbmondförmiger, schwarzer steht. Zur Paarzeit auf Kopf und Halsseiten weiße Dunen, am Hinterleib ein großer, weißer Fleck. Der graue Schnabel mit schwarzer Firste, an der Wurzel des Unterkiefers ein gelblicher Fleck. Dem Sommer- und Jugendkleide fehlt der Nackenschopf, bei letzterem sind Kehle und Kopfseiten grauweiß, Brust- und Bauchmitte weiß, sonst matt bräunlich, doch ohne metallischen Glanz. Die Geschlechter sind in der Färbung nicht unterschieden. Wo der Kormoran viel Fraß findet und geduldet wird, siedelt er sich in Kolonien an und war daher früher sehr viel verbreiteter als jetzt. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt Nord- und Mitteleuropa sowie die gleichen Breiten Asiens, doch findet er sich sehr vereinzelt, da er viel verfolgt und vertrieben wird, besonders im Binnenlande. So kommt er in Deutschland als Brutvogel nur noch selten im Osten vor. Fischgewässer mit bewachsenen Rändern und angrenzenden Sümpfen liebt er besonders. Er lebt fast ausschließlich von Fischen, und wenn die schaffende Hand der Natur zwar auch für die Nahrung ihrer gefräßigen Kinder gesorgt hat und deren Verbrauch wieder ausgleicht, mit anderen Worten eine Kormorankolonie auf schroffer Klippe an offener See auf deren Fischbestand keinen Einfluß ausübt, so wird einleuchten, daß eine solche an einem geschonten Fischwasser förmlich einem Würgengel gleichkommt; denn gegen den Kormoran ist der immerhin schon bedenkliche Reiher ein Stümper. Der Kormoran ist das frappante Abbild des Otters unter den Vögeln, er raubt nicht allein die Fische von der Oberfläche weg wie der Reiher, der warten muß, bis sie ihm entgegenschwimmen, bei seinem außerordentlichen Schwimm- und Tauchvermögen macht er auf sie Jagd, taucht nach ihnen und verfolgt sie unter Wasser einige hundert Fuß weit, da er lange unter diesem aushalten kann. Wenden wir uns von diesen Eigenschaften seiner Gestalt zu, so erblicken wir ein im Streichen und Laufen wenig gewandtes, im ganzen nichts weniger als ansprechendes Tier mit tückischem Blick, dessen un-

ablässiges Krächzen und Kreischen an den Brutplätzen das Ohr belästigt. Beobachten wir schließlich noch, daß neben diesen Fressern und Raufbolden an Binnengewässern andere Vögel unmöglich werden, was zwar von Reihern und Raubvögeln wenig, von den Enten dagegen sehr zu beklagen ist, so ist durchaus kein Grund zur Schonung oder zur Duldung dieser Vögel vorhanden und der Fischereibesitzer im vollen Rechte, wenn er mit allen Mitteln gegen diese Banden zu Felde zieht. An offener See stehen die Nester in den Klippen umher, an Binnenwässern meist auf ästigen Bäumen, Baumstümpfen, Kopfweiden usw., auf denen der Rudersuß dieses Vogels mit großem Geschick zu haften und umherzuklettern versteht. Im Mai enthalten die ziemlich formlosen, stets schmutzigen Nester 2 bis 3 langgestreckte, auf bläulich-grüner Grundfarbe stellenweise mit dicker Kalkkruste überzogene Eier, welche 62 : 39 mm groß sind und in 29 bis 30 Tagen ausgebrütet werden. Nicht selten erfolgen zwei Bruten.

Jagd.

Wie bei allen Wildarten sich aus ihrer Naturgeschichte die Art, auf sie zu jagen, ergibt, so ist dies auch beim Kormoran der Fall. Es liegt daher auf der Hand, daß man ihm an den Brutplätzen mit Erfolg beikommen kann. Denn der einzelne Vogel ist sehr scheu und liegt auf dem Wasser wie ein Taucher, d. h. sehr tief, so daß nur Kopf und Hals hervorragen, er also sehr wenig Zielfläche bietet. Bei dem geringsten Verdacht taucht er sogleich unter und schwimmt unter Wasser weit davon. An den Nestern ihn zu schießen, bedarf weiter keiner Anleitung, besonders wenn man die Jagd abhält, sobald die Jungen stehen, aber sich noch nicht heben können. Nicht nur diese bieten dann Gelegenheit zu leichtem Schießen, sondern auch die unter lautem Gekrächze umherstreichenden Alten. Daß man gelegentlich einen Kormoran anschleichen kann, ist nicht ausgeschlossen, aber stets wird der Schuß auf dem Wasser nicht leicht sein. Der Kormoran wird von den Chinesen zum Fischfange benutzt, nachdem man ihm einen Ring um den Hals gelegt hat, der ihn am Verschlingen der Beute hindert; das ist allerdings auch der einzige Schein von Nutzen, den man diesen schädlichen Vögeln abgewinnen kann.

2) Krähenscharbe (Phalacrocorax graculus L., Halieus graculus Ill., Pelecanus graculus L.; kleiner Kormoran, Wasserkrähe, kurzschwänzige S., grüne S., Haubenscharbe). Länge 64 bis 68, Stoß 13, Schnabel 6 bis 6,5, Lauf 5,5 cm. Schnabel länger als der Kopf, gestreckt, von mehr gleichmäßiger Stärke; bei alten Vögeln zwischen der Stirn ein nach vorn gekrümmter Federbusch; sonst dem vorigen sehr ähnlich, aber der Stoß zwölffederig. Ihre Heimat ist der Norden. An der geringeren Stärke und dem nur 12federigen Stoß läßt sich die K. leicht vom gewöhnlichen Kormoran unterscheiden — wenn es sich um ein erlegtes Exemplar handelt. Lebend, in freier Natur, werden Unterschiede schwer festzustellen sein. Die K. ist jedoch bei uns nur ein seltener Gast, der sich spärlich auf der Nordsee, wohl nie weiter östlich zeigt. Ihre Heimat liegt mehr im Westen von Nordeuropa, jedoch bis zu den norwegischen Küsten. Das Mittelmeer bewohnt eine etwas abweichende, nie einen Federschopf tragende Form, die wissenschaftlich als Ph. desmaresti Payraud bezeichnet wird.

3) Zwergscharbe (Phalacrocorax pygmaeus Pall., Halieus pygmaeus Ill., Pelecanus pygmaeus L.; kleine S., Zwergkormoran). Länge 35, Stoß 14,5, Schnabel 2,9, Lauf 3,5 cm. Schnabel kürzer als der Kopf, mit nur schwachem Haken, Stoß lang, zwölffederig. An der geringen Stärke (etwa wie eine Krickente) leicht von den beiden anderen Arten zu unterscheiden. Im Prachtkleide sind Kopf und obere Halshälfte mit einem dichten, glänzenden, braunen Gefieder bekleidet, das auf dem Kopf eine Art Haube bildet. Das übrige Gefieder ist schwarz mit grünlichem Schimmer und durchsetzt von einzelnen weißen Fadenfedern; Rücken und Flügeldecken bronzefarbig, dunkel gesäumt. Gegen den Sommer verlieren sich die Fadenfedern, die Haube verschwindet und das glänzende Braun wird matt. Die Jungen sind oberseits bräunlich mit dunklen Säumen, unten schmutzig weißlich. Die Heimat dieser kleinen Scharbe bilden Südosteuropa, Kleinasien, Persien und Nordafrika. Bei uns erscheint sie sehr selten, verhältnismäßig am häufigsten im Südosten unseres Vaterlandes von Ungarn her.

Scharbenente s. *Enten VI, 1.*

Scharbockskraut s. *Feigwurz.*

scharf ist 1) ein Hund, wenn er Raubzeug schnell und kräftig anfaßt oder abwürgt; er jagt s., wenn er dies schnell und anhaltend tut. 2) Ein Schuß ist s., wenn nicht nur Pulver geladen (blinder Schuß), sondern die entsprechende Geschoß- auf die Pulverladung gesetzt worden war. Auch nennt man ihn s., wenn er gut wirkt; man sagt dann, das Gewehr schießt s.

schärfen, allgemein für schneiden gebraucht.

Scharfschütze, ein besonders zuverlässiger, sicherer Schütze, namentlich ein solcher, der im Kugelschuß hervorragende Meisterschaft besitzt.

Scharnierstift, bei Kipplaufgewehren der vorn im Systemkasten liegende Stift, um den

sich die Läufe beim Öffnen und Schließen des Gewehres drehen.

Schaufelkrone, die schaufelförmige Bildung am oberen Teile mancher starken Hirschgeweihe.

Schaufeln, die Geweihe des Elch- und Damwildes, weil sie sich nach oben hin schaufelartig verbreitern. Übrigens kommen bei beiden Wildarten Individuen vor, beim Elche sogar nicht sehr selten, bei denen die Schaufeln nicht zur Entwicklung gelangen; die betreffenden Hirsche tragen dann Stangengeweihe.

Schaufler, ein Elch- oder Damhirsch, dessen Geweih die Schaufelform bereits angenommen hat; vorher war er Spießer, angehender S. usw.

Scheckente s. *Enten IV, 2.*

Scheibe. 1) Der heller gefärbte, das Weidloch umgebende Körperteil der Hirscharten. 2) Zeichen der Rothirschfährte, das entsteht, wenn beim Ziehen des Hirsches oberflächlich befeuchteter Boden oder feuchter Schnee scheibenartig am Laufe anhängt, dann abfällt und im Tritte liegen bleibt. Auf diesen Scheiben sind die Zeichen des Hirsches anzusprechen. 3) Zielbild für Schießübungen mit der Büchse. Es zeigt gewöhnlich konzentrische Ringe. Die Neumannswalder Ringscheiben sind derart eingeteilt, daß man die Entfernung des Schußsitzes vom Mittelpunkt in Zentimetern ablesen kann. Zur Übung im Kugelschießen nach dem beweglichen Ziele dient die Zugscheibe, ein Wildbild, das in beliebiger Geschwindigkeit hin- oder hergezogen wird, während der Schütze darnach schießt. Die Preußischen Hochwildscheiben für Schießstände sind billig und zuverlässig zu bedienen. Wenn auch das Scheibenschießen eine gute Übung ist, so verbürgt diese doch keine Sicherheit bei der Jagd, da hier sich noch andere Momente störend bemerkbar machen können, z. B. das sog. Hirschfieber usw.

Scheide, die häutige Umhüllung des männlichen Gliedes (Rute) des Haarwildes; auch die Öffnung des weiblichen Gliedes.

scheiden des Wildes, es in eingestellten Jagen in den Kammern nach Wildart, Stärke oder Geschlecht sondern. Sollen z. B. die Hirsche getrennt und nur allein auf den Lauf getrieben werden, so werden hinter ihnen die Schnapptücher schnell niedergelassen, nachdem sie diese passiert haben; darauf werden sie in einem Teile der Kammer eingestellt, und dies geschieht so oft, bis alle beisammen sind und auf den Lauf getrieben werden.

Schelladler s. *Adler 3.*

schellen, das laut hörbare Anschlagen des Oberrückens an die Schalen beim Elch.

Schelltauchente s. *Enten II, 6.*

Scherian s. *Kraniche.*

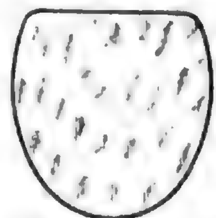
Scherschnabel s. *Alk.*

scherzen, das Spielen des Wildes; dies tun auch die Hirsche gelegentlich aus Übermut, indem sie mit den Geweihen den Boden aufwühlen und weit umherschleudern.

schieben. 1) Wenn die Entwicklung der Geweih- und Gehörnstangen und ihrer Sprossen beginnt, so sagt man, der Hirsch, Rehbock schiebt. 2) Der Hirsch schiebt, wenn er die *Scheibe* macht. 3) Sauen s. sich ein, wenn sie das Lager aufsuchen.

Schied s. *Karpfenfische XI, 1.*

Schießbrillen. Die sog. Schieß- oder Jagdbrillen unterscheiden sich in erster Linie von den gewöhnlichen Brillen dadurch, daß die Gläser nicht die übliche ovale Form, sondern zur Erreichung eines möglichst großen Gesichtsfeldes runde Form besitzen. Der Durchmesser der Brillengläser muß so groß sein (etwa 4 cm), daß der Glasrand bei der während des Zielens geneigten Kopfhaltung nicht störend in die Visier- oder Zielrichtung tritt. Eine noch zweckmäßigere Form zur Erzielung eines großen Sehfeldes bietet die Wolffsche Schießbrille, deren Glasform die Abbildung zeigt. Bei dieser Form wird in der Tat jegliche Störung der Visierung durch irgend welche Teile der Brillenfassung vermieden. Eine weitere angenehme und wichtige Eigenschaft einer besonders bei längerer Jagdausübung zu benützenden Brille ist die Verwendung von Gläsern, durch welche die Augen gegen alle störenden, für das eigentliche Sehen nicht in Frage kommenden Lichtstrahlen geschützt werden. Das weiße Tages- oder Sonnenlicht setzt sich bekanntlich aus verschiedenfarbigen Strahlen zusammen, wie man leicht durch Zerlegen dieses Lichtes im Glasprisma nachweisen kann. Läßt man nämlich durch ein solches Prisma das Licht fallen und fängt es auf einer weißen Fläche auf, so beobachtet man ein farbiges Band in der Reihenfolge der Regenbogenfarben, das man das Spektrum nennt. Es beginnt mit rot und hört — wenigstens für unser Auge — mit violett auf. Zu beiden Seiten dieses farbigen Bandes ist aber ebenfalls noch Licht vorhanden, welches für unser Auge nicht direkt wahrnehmbar ist. Das jenseits vom sichtbaren Rot liegende Lichtgebiet nennt man das ultrarote, es kann durch seine Wärmewirkung nachgewiesen werden. Jenseits des Violett schließt sich das durch seine chemische Wirksamkeit bekannte ultraviolette Gebiet an, welches man mit Hilfe eines fluorescierenden


Glas der Wolffschen Schießbrille.

Schirmes beobachten oder durch photographische Aufnahmen nachweisen kann. Diese ultravioletten Strahlen sind nun diejenigen, welche bei längerer Einwirkung, so besonders bei längerem Aufenthalt im Hochgebirge, in Schneelandschaften und dergl. schmerzhafte Entzündungen des Auges hervorrufen können. Obwohl nun die gewöhnlichen Glasarten bereits die ultravioletten Strahlen stark absorbieren, so hat man doch zu Schutzbrillen und Schießbrillen bestimmte Glasarten ersonnen, welche die beim Sehakte nicht nötigen ultravioletten Strahlen vollständig verschlucken. Es sind dies Gläser, die meist eine gelb- oder graugrüne Färbung besitzen. Viel gebräuchlich sind die von Dr. Hallauer und neuerdings von Dr. Schanz angegebenen Glasarten. Die des Letztgenannten ist unter dem Namen „Euphos-Glas" bekannt. Die Verwendung von Schutzbrillen mit solchen Gläsern empfiehlt sich auch für normalsichtige Augen, die Gläser haben in diesem Falle natürlich ebene Flächen.

schießen, das Abdrücken des geladenen und gespannten Gewehres, das die Entzündung des Schusses und das Forttreiben des Geschosses zur Folge hat. Mit der Flinte schießt man gewöhnlich nicht über 35 und nicht unter 12 m Entfernung auf niederes Wild, da sonst entweder die Deckung und Durchschlagskraft der Schrote nicht ausreicht oder das Wild gefehlt, bzw. zerschossen wird. Die gewöhnliche Entfernung für einen Kugelschuß auf Wild (Birschweite) sind etwa 80 m, doch spielen das Gewehr, die Sehschärfe und Ruhe des Schützen hierbei eine beträchtliche Rolle. Die erste Grundregel eines Schützen sei, niemals auf ein nicht genau erkanntes Stück Wild zu schießen, da ein sorgloses Verhalten nicht nur den Vorwurf unweidmännischen Gebarens, sondern auch ernste Gefahren heraufbeschwören kann. Ruhe, Schnelligkeit, sicheres Auge und feste Hand sind die Bedingungen, ein guter Schütze zu werden. Hinsichtlich des Zielens s. *Haltepunkt, vorhalten* usw.

Literatur: A. Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens.

schießen lassen, den Schweißhund, den man kurz am Schweißriemen hält, durch dessen Verlängerung, Nachgeben, weiter vorangehen lassen; auch vom Schießpferde sagt man dies, wenn es schneller vorwärts gehen soll und man hierzu die Zügel lockert.

Schießer, verächtliche Bezeichnung einer Person, die lediglich am Abschusse des Wildes ihre Freude findet, dem weidgerechten Jagdbetrieb aber nicht hold ist.

Schießgeld s. *Schußgeld.*

Schießhütte s. *Luderhütte.*

Schießpferd, ein Pferd, das ganz schußfest ist, also beim Schießen nicht zusammenschreckt und, damit es ganz feststeht, sich auf einen gewissen Schenkeldruck streckt, so daß man vom Sattel aus schießen kann. Auch kann man neben ihm gehen und über seinen Rücken oder unter ihm weg nach dem Wilde schießen, wozu es an einem längeren Beizügel geführt wird. Vor Jahren waren die Schießpferde sehr viel üblicher als jetzt, wo man sie kaum noch im Gebrauche sieht.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

Schießzeit, Schußzeit, die Zeit, während der der Abschuß bestimmter Wildarten gestattet und vorteilhaft ist, im Gegensatze zur Schonzeit.

Schild, das, 1) auf Leinwand gemalte Kuh, Pferd usw., hinter denen man sich auf Gänse, Trappen, Rebhühner, letztere, um sie im Treibzeuge zu fangen, anschleicht; meist leider erfolglos. 2) S. des Rebhuhns, der braune Fleck auf der Unterbrust; beim Auerhahn die stahlgrüne Brust, bei den Auerhennen der rostrote Brustfleck; beim Birkhahn der weiße Achselfleck. 3) S. am Schwarzwild, s. *geschildet 1.* 4) Bisweilen der Fasanenflügel. 5) Die größeren Hornplatten auf der Vorderseite der Fänge der Raubvögel.

Schildamsel s. *Drosseln 6.*

Schilddrossel s. *Drosseln 6.*

Schildente s. *Enten 1, 7.*

schildern, wenn sich bei jungem Federwild, besonders Hühnern, das *Schild* zu entwickeln beginnt, so schildert es.

Schildhahn, Birkhahn.

Schilfhütten für die Wasserjagd, namentlich für die mißtrauischen Gänse und Schwäne, müssen allseitig, auch von oben, gedeckt sein. Sie dienen als Deckungen beim Morgen- und Abendeinfall des Wasserwildes und stehen am Ufer oder mitten im Wasser. In die Ecken eines Quadrats von 2 m Seitenlänge werden 2,5 m lange Bohnenstangen gesteckt und mit den Spitzen zu einer Pyramide zusammengebunden. Innen bindet man in einem Abstande von einem halben Meter wagerechte Stangen an, lehnt außen vom Boden her Rohr und Schilf in 10 cm starker Lage gegen diese Lattenwand, bindet darüber am oberen Ende schwächere Latten, legt dachziegelartig eine zweite Deckungslage usw. bis zur Spitze, wo man das Schilf mit Bindfaden befestigt. Nach dem Wasser zu liegt die Tür, die eine lose Schilfwand mit Schießluken bildet. Zum Ansitz auf dem Wasser kann man einen Kahn mit Schilfverblendung, ein verankertes Floß mit Schilfbedachung oder eine auf starken Pfählen über dem Wasser ruhende Schilfhütte verwenden.

Schill s. *Barsche II.*

Schillerfasan s. *Fasan,* Beschreibung.

Schirm s. *Jagdschirm.*

Schlafbäume, Schlaf- und Zufluchtsorte des aufbaumenden Federwildes. In Wildremisen läßt man stets eine Abteilung oder einzelne Horste hoch wachsen; namentlich für die Fasanen sind die S. ein unbedingtes Erfordernis. Dieses empfindliche und unbeständige Wild verstreicht sich sehr schnell, wenn ihm nicht die notwendigen hohen Bäume zur Verfügung stehen. Alle Nadelhölzer mit reicher, dichter Beastung, im Notfalle auch Eichen mit dürrem, braunem Winterlaub müssen als Schlafbäume erhalten werden.

Schlag, 1) Verletzung durch das Gewäff des Schwarzwildes; 2) Hundeschlag s. *Rasse*; 3) s. a. *Kugelschlag.* 4) Der Ruf der Wachtel. 5) Ein Ort, in dem augenblicklich Holz gefällt wird oder in dem dieses schon gehauen, die Fläche aber noch nicht kultiviert ist. Im Mittel-, Nieder- und Plenterwald Wirtschaftsfiguren, deren Größe von der Bewirtschaftung abhängt.

Schlagbaum s. *Fallen II, 1.*

Schlagbolzen, Stift in der Basküle des Gewehrschlosses, auf den der Hahn oder das Schlagstück schlägt, wodurch die Patrone entzündet wird.

Schlägel, große, hölzerne Hämmer, mit denen man Pfähle, Heftel usw. in den Boden treibt; sie sind beim Stellen von Zeug unentbehrlich.

schlagen, 1) wenn Hirsche oder Rehböcke mit dem Geweih bzw. Gehörn Äste und Rinde von (jungen) Bäumen und Sträuchern im Mutwillen oder Zorn abschlagen; auch im Sinne von fegen gebraucht; 2) das Greifen der Beute durch Raubvögel; 3) der Gebrauch der Gewehre seitens der Keiler zur Verteidigung; 4) Fangen und Töten von Wild durch Bären; 5) das Füllen einer Salzlecke. 6) Hohes Haarwild schlägt man aus der Haut. 7) Dachs und Fuchs s. den Teckel. 8) Die Wachtel schlägt, wenn sie ruft. 9) Wenn sich Wild in Netzen fängt, so schlägt es sich ins Zeug. 10) Wenn Sauen die Tücher oder Netze zerreißen, so s. sie sich durchs Zeug. 11) Einen *Haken schlagen.*

Schlagfeder, die große, starke Feder im Gewehrschloß, die den Hahn vortreibt und dadurch die Entladung des Schusses vermittelt.

Schlaggarne s. *Jagdnetze 6.*

Schlangenadler (Circaëtus), Gattung der *Bussarde* (Buteoninae). Um die sehr großen, eulenähnlichen Augen ein Kreis von hellen, wolligen Federchen. Außenzehe kürzer als Innenzehe; Lauf und Zehen grob geschildet; Sohlen weichwarzig; Bindehaut groß; Zehen kurz. Kopf- und Nackenfedern zugespitzt und abstarrend, wie bei den Adlern, das übrige Gefieder breiter und weicher als bei den eigentlichen Bussarden.

S c h l a n g e n a d l e r (Circaëtus gallicus Gmel., Falco gallicus L., Circaëtus brachydactylus; Natteradler, Bussardadler).

Beschreibung.

Länge (W.) 68 bis 72, Breite 162 bis 164, Stoß 30, Schnabel 4,1, Mundspalte 5,4, Lauf 10, davon unbefiedert 7, Mittelzehe 5, ihre Kralle 2,5, Innenzehe 3,3, ihre Kralle 2,4 cm. Die Dunenjungen sind an den sehr langen, grob genetzten Läufen und an der fast weißen Iris kenntlich. Der alte Vogel: Scheitel, Nacken und Halsseiten dunkel graubraun; Rücken, Flügeldecken und Stoßdecken braun, letztere mit hellen Spitzen; der gerade Stoß braun, weiß gesäumt mit dunklen Binden und Querflecken, Innenfahnen teilweise weiß. Handschwingen grauschwarz, auf der Einschnürung weiß, Armschwingen braun mit vier dunklen, gebrochenen Querbinden, alle Schwingen hell gesäumt. Kinn und Kehle fast weiß, mit schwärzlichen, braun gesäumten Schaftstrichen, auf der Brust ein braunes, halbrundes Schild; Bauch und Flanken weiß mit braunen Querbinden; untere Stoßdecken und Hosen ganz weiß. Unterseite der Flügel vorherrschend weiß mit braunen Flecken und Binden, die der Schwingen grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Iris leuchtend gelb, Wachshaut graublau; die langen, schwarzen Bartborsten nach vorn gerichtet und aufwärts gekrümmt; Schnabel hornfarbig grau mit dunkler Spitze; auf dem untersten Zehenglied 2 bis 3 Quertafeln; Krallen grau, schwächlich, wenig gekrümmt. Der jüngere Vogel ist heller braun, mehr gefleckt, so auch auf Bauch und Hosen. Iris hellgelb. Dieser auffallende Vogel erinnert in seiner Färbung und Haltung an einen Bussard und hat wenig Adlerartiges; rechnet man hierzu noch seine Seltenheit und sein heimliches, stilles Tun und Treiben, so ist nicht zu verwundern, wenn viele Weidgenossen ihn kaum dem Namen nach kennen. Flug und Stimme sind ganz bussardähnlich. Der Sch. ist ein träger, weichlicher Vogel, der stundenlang unbeweglich dahinstarrt und lange Gefangenschaft nicht aushält.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der S. gehört vorzugsweise dem europäischen Südosten an, ist aber in Mitteleuropa und insbesondere in Deutschland allenthalben, wenn auch nur äußerst spärlich, nachgewiesen, was einerseits von seiner geringen Vermehrung herrührt, anderseits von der unablässigen Wegnahme seines Geleges, welches für Sammler von hohem Werte ist. Auch im Petersburger Gouvernement ist er einigemal horstend angetroffen worden; er brütet in Rußland bis nach Livland hinauf. In Frankreich und Spanien ziemlich häufig, auch in Galizien, fast allen Teilen der

Balkanhalbinsel bis einschließlich Griechenland. Ferner in West- und Mittelasien, Afrika und Nordindien. Er liebt sumpfige Örtlichkeiten, z. B. die Donauniederungen, weil er vorzugsweise von Reptilien usw. lebt, gleichviel ob im Gebirgs- oder Flachland; aber die Sümpfe müssen an oder in Wäldern liegen, die er um so mehr liebt, je dunkler sie sind. Auch in Afrika, wo viele überwintern, hält er sich im Dattelgehölz und auf den vereinzelten, bewaldeten Granithügeln auf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Sch. ist ein Zugvogel, der im September und Oktober in die Winterquartiere (Mittelasien, Nordafrika und Nordindien) zieht, um gegen Ende März zu uns zurückzukehren und zu horsten. Zu dieser Zeit allein erregt er durch sein wie „Hiä hiä hiä" klingendes Schreien die Aufmerksamkeit, steigt mit seinem Weibchen hoch in die Luft auf und umkreist nach Raubvogelart stundenlang den Horstplatz. Der Horst steht meist in einer hohen Tanne oder Buche auf starken Ästen und hat bei einer Höhe von etwa 50 cm 1 m äußeren und 30 cm inneren Durchmesser, während die eigentliche Horstmulde nur etwa 6 cm tief ist. Mitte April pflegt das eine Ei gelegt zu sein; nimmt man es aus, so legt er nochmals in denselben oder einen benachbarten Horst, läßt sich auch wohl zum zweitenmal berauben, ehe er die Unglücksgegend gänzlich verläßt. Das Ei ist unverhältnismäßig (72 : 58 mm) groß, dem Seeadlerei in Gestalt und ganz weißer Färbung sehr ähnlich, aber von viel rauherem und dichterem Korn und in frischem Zustande ganz wenig grünlich. Der Brutvogel sitzt so fest auf dem Ei (und zwar beide Geschlechter abwechselnd), daß er erst — und dann nach Bussardart ganz lautlos — abstreicht, wenn der Kletterer dicht beim Horste angekommen ist; ja, er soll sogar auf dem Horste selbst ergriffen worden sein, in welchem Fall er wahrscheinlich ein kurz vor dem Ausfallen befindliches oder noch ganz schwaches Junge unter sich gehabt hat. Während des Brütens (Mai-Juni) wird der Horst mehrmals mit frischem Grün ausgelegt. Die nur schwachen Waffen des Sch. beschränken ihn auf den Raub kleiner Tiere, und er kröpft denn auch vorzugsweise Schlangen, Frösche, Eidechsen, Insekten, Fische, Ratten, Mäuse. Da er jagdbaren Tieren nicht nachstellt, ist er der Jagd ungefährlich und in Beziehung auf seine Vertilgung manches Ungeziefers sogar nützlich. Mit einer starken Schlange fertig zu werden, kostet ihm schon Mühe, und man hat ihn hilflos gefunden, wenn eine Schlange seinen Flügel umschlungen und ihn somit am Abstreichen verhindert hatte. Infolge seiner Harmlosigkeit ist er nicht scheu und läßt sich mit dem Gewehr ankommen. Am Horst ist ihm sicher Abbruch zu tun, und auch aus der Krähenhütte hat er seine Neugier, den Uhu näher zu beäugen, oft mit dem Leben gebüßt. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser prächtige, starke und zugleich so eigenartige Vogel überall geschont würde.

schlecht, 1) mager; s. bei Leibe oder s. an Wildbret sind die üblichen Ausdrücke. 2) S. jagdbar s. *jagdbar 2;* man faßt ferner unter dem Begriffe s. alles zusammen, was in jagdlicher Beziehung minderwertig ist.

Schlegel s. *Keule.*

Schlehe s. *Schwarzdorn.*

schleichen, das vorsichtige, langsame Vorwärtsbewegen des Raubzeuges, besonders des Fuchses (s. a. *anschleichen*).

Schleichweg s. *Birschweg.*

Schleie s. *Karpfenfische III, 1.*

Schleier, der das Gesicht der Eulen und Weihen umrahmende, charakteristische Kranz seiner Federn, den diese Vögel bei Tage über die Augen senken.

Schleiereulen s. *Eulen I.*

Schleife, jede Art von Fangschlingen, sowie die beim Anbinden von Leinen gemachten Schlingen.

schleifen (wetzen), der letzte Balzsatz des Auer- und Birkhahns.

Schlenke s. *Lake.*

Schleppe 1) (Geschleppe), das in einem Netz oder sonstwie zusammengefügte Hasen- usw. Gescheide, auch frisches Fleisch oder in Butter gebratene Heringe, das man an einer Leine hinter sich her- und dem Fang- oder Luderplatze zuschleppt, um zu schießendes bzw. zu fangendes Raubzeug dorthin zu locken. 2) Ferner die frischen oder aufgeweichten Hirschläufe, die ein Pikeur vom Sattel aus nachschleppt, damit die Parforcemeute auf ihnen wie auf der Hirschfährte jagt (Trainjagen). Bei den in neuester Zeit aufgekommenen Schleppjagden spielt die S. die Rolle des Hirsches (s. *Parforcejagd*). — Der Gebrauchshund wird zur Ausbildung im Verlorenapportieren auf der S. gearbeitet; s. *Dressur.* 3) Die Gänge, die von Enten und Gänsen im Grase oder Schilf hinterlassen werden.

schleppen, das Schleifen von starkriechendem Fleisch, um alles Raubzeug, das Fraß suchend die Schleppe kreuzt oder unter ihren Wind kommt, nach den Fangplätzen, Fallen oder Luderplätzen zu locken. Man bindet zu dem Zwecke Gescheide von Wild, größere oder kleinere Stücke Luder, gebratene oder in Pferdemist stinkend gewordene, ganze oder halbe Katzen, stinkenden Fuchskadaver usw. an eine lange Leine und befestigt deren anderes Ende an dem Rucksack, an dem Sattel eines Pferdes, an einem Wagen oder Schlitten. Gegen Abend schleppt man nun über Felder,

Waldwege, Schläge nach den Fangplätzen, Fallen sowie den Luderplätzen hin, wo auf dem Anstande Füchse oder Wölfe geschossen werden sollen. Man beabsichtigt damit, das Raubzeug auch aus weiter Ferne möglichst schnell dem eigenen Fangplatz, der Falle oder dem Luderplatz zuzulocken. Der Nutzen des S. wird meistens überschätzt. Während Marder, besonders wildernde Hunde der Schleppe eher folgen, ist der nicht hungrige Fuchs meistens gegen Schleppen sehr mißtrauisch. Das Betreten des Fuchsfangplatzes beim Schleppen nimmt der Fuchs häufig übel und bleibt der frischen Menschenspur wegen dem Fangplatze fern. Das Verwittern der Stiefelsohlen mit Heringslake usw. beim Schleppen ist zwecklos, da das Oberleder des Stiefels beim Auftreten in Schnee, Gras, losen Boden usw. frische Menschenwitterung hinterläßt, wie uns jeder Hund zeigt, der die Spur seines Herrn trotz verwitterter Sohlen sofort erkennt.

Schleppjagd unterscheidet sich von der *Parforcejagd* nur dadurch, daß hierbei die Meute nicht hinter lebendem Wilde, sondern hinter einer *Schleppe* jagt. Diese wird von einem weit vorausreitenden Jäger (Pikeur) auf dem Boden nachgeschleift (geschleppt). Die S. ist natürlich billiger als die Parforcejagd und bietet dieselbe vorzügliche Übung für Roß und Reiter.

Schleuder s. *Kegel 2.*

schliefen; der Dachshund und der Foxterrier s. in den Bau, wenn sie in diesen einkriechen. Unter S. versteht man gemeinhin die Arbeit des Erdhundes im *Kunstbau*, im besonderen die Prüfung solcher Hunde in der Arbeit im Kunstbau (Preisschliefen). Die erste derartige Prüfung fand in Deutschland im Jahre 1881 im Parke des Rittergutsbesitzers Willmann in Schöneberg bei Berlin statt. Die S. sind ein wichtiges Mittel, um die Beanlagung guter Erdhunde zu erkennen; sie regen auch zahlreiche Besitzer solcher Hunde an, diese im Kunstbau fleißig zu arbeiten. Ein Teckel oder Terrier, der im Kunstbau Gutes leistet, wird bei einiger Übung auch im Naturbau nicht versagen. — Die Prüfung beginnt zunächst mit dem Einlassen der einzelnen Hunde in den leeren Bau, um festzustellen, ob sie darin vielleicht weidlaut sind. Das ist ein schwerer Fehler, weil der Jäger dazu verleitet wird, den Bau als befahren anzusprechen. Nachdem Fuchs oder Dachs in den Bau eingelassen sind, werden dem Hunde in der Regel 10 Minuten gewährt, um das Raubzeug vor dem Schieber verbellen zu können. Darauf wird der Schieber möglichst geräuschlos emporgezogen. Jetzt fällt dem Hunde die Aufgabe zu, das Raubzeug zu treiben und mit gutem Halse vorzuliegen, bis durchgeschlagen ist. Der Hund soll bis zu einer halben oder ganzen Stunde vor dem Raubzeug liegen, so daß der Jäger bei einem tiefen Naturbau Zeit hat, den Einschlag zu machen.

Schlingen. Nach § 2 b des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 ist das Fangen von Vögeln mittels S. verboten. Auch diejenigen Vögel, auf welche § 8 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 keine Anwendung findet, dürfen nicht mit S. gefangen werden. Bei Jagdvergehen tritt eine Erhöhung der Strafe ein, wenn die Jagd mit S. vorgenommen wurde. Bei Bestrafung wegen Jagdvergehens sind die S. einzuziehen, gleichviel ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Ein Jagdvergehen begeht auch derjenige, der S. aufstellt. Wer, mit S. versehen, sich unbefugt auf fremdem Jagdgebiet aufhält, wird nach § 368 Ziff. 10 des Strafgesetzbuches bestraft. In Bayern dürfen nach § 13 der Verordnung vom 6. Juni 1909 zum Jagdbetriebe keine S. angewendet werden.

Schloß 1) am Schießgewehr vermittelt durch Spannung des Hahns und dessen Niederschlagen die Entzündung der Ladung, also das Schießen überhaupt. Es besteht aus dem Schlagstück mit Schlagfeder, der Stange, die den Hahn im gespannten Zustande festhält, der Stangenfeder und dem Abzug. — Vorliegende Schlösser sind die, bei denen die Schlagfedern vor der Nuß liegen, während sie bei den rückliegenden Schlössern hinter dieser angeordnet sind. 2) S. an der Hirschfängerkoppel ist meist eine Metallplatte, an deren Innenseite ein Haken angelötet ist, in welchen die Öse des entgegengesetzten Endes der Koppel eingehakt wird. 3) S. beim hohen Haarwilde, die knöcherne Vereinigung der Keulenknochen, der Eisbeine.

Schloßtritt (Schlußtritt) s. *Fährtenzeichen 14.*

Schlumpschuß, Zufallstreffer.

Schlumpschütze, Schütze, der nur aus Zufall trifft.

Schluß; wenn ziehendes Rotwild den Hinterlauf genau in den Tritt des Vorderlaufes setzt, so macht es den S.

Schlußtritt s. *Fährtenzeichen 14.*

schmälen (schrecken), wenn das Reh erschreckt Töne ausstößt, was es immer nur tut, sobald es den ihm bedenklich scheinenden Gegenstand nicht genau erkannt hat; andernfalls wird es still flüchtig. Durch dieses S. alarmiert es natürlich zum Verdrusse des Jägers das ganze Wild der Nachbarschaft.

Schmalreh, das weibliche Reh von dem Zeitpunkte, zu welchem es nach gesetzlicher Bestimmung aufhört, Kitz zu sein, bis zu seiner ersten Brunft.

Schmalspießer, junger Hirsch oder Rehbock mit seinem ersten (endenlosen) Geweih (Gehörn).

Schmaltier, ein weibliches Stück Elch-, Rot- oder Damwild von dem Zeitpunkte, zu welchem es nach gesetzlicher Bestimmung aufhört, Kalb zu sein, bis zu seiner ersten Brunft.

Schmalz, das Fett des Dachses.

Schmalzröhre s. *Stinkloch.*

Schmarotzerraubmöwe s. *Möwenartige Vögel III, 2.*

schmeißen s. *Geschmeiß.*

Schmuckente s. *Enten IV.*

Schmutzgeier s. *Geier II, 1.*

Schnalle (Tasche, Nuß), das weibliche Glied der Jagdhündin und des vierläufigen Raubzeuges.

schnallen, das Lösen des auf der Schweißfährte arbeitenden Hundes vom Riemen.

schnalzen s. *knappen.*

Schnappschuß s. *Fangschuß 2.*

Schnapptuch, Falltuch, ein Tuch, mit dem man das Wild in den Kammern nach Stärke, Art und Geschlecht sondert. Die gewöhnlichen Tücher sind an besonders starken Stellstangen, Schnappstangen, befestigt, an deren Oberseite Winden sind, mit denen die Schnapptücher schnell aufgezogen und niedergelassen werden können, wenn die gewünschten Stücke durchgedrängt werden sollen.

Schnärre s. *Drosseln 2.*

Schnarrente s. *Enten I, 2* und *4.*

Schnarrwachtel s. *Wachtelkönig.*

Schnatterente s. *Enten I, 2.*

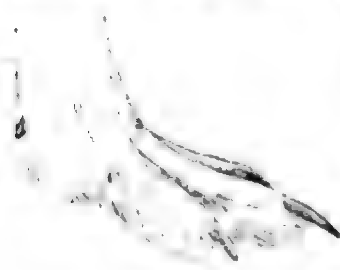
Schneebruch s. *Bruch 4.*

Schneeeule s. *Eulen II, 5.*

Schneehase s. *Hase 2.*

Schneehaube s. *Jagdnetze.*

Schneehuhn (Lagopus), Gattung aus der Familie der Waldhühner (Tetraonidae). Ständer und Zehen mit haarartigen Federn dicht besetzt. Die dritte Schwinge die längste. Schnabel kurz, stark gewölbt; die Stirnbefiederung reicht fast bis zur Schnabelmitte; Rosen schwach entwickelt. Stoß mittellang, 16federig, die oberen Deckfedern sehr lang. Bei den meisten Arten ist das Gefieder im Winter fast rein weiß. Die beiden Mausern vollziehen sich sehr langsam, so daß die Übergangskleider sehr lange getragen werden und sich ganz allmählich in das reine Sommer- bzw. Winterkleid umwandeln. Bei uns sind 2 Arten heimisch.



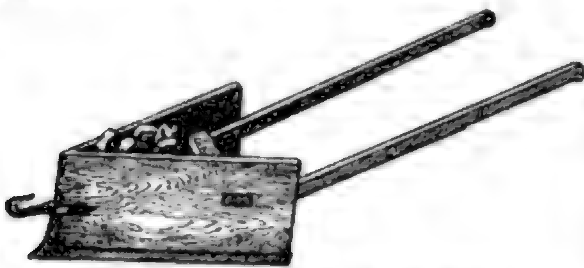
Fuß des Schneehuhns.

1) Moorschneehuhn (Lagopus lagopus L., L. albus Bonap., Tetrao lagopus L.; Morastschneehuhn, Talschneehuhn). Länge des Hahnes 40 cm. Schnabel an der Spitze etwas aufgetrieben, seine Firste im Bogen gemessen 2,2; Lauf 3 bis 4 cm. Winterkleid weiß, ohne schwarze Zügel; die vier mittleren Stoßfedern weiß, die übrigen tiefschwarz mit weißen Kanten und Wurzeln. Sommerkleid braunrot mit dunklen Querbinden: Handschwingen weiß mit feinen, schwarzen Säumen. Die Hennen sind gelblicher, ihre Handschwingen grau. Gegen den Herbst hin blaßt das Gefieder ab, Ende August mit der Herbstmauser fängt es an, sich zum Winterkleid umzuwandeln. Das Sommerkleid verändert sich bis zum November in das weiße Winterkleid. Das Moorschneehuhn ist über den ganzen Norden der Alten und Neuen Welt verbreitet, in Europa hauptsächlich in Skandinavien und im nördlichen Rußland. Sogar auf deutschem Boden kommt es vor, nämlich in der Gegend von Tilsit und Gumbinnen, doch sind die Nachrichten über die ostpreußischen Schneehühner in der letzten Zeit sparsam geworden, und man kann zu dem Glauben gelangen, daß sie in Deutschland nicht mehr vorhanden sind. Im Winter äst es fast ausschließlich Birken- und Weidenknospen, im Sommer Blätter, Beeren, Körner und Insekten. Im März beginnt die Balzzeit, wonach die Moorschneehühner paarweise beisammen bleiben. Die Henne legt bis 14 Eier, welche 46 : 32 mm groß, auf gelblichem Grunde dunkelbraun gefleckt und punktiert sind. — Solange die Hühner nicht ganz ausgewachsen sind, halten sie den Hund wohl aus; haben sie sich aber schon zu starken, im Norden oft nach Tausenden zählenden Flügen vereinigt, so werden sie dort mit Schlingen und Netzen gefangen, auch wohl im Schnee von den mit Schneeschuhen versehenen Jägern erlegt. Eine klimatische Abart des M. ist das sog. schottische Moorhuhn, das „grouse" der Engländer (Lagopus scoticus Lath.). Es wird im Winter nicht weiß und hat stets schwarzbräunliche Schwungfedern, sonst besitzt es das Sommerkleid des echten M. Man trifft es nur auf den Mooren Englands, Schottlands und Irlands. In Lebensweise, Fortpflanzung usw. stimmt es genau mit dem M. überein. Man hat versucht, es auf unseren großen Moorflächen einzubürgern, doch ist dies unseres Wissens nur im Hohen Venn geglückt.

2) Alpenschneehuhn (Lagopus mutus Montin, L. alpinus Vieill., Tetrao alpinus Nilss.). Schnabel an der Spitze schwach seitlich zusammengedrückt; alle Maße geringer als bei der vorigen Art. Länge 31 bis 37, Schnabel im Bogen gemessen 1,4 cm. Winterkleid weiß, beim Hahn mit schwarzem Zügel

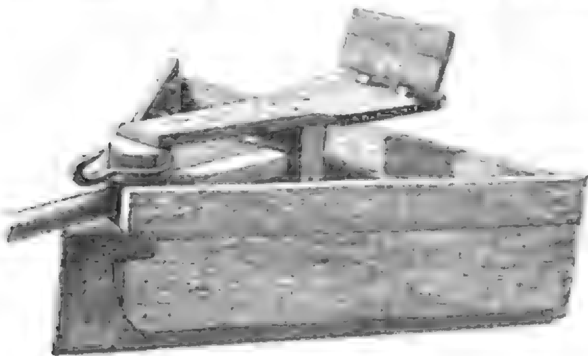
bis hinter das Auge. Im Sommerkleide braun mit starken, dunklen Wellenzeichnungen, die Handschwingen weiß ohne schwarze Säume, ebenso Unterbrust, Bauch und Steiß; Stoßfedern dunkel, die mittleren mit schmalen, weißen Kanten. Die Henne hat fast die Färbung des Hahnes, nur ist sie im Sommerkleid etwas blasser, mehr rostfarbig mit schwarzer Zeichnung. Das Herbstkleid ist bei beiden Geschlechtern im Grundtone mehr grau. Das A. bewohnt die ganze Alpenkette, die schottischen, isländischen, skandinavischen und sibirischen Gebirge, und zwar auf den höchsten Regionen, nahe dem ewigen Schnee und Eis. In Deutschland ist es nur in den bayerischen Alpen zu Hause. Die Balz fällt in den April und Mai; Eier und Brütezeit (22 bis 24 Tage) wie bei dem Moorschneehuhn. Das A. ist infolge seines einsamen Lebens wenig scheu und hält den Jäger gut aus, zuletzt freilich wird es gewitzter; es wird in großen Mengen mit dem vorigen zusammen gefangen.

Schneepflug dient dazu, den Schnee von Getreideäckern, Serradellastücken, Wiesen, Heidekraut und Beerensträuchern zu be-



1. Kleiner Schneepflug für ein Pferd.

seitigen und so deren Äsung in Zeiten der Not dem Wilde zugänglich zu machen. Auch werden mit seiner Hilfe Bahnen von den Wildständen zu den Fütterungen und Äsungs-



2. Großer Schneepflug für zwei oder mehr Pferde.

plätzen hergestellt. Er muß sofort nach dem ersten Schneefall in Tätigkeit treten; gegebenenfalls ist durch Handarbeit mit Schaufeln nachzuhelfen.

Schneider, scherzhaft für einen geringen Rothirsch gebraucht, ebenso für einen Jäger, der ohne Beute von der Jagd heimkehrt.

Schneisen s. *Gestelle.*

schnellen; 1) wenn Wild beim Verenden mit den Läufen schlägt, so s. es; 2) man schnellt den Schweißhund mit dem Riemen zur Strafe, sobald er faselt oder fährtenlaut wird.

Schneller s. *Stecher 2.*

Schnellstange, 1) Teil am Schwanenhals, der das Schloß in seiner Spannung erhält, wenn der Schnellstift darauf drückt. 2) Eine 5 m lange Stange, an der die Oberleine des Schlagnetzes beim Vogelherde befestigt wird. Sie beschleunigt das Zuschlagen der Netze.

Schnepfe, krummschnäblige, s. *Brachvogel 1.*

Schnepfen (schnepfenartige Vögel, Scolopacidae), Familie aus der Ordnung der Laufvögel (Cursores). Der Stecher meist länger als der Kopf, biegsam, mit teils weicher und stumpfer, teils harter und zugespitzter Spitze; die ritzförmigen, in eine lange Furche auslaufenden Nasenlöcher nahe der Stecherwurzel gelegen; die schmalen Flügel rundlich zugespitzt, die langen Schulterfedern bilden ebenfalls eine Spitze. Der Stoß kurz. Die Ständer entweder ganz getäfelt oder vorn und hinten genetzt; in den meisten Fällen vier Zehen. Der Lauf eine größere oder kleinere Strecke über dem Fersengelenk unbefiedert. Es gehören zoologisch zur Familie der Schnepfen eine ganze Reihe von Gattungen, die wir aber für sich in besonderen Artikeln behandeln. Hier folgen nur die eigentlichen, für den Jäger hauptsächlich in Betracht kommenden Schnepfenarten.

Literatur: J. Hoffmann, Die Waldschnepfe. 2. Auflage; Rohweder, Unsere Schnepfen.

Weidmännische Ausdrücke.

Kämpfen die Männchen beim Verfolgen eines Weibchens während des Striches, so s t e c h e n sie a u f e i n a n d e r; lassen sich die S. nieder, so f a l l e n sie ein und l i e g e n dann auf dieser Stelle. Sucht die S. mit ihrem langen S t e c h e r im Boden nach Würmern, so s t i c h t oder w u r m t sie. Im Frühjahr s t r e i c h t sie auf dem Abend- und Morgenzug umher, weshalb diese Zeit der S c h n e p f e n s t r i c h oder S c h n e p f e n z u g heißt; im Herbste z i e h t sie still durch (Z u g schnepfe); Schnepfen, die bei uns überwintern, heißen L a g e r schnepfen. Ihre Spur auf dem Boden heißt G e l ä u f. — Bemerkt sei noch, daß man die Schnepfenarten nicht auszieht, sondern aus dem gehackten, mit Butter, Gewürzen und sonstigen Zutaten zubereiteten Gescheide den S c h n e p f e n d r e c k herstellt, eine von vielen hoch geschätzte, über den Braten gestellte Delikatesse.

I. Gattung: Waldschnepfe (Scolopax Gray).

Stecher gerade, meist fast von doppelter Kopf- und Lauflänge. Oberstecher gegen

die Spitze abwärts verdickt und alsdann nicht hohl, nur an den Rändern geschlossen; Ohröffnung etwas unter und vor dem Auge, welches sehr weit nach hinten steht; Ständer verhältnismäßig kurz; Vorderzehen ohne Bindehaut; Lauf bis ans Fersengelenk befiedert; an der Hinterzehe ein kurzer Nagel.

1) Waldschnepfe (Scolopax rusticola L., S. pinetorum, silvestris Brehm; Berg-, Dorn-, Holzschnepfe, Eulenkopf, Spitzkopf, Blaufuß, Steinschnepfe, Schneppe).

Beschreibung.

Folgende Maße sind die annähernden: Länge 27 bis 30, Stoß 9, Stecher 6 bis 8, Lauf 3 bis 4, Mittelzehe mit Nagel 4,2 cm. Wem nicht viele S. in die Hände fallen und zu Beobachtungen keine Anregung wird, der wird diese Langschnäbel in der Färbung meist für untereinander gleich halten, in der Stärke aber Unterschiede bemerken. Doch sind sie auch abweichend in der Färbung, die im allgemeinen folgendermaßen aussieht: Vorderkopf gelbgrau mit schwarzen Querbändern, ebenso der rostrote Hinterkopf; ein dunkelbrauner Streifen vom Stecher bis zum Auge. Die rostbraune, bald rötlicher, bald gelblicher schattierte Oberseite braunschwarz gefleckt, manchmal gebändert; Flügeldecken am oberen Rande lebhaft rostrot, in der Mitte gelblicher; Schwingen mattschwarz mit dreieckigen, rötlich-braunen Randflecken, die hinteren dunkelbraun, heller gesäumt. Obere Stoßdecken rostbraun mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Die schwarzen Stoßfedern mit schräg stehenden Rostflecken an den schmalen Außenfahnen, die einfarbigen Innenfahnen mit weißen Spitzen. Kehle grauweiß, unter ihr beiderseitig ein graurotér Fleck; Kopfseiten gelblich, dunkel getüpfelt. Unterseite graugelblich, gelblicher oder weißlicher mit braunschwarzen Wellen; auf den unteren Stoßdecken dunkle Schaftstriche und Pfeilflecke. Stecher an der Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau und dunkler nach der Spitze. Das fast schwarze, große Auge auffallend glänzend. Die Ständer graulich fleischfarben, graugelblich, bräunlich oder graubläulich. Bald ist die Gesamtfärbung mehr lebhaft rötlich, bald mehr mattbräunlich, ohne daß sich bestimmte Unterschiede der vielen Übergänge wegen feststellen lassen. Vor der ersten Handschwinge befindet sich das kleine, harte, sog. Schnepfenfederchen. Die geringen Schnepfen pflegt man Dornschnepfen oder Blaufüße, die stärkeren Eulenköpfe zu nennen; zwischen ihnen sind so viele Stärkenklassen, daß man oft nicht weiß, ob man das vorliegende Stück der ersten oder zweiten Klasse zuzählen soll, und daher wohltut, von einer Spaltung der Schnepfe in verschiedene Arten abzusehen; selbst die Geschlechter lassen sich nur durch anatomische Untersuchung feststellen. Bei beiden Formen gibt es sowohl Männchen als auch Weibchen. Auch die Annahme, daß die Dornschnepfen zuerst und die Eulenköpfe später durchzögen, stimmt nicht. Die Gestalt der Schnepfe ist auffallend, aber zu wenig ebenmäßig, um für „schön" angesprochen werden zu können; die kurzen Ständer wollen nicht recht zu dem langen Stecher passen, und das Auge steht ungewöhnlich weit nach hinten; auch der kurze Stoß ist kein schöner Abschluß dieses Vogelkörpers. Zwar geht die Schnepfe im ruhigen Schritt nicht gerade unbeholfen; bedächtig drückt sie hier und da ihren Stecher in den Boden, um zu wurmen, d. h. nach Regenwürmern zu fahnden; sowie sie aber aufgescheucht zu laufen beginnt, zeigt sich das mangelnde Ebenmaß ihrer Glieder in einem so watschelnden, fast taumelnden Lauf, daß sie sehr bald die Flügel zu Hilfe nehmen muß. In der Flucht reckt sie den Hals und Stecher weit geradeaus, im bedächtigen Gange liegt letzterer meist auf dem Kropf. Steht die Schnepfe freiwillig auf, so geschieht dies ziemlich leicht und anstandslos; wird sie aber z. B. vom Hunde dazu gedrängt, so geschieht es mit ziemlich lautem Flügelklatschen, ähnlich dem Tone, wenn ein Vorstehhund seine Behänge schüttelt. Das erfolgt in großer, doch vollständig berechneter Hast, denn keineswegs nur zufällig weiß sie sehr bald einen schützenden Stamm zwischen sich und den Jäger zu bringen, hinter dem sie schnell aufsteigt und nach einigen Wendungen sehr bald verschwunden ist. Sowie sie freie Flugbahn erreicht hat, streicht sie sehr schnell dahin, wie jeder Jäger weiß oder bald lernt, wenn er an einem kalten, windigen Abend die sog. kleine Dornschnepfe wie vom Winde gefegt anstreichen sieht. Daß sie aber dabei an einen Falken erinnere, wie ihre Liebhaber versichern, ist nicht richtig; sie kommt, vom Winde getrieben, wie ein flatterndes Blatt, nicht wie der reißend schnell dahinstürmende Falke, der sich zwar auch vom Winde treiben läßt, ihn aber dabei beherrscht. Im Notfalle schwimmt die Waldschnepfe wie die meisten Sumpfvögel. Die Stimme der Schnepfe ist jedem Jägerohr tief eingeprägt; selbst der alte Hühnerhund, der neben seinem anstehenden Herrn sitzt, kennt sie genau und wendet schon den Kopf nach ihr, ehe der Herr den Ton vernahm; der junge Jäger prägt ihn sich gewiß bald tief ein. Es sind auf dem Strich dreierlei Töne zu unterscheiden: Zunächst das sog. Puitzen, das man, wenn sich zwei S. treiben, meist von der hinteren hört, und das etwa wie „Pswst-pswst" klingt, täuschend ähnlich dem Ton, den die weiße Bachstelze im Fluge so häufig hören läßt; alsdann das sog.

Murksen, das man meist von den Eulenköpfen hört, und das wie ein tiefes „Kworrkworr“ klingt; endlich wie „Switswitswit“ klingende Töne, die die aufeinander stechenden, d. h. um das Weibchen kämpfenden Männchen ausstoßen. Manche Beobachter wollen auch Laute ähnlich dem Bellen eines kleinen Hundes vernommen haben. Liegt die Schnepfe an oder unter einem roten Farnbusch und verhält sie sich ganz still, so gleitet sogar manches geübte und scharfe Jägerauge von ihr ab, wenn nicht etwa die großen, glänzenden Augen zum Verräter werden.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung der Waldschnepfe ist groß. Sie nistet von den Alpen nordwärts zerstreut umher, wo die Örtlichkeit ihr zusagt, doch mehr nach Osten als Westen hin; viele Gegenden Bayerns, Württembergs und Badens, der Schwarzwald und angrenzende Gebiete, ferner die pommersche Küste, die des Kurischen Haffs, West- und Ostpreußen, Schlesien, Hannover, Polen, besonders auch die Karpathen sind ihre Brutplätze; noch mehr ist sie in Skandinavien, Rußland und dem angrenzenden Asien verbreitet. Sie verlangt unbedingt feuchte, humose Holzungen, wo sie die unter der Oberschicht liegenden Würmer erfassen und das Laubwerk nach ihnen untersuchen kann, daher sie weder im trockenen Sande noch an mit Moos überzogenen Stellen vorkommt, wenn sie nicht etwa solche Stellen zu augenblicklichen Ruheplätzen ausersehen hat. Auch darf der Boden nicht kahl, er muß vielmehr mit Unterwuchs, als Dornen, Wacholder und anderen Büschen und besonders Farngruppen, bedeckt sein, unter dem sie geschützt und ungestört ihrem Geschäfte nachgehen kann. Ob der Bestand Laub- oder Nadelholz enthält, ist ihr gleichviel; doch liebt sie nicht sehr hoch und dicht aufgewachsene Holzwüchse, die ihr beim schnellen Aufstehen hinderlich sind, daher ihr recht verwilderte und verbuschte Mittel- und Niederwälder besonders angenehm sind. Das Innere großer Waldmassen ist ihr weniger sympathisch als Feld- und Randhölzer, von denen aus sie gegen Abend nicht allzuweit nach Wiesen und frischen Weiden zu streichen hat.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Wer kennt die Schnepfensonntage aus dem Kalender nicht? Mit welchem Interesse harrt ihrer der Jäger nach längerer Waffenruhe, und wie oft täuschen sie ihn, da sie bekanntlich bald früh, bald spät eintreffen, der Langschnabel sich aber nach der Witterung richtet und nicht nach dem Kalender; da sind sie:

Invokavit . .	Nimm den Hund mit!
Reminiszere . .	Das Gewehr in die Höh'!
Oculi	Da kommen sie!
Lätare	Ist das Wahre!
Judica . . .	Sind sie auch noch da!
Palmarum . .	Trallarum!
Osterzeit . . .	Wenig Beut'!
Quasimodogeniti	Hahn in Ruh, nun brüten sie!

Selbstverständlich spielen auch die Breitengrade eine nicht zu verkennende Rolle, so daß, wenn die rheinischen und süddeutschen Jäger schon lustig im Geschäft sind, die an der pommerschen Küste oder in Ost- und Westpreußen noch manchen Tag vergeblich ausschauen; für die letzteren Gegenden ist meist die zweite Hälfte des Aprils das richtige „Lätare“. Manche Schnepfe bleibt wohl oder übel bei uns über Winter, streicht alsdann sehr früh umher und alarmiert den unerfahrenen Jäger. Das ist aber noch keine Zugschnepfe, sondern eine Lagerschnepfe, denn erst, wenn Süd- und Südwestwinde manche Nacht hohl gebraust und warme Regenschauer mit sich gebracht haben, darf man die Zugschnepfe erwarten, die alsdann auch nicht auf sich warten lassen wird. Während des Tages liegt die Schnepfe meist still und versteckt, teils wegen ihrer vielen Feinde, teils aus Müdigkeit von der langen Reise; wenn aber der erste Abendstern erglüht und die Drossel mit ihrem Sang aufhört und schläfrig wird, dann steht sie auf und geht eilig ihrem Geschäfte nach. Wie sie sich dabei benimmt, hängt sehr vom Wetter ab; ist der Abend warm und still, oder fällt gar ein schwacher, warmer Regen, dann streicht sie langsam und behaglich einher, puitzt und murkst, daß man sie schon von weitem hört; die Männchen sind dann laut hinter den Weibchen her, stechen munter aufeinander los, und man sieht ihnen die Frühlingsfreude an. Wehen aber kalte, nasse Ostwinde, so daß es den Jäger am Rücken hinunterschauert, dann kommt sie meist still und sehr schnell, dann hat sie keine Lust am Scherzen, sondern eilt nach den Äsungsplätzen, um lediglich ihrem materiellen Triebe zu genügen. Sehr interessant ist die Beobachtung, wie die Waldschnepfe den langen widerstrebenden Regenwurm aus seiner Behausung entführt. Das letzte Drittel des Oberschnabels ist nämlich fingerartig beweglich; wo nun die Schnepfe Regenwürmer vermutet, stößt sie ihren Stecher nicht tief ein, aber bald hier, bald da und beobachtet scharf etwaige Bewegung des Bodens; sowie diese eintritt, sticht sie den Stecher tief ein, faßt den Regenwurm nach und nach höher in den Stecher, und hat sie ihn sicher, so lockert sie mit dem oberen Stecherteil den Boden, um ihn unzerrissen herauszuziehen, oder sie tastet auch wohl mit der beweglichen Stecherspitze im Boden umher, bis sie einen Wurm fühlt und erfaßt. Oft bedarf sie so großer Kraftanstrengung, daß sie bei der Arbeit auf den Stoß fällt; dann schlägt sie den sich windenden Wurm mit einigen Stößen in zwei Teile und verschlingt ihn behaglich,

und so viele hintereinander, daß sie vor überfülltem Kropfe fast bewegungslos verharrt. Außer Regenwürmern dienen ihr allerlei Insekten, Schnecken und ähnliche Tiere zur Nahrung.

Die in Deutschland brütenden S. machen gegen Ende des Aprils dazu Anstalt; das Nest ist eine einfache, mit dürrem Laub und Gras ausgelegte Vertiefung und enthält meistens vier Eier, manchmal nur drei als vollständiges Gelege, welche auf gelbgrauem Grund aschgraue, dann violettgraue und obenauf große und kleine gelblich-braune, klare und verschwommene Flecken haben, an dem unteren Ende zugespitzt, von bauchiger Form und sehr feiner Schale sind; sie werden in etwa 17 Tagen ausgebrütet. Ihr Maß ist gegen 45 : 33 mm. Die Dunenjungen haben gelbliche Farbe, auf dem Vorderkopf und vor dem Auge einen rostfarbigen Streifen, auf dem Hinterkopfe rostbräunliche Querflecken, auf dem Oberkörper solche Längsflecken und sind auf der Unterseite ungefleckt. Die Mutter führt die kleine Gesellschaft sehr bald in sicheren Schutz, leitet sie zur Äsung an und trägt sie im Notfalle streichend weg. Ob dies mit Hilfe des Stechers oder der Ständer geschieht, ist wohl nicht ganz sicher; für beide Möglichkeiten gibt es Beobachter.

Jagd.

Kaum eine Jagd erfreut das Jägerherz so wie die auf die Schnepfe. Seit Wochen war die Jagd geschlossen, nur vereinzelte Fuchstreiben wurden abgehalten; die Schnepfenjagd läutet gewissermaßen die neue Jagdperiode ein, und der Leib und Seele erquickende Frühling mit dem Gesange der gefiederten Waldbewohner läßt so manches Ungemach vom Winter her vergessen.

Die beliebteste und meist geübte Jagd ist der A n st a n d. Ihm eilt der Lehrling zu, der die grüne Tracht soeben erst angelegt hat; er treibt den Veteran hinaus, dem die Glieder für die Strapazen der Jagd sonst schon versagen, und der Stadtjäger füllt sich die Patronentasche mit Munition, aber auch die Flasche, und zieht hinaus. Oft ist es ebenso leicht gesagt wie getan, das Wandeln auf dem Schnepfenstrich, oft aber auch ist es Manneswerk, wenn die einzige, voraussichtlich lohnende Gelegenheit eine oder gar zwei Stunden Entfernung mit obligatem Bergsteigen mit sich bringt, man vom Schweiße durchnäßt die kurze Zeit des Striches auf zugiger Höhe zu stehen hat, um mit oder ohne Erfolg im Finstern den langen Heimweg anzutreten; man erkennt an solchen Umständen die Temperatur im Jägerblut. Auf den Strich kann man nur im Frühling gehen, weil die Schnepfe im Herbste nicht streicht, und zwar sowohl des Morgens als des Abends. Im ersteren Falle muß man mit Dämmerungsgrauen auf dem Stande sein, da die Schnepfe sehr früh und meist, wenn es zum Treffen noch zu finster ist, streicht, daher der Morgenanstand wenig zu empfehlen ist, indessen den Jäger orientiert, wo er am Tage mit Erfolg die S. zu suchen haben wird. Wo man am Tage mit dem Hunde gesucht und S. geschossen hat, kann man sich am Abend kaum anstellen wollen, denn nur zufällig werden dort S. streichen, die von anderwärts her dorthin vertrieben wurden. Wo man sich anstellt, sagt die Örtlichkeit, wenn man die Lebensweise der Schnepfe kennt, und es sei hier noch bemerkt, daß sie am hohen Holze gern entlang zieht. Am Rande solcher Hölzer, wo man annehmen kann, daß S. liegen, oder auf freien Plätzen in ihrem Inneren, an breiten Wegen und Gestellen und deren Kreuzungspunkten und an Wiesenrändern versuche man sein Heil, man wird ja bald merken, ob man richtig steht, oder ob an anderen Punkten der Strich besser ist; lehren kann man dies im Buche nicht. Es ist selbstverständlich, daß man auf gänzlich freien Schießraum zu achten hat, da man nie weiß, von wo die Schnepfe kommen wird. Hat man aber den Stand schon öfter innegehabt, so wird man die Bemerkung machen, daß eine Schnepfe meist aus derselben Richtung kommt wie die andere. Ist die Schnepfe unbeschossen oder auch gefehlt vorübergestrichen, so wird sie im ersteren Falle nach etwa 10 bis 15 Minuten wahrscheinlich zurückkehren, im letzteren nur gelegentlich, denn sie streicht, wenn sie überhaupt Lust dazu zeigt, einen gewissen Bezirk ab, und erst dann nach der Äsung. Ist aber der Abend windig und kalt, dann kehrt sie schwerlich zurück, indem sie von dem Lager direkt nach ihrem Äsungsplatze hinstreicht und sich, wie schon früher gesagt, auf Nebendinge nicht einläßt. Kann man einige Deckung benutzen, so ist es nur vorteilhaft, da der Abend ja noch andere Erfolge, z. B. den Schuß auf Raubzeug, mit sich bringen kann; ist diese jedoch nur auf Kosten des freien Schießraumes zu haben, so verzichte man lieber gänzlich auf sie und stelle sich ganz frei, aber stehe still, wenn man die Schnepfe hört oder sieht, und vermeide hastige Bewegungen, ehe sie schußmäßig heran ist, denn der stillstehende Jäger vergrämt die Schnepfe nicht, dagegen schwenkt sie gern ab, wenn dieser verfrühte Bewegungen macht. Auf die spitz heranstreichende Schnepfe zu schießen, ist nicht ratsam, man muß in diesem Falle etwas über sie halten; am besten schießt sie sich von der Seite, wobei der schnelle Schütze auf den Stecher zielen, der etwas langsame etwa zwei Hände breit vorhalten mag; schießt man von hinten nach, so hält man etwas unter sie.

Bei der Schnepfe trügen gewisse Schußzeichen nicht. Fährt sie nach dem Schusse sehr zusammen oder überschlägt sie sich, oder läßt sie die Flügel wie gelähmt hängen, dann ist sie tödlich angeschossen, so daß sie meist schon verendet herunter- und sehr hart auffällt. Kommt sie schräg herab, sich ängstlich drehend und zwitschernd, so ist sie geflügelt und läuft schnell davon, weshalb man ihr sogleich einen Hund nachsenden muß. Hängen ihre beiden Ständer bewegungslos herab, zittert sie krampfhaft mit den ausgebreiteten Flügeln, so ist sie tödlich getroffen und verendet bald; ist sie nur hoch geständert, so kann sie allerdings kaum noch aufstehen, verendet aber nicht so bald und geht leicht verloren, wenn der Hund übereilt sucht. Ist sie weidwund geschossen oder nur an einem Ständer verletzt, so kommt sie schnell und schräg herunter, streicht aber über dem Boden fort und fällt erst nach einer guten Strecke ein. Eine solche Schnepfe geht sehr leicht verloren, wenn der Hund sie nicht sogleich sucht; läßt man sie aber recht krank werden und sucht erst am anderen Morgen in der Frühe, so findet sie der Hund meist gar nicht mehr, der Jäger übersieht sie dann trotz aller Mühe, und oft sind ihm schon Fuchs, Marder, Eulen zuvorgekommen. Beim Kopfschusse steigt sie, wie alles Federwild, meist hoch auf und fällt nach einigen taumelnden Bewegungen verendet herab, beim Streifschusse senkt sie sich schräg herab und streicht dann weit weg; überhaupt senkt sich die Schnepfe, auch wenn sie gänzlich gefehlt wurde, gern schräg herab, puitzt aber ruhig weiter, was zu beachten ist, während dies eine angeschossene nicht tut. Der ängstlich zwitschernde Ton einer flügellahmen klingt ganz anders als Puitzen oder Murksen. Oft bleibt die geschossene Schnepfe auch im Gezweige hängen, worauf wir den jungen Jäger aufmerksam machen, der sich manchmal die Augen aus dem Kopfe sucht und auf den Hund schilt, während der Gegenstand seines Spähens ihm dicht über dem Kopfe wie eine Trophäe zubaumelt. Daß die Schnepfen mit einer gewissen Neugierde auffallenden Gegenständen zustreichen, ist außer Frage, denn sie stoßen sich oft den Kopf an den erleuchteten Leuchtturmfenstern ein, deren Licht sie also angelockt haben muß. Damit übereinstimmend behaupten manche Jäger, die vom Stande des Jägers außer Schußweite streichende Schnepfe durch Aufwerfen eines auffallenden Gegenstandes, z. B. einer Mütze, zu Schuß herangelockt zu haben. Wen das interessiert, der möge es versuchen. Man benutzt auch die Schnepfenlocke, um außer Schußweite stechende Schnepfen zu Schuß zu bekommen. Den Anstand kann man auch im Herbst an Waldwiesen, Wasserlöchern und Sumpfrändern ausüben, wo die Schnepfe abends einfällt, um zu stechen. Häufig streicht sie einigemal um den Platz herum, auf dem sie wurmen will, ehe sie einfällt. Nach dem Einfallen sitzt sie, um zu sichern, kurze Zeit mit gesenktem Stecher ganz still. Während dieser Augenblicke muß sich der gedeckt stehende Jäger durchaus unbeweglich verhalten. Wenn die Ränder der Sumpf- und anderen Wasserlöcher im Dunklen liegen oder sehr dunklen Boden haben, so streut man etwas weißen Sand auf die Stellen, wo die Schnepfen einfallen, damit diese sich besser abheben.

Die Suche auf S. oder das Buschieren verhält sich zum Anstande wie die Prosa zur Poesie; mancher hastet ihr zwar am Morgen seelenvergnügt entgegen, läßt aber bald die Löffel hängen, wenn es aus einer Dickung in die andere geht, mancher Riß von den Dornen an Gesicht und Händen, mancher in der Joppe oder im Beinkleid zu verzeichnen und mancher Fehlschuß zu notieren ist. Der nicht berufsmäßige und der ungeübte Schütze, die vielleicht nicht oft die Zeit zu Jagdzügen haben, werden daher bald von dieser Jagd abstehen, und niemand wird ihnen daraus einen spöttelnden Vorwurf machen. Wer aber bei sehr ausdauerndem Körper ein schneller, guter Schütze ist, der wird die Schnepfensuche obenan stellen, denn keine Flintenjagd gibt ihm mehr Gelegenheit, seine Kunst und Kombinationsgabe glänzen zu lassen, als diese. Mancher erschwert sich die Strapazen durch schwere Kleider, allerlei lästige Umhängsel und besonders durch ein schweres Gewehr. Schwere Kleider mit weiten Ärmeln, breiten Brustklappen taugen nicht zur Schnepfensuche, wie alles nicht, womit man hängen bleiben kann; über der Weste eine dicht anschließende, elastisch gestrickte, wollene Ärmeljacke und über dieser der Jagdkittel, dessen Ärmel an den Handgelenken eng oder zusammengeknöpft sein müssen, ist und bleibt die beste Tracht. Eine leichte Jagdtasche, um Patronen und die Beute aufzunehmen, da man S. ihres schwachen Halses wegen nicht gern anhängt, ein leichter, breitkrempiger Hut und eine recht leichte, gut liegende Flinte sind unentbehrliche Rüststücke, denen man ein Paar alte, hirschlederne Handschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen sehr vorteilhaft zulegt, wenn man voraussichtlich viele Dornen antrifft, denn es liegt keine Weichlichkeit darin, wenn man sich hütet, seine Hände ohne Not blutig zu reißen. Man lade die Flinte mit nur mäßigem Pulverschuß, nehme Schrote $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ mm und beachte, daß die Schrote zwar auf das Ziel einschlagen, aber auch streuen müssen, denn Schneppschuß und Schnappschuß sind gar zu oft identisch.

Ein anderes Erfordernis zur Schnepfenjagd ist ein ruhiger, besonnener Hund mit guter Nase. In der Regel sind gewitzte Veteranen die gefeiertsten Schnepfenhunde, und haben sie lange auf demselben Revier gearbeitet, so zeigt sich ihr Gedächtnis in erstaunlichem Maße, denn sie wissen oft noch genau, wo sie im vorigen Jahre den Langschnabel gefunden haben, und steuern bald auf die Stelle los, tun andernfalls sehr verwundert, wenn sie eine Schnepfe finden, wo sie solche nicht vermuteten. Wo man S. zu suchen hat, wird der junge Weidmann nun wissen, wenn er mit Aufmerksamkeit unserer Schilderung von Lebensweise und Aufenthalt folgte, und wenngleich man ja bei der Suche manches wenig verheißende Plätzchen nicht unbeachtet läßt, weil „man ja doch nicht wissen kann", so halte man sich an solchen doch nicht lange auf. Wird in Gesellschaft gesucht, so müssen es sich die Schützen zur strengen Regel machen, in möglichst gerader Linie vorwärts zu gehen und besonders nicht vorauszueilen, denn dadurch werden die Nebenmänner am Schießen gehindert, die Hunde suchen voreilig, und der Voraneilende selbst setzt sich in der Dickung großer Gefahr, geschossen zu werden, aus. Daher ist es immer besser, die Schützen teilen sich das Revier und suchen gesondert. Der Hund muß kurz suchen, sonst kann sich der Jäger an ihm heiser schreien; selbstverständlich kann er nicht immer dem Jäger vor Augen bleiben, daher dieser ihn öfters anruft, sogar zum Einspringen auffordert, wenn er ihn nicht hört und vermutet, daß er vielleicht steht. Auf freien Plätzen in der Dickung bleibt der Jäger gelegentlich stehen, läßt den Hund um sich herum suchen und hält sich dabei fertig; auch klappert er mit Vorteil ab und zu mit dem Riemen an der Flinte und macht sich sonstwie bemerklich, um eine sich drückende Schnepfe aufzuschrecken, denn helfen muß er dem Hund in der Dickung auf alle mögliche Weise. Die Schnepfe steht mit hörbarem Geräusch auf, das eine frappante Ähnlichkeit mit dem Schütteln der Behänge des Hundes hat, wenn ihn die Fliegen daran stechen. Meist hält die Schnepfe den Hund zum erstenmal gut aus, klatscht nicht gar zu schnell auf und streicht über das niedrige Holz ab; liegt sie aber im Stangenholz, so schraubt sie sich ziemlich schnell auf, sucht hinter dem Holze Deckung und streicht, wenn sie Raum gewonnen hat, schnell ab. Kann sie der Schütze zwischen dem Holze fassen, so versäume er es nicht, halte aber den zweiten Schuß für den Moment fertig, wenn sie oberhalb des Gezweiges auf kurze Zeit erscheint, denn dieser Schuß ist sicherer. Über höheres Holz streicht sie meist ziemlich weit weg, weniger im Niederwuchs, man beachte daher die Richtung, die sie genommen hat, vorausgesetzt, daß man fehlte oder nicht schießen konnte, glaube aber nicht, daß sie notwendig gerade da liegen müsse, wo sie sich herabsenkte, denn sehr oft macht sie einen Haken und streicht über dem Boden hin, ehe sie einfällt, läuft auch wohl noch eine Strecke auf dem Boden hin, stets aber liegt sie dann mit dem Kopfe nach der Richtung, von welcher sie aufgestoßen wurde. Ist der Schütze ortskundig genug und stehen andere Schwierigkeiten nicht im Wege, so ist ihm anzuraten, von hinten an die eingefallene Schnepfe zu gehen; denn da sie nach der entgegengesetzten Richtung sichert, so wird sie durch eine Störung von hinten her unschlüssig und streicht meist nicht so schnell ab, als wenn man sich ihr von vorn nahte. Ist sie auch diesmal gefehlt, überhaupt heil davongekommen, so streicht sie weit ab, wenn sie nicht etwa in einem ganz kleinen Feldhölzchen liegt und kein Wald in der Nähe ist, den sie erreichen kann. Weit über Feld zieht sie am Tage nur ungern. Die Schnepfe zieht nur bei Nacht; bei heftigen Winden bleibt sie gern liegen, bei geringem Luftzug ist ihr die Richtung gleichviel, aus welcher er weht; bei mäßigem Winde zieht sie am liebsten, wenn er sie schräg von hinten trifft. Solcher Wind ist daher auch von Einfluß auf die Schnepfenjagd an der Küste; weht günstiger Wind, so hält sich die Zugschnepfe nicht auf; ist er konträr und heftig dazu, so sammeln die S. sich am Strand an und geben alsdann sehr erhebliche Jagdbeute. Das wissen die Strandjäger sehr gut und richten sich danach. Nicht selten streicht die S. gegen die Scheiben der erleuchteten Leuchttürme und stößt sich den Kopf ein. Zu bemerken ist, daß die Zugschnepfe am Strand auch im Frühjahr nicht umherstreicht, wie zum Herbst im Binnenland; sie ist zu sehr mit Wandergedanken beschäftigt, als daß sie zu Tändeleien aufgelegt wäre; manches Pärchen, anstatt dort zu brüten, streicht wohl abends umher, doch wird es nur selten bemerkt. Die Schnepfe zieht mäßig hoch. Sie im Liegen zu schießen, ist zwar sehr verführerisch und einem nicht sicheren Schützen kaum zu verargen, nur wird sie dabei oft stark zerschossen, wodurch der Verkaufswert geschmälert wird.

Die Treibjagd auf S. ist sehr beliebt; sie wird wie jede andere betrieben, lohnt aber nur, wenn die S. zahlreich im Busch liegen. Die Schützen stellen sich vor und rufen „Tiro", wenn sie eine anstreichen sehen, um den Nachbar aufmerksam zu machen; natürlich müssen sie sehr aufmerksam und schußfertig sein, da die Schnepfe schnell kommt und manchmal nur eine kleine Lücke zum Schuß vorhanden ist. Man verbindet das Schnepfen-

treiben vorteilhaft mit einem Buschieren oder Streifen auf Füchse usw., um die Einseitigkeit des Jagdvergnügens zu mildern. Wo das Jagdrevier übersichtlich ist und jahraus, jahrein in den Zugzeiten Schnepfen in größerer Zahl birgt, errichtet man hier und da sog. Schnepfentürme, d. h. auf hohen Bäumen angebrachte Hochsitze, von denen man mehrere Treiben übersehen kann. An den Jagdtagen werden diese Warten mit einem aufmerksamen Burschen besetzt, der darauf zu achten hat, wo die abstreichenden Schnepfen wieder einfallen. — Eine allgemeine Schonzeit der Schnepfe im Frühjahr, wie sie angeregt wurde, ist ja gewiß ein guter Gedanke, dürfte aber kaum durchzusetzen sein, da sie international sein müßte, um Erfolg zu haben. Das Wildbret der Schnepfe und der bekannte, ihr entnommene Dreck sind als Delikatessen ersten Ranges so bekannt, daß wir darüber hinweggehen können.

Literatur: J. Hoffmann, die Waldschnepfe; C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

II. Gattung: Sumpfschnepfe (Gallinago).

Der schwache Stecher ist vor der Spitze abgeplattet; die Augen stehen nicht so hoch am Hinterkopfe wie bei der Waldschnepfe; die Ständer sind über der Ferse rundum etwa ½ cm breit nackt. Der Nagel der Hinterzehe nicht auffallend kurz. Die Schulterfedern sind länger und spitzer als bei der vorigen Gattung; der Stoß besteht aus mindestens 14 statt 12 Federn.

1) Bekassine (Gallinago gallinago L., Scolopax gallinago L., Gallinago scolopacinus Boie; Heerschnepfe, Himmelsziege, Herdschnepfe, Haberbock, Sumpf- und Kätschschnepfe).

Beschreibung.

Länge 21,6 bis 25, Stecher 6,6, Stoß 6, Lauf 3,4, Mittelzehe mit Nagel 3,7 cm. Scheitel schwarz mit rostgelben Längsstreifen; Zügel und ein Fleck unter den Augen braunschwarz; die gelblichen Kopfseiten dunkelbraun gefleckt, ebenso Hals und Brust, doch etwas rostfarbiger; Oberrücken und Schultern fast schwarz mit dunkel rostfarbigen Querflecken und Zickzacklinien; der etwas mattere Unterrücken weißlich und roströtlich gefleckt; Bürzel und obere Stoßdecken bräunlich, dunkel gebändert. Unterbrust und Bauch weiß. Die vier rostgelben Längsbinden über den Oberrücken hin kennzeichnen die B. Die erste der schwarzbraunen Schwingen mit weißer Außenfahne, die hintersten mit rotbraunen Querbändern; die Flügeldeckfedern mit hellen Spitzensäumen; die Wurzelhälfte des Stoßes schwarz, die untere braunrot mit zwei schwarzen Querbinden; die Randfedern mit weißen Außenfahnen, Spitzen und zwei schwarzen Querstreifen. Stecher um die Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau, nach der Spitze dunkler, der etwas kürzere Unterstecher paßt genau in den Oberstecher; neben den gewöhnlichen 14 Stoßfedern finden sich an jeder Seite manchmal noch einige kleine Nebenfedern. Iris dunkelbraun. Die rostgelben Dunenjungen haben dunkle Längsstreifen, helle Flecke und weiße Unterseite. Die Bekassine gehört zu unseren bekanntesten Jagdvögeln, obgleich viele Jäger sie nur genau besehen können, wenn sie der schußgeübte Kamerad erlegt hat, da sie ihnen eben — zu schnell streicht. Im Sitzen kann man sie nicht recht schießen, weil man sie gänzlich zerschießen würde, hauptsächlich aber, weil man sie zu schwer zu Gesicht bekommt; steht sie aber auf, so streicht sie mit großer Hast fort, wobei sie sich von einer Seite zur anderen wirft und auf etwa 30 Schritt den bekannten Haken macht, d. h. sie schwenkt plötzlich im Winkel ab, behält meist diese Richtung, steigt dabei auf, umkreist den Platz und fällt entweder in einiger Entfernung im Bruch wieder ein, oder aber, wenn dieses sehr klein, streicht sie hoch und schnell dem nächsten ihr bekannten Bruch zu, wo man sie oft wiederfinden wird. Gewöhnlich hält sich die Bekassine still, zur Brutzeit jedoch geht es um so lebendiger auf den Brüchern her, und mancher nächtliche Wanderer ist schon vom Aberglauben beschlichen worden, wenn er eine unsichtbare Ziege hoch über sich in den Lüften deutlich meckern zu hören vermeinte. Diesen Ton bringt das Männchen mit Hilfe der Stoßfedern hervor; denn nur, wenn es die eigentümliche Stellung im Flug angenommen hat, d. h. einen Flügel senkrecht aufwärts, den anderen in entgegengesetzter Richtung gestellt und den Stoß ausgebreitet hat, dabei aber abwärts stürzt, hört man den Laut; sowie es wieder aufsteigt, verstummt das Meckern. Das Meckern dauert etwa 2 Sekunden und wird in Pausen von etwa 10 Sekunden wiederholt, wobei das Männchen im weiten Bogen umherstreicht. Währenddessen hört man meist Töne aus dem Bruch, die wie „Tikup-tikup-tikup" klingen und von dem lockenden Weibchen herrühren, denen das Männchen denn auch nicht lange widersteht, sondern eiligst einfällt, um an der betreffenden Stelle zu verschwinden. Außer diesen Tönen wird sich der Jäger mit einem Tone bekannt gemacht haben, der genau wie „Etsch-etsch" klingt und von der aufstiebenden

1. Flugbild der Bekassine (Breite 40 bis 45 cm).

Bekassine ausgestoßen wird. Den guten Schützen berührt dieser Ton nicht weiter, den schlechteren dagegen verdrießt er, wie jeder Mensch sich leicht ärgert, wenn zu seinem Pech sich noch der Spott, wenn dieser auch nur auf Einbildung beruht, gesellt, und so klingt beinahe der Ton, mit welchem sich die Bekassine empfiehlt. Er ist übrigens noch um so verdrießlicher, als er ein Signal für alle in der Nachbarschaft liegenden Bekassinen bildet, die nun in choro ihr hämisch klingendes „Etsch-etsch" ertönen lassen. Die Bekassine läuft zwar schnell und nicht ungeschickt, steht aber lieber bald auf.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Bekassine ist sehr weit verbreitet, über fast ganz Europa bis etwa zum 70. ⁰ n. Br. und ebensoweit in Mittelasien. Sie wird selten in bewachsenen Brüchern oder Mooren, wo sie sich unter den Halmen bergen kann, vermißt werden. Im nördlichen Europa ist sie am häufigsten Brutvogel. Nasse, vom Vieh ausgetretene Weiden-, auch Erlenbrücher und Fenne bezieht sie gern; kahle Brücher meidet sie.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Bekassine lebt von allerlei Gewürm und Insekten, wie sie die Brücher ihr bieten, soll auch Moosbeeren nicht verschmähen und wird bald sehr fett. Im April oder Anfang Mai legt sie in einer einfachen, mit etwas Halmwerk ausgelegten Vertiefung vier birnenförmige Eier, die auf bräunlich-grünlicher Grundfarbe graubraune und dunklere Flecke und Punkte haben, 39 : 28 mm groß sind und in 16 Tagen ausgebrütet werden, worauf die zierlichen Jungen der Mutter sehr bald in dichtes Versteck folgen, Äsung aufnehmen und sich bei Gefahren festdrücken. Außer dieser Zeit lebt die Bekassine für sich, und wennschon sie durch gleichartige Bestrebungen oft scharenweise zusammengeführt wird, so wird man doch bemerken, daß jede einzeln aufsteht und sich um die Nachbarin nicht kümmert, mithin die Bezeichnung Heerschnepfe eine ganz unpassende ist. Bei uns brütet sie häufig, kommt aber auch als Zugvogel schon früh im Herbsteb ei uns an, bzw. durch, überwintert auch an günstigen, d. h. offen bleibenden Stellen, am häufigsten jedoch in den italienischen und griechischen Sümpfen. Sehr scheu und aufmerksam, zieht sie nur bei Nacht und hat dazu auch alle Ursache, da ihr die kleinen, behenden Falken, auch Sperber, häufig nachstellen.

Jagd.

Daß man über die Freuden der Bekassinenjagd stark auseinandergehende Urteile hört, wird keinem auffallen, der sich mit der Naturgeschichte dieses Vogels bekannt gemacht hat. Zunächst und unabweislich gehören ganz erhebliche Geschicklichkeit oder doch Anlage zum Flugschießen dazu, ferner reichliche Gelegenheit, sich einzuschießen, und nicht weniger ein sehr gesunder Körper. Wer Anlage zu Rheumatismus hat, bleibe dieser Jagd fern, und selbst schon ein unbeholfener Körper, für den ja niemand kann, eignet sich mancher Gefährlichkeit wegen nicht, welche die Jagd in oft bodenlosen Sümpfen im Gefolge hat, wo manchmal nur ein behender, rechtzeitiger Sprung vor dem Verderben retten kann. Anderseits gibt kaum ein zweites Federwild dem jungen Jägersmann so vortreffliche Gelegenheit, sich zum Flugschützen auszubilden, wie die B. Die ungleiche Passion für diese Jagd findet man auch bei den Hunden, denn wenngleich mancher Hund viel auf Bekassinen geführt wurde, merkt man ihm doch nur wenig Liebe zu diesem Vogel an, der für ihn vielleicht keine anziehende Witterung hat. Die Flinte muß die schwachen Schrote streuen, daher entsprechend geladen und überhaupt leicht zu hantieren sein. Außer einem leichten Netz und den möglichst hoch am Körper unterzubringenden Patronen lasse man allen entbehrlichen Ballast zu Hause, ebenso schwere, hohe Stiefel, wenn man voraussichtlich doch tiefer einsinkt und waten muß, als diese reichen.

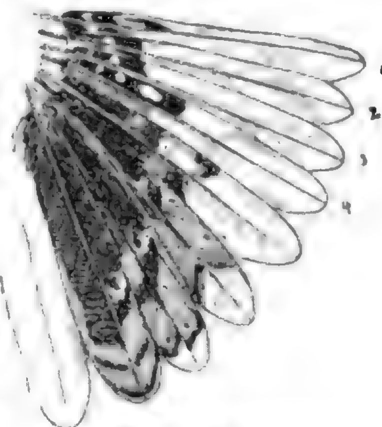
Natürlich kann nur von der S u ch e die Rede sein, zu der ein kurz suchender Hund mit sehr willigem Appell gehört, denn ein aus der Hand gehender Hund würde bald mehr auftun, als der Jäger schießen kann, oder die B. außer Schußweite aufstoßen. Rauhe Hunde eignen sich wie zu jeder Wasserjagd besser als glatthaarige. Auch darf der Hund die geschossene B. nur leicht anfassen, weil ihr sonst wegen ihrer zarten Haut sehr bald das Gescheide aus dem Leibe gequetscht wird. Im Notfalle kann man auch ohne Hund fertig werden, da die Bekassinen bei nur einigem Geräusch aufstehen und sich nicht gern drücken. Junge halten besser als alte, daher die Jagd im Juli am angenehmsten und ergiebigsten ist, während die später ankommende Zugbekassine, namentlich bei windigem Reisewetter, sehr lose liegt und bald weit fortstreicht. Damit der Hund gut findet, muß er fleißig hin und her, auch im Kreise suchen, um den Wind zu benutzen. Man hört oft den Rat, erst dann auf die aufgestoßene Bekassine zu schießen, wenn sie den Haken schlägt, weil alsdann der Breitschuß geboten ist; das mag sich jeder Jäger selbst ausprobieren, indessen steht fest, daß man die aufstehende Bekassine ebenso leicht von hinten trifft, wenn nur die Flinte etwas streut, als die, die den Haken geschlagen hat, weil sie alsdann sehr schnell streicht und außer Schußweite kommt. Sowie man sie einigermaßen auf dem Korne hat,

mache man Dampf, das ist sicher der beste Rat, wie jeder bald erfahren wird oder schon erfahren hat.

Beim Anstand ist nur wenig, eigentlich gar nichts auszurichten, denn das Mondlicht verliert in dem dunklen Bruch, in welchem die einfallenden Vögel bald gänzlich verschwinden, sehr an Wirkung. Altmeister Diezel empfiehlt in seiner „Niederjagd" folgende Methode, die sich für alle sog. Wasserschnepfen eignet: „Diese besteht nämlich darin, daß man im Spätherbste, gewöhnlich zu Ende des Oktobers und in der ersten Hälfte des Novembers, wo sie vorzüglich gern in abgelassenen Weihern einfallen, aber selten gut aushalten, weil eine einzige durch ihr buntes Geschrei immer 5 bis 6 andere rege macht, sich vorstellt und treiben läßt. Einzelne Büsche und nicht zu hohe Dämme gewähren hier den besten Stand, denn dem ganz freistehenden Schützen weicht die Bekassine häufig aus; doch ist es durchaus notwendig, sich so zu stellen, daß man sie kommen sieht, weil es, wenn man nicht voraus weiß, ob man sich rechts oder links zu drehen habe, wegen des überaus schnellen Fluges dieser Vögel oft gar nicht möglich ist, fertig zu werden, oder weil man doch zu weit nachschießen muß. Wenn eine Reihe von Weihern aneinander stößt, in welche die rege gemachten wieder einfallen, dann gewährt eine solche Jagd geübten Schützen ungemein viel Vergnügen, da es in dem ganzen, weiten Gebiet der Jägerei keinen besseren Probierstein für das Flugschießen gibt als diesen, und besonders, weil man gar manchen, dessen Schützendünkel keine Grenzen kannte, bei einer solchen Gelegenheit die sonst immer vollauf geschwellten Segel seiner Ruhmredigkeit gar demütig einziehen sieht."

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

2) Pfuhlschnepfe (Gallinago media Frisch, Telmatias major Boie, Scolopax major L.; Doppelschnepfe, Doppelbekassine, Mittelschnepfe, große Moor-, Sumpf-, Ried-, Wasser-, Moosschnepfe). Länge 23,5 bis 27, Stoß 5,4, Stecher 6,5, Lauf 3,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,3 cm. Oberseite schwarz und rostbraun gefleckt mit vier gelblichen Längsreihen; auf dem Scheitel und über jedem Auge ein hell rostgelber Streifen; Hals und Brust rostgelblich mit schwarzbraunen Flecken, auf den Tragfedern solche Querbänder, Bauch trübweiß. Die meisten Flügeldecken haben große, reinweiße Spitzensäume. Stoß 16federig; die vier äußeren Randfedern größtenteils weiß (s. Abb. 2); diese Stoßfärbung bildet ein sicheres Unterscheidungsmerkmal gegenüber der im Gesamtfärbungscharakter ähnlichen Bekassine; Schwingen stumpfschwarzgrau. Stecher an der Wurzel fleischfarbig, an der Spitze schwarzgrau. Iris braun. Ständer graurötlich, an den Gelenken grünlich. Die Pfuhlschnepfe ähnelt in der Stellung ihres Auges mehr der Waldschnepfe als der Bekassine und hat durch den etwas gepreßten Hinterkopf einen auffallenden Gesichtsausdruck. Zwar scheu, ist sie doch nur mittelmäßig im Streichen und daher eine von dem weniger geübten Schützen nicht allzuschwer zu erringende Beute. Die interessanteste Beobachtung an dieser merkwürdigen Schnepfe ist ihr Tanz. Es versammeln sich dazu die Männchen gegen Abend auf einem bestimmten Balzplatze, laufen durcheinander, spielen und stellen sich endlich in einer Art Ordnung auf, worauf dann eins seinen Vortrag mit „Dä dä bätteraraa" intoniert und mit einem klappenden Stecherschlag endet, welcher vom Chore begleitet wird, worauf der nächste Sänger beginnt; dabei werden die Flügel geschwenkt, tanzende Bewegungen ausgeführt, auch Streitigkeiten ausgefochten. Dieser Bund feiert mit solchem Eifer seine nächtlichen Feste, daß die sonst so scheuen Vögel selbst nicht einmal Flintenschüsse und gefallene Kameraden beachten, sondern verschiedene Salven aushalten, ehe sie von ihrem Taumel ablassen; in der Tat ein eigentümliches Bild, diese Tänzerschaft im stillen, vom Monde beschienenen Moor! Die Pfuhlschnepfe bewohnt den Norden und ist bei uns nur Gast. In den Sümpfen Skandinaviens, Rußlands und an der Grenze Asiens südwärts, dann in den Donausümpfen ist sie ein gewöhnlicher Brutvogel. Auch in manchen Teilen Deutschlands brütet sie, so in Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover, sowie den östlichen preußischen Provinzen. Sie kommt nach der Bekassine, meist im Mai, bei uns auf der Fahrt nach Nordosten durch, um dort alsbald zu brüten, worauf sie von Mitte August bis weit in den September hinein bei uns durchzieht. Im Gegensatze zur Bekassine verlangt sie buschlose Brücher mit nicht viel Wasser, zertretene Viehweiden mit einigen Graskaupen, die Ufer von Flüssen. Dort läuft sie gern zwischen dem Weidevieh umher, mit dem sie auf sehr vertrautem Fuße steht. Drückt



2. Rechte Stoßhälfte der Doppelschnepfe.

sie sich, so wird sie vom schärfsten Auge leicht übersehen, so sehr ähnelt sie ihrer Umgebung. Das auf einer trockenen Erhöhung stehende Nest ist von dem der Bekassine wenig verschieden, wie auch die Eier denen dieser Art sehr ähneln, sie sind aber lebhafter und gleichmäßiger gefleckt und selbstverständlich erheblich größer, denn sie messen 44 : 32 mm.

Die Jagd auf die Pfuhlschnepfe ist viel leichter als auf die Bekassine, nur muß sie der Hund etwas drängen, weil sie sonst nicht vor ihm aufsteht, sondern mit großer Ausdauer hin und her läuft. Will es gar nicht glücken, so muß man den Hund von einer anderen Seite heranbringen. Es sei bemerkt, daß er sich überhaupt aus der Pfuhlschnepfe gar nichts macht, sondern am liebsten bald von ihr abläßt, sie auch nicht gern apportiert. Sie streicht viel langsamer, schießt sich daher leichter als die Bekassine und ist deshalb eine angenehme Abwechselung bei der Bekassinenjagd, zumal ihr Wildbret für sehr fein gilt.

3) Stummschnepfe (Gallinago gallinula L., Scolopax gallinula L.; stumme Bekassine, kleine Sumpf-, Haar-, Moos-, Moor-, Fledermausschnepfe). Länge 18, Stoß 4,8, Stecher 4, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 cm. Stoß 12federig; Scheitel einfarbig dunkel ohne gelben Mittelstreifen; über den Rücken drei breite, grünlichrötliche, metallisch schimmernde Längsstreifen, über diese hinweg die der Gattung eigenen vier Streifen; Bürzel lebhaft schwarz; der schwarze Stoß mit rostfarbener Binde, spitz abgerundet, da die beiden Mittelfedern die anderen überragen. Hals und Brust rostgrau mit dunklen Flecken, Unterleib weiß; die schwarzbraunen Flügeldecken hell gesäumt. Stecher wie bei der Bekassine; Ständer fleischfarbig, an den Gelenken grünlich; Iris braun. Dieses kleine, niedliche Schnepfchen streicht mit eigentümlichen Bewegungen mäßig schnell geradeaus, fällt aber bald mit einer Wendung wieder ein, als werfe es sich auf den Boden. Dagegen läuft es gewandt und schnell umher, lockt wie „Gug gug“ oder „Kätsch“, flattert über dem Bruch mit leisem, eintönigem „Tiktiktiktiktik“ umher und ähnelt dabei so deutlich einer Fledermaus, daß es selbst dem Laien auffällt. Die Verbreitung der S. ist die der Pfuhlschnepfe, doch steigt sie höher in den Gebirgen auf als diese. In allem übrigen schließt sich dieses niedliche Schnepfchen seinen Verwandten und besonders der Bekassine an, mit der es auch zusammen vorkommt. Bei uns ist die Stummschnepfe nur selten Brutvogel (hauptsächlich im nördlichen Deutschland); auf einer kleinen, trockenen Anhöhe steht das einfache Nest, das gegen Ende April oder Anfang Mai vier Eier enthält, die 35 : 27 mm groß, sonst den Bekassineneiern sehr ähnlich sind.

Man schießt die Stummschnepfe wie die Pfuhlschnepfe als seltenere Gäste gelegentlich der Bekassinenjagd und erkennt jene bald beim Aufstehen, wobei sie einer Wachtel sehr ähnlich sieht. Besonders im Herbste, wo sie gut ist, fällt sie sehr bald wieder ein, so daß sie keine mühsame Jagd bietet. In Griechenland, wo sie auch überwintert, trifft man sie mit verwandten Vögeln scharenweise an, die, wenn ein Schuß auf sie fällt, in einer Wolke aufstehen, um möglichst bald auf einem anderen, von Regengüssen aufgeweichten Acker wieder einzufallen und nach Äsung zu suchen.

Schnepfenfeder, das kleine, sehr harte Federchen vor der ersten Schwinge der Schnepfe.

Schnepfenstoß, eine Vorrichtung der älteren Zeit, um Schnepfen mit Netzen zu fangen, da man sie nicht zu schießen vermochte; sie ist ähnlich dem Falkenstoß (der Rönne) und längst außer Gebrauch.

Schnepfenstrandläufer s. *Sumpfläufer*.

Schnepfenstrich, das Umherstreichen der Zugschnepfe an den Frühjahrsmorgen und -abenden.

Schnitthaare (Abschußhaare), abgeschossene Haare, sehr wichtig für die Nachsuche. Ihre Farbe, Form und Stärke läßt Rückschlüsse auf den Körperteil zu, an dem sie sich befanden, von dem sie also abgeschossen wurden. Ganze Hautfetzen oder vollständige S. deuten auf Streifschuß, durchschossene S. auf schwerere Verwundung. Bei feuchtem Wetter kleben S. oft am Wildkörper fest und werden im Dickicht abgestreift oder fallen nach einigen Fluchten bündelweise herab. Näheres s. *Schußzeichen*.

schnüren, wenn Fuchs, Wolf, Luchs, Wildkatze die Tritte beim Traben gerade voreinander setzen, so daß sie eine gerade Linie bilden; der Gegensatz ist *schränken 1*.

Schober s. *Miete*.

schollern, wenn der Dachs vor dem Ausfahren den Sand von der Schwarte schüttelt, wodurch ein deutlich vernehmbares Geräusch entsteht.

schonen, 1) wenn Haarwild infolge Verletzung mit einem Laufe nicht auftritt, so s. es diesen; 2) der Jäger s. das Wild, das Revier, indem er beide pfleglich behandelt.

Schonung, junge, künstlich oder natürlich entstandene Forstanlagen, solange sie Schutz gegen Verbeißen durch Weidevieh oder Wild, Betreten durch Menschen und ähnliche Störungen bedürfen (vgl. *Altersklasse* 1).

Schonzeit (Hegezeit). In Deutschland wird eine S. zum ersten Male im Jahre 1270 erwähnt. Allgemeine Vorschriften wurden jedoch erst erlassen nach der Entstehung der Jagd-

hoheit der Landesherren im 15. und 16. Jahrhundert. Die Forst- und Jagdordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten zahlreiche Bestimmungen über Setz-, Hege- und Schonzeiten; auch den Behörden war in gewissem Umfange die Befugnis eingeräumt, S. festzusetzen. Das preußische Allgemeine Landrecht unterschied eine allgemeine S., welche vom 1. März bis zum 24. August dauerte, und eine besondere für verschiedene einzelne Wildarten. Hirsche, Rehböcke, hauende Schweine und Erpel sollten überhaupt keine S. haben. Das Ausnehmen der Eier und Jungen von jagdbarem Federwild war gänzlich verboten, manche Forst- und Jagdordnungen gaben aber zu gewissen Zeiten das Sammeln der Eier von Kiebitzen und Möwen, Fasanen usw. frei. In Preußen wurde die S. einheitlich geregelt durch das Gesetz vom 26. Februar 1870 und demnächst durch das Wildschongesetz vom 14. Juli 1904, das in die Jagdordnung aufgenommen ist. Dazu sind Ausführungsverordnungen über den Vertrieb von Wild aus Kühlhäusern, über die Ausstellung befristeter Bescheinigungen, über die S. der Rehkälber und über die Versendung von Fallwild ergangen. Die Einführung einer S. für Wild dient zu dessen Erhaltung und Schutz, weshalb in der Regel die Setz- und Brütezeit als S. festgesetzt wird. Zur Fortpflanzung ist die Erhaltung des weiblichen Wildes nötiger als des männlichen, wobei es aber darauf ankommt, ob die betreffende Wildgattung paarweise lebt; im allgemeinen ist deshalb für das weibliche Wild die S. länger als für das männliche; ebenso ist die Jugend- und Entwicklungszeit einiger Alter und Altersstufen (der Kälber) besonders geschützt, auch die Eier und Jungen von jagdbarem Federwilde dürfen nur mit Ausnahmen eingesammelt werden. Die Festsetzung der S. beruht auf technischer Beurteilung, auf der Natur des Wildes, der Brunst-, Setz- und Hegezeit, daneben aber auch auf den gebieterischen Rücksichten der Landeskultur, der Schonung der Feldfrüchte, der volkswirtschaftlichen Verwertung des Wildbrets. Für einige Arten ist eine S. festgesetzt, weil sie bei uns selten geworden sind und erhalten werden sollen. Für einige Wildarten ist die S. beweglich, sie kann je nach den örtlichen und den Witterungsverhältnissen durch die untere Behörde verlängert oder verkürzt werden. Zur wirksamen Durchführung der Vorschriften sind Bestimmungen über den Handel mit Wild während der S. und über eine Wildlegitimationskontrolle getroffen. Die Vorschriften über die S. gelten für den ganzen Umfang des Staates, also auch auf den dem gemeinen Gebrauch überlassenen Grundstücken des Staates, der Gemeinden, Korporationen usw., dagegen nicht auf dem offenen Meere. Die Rücksicht auf die Erhaltung des Wildstandes darf nicht so weit gehen, daß der von dem Wilde verursachte Schaden den Nutzen übersteigt; es sind deshalb Vorschriften gegeben worden, die eine Unterbrechung der S. gestatten, wenn jagdbares Wild der Land- oder Forstwirtschaft, den Weinbergen und Gärten, dem Obst- und Gemüsebau oder der Fischerei erheblichen Schaden zufügt. Die Vorschriften über die S. stellen eine Beschränkung der Jagdausübung in zeitlicher Beziehung dar und sind rein jagdpolizeilicher Natur, da sie lediglich dem Interesse der Erhaltung des Wildstandes und dem Schutze der Jagd dienen. Durch sie wird aber nur das Erlegen und Fangen des Wildes während der S. verboten, nicht jedoch die Aneignung des in der S. erlegten oder gefangenen Wildes; die Vorschriften sind deshalb kein Aneignungsverbot im Sinne des § 958 Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die Vorschriften über die S. gehören dem öffentlichen Recht an und können durch Verträge nicht abgeändert werden. Die Wirkung von Vereinbarungen über Verkürzungen oder Verlängerungen oder völlige Aufhebung der S. ist auf die Vertragschließenden beschränkt, der Verstoß gegen die Vereinbarungen hat keine strafrechtliche Folge. Die S. gilt nicht für Wild, an dem schon jemand das Eigentum erworben hat, also z. B. nicht für solches, das sich in Tiergärten befindet; der Eigentümer ist in der beliebigen Verfügung über sein Wild auch nicht durch die Vorschriften über den Verkehr mit Wild während der S. beschränkt. Ferner gilt die S. nicht für das Wild in eingefriedigten Wildbahnen. Hier ist das Wild allerdings nicht Eigentum des Parkbesitzers, in Wildgärten wird aber für die Hege, Pflege und Erhaltung des Wildstandes in der Regel noch mehr getan, als das Gesetz es verlangt. Der Handel mit Wild während der S. ist aber auch für das in eingefriedigten Wildgärten erlegte oder gefangene Wild beschränkt, weil sonst leicht Mißbräuche entstehen können; ebenso gilt für das dort stehende Wild das Verbot des Schlingenstellens.

schöpfen, Trinken des Wildes.

Schopfreiher s. *Reiher IV, 1.*

schränken, 1) wenn die Tritte des Wildes nicht in einer geraden Linie hintereinander, sondern mehr nebeneinander stehen, wie dies u. a. das Rotwild beim ruhigen Ziehen tut. Manche Tiere s. und schnüren abwechselnd. Der seitliche Abstand der Tritte des rechten Laufpaares von denen des linken heißt Schrank (s. *Fährtenzeichen 5*). 2) Ein Stück Wild s., s. *knebeln.* 3) Zieht man die Archen

der Jagdtücher übereinander, so schränkt man das Zeug.

schrauben (sich aufschrauben), wenn Bussarde, Reiher u. a. sich in Schneckenlinien hoch aufschwingen, wobei sie wenig oder gar nicht mit den Flügeln schlagen.

schrecken, 1) die namentlich von Rehböcken ausgestoßenen Töne, welche bedeuten, daß das Wild irgend etwas Verdächtiges gewittert oder vernommen hat, ohne es genau erkannt zu haben. Auch 2) für anrufen, d. h. das Wild durch einen Pfiff oder Ruf stutzig machen und zum Stehen bringen, was aber nur gelingt, wenn es langsam zieht, denn flüchtiges Wild läßt sich dadurch nicht aufhalten. Ahmt man den Ruf der Kälber nach oder auch den mahnenden des alten Tieres, so kommt man meist noch besser zum Ziele. Der Jäger muß aber sogleich schußfertig sein, denn lange hält sich das Wild dabei nicht auf. 3) Auch in der Bedeutung von Anschreien gebräuchlich, wodurch man z. B. Rehböcke während der Blattzeit verhindern will, aufs Blatt zu springen, um sie vor Wilddieben zu schützen (s. *verblatten*).

Schreiadler s. *Adler 3* und *5*.

schreien 1) (orgeln, röhren) des Hirsches, dessen gebrüllartiger Ruf, wenn er in der Brunftzeit dem Vollgefühle seiner Kraft Ausdruck gibt oder den Nebenbuhler zum Kampfe herausfordert. 2) Auch das gefiederte Raubzeug schreit. 3) Der Jäger s., wenn er einen Jagdruf (das Jagdgeschrei) ausstößt.

Schritt, beim Rotwilde die Entfernung (Weite) zweier (Vorder- bzw. Hinter-) Tritte voneinander; die Schrittweite des Hirsches gilt als gerechtes Zeichen (s. *Fährtenzeichen 1*).

Schrot (Hagel), die aus kleinen Bleikugeln bestehende Munition für Flinten. Die Größe der Kügelchen beträgt von $1\frac{1}{2}$ bis 6 mm Durchmesser und wurde früher allgemein nach Nummern bezeichnet. Die Nummern sind übrigens nicht in allen Fabriken übereinstimmend. Neuerdings bezeichnet man die Schrote nach ihrem Durchmesser in Millimetern. Am meisten werden die Größen $2\frac{1}{2}$ mm und $3\frac{1}{2}$ mm verwendet. Erstere auf Hühner, Kaninchen, letztere auf Hasen, Enten, Füchse usw. Auf Fasanen und Enten wird vielfach 3 mm-Schrot geschossen. S., das aus durch Antimon- oder Zinn-Zusatz gehärtetem Blei hergestellt ist, nennt man Hartschrot (im Gegensatze zu dem gewöhnlichen weichen S., Weichschrot). Im allgemeinen wird Hartschrot, besonders für Flinten mit Würgebohrung, wegen der geringeren Deformation der Körner und ihrer größeren Durchschlagskraft dem W. vorgezogen. — Krummes S. (krummes Pulver), scherzhafte Entschuldigung für schlechtes Schießen. Von einem Schützen, mit dem es ums Treffen schlecht bestellt ist, sagt man launig, er schieße mit krummem S. oder Pulver.

Schröte (Geschröt) s. *Geilen*.

Schrotnummern s. *Schrot*.

Schuhu s. *Eulen III, 4*.

Schuppen s. *Unterkunftsschuppen*.

Schuppfisch s. *Karpfenfische VI, 1*.

Schurz, die helle Färbung auf den Keulen der Hirscharten; s. a. *Scheibe 1*.

Schürze s. *Feigenblatt*.

Schüsseln, wenig übliche Bezeichnung der *Lauscher* der Hirscharten.

Schußentwicklungszeit, die Zeit, die zwischen der Entzündung der Patrone und dem Austreten des Geschosses aus der Mündung des Laufes vergeht.

Schußfeld, Gelände zwischen Schützen und Ziel. Gutes S. ist freie Übersicht über das Gelände nach dem Ziele zu; sicheres S. schließt die Möglichkeit der Verletzung von Menschen durch den Schützen aus.

Schußgeld (Schießgeld), die Entschädigung, die ein Berufsjäger für das Erlegen gewisser Wildarten ausgezahlt erhält. Wieviel das S. beträgt, ist lediglich Sache des Übereinkommens zwischen Herrschaft und Beamten und läßt sich daher nicht angeben. Stellenweise ist das S. für Raubzeug sehr hoch, wofür aber die Beamten dessen Bälge der Herrschaft ausliefern müssen; anderswo erhalten sie für Haarraubwild gar kein S., dürfen aber die Bälge behalten und beziehen ein hohes S. für das Nutzwild. Für Raubvögel usw. wird gegen Ablieferung der Fänge in den meisten Privat- und Kommunaljagdverwaltungen S. gezahlt, in manchen Staatswaldungen, wie z. B. Preußen, nicht, dort erhält aber der Förster ein S. für Rot-, Reh- und Schwarzwild ausgezahlt. Beim Töten wildernder Hunde ist nach vielen Jagdgesetzen das Schußgeld von dem Hundebesitzer zu erstatten. Ferner ist nach § 4 Abs. 2 der preußischen Jagdordnung S. zu zahlen, wenn das in einer Einfriedigung erlegte oder gefangene Flugwild an den Inhaber des benachbarten Jagdbezirkes abgeliefert wird.

Schußhitze ist die Begierde des Vorstehhundes, nach dem Schusse vorzustürzen, um das erlegte Wild zu apportieren. Der Fehler ist ebenso verbreitet als erheblich. Der schußhitzige Hund stößt das Wild leicht heraus oder verscheucht es, was namentlich auf der Hühnerjagd und auf dem Anstande sehr mißlich ist. Ein sorgfältig dressierter und von Anfang an sachgemäß geführter Hund verhält sich nach dem Schusse vollkommen ruhig.

Schußleistung wird beurteilt 1) bei Büchsen nach der Größe des Streukreises einer Anzahl auf gewöhnlich 80 m Entfernung aufgelegt abgegebener Schüsse; 2) bei Flinten nach dem

Prozentsatz der Schrote, die einen Kreis von 75 cm Durchmesser treffen. Es wird hierzu auf 35 m Entfernung geschossen. Weiterhin kommen zur Beurteilung der S. in Frage die Verteilung der Schrote im Trefferkreis, ihre Verdichtung nach der Mitte zu und die Durchschlagskraft. Die Versuchsstation Neumannswalde hat für die Bewertung der S. folgende Normen angenommen: 1) Büchsen bei 10 Schuß auf 80 m Entfernung, hervorragende Leistung

a) einläufige Büchse für Mantelgeschoß, Durchmesser des Streuungskreises 6—8 cm;
b) einläufige Büchse für Bleigeschoß, Durchmesser des Streuungskreises 7—9 cm;
c) mehrläufige Büchse für Mantelgeschoß, Durchmesser des Streuungskreises 6 bis 9 cm;
d) mehrläufige Büchse für Bleigeschoß, Durchmesser des Streuungskreises 7—10 cm.

2) Flinten auf 35 m Entfernung, 3,5 mm Schrot, 5 Schuß Deckung im 75 cm Kreise auf die Körnerzahl in der Patrone berechnet: 65 bis 69 % hervorragend; 45 bis 49 % genügend.

schußneidisch sind Schützen, die ihren Mitjägern einen Erfolg nicht gönnen. Der Schuß- oder Jagdneid kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß der Schütze auf Wild schießt, das dem Nachbarjäger näher ist als ihm selbst oder dem Nachbar anlaufen will. Der Schußneid ist eine sehr unangenehme Eigenschaft, die den Menschen als Jagdgefährten sehr bald unbeliebt macht.

schußscheu sind Pferde und Hunde, wenn sie sich vor dem Knall des Gewehres fürchten. Hinsichtlich der S. des Menschen s. *Feuerscheu.*

Schußweite, Entfernung des Zieles vom Schützen. Der S. für Jagdgewehre sind teils durch die Gebote der Weidgerechtigkeit, teils durch die Leistung der Jagdwaffen scharfe Grenzen gesetzt. Wenn z. B. auch die Wirkung der Mantelgeschosse noch auf 2000 m ausreichen würde, um ein Reh zu töten, so fordert die Weidgerechtigkeit, daß man unter keinen Umständen weiter schießen soll als höchstens etwa 150 m, und zwar deshalb, weil es keinem Schützen möglich ist, eine Zielfläche von etwa 15 cm Durchmesser auf weitere Entfernung mit Sicherheit zu treffen, auch nicht mit Hilfe des Zielfernrohres. Der weidgerechte Jagdbetrieb fordert, daß der Schütze, wenn er schießt, das Ziel auch tödlich trifft. Fehler stellen sich ganz von selbst ein, denn kein Schütze ist unfehlbar. Aber der weidgerechte Jäger darf nur schießen, wenn er mit Sicherheit auf einen Treffer rechnen kann, nicht aber auch, wenn nur die Wahrscheinlichkeit für einen solchen spricht. Beim Schrotschuß ist die S. in erster Linie von der Deckung abhängig. Die äußerste Grenze der ausreichenden Schrotschußwirkung ist bei sehr guten Flinten 50 m.

Schußzeichen, Kennzeichen, die durch das Benehmen des beschossenen Wildes dem Jäger die Stelle andeuten, wo der Schuß getroffen hat. Sie haben besonders bei Kugelschüssen, doch auch bei Schrotschüssen, ihre Bedeutung. Nach dem Wildteile, den das Geschoß trifft, wird der Schuß benannt, also Laufschuß, Kopfschuß, Keulen-, Lungenschuß usw.; nach der Richtung, von der das Wild beschossen wurde, unterscheidet man Breitschuß, Schrägschuß, Schuß auf den Stich, d. h. spitz von vorn, und Schuß von hinten; bei den letzten Schüssen können auch mehrere Organe getroffen werden, z. B. beim Schrägschuß von hinten Wanst, Leber, Lunge usw. Solche Schüsse sind oft schneller tötend als Breitschüsse, vorausgesetzt, daß sie eben solche edlen Teile treffen; weichen sie etwas seitwärts ab, so verletzen sie das Wild nur wenig. Das Wild zeichnet sowohl nach einem Treffer als nach einem Fehlschuß durch eigentümliche Bewegungen, Gebärden und die Art der Flucht. Bei Abgabe des Schusses muß man scharf durch das Feuer nach dem Wilde sehen und sich den Punkt genau merken, wo dieses sowohl stand bzw. herunterfiel, als auch wo man sich selbst bei Abgabe des Schusses befand; beide Stände bezeichne man mit einem Bruch. Nun prüfe man eingehend den Anschuß, bzw. den Ausriß, den auch gefehltes Wild macht, gleichviel ob man getroffen oder gefehlt zu haben glaubt. Oft ist mit dem Auge kein Schweiß zu entdecken, dann empfiehlt es sich, mit der bloßen Hand oder mit einem weißen (Taschen-) Tuch über die Stelle zu fahren, die Röte des Schweißes ist dann leicht im hellen Tuche zu erkennen. Auch nach abgeschossenen Haaren, Federn und Knochensplittern ist eifrig zu suchen; zerschossene Haare (sog. Schnitthaare), also Bruchstücke, deuten auf schweren, ganze oder an Hautstreifen hängende Haare oder Federn auf Streifschuß. Es leuchtet ein, daß der Jäger wissen muß, von welchem Körperteile die Haare (Federn) herrühren, und schließlich muß er an der Farbe und Lage des Schweißes die Örtlichkeit des Anschusses ansprechen können. Erst dann beginnt die *Nachsuche.* —

Um dem jungen Jäger eine allgemeine Übersicht über die Benennung der Schüsse bei dem S c h a l e n w i l d und einen Anhalt über deren Wirkungen zu geben, lassen wir die bisher üblichen „Schußzeichen“ folgen, bemerken aber, daß diese alten Regeln für die modernen Geschosse durchaus nicht mehr zutreffen. Neue Anweisungen lassen sich auch sehr schwer aufstellen, da — im Gegensatze zu früher — heute mit zu verschiedenen Kalibern und Geschoßformen gefeuert wird.

Die Wirkung hängt auch nicht nur von diesen allein ab, sondern sehr wesentlich von der Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses.

Unbedingt tödliche Schüsse sind folgende: 1) Der Blattschuß (2) in das Herz; sitzt er mehr auf dem oberen Teile des Blattes, so ist er ein Hochblattschuß, im entgegengesetzten Fall ein Tiefblattschuß. Beim Blattschuß rückt das Wild nach vorn nieder, fährt jedoch schnell hoch auf, rast in toller Flucht, ohne auf Hindernisse zu achten, also bereits besinnungslos, vorwärts und bricht nach kurzer Flucht verendend zusammen; der Anschuß zeigt dunkelroten Herzschweiß an der Seite der Vorderlaufstritte, sehr kurzes Abschußhaar, keine Knochensplitter, tiefe Ausrisse; gilt als der beste Schuß. Beim Hochblattschuß bricht das Wild stets im Feuer zusammen, da es durch Verletzung der Rückenwirbelsäule gelähmt ist, und verendet sehr bald; auch ein sehr guter Schuß. Beim Tiefblattschuß schlägt die Kugel unterhalb des Herzens ein, das Wild bricht vorn zusammen, wird jedoch schnell hoch, macht eine Flucht von etwa 200 Schritt, tut sich dann nieder und kann zwar schon nach einer halben Stunde nicht mehr aufkommen, verendet aber erst nach einigen Stunden; ein sicherer, immerhin noch ziemlich guter Schuß; Schweiß wie vorher. 2) Schuß in Leber und Milz (3); das Wild zeichnet wie vorher, schlägt aber mit den Hinterläufen dabei aus; beim Lungenschuß liegt der schaumige, gelblich-rote Schweiß in großen Tropfen, oft Klümpchen neben der Fährte, und das Wild muß stehen bleiben, um ihn in dicken Stücken laut auszuhusten; beim Leber- und Milzschuß ist der Schweiß dunkel rotbraun und umhergespritzt; auch dieser Schuß gehört noch zu den guten, da er das Wild stets zur Strecke bringt; viele rechnen den Leber- und Milzschuß noch zu den Blattschüssen. 3) Schuß auf den Kopf ist sofort tödlich, wenn er das Gehirn trifft, aber nur unter ganz besonderen Umständen abzugeben; das Wild macht eine hohe Flucht und überschlägt sich; traf die Kugel jedoch nur den Rosenstock oder Schädelknochen, dann bricht es betäubt zusammen, wird aber bald wieder hoch und kommt niemals zur Strecke. Kopfschüsse, bei denen oft das Geäse weggeschossen oder das Wild anders schrecklich verletzt wird, um erst nach langen Qualen zu verenden, sind daher gänzlich zu verwerfen oder doch nur von hervorragend sicheren Büchsenschützen zu wagen; dagegen ist der Fangschuß in den Kopf, von sicherer Hand abgefeuert, ganz am Platze. 4) Schuß auf den Hals (1); wird die Halswirbelsäule oder die Drossel verletzt, so bleibt das Wild im Feuer, andernfalls wird es flüchtig und gelangt selten zur Strecke; bei Verletzung der Schlagadern spritzt der hellrote Schweiß weit umher, das Wild röchelt und tut sich gern bald nieder; wurden aber nur die Venen getroffen, so fällt der dunkle Schweiß in schweren Tropfen vor die Fährte; stets schlechter Schuß, da das Wild erst nach langer Hetze zur Strecke kommt und oft verloren geht. 5) Schuß auf den Stich, also spitz von vorn, zeigt, wenn er in die rechte Brusthöhle eindrang, Lungenschweiß, im entgegengesetzten Falle Herzschweiß, in beiden Fällen vor die Fährte gespritzt. Da der Schuß die Wirkung eines Blattschusses hat, so ist er zwar nicht zu verwerfen, wenn gerade das Stück geschossen werden sollte und ein anderer Schuß nicht anzubringen war; da aber die Zielfläche nur klein, also ein Fehlschuß oder schlechter Anschuß leicht zu gewärtigen ist, so ist er tunlichst zu vermeiden. 6) Weidwundschuß (4) ist zwar unbedingt tödlich, aber stets erst nach langer Zeit; das Wild verendet unter schrecklichen Qualen, und da es fast immer noch recht weit flüchtig wird, geht es sehr oft verloren. Zwar kann oft dem besten Schützen solch unglücklicher Schuß passieren, meist aber geht er von jenen Jagdfreunden aus, die besonders auserlesen zu sein scheinen, möglichst viel Wild zu Holze zu schießen, daher eine wahre Pest für die Wildbahn sind und von einem schneidigen, gewissenhaften Jagdbesitzer oder Jagdverwalter auch bald verabschiedet werden. Wenn das kleine Gescheide zerrissen ist, dann zieht das Wild mit gekrümmtem Rücken langsam davon, tut sich möglichst bald nieder, wenn es nicht zur Flucht gezwungen wird, und verendet nach etwa 2 bis 3 Stunden an Brand; ist aber das große Gescheide zerrissen, so macht das Wild noch sehr weite Flucht und tut sich erst nieder, wenn die Todesangst herantritt. Bei beiden Anschüssen schlägt das Wild mit den Hinterläufen aus, der Schweiß ist dunkel und im zweiten Falle mit grünen Geäseteilen vermischt, im ersten Falle mit schon verdauten. Miserabler, mit Strafe zu belegender Schuß.

Nicht unbedingt tödliche Schüsse. 7) Der Laufschuß (8, 9). Sitzt die Kugel hoch, so kann das Wild noch auftreten, sinkt zwar nach der betreffenden Seite etwas zusammen, flüchtet aber weit, sogar auch, wenn der Schuß tiefer traf und den Knochen zerschmetterte; im ersten Falle fällt der Schweiß in den Tritt, im anderen um diesen herum; in beiden Fällen muß das Wild sofort mit einem scharfen Hunde gehetzt und zu Stande gebracht werden, sonst geht es meist verloren. 8) Der Keulenschuß (5) sitzt auf der Keule und äußert sich wie der vorige. Schüsse 7 und 8 ganz schlecht und wie die Weidwundschüsse zu bestrafen. 9) Der Krell- oder Federschuß (7) streift einen Knochenfortsatz der Rückenwirbelsäule und wirft das Wild vor

betäubendem Schmerz sofort auf den Rücken; es kommt aber sogleich wieder auf die Läufe und wird so schnell und weit flüchtig, daß infolge der an und für sich unerheblichen Verwundung jede weitere Verfolgung überflüssig ist. In manchen Fällen kann der schnell herbeieilende Jäger einen tödlich wirkenden Schuß noch anbringen.

Außer diesen Zeichen gibt es noch Merkmale, die vom Jäger nach Abgabe des Schusses sehr zu beachten sind. Hat das beschossene Stück beim Trupp gestanden, so bleibt es auf der Flucht bei diesem, wenn es gefehlt oder nur ganz unerheblich verletzt wurde; sowie es sich aber vom Trupp trennt, darf man auf ein schwereres Anschweißen mit Sicherheit schließen. Auch wenn das Wild gänzlich gefehlt ist, zeichnet es und macht oft einen tiefen Ausriß infolge des Schreckens, den ihm das dicht vorüberpfeifende Geschoß einjagte. Wird ein beschossenes Stück Wild flüchtig, bleibt aber nicht weit vom Anschusse wieder stehen, und äugt es erschreckt und unentschlossen umher, so ist es sicher gänzlich gefehlt, denn ein angeschossenes Stück hält sich niemals damit auf. Das schwerfällige Elch- und Schwarzwild zeichnet nach dem Schusse weniger gut als das übrige Wild.

Der Jäger möge hieraus erneut ersehen, wie unverantwortlich er handelt, wenn er sich die genaueste, peinlichste Untersuchung des Anschusses nicht zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Die Mühe ist ja nicht einmal groß, um so mehr der Verdruß, wenn man nach einiger Zeit die Reste des vermeintlich gefehlten Stückes findet oder hört, da und da ziehe ein krankes Stück Wild umher. Man nahm früher als Regel an, daß geschossenes Wild stets auf der Einschußseite liegend verende; neuere Beobachtungen haben das widerlegt. —

Literatur: W. Bieling, Die Pürschzeichen beim Rotwilde.

Bei **n i e d e r e m H a a r w i l d** zeigt sich die Wirkung des Schrotschusses dadurch, daß der getroffene Körperteil zusammenrückt, so namentlich bei Weidwundschuß; bei Kopfschuß schnellt das Stück einigemal in die Höhe, bevor es verendet. Krellschüsse äußern sich wie unter 9) beschrieben, doch hält die Betäubung um so länger an, je kleiner das

Verschiedene Schüsse.
(1. Halsschüsse, 2. Blattschüsse, 3. Leberschüsse, 4 Weidwundschüsse, 5. Keulenschüsse, 6. Wildbretschüsse, 7. Federschüsse, 8. Oberlaufschüsse, 9. Unterlaufschüsse.)

Wild ist. — Flugwild zeichnet sehr gut. Bei Schuß durch die Ständer schlaffes Herabhängen und Schlenkern derselben, weites Wegstreichen und daher schwer zu finden; bei starker Flügelverletzung unregelmäßiges, heftiges Herabstürzen, bei geringer allmähliches Senken zu Boden und schnelles Davonlaufen. Der Weidwundschuß zeitigt ein merkliches Zusammenrücken des Körpers, steife Flügelhaltung, Hängenlassen der Ständer, schräges Aufsteigen und hierauf hartes Niederfallen; nach Kopfschuß folgt senkrechtes Aufsteigen, das sog. Himmeln, und dann plötzlicher Sturz. Auch bei Brustschuß zeigt sich ein heftiges Zusammenfahren des Körpers, der Flug wird langsamer und das Stück fällt schnell herab.

Schütte, eine Pilzkrankheit junger Kiefern, bei der die Nadeln im Frühjahr rotbraun werden, absterben und abfallen. Man sagt dann „die Pflanzen schütten"; (s. a. *Schüttplatz*).

Schüttplatz (Schütte, Schuttplatz), der Ort, wo man die Sauen und Fasanen füttert. Für Sauen werden Knollen auf den bloßen, schneefreien Boden in langen Streifen ausgestreut, Körner in langen, schmalen Trögen gereicht, weil sonst das wehrhafte Schwarzwild beim Drängen zum Fraße die schwächeren Stücke abschlagen würde.

Schütze, jemand, der das Schießgewehr gut zu führen, also mit ihm zu treffen versteht; von einem, bei dem dies nicht zutrifft, sagt man, er sei kein S. S. und Jäger ist übrigens keineswegs gleichbedeutend, man kann sehr gut zu schießen verstehen, ohne die mindeste Eignung zum Jäger zu besitzen.

Schützenwehr, die Schützen- oder Jägergesellschaft bei einer Treibjagd, im Gegensatze zur Treiberwehr, worunter man die Treibermannschaft versteht.

Schutzhütten für Wild sind leichte Schuppen aus Schwarten oder geringen Stangen, Spaltlatten usw., mit einem Dache aus Schindeln oder Rohr. Nach Süden zu ist der einfache Bau, der im schirmenden Bestande errichtet wird, offen; sein Inneres ist mit trockenem Gras, Farnkraut, Rohr, Lupinenstroh halb angefüllt. Diese S. werden bei starker Kälte oft bezogen. Da das Wild unverträglich ist, müssen mehrere S. errichtet werden. Sie kommen nur für Gegenden mit harten Wintern in Betracht.

schwach, gering, beim Ansprechen des Wildes anstatt des unweidmännischen „klein" gebraucht.

Schwalbenmöwe s. *Möwenartige Vögel II, 3*; *Seeschwalben II, 1.*

Schwalbenschwanzvisier, ein Visier, dessen oberer Rand sich beiderseits gleichmäßig nach der halbrunden Kimme zu senkt. Es hat den Vorzug, daß sich die Kimme nicht so leicht blank reibt, wie beim Visier mit geradem Rücken. Der Nachteil dieser Visierung besteht aber darin, daß man damit zu viel vom Ziele verdeckt und infolgedessen leicht zu kurz schießt.

Schwalbenstelze s. *Brachschwalbe.*

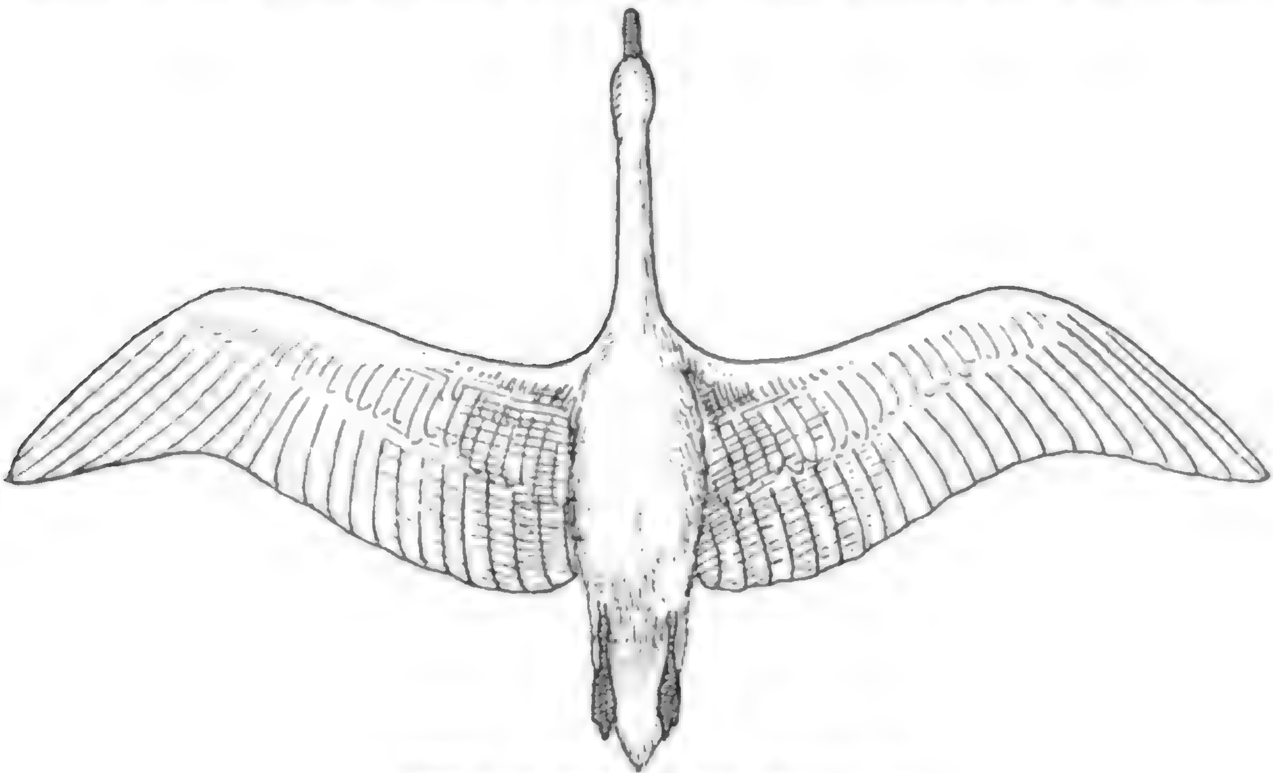
Schwalbenwader s. *Brachschwalbe.*

Schwammbäume, die mit konsolförmigen Fruchtkörpern des Baumschwammes besetzten Stämme, insbesondere Kiefern, deren Holz durch diesen Pilz mehr oder minder zerstört ist.

Schwäne (Cygnidae), Familie aus der Ordnung der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres). Hals mehr als körperlang, Zügelgegend unbefiedert. Der Schnabel von der Wurzel an abschüssig, in seiner ganzen Länge von gleicher Breite; die Lamellen des Oberkiefers ragen nur wenig über dessen Rand hervor; die länglichen, seitlichen Nasenlöcher stehen in der Schnabelmitte. Nagel des Schnabels von halber Schnabelbreite. Lauf kürzer als Mittelzehe ohne Nagel; Stoß 20- bis 24federig, kurz, viereckig zugespitzt. Die bei uns vorkommenden drei Arten gehören der hohen Jagd an, daher haben sie in der Weidmannssprache Ruder und einen Stand; der Wildschwan äst, balzt und wird aufgebrochen. Wir begegnen bei den Schwänen ebenso starken wie imposanten, den Beschauer fesselnden Gestalten, weshalb man den stärksten Vertreter der Gattung, den Höckerschwan, schon lange dem menschlichen Haushalte zugesellt hat. Aber so anmutig die Bewegungen des Schwanes in seinem Elemente, dem Wasser, sind, ebenso unbehilflich bewegt er sich auf dem Lande, und soll er zur Geltung kommen, so gehört er in den schilfumkränzten Weiher des Parkes, aber nicht auf den kleinen Geflügelteich eines Hofes, wozu er sich wegen seiner Unverträglichkeit gegen anderes Geflügel überhaupt nicht eignet.

1) Höckerschwan (Cygnus olor Gmel.; stummer S., gemeiner S., s. Abb. 2). Länge 155, Stoß 21, Lauf 8—9, Mittelzehe ohne Nagel 12 cm. Schnabel gelbrot mit einem schwarzen Höcker an der Stirn, der beim Männchen stärker ist als beim Weibchen; Nasenlöcher, Nagel, Mundwinkel und die nackte Zügelgegend schwarz. Die Stirnbefiederung tritt nach vorn spitzwinkelig vor; die Lamellen des Oberkiefers längs des Schnabelrandes wie spitze Zähne vortretend. Im Stoß 22 bis 24 Federn. Iris nußbraun; Ruder stumpfschwarz. Die ganze Färbung des alten Vogels reinweiß; das Jugendkleid braungrau mit hell bleifarbenem Schnabel und Rudern. Seine eigentliche Heimat sind das südliche Skandinavien, Rußland, vor allem die großen Seen des wärmeren Sibiriens, Kleinasien, Persien und das

Kaspische Meer; vereinzelt nistet er auch an der Ostsee, z. B. dem Konventer See bei Doberan, ferner in Ostpreußen und an einzelnen anderen Stellen des Binnenlandes. Im wilden Zustand ist er Zugvogel und zieht dann im Oktober in einer regelmäßigen, schiefen Linie in wärmere Gegenden, um im März nach seinem alten Stande zurückzukehren. Man hält ihn in halbgezähmtem Zustand auf größeren Teichen und Seen in allen Ländern Europas seiner herrlichen Gestalt und seines blendenden Gefieders wegen. Galt er schon im Altertum als das Sinnbild der Anmut, der Aphrodite zugesellt, so wird er auch in unserer Zeit als das Muster schöner Körperverhältnisse mit zierlichen und doch majestätischen Bewegungen angesehen. Er ist sonst aber ein tückischer Geselle, unverträglich und gefährlich für kleines Wassergeflügel, nur duldsam in beschränktem Sinne bei seinesgleichen. Im wilden Zustande streicht er gut, mit weit vorgestrecktem Hals und starken, hörbaren Flügelschlägen, stößt auch einen lauten, trompetenartigen Ton aus, weshalb der Beiname stumm sehr ungerechtfertigt ist. Er nistet auf großen Teichen und Landseen mit freier Uferumschau; Schilf und Rohr müssen an den Rändern wachsen und kleine Inseln mit ebensolcher Vegetation sich darin befinden, auf denen dann das große Nest aus Schilf, Rohr, Wurzeln, Stengeln und Halmblättern aufgeführt wird, in welchem sich Ende April fünf bis acht 112 : 80 mm große, graugrüne Eier befinden, die in 36 bis 39 Tagen von dem Weibchen allein ausgebrütet werden. Die mit weichen, graubraunen Dunen bekleideten Jungen werden, nachdem sie noch einen Tag von der Mutter gewärmt und getrocknet wurden, sogleich ins Wasser geführt, ihre Äsung, die in zarten Wasserpflanzen, besonders Wasserlinsen, besteht, sich selbst zu suchen. Im zweiten Jahre fangen sie an, sich zu färben, im dritten zeigen sie das herrliche, weiße Kleid der Alten. Die Äsung der Schwäne besteht aus Wurzeln, Samen und den Wassergewächsen selbst, kleinen Wassertieren, Fröschen, auch wohl Fischlaich. Im gezähmten Zustande nehmen sie Körner als Winterfutter an, ebenso Brot, gekochte Kartoffeln, Gemüse. Man baut ihnen auf Inselchen oder an den Uferrändern kleine Häuschen von hinlänglicher Größe und nicht hoch über dem Wasserspiegel mit einer Treppe zum Auf- und Niedergehen. Im Winter bringt man sie in Ställe, mit reinem Stroh ausgelegt, und läßt sie, sobald das Wasser vom Eise frei ist, wieder heraus. Den jungen Schwänen lähmt man einen Flügel, um sie am Davonstreichen zu hindern, denn gewinnen sie die Freiheit, so mischen und paaren sie sich mit den wilden und sind nicht von ihnen zu unterscheiden. Gezähmt hat der H. nur einen gurgelnden Laut und ein boshaftes Zischen anstatt der lauten Stimme. Besonders hervorragende Schwanenzucht wird



1. Flugbild des Schwanes (Breite gegen 250 cm).

auf der Havel und Spree bei Potsdam und Spandau unter der Aufsicht des preußischen Hofjagdamts getrieben. Die Schwäne liefern herrliche Dunen und sehr hochgeschätztes Rauhwerk. Ihre große Flügelkraft und Unerschrockenheit schützen sie vor den Überfällen aller Raubvögel; selbst den Seeadler schlagen sie meist mit großer Energie ab. Auf dem Lande sind sie unbeholfen, können sich nur langsam watschelnd fortbewegen und kommen auch schwer zum Flug auf.

2. Kopf des alten Höckerschwanes.

2) **Singschwan** (Cygnus cygnus L., C. musicus Bechst., C. melanorhynchus M. et W.; Wildschwan, s. Abb. 3). Länge 140 bis 150, Schnabel 9, Stoß 17, Lauf 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 12,8 cm. Schnabel gelb bis unter die Nasenlöcher, dann schwarz, kein Höcker vorhanden. 20 bis 22 Stoßfedern. Das Jugendkleid ist aschgrau, Schnabel fleischfarbig. Er bewohnt die nördlichen Gegenden Europas, Asiens und Nordamerikas, zieht im Winter südlich, kommt dann vielfach in Deutschland vor, sogar bis an den Bodensee, ist häufig in Rußland und Sibirien und soll in Griechenland Brutvogel sein. Er nistet gewöhnlich auf höheren, schilfreichen Bergseen im Norden, baut ein ebensolches Nest wie der Höckerschwan, nur sind die Eier kleiner und weißlicher mit glatter, glänzender Schale. Seine Lebensweise ist ganz wie die des vorigen, er läßt sich ebenso zähmen und halten; seine Gestalt ist aber nicht ganz so prächtig, der Hals dicker, weniger zierlich. Die Sage von dem Schwanengesang beschränkt sich in der Wirklichkeit nur auf ein eintöniges, aus weiter Ferne metallisch klingendes Tongewirr, welches untereinander wie „Killkilliiiiii-ongongong-kil-kil" und dem Gekläffe verschiedener Hunde, nach anderer Auffassung melodischen Trompetentönen nicht unähnlich, klingt.

3. Kopf des Singschwanes.

3) **Kleiner S.** (Cygnus bewicki Yarrell, C. minor Pall.). Länge 110 bis 116, Stoß 16, Lauf 9 bis 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 10 bis 12 cm. Schnabel ohne Höcker, nur an der Wurzel, nicht bis unter die Nasenlöcher, gelb, sonst schwarz. Im übrigen den anderen ähnlich. Er brütet in Nordostrußland und Nordsibirien. Im Winter zieht er teils südwärts bis nach Japan und China, teils westlich bis nach Großbritannien. An unseren Nordseeküsten wird er, obwohl nicht gerade häufig, doch alljährlich beobachtet, oft wohl mit dem Singschwane verwechselt. In biologischer Beziehung weicht er von dem vorigen nicht ab. —

Die Jagd auf den S., bei der doch nur der wilde Singschwan gemeint sein kann, hat ihre Mühen. Ist der S. auf einem kleineren Gewässer mit bewachsenen Rändern eingefallen, was nur ausnahmsweise geschieht, oder hat man es mit Jungen da zu tun, wo sie ausgekommen sind, so wird das Anschleichen keine großen Schwierigkeiten haben, und diese Umstände verleiten wohl manchen zu dem Ausspruch, es sei die Schwanenjagd nicht eben sehr schwierig. Wer es aber unternommen hat, dem wilden Singschwan auf großen, freien Wasserflächen beizukommen, in deren Mitte er fast ausschließlich liegt, und wo man ihn anzusegeln versuchen muß, der wird bald zu seinem Mißvergnügen die Aufmerksamkeit bemerken, welche die Schwäne dem Fahrzeug widmen, dessen nur einigermaßen verdächtige Maßregeln sie zum Auseinanderschwimmen bestimmen, wo sie dann mit gereckten Hälsen sichern, um schließlich mit donnerartigem Getöse aufzustehen. Wer dann noch die Jagd für leicht hält, der versuche aus schwankendem Boot einen Büchsenschuß in entsprechender Entfernung auf die in der Luft schnell dahinziehende, weiße Linie, und er wird den Erfolg bald erprobt haben. Das Wildbret junger Schwäne soll leidlich schmecken, das der alten aber ist ein zähes Muskel- und Sehnengefüge, das den besten Zähnen zu schaffen macht; um so wertvoller sind aber die Federn und Dunen, und die Mitglieder der Spandauer Schwanenzucht müssen sich die entbehrlichen Federn alljährlich rupfen lassen, die die Betten der Mitglieder des preußischen Herrscherhauses füllen. Da die daselbst gezüchteten Schwäne nicht mehr gelähmt werden, so streichen viele weg und verschwinden mit den wilden Kameraden.

4. Kopf des kleinen Schwanes.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Schwanenhals s. *Fallen IIIa 1* und 2.

Schwanz der Meute, s. *Kopf 1*.

Schwanzente s. *Enten II*, 7.

Schwarm, Gesellschaft kleiner Vögel (Drosseln, Lerchen und anderer Singvögel).

schwärmen, wenn die Hunde, statt ordnungsgemäß zu suchen, planlos oder doch ohne Rücksicht auf den Jäger zu nehmen und weit ab von ihm revieren. Beim Schweißhunde insbesondere das fehlerhafte Suchen mit hoher Nase.

Schwarte, Fell des Schwarzwildes und Dachses.

Schwarzamsel s. *Drosseln 5.*

Schwarzbarsch s. *Barsche IV.*

Schwarzbrust s. *Strandläufer 5.*

Schwarzdorn (Schlehe; Prunus spinosa) ist viel wertvoller als der Weißdorn. Er bildet dichtere Gebüsche als dieser, zeitigt eine zähe Wurzelbrut und besitzt eine unzerstörbare Lebenskraft. Die schwarzblauen Früchte, Schlehen genannt, sind eine begehrte Winteräsung für Flug- und Schalenwild. Der Strauch bildet die besten Schutzremisen für Rebhühner, Fasanen, Birkwild und Hasen.

Schwarzdrossel s. *Drosseln 5.*

Schwarzhals-Lappentaucher s. *Taucher I, 2.*

Schwarzkittel, scherzhafte Bezeichnung des Schwarzwildes.

Schwarzkopf s. *Enten II, 5.*

Schwarzmantel s. *Möwenartige Vögel I, 3* und *6.*

Schwarzpappel s. *Laubhölzer.*

Schwarzpulver s. *Pulver.*

Schwarzschnepfe s. *Sichler.*

Schwarzwild, Sauen, Wildschwein (Sus), Gattung aus der Unterordnung der nicht wiederkäuenden Paarhufer und der Familie der Schweine. Die bei uns heimische Art ist das Wildschwein (Sus scrofa L.).

Weidmännische Ausdrücke.

Die Gesamtbezeichnung für diese Wildart ist Schwarzwild, Sauen, im Scherze Schwarzkittel. Das männliche, ausgewachsene Stück heißt Keiler, das weibliche Bache; bringt sie Junge zur Welt, so frischt sie, daher diese Frischlinge heißen; während des ersten Kalenderjahres ihres Lebens heißen sie heurige, bis zur nächsten Rauschzeit (seltener Brunft- oder Rollzeit) jährige, übergangene, überlaufene Frischlinge oder Überläufer. Das weibliche Stück S. heißt im dritten Lebensjahre zweijährige, dann dreijährige Bache, nach vier Jahren starke, grobe Bache. Das männliche, zweijährige Stück heißt zweijähriger Keiler, nach einem Jahre dreijähriger (im Scherze Hosenflicker); das vierjährige heißt angehendes Schwein, das fünfjährige hauendes oder gutes Schwein, vom siebenten Jahre ab Hauptschwein, grobes Schwein oder nach der alten Jägersprache grobe Sau. Eine weniger gebräuchliche Bezeichnung für das männliche Stück, ohne Rücksicht auf sein Alter, ist Bacher. Statt Rüssel sagt man Gebreche, daher brechen (wühlen) sie im Boden; die Stellen, wo sie brechen, heißen Gebräche, und man sagt, das Schwarzwild steht im Gebräche. Die langen Eckzähne des Keilers heißen Gewehre (Hauer). Manche nennen die im Oberkiefer des Keilers sitzenden Haderer, die der Bachen Haken. Die Ohren nennt man Gehöre oder seltener Schüsseln; das Haar heißt Borsten, die langen Borsten auf dem Rücken Federn, die Dünnungen auch Wammen, der Schwanz Bürzel, Krickel, Leier, Ringel oder Federlein. Die dicke Schwarte auf den Blättern nennt man Schild. Das Fett des S. heißt Weißes; die Afterklauen nennt man Geäfter. Einzelne Sauen (niemals Säue) haben ein Lager, mehrere gemeinschaftlich einen Kessel, in welchen sie sich einschieben (nicht legen); eine Gesellschaft Sauen heißt Rotte, weniger richtig Rudel; die Nahrung heißt Fraß oder Gefräß (nicht Äsung oder Weide); wo sie sich aufhalten, stecken sie; widersetzen sie sich, so stellen sie sich und nehmen den Hund oder Jäger an; die Hatzhunde holen sie ein und packen sie, daher der Name Packer; dann sind die Sauen festgemacht, gedeckt; der Keiler schlägt mit den Gewehren und streitet bei der Verteidigung; hat er sich der Hunde erwehrt, so hat er sie abgeschlagen oder sich losgeschlagen. Dem S. wird der Fang gegeben oder es wird abgefangen; bricht das Schwein durch das Jagdzeug, so schlägt es sich durch dieses. Sauen mit sehr starkem Schilde heißen Panzerschweine; die Bäume, an denen sie sich reiben, Malbäume. Das S. wird abgeschwartet. Sonstige Ausdrücke wie beim Rotwilde.]

Beschreibung.

In seiner Gestalt und in seinen anatomischen Verhältnissen steht das S., abgesehen von den stärkeren Borsten, dem Hausschweine, besonders dessen primitiven, unveredelten Rassen, sehr nahe. Der Kopf ist ungemein hoch, vom Schädel bis an die Drossel gerechnet, spitzt sich nach dem Gebreche auffallend zu, an dessen Ende die sehr bewegliche Rüsselscheibe sitzt. Gehöre stumpf zugespitzt; die ganze Gestalt nach hinten sehr abfällig, was allerdings z. T. auf Rechnung der emporsträubbaren Borsten in der Schultergegend, der Federn, zu schreiben

ist. Der Bürzel hängt bis zu den Sprunggelenken herab. Unter den steifen Borsten wolliges, besonders im Winter dichtes Unterhaar; erstere sind auf der Oberseite nach hinten, auf der Unterseite nach vorn gerichtet. Gesamtfärbung grau-rostbraun, bald heller, bald dunkler, auch im Gesamttone wechselnd; Gehöre, Läufe und Bürzel fast schwarz. Durchschnittliche Länge ausgewachsener Stücke 1,75 m, Bürzel 47, Kopf 42, Gehör 15, vordere Höhe 92, hintere 84 cm; sehr starke Sauen darüber. Gewicht bis 300 kg, gewöhnlich unaufgebrochen 150 bis 200 kg. Alter bei normalem Verlauf 25 bis 30 Jahre. Die unteren Vorderzähne weit länger und gerade vorgestreckt; die Gewehre sind von der Wurzel aus dreikantig, die unteren im Bogen auf- und rückwärts gekrümmt, die oberen ebenso aufwärts, aber in viel kleinerem Bogen; obere und untere Eckzähne treffen somit in der Ruhe genau aneinander, so daß sie sich

1. Schädel des Schwarzwildes.
(1/7 nat. Gr.)

beim Kauen fortwährend schleifen und dadurch schärfen. Dem männlichen Überläufer wachsen im zweiten Jahre die Gewehre aus, das untere verlängert sich merklich gegen das obere, wächst schräg aufwärts, so daß es im vierten Jahre die zum Schlagen gefährlichste Stellung und Länge hat, und krümmt sich im späteren Alter bei dem Hauptschwein, bzw. der groben Sau über dem Gebreche. Der Keiler kann nur seitwärts schlagen, nicht nach oben oder unten; die Bache kann überhaupt nicht schlagen, dagegen um so fürchterlicher beißen. Da die Rausch- und damit die Frischzeit weniger regelmäßig stattfindet als bei dem übrigen Wild, so gestalten sich Entwicklung und Wachstum beim Schwarzwilde ziemlich verschiedenartig, und man kann nicht nach Stärke und Gewicht das Alter richtig ansprechen. Nach Nehrings direkten Wägungen schwankte das Gewicht bei Frischlingen zwischen 15,5 und 37,5 kg, bei Überläufern zwischen 22,5 und 72,5 kg. Einen recht guten Maßstab zur Bestimmung des ungefähren Alters von Sauen, besonders in den ersten Lebensjahren, bietet das Gebiß. Die gesamte Gebißentwicklung des Wildschweines kann hier nicht eingehend behandelt werden, doch mögen einige für die Praxis wichtige Punkte hervorgehoben sein. Der eben gesetzte Frischling hat noch nicht das volle Milchgebiß, sondern nur ein Paar Schneidezähne und ein Paar Haken oben und unten, zusammen also nur 8 Milchzähne. Vollständig ist das Milchgebiß erst mit 3 bis 4 Monaten. Bald darauf kommen die ersten Zähne des bleibenden Gebisses durch, und zwar der erste bleibende Backenzahn und der vorderste Zahn der ganzen Backenzahnreihe, der im Unterkiefer gesondert von den anderen steht. Im Alter von 10 bis 11 Monaten beginnt mit den zuerst vorhandenen Milchzähnen der Zahnwechsel, und gleichzeitig erscheinen die beiden letzten noch fehlenden Backenzähne des bleibenden Gebisses. Der Zahnwechsel vollzieht sich verhältnismäßig rasch, denn ehe das Stück Schwarzwild volle zwei Jahre alt ist, hat es schon das ganze bleibende Gebiß, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der letzte, sehr große Backenzahn fast 3 Monate braucht, um seine volle Größe zu erreichen. Wichtig ist, daß bei einem Stücke von etwa 10 bis 11 Monaten oder weniger noch die Milchhaken (Eckzähne) vorhanden sind, die nur etwa die Stärke eines Streichholzes haben; daß ferner, wenn die bleibenden Gewehre, an ihrer Stärke und dem dreieckigen Querschnitt leicht kenntlich, eben hervorgekommen sind, das Stück Schwarzwild etwa ein Jahr alt ist und daß, wenn der letzte, durch seine Größe ausgezeichnete Backenzahn ganz heraus, aber noch frisch und weiß ist, das Stück ungefähr das zweite Lebensjahr vollendet hat.

Das S. vernimmt und wittert außerordentlich scharf, und wenngleich die kleinen Lichter im Zorne wie Kohlen funkeln, so äugt es doch nur schlecht, so daß es den einigermaßen gedeckten, ruhig stehenden Schützen nahe anläuft. Es rinnt außerordentlich leicht und ausdauernd, wobei nur das Gebreche und die Federn über Wasser hervorragen, und trollt mit unvergleichlicher Ausdauer, fast wie der Wolf trabt, so daß zur Rauschzeit Keiler oft meilenweit herumwechseln. Die Frischlinge sind hell- und dunkelbraun längsgestreift, muntere, höchst possierliche, aber schon streitbare Geschöpfe, die von der Bache mit rasender Wut verteidigt werden. Fortwährend beweglich und geschäftig, können sie selbst im Lager bei der Bache nicht Ruhe halten, sondern beginnen bald wieder ihre Spiele, wobei sie sich schnell wie ein Kreisel herumdrehen, im Boden brechen und sich gegenseitig den Fraß abjagen; erst wenige Tage alt, versuchen sie schon zu schlagen. Das S. ist ein sehr mutiges, wehrhaftes und, wenn gereizt, überaus gefährliches Wild, das

alsdann keine Gefahr achtet und mit furchtbarer Gewalt den Feind annimmt; mit Gedankenschnelle ist der den Hunden so oft den Tod bringende Schlag beigebracht, und mancher Jäger kurierte monatelang an dem tiefen und langen Schmiß im Beine, der den starken, rindsledernen Stiefel wie mit dem schärfsten Messer und das Bein bis auf den Knochen aufschlitzte. Keine Wunde und Qual vermag dem Hauptschwein einen Schmerzenston auszupressen, nur geringere Sauen klagen beim Anschusse laut auf, besonders wenn ein Knochen zerschossen wurde. Im übrigen ist die Stimme des Wildschweines der des zahmen ganz gleich, dessen Stammvater es bekanntlich ist.

Verbreitung, Aufenthalt.

Von den Küstenländern der Nord- und Ostsee an verbreitet sich das Schwarzwild südwärts über ganz Europa, auch in Nordafrika kommt es noch vor, und Asien bewohnt es etwa bis zum Amurfluß und bis Tibet. In Indien wird es durch eine ihm sehr ähnliche Art, Sus cristatus, vertreten. Eine auffallend geringe, doch artlich nicht verschiedene Form des gewöhnlichen Schwarzwildes lebt auf Sardinien, während sich das Schwarzwild des Kaukasus durch besondere Stärke auszeichnet. Starke Keiler sollen hier bis zu 350 kg schwer werden.

Besonders reich an Wildschweinarten ist Südostasien, auch in Afrika leben mehrere, die z. T. sehr von Sus scrofa abweichen.

Es ist ja gewiß, daß sich das Schwarzwild mit intensiver und namentlich kleiner, parzellierter Landwirtschaft nicht verträgt und ihm deshalb kein Vorschub geleistet wird; es ist aber ebenso gewiß, daß die Klagen über das S. vielfach übertrieben und tendenziös sind, besonders vom Westen her, wo sie vielfach aus gewissen Gründen in Szene gesetzt wurden und werden. Bei näherer Prüfung gelangt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Jagdpachten, welche die so „schwer heimgesuchten" Gemeinden, eben weil sie Sauen in ihren Wäldern haben, beziehen, mehr als reichlich den Schaden aufwiegen, den ihnen die Schwarzkittel zufügen. Für die Forsten ist das S. entschieden mehr nützlich als schädlich, da es mit großer Gier der sog. Erdmast, d. h. allem Ungeziefer, nachgeht, ganze Nester von Mäusen und Maden sowie die Puppen und Raupen unter und auf dem Moos auflieſt; man muß eben das Tun und Treiben der Sauen in raupenfräßigen Revieren unparteiisch beobachten, um das Werk, das sie in dieser Beziehung verrichten, zu würdigen. Die Schädigung an einer Eichel- oder Buchelsaat ist ja gewiß nicht zu unterschätzen, aber noch auszugleichen und steht immer weit unter dem Nutzen, den die Sauen in angegebener Weise dem Revier gewähren. Das Schwarzwild kann sich nur in größeren Waldmassen halten und verlangt Dickungen, um sich in ihnen zu stecken, sowie Brücher zur Suhle; ohne letztere kann es im heißen Sommer nicht bestehen, daher bei Anlage von Saugärten, Sauparks, auf deren Vorhandensein Gewicht zu legen ist. Daß ihm Eichen- und Buchenwälder der Mast wegen angenehmer sind als arme Kienheiden, bedarf keines Beweises; gleichwohl nährt es sich auch in diesen, wie ihm überhaupt die lokalen Verhältnisse in bezug auf Ebenen, Gebirge u. a. sehr gleich sind. Wenn es nur brechen, suhlen und reichliches Gefräß finden kann, fühlt es sich heimisch und wohlauf; selbst in großen Rohrwäldern ohne Baumwuchs gedeiht es ganz prächtig. So unbeholfen es aussehen mag, so geschickt steigt es in den Berghängen umher, wovon man an Rhein und Mosel sich überzeugen kann. Trotz unablässiger, freilich auch häufig sehr unpraktischer Verfolgung ist das S. in Deutschland glücklicherweise noch kein seltenes Wild und namentlich im Rheinland, im Elsaß, in Brandenburg, Schlesien, Hessen-Nassau, Hannover, Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen in zum Teil recht guten Ständen vorhanden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Dem Schwarzwilde dient alles Verdauliche zum Gefräß, aus dem Tier- wie aus dem Pflanzenreiche, Baummast wie Erdmast, Getreide- und Hackfrüchte, Fallwild und gefallene zahme Tiere, woraus sich eine gewisse Gefährlichkeit für die Jagd ergibt; denn haben die Sauen öfters Luder oder Wildbret gefunden und sind sie dadurch genossen gemacht, so nehmen sie wie ein Schweißhund eine kranke Wildfährte an, reißen das Stück und fressen es in unglaublicher Geschwindigkeit auf; auch junge, noch unbeholfene Wildkälber sollen unter diesen Umständen keineswegs sicher vor ihnen sein. In den Brüchern brechen sie unablässig nach allerlei Getier, und possierlich sieht es aus, wenn ein Frischling eine Schlange erwischt hat; sofort beginnt er sie aufzuknatschen, die Geschwister hören diesen verlockenden Ton aber sehr bald, eilen herbei und fassen den anderen Teil des Reptils an, worauf ein lustiges, lebhaftes Zerren beginnt, bis der leckere Schmaus verteilt und verschlungen ist. Geringe Sauen schlagen sich in stärkere Rotten zusammen, starke Keiler dagegen führen als sog. Eingänger ein grämliches, vereinsamtes Leben, und findet man ein Lager, so darf man annehmen, daß es von einem solchen oder einem kranken Schweine herrührt; denn Bachen, geringe Keiler und der Nachwuchs schieben sich neben- und übereinander in einen Kessel ein, lassen sich

verschneien und fahren plötzlich unter lautem Schnaufen kurz vor dem unerfahrenen Weidmanne heraus, der vor Schreck wie gebannt steht, zumal er den grauen, von ihm wohl bemerkten Gegenstand für ein Stück Eichenstamm hielt. Kommt aber die Rauschzeit heran (Ende November bis Mitte Januar), so trollen die starken Keiler herbei, schlagen die schwächeren ab und beschlagen nach einigen ungeschlachten Tändeleien die Bachen. Die schwächeren Keiler wechseln alsdann heimatlos umher, daher man sie zur Rauschzeit gelegentlich da fährtet, wo sonst keine Sauen vorkommen, und drängen sich sogar, wo Schweineherden ausgetrieben werden, an die zahmen Sauen, wodurch Sprößlinge entstehen, die dem Besitzer keineswegs erwünscht sind. Diese arten nach dem struppigen Vater, sind sehr unbändig und widersetzlich, bald zu erkennen, von keinem Käufer begehrt und verderben die Nachzucht bis in verschiedene Generationen, weshalb die Besitzer solche Sauen alsbald zu schlachten pflegen. Treffen starke Keiler aneinander, so gibt es ein gewaltiges Turnier, wobei sie sich auf die Blätter und in die Wammen zu schlagen trachten und wie die Wirbel im Kreise drehen; dessenungeachtet bleibt selten einer auf dem Platze, wenn es überhaupt einmal beobachtet worden ist. Die Bache geht 18 bis 20 Wochen hochbeschlagen und frischt alsdann in einem sehr versteckten, weichen Lager 10 bis 12, doch auch weniger Frischlinge, die gleich sehr beweglich und flink auf den Läufen sind, aber die ersten Tage das Lager nicht verlassen. Stets ist die Bache bei ihnen oder in nächster Nähe, und wehe dem unberufenen Eindringling, der dieser Stätte sich naht, er findet fürchterlichen Empfang durch die wie unsinnig mit offenem Gebreche auf den geringsten Klagelaut eines Frischlings heranstürmende Bache. Nach dieser Zeit folgt die bunte Schar der Bache, und nicht selten vereinigen sich mehrere zum gemeinsamen Trutzbündnis, so daß man alsdann starke Rotten sieht und fährtet.

2. Fährte eines Frischlings. (1/10 nat. Gr.)

Selbstverständlich und besonders in unruhigen Revieren stecken die Sauen bei Tag in den Dickungen, gegen Abend aber trollen sie, eine hinter der anderen, zunächst der Suhle zu und alsdann ins Gebräche, wo sie freilich oft arg wirtschaften und das Kartoffel- oder Rübenstück des kleinen Landmannes vollständig umkehren; sowie aber eins Morgenluft wittert, trollen sie dem Holz und dem Kessel zu und schieben sich zur Verdauung ein. Sind sie wenig gestört, so brechen sie auch gelegentlich über Mittag. Abgesehen davon, daß das S. überhaupt ein sehr unstätes Wild ist, wechselt es bei Verfolgungen, oder wo das Gefräß sehr zerstreut umherliegt, weit umher und steckt oft viele Kilometer von dem Revier ab, wo es der Jäger am Tage vorher fährtete, manchmal an Stellen, wo es niemand vermutet. Daher ist ihm ohne Spurschnee nicht leicht beizukommen.

Jagd.

Das Schwarzwild ist in Mitteleuropa noch das einzige Wild der Jetztzeit, das den Jäger daran mahnt, daß sein Gewehr nicht nur eine Vertilgungs-, sondern auch eine Schutzwaffe, also ein Gewehr in des Wortes ursprünglicher Bedeutung

3. Flüchtige Fährte eines zweijährigen Schweines. (1/10 nat. Gr.)

ist. Aber je mehr die Sauen sich vermindern, desto mehr schwindet der letzte Rest von dem Ritterlichen und Mannhaften der Jagd. Mag immerhin manche Saujagd ungefährlich und glatt verlaufen, so bietet sie doch auch Momente, wo der Mann seinen Mut zu erproben Gelegenheit findet. Dem angeschossenen Keiler in der schneebehangenen Dickung nachzuschleichen, wo schnelles Ausweichen oft seine Schwierigkeit hat, ist keine Kleinigkeit; denn in solchem Zustande sichert der Keiler mit furchtbarer Schärfe und nimmt den Jäger an, ehe dieser es vermutet. Dagegen nimmt das nicht gedrängte Schwein, wo es Platz zur Flucht und zum Ausweichen hat, den Jäger nicht leicht an, und selbst der kranke Keiler nimmt zwar den Jäger an, wobei er schlägt, überrennt ihn wohl auch, bleibt aber nicht stehen und kehrt nicht um; die kranke Bache dagegen, die nicht schlägt, sondern beißt, ist unberechenbar und tritt gelegentlich auf dem niedergeworfenen Feind umher, ihn arg zurichtend; im schlimmsten Falle könnte man sich wohl vor dem annehmenden Keiler durch Niederwerfen retten, was bei der Bache das verkehrteste Rettungsmittel wäre. In der Praxis aber hat man keine Zeit zu solchen Überlegungen, und es bleibt daher ein schneller Sprung auf die Seite das beste Auskunftsmittel.

Die Fährte des S. bietet nicht die vielfachen Eigentümlichkeiten der Rotwildfährte; die Schalen aller jüngeren Sauen sind gewöhnlich ungleich, außen länger als innen, mit zunehmendem Alter verliert sich aber dieses Kennzeichen. Beim hauenden Schweine sind schon beide Schalen gleichlang, und die Fährte ist dann der des Rotwildes zwar nicht unähnlich, doch macht das stärkste Schwein kaum einen so weiten Schritt wie ein guter Achter, dessen Fährte natürlich viel schwächer ist. Außerdem drücken sich bei jeder Saufährte, schon beim Frischling, die Geäfter auf nicht zu hartem Boden deutlich aus, während dies beim Rotwilde nur in der flüchtigen Fährte oder auch in sehr weichem Boden der Fall ist.

Die Birsch und selbst der Anstand auf Schwarzwild führen nicht mit der Sicherheit zum Ziel, wie dies bei anderen Wildarten der Fall ist. Jedoch ist der Birschgang am frühen Morgen oder während der Rauschzeit oft von Erfolg gekrönt. Ebenso kann man den Anstand an Hafer- und Kartoffelstücken mit Vorteil ausüben. Zwar äugt das S. sehr mäßig, vernimmt aber desto feiner, so daß ein Anbirschen nicht so einfach ist.

Die Sauhatz stand in früheren Zeiten allen anderen Methoden voran, solange es eben weniger kostspielig war, die zahlreichen Hunde dafür zu halten. Diese Hatzhunde oder Hatzrüden teilte man in schwere und leichte und verstand unter jenen die starken, englischen Doggen (Mastiffs, Canis molossus) oder Kreuzungen aus ihr, die dem Stamm an Schwere nichts nachgaben; unter den leichten verstand man die sog. dänische Dogge (Canis danicus) oder Ulmer Dogge, zusammen auch Blendlinge genannt, weil sie offenbar eine Kreuzung sind und zwar aus dem Mastiff und einem großen, glatthaarigen Windhund. Diese Blendlinge haben sich unter dem Namen deutsche Doggen neuerdings als Luxushunde sehr verbreitet und erreichen eine Schulterhöhe von 1 m, gewöhnlich aber nur die immerhin stattliche von 80 bis 90 cm, bei einer Länge von 1,3 m. Die schweren, nicht leicht zu behandelnden Rüden hat man wohl nirgends mehr; überhaupt spielt die Sauhatz nicht mehr die Rolle wie früher, und gewöhnliche Wildbodenhunde tun, wenn sie nur scharf daran gehen, auch recht gute Dienste. Unter einer Hatz versteht man eine Anzahl Hatzhunde, die gemeinschaftlich ein Schwein einzuholen und festzumachen gewöhnt sind; ihre Stärke und Eignung entscheidet über die Kopfzahl; gewöhnlich rechnet man 6 bis 10 Hunde auf eine Hatz und verlangt von ihnen, daß sie das stärkste Schwein festzuhalten, zu decken, vermögen. Sehr schweren Hunden gibt man einige leichtere, mit Vorteil starke Windhunde, bei und löst die schweren Hunde zuerst, die leichten später, so daß sie alle gleichzeitig an das Schwein herankommen. Zu je 2 oder 3 Rüden gehört ein Hatz- oder Rüdenmann, der sie an den Hatzstricken führt; jeder von ihnen bekommt bei der Hatz seine Nummer, nach der er sich in die Hatzlinie einstellt. Jede Hatz steht unter dem Befehl eines berittenen Kommandeurs, alle zusammen befehligt ein berittener Direktor, dem ein ebenfalls berittener Gehilfe zur Seite steht, um die Befehle schnell an Ort und Stelle zu bringen. Die an der Jagd teilnehmenden Reiter werden den verschiedenen Hatzen zugeteilt, stellen sich bei diesen hinter die Schirme mit von der Streifhatz abgewandtem Gesicht, und die Rüdenmänner lösen, sowie diese begonnen hat, die Schleifen der Hatzstricke und wickeln sie sich um die Hand, um sie auf Kommando sofort lösen zu können. Nun läßt man einen Finder suchen, und sobald Sauen losbrechen, ruft der Kommandeur leise „Vor", worauf einige Hunde vorgebracht werden, damit sie die Sauen sehen und auf das Kommando „Hatz los" sofort losgelassen werden. Auf einen dreijährigen Keiler läßt man 4 bis 6 Hunde laufen, auf einzelne schwächere etwa 4, auf den Frischling nur 2 leichte Rüden, auf eine ganze Rotte aber je nach der Kopfzahl 2 bis 3 Hatzen. Man hetzt aus dem Holz auf freies Gelände; je kleiner dieses ist, desto näher läßt man die Sauen heran- und bald erst zwischen den

Hatzschirmen durchkommen, bald hetzt man sie auf den Kopf, um sie zu sprengen, was ein Haupterfordernis des guten Erfolges ist. Sowie ein Schwein von Hunden festgemacht oder gedeckt ist, sitzt der herangesprengte Reiter ab und fängt es mit dem Hirschfänger hinter dem Blatt ab, nachdem es, wenn tunlich, von einem oder zwei Rüdenmännern ausgehoben, d. h. an den Hinterläufen aufgehoben worden ist, worauf es sich nicht rühren kann. Unverbrüchliches Festhalten der Hunde ist hierbei Lebensfrage, und es gibt Fälle, wo ein starkes Schwein von einem einzigen Hunde festgemacht und dabei abgefangen wurde. Der Rüdenmann ruft seine Hunde alsdann zusammen und bringt sie hinter den Schirm zurück, wo etwa geschlagene verbunden werden. Diese Jagdart wurde früher auch in eingestellten Jagen und mit besonderem Glanz abgehalten. Bei Kesseljagen wird der betreffende Distrikt mit Tüchern eingestellt, die Sauen werden den Schützen zugetrieben, die aber erst, um sich nicht gegenseitig zu gefährden, nach ihnen schießen dürfen, wenn die Sauen zwischen ihnen durch sind.

Die interessanteste und wenigst kostspielige Jagd ist die mit dem Saufinder oder Saubeller, der das Schwein in der Dickung sucht und, nachdem er es gefunden hat, so lange verbellt und dadurch beschäftigt, bis der Jäger sich angebirscht hat, um es schießen zu können. Wird das Schwein flüchtig, so muß der Finder ihm laut folgen, bis es sich wieder stellt, darf es aber niemals anfassen. Hieraus ergibt sich, daß ein weidlauter Finder die ganze Jagd irreführen, also verderben würde. Jeder Hund, der an Sauen gern jagt, eignet sich zu diesem Geschäfte, nur darf er nicht zu stark sein, weil ihn alsdann das Schwein fürchtet, sich nur schwer vor ihm stellt und er selbst auch gern anfaßt und leicht geschlagen wird; zu schwach soll er aber auch nicht sein, weil er sonst dem Schweine nicht recht folgen kann und dieses ihn gar nicht beachtet, es sich also nicht stellt; um ihn vor Schlägen einigermaßen zu sichern, ist langes Haar vorteilhaft für ihn. Die Jagd mit diesem, dem Schwarzwildjäger unentbehrlichen Hunde kann zu jeder Jahreszeit betrieben werden; man zieht mit ihm am Riemen zu Holze, löst ihn, wo man Sauen vermutet, und folgt dem Laute, bis er stellt, worauf man sich vorsichtig anschleicht und das Schwein erlegt. Will man das Schwein aber hetzen, so führt man einige Rüden mit sich und löst sie, sobald der Finder laut wird. Lebensfrage für die Hunde ist dabei, daß sie an das Schwein auf der Flucht herankommen und es von hinten her packen; wird auf den Keif gehetzt, und nimmt das Schwein die Annäherung der Hunde wahr, so wird es, wenn es stark ist, diese erwarten, nachdem es sich, wenn irgend möglich, gegen einen Strauch oder sonstige Deckung gedrückt hat. In der Regel fallen dabei einige Hunde den furchtbaren Schlägen des Keilers zum Opfer und meist die besten, die zuerst heran waren, es sei denn, daß sie gewitzt genug sind, an ihm vorbeizuprellen und ihn mit schneller Wendung von hinten her zu packen, was aber nur selten vorkommen und glücken wird.

Die Treibjagd auf Sauen ist zwar die gewöhnlichste Jagdmethode, namentlich wenn man keine Hunde hat, erfordert aber Sachkenntnis, wenn man ordentliche Erfolge erzielen will. Zunächst ist vorheriges Einkreisen erforderlich, was nur bei Spurschnee sicher erfolgen kann. Gilt es nur einem im Treiben steckenden Schwein, und kann man wenigstens notdürftig spüren, so geht ein Schütze oder Treiber ins Treiben und drückt es den Schützen zu, die aber sehr achtsam sein und stillstehen müssen. Hat man eine ganze Rotte, so ist es durchaus nötig, daß man sie sprengt; denn glückt dies nicht, und werden die Sauen hart gedrängt, so brechen sie blindlings bei den Schützen oder Treibern in dichter Rotte durch und werden meist vorbeigeschossen. Eine solche Rotte steckt sich sobald nicht wieder und flüchtet weit fort. Die Treiber gehen mit mäßigem Geräusch im Haken gegen die gleichfalls so aufgestellten Schützen vor und vor ihnen 2 bis 3 sehr zuverlässige Jäger etwas hin und her; auf diese Weise werden die Sauen langsam vorwärts gedrängt, von verschiedenen Seiten beunruhigt und suchen sich alsdann durch die Schützen abzustehlen, wobei diese gut zu Schuß kommen. Haben die Treiber den Haken der Schützen erreicht, und sind noch nicht alle Schweine durch, so machen sie Halt, gehen aber langsam hin und her, bis die letzten Sauen ausgebrochen sind, wozu diese sich endlich doch entschließen. Hat man Bracken zur Verfügung, so bringt man sie durch die Treiber gegen den Wind heran und läßt einzelne suchen; fangen diese zu jagen an, so löst man nach und nach auch die anderen, aber von verschiedenen Punkten, so daß die Sauen von allen Seiten her gejagt werden; dadurch werden sie irre, sprengen sich und kommen meist einzeln zu Schuß, vorausgesetzt, daß das Jagen von den Schützen rundum besetzt ist, da man bei Brackenjagden nie wissen kann, wo das gejagte Wild durchbricht. Ist das Jagen groß, so machen einige zuverlässige und umsichtige Schützen, die den Hunden hinein folgten, oft die besten Geschäfte, nur müssen sie stets bedacht sein, so zu schießen, daß sie keinen der Genossen dabei verletzen.

Parforcejagd auf Sauen wird in freier Wildbahn kaum mehr abgehalten (s. *Parforcejagd*). — Eingestellte Jagden werden wie beim Rotwilde betrieben.

Beinahe in allen Jagdgesetzen sind Vorschriften enthalten, welche die Einfriedigung des Schwarzwildes und die Ausrottung des nicht eingefriedigten anordnen (vgl. *Wildschaden*). Nach § 64 der preußischen Jagdordnung steht der Abschuß von Schwarzwild im gemeinschaftlichen Jagdbezirk außer dem Jagdpächter auch dem Eigentümer und Nutznießer zu.

Fang.

Nächst der Jagd spielt der Fang des Schwarzwildes eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man legt dazu Saugruben an, d. h. große, etwa 2 m tiefe Gruben mit senkrechten Wänden, überdeckt sie mit Reiserwerk und schüttet Kirrung nach ihnen hin, wobei manches Schwein hineinstürzt und gefangen wird. Wichtiger aber ist der Saufang, wobei man ganze Rotten fangen und den Schwarzwildstand sehr vermindern kann.

Der Saufang, der allerorten übereinstimmend angelegt wird, dient dazu, Schwarzwild lebendig zu fangen. In Dickungen, welche die Sauen am liebsten annehmen, wo wenig menschlicher Verkehr herrscht und auch keine forstlichen Arbeiten vorgenommen werden, errichtet man im Umfange von 20 qm oder weniger eine mit dichten Wänden umgebene Vermachung derart, daß man von 2 zu 2 m etwa 30 cm starke Pfosten eingräbt, so daß sie 2,5 m über und 1 m im Boden stehen. Man nimmt die Säulen, in welchen die Falltür angebracht wird, bis 32 cm stark und 4 m über dem Boden, um die Tür bis 2 m aufziehen zu können, und verbindet sie oben und unten mit starken Querhölzern. Auf dem oberen wird eine kleine Rolle angebracht, damit die Tür durch eine um erstere gewundene starke Leine, welche bis zur Stellung läuft, möglichst leicht auf und ab gezogen werden kann. Um den Sauen das Überfliehen der Tür, wenn sie sich gefangen fühlen, unmöglich zu machen, nagelt man noch 2 Querhölzer über sie, doch so an, daß die Tür in ihren Bewegungen nicht gehemmt wird. In die Falze der Säulen werden gespaltene Rundknüppel, mit der Rindenseite nach außen, dicht eingelegt, auch noch etwa 30 cm in den Boden versenkt, weil sich starke Sauen sonst leicht durcharbeiten würden. Man kann die Umfassung auch aus starken, dicht aneinandergesetzten Stangen (Palisaden) herstellen, was einfacher ist. Die etwa 1 m breite und 2 m hohe Falltür wird mit Bohlen quer und dicht ausgekleibet und mit Kreuzhölzern benagelt, damit sie sich nicht wirft, auch nicht dem Anprall der gefangenen Sauen nachgibt. Die Falltür muß bequem in den Falzen der Pfosten laufen und erhält oben in der Mitte eine Krampe, in welcher die Zugleine befestigt wird. Zur Stellung dient ein aus zähem, etwa 5 cm starkem, geschältem Holze zusammengefügtes Kreuz, um dessen Kreuzpunkt die Zugleine gewickelt ist. Zwei gegenüberstehende Enden des Kreuzes werden etwas flach gespitzt und in die Kerben zweier, bis an die Köpfe in den Boden geschlagener Pfähle gesteckt. Diese Vorrichtung bringt man etwa in der Mitte des Fanges an, zieht nun die Tür auf und steckt das Kreuzholz mit der Leine in die genannten Kerben, wodurch die Tür schwebend erhalten wird. Oder man schlägt bloß einen Pfahl mit einer Kerbe ein und legt einen etwa 1 m langen Knüppel in die Kerbe, dessen anderes Ende so stark beschwert wird, daß die Tür in der Schwebe erhalten bleibt. Somit steht die Stellung fängisch. Alle diese Vorrichtungen bringt man schon im Juli an, damit sie verwittern, ehe man im Herbste vor Abfall der Mast mit dem Fange beginnt. Nun verscharrt man Ende August etwa 40 Schritt von der Falltür entfernt 1 bis 2 Pferdekadaver und begießt sie mit Heringslake, deren Geruch die Sauen sehr anlockt, spritzt auch solche in den Saufang hinein, um den Sauen die Richtung nach diesem geläufig zu machen, und schüttet nun Kartoffeln um das Luder, sowie einzelne nacheinander bis in den Fang hinein. Die Sauen werden Kartoffeln und Luder bald aufgenommen haben. Dann erneuert man die Kirrung mit Getreide, auch Gescheide und sonstigem Luder, bis die Sauen ohne jede Scheu alle Kirrung innerhalb des Saufanges aufzunehmen sich gewöhnt haben; sodann stellt man die Tür in der angegebenen Weise fängisch, worauf oft ein guter Fang nicht ausbleibt; denn sobald die Sauen an die stark beköderte Stellung stoßen oder sie gar unterwühlen, schlägt das Holz aus den Kerben und die Tür fällt herunter. Damit man möglichst viele fängt, darf außerhalb des Saufanges nunmehr nur noch wenig Kirrung liegen; innerhalb desselben muß sie im Bogen um die Stellung geschüttet sein, damit die vordersten Sauen nicht zu schnell an diese gelangen und die Stellung abstoßen, wenn die meisten noch außerhalb stehen. Diese Art des Fanges bleibt aber immer dem Zufall anheimgegeben. Will man gewisse Stücke oder ganze Rotten fangen, so muß die Zugleine nach einer Kanzel geleitet sein, auf welcher ein Jäger den entsprechenden Moment abwarten und die Leine schnell kappen muß. Bleiben einzelne Sauen draußen, so muß er den Versuch in nächster Nacht wiederholen; denn fällt vor den außenstehenden die Falltür herab, dann darf man

auf geraume Zeit deren Rückkehr nicht erwarten. Je mehr Mangel an Gefräß, namentlich in schneereichen, kalten Wintern, wo die Sauen wenig brechen können, desto besser lohnt dieser Fang. Will man die Sauen lebend aus dem Fange nehmen, so ist es zu empfehlen, an passender Stelle des Zaunes eine durch Falltür zu schließende Öffnung von etwa 1 m Höhe und 0,75 m Breite zu belassen und an diese einen nach außen führenden, kurzen, oben und an den Seiten mit Stangen vermachten Gang anzubringen. An sein Ende stellt man den Saukasten, zieht die Falltür auf und drängt die Sauen nach der Öffnung hin. Sobald ein Stück sich im Gange befindet, kann man mit hinter ihm durchgesteckten Stangen nachhelfen und es in den Kasten drücken.

Dem Schwarzwilde wird beim Zerwirken der Kopf abgelöst, der dann eine besondere Tafelzierde ist; ehe der Koch ihn bearbeitet, wird er mit einem glühenden Eisen gesengt. Die Schwarte muß mit dem Messer Schnitt um Schnitt abgeschärft werden.

Literatur: Dietrich aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.; Brehms Tierleben.

Schwein s. *Schwarzwild.*

Schweinefinne (Cysticercus cellulosae), die Jugendform des beim Menschen schmarotzenden Einsiedler-Bandwurmes (Taenia solium), ist in einzelnen Fällen auch beim Wilde (Rot-, Dam-, Reh-, Schwarzwild, beim Bären, Steinwild usw.) beobachtet worden. Die Ansteckung des Wildes erfolgt durch Aufnahme von Bandwurmeiern, die mit dem Kote von mit Bandwurm behafteten Menschen gelegentlich verstreut werden. Die Finnen sitzen zwischen den Muskelfasern und können überall in der roten Körpermuskulatur vorkommen. Lieblingsstellen scheinen jedoch die Muskeln am Halse, die der Schulter und die Zwischenrippenmuskeln zu sein. Um sich selbst vor der Ansteckung mit Finnen, d. h. mit dem aus ihnen entstehenden Bandwurm zu schützen, genieße man kein rohes oder halbgares Fleisch. Gründliches Kochen, Braten, Pökeln oder Räuchern des Fleisches tötet die darin enthaltenen Finnen.

Schweinerücken (gekrümmter Rücken), der gekrümmte Schaftrücken an Flinten. Er empfiehlt sich für Schützen mit langem Hals, die den Kopf wenig neigen und daher den Schaft zu hoch (mit der Kappenspitze) einsetzen.

Schweineseuche, eine bei Hausschweinen häufig seuchenhaft vorkommende Krankheit, die unter dem Bilde der Lungen- und Brustfellentzündung bald rasch, bald schleichend verläuft. Beim Schwarzwild ist die Seuche bis jetzt nur selten beobachtet worden.

Schweinsfeder s. *Saufeder.*

Schweiß, das Blut des Wildes und Hundes. Einige nennen das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes Farbe.

Schweißarbeit, das Arbeiten des Hundes auf der Schweißfährte oder Schweißspur.

Schweißbett, Wundbett, die Stelle, wo sich ein angeschossenes Stück Schalenwild niedergetan hat.

schweißen, bluten; schweißig, blutig.

Schweißfährte (Rotfährte, kranke Fährte), die Fährte eines angeschweißten, zur hohen Jagd gehörigen Haarwildes.

Schweißhund. Ehedem arbeitete die hirschgerechte Jägerei zwei verschiedene Arten von Hunden, nämlich den Leithund und den vermutlich aus einer Kreuzung dieses mit Bracken hervorgegangenen eigentlichen Schweißhund, vornehmlich auf Rotwild, gelegentlich aber auch auf Sauen. Der Leithund war ein meist schwerer, niedriger Hund mit etwas gekrümmten Vorderläufen, schwerem Kopfe, breiten, langen, flach anliegenden Behängen und fast walzenförmigem Rumpfe. Der eigentliche S. war leichter, stand höher auf den Läufen, hatte einen aufgezogeneren Leib, spitzeren Fang, kürzeren Behang. Beide Formen wurden vielfach miteinander vermischt, und so entstand eine Mittelform. Der Leithund diente zur sog. Vorsuche, d. h. zum Bestätigen von Wild, der S. zur Nachsuche nach krankem Rot- und Schwarzwild. Der weil. Kgl. Hannoversche Oberwildmeister Knap vom ehemaligen Kgl. Hannoverschen Jägerhofe führte zu Anfang des 19. Jahrhunderts die vortreffliche Methode ein, die Arbeit des Leithundes vom hannoverschen S. neben seiner eigentlichen Aufgabe verrichten zu lassen. Er kombinierte also beide Arbeitsleistungen, und so leistet denn der nach dieser Schule gearbeitete Hund heute die Dienste, zu denen früher zwei Hunde gebraucht wurden. Daraus ergibt sich neben den übrigen Vorteilen die Möglichkeit, den S. auch dann zu arbeiten, wenn es sich nicht um eine Nachsuche handelt. Der Hund braucht somit nicht zu verliegen. Die Farbe des S. ist hirschrot, gestromt oder gestichelt. Das Gesicht ist oft gebrannt. Als fehlerhaft ist insbesondere zu betrachten: Schmaler, hoher Oberkopf, zu doggenartiger oder zu spitzer Fang und zu schmale Nase, die in gleicher Breite, ohne sich nach oben zu verengen, bis zur Stirn fortläuft, zu lange faltige oder schmale, unten zugespitzte Behänge, dünne Vorderläufe, auffällig gekrümmte Armknochen und dachshundartig gestellte Füße, zu kurze, zu dünne oder stark gekrümmte und hoch getragene Rute, sowie eine kurze, hochläufige oder vorn überhöhte Bauart. In bezug auf Farbe werden

jedes Weiß wie auch gelbe Abzeichen als Fehler angesehen. Die hannoverschen Hunde teilt man in die drei Schläge Jägerhof-, Hag- und Sollungsrasse ein. Ein leichterer Schlag ist

1. Schweißhund.

der bayerische Gebirgsschweißhund. Der Kopf dieser Hunde hat meist nicht den Adel des S. und ist auch spitzer. Farbe rot, in neuerer Zeit ist das Weiß fast vollständig herausgezüchtet. Der S. ist ein treues, gewissenhaftes, nachdenkliches Tier; die klugen Augen blicken ernst und fragend.

Der heutige S. soll in erster Linie dazu dienen, die Leiden des angeschossenen Hochwildes nach Möglichkeit abzukürzen. Die Erziehung, Schulung und Arbeit des S. erfordert ein bedeutendes Maß von Hingabe und Können. Ohne gründliche praktische Unterweisung ist es unmöglich, die Behandlung dieses edlen Hundes zu erlernen. Darum können hierüber an dieser Stelle auch nur einige Hauptpunkte angegeben werden (nach Graf Bernstorff, Die Zucht und Behandlung des Schweißhundes).

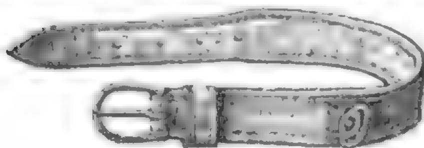
Möglichst frühzeitig soll der Hund den Jäger kennen lernen. Die eigentliche Schulung beginnt mit dem Führigmachen. Der Hund hat sich mit der Nase am linken Knie des Jägers zu halten; im Stangenholze muß er daran gewöhnt werden, dieselben Lücken zwischen den Bäumen hindurchzugehen wie der Jäger. Es folgt das Ablegen (vgl. *Dressur*).

Der Hund lernt nun auf das Kommando „Vorhin" vorzusuchen, d. h. mit tiefer Nase vor dem Jäger herzugehen; der zwischen den Vorderläufen des Hundes durchgezogene Schweißriemen wird hierbei eine gute Hilfe gewähren, ebenso wie bei dem Verlangen, daß er auf das Wort „daher" nach rechts, auf „dahin" nach links geht. Man gewöhne den Hund von vornherein, erst auf das Kommando „vorhin mein Hund" jede gerechte Fährte anzufallen, sich in Dienst zu betrachten, während er, solange er am linken Knie des Jägers geht, außer Dienst ist. Jede sich bietende Gelegenheit muß benutzt werden, damit der Hund sich an den Anblick von Wild gewöhne, nicht winsele oder gar laut werde. Die Hauptarbeit, die Arbeit auf gesunder, kalter Fährte, also die Arbeit des Leithundes, die heute vom S., der nach der beim vormaligen königlich hannoverschen Jägerhofe üblichen Methode gearbeitet ist, verrichtet wird, soll nur nach der Färbezeit des Rotwildes — also von Mitte bis Ende Mai — vorgenommen werden, da sonst das an den Zweigen und Büschen hängende Haar den Hund verleiten würde, die Nase hochzunehmen. Soll der Hund auf den Widersprung gearbeitet werden, d. h. die Hirschfährte vor allen anderen Fährten auszeichnen, so empfiehlt es sich, ihn hierin von Anfang an zu unterweisen. Man beobachtet am besten morgens beim Zuholzeziehen des Wildes dieses und verbricht die Fährte eines einzelnen Hirsches; nach Verlauf von zuerst vielleicht zwei, dann mehr Stunden ziehe man mit dem Hunde zu Holze und lasse ihn,

2. Bayerischer Gebirgsschweißhund.

in der Nähe der verbrochenen Fährte angelangt, vorhin suchen; er wird diese alsbald anfallen. Sobald das geschieht, arretiere man ihn durch sanftes Anziehen des Riemens

und den Zuspruch „Halt, laß sehen, mein Hund“ und nähere sich ihm durch Nachgreifen am Riemen so weit, daß der Hund zwischen die Beine des Jägers zu stehen kommt; der Hund soll nun die Fährte dadurch zeigen, daß er seine Nase zwei bis drei Finger breit vom Boden entfernt in die Fährte hält, und muß, falls er dies nicht von selbst tut, durch sanftes Hinunterdrücken des Kopfes dazu gezwungen werden unter dem Zusprüche „So recht, mein Hund“. Man betrachte nun die Fährte genau, damit der Hund merkt, daß der Herr Interesse gerade an dieser Fährte hat, und läßt dann den Hund, indem man ihm etwas Riemen gibt, unter dem Zusprüche „Danach, mein Hund“ die Fährte am straffen Riemen etwa fünf bis acht Schritte arbeiten. Dann muß er sie wieder zeigen und, indem man ihn unter dem Zusprüche „Wende dich, Rückfährte“ am Riemen in ganz kurzem Bogen umwendet, dieselbe Strecke auf der Rückfährte ausarbeiten. Auf den Zuspruch „Wende dich zur Fährte, mein Hund“ wird er abermals zur Hinfährte gewendet und nun, soweit es die Örtlichkeit usw. erlaubt, die Fährte ausgearbeitet. Für die Folge muß der Hund bei jeder Hirschfährte den Wiedersprung machen, damit er begreift, was der Jäger eigentlich von ihm verlangt. Es gehört also ein absolut fährtengerechter Jäger dazu, um dem Hunde dieses Wiederspringen beizubringen. In Revieren, wo man nicht sicher spüren kann, ist es besser, man unterläßt das Einarbeiten des Hundes auf den Wiedersprung, da es den Hund zweifellos nur irre machen muß, wenn man ihn einmal den Wiedersprung, wo man die Hirschfährte als solche ansprechen kann, ausführen läßt, ein anderes Mal dagegen, wo man sie nicht ansprechen kann, hiervon absieht.



3. Halsung des Schweißhundes.

Wird auf das Wiederspringen kein so besonderer Wert gelegt, dann arbeitet man den Hund ganz wie oben angedeutet, nur ohne daß man ihn wenden und die Rückfährte arbeiten läßt, etwa zehn Schritte weit, läßt ihn dann wieder zeigen, gibt ihm recht und setzt dies fort, soweit es überhaupt geht, also der Jäger in der Lage ist, mit Sicherheit bestimmen zu können, daß der Hund recht hat. Je weiter eine Fährte gearbeitet werden kann, desto besser ist es; schließlich läßt man sich die Fährte nochmals zeigen, lobt ihn, trägt ihn dann gegen den Wind ab und zieht weiter. Das Abtragen hat immer zu erfolgen, sobald der Hund eine gerechte Fährte anfällt; fällt er zu Anfang auch die Fährten von Rehen an, die eine besondere Anziehungskraft für ihn besitzen, oder Fuchs- und Hasenspuren, so wird er mit dem Zurufe „Pfui Reh, (Hase, Fuchs)“ am Riemen abgezogen. Allmählich geht man zu immer schwereren Arbeitsleistungen über, läßt die Fährten älter werden, nach Regen arbeiten usw. Immer aber halte man darauf, zu Anfang einzelne Fährten zu arbeiten, da sonst der Hund leicht unsicher wird, nicht die eine, sondern lieber möglichst alle Fährten arbeiten möchte und so, wenn diese dann auseinandergehen, zum Changieren veranlaßt wird, dem größten Feinde der Riemenarbeit.

4. Schweißriemen, zum Tragen fertig, mit hochgeschnallter Halsung.

Man beobachte ferner, daß man zu Anfang den Hund nur auf solchen Fährten arbeitet, die mit dem Winde stehen, weil der Hund dann nie in Versuchung kommen kann, im Winde zu arbeiten, vielmehr gezwungen wird, mit tiefer Nase der Fährte zu folgen.

Gegen Mitte bis Ende Juli beginnt die Arbeit auf kalter Schweißfährte, wenn dies im Hinblick auf die gesetzlichen Schonvorschriften angängig ist. Man lasse den Hund, nachdem man am Abend ein Stück gut durchschossen hat, sodaß es nach einigen hundert Schritten verendet zusammengebrochen ist, früh am anderen Morgen auf dem verbrochenen Anschuß Schnitthaare und Fährte genau und ruhig mit der Nase untersuchen, lasse sich beides zeigen, gebe recht und bekunde an allem Interesse, damit der Hund merke, daß etwas Außergewöhnliches im Spiele ist. Unter dem Zusprüche „Verwundt danach“ lasse man dann den Hund langsam nachhängen und achte genau auf den ersten Tropfen Schweiß, damit der Hund diesen nicht etwa ignoriere, sondern genau zeige. Sollte der Hund zu feurig werden, so arbeite man mit ganz kurzem Riemen unter dem Zusprüche „Schone dich“, beachte, daß er nicht im Winde, auch nicht mit den Augen

suche, was, da krankes Wild auf der Flucht gern den Wind annimmt, man also hierdurch gezwungen ist, gegen den Wind zu arbeiten, zu Anfang oft der Fall sein wird; der Hund wird dann geneigt sein, da er das verendete Stück bald in die Nase bekommt, den Kopf hoch zu nehmen und die Fährte nicht mehr zu beachten. Man leide dies nie, sondern halte streng darauf, daß der Hund die Fährte bis zu dem verendeten Stücke fortarbeite. Bis auf wenige Schritte an dieses herangekommen, animiere man den Hund durch den Zuspruch „Such verwundt, laut“ zum Lautausgeben, lasse ihn möglichst lange am Riemen verbellen und reize ihn, falls er sich beruhigt, durch fortgesetztes Animieren zum Gebrauche seiner Stimme, lehre ihn also das Totverbellen. Zwischendurch lobe man ihn und trage ihn schließlich eine Strecke auf der Rückfährte ab, löse ihm die Halsung und lasse ihn dann nochmals unter dem Zuspruche „Such verwundt danach“ das Stück eine Zeit lang verbellen. Tut er es freiwillig, so bleibe man ruhig stehen, damit er sich daran gewöhne, auch ohne Aufforderung zu verbellen; will er dagegen an dem Wilde zupfen, so gehe man, ohne ein Wort zu sagen, an ihn heran, nehme einen Lauf oder das Geweih und versetze ihm damit einen recht empfindlichen Schlag, je empfindlicher, desto besser, denn der Hund ist der Meinung, daß er den Hieb von dem Wilde empfangen habe, und wird einerseits um so heftiger verbellen, anderseits sich hüten, das Stück wieder zu berühren. Alsdann trage und lege man ihn eine Strecke vom Stücke entfernt ab, breche es auf und gebe ihm einige Hände voll geronnenen Schweiß. Dies ist das Genossenmachen des Schweißhundes. So oft sich nun eine Gelegenheit bietet, arbeite man den Hund auf Schweiß, immer aber nur auf kalter Fährte, und man wird, wenn man nach allen den angegebenen Regeln verfährt, bald Freude an dem Hunde haben.

Hat der Hund das vierte Lebensjahr erreicht, so muß man ihn in der Hetze unterweisen. Zu diesem Zwecke ist morgens ein geringer Hirsch oder Spießer weidwund zu schießen. Nach zwei Stunden bringe man den Hund bis zum letzten Wundbette und schnalle ihn dann. Hat er das Stück gestellt, so achte man darauf, daß er es keinesfalls anfaßt. Darauf übe man das Totverbellen.

Die letzte Arbeit, die der Schweißhund zu lernen hat, ist das Bestätigen und Lancieren. Beides findet hauptsächlich Anwendung auf Feisthirsche. Man umschlägt mit dem Hunde den Distrikt, in dem das Wild vermutet wird, und läßt ihn jede gerechte Fährte anfallen. So erfährt man, wieviel Stücke in dem Forstort stehen, und, wenn der Hund auf den Widersprung gearbeitet ist, sogar, wie viele Hirsche darunter sind. Ist die Dickung mit Jägern umstellt, so legt man den Hund zur Fährte. Der Jäger hängt mit dem Hunde am Riemen dem Hirsche usw. so lange nach, bis dieser zum Auswechseln gebracht wird.

Weitere Literatur: L. Gerding, Der Schweißhund, seine Zucht und Erziehung.

Schweißriemen s. *Hetzriemen.*

Schweißzeichen s. *Fährten-* und *Schußzeichen.*

Schweizerkiebitz s. *Kiebitzregenpfeifer.*

Schwergeburten bei der Hündin. Von dem normalen Vorgange bei der Geburt kommen dann und wann Abweichungen vor, dadurch veranlaßt, daß das Muttertier keine oder zu geringe Wehen hat, ein verkrüppeltes oder zu enges Becken besitzt; das Junge zu groß ist, dieses eine unregelmäßige Lage hat oder eine Mißgeburt vorliegt. Sind die Wehen zu schwach oder gar nicht eingetreten, so bringt man die Hündin in ein recht warmes Bad, gibt ihr etwas Glühwein ein und wartet eine Viertelstunde ab, ob das Junge hervortritt, damit es nötigenfalls mit den Fingern erfaßt und entwickelt werden kann. Geht man mit dem Finger in den Geburtsweg ein, so muß ersterer stets vorher sorgfältig gereinigt und einige Minuten lang in Kreolinwasser oder eine andere Desinfektionsflüssigkeit gehalten werden, damit mit ihm nicht Unreinlichkeiten in die Geburtswege eindringen können. — Zu enge Becken entstehen infolge von Beckenbrüchen oder von Rhachitis. Die Untersuchung der Weite des Beckens geschieht in der Weise, daß man es mit dem Finger vom Weidloch und von der Scheide aus abtastet. Wir raten dem Laien, welcher keine richtige Vorstellung von den normalen Größenverhältnissen des Beckens haben kann, von der Vornahme dieser Untersuchung ab. Man kann versuchen, die Jungen durch das enge Becken durch Zug hindurchzubringen. Zu diesem Zwecke legt man ein sauberes, in Kreolinwasser getauchtes, leinenes Band oder eine frisch ausgeglühte Drahtschlinge um den Kopf und ebensolche Schlinge um die Läufe und versucht durch sanftes, gleichzeitiges Ziehen an beiden Schlingen das Junge aus dem Becken zu schaffen. Gelingt dies nicht, so suche man schleunigst bei einem Tierarzte Hilfe. Dieser wird in den meisten Fällen den Gebärmutterschnitt (Kaiserschnitt) vornehmen, eine Operation, welche, wenn sie rechtzeitig vorgenommen und kunstgerecht ausgeführt wird, durchaus nicht sehr lebensgefährlich genannt werden darf. — Die Hilfe bei den regelwidrigen Lagen der Jungen beruht darin, daß man denjenigen Teil, welcher im Inneren der Gebärmutter zurückgeblieben ist, mit dem Finger oder mit einem hakenförmig ge-

bogenen, stumpfen Drahte hervorzieht. Bevor dies geschieht, schleift man zunächst um die vorliegenden Teile ein Band und schiebt dann mit dem steif gehaltenen Zeigefinger den Körper des jungen Tieres so weit in die Gebärmutter zurück, daß man zu denjenigen Teilen gelangen kann, welche eben das Geburtshindernis bilden.

schwimmen, nur bei Wasserwild gebräuchlich, daneben auch der Ausdruck rudern (s. ferner *rinnen*).

Schwimmente s. *Enten 1.*

Schwimmfalle s. *Fallen IIIc, 5.*

Schwimmvögel (Natatores), eine größere Gruppe von Vögeln mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Sie enthält die Ordnungen der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres), der Ruderfüßler (Steganopodes), der Seeflieger oder Langschwinger (Longipennes) und der Taucher (Urinatores). Gelegentlich faßt man die Sch. wohl auch als Ordnung auf, was aber kaum durchzuführen ist.

Schwingen (Schwing-, Schwungfedern), die großen Federn an den Vordergliedmaßen der Vögel, mit denen diese fliegen. Über Sitz und Einteilung s. *Vogel.*

Schwungfedern s. *Schwingen.*

Sechser (Sechsender), Rehbock, Rothirsch mit 3 Enden an jeder Stange des Gehörnes bzw. Geweihes (bei letzterem also nur mit Augen- und Mittelsproß).

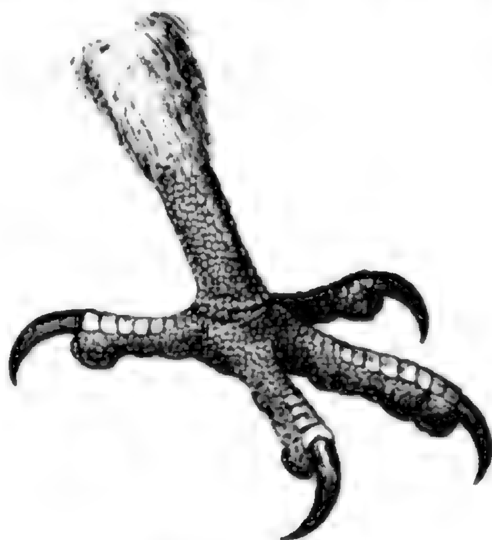
Sechzehnender, Rothirsch, dessen Geweih an beiden Stangen je 8 Enden trägt (gerader S.). Besitzt nur eine Stange acht, die andere aber weniger Enden, so wird der Hirsch als ungerader S. angesprochen.

Seeadler (Haliaëtus Sav.), Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Sehr stark; Schnabel geierartig, groß und stark, fast so lang wie der Kopf. Lauf von der Zehenwurzel aufwärts etwa 3 bis 4 cm unbefiedert, Krallen sehr stark. Stoß keilförmig, erst im Alter weiß.

S e e a d l e r (Haliaëtus albicilla L.; weißschwänziger See-, Meeradler).

Beschreibung.

Länge (W.) 90 bis 96, Breite 230 bis 240, Stoß 33, Schnabel 8, Lauf 10, Mittelzehe 10, ihre Kralle 3,2, Innenzehe 3,5, ihre Kralle 3,8, Hinterzehe 7,5, ihre Kralle 4 cm. — Die Dunenjungen haben ziemlich kurze, grauweiße Federdunen, um die Augen und auf den Flügeln etwas dunkler; allmählich wird das Kleid dunkler. Schnabel grau, Wachshaut gelblich-grau, Fänge gelb. Der junge Vogel ist vom alten wesentlich verschieden. Die starren Kopf- und Nackenfedern dunkelbraun, lang und schmal, die der ganzen Oberseite fahlbraun mit dunklen Spitzen; Schulterfedern dunkelbraun; der keilförmige Stoß grau und braun gewässert und geschmitzt mit meist weißen Schäften; die Flügeldecken wie die Oberseite, Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung graubraun, Armschwingen fahlbraun, hell gesprenkelt. Die Vorderseite dem Rücken sehr ähnlich, Hosen einfarbig dunkelbraun. Alle Federn, soweit bedeckt, weiß, daher bei Verschiebungen weiße Flecke hervortreten. Iris grau, Wachshaut und Zehen trüb grünlich-gelb. Im höheren Alter, also etwa vom sechsten Jahre ab, sind Kopf, Hals und Brust hellgrau, das ganze Gefieder einfarbig düster, erdbraun, der Stoß reinweiß, nur an der Wurzel etwas dunkel gefleckt, Wachshaut, Iris, Lauf und Zehen gelb.



Fang des Seeadlers. ($^1/_3$ nat. Gr.)

Zwischen diesem und dem Jugendkleide liegen zahlreiche Farbenverschiedenheiten. Da erst im hohen Alter der ganze Stoß reinweiß wird, so vermissen Laien dieses Kennzeichen beim jungen Vogel und halten diesen in der Regel für einen Steinadler. Die Flügel erreichen das Stoßende reichlich, die mächtigen, schwarzen Krallen sind sehr scharf und gekrümmt, die Zehen mit starken Ballen und unterseits sehr rauh zum Festhalten der Fische geeignet, die der S. gern schlägt. Die stämmige Gestalt des S. imponiert zwar durch ihre Stärke, zeigt aber in ihrer gedrückten Haltung wenig Edles; das Auge blickt tückisch und feindlich, ohne den kühnen, herausfordernden Blick des Steinadlers zu zeigen, und wenn der S. diesem an Kräften nichts nachgibt, so steht er ihm doch in der Schnelligkeit des Fluges nach. Sein Flug ist selten hoch, dabei etwas schwerfällig; er streckt im niedrigen Fluge nicht nur den Kopf, sondern auch den ausgebreiteten Stoß nach abwärts, zuweilen steht er auch mit weit ausgebreiteten

Flügeln und Stoß unbeweglich in der Luft, gleichsam auf der Lauer. Das Weibchen ist stärker als das Männchen, in der Färbung nicht verschieden. Seine Stimme ist ein rauhes „Krau krau" oder auch ein pfeifendes „Kri kri". Im Sitzen streckt er, wenn er schreien will, seinen Hals geradeaus und ruft „Krak-krak-kra-u-k", dann hebt er plötzlich seinen Hals und Kopf senkrecht hoch und stößt schnell hintereinander Laute aus, die wie „Kri-kri-kri-kri" klingen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der S. ist über den ganzen Norden der Alten Welt (einschl. Kamtschatka-Grönland) verbreitet. Wo große Wasserflächen oder sonstige Gelegenheiten zum Rauben sind und er nicht vertrieben wird, fehlt er kaum, gleichviel ob die eisigen Winde der nördlichen Gestade oder die glühenden Sonnenstrahlen Afrikas ihn treffen. Wasserflächen mit ihren Fischen, Enten usw. sind seine bevorzugten Standorte, die er im Alter festhält, denn die im Binnenlande, oft weit im Gebirge geschossenen sind meist von den Alten im Herbste zur Wanderschaft getriebene Junge, die zuerst den großen Strömen entgegenzogen und dann von ihnen abkamen. Im Herbst und Frühjahr werden regelmäßige Züge von meist jungen S. an den Meeresküsten entlang unternommen; im Winter ziehen die jungen S. südlich bis zu den Kanarischen Inseln, nach Nordafrika und Indien. Für solche Flieger gibt es keine Entfernungen. Wie der Steinadler die fesselndste Erscheinung der Alpenfirne ist, so der S. der von ewiger Brandung umtobten Klippen; beiden ist ihre Umgebung untertänig, und namentlich der letztere darf aus den Scharen der Seevögel nur zugreifen, um stets reichliches Mahl zu halten. Große Wälder mit starken Bäumen fesseln ihn auch auf Dauer. Der S. ist Strichvogel für Deutschland und Mitteleuropa; Jahresvogel im Küstengebiet der Ostsee, in den Donau-Auen und ihren großen Zuflüssen, an der Wolga wie auf Norwegens Felsengestaden, dort auf Bäumen horstend, hier auf den Felsen.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Im zeitigen Frühjahre schreitet der S. zum Horsten, so daß man schon zu Anfang März das aus meist zwei, zuweilen auch drei Eiern bestehende Gelege findet. Wie der Steinadler, so bleibt auch der S. in der Nähe seiner Horste, mit denen er gern wechselt, und schützt sie, wenn sie auf Bäumen stehen, durch häufige Ausbesserungen vor dem Verfall; sie sind von unten auf von stärkeren Knüppeln, dann von feineren Reisern erbaut, die Zwischenräume mit Stroh oder Moos dicht ausgefüllt. Die Bauten nehmen schließlich riesigen Umfang an; es gibt deren von 130 bis 140 cm äußerem und 70 bis 80 cm innerem Durchmesser bei 1 m Höhe, so daß sie wohl durch Erklettern zu erreichen sind, ohne daß man jedoch infolge ihrer bauchigen Form dem Inhalte beizukommen vermöchte. Der Horst steht so hoch wie möglich nahe am Stamm eines sehr hohen Baumes oder auf vorspringender Felsenkante und hat meist freien Blick nach dem Wasser, wie überhaupt eine entsprechende Umschau dem scheuen Vogel stets Bedürfnis ist, der bei der geringsten Gefahr sogleich Eier oder Brut verläßt und in unerreichbarer Höhe über der Gegend kreist. Kronprinz Rudolf von Österreich fand in den Auwäldern an der Donau in kurzer Zeit 19 Horste. Mit Ausnahme von zweien waren alle anderen S.-Horste von ganzen Ansiedelungen des Feldsperlings bevölkert. Auch um andere schwache Vögel scheint sich der S. gar nicht zu kümmern; denn häufig fand man auch Turteltauben, kleine Falken, Drosseln usw. auf dem Horstbaume ruhig sitzend; unter einem Horste brütete nur einige Schritte entfernt sogar eine Stockente. Die Eier sind in den meisten Fällen ganz weiß oder auch mit wenig bemerkbaren gelblichen Leberflecken (wohl Schmutz) gezeichnet; höchst selten sind sie rotbraun fein gefleckt und punktiert, und solche gelten den Sammlern für höchst wertvoll. Sie messen 70 : 57 mm oder auch 66 : 56 mm, haben mäßig grobes Korn, sind innen gelblich wie alle Adlereier und werden in 40 Tagen ausgebrütet. Die gefräßigen Jungen werden mit allerlei Fleisch, auch Fischen, aufgefüttert und mit viel mehr Fraß versehen, als sie bewältigen können; der Horst gleicht somit einer ekelhaften Abdeckerei, deren Pestgestank man sich denken kann. Sind die Jungen endlich flugbar, so werden sie von den Alten, die überhaupt keine Nachbarschaft dulden, vertrieben und streichen umher. Daß sie dies nicht selten in kleinen Flügen tun, erinnert an die Geier, denen der S. überhaupt nahesteht. Beide haben den starken Schnabel und noch mehr die Liebhaberei für Aas gemeinsam; denn wo letzteres ausgelegt wird, erscheint der S. sicher bald, wenn er in der Nähe ist. Im allgemeinen schlägt er alle Tiere, welche die Gegend seines Aufenthaltes gerade bietet, im Binnenlande Hasen, Kaninchen, Ratten, Eichhörnchen usw., an der See mit Vorliebe Enten und Fische, jagt letztere aber lieber dem Fischadler ab, weshalb er stets dessen Fangerfolge beobachtet. Beim Eräugen eines Fisches stößt er mit angezogenen Flügeln aus der Luft herab und taucht zuweilen so tief in das Wasser, daß er ganz in den Fluten verschwindet. Zu schwere Fische ziehen ihn auch wohl mit sich in die Tiefe, so daß er ersäuft. Auch Robben überfällt er

gern, wenn sie am Lande schlafen. Die Enten nimmt er mit großer Geschicklichkeit vom Wasserspiegel weg; nehmen sie ihn rechtzeitig wahr, so stehen sie eiligst auf, weil er ihnen im Fluge nichts anhaben kann; im anderen Falle suchen sie sich zwar durch Tauchen zu retten, doch verfolgt sie der S. in der Richtung, die sie unter dem Wasser nehmen, und ermüdet sie so, daß sie zuletzt nicht mehr tauchen können und ihm verfallen; namentlich helle Enten vermag er unter dem Wasserspiegel deutlich zu erkennen und jagt sie daher vorzugsweise. Unter sich führen die S. heftige Kämpfe, besonders die Männchen zur Horstzeit, verkrallen sich in den Lüften, daß sie sausend zu Boden herabwirbeln, und sind so erbost, daß z. B. einmal, wie berichtet wird, ein solches Adlerpaar die Annäherung eines Waldwärters gänzlich unbeachtet ließ, so daß es diesem gelang, den einen S. mit dem Knüppel zu erschlagen, während er vor der gefährlich drohenden Gebärde des anderen unwillkürlich den Rückzug antrat, zumal er kein Schießgewehr bei sich führte. Daß der auf den Faröern geschehene Kinderraub einem S. zugeschrieben wird, scheint immerhin berechtigt; beobachtet wurde, daß ein S. einen im Kahne mit dem Netze beschäftigten Fischer förmlich skalpierte und eines großen Hechtes beraubte, der neben ihm lag. Jedenfalls war dieser Seeadler vom Hunger aufs äußerste geplagt. Der S. schlägt auch Rehkitze, doch beschäftigt er sich an der See fast ausschließlich mit der Jagd auf deren Bewohner einschließlich der Seevögel, und kümmert sich wenig oder gar nicht um das Wild, so daß er in Anbetracht der unerschöpflichen Vorräte, die ihm die See bietet, keinen empfindlichen Schaden anrichtet und daher nicht mit Unrecht von dem Jäger geduldet wird, der Naturfreund genug ist, sich an dem Anblick dieser fesselnden, der Gegend zur herrlichen Staffage dienenden Raubvögel zu erfreuen. — Der S. ist vom 1. März bis 1. Oktober durch das deutsche Vogelschutzgesetz geschützt und gehört in Preußen zu den jagdbaren Tieren.

Jagd, Fang.

Wo der S. nur geringen Verfolgungen ausgesetzt, also noch nicht so scheu ist, kann er ziemlich leicht vom Versteck aus geschossen werden. Meistens aber ist er sehr scheu, so daß er den Jäger kaum auf 300 Schritte heranläßt, es sei denn ein junger, verstrichener, vom Hunger geschwächter Vogel. Selbst am Horst ist er nicht leicht zu schießen, wozu noch kommt, daß man sich meist der Büchse bedienen muß. Hat man den regelmäßigen Stand ermittelt, auf dem der nicht brütende Vogel zu fußen pflegt — meist ein hervorragender, trockener Ast eines benachbarten Baumes — und bietet sich Deckung, so glückt es bisweilen auf dem Abendanstande, den fußenden Vogel zu schießen. Sicher ködert man den Seeadler durch Aas und schießt ihn aus der Luderhütte bei Tagesanbruch; auch stößt er bei der Krähenhütte gern auf den Uhu. Angeschossene alte S. können Tieren und Menschen leicht gefährlich werden. Junge S. sind in der Gefangenschaft bei richtiger Wartung und im entsprechenden Raume nicht schwer zu halten; sie werden ziemlich vertraut. — Der S. fängt sich leicht in starken, um Luder ausgelegten, gut anzukettenden Tellereisen und in dem mit Fleisch beköderten deutschen Schwanenhals, welcher gleichfalls für alle Fälle an einen tief eingeschlagenen Pfahl sicher festzulegen ist. Man fängt den S. auch im Laneschen Reihereisen I. und II. Größe, indem man deren Fußstachel in einen unter Wasser stehenden Pfahl treibt, so daß der breit auf die Abzugsgabel gesteckte, handlange Köderfisch mit der oberen Breitseite den Wasserspiegel berührt. Man schlägt ferner möglichst weit vom Ufer einen starken Pfahl so ein, daß er 2 m hoch über den Wasserspiegel ragt. In diesen Pfahl treibt man den Fußdorn des Eisens ein und steckt auf die Gabel ein etwa 20 cm langes, knorriges Stück Holz oder man legt auf den Pfahl ein größeres Raubvogelpfahleisen, welches mit einer haltbaren Leine am Pfahle befestigt sein muß. Verblendet brauchen die Eisen nicht zu werden, da See- und Fischadler sich in beiden Eisen leicht fangen. Auch in der verblendeten Schwimmfalle, welche mit einem Fisch beködert ist, fängt der S. sich gelegentlich.

Seeelster s. *Austernfischer.*

Seeente, schwarze, s. *Enten III, 1.*

Seeforelle s. *Lachse I, 3.*

Seegans s. *Gänse II.*

Seele, die Bohrung des Gewehrlaufes; eine durch ihre Mitte gedachte, gerade Linie heißt Seelenachse; ihr Durchmesser Seelendurchmesser oder Kaliber.

Seen und Teiche. Nach § 13 der preußischen Jagdordnung vom 15. Juli 1907 sind die Eigentümer der zur Fischerei dienenden, nicht zur Bildung von Eigenjagdbezirken geeigneten S. berechtigt, die S. einschließlich der in ihnen liegenden Inseln, soweit diese ganz ihnen gehören, von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk auszuschließen. Während der Dauer des Ausschlusses muß die Ausübung der Jagdberechtigung ruhen. Der Ausschluß ist spätestens bis zum Ablaufe der Frist zur Auslegung der Pachtbedingungen bei dem Jagdvorsteher anzumelden. Die Eigentümer und Pächter solcher S. können, selbst wenn die Jagd ruht, von der Jagdpolizeibehörde ermächtigt werden, jagdbare und nicht jagdbare Tiere, welche der Fischerei

Schaden zufügen, zu jeder Zeit auf jede erlaubte Weise zu fangen, namentlich mit Anwendung von Schußwaffen zu erlegen. Mit Zustimmung der Jagdpolizeibehörde kann die Ermächtigung auf bestimmte, bezeichnete Beauftragte des Eigentümers oder Pächters übertragen werden. Der Jagdberechtigte kann verlangen, daß ihm die erlegten Tiere, welche jagdbar sind, gegen das übliche Schußgeld überlassen werden. Die Ermächtigung darf Personen, welchen der Jagdschein versagt werden muß (Jagdordnung § 34), nicht erteilt werden und ist widerruflich. In ihr sind die Tiere, zu deren Erlegung die Befugnis erteilt wird, bestimmt zu bezeichnen.

Seerabe s. *Scharben 1.*

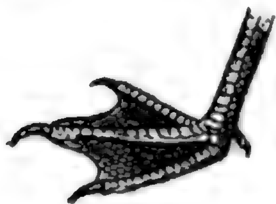
Seeregenpfeifer s. *Regenpfeifer 4.*

Seeschnepfe s. *Uferschnepfe 2.*

Seeschwalben (Sternidae), eine den Möwen verwandte Familie aus der Ordnung der Seeflieger oder Langschwinger (Longipennes). Schnabel spitz, ohne Haken, fast gerade; Stoß gegabelt, seine äußersten Federn oft sehr lang; Flügel sehr lang und schmal; Ruder sehr zierlich mit ausgerandeten Schwimmhäuten. Die auf der Nahrungssuche befindlichen S. pflegen den Schnabel senkrecht nach unten zu halten, was sehr charakteristisch ist.

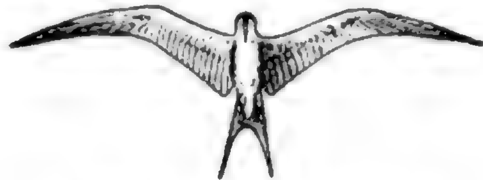
1. Gattung: Eigentliche Seeschwalbe (Sterna L.).

Schwimmhäute der sehr kleinen, zierlichen Ruder schwach ausgeschnitten. Schnabel beinahe von Kopfeslänge, fast gerade, ohne Haken, tritt in die Stirnbefiederung ein und bildet dadurch zwei seitlich vortretende Federschneppen. Nasenlöcher nahe der Schnabelwurzel, Stoß schwalbenartig geteilt, äußere Federn bei einigen sehr lang.



1. Ruder der Seeschwalben mit schwach ausgeschnittenen Schwimmhäuten.

1) Flußseeschwalbe (Sterna hirundo L., S. fluviatilis Naum.; aschgraue, rotfüßige, schwarzköpfige Seeschwalbe, Spierer.) Länge 33 bis 35, Stoß 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 2, die Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Schnabel und Ruder hochrot, ersterer mit schwarzer Spitze; auf der Innenfahne der ersten Schwinge ein 7 cm von der Spitze entfernter, 5 mm breiter, dunkler Streifen; der Lauf länger als die Mittelzehe ohne Nagel. Im Sommerkleide zieht sich von der Stirn über den Kopf den Nacken hinunter eine schwarze Platte; Oberflügel, Schultern und Rücken aschblaugrau, möwenfarbig; Handschwingen grauschwarz; Hinterschwingen graublau, diese und die Schulterfedern mit weißen Spitzen; der größte Teil des Kopfes, der Hals und die ganze Unterseite, sowie obere Stoßdecken und Stoß reinweiß, die äußerste Feder mit dunkelgrauer Außenfahne; auf der Brust silbergrau. Im Winterkleid ist der Oberkopf und Nacken schwarz und weiß gefleckt. Im Jugendkleid Oberkopf wie vorher, Scheitel gestrichelt, Oberseite mit gelblich-weißen und



2. Flugbild der Flußseeschwalbe.
(Breite etwa 75 cm.)

schwarzbraunen Federrändern, die kleinsten Flügeldeckfedern einen schwärzlichen Streifen bildend. Auf den graublauen Stoßfedern weiße Spitzensäume, vor diesen schwarzbraune Mondflecke. Iris hellbraun. Die F. brütet in fast allen Teilen Europas, Mittelasiens und Nordamerikas; sie bewohnt alle mit kiesigen Rändern versehenen Binnengewässer, überflutete Wiesen, Äcker usw. Sie legt im Mai 2 bis 3 Eier, welche auf graugelblichem Grunde graue Schalenflecke und darüber rotbraune Flecke und Punkte haben, 43 : 31 mm groß sind, allein in Größe, Form, Färbung wie alle Eier möwenartiger Vögel vielfach abwandeln. Gern brütet sie in Kolonien, die an günstigen Örtlichkeiten Hunderte von Paaren zählen. Ihr Geschrei klingt wie „kriiii" oder „kriä", im Zorne mehr krächzend.

2) Langschwänzige Seeschwalbe (Sterna macrura Naum., S. arctica Temm., S. argentata Brehm; Küstenmeerschwalbe, silbergraue Seeschwalbe, Bößpieker). Länge 37,5, Stoß 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 1,4, Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Ruder und Schnabel hochrot, letzterer ohne schwarze Spitze; der dunkle Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwinge nur 3 mm breit; Lauf so lang wie die Mittelzehe ohne Nagel. Sonst der vorigen Art fast genau gleichend, im Jugendkleide sehr schwer von ihr zu unterscheiden. Ist ein vorwiegend nordischer Vogel, der von Grönland, Spitzbergen und Nordsibirien an bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee brütet. An der Nordsee finden sich stellenweise größere Kolonien, während die l. S. an der Ostsee seltener ist. Sie legt 2 bis 3 Eier, die im Durchschnitt etwas größer sind als die der vorigen Art, sonst sich kaum von jenen unterscheiden. Ihre Lebensweise ist im wesentlichen die der Flußseeschwalbe, doch klingt ihre Stimme weicher.

3) Zwergseeschwalbe (Sterna minuta L., Sternula minuta Bp.; Zwergmeerschwalbe, kleine Seeschwalbe). Länge 20,5, Stoß 7, Schnabel 3, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,2 cm. Schnabel doppelt so lang wie der Lauf, gelbrot wie die Ruder; die drei ersten Schwingen schwarzgrau, auf den Innenfahnen mit breiten, weißen Kanten; Stoß ein Drittel gegabelt, kürzer als die Flügel. Stirn weiß, Schläfe, Kopf und Nacken schwarz, ebensolcher Strich vom Schnabel nach dem Auge; Rücken hell blaugrau, alles übrige weiß. Winterkleid ähnlich, doch das Weiß an der Stirn ausgedehnter. Im Jugendkleid ist die Stirn gelblich überflogen, das Schwarz des Kopfes weißlich gesprenkelt, die Oberseite des Rumpfes mit schwärzlichen Pfeilflecken und rostfarbigen Kanten versehen; Schnabel und Ruder blaßgelblich. Sie lebt am Meer und an Binnengewässern; der 58.° nördl. Br. ist die Grenze ihres Vorkommens; südlich geht sie bis zu den Küsten des Mittelmeeres; auf einigen Nordseeinseln, sowie stellenweise an der Ostsee ist sie häufiger Brutvogel. Eier 32 : 23 mm groß, eirund, mehr grauweißlich mit vielen dunklen Flecken und Schnörkeln.

4) Brandmeerschwalbe (Sterna cantiaca L., Thalasseus cantiacus Boie; kentische Meerschwalbe, schwarzschnäbelige Seeschwalbe, Haffpicker). Leicht kenntlich an dem langen, schlanken, schwarzen Schnabel mit gelblicher Spitze, der doppelt so lang ist wie der Lauf. Länge 37,5, Stoß 15,5, die Randfeder ungefähr 8 cm länger als die übrigen, Schnabel 5,6, Lauf 2,6 cm. Ruder schwarz mit gelben Sohlen, Stoß bis zur Hälfte gegabelt, Oberkopf bis an den unteren Augenrand schwarz, Oberseite licht aschblaugrau, Stoß und Unterseite weiß, im Leben blaßrötlich angehaucht. Im Winter- und Jugendkleid Oberkopf und Nacken schwarz und weiß gestrichelt, im letzteren die Oberseite weiß mit gelblichen Säumen und dunklen Längs- und Querflecken. Die B. lebt an den Küsten des Atlantischen Ozeans, der Nordsee, z. T. des Mittelmeeres sowie des Schwarzen und Kaspischen Meeres. Auf einigen der deutschen Nordseeinseln bestehen noch Kolonien. Die 2 bis 3 Eier, 52 : 36 mm groß, sind auf gelblichem, weißlichem, braunem Grunde dunkel gefleckt.

5) Lachmeerschwalbe (Sterna anglica Mont., St. nilotica Hasselqu., Gelochelidon anglica Brehm; Lachseeschwalbe baltische Lachseeschwalbe). Länge 30—32, Stoß 15,4, Schnabel 3,5, Lauf 3,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,9 cm. Schnabel annähernd so lang wie der Lauf, dieser länger als die Mittelzehe einschl. Nagel; Stoß ein Viertel seiner Länge ausgeschnitten, Randfeder um 2 cm länger als die folgenden, Schnabel und Ruder schwarz, ersterer an der Spitze weißgelblich, gedrungen und kräftig, fast möwenartig; Iris dunkelbraun. Oberkopf und Nacken schwarz, Oberseite zart grau, alles übrige weiß, Schwungfedern z. T. dunkelgrau. Im Winterkleide hat der grauweiße Oberkopf dunkle Schaftstriche, ebenso im Jugendkleide, das auf der Oberseite noch schwarzbraune, gezackte Flecke und rostfarbige Säume aufweist. Die L. kommt am häufigsten im Südosten Europas, in Asien und Afrika, ferner im südlichen Schweden, Dänemark und an den pommerschen Küsten vor, selten im Binnenlande. Ihre 2 oder 3 Eier, 47 : 36 mm groß, sind in der Färbung denen der vorigen Art vollkommen gleich, nur bauchiger.

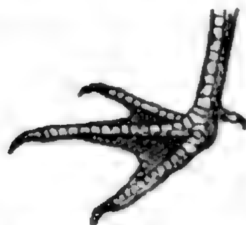
6) Raubmeerschwalbe (Sterna caspia Pall., Hydroprogne caspia Kaup., Sterna macrorhyncha Meyer; kaspische, baltische Seeschwalbe, große Meerschwalbe). Länge 48, Stoß 15,5, Schnabel 7, Lauf 4,5 cm. Schnabel sehr stark und lang, rot, zuweilen mit schwarzer Spitze, Ruder schwarz oder bräunlich, Stoß kurz, wenig ausgeschnitten. Sommerkleid: Oberkopf und Nacken bis etwa unter die Augen schwarz, Vorderseite und Stoß weiß, Oberseite graubläulich, Schwingen dunkel. Im Winterkleid ist die schwarze Kopfplatte weiß gefleckt; im Jugendkleide haben die Rückenfedern weiße und braune Spitzenflecke. Die R. hat eine außerordentlich weite Verbreitung, da sie außer Nordeuropa und den Mittelmeerländern auch das nördliche Afrika und viele Teile Asiens, Australiens und Nordamerikas bewohnt. Ihr einziger deutscher Brutplatz befindet sich auf der Nordspitze von Sylt, wo jedoch die Zahl der Brutpaare sehr abgenommen hat. Ins Binnenland verstreicht sich diese große Seeschwalbe sehr selten.

7) Paradies-Seeschwalbe (Sterna dougalli Mont., St. paradisea Keys. et Blas.; Dougalls Seeschwalbe). Ausgezeichnet durch gelbrote Ruder, schlanken, schwarzen Schnabel und sehr langen Stoß. Länge 36, Schnabel 3,5, Lauf 2 cm. Die Alten tragen die Färbung der meisten Sterna-Arten: Schwarze Kopfplatte, zartgraue Ober- und weiße Unterseite; letztere zeigt bei frischen Exemplaren einen rosenrötlichen Anflug. Im Winter ist der Oberkopf weißscheckig, bei den Jungen fast schwarze Flecken und Säume an den Federn der Oberseite, die kleinen Flügeldeckfedern bilden am Rande des angelegten Flügels einen schwärzlichen Streifen. Ruder gelblich fleischfarben, Schnabel bräunlich. Die Paradies-S. bewohnt die Meeresküsten der gemäßigten und warmen Teile beider Erdhalbkugeln.

Bei uns hat sie auf einigen zu Schleswig-Holstein gehörenden Nordseeinseln gebrütet, sonst ist sie hier selten. In Lebensweise, Nistart usw. weicht sie nicht von den bekannteren Arten ab

II. Gattung: Binnenseeschwalbe (Hydrochelidon).

Im allgemeinen der Gattung Sterna ähnlich, aber die Schwimmhäute bis zur Mitte der Zehen ausgeschnitten, der Stoß schwach gegabelt, seine äußeren Federn wenig verlängert. Im Gefieder herrschen dunkelgraue Töne vor.



3. Ruder der Binnenseeschwalben mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten.

1) Schwarze Seeschwalbe (Hydrochelidon nigra L., Sterna nigra Briss., S. fissipes L., Hydrochelidon fissipes Boie; spaltfüßige Meerschwalbe, dunkle Wasserschwalbe, schwarze Schwalbenmöwe). Länge 21,5, Schnabel 3, Stoß 8,4, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,5 cm. Die Schwimmhäute fast zur Hälfte ausgeschnitten, Mittelzehe ohne Nagel so lang wie der Lauf, der schwach gegabelte Stoß aschgrau, Schnabel schwarz, lang und sehr gestreckt, in den Mundwinkeln rot, Ruder dunkelbraun, Kopf und Hals schwarz, über der Brust nach dem Bauche hin schiefergrau, dieser und die unteren Stoßdecken weiß, Oberseite dunkelaschgrau, Flügelrand weiß. Im Winterkleide sind Stirn und Gesicht weiß, vor dem Auge ein schwarzer Fleck, der übrige Kopf und die Unterseite weiß, Oberseite wie im Sommerkleid, aber mit bläulich-weißen Federsäumen. Die Flügel übertragen den Stoß etwa um 5 cm. Vom 60.° nördl. Br. ab kommt sie in Europa an geeigneten Stellen fast überall vor, in Asien geht sie bis Turkestan, in Afrika bis Kordofan. Sie brütet an größeren sumpfigen Gewässern zwischen Schilf und anderen Wassergewächsen; ihre 3 bis 4 Eier sind auf olivengelblichem Grunde mit dunkelbraunen Punkten und Flecken besetzt.

2) Weißflügel-Seeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera Schinz, Sterna leucoptera Temm.). Im Sommer sind bei den Alten Kopf, Hals, Oberrücken, Brust und Bauch schwarz, Stoß und Stoßdeckfedern weiß, Flügel bläulich-grau, am Bug weiß. Schnabel schwärzlich-rot, Ruder ziegelrot; Iris braun. Im Herbste zeigen sich an Kopf, Hals und Unterseite weiße Federn. Im Winter ist die ganze Unterseite und der Vorderkopf weiß, Oberkopf, Nacken und ein Ohrfleck schwarzgrau, Hinterhals z. T. weiß, Mantel aschgrau. Ähnlich ist das Jugendkleid, doch an der Oberseite mit braunen Federsäumen. Schnabel rötlich-grau, Ruder fleischfarbig. Länge 20, Schnabel 2,2 bis 2,5, Lauf 2 cm. Heimat Mittelmeergebiet und Südosteuropa, sowie Mittelasien. Bei uns sehr seltener Gast.

Noch seltener ist 3) die weißbärtige Seeschwalbe (Hydrochelidon hybrida Pall., Sterna leucopareia Temm., Hydrochelidon leucopareia Brehm). Sie erreicht 25 cm Länge, Schnabel 2,6 bis 3, Lauf 2 bis 2,3 cm. Im Sommer sind Oberkopf und Nacken schwarz, das übrige Gefieder grau, doch Bauch und untere Stoßdeckfedern weiß und ebenso ein charakteristischer Streif vom Schnabel her an den Kopfseiten. Schnabel und Ruder rot. Im Winter ist die Unterseite weiß, zur Hauptsache auch der Kopf, der aber an Scheitel und Nacken schwarz gestrichelt ist. Bei den Jungen ist die Oberseite rostfarbig und schwarz meliert. Südosteuropa und das gemäßigte Asien bis nach China bilden das Brutgebiet dieser bei uns am seltensten erscheinenden Seeschwalbe.

Seestrandläufer s. *Strandläufer 4.*

Seetaucher s. *Taucher II.*

Sehauge (Zielauge), das Auge, mit dem der Schütze zielt. Schützen, die beim Zielen beide Augen offen haben, werden gewöhnlich mit dem schärferen Auge zielen. Man ermittelt das Zielauge, indem man — beide Augen offen — durch einen mit ausgestrecktem Arme gehaltenen Ring oder dergl. visiert und dann das linke Auge schließt. Befindet sich nun der anvisierte Punkt noch in dem Ringe, so ist das rechte Auge das S.

Seher, die Augen des Haarraubzeuges, Hasen und Kaninchens.

Seidenreiher s. *Reiher III, 2.*

Seitenhebelverschluß s. *Verschlußkonstruktionen.*

Seitenstrahlung der Visierung s. *Licht.*

Seitenwind s. *Wind.*

Selbstfang, Vorrichtung, durch welche sich Wild lebend fängt; bezieht sich ausschließlich auf den Saufang (s. *Schwarzwild,* Fang); streng genommen ist jede Holzfalle u. dgl. ein S.

Selbstlader s. *Automatisches Gewehr.*

Selbstschuß (Legbüchse), Vorrichtung, vermittelst deren bei Berührung eines Drahtes der Schuß abgefeuert wird. Man wendet den Selbstschuß für starkes Raubzeug oder als Sicherheit gegen Einbruch an. Nach § 367 Ziffer 8 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer ohne polizeiliche Erlaubnis an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten Selbstschüsse legt. Neben der Strafe kann auf Einziehung der Selbstschüsse erkannt werden.

Selbstspanner, Gewehr, dessen Schloß sich beim Öffnen bzw. Niederkippen der Läufe spannt. Gewöhnlich werden alle hahnlosen Gewehre als S. bezeichnet.

Senne (Sieme), eine schwache Leine an den Jagdtüchern und Vogelgarnen.

Septikämie s. *Pyämie.*

Serradella s. *Kleefelder.*

Setter s. *Vorstehhunde.*

setz dich! Befehl an den Vorstehhund, sich zu setzen.

setzen, das Gebären des Schalenwildes, mit Ausnahme der Sauen, und der Häsinnen; beim Schwarzwilde sagt man frischen, beim Haarraubwilde welfen, Junge bringen.

Setzhase (Satzhase), Häsin, Mutterhase.

Setzzeit (Satzzeit), Zeit des Gebärens beim Schalenwild, ausschließlich der Sauen, und Hasen.

Sicherheitsstreifen, holzleere Streifen zum Schutze gegen Windbruch (vgl. *Loshiebe*) oder an Straßen zur Vermeidung von Verkehrsstörungen durch Windbrüche oder auch im Inneren des Waldes zur Verminderung der Feuersgefahr. Letztere fallen meist mit den Feuergestellen zusammen.

sichern, wenn Wild aufmerksam umheräugt und windet oder vernimmt, also sich überzeugt, ob ihm Gefahr droht.

Sicherung. Um zu verhüten, daß sich die Waffe unbeabsichtigt entladet, z. B. beim Fallen, sind hahnlose Gewehre mit S. versehen, die in der verschiedensten Art die Abzüge, Schlagfedern oder Schlagstücke festlegen. Die meisten S. bei Kipplaufgewehren werden durch einen auf dem Kolbenhalse liegenden Schieber betätigt. Bei den neueren Militärgewehren findet die S. durch Drehen eines Flügels am Schlößchen statt.

Sichler (Ibididae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel (Gressores), Verwandte der Störche usw. Für uns kommen 2 Gattungen in Betracht, Sichler (Plegadis) und *Löffler* (Platalea).

Sichler (Plegadis).

Gattung aus der gleichnamigen Familie (Ibididae). Der starke Schnabel sichelförmig abwärts gebogen, nach dem Ende sich etwas zuspitzend und dort hart, im übrigen weich; Nasenlöcher ritzförmig, Schnabelfurche am Oberkiefer bis zur Spitze, am Unterkiefer bis zur Mitte; Zügelgegend nackt. Ständer weit über das Fersengelenk hinauf nackt; die Vorderzehen mit Bindehäuten, am geringsten zwischen Innen- und Mittelzehe; Hinterzehe erreicht zur Hälfte den Boden; die Mittelzehe innen gezähnelt. Flügel lang und breit, wenig ausgeschnitten; die dritte Handschwinge die längste; der zwölffederige Stoß wenig gerundet, kurz. D u n k e l f a r b i g e r S. (Plegadis autumnalis Hasselqu., Ibis falcinellus L., Plegadis falcinellus Kaup.; Sichelschnäbler, brauner Ibis, Schwarzschnepfe, türkische Schnepfe). Länge 53, Stoß 11, Schnabel 14, Lauf 10,2, Mittelzehe mit Nagel 7,8, nackter Teil über dem Fersengelenke 6 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals, Ober- und Unterseite und ein Längsstreifen auf dem Flügel dunkel rotbraun, die übrigen Teile schwarzgrün mit bläulichem und purpurnem Metallschimmer, der Unterkörper rußfarbig. Weibchen dem Männchen gleich. Im Winterkleide sind Kopf und Hals schwarzbraun mit feiner Längszeichnung, Oberrücken und Schultern fast schwarz mit Metallschimmer, Unterkörper rußfarbig. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, nur fahler in der Färbung. Schnabel schwarz-graugrün, Iris dunkelbraun, Ständer grünlich-grau. Der S. bewohnt das südliche Europa, und zwar mehr dessen östlichen Teile, ferner einen großen Teil Afrikas und das wärmere Asien. Früher scheint er auch gelegentlich in Schlesien gebrütet zu haben; jetzt kommt er hier und da als Gast in das mittlere Europa bis nach Großbritannien und Norwegen. Seine Lebensweise ist die der kleineren reiherartigen Vögel; er nistet im Röhricht auf Weidenstümpfen, auch in verlassenen Reiherhorsten, legt drei bis vier Eier von auffallend dunkel blaugrüner Farbe, 52 : 37 mm groß, starkschalig, ohne Glanz, von grobem Korn. Zum größten Teile sind es verstrichene Junge, die sich zu uns verirren und dann nicht sehr scheu sein sollen, wie diejenigen schildern, welche sie zu beobachten die Gelegenheit fanden. Sie ziehen in einer schrägen Linie, aber ohne gleichmäßigen Flug, so daß einige bald zurückbleiben, bald vorprellen und diese Schar einer sich ringelnden Schlange nicht unähnlich sieht.

Sieme s. *Senne.*

Silbermöwe s. *Möwenartige Vögel I, 4.*

Silberreiher s. *Reiher III, 1.*

Singdrossel s. *Drosseln 1.*

Singschwan s. *Schwäne 2.*

Singvögel, sehr verzweigte Ordnung der Vögel, die unter vielen anderen die den Jäger interessierenden Drosseln enthält. Schnabel glatt, ohne Wachshaut. An den Tritten drei Zehen nach vorn, eine nach hinten. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut. Vorderseite des Laufes getäfelt oder nur mit einer Schiene versehen, wie die Hinterseite in den meisten Fällen. Neun Handschwingen; überhaupt 18 bis 19 Schwingen. Stoß zwölffederig. Im unteren Kehlkopf ein Singmuskelapparat mit mehreren Muskelpaaren.

sitzen, 1) das Wild, dessen Ruheplatz Bett heißt, sitzt darin. 2) Ferner im Sinne von Brüten angewandt, auf den Eiern s. 3) Beim Schießen zur allgemeinen Angabe des Erfolges, die Kugel sitzt gut usw.

Skuamöwe s. *Möwenartige Vögel III, 1.*

Smoler, Franz Xaver, wurde am 3. August 1802 in Golbegg (Niederösterreich) geboren,

besuchte die Forstlehranstalt Mariabrunn und wurde 1822 Lehrer an der Forstlehranstalt Datschitz. 1827 trat er in den praktischen Dienst und war von 1837 an Thunscher Forstmeister in Benatek; 1849 ins Ministerium berufen, wurde er 1852 zum k. k. Forstrat ernannt. Er starb am 9. März 1865 in Prag (s. *Jagdliteratur*).

Solofänger, ein Windhund, der einen Hasen allein, also ohne Hilfe anderer Hunde, zu fangen vermag, mithin ein sehr wertvoller Hund.

Sommerhaar (Sommerfarbe), das Haar, welches das Wild vom Verfärben im Frühjahr bis zu dem im Spätherbste trägt.

Sommerhalbente s. *Enten I, 3.*

Sommerstand des Wildes, die Örtlichkeit, in der das Wild den Sommer hindurch steht; auch die Anzahl einer Wildart, welche zu Anfang des Sommers auf einem Reviere steht.

Sonntagsheiligung. Aus religiösen Rücksichten ist in allen Bundesstaaten mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen die Jagdausübung an Sonn- und Feiertagen beschränkt oder ganz untersagt. In die Regelung der Sonntagsfeier haben sich die Landes- und die Reichsgesetzgebung geteilt; während erstere die zur Heilighaltung der Sonn- und Feiertage notwendigen Voraussetzungen festsetzt, gibt letztere die Strafbestimmungen. Nach § 366 Ziff. 1 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer den gegen die Störung der Feier der Sonn- und Feiertage erlassenen Anordnungen zuwiderhandelt. In Preußen ist durch die Kabinettsorder vom 7. Februar 1837 (Ges.-S. 19) den Regierungen aufgegeben, die nach den Verhältnissen der einzelnen Orte oder Gemeinden ihres Bezirkes zum Zwecke der äußeren Heilighaltung der Sonn- und Festtage erforderlichen Maßregeln anordnen zu lassen und deren Befolgung durch Strafverbote zu sichern. Für die neuen Provinzen und Hohenzollern sind durch das Gesetz vom 9. Mai 1892 (Ges.-S. 107) die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten ermächtigt, über die äußere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage Polizeiverordnungen auf Grund des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 zu erlassen; diese gehen meistens dahin, daß Hetz- und Treibjagden an Sonn- und Feiertagen unbedingt, sonstiges Jagen während der Zeit des Hauptgottesdienstes untersagt sind. In der Provinz Sachsen sind auch die von mehr als drei Personen unternommenen Gesellschaftsjagden unbedingt verboten. In Westfalen und der Rheinprovinz ist sonstiges Jagen auch während des Nachmittags-Gottesdienstes verboten. Im Regierungsbezirke Kassel ist jede Jagd an Sonn- und Festtagen verboten. In Bayern verbietet die Verordnung vom 21. Mai 1897 die Abhaltung von Treibjagden an Sonn- und Festtagen. In Württemberg untersagt der Art. 13 des Jagdgesetzes vom 27. Oktober 1855 das Jagen an Feiertagen während des Vormittagsgottesdienstes, an Sonn- und Festtagen aber vollständig. In Sachsen ist nach § 32 des Jagdgesetzes vom 1. Dezember 1864 die Ausübung der Jagd verboten an Sonn- und Feiertagen a) mittels Treibjagden; b) in störender Nähe der Kirchen und Friedhöfe; c) während des Gottesdienstes.

v. Spangenberg, Heinrich Georg, wurde am 30. August 1771 in Hirschberg (Saale) geboren, studierte in Leipzig Rechtswissenschaft und erwarb sich im Frankenwald und auf Reisen forstliche Kenntnisse. 1801 wurde er Forstmeister des Reichsgrafen Solms u. Tecklenburg; er starb am 17. Februar 1849 in Wehrau (Schlesien); s. *Jagdliteratur.*

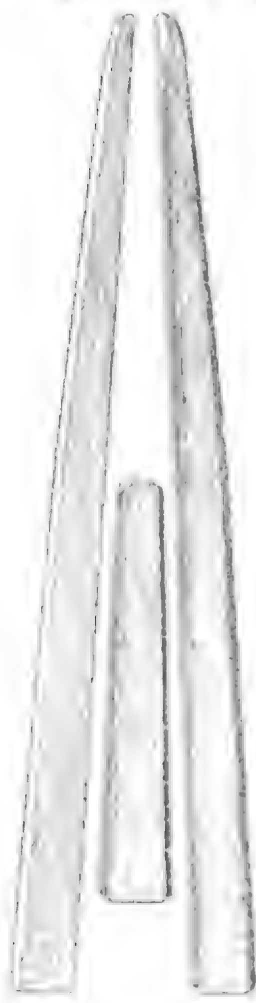
Spaniel, der englische Stöberhund, dessen eigentliche Aufgabe darin besteht, das sich drückende Wild hochzumachen. Er findet in Deutschland nur selten jagdliche Verwendung, ist jedoch zur Stöberjagd in Revieren mit viel Dornen und dichtem Unterholze mit Nutzen zu gebrauchen. Das angeschossene Wild soll der S. apportieren und das krank geschossene nachsuchen. Wegen seiner geringen Größe kann seine jagdliche Verwendung lediglich für Federwild und kleines Haarwild sowie für die Schweißarbeit auf Schalenwild in Frage kommen. Da die ungeheure Hetzlust des S. schwer in Schranken zu halten ist, so tragen viele Revierinhaber in Deutschland Bedenken, diesen Hund jagdlich zu verwenden. Einige Kynologen erblicken jedoch im S. den idealen „kleinen Gebrauchshund". — Der Cocker-S.

Cocker-Spaniel.

(s. Abbild.), der sich für unsere Jagdzwecke wohl am besten eignet, macht den Eindruck eines kräftigen, ausdauernden Hundes, er ähnelt einigermaßen einem niedrig gestellten, schwachen Setter. Schulterhöhe 30—37 cm; Kopf lang, voll in den Schläfen, Behang mittelgroß, dick, gut behaart; Rumpf mehr kompakt und zusammengeschoben als bei den anderen S. (Springer ausgenommen), nicht zu weit in den Rippen, tiefe Brust, Rute tief angesetzt, bei der Arbeit beständig in lebhafter Bewegung; Behaarung glatt oder leicht gewellt, sehr dicht, jedoch nicht lang; Farbe schwarz, braun, gelb, rot oder diese Farben mit Weiß vermischt. — Etwas größer ist der Springer-S. mit 36 bis 45 cm Schulterhöhe. Farbe braun und weiß oder schwarz und weiß. Der Hund steht höher auf den Läufen als der Cocker, erscheint etwas windiger als jener. Zwischen beiden steht der Field-S., dessen Farbe schwarz, lederfarben, gelb, rot oder mit Weiß gestichelt ist. In England werden auch verschiedene Arten von Wasserspaniels gezüchtet. Die Rute wird den S. herkömmlich etwa zur Hälfte gekürzt.

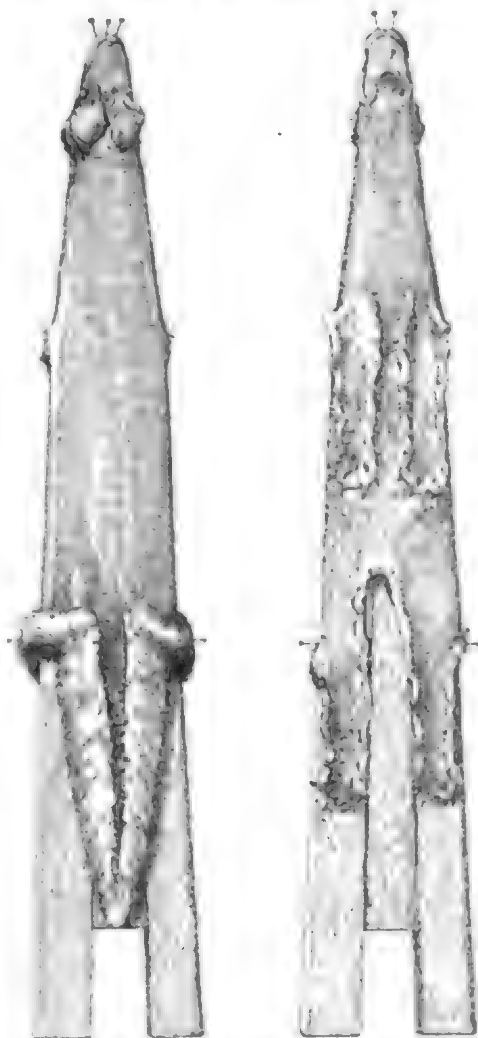
Spannbrett s. *Balgbrett.*

spannen. 1) Das Aufziehen der Schlagfeder bei Gewehren und Fangeisen. 2) Das Aufspannen der gestreiften Bälge des vierläufigen Raubzeuges, der Hasen und Kaninchen. Zum Trocknen der Bälge des Raubzeuges benutzt man längliche, nach oben zugespitzte Bretter, die nach den verschiedenen Raubzeugarten verschiedene Größen haben müssen. Das einfache Spannbrett für Füchse ist 1,5 m lang, 18 bis 20 cm breit und 50 cm vom oberen Ende nach oben zu allmählich zugespitzt, so daß die Spitze noch 5 cm breit ist. Zum S. der Katzen-, Marder- und Iltisbälge nimmt man kleinere, für Fischotterbälge größere als Fuchsspannbretter. Das Spannbrett des Königl. Hegemeisters Mau ist ein der Länge nach in der Mitte aufgetrenntes, gewöhnliches Spannbrett, in dessen innere Schmalseiten Nuten gehobelt sind, in die nach der



1. Spannbrett nach Mau.

Längsspannung des Balges ein in die Nuten greifender Holzkeil zum Breitspannen getrieben wird. Um z. B. den frisch abgestreiften Fuchsbalg zu spannen, nimmt man



2. Mausches Spannbrett mit Fuchsbalg.
(Haarseite nach innen, Ober- und Unteransicht).

das Mausche Spannbrett und setzt den Keil ganz unten in die Nuten der beiden Bretthälften. Dann zieht man den abgestreiften Balg, die Haarseite nach innen, der Länge nach so über das Brett, daß auf einer Breitseite des Brettes der Rücken, auf der anderen die Bauchseite des Balges, die Läufe sich genau in der Mitte zwischen beiden Bretthälften befinden. Die Nase greift über die Spitze der beiden Bretthälften und wird hier mit je einem dreizölligen Drahtstift mit Kopf (der letztere ist beim Umkehren des Balges nötig) befestigt. Nun löst man von dem noch lose auf dem Brette befindlichen Balge die Gehörknorpel aus, so daß nur der schwarze, dünne, obere Teil als Dreieck am Balge bleibt. Hierauf wird der Balg der Länge nach so straff wie möglich herabgezogen. Man umfaßt den unteren Teil des Balges an je einer Bretthälfte und staucht beide Brett-

hälften gleichmäßig einige Male kräftig auf den Boden. Dann wird in den Balg etwa 2 bis 3 cm vom unteren Rande an den beiden Schmalseiten der Bretter je ein dreizölliger Nagel geschlagen und von diesen 4 bis 5 cm entfernt noch je ein Nagel in die beiden Breitseiten, und zwar alle Nägel in gleicher Höhe. Die Längsspannung ist damit fertig. Zum Zwecke der Breitspannung treibt man den Keil mit dem Hammer so hoch, bis der Balg auch in der Breite straff gespannt ist. Dann nagelt man den unteren Teil des Balges rundherum nahe am Rande mit schwachen, einzölligen Stiften nach Bedarf an die beiden Bretthälften und den Keil fest. Die aufgeschärfte Lunte wird der Länge nach gerade auf die Mitte des Keils mit schwachen Stiften geheftet, indem man sie nach unten und nach den Seiten straff zieht und die Nägel in etwa 5 cm Entfernung nahe an die Außenränder der Lunte leicht hineinschlägt. Dann werden die Hinterläufe, beide in gleicher Länge, an je einer Bretthälfte gehörig auseinander-, langgezogen und festgeheftet. Ebenso verfährt man mit den Vorderläufen. Nun heftet man die Unterlippe und die Gehöre mit je drei schwachen Nägeln an das Brett. Danach schiebt man die Vorderläufe sowie die Gehöre bis an die Köpfe der Nägel, damit diese Teile beim Trocknen nicht mit dem Balge in Berührung bleiben. Das Bekleben der Lunte, Läufe usw. mit Papier, wie man es gewöhnlich bei dem einfachen Spannbrett macht, um das Einrollen beim Trocknen zu verhüten, fällt durch das Anheften mit Nägeln selbstredend weg. Nun stellt man das Spannbrett in einen mäßig warmen Raum, nicht aber in die Nähe des warmen Ofens, in die Sonne oder den Wind, da sonst der Balg zu schnell trocknen und sich sehr schwer umkehren lassen würde. Durch die Spannung und den Zutritt der Luft zwischen beide Bretthälften ist der Balg auf der Innenseite meistens in 24 Stunden genügend getrocknet und kann dann umgekehrt werden. Zu dem Zwecke werden sämtliche Nägel bis auf die beiden an der oberen Spitze befindlichen mit der Zange herausgezogen, der Keil wird etwas gelockert und dann der ganze Balg von unten aus auf dem Brett umgekehrt, nachdem die Vorderläufe nach der Unterlippe zu gelegt waren. Nun spannt man den Balg, die Haarseite nach außen, noch einmal auf das Brett und heftet ihn nur leicht mit zwei Nägeln unten an den Schmalseiten an. Der Keil geht jetzt, da die Haare, die bei der ersten Spannung Raum einnahmen, außen sind, leicht etwas weiter hinein. Die schon trockene Lunte, die Läufe, Gehöre und Unterlippe heftet man nun mit je einem dünnen Nagel an den Enden an. Wenn der Balg nach 1 bis 2 Tagen ganz getrocknet ist, wird er vom Brett genommen, indem man, nachdem sämtliche Nägel herausgezogen sind und der Keil gelockert ist, die eine Bretthälfte etwas auf den Boden staucht. Alsdann legt man den Balg der Länge nach auf den Boden und klopft ihn tüchtig, besonders etwaige Schweißstellen, die jetzt trocken und brüchig sind, mit einem Rohrstock, Putzstock o. dgl. Hierauf wird der Balg mit einem alten Kamme sauber ausgekämmt und etwaiger Sand und trockener Schmutz ausgeschüttelt. Dann faßt man ihn an der Luntenwurzel und an der Nase und rückt mit beiden Händen den Balg kräftig auseinander. Die Haare stehen dann mehr aufrecht. Damit ist der Balg verkaufsfertig und sieht sauber aus. Man kann den so zubereiteten Balg an einem durch die Nase gezogenen Faden ruhig auf den Vorflur oder ins Zimmer hängen, er wird nicht unangenehm riechen. Der Händler zahlt für sauber zubereitete Bälge gern mehr, als für schmale, teilweise schimmlige, an denen Schweiß und Schmutz haften und die unangenehm riechen. Bei Hasen- und Kaninchenbälgen genügt Ausstopfen mit Stroh und Heu, damit sie nicht allzusehr einschrumpfen.

Spatelente s. *Enten I, 7.*

Spatelmöwe s. *Möwenartige Vögel III, 3.*

Spätgang, der Wechsel des Wildes über den schon gefallenen Morgentau.

Spechtrabe s. *Tannenhäher.*

Speckmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Sperber s. *Habichte II, 1.*

Sperbereule s. *Eulen II, 4.*

Sperberfang s. *Fallen IIIc, 2.*

Sperlingskauz s. *Eulen II, 2.*

Sperrfallen, Fangvorrichtungen und Fallen, in denen das Wild lebend gefangen wird.

sperrig bei Geweihen, breite *Auslage.*

Sperrzeuge, Jagdtücher und -garne (s. *Zeug*).

Spiegel. 1) Der weiße Fleck um das Weidloch des Rehes und die hellere Färbung an den Keulen des Rot- und Damwildes, wo aber der Ausdruck Scheibe gebräuchlicher ist. 2) Der meist metallisch schimmernde Fleck auf den Flügeln der Enten, auch der weiße Fleck am Flügelbuge des Auer- und Birkwildes. 3) Die rechteckigen Maschen eines Garnes. 4) Der schwarze Mittelpunkt der Schießscheibe.

Spiegelente s. *Enten I, 1.*

Spiegelnetz ist ein Steckgarn, s. *Jagdnetze.*

Spiel, 1) der Schwanz der Fasanen. 2) Nach Wurm die vollständige Balzarie des Auer- und Birkhahnes.

Spielhuhn s. *Birkhuhn.*

Spierer s. *Seeschwalben I, 1.*

Spieß, die erste Form des Geweihes oder Gehörnes, zwei endenlose Stangen; (s. a. *Ganzvogel*).

Spießbock, ein Rehbock, der nur Spieße trägt.

Spieße s. *Jagdnetze,* Steckgarne.

spießen s. *forkeln.*

Spießente s. *Enten I, 5.*

Spießer, ein junger Hirsch oder Rehbock, der zwei endenlose Stangen (Spieße) trägt.

Spinne, manchmal für das Gesäuge der Hirscharten.

spissen, der Lockruf des Haselwildes in der Balzzeit, auch wohl das Balzen der Haselhähne.

spitz von vorn oder hinten, bezieht sich auf die Stellung des Wildes dem Jäger gegenüber, bzw. auf den Schuß; s. kommt ein Wild, wenn es dem Schützen so gerade anläuft, daß er nur von vorn darauf schießen kann; vgl. *Breitschuß.*

Spitzenachter, ein Rothirsch von acht Enden mit Eissproß (s. a. *Gabelachter*).

Spitzente s. *Enten I, 5.*

Spitzgeschosse (S-Geschosse) sind seit 1905 für das deutsche Armeegewehr angenommen. Sie haben den Vorteil, daß sie den Luftwiderstand besser überwinden als ogivale oder abgeflachte Geschosse und infolgedessen eine gestrecktere Flugbahn ergeben. Für Jagdzwecke haben S-Geschosse keine Bedeutung.

Spitzschuß s. *Breitschuß.*

Spitzschwanz s. *Enten II, 7.*

splissen s. *anschäften 2.*

v. Sponeck, Graf Dr. Carl Friedrich Christian Wilhelm, geb. am 19. Juli 1762 in Ludwigsburg, studierte auf der Karlsschule in Stuttgart, ging dann auf Reisen und wurde später Oberforstmeister in Blaubeuren, Altensteg und Neuenburg. 1805 wurde er a. Professor, 1811 o. Professor an der Universität Heidelberg mit dem Titel Oberforstrat; dort starb er am 4. Oktober 1827 (s. *Jagdliteratur*).

sprengen, 1) das Wild rege machen, es aus dem Kessel, Bett, Bau usw. aufjagen. 2) Ferner im Sinne von vereinzeln, z. B. die Fasanen, Hühner s. sich oder man sprengt sie, wenn sie bei der Suche durch wiederholtes Auftun und Beschießen auseinandergetrieben werden. 3) Der Rehbock sprengt die Ricke, wenn er sie in der Brunst treibt. — (S. a. *Laufsprengungen*).

Sprengung des Gewehres s. *Laufsprengungen.*

Sprenkel, eine heute durch das Vogelschutzgesetz verbotene Fangvorrichtung für Vögel, die aus einem federnden Bügel, einem Sitzholz und einer auf diesem aufgelegten Doppelschnur als Schlinge bestand.

Sprießel, die kleinen Stecken, die in die Steckgarne eingebunden werden, um diese stecken zu können.

sprießen s. *anschäften 2.*

springen, 1) auf das Blatt, das Herbeikommen des Rehbockes auf das Blatten. 2) Das Springen des Hasen, Kaninchens und Raubzeuges. 3) Der Birkhahn springt in der Balz. 4) Fuchs und Dachs s., wenn sie, vom Dachshunde bedrängt, aus dem Bau fahren.

Sprosse (Sprossen), 1) die Enden am Hirschgeweih unterhalb der Krone (Augensproß, Eissproß, Mittelsproß bzw. -sprosse). — Der Sproß ist sprachlich besser als die Sprosse, da der Vergleich mit den Sprossen einer Pflanze näher liegt als der mit den Sprossen einer Leiter. — 2) Die Stäbe, die die Steckgarne aufrecht halten.

Sprung, eine Gesellschaft von mehreren, sich zusammenhaltenden Rehen.

Sprünge, die Hinterläufe des Hasen.

Spulwürmer des Hundes. Im Darme des Hundes schmarotzt ein Spulwurm, Ascaris mystax, gekennzeichnet durch seine gelblichweiße Farbe und seinen drehrunden, 45—60 mm (Männchen) bzw. 102—130 mm (Weibchen) langen Körper. Nur ausnahmsweise rufen S. bei älteren Tieren Darmentzündungen hervor. Jungen Hunden, bei denen S. recht häufig sind, können diese Parasiten sehr gefährlich werden. Gedeihen die Welpen bei guter Ernährung und Pflege nicht recht, so soll man ihnen zur Probe ein Wurmmittel verabreichen. Dieses ist im Verlaufe eines Tages einzugeben und besteht aus Flor. Cinae 10,0, Ol. Ricini 50,0. Kleinen bzw. jungen Hunden gibt man die halbe Portion.

Spur s. *Fährte.*

Spurbahn, gleichbedeutend mit *Wildfuhr.*

spüren s. *abspüren.*

Spurenkunde s. *Fährtenkunde.*

Spurgang, ein zum Zwecke des Abspürens auf Schnee unternommener Reviergang.

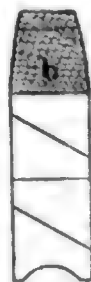
Spurschnee s. *Neue.*

Stahl, Dr. Johann Friedrich, geboren am 26. September 1718 in Heimsheim (Württemberg), studierte Theologie und unterrichtete sich auf mehrfachen Reisen im Bergwesen; 1755 Bergrat. Später kam er in dienstliche Berührung mit dem Forstwesen; von 1772 an erteilte er forstlichen Unterricht in Solitude und Stuttgart. Er starb am 28. Januar 1790 in der badischen Hauptstadt (s. *Jagdliteratur*).

Stahlmantelgeschosse. Mit starken, rauchschwachen Ladungen vermag man dem Geschoß eine viel größere Fluggeschwindigkeit zu geben als mit Schwarzpulver. Die ersten Versuche zeigten aber, daß Bleigeschosse bei der Weichheit des Materials nicht den Zügen zu folgen vermochten, daß das Blei über die

Felder des Laufes hinwegglitt und daher die erforderliche Rotationsgeschwindigkeit des Geschosses nicht zu erzielen war. Da man auf möglichst große Querschnittsbelastung Wert legte und Blei aus verschiedenen Gründen als eigentliches Geschoßmaterial beibehalten wollte, so umgab man den Bleikern mit einem Stahl- bzw. Kupfermantel. Man unterscheidet Voll- und Teilmantelgeschosse. Bei ersteren ist das Geschoß von einem Mantel ganz umkleidet, nur der Boden ist offen, weil von dort der Bleikern eingeführt und der Mantel umgekröpft wird. Teilmantelgeschosse haben einen geschlossenen Boden und lassen einen Teil des Geschoßkopfes frei. Sie haben größere Reißwirkung als Vollmantelgeschosse, weil sich der Geschoßkopf beim Auftreffen auf das Ziel leicht staucht und dabei den Mantel sprengt. Die Folge davon ist natürlich, daß die Eindringungstiefe (Tiefenwirkung) geringer ist als beim Vollmantelgeschoß. Je stärker man die Pulverladung wählt, desto länger muß der Geschoßmantel sein, um nicht zu große Reißwirkung zu erzielen. Als Militärgeschoß sind ausschließlich Vollmantelgeschosse eingeführt. Teilmantelgeschosse sind gemäß den internationalen Vereinbarungen für Kriegszwecke verboten. Eine Abart der Mantelgeschosse sind die Hohlspitzgeschosse, die eine Ausbohrung im Geschoßkopfe haben, wodurch die Sprengwirkung wesentlich gesteigert wird. Bisweilen wird der Mantel auch noch geschlitzt (Schlitzgeschoß). S. gibt es zurzeit in verschiedenen Längen. Um zu verhüten, daß das Geschoß nach dem Durchdringen des Zieles oder Aufschlagen auf den Boden weiterfliegt und das Hintergelände weithin gefährdet, wurden Geschosse konstruiert, die aus mehreren, von einem Mantel zusammengehaltenen Teilen bestehen. Ein Geschoß dieser Art, besonders für Rehwild konstruiert, ist das Teilkerngeschoß von H. Utendoerffer-Nürnberg. Die Einrichtung des Geschosses ist folgende. Im Kaliber 8 mm ist es 25,7 mm lang und wiegt rund 10 g. Der Geschoßkern besteht aus vier übereinandergelegten Zinnkörpern mit teilweise schrägen Flächen, die Spitze bildet ein den Mantel um 2,5 mm überragender Weichbleikopf. Die Gesichtspunkte, die der Geschoßkonstruktion zugrunde lagen, sind folgende: 1) soll die Geschoßwirkung geregelt und möglichst unabhängig von den Zufälligkeiten innerhalb des Wildkörpers gemacht werden; 2) soll das Geschoß jede Gefahr für das Hinterland ausschließen. Auf Reh- und Niederwild hat sich das Teilkerngeschoß bestens bewährt, auf Hochwild dürfte die Tiefenwirkung der einzelnen Kerne nicht ausreichen, um immer Ausschuß zu erzielen. In dichtem Gehölz ist es nicht zu empfehlen, da hier die Gefahr besteht, daß es Holz faßt und dadurch vorzeitig zerspringt. Dagegen ist es für das freie Feld ein Idealgeschoß in seiner Wirkung sowohl, als auch in der geringen Gefahr für das Hinterland, denn beim Aufschlag auf den Boden zerspringt es. Es kann sowohl mit Troisdorfer Blättchenpulver 1910 bzw. mit Rottweiler Blättchenpulver 1293 oder 1550, als auch mit Haslocher Büchsenpulver 1906 verfeuert werden, und zwar mit denselben Ladungen wie die entsprechenden Teilmantelgeschosse.

1. Hohlspitzgeschoß.



2. 8 mm Teilkerngeschoß (b Weichbleikopf).

Stammbaum (Hundestammbaum), eine Aufstellung der Namen usw. der Eltern und Voreltern eines Hundes. Man bedient sich zweckmäßig des folgenden, z. T. probeweise ausgefüllten Formulars. (Muster siehe umstehend.) Der S. hat eine erhebliche Bedeutung für die Beurteilung des Zuchtwertes eines Hundes. Allein es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß der S. das schlechte Tier decken könne. Ebenso ist der S. nur eine Geschäftsreklame, wenn er über die Leistungen der Tiere und die Blutlinien keinen Aufschluß gibt. Bedauerlicherweise lassen viele S. die unumgänglich notwendige Zuverlässigkeit vermissen.

Stammbücher (Hundestammbücher), Register, die von kynologischen Vereinen oder Verbänden angelegt sind, auf dem Laufenden erhalten werden und züchterischen Zwecken dienen. Die Aufnahmebedingungen sollten möglichst folgende sein: 1) Der Hund muß mindestens 1 Jahr alt sein (Teckel 9 Monate); 2) er muß einem Zuchtideale hinsichtlich seines Körperäußeren im wesentlichen entsprechen; 3) er soll nachweislich bestimmte jagdliche Anlagen zeigen; 4) er muß von Hunden abstammen, die jagdliche Verwendung finden; 5) er muß von sachkundiger, unparteiischer Seite nach den vorbezeichneten Richtungen hin geprüft sein; 6) seine Ahnen bis zum 4.—6. Gliede dürfen kein fremdartiges, der Zucht leicht gefährliches Blut aufweisen. — Aus den Eintragungen sollen möglichst zu erkennen sein: 1) Name, nähere Bezeichnung und Stammbaum bzw. Ahnentafel (s. *Stammbaum*); 2) das Körperäußere (Photographie, Beschreibung); 3) die wesentlichen Leistungen, Besitzer, gegebenenfalls auch Vorbesitzer;

Stammbaum von Kora vom Unkeler Rabenhorst.
Gewölft: 11. 6. 1907. Signalement: Drahthaarige Vorstehhündin, braun, weißer Bruststreif, die vier Pfoten getigert. 59 cm hoch. Züchter: A. L.; Besitzer: N. N. Eingetragen in das Stammbuch D.-D. Nr. 345. Prämiierungen: 2. Pr. Deutsche Jugendsuche Stettin 1901. Hauptsächliche Leistungen: Gebrauchshund. Lauter Stöberer. Totverbeller. Sehr temperamentvoll und frühreif. Mäßiger Wasserhund.

<table>
<tr><td colspan="8">Vater:
Peter-Waldpforte v. d. Heide
D. G.-St.-B. 361, P.-P.-St.-B. 52</td><td colspan="8">Mutter:
Bella v. Unkeler Rabenhorst
Stammb. Deutsch-Drahthaar 210.
Lob. Erw. Ausstell. Köln 1906</td></tr>
<tr><td colspan="4">Michel-Lauterbach
D. G.-St.-B. 356</td><td colspan="4">Perle v. Forsthaus
P.-P.-St.-B. 29</td><td colspan="4">Lump I v. Berge
D. G.-St.-B. 272,
St. D.-D. 3.</td><td colspan="4">Freya v. Falkenstein
D. H.-St.-B. 1112 E
H. L. E. schles. Gebrauchssuche 1908</td></tr>
<tr><td colspan="2">Romeo v. Junkerath</td><td colspan="2">Nora Rumpersheim</td><td colspan="2">Tell IV
D. G.-St.-B. 169</td><td colspan="2">Perle v. Wolfsdorf</td><td colspan="2">Fleck-Kraschnitz
D. G.-St.-B. 106</td><td colspan="2">Tilli-Altenau
D. H.-St.-B. 5846</td><td colspan="2">Freund Fritz Wohlgemuth</td><td colspan="2">Hertha v. Schadenberg</td></tr>
<tr><td>Kartusch I
D. G.-St.-B. 46</td><td>Nora</td><td></td><td></td><td>Tell II
D. G.-St.-B. 17</td><td>Blue-Bell, Pointer</td><td>Greif v. Wolfsdorf</td><td>Nixe v. Wolfsdorf</td><td>Lito-Kraschnitz</td><td>Juno-Kraschnitz</td><td>Basko-Kraschnitz</td><td>Ide</td><td></td><td></td><td>Urach v. Falkenstein
D. G.-St.-B. 144</td><td>Heila</td></tr>
</table>

Nach bestem Wissen und Gewissen ausgestellt
N. N., den .. 191

Name des Ausstellers.

4) Prämiierungen. — Leider entsprechen unsere S. diesen Anforderungen teilweise nur wenig. Darum sind viele Hunde eingetragen, denen ein züchterischer Wert nicht beizumessen ist. Die wesentlichen Eintragungsbedingungen der hauptsächlichsten S. für Jagdhunde sind folgende:

I. Deutsches Gebrauchshund-Stammbuch

nimmt alle Hunde auf, die auf vollständigen Gebrauchshundprüfungen von Vereinen, die dem „Verbande der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd" angehören, einen 1., 2. oder 3. Preis erhalten haben. Im D. G.-St.-B. sind nicht nur die Namen und die Eltern der eingetragenen Hunde verzeichnet, sondern auch die Zensuren in den einzelnen Prüfungsfächern, ferner enthalten die Eintragungen Angaben über die wesentlichen körperlichen Eigenschaften (Vorzüge und Mängel) und zahlreiche Bilder von den Preishunden. Für den Gebrauchshundzüchter, wie auch für den Weidmann, der Welpen von eingetragenen Hunden aufziehen und abführen will, hat dieses Werk eine hervorragende Bedeutung. Es ist von Hegewald im Jahre 1897 begründet worden. Besitzer des Stammbuches ist der obenbezeichnete Verband. Die Eintragungen sind kostenfrei.

II. Deutsches Hunde-Stammbuch.

Jeder Hund muß, bevor er eingetragen wird, ins Namenregister der Delegierten-Kommission aufgenommen werden. Zur Aufnahme in das Stammbuch sind berechtigt:

A. Deutsche Jagdhunde aller anerkannten Rassen (Schweißhunde, deutsche Bracken, Dachsbracken, Wachtelhunde, deutsche Vorstehhunde, Weimaraner, Dachshunde), die über 12 Monate alt sind und 1) im Österr. H.-St.-B., Schweizer. H.-St.-B. oder im St.-B. eines der Spezialklubs des Kartells unter Angabe ihrer Abstammung von nachweisbar der gleichen Rasse angehörigen Vorfahren eingetragen sind, oder 2) von einem von der Delegierten-Kommission anerkannten Begutachter — als nachweisbar von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder 3) auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder

durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch — als nachweisbar von der gleichen Rasse angehörigen Vorfahren bis zur fünften Generation (Ururgroßeltern) einschließlich abstammend, die im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragen sind — in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse mit 1., 2., 3. Preis bzw. mit den Schönheitsnoten „vorzüglich", „sehr gut", „gut", „befriedigend" oder „hinreichend" ausgezeichnet worden sind (die Kommission für das D. H.-St.-B. ist bis auf weiteres ermächtigt, sofern sich in de hiernach nachzuweisenden Abstammung Lücken vorfinden, mit $^2/_3$ der Stimmen die Eintragungsberechtigung trotzdem zuzusprechen, wenn ihr entweder bekannt ist oder glaubhaft nachgewiesen wird, daß der betr. Stamm rasserein gezüchtet ist); 4) Schweißhunde, deutsche Bracken, Dachsbracken, Wachtelhunde, Weimaraner und Dachshunde, außerdem auch diejenigen, welche von einem anerkannten Begutachter — als nachweisbar von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Großeltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder die nur teilweise oder gar nicht von in einem anerkannten Stammbuch eingetragenen Eltern und Großeltern gleicher Rasse abstammend, auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse mit 1., 2., 3. Pr. oder mit den unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten oder auf Leistungsprüfungen mit 1., 2., 3. Pr. ausgezeichnet worden sind. 5) Jagdspaniels (Springer, Cocker, Clumber, Field, Sussex, Water), welche a) von im D. H.-St.-B., dem Sp.-Z.-B. oder einem anerkannten ausländischen Stammbuch eingetragenen Eltern derselben Rasse abstammen oder b) ihre reine Abstammung von ganz oder teilweise nicht eingetragenen Eltern derselben Rasse nachweisen können, und zwar vom Jahre 1914 ab durch drei, von 1915 ab durch fünf Generationen; c) finden sich hierbei Lücken im Stammbaum, so können die Hunde auf Vorschlag des Westd. Jagd-Spaniel-Klubs durch die Stammbuchkommission eingetragen werden, wenn glaubhaft nachgewiesen ist, daß Reinzucht vorliegt. Sind die beiden Eltern oder alle vier Großeltern im D. H.-St.-B. eingetragen, so kann der Hund, wenn er mindestens ein Jahr alt ist, auf Grund persönlicher Besichtigung die Eintragungsberechtigung durch einen vom Westdeutschen Jagd-Spaniel-Klub und der D.-K. anerkannten Begutachter erhalten, sonst nur auf Grund einer Auszeichnung auf anerkannter Ausstellung oder Schau.

B. Englische Vorstehhunde (Pointer, Englische, Gordon- und Irische Setter), die über 12 Monate alt sind und 1) im Österreichischen, Schweizerischen, Belgischen, Kennel-Klub-, Niederländischen, Französischen, Italienischen und Portugiesischen, Spanischen, Pointer- und Setter-St.-B. unter Angabe ihrer Abstammung von nachweisbar der gleichen Rasse angehörigen Vorfahren eingetragen sind oder 2) von einem anerkannten Begutachter — als nachweisbar von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern oder Großeltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben oder 3) auch nur teilweise oder gar nicht von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern und Großeltern gleicher Rasse abstammend, auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings-, Jugendklasse mit 1., 2., 3. Pr. oder mit den oben unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten ausgezeichnet worden sind.

C. Hunde aller übrigen anerkannten Rassen, die 1) im Österreichischen, Schweizerischen, Belgischen, Kennel-Klub-, Niederländischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen H.-St.-B. oder im St.-B. eines der Spezial-Klubs des Kartells unter Angabe der Abstammung von der gleichen Rasse angehörigen Vorfahren eingetragen sind, oder deren Abstammung aus dem D. H.-St.-B. oder einem oder mehreren der genannten Stammbücher und Zuchtbücher nachgewiesen werden kann, 2) über 12 Monate alt sind und als Jagdhunde einschl. Foxterrier und Hetzhunde a) auf anerkannten Ausstellungen oder Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse, Siegerklasse oder Leistungsprüfung eine Auszeichnung oder b) von einem anerkannten Begutachter die Eintragungsberechtigung erhalten haben, 3) als Foxterrier, Schutz-, Wach-, Haus- und Schoßhunde a) auf anerkannten Ausstellungen oder Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, Sieger-, Neulings-, Jugend-, Zucht- oder begrenzter Klasse eine Auszeichnung oder b) im Alter von über 12 Monaten von einem anerkannten Begutachter die Eintragungsberechtigung erhalten haben.

D. Hunde sämtlicher anerkannten Rassen, welche 1) auf einer anerkannten Kriegshund- bezw. Polizeihundprüfung nach der Prüfungs-

ordnung des Polizeihundvereins bzw. mit einem Prädikat mit 1., 2. oder 3. Pr. ausgezeichnet worden sind, unter Beifügung der Worte „als Kriegshund bzw. Polizeihund prämiiert", oder 2) nach Maßgabe der jeweilig geltend gewesenen oder geltenden Bestimmungen auf einer der namhaft gemachten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch eine zur Eintragung in das D. H.-St.-B. berechtigende Auszeichnung erworben haben, und zwar: bis 1894 1., 2., 3. Pr., von 1894—1898 1., 2., 3. Pr., Höchst lobende Erwähnung (H. L. E.) und L. E., von 1898 ab 1., 2., 3. Pr., H. L. E. und Lobende Erwähnung (L. E.) in offener Klasse, Schutz-, Wach-, Haus- und Schecßhunde auch in Siegerklasse, von 1902 ab auch Foxterrier in Siegerklasse, von 1904 ab auch die oben unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten.

III. Kartell-Zuchtbuch.

Eingetragen werden reingezüchtete Hunde jener Rassen, für welche noch kein Zuchtbuch eines im Kartell vertretenen Spezialklubs besteht, und die ihre Abstammung von Eltern gleicher Rasse einwandfrei nachweisen. Bis auf weiteres können auch Hunde ohne Abstammungsnachweis eingetragen werden, sofern sie auf einer Kartell-Ausstellung oder -Schau mindestens mit der Note „gut" ausgezeichnet wurden. Bei Hunden, deren Eltern bereits im K.-Z.-B. eingetragen sind, müssen auch deren Eintragungsnummern angegeben werden. Es dürfen nie zwei Hunde einer Rasse unter demselben Namen eingetragen werden, ohne daß ihnen mittels des geschützten Zwingernamens ein unterscheidender Beiname beigefügt wird. Das Recht, einem Hunde den Namen des Vaters oder der Mutter mit Ziffern I, II, III usw. zu geben, steht nur demjenigen zu, dem der Zwingername geschützt ist. — Die gesamten Welpen eines Wurfes können, wenn mindestens zwei Monate alt, vom Züchter unter folgenden Bedingungen eingetragen werden: Beide Elterntiere müssen im K.-Z.-B. eingetragen sein. Der Züchter muß Inhaber eines vom K.-Z.-B.-Amt geschützten Zwingernamens sein, der den Namen der einzelnen Welpen beigefügt wird. Bei bereits abgegebenen Welpen ist der Name des Besitzers anzugeben. Bei Verkauf von Welpen, welche erst nach der Eintragung den Besitzer wechseln, wird der Name des neuen Besitzers unentgeltlich nachgetragen, sofern Anzeige vor Abschluß des Bandes (31. Dezember) erfolgt. Weglassung des Züchter-Zwingernamens oder gar Ersatz durch einen Zwingernamen des Besitzers ist verboten.

IV. Stammbuch Kurzhaar.

Die Eintragung in das Stammbuch Kurzhaar (St. K.) soll die Zugehörigkeit zur Rasse deutscher kurzhaariger Vorstehhunde und Weimaraner gewährleisten und ihre genaue Abstammung nachweisen. Daher müssen bei Hunden, die ihre Abstammung auf andere Stammbücher zurückführen, die Eltern bzw. Voreltern, die im St. K. noch fehlen sollten, nachgetragen werden. Die einzutragenden Hunde müssen den Rassekennzeichen entsprechen, wenigstens zwölf Monate alt und in das Namensverzeichnis des Klubs Kurzhaar eingetragen sein. Es können eingetragen werden: a) nach Begutachtung durch einen der vom Vorstande des Klubs, der Delegierten-Kommission oder anderen anerkannten Vereinigungen ernannten Begutachter und durch anerkannte Richter auf Ausstellungen, Schauen und Suchen Hunde, deren reine Abstammung durch das St. K., das D. H.-St.-B., das Ö. H.-St.-B., das Schw. H.-St.-B. und andere anerkannte Stammbücher, unter Umständen auch durch einwandfreie Urkunden nachgewiesen werden kann. Alle Vorfahren, die nicht im St. K. eingetragen, aber hierfür eintragungsberechtigt sind, müssen nachgeholt werden. Kann aus irgend einem Grunde die Nachholung nicht betätigt werden, so kann die Eintragung unter Anfügung einer Stammbaumskizze, die sich bis zu den eingetragenen Vorfahren erstreckt, erfolgen. Sind solche nicht vorhanden, so muß die Abstammung von mindestens vier Generationen lückenlos und einwandfrei nachgewiesen werden. Auch die Eintragung bereits eingegangener Hunde kann nachgeholt werden. Hunde, deren Abstammung nur zum Teil nachgewiesen werden kann, sowie Hunde unbekannter Abstammung können nicht eingetragen werden. b) Ohne Begutachtung, auf Entscheidung des Stammbuchführers in einwandfrei erscheinenden Ausnahmefällen, und zwar ist der Stammbuchführer berechtigt, diese Ausnahmen zu machen bei Nachholung einzutragender Vorfahren und bei solchen Hunden, deren Vorfahren in vier Generationen lückenlos in das St. K. eingetragen sind, sofern deren Vorführung zum Begutachten unverhältnismäßige Schwierigkeiten verursacht, z. B. bei Hunden in ausländischem Besitz usw.

V. Stammbuch Deutsch-Langhaar.

Der Verein Deutsch-Langhaar trägt in sein Stammbuch alle Hunde ein, die den von ihm aufgestellten Rassekennzeichen im wesentlichen entsprechen und mindestens ein Jahr alt sind. Der Eintragung hat eine Besichtigung des betreffenden Hundes durch einen der Herren voranzugehen, denen der Verein die Vollmacht zur Begutachtung von Hunden für das Stammbuch Deutsch-Langhaar erteilt hat; eine vorherige Begutachtung ist jedoch nicht erforderlich, wenn der ein-

zutragende Hund bereits in das D. H.-St.-B. eingetragen ist, oder wenn er von Eltern abstammt, die in das Stammbuch Deutsch-Langhaar oder in das D. H.-St.-B. eingetragen sind, oder wenn er auf irgend einer vom Verein Deutsch-Langhaar veranstalteten Schau, Ausstellung oder Leistungsprüfung mindestens eine Lobende Erwähnung erhalten hat.

VI. Stammbuch Deutsch-Drahthaar.

Drahthaarige Vorstehhunde, die in das Stammbuch Deutsch-Drahthaar (St. D.-D.) eingetragen werden sollen, müssen mindestens ein Jahr alt und Nachkommen von rauhhaarigen oder rauh- und deutsch-kurzhaarigen Vorstehhunden sein; ausgeschlossen von der Eintragung sind Kreuzungsprodukte, von denen eines der Elterntiere ein Pointer oder langhaarig ist. Beide Eltern und sämtliche Großeltern müssen mit Namen und Behaarungsformen nachgewiesen werden. Wer die Eintragung eines Hundes wünscht, hat ihn einem Begutachter des Vereins Deutsch-Drahthaar vorzuführen, welcher je nach dem Befunde den in Augenschein genommenen Hund entweder als nicht geeignet zurückweist oder durch Ausfüllung und Einsendung des bezüglichen Formulares zur Eintragung empfiehlt. Wenn irgend möglich, ist jeder Hund vor der Eintragung auf seine jagdliche Veranlagung hin zu prüfen, und die erteilten Zensuren sind in die jedem Eintragungsformulare beigedruckte Zensurentabelle einzutragen. Für die Beurteilung eines Hundes ist der vom Verein Deutsch-Drahthaar aufgestellte Idealtypus des drahthaarigen Gebrauchshundes maßgebend. Hunde, deren Gebäude in wesentlichen Punkten von dem Idealtypus abweicht, oder deren Behaarung eine nicht durchweg, d. h. also auch an Kopf und Läufen — wenn auch hier etwas kürzer —, scharf drahtige ist, sind unbedingt zurückzuweisen. Die Behaarung soll ähnlich der des Airedaleterriers anliegend und hart wie Draht sein, also weder weich, abstehend, wollig, noch so lang, daß sie die Umrisse des Körpers verdeckt. Der Drahthaarige soll, aus einiger Entfernung betrachtet, dem gutgebauten, kurzrückigen, deutsch-kurzhaarigen Gebrauchshunde gleichen. Weiße oder zu helle Färbung ist ausgeschlossen. Schwarz ist zulässig, jedoch nicht erwünscht. Die Schulterhöhe muß bei Rüden' mindestens 60 cm, bei Hündinnen mindestens 58 cm betragen. Zu kurz behaarte Hunde, bei denen wenigstens eins der Elterntiere im St. D.-D. eingetragen ist, können als „Glatthaarige" im Anhange eines Stammbuchbandes registriert — nicht eingetragen — werden, sofern sie in allen übrigen Punkten den Eintragungsbedingungen entsprechen. Auf Beschluß des Vorstandes können ausnahmsweise auch solche zur Zucht geeigneten Hunde eingetragen werden, die nicht in jeder Beziehung allen Anforderungen entsprechen, wenn sie vor einer vom Vorstande zu ernennenden Prüfungskommission ihre jagdliche Brauchbarkeit dargetan haben. Von dieser Prüfung kann Abstand genommen werden, wenn ein Hund auf einer in Betracht kommenden öffentlichen Prüfung durchgeprüft ist; die dort erhaltenen Zensuren können für die Beurteilung der Zuchtqualifikation maßgebend sein. Eine derartige Ausnahmeeintragung ist jedesmal kurz zu begründen. In jedem einzelnen Falle entscheidet der Vorstand auf Grund der eingegangenen Berichte.

VII. Pudelpointer-Stammbuch.

Zur Eintragung werden nur diejenigen aus Pudel und Pointer und Pudelpointer gezüchteten Hunde zugelassen, welche mindestens ein Jahr alt und fehlerfrei sind, den vom Vereine der Pudelpointerzüchter aufgestellten Rassezeichen entsprechen, und deren Eltern als rasserein nachgewiesen werden. Der einzutragende Hund muß einem Begutachter vorgeführt werden. Ferner muß er, sofern er nicht etwa bereits auf einer Gebrauchshundprüfung mindestens „Höchst lob. Erwähnung" oder auf einer deutschen Jugendsuche mindestens den 3. Preis (mit mindestens „gut" für Nase und „genügend" für Schärfe auf Fuchs) erhalten hat, eine „Eintragungsprüfung" bestehen. Die genügenden Leistungen in bezug auf Nase, Schärfe und Suche müssen bei dieser Eintragungsprüfung nachgewiesen werden. Als nicht mehr zulässig zur Eintragung gelten Hunde mit zu langem, weichem oder wolligem oder gelocktem oder krausem, sowie kurzem Haare, wenn dieses nicht hart und drahtig ist.

VIII. Griffon-Stammbuch.
(Stammbuch für drahthaarige Vorstehhunde.)

Eintragungsberechtigt ist jeder bona fide reingezüchtete, kontinentale, drahthaarige Vorstehhund (Griffon und Stichelhaar), der hierzu von einem Mitgliede des Klubs angemeldet wird. — Das Stammbuch nimmt auch Wurfmeldungen an. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt; die Meldung hat vor vollendetem dritten Monat zu erfolgen.

IX. Zuchtregister des Vereins Hirschmann.

Eintragungsberechtigt sind alle reinrassigen, den Rassekennzeichen entsprechenden Schweißhunde, die von einem Vertrauensmann die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder die auf einer Ausstellung oder Schau von einem dem Vereine genehmen Richter prämiiert sind. Ein Hund, der Weiß am Brustkerne hat, darf nur von einem Kollegium eingetragen werden.

X. Stammbuch für bayerische Gebirgsschweißhunde.

Herausgeber dieses Stammbuches ist der Klub für bayerische Gebirgsschweißhunde. Die Eintragungen sind frei.

XI. Pointer- und Setter-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt ist jeder Pointer und Setter, der mindestens sechs Monate alt ist und von beiderseitig eingetragenen Eltern stammt; er muß jedoch durch einen Vertrauensmann des Vereins für englische Vorstehhunde begutachtet und tauglich befunden oder auf einer vom Verein anerkannten Ausstellung oder Schau mit mindestens „Lobender Erwähnung" ausgezeichnet oder bereits in ein anderes vom Verein anerkanntes Stammbuch eingetragen worden sein, oder seine reine Abstammung muß durch einwandfreie Zeugnisse nachgewiesen werden. — In das Stammbuch werden auch Wurfmeldungen eingetragen. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt. Vorbedingung jeder Wurfmeldung ist, daß beide Eltern in das Pointer- und Setter-Stammbuch eingetragen sind oder gleichzeitig mit der Wurfmeldung eingetragen werden, und daß der Züchter sich einen Zwingernamen, auf den der Wurf einzutragen ist, im Pointer- und Setter-Stammbuche hat schützen lassen. Wurfmeldungen haben innerhalb zwei Monaten zu erfolgen.

XII. Spaniel-Zuchtbuch.

Dieses Zuchtbuch wird vom Jagdspaniel-Klub, Sitz in München, herausgegeben. Eingetragen werden nur solche Jagdspaniels, deren beide Eltern bereits im Spaniel-Zuchtbuch eingetragen sind, oder deren reine Abstammung durch Stammbäume nachgewiesen wird. Direkte Abkömmlinge von Spaniels verschiedener Varietäten sind vom Spaniel-Zuchtbuch ausgeschlossen. Abkömmlinge von Kreuzungsprodukten (auch von eingetragenen) können erst auf Grund lückenlosen Nachweises von fünf reingezüchteten Generationen im Spaniel-Zuchtbuch Aufnahme finden. Bezüglich der Eintragung solcher Spaniels, deren Eltern seinerzeit ohne genügenden Abstammungsnachweis im Spaniel-Zuchtbuch eingetragen wurden, hat der Zuchtbuchführer von Fall zu Fall zu entscheiden. — In das Spaniel-Zuchtbuch werden auch Wurfmeldungen eingetragen. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt. Vorbedingung jeder Wurfmeldung ist, daß beide Eltern bereits in das Spaniel-Zuchtbuch eingetragen sind oder gleichzeitig mit der Wurfmeldung eingetragen werden, und daß der Züchter sich einen Zwingernamen, auf den der Wurf einzutragen ist, im Spaniel-Zuchtbuche hat schützen lassen; die Hunde dürfen nicht über acht Monate alt sein.

XIII. Jagdspaniel-Stammbuch.

Dieses Stammbuch wird vom Westdeutschen Jagdspanielklub, Sitz in Duisburg a. Rhein, als Auszug aus dem D. H.-St.-B. (siehe oben unter II A 5) herausgegeben.

XIV. Zuchtbuch für kleine Münsterländer Vorstehhunde.

Der Verein für kleine Münsterländer Vorstehhunde gibt ein „Zuchtbuch für kleine Münsterländer Vorstehhunde" (Z. K. M.) heraus, das möglichst jährlich erscheinen soll. Berechtigt zur Eintragung ist jeder reingezogene Hund dieser Rasse. Jeder reingezogene Hund der Rasse, der an einer Vereinsveranstaltung teilnehmen soll, muß eingetragen sein. Verpflichtet zur Eintragung seiner sämtlichen Hunde und Würfe dieser Rasse ist jedes Vereinsmitglied. Jedes züchtende Mitglied muß einen Zwingernamen (Präfix oder Affix) führen, der auf Lebenszeit geschützt wird. Die Hunde müssen mit dem Zwingernamen des Züchters eingetragen werden. Das Anhängen eines anderen Zwingernamens zu Eintragungszwecken ist nicht gestattet. Der Hund darf seinen eingetragenen Namen und die Zuchtbuchnummer nicht ablegen und darf nur unter diesem Namen an die Öffentlichkeit gebracht werden. Den ausgefüllten Eintragungsformularen ist die Originalstammtafel des einzutragenden Hundes, vom Züchter unterschrieben, beizufügen, die vom Zuchtbuchführer mit der Zuchtbuchnummer versehen und durch Abstempelung beglaubigt wird. — Wurfeintragungen sind bis zum vollendeten sechsten Lebensmonat der Welpen zulässig. Bei Wurfeintragungen ist für jeden Welpen eine besondere Stammtafel auszufüllen und mit einzusenden, die alle vom Züchter unterschrieben sein müssen.

XV. Stammbuch des Deutschen Bracken-Klubs.

Eintragungsberechtigt sind deutsche Bracken, die a) bei dem alljährlichen Preisjagen einen 1., 2. oder 3. Preis erhalten haben, wobei die Preisrichter gehalten sind, diese Preise nur an solche Hunde zu vergeben, die den Rassekennzeichen in allen wesentlichen Punkten entsprechen; b) von einem Vorstandsmitglied als eintragungsberechtigt anerkannt werden. — Es können auch ganze Würfe zum Zuchtbuche gemeldet werden, doch müssen die Eltern bereits eingetragen sein.

XVI. Teckel-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt ist jeder rein gezüchtete, mindestens 5 Monate alte Teckel, der entweder a) beiderseitig von im Teckel-Stammbuch (T.-St.-B.) oder in einem anderen vom Kartell anerkannten Zuchtbuch eingetragenen Eltern abstammt oder b) bereits in einem anderen vom Kartell anerkannten Zuchtbuch eingetragen ist oder c) auf einer Ausstellung oder Schau prämiiert

worden ist („Lobende Erwähnung" bzw. „Befriedigend" einbegriffen) oder d) durch eine mit der Eintragungsvollmacht betraute Person die Eintragungsberechtigung erhalten hat. Ausgeschlossen von der Eintragung sind Kreuzungsprodukte aus kurz- × langhaarigen sowie aus rauh- × langhaarigen Hunden. Solche Hunde, deren Gewicht bei normalem Ernährungszustande im Alter von mindestens einem Jahre für Rüden auf nicht über 4 kg, für Hündinnen auf nicht über 3½ kg festgestellt ist, werden als „Zwergteckel" eingetragen. — In das Teckel-Stammbuch werden auch ganze Würfe eingetragen. Eintragungsberechtigt ist jeder Wurf im Alter von drei bis fünf Monaten, der von beiderseitig im T.-St.-B. eingetragenen Eltern gefallen ist. Was oben von den Kreuzungsprodukten gesagt ist, gilt auch bezüglich der Würfe.

XVII. Dachsbracken-Stammbuch.

Dieses Stammbuch wird vom Westfälisch-Rheinischen Dachsbracken-Klub, Sitz Hagen i. W., herausgegeben, doch werden auch Dachsbracken im Besitze von Nichtmitgliedern eingetragen.

XVIII. Zuchtregister für langhaarige Dachshunde.

Eintragungsberechtigt ist jeder mindestens acht Monate alte Langhaarteckel, der von beiderseits im Zuchtregister oder im Teckel-Stammbuch oder im Deutschen Hunde-Stammbuch eingetragenen Lang- oder Kurzhaarteckeln abstammt oder auf Ausstellungen oder Gebrauchsprüfungen ausgezeichnet oder von einem Begutachter zur Eintragung vorgeschlagen worden ist.

XIX. Zuchtregister für rauhhaarige Dachshunde.

Eingetragen werden nur solche rauhhaarigen Dachshunde, die entweder von einem der für das Zuchtregister oder für das Teckel-Stammbuch als zuständig erklärten Herrn als eintragungsberechtigt anerkannt sind oder auf Ausstellungen durch Auszeichnung seitens eines vom Klub für rauhhaarige Dachshunde anerkannten Richters die Eintragungsberechtigung erworben haben. Die Hunde müssen mindestens acht Monate alt sein.

XX. Kaninchenteckel-Zuchtregister.

Eingetragen wird jeder mindestens zwölf Monate alte Kaninchenteckel, dessen Brustumfang nicht über 34 cm mißt, und zwar: a) ohne Begutachtung, wenn der einzutragende Hund oder dessen Eltern im Kaninchenteckel-Zuchtregister, Teckel-Stammbuch, D. H.-St.-B. oder in einem anderen anerkannten Stammbuch eingetragen sind; b) nach Begutachtung durch die vom Vorstande des Kaninchenteckel-Klubs ernannten Begutachter oder durch die Preisrichter auf den vom Klub veranstalteten oder vom Vorstande anerkannten Ausstellungen und Schauen; c) „Hunde, die sich um die Kaninchenteckelzucht verdient gemacht haben", können auch eingetragen werden, wenn sie mehr als 34 cm Brustumfang haben.

XXI. Deutsches Gebrauchs-Teckel-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt sind Teckel bzw. Kaninchenteckel, welche sowohl im Schliefen als auch in der Schweißarbeit mindestens einen 3. Preis errungen haben; jedoch müssen die Prüfungen, auf denen die Preise gewonnen wurden, nach der Prüfungsordnung des Verbandes deutscher Gebrauchsteckel-Klubs abgehalten worden sein.

XXII. Deutsches Foxterrier-Stammbuch.

Zur Eintragung in das D. F.-St.-B. berechtigt ist jeder Foxterrier, der bona fide als solcher gemeldet wird sowohl von Mitgliedern, als auch von Nichtmitgliedern des Deutschen Foxterrier-Klubs.

Stammfeuer s. *Waldbrände.*

Stammgans s. *Gänse I, 1.*

Stand. 1) Der Ort, wo sich Wild vorzugsweise aufzuhalten pflegt (Winter-, Sommer-, Brunft-, Balzstand); besonders sagt man so vom Schalen- und hohen Federwilde; kleines Wild liegt da oder dort. 2) Die Anzahl des in einem Reviere stehenden Wildes, z. B. der S. an Rotwild beträgt 15 Stück. 3) Die Stelle, die bei Wald- oder Feldtreiben dem Schützen angewiesen ist, sowie der Platz, den sich ein Schütze zum Anstand oder Ansitz ausgewählt hat.

Standarte (Lunte), der Schwanz des Fuchses.

Ständer, die Beine der meisten Vögel, mit Ausnahme der zur hohen Jagd gehörigen, sowie der Raub- und Schwimmvögel.

ständern, einem Stück Federwild einen oder beide Ständer (Beine) zerschießen.

Standhahn s. *Platzhahn.*

Standhauer, ein schwerer, breiter, aber kurzer Hirschfänger, der zugleich zum Reinigen von Birschsteigen, Abhauen von dünnen Stämmen und Ästen dient.

Standhirsch, ein Stand und Wechsel in einem bestimmten Reviere haltender Hirsch, im Gegensatze zum Wechselhirsch.

Standlaut gibt oder ist der Hund, wenn er ein Stück Wild, das sich vor ihm gestellt hat, verbellt.

Standtreiben, ein Treiben, bei dem die Schützen auf den ihnen bestimmten Ständen bis zum Schlusse stehen bleiben und das Wild sich zutreiben lassen.

Standvisier, das ständige, feste Visier auf einer Büchse. Meist ist das S. für eine Entfernung von 80 bis 100 m bestimmt. Will man weiter schießen, ohne den Haltepunkt zu verändern, d. h. höher zu halten, so muß man ein höheres Visier (Klappe usw.) wählen.

Standvögel, Vögel, die das ganze Jahr an derselben Örtlichkeit bleiben (Hühner- und einige Raubvögel, sowie viele sog. Körnerfresser).

Standwild, im Gegensatze zum Wechselwild das Wild, das in einer gewissen Umgebung das ganze Jahr hindurch seinen Stand hält oder diesen nur vorübergehend (zur Brunft usw.) verläßt.

Stange, 1) jede Hälfte eines Hirschgeweihes oder Rehgehörnes, die für sich auf einem Rosenstock aufsitzt, oder, abgeworfen, aufsaß. 2) Der Teil des Gewehrschlosses, der den Hahn im gespannten Zustande festhält und auf den der Abzug wirkt.

Stangeneisen, gleichbedeutend mit Otterstange, s. *Fallen IIIa, 3.*

Stangenelch, ein Elchhirsch, der statt der normalen Schaufeln Stangen trägt.

Stangenfeder, die Feder im Gewehrschloß, welche die Stange in die Rasten drückt.

Stangenholz s. *Altersklasse 1.*

Stänker s. *Iltis 1.*

stark, beim Ansprechen des Wildes anstatt groß und schwer; Gegenteil gering.

Starkgarne sind *Jagdnetze,* Steckgarne.

stauben, sich, selten für das Baden im Sande seitens der Hühnervögel; gebräuchlicher ist hudern.

stäuben, wenn Rebhühner das Gestüber, den Kot, fallen lassen.

Stauchwirkung des Geschosses im tierischen Körper. Bei der großen Geschwindigkeit der modernen Büchsengeschosse kann die Elastizität des stark mit Feuchtigkeit gesättigten tierischen Gewebes nicht zur vollen Entfaltung kommen, das Geschoß schleudert vielmehr die seinen Weg hemmenden Gewebeteile mit großer Kraft zur Seite, wodurch die Zerstörung auch auf außerhalb der Geschoßbahn liegende Körperteile übertragen wird. Diese S. wächst natürlich mit der Geschoßgeschwindigkeit und dem Grade der Deformation des Geschosses.

Staudenroggen s. *Wildkorn.*

Staupe (Sucht, Hundeseuche, Hundeelend), die häufigste und gefährlichste Krankheit der Hunde. Sie ist ansteckend und in ihren Erscheinungen außerordentlich verschiedenartig. Manchmal verläuft sie ganz gelind als ein mehr oder weniger heftiger Katarrh. Dann wieder treten heftige Erkrankungen der Lunge und des Darmes hinzu, es bilden sich Hautausschläge, und häufig zeigen sich schwere nervöse Störungen. Verzärtelte Tiere verfeinerter Rassen sind empfänglicher gegen die Krankheit und erkranken auch häufiger als die abgehärteten Landrassen. — Der Krankheitserreger ist nicht sicher bekannt. Man nimmt an, daß die Ursache der S. Bakterien sind, die entweder eingeatmet werden oder mit der Nahrung in den Körper gelangen. Die Ansteckung wird begünstigt durch Erkältung, unzweckmäßige Ernährung, Ermüdung usw. — Wenige Tage nach der Ansteckung äußern sich die ersten Krankheitserscheinungen in Fieber, allgemeinem Unbehagen, vermindertem oder wählerischem Appetite, Sträuben der Haare und Muskelzittern. Der Katarrh der Atmungsorgane beginnt mit Juckreiz in der Nase, dann bildet sich wässeriger und später eiteriger Nasenausfluß; die Atmung wird beschleunigt und ein anfangs kurzer, kräftiger, im weiteren Verlaufe matter und quälender Husten ist hörbar. Gleichzeitig erkranken auch die Augen. Es besteht Lichtempfindlichkeit, Tränenfluß, die Lider sind geschwollen und häufig, insbesondere während der Nacht, durch eiterige Massen verklebt. Am Auge selbst bilden sich in einzelnen Fällen Geschwüre. Die Mitleidenschaft der Verdauungsorgane äußert sich in Abnahme des Appetits, vermehrtem Durst, Erbrechen, Durchfall mit Verstopfung wechselnd und Schmerzempfindlichkeit im Hinterleibe. Nervöse Erscheinungen werden bei den meisten schweren Erkrankungsfällen beobachtet und zeigen sich teils in Stumpfsinn, teils in Erregungszuständen, außerdem in Muskelzittern und Zuckungen, die sich entweder auf einzelne Muskeln beschränken oder über den ganzen Körper verbreiten. Bei etwa 50 % der Erkrankungsfälle bilden sich auf der Haut, namentlich an der Innenfläche der Schenkel und am Bauche, rote Flecken, die in Knötchen und Eiterbläschen übergehen, nässende Stellen hervorrufen und unter Schorfbildung abheilen. Während dieses Ausschlages empfinden die Tiere Juckreiz und verbreiten einen unangenehm faden Geruch. — Von den beschriebenen Erscheinungen kann bald die eine, bald die andere Gruppe mehr in den Vordergrund treten oder auch für sich allein vorkommen. Gutartige Fälle, die sich meist nur auf leichte Katarrhe beschränken, gehen nach etwa 8 Tagen in Genesung über. In schweren Fällen dauert die Krankheit etwa 3 bis 4 Wochen, kann sich aber unter Umständen auch auf mehrere Monate erstrecken. Die Krankheit endet in etwa 50 % der Fälle tödlich. Häufig heilt die Staupe nur unvollständig und hinterläßt Lähmungen einzelner Körperteile oder Zuckungen; auch Taubheit, Blindheit und Verlust des Geruchsinnes werden im Anschluß an die Sucht beobachtet. Bei der Behandlung ist in erster Linie dafür zu sorgen, daß die Kranken in einem reinen, gutgelüfteten und warmen Raum mit reichlicher Streu untergebracht und möglichst gut ernährt werden. Als Nahrung eignen sich am besten Milch, Fleischsuppen mit Reis oder Bouillon mit Ei und dergl. Gehacktes, rohes

oder leicht angebratenes Fleisch und schleimige Suppen sind besonders bei Darmkatarrh empfehlenswert. Bei hohem Fieber wird guter Wein oder Kognak teelöffelweise verabreicht. Im übrigen muß sich die Behandlung nach den jeweiligen Krankheitserscheinungen richten. So sind gegen den Katarrh der Atmungsorgane Inhalationen von Dämpfen desinfizierender Lösungen (Kochsalz, Kreolin, Terpentin) zweckmäßig. Der Husten ist mit reizlindernden Mitteln zu behandeln. Gegen den Durchfall empfehlen sich Irrigationen von Tanninlösungen, ferner Opium und Dermatol. Bei Magendarmkatarrh haben sich Salzsäure und Pepsin bewährt. Die nervösen Zustände werden durch schmerz- und krampfstillende Mittel gelindert; hier tun Bromkalium, Bromnatrium, Chloralhydrat, Sulfonal und Morphium gute Dienste. Lähmungen können oft durch Anwendung von Massage, Elektrizität oder Einspritzung von Veratrin- oder Strychninlösung gebessert oder beseitigt werden. Den Augenerkrankungen ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Hier empfehlen sich feuchtwarme Umschläge und häufige Reinigung mit desinfizierenden Lösungen. Der Hautausschlag bedarf in der Regel keiner besonderen Behandlung, doch ist Einpudern mit irgendeinem austrocknenden Pulver empfehlenswert. — Auch Schutzimpfungen mit verschiedenen Arten von Heilserum sind gegen die Staupe empfohlen, haben aber wegen ihres noch unsicheren Erfolges bis jetzt keine allgemeine Anwendung gefunden. Zur Vorbeugung ist empfehlenswert, die Tiere durch naturgemäße Haltung (Abhärtung) und Ernährung (Fleischkost) widerstandsfähig zu machen, damit sie die Staupe, diese gefährliche Jugendkrankheit der Hunde, überwinden können.

stechen, 1) eine Büchse, das Stechschloß spannen und somit ein leichteres Losgehen des Schusses bewirken. 2) Beim Scheibenschießen bedeutet S. das Wettschießen zwischen Schützen, die gleichviele Ringe geschossen haben, um den Preis. 3) Auch das Kämpfen der Schnepfenmännchen und verwandter Vögel im Fluge heißt s. 4) Der Dachs, der nach Erdmast, die Schnepfe, die nach Würmern sucht (wurmt) s. nach Äsung.

Stecher. 1) Der Schnabel der Waldschnepfe und anderer schnepfenartigen Vögel. 2) Der Stecher an der Büchse (Schneller). Damit man das Gewehr nicht im Momente des Abdrückens infolge des Druckes mit dem Finger bzw. des plötzlichen Nachlassens des Druckes bei schwer stehendem Abzuge verreißt, hat man das Schloß der Büchse mit einem sog. S. versehen. Zum Spannen des Stechschlosses wird entweder ein besonderer Abzug angezogen (bei einläufigen Büchsen), oder der Abzug wird vorher kräftig nach vorn gedrückt (Rückstecher bei mehrläufigen Gewehren).

Stechschloß s. *Stecher 2.*

stecken, sich, wenn Sauen und Raubzeug sich in einer Dickung verbergen; auch s. diese in einer solchen, wenn sie sich darin befinden.

Steckgarne s. *Jagdnetze 4.*

stehen, 1) die Tatsache des regelmäßigen Aufenthaltes von Schalenwild — außer Sauen — in einem bestimmten Forstorte, sowie von Auer- und Birkwild auf Bäumen. 2) Im Sinne von Zulassen steht die Ricke dem Bock, die Bache dem Keiler (zum Beschlag). 3) Die notwendige Eigenschaft des Hühnerhundes, daß er vor Hühnern, Hasen usw. fest s. bleibt, bis der Jäger ihn zum Einspringen veranlaßt oder abpfeift. Beim Stöbern soll der Hund das Wild nicht vorstehen, sondern dem Jäger zutreiben.

Stehende Gewässer s. *Fischgewässer b.*

Steige 1) (Wildsteige), die von dem Schalenwilde durch regelmäßigen Wechsel ausgetretenen schmalen Wege (Wechsel); sie lohnen den Ansitz, da auch Hasen und Raubzeug sie gern halten. 2) S. des Hasen, ein von diesem durch das Getreide freigebissener Streifen, auf welchem er bequem forthoppeln kann; früher schrieb der Aberglaube diese S. den Hexen zu, und sie hießen Hexensteige. 3) S. des Fischotters oder Bibers, ihr Ein- und Ausstieg am Wasser.

Steigeisen, zwei Stahlschienen, die mit Lederriemen unter die Füße bzw. an Füße und Beine geschnallt werden und zum Erklettern starker, astfreier Bäume dienen.

steigen, 1) Fischotter und Biber s. aus, d. h. betreten Land; sie s. ein, d. h. sie fallen ins Wasser (s. *Steige*); 2) Auer- und Birkwild s. (treten) zu Baume; 3) Gemse und Steinwild s. im Gebirge. 4) Vögel s., wenn sie sich hoch in die Luft schrauben.

steil ist die Auslage eines Geweihes und Gehörnes, wenn die Stangen oben eng zusammenstehen.

Steinadler s. *Adler 1.*

Steinbock s. *Steinwild.*

Steinhuhn (Caccabis saxatilis Meyer), ein zur Gattung der Berghühner (Caccabis) gehöriger Hühnervogel. Die Gattungsmerkmale liegen in der roten Farbe von Schnabel und Ständern, sowie in dem Vorhandensein eines stumpfen, warzenartigen Sporns am Ständer des Hahnes. Im Flügel sind die 1. und 6. Schwungfeder ungefähr gleich lang. Das Gefieder des S. ist viel bunter als das unserer anderen Hühnerarten. Beim alten Hahne sind Stirn, Zügel und ein hinter dem Auge beginnendes, den Kropf umfassendes Band schwarz, der hiervon ein-

geschlossene Raum weiß. Ganze Oberseite von Kopf, Hals und Rumpf, ebenso die Oberbrust hell blaugrau, auf dem Rücken bräunlich überflogen. Hinterer Teil der Brust nebst dem Bauche rostgelb, an den Rumpfseiten sind die Federn sehr bunt (graublau, kastanienbraun, schwarz und rostgelb) gebändert; Stoßfedern mit Ausnahme der mittelsten grauen rotbraun. Schnabel und Ständer korallenrot, Iris braun. Henne dem Hahn ähnlich, im ganzen matter und mit schmälerem Kehlband. Letzteres fehlt bei den Jungen im ersten Herbste, bei denen auch die Oberseite düsterer gefärbt und mit helleren Flecken versehen ist; die Seitenbänderung kommt erst allmählich durch und Schnabel und Ständer sind anfangs graubräunlich. Länge und sonstige Maße etwas bedeutender als beim Rebhuhne. Das S. bewohnt die höheren Gebirge des südlichen Europa und wird in den benachbarten Gebieten durch nahe verwandte, z. T. schwer unterscheidbare Arten vertreten. Auf deutschem Boden kommt es nur in den bayerischen Alpen vor. Es hält sich den größten Teil des Jahres in mittleren Höhen, z. T. auch oberhalb der Baumgrenze auf. Im Winter zieht es tiefer herab, in Italien und Griechenland sogar bis in die Getreidefelder. Die Brutzeit ist bei uns im Mai, im Süden früher. Während des Herbstes und Winters bleiben die Ketten beisammen, um sich im Frühjahr in einzelne Paare zu trennen. Die Henne richtet sich unter dem Schutze von Felsblöcken oder im Gestrüpp ein dürftiges Nest her, in das sie etwa im April ihre 10—15 Eier legt. Diese messen 40 : 30 bis 45 : 32 mm, sind glänzend, von blaß rotgelber Grundfarbe mit zahlreichen, gelbbraunen Punkten und Flecken, im übrigen je nach der Herkunft sehr verschiedenfarbig. Nach dreiwöchiger Bebrütung fallen die bunten, jungen Wachteln ähnlichen, aber entsprechend stärkeren Jungen aus, die es meisterhaft verstehen, sich bei drohender Gefahr zu drücken. In Haltung und im Benehmen ähnelt das S. dem Rebhuhne, sein Ruf ist eine Art Gadern. Die Äsung besteht im Sommer aus Insekten, Würmern, Spinnen und ähnlichem Getier, sowie grünen Pflanzenteilen; im Winter aus Samen, Beeren, Knospen usw. Die Jagd auf das S. ist wegen seines Aufenthaltsortes schwierig und anstrengend. Es bewegt sich am Boden laufend oder springend außerordentlich behend, steht ungern auf, streicht aber, wenn es sich einmal erhoben hat, leicht dahin, wobei es eigenartige Töne, halb pfeifend, halb zischend, hören läßt. — Weidmännische Ausdrücke wie beim Rebhuhne.

Kopf des Steinhuhnes.

Steinkauz s. *Eulen II, 1.*

Steinkrähe s. *Rabenvögel I, 2.*

Steinmarder s. *Marder 2.*

Steinwälzer (Arenaria), Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Schnabel gleichmäßig nach der Spitze verschmälert ohne Kuppe, kaum merklich aufwärts gebogen, etwa von Kopflänge; Bindehaut fehlt zwischen den Vorderzehen, Hinterzehe erreicht den Boden; Ständer vorn quer getäfelt, hinten und seitwärts genetzt; erste Schwinge die längste. Von den zwei bekannten Arten kommt eine als seltener Brutvogel, häufiger auf dem Zuge, bei uns vor.

1) S t e i n w ä l z e r (Arenaria interpres L., Strepsilas interpres Naum.; Steindreher, Halsbandsteindreher, steindrehender Strandläufer). Länge etwa 23, Stoß 5,9, Schnabel 2,5, Lauf 2,7, Mittelzehe ohne Nagel 2 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals und die ganze Vorder- bzw. Unterseite weiß, Scheitel schwarz längsgefleckt, vor dem Auge ein kurzer, schwarzer Streifen, ein ebensolcher in der Verlängerung der Mundwinkel von dem Auge abwärts, in welchen der vorige mündet, der sich am Halse nach hinten verästelt, das weiße Kinn umschließt, auf dem Kropfe sich schildförmig zuspitzt und von da in einem breiten, geschwungenen, schwarzen Bande quer über die Kropfseiten an den Schultern verschwindet. An beiden Seiten des Hinterkopfes ein schwarzer Fleck; Oberrücken, Schultern und Flügeldecken schwarz und rostrot gefleckt, die übrige Oberseite weiß mit einer Querbinde über dem Bürzel; Stoß auf der Wurzelhälfte weiß, auf der Endhälfte schwarzbraun mit weißer Spitze; die stumpfschwarzen Schwingen mit weißen Schäften; die an den Wurzeln weiß gefleckten Hinterschwingen und die weißen Spitzen der dunklen Flügeldecken bilden ein weißes Querband. Alte Weibchen und jüngere Männchen mit trüberer Färbung. Ständer rotgelb, Schnabel schwarz, Iris braun. Im Winterkleide zieht sich an der weißen Kehle ein dunkler Streifen abwärts bis an den schwarz und weiß gefleckten Kragen, der am Hinterhals und unter dem Kropf offen ist, an der Oberbrust hinabläuft und nach oben den Hals unterseits umschließt; die dadurch an den Halsseiten gebildeten Flecke sind oben weiß und dunkel, auch rostgelb fein längsgefleckt. Die Oberseite ist statt rostrot düster bräunlich mit graubraunen Säumen.

Im Jugendkleide sind die Oberseiten dunkler, die schwarzen Zeichnungen nur angedeutet, die Federn rostfarben gesäumt. Der St. ist im nördlichen Europa, Asien und Amerika heimisch, kommt südlich bis an die Ostsee, besonders aber bis an die Nordsee und zieht im Herbste nach dem Süden. Die Eigentümlichkeit, sich seine Nahrung unter umgewälzten Steinen hervorzusuchen, gab ihm den Namen. Seine vier Eier, in einer Vertiefung nahe bei Gewässern, sind 41 : 30 mm groß, birnförmig, zeigen auf gelblichem oder grünlichem Grund olivenbräunliche, auch grünliche, teils wolkige, teils scharfe Flecke. Der St. läuft und streicht äußerst behend und wird sehr scheu, wenn er Nachstellung bemerkt. In Gesellschaft kleinerer Vögel übernimmt er daher die Sicherheitspolizei, während er sie größeren überläßt, wenn sie im Zug anwesend sind, was überhaupt bei den wandernden Sumpfvögeln Regel und Herkommen zu sein scheint. Die Stimme des Steinwälzers klingt wie „Kitt kitt" in kürzeren und längeren Pausen. Er ist, wie seine Verwandten, ein durchaus harmloser, nützlicher Vogel, dessen Jagd daher nur Gelegenheitssache sein kann und sich von der auf die übrigen Sumpfvögel nicht unterscheidet.

Steinwild gehört zur Gattung der Ziegen, unter denen es nebst einer Anzahl Verwandten eine besondere Gruppe bildet. Das S. unterscheidet sich von den eigentlichen Ziegen hauptsächlich durch seine stärkeren, im Querschnitte vierseitigen, vorn in ziemlich regelmäßigen Abständen mit dicken Wülsten versehenen Hörner, ferner durch kräftigeren Bau, stämmigeren Körper und Fehlen des Bartes. Die Steingeißen sind viel schwächer gehörnt als die Böcke und erinnern in ihrem Kopfschmucke mehr an die Ziegen. Die einzige, wenigstens in früheren Jahrhunderten auch auf deutschem bzw. österreichischem Boden vorkommende Art ist der Alpensteinbock, kurz Steinbock genannt, Capra ibex L.

Weidmännische Ausdrücke.

Das weibliche Stück heißt Steingeiß, die Jungen heißen Kitze, eine Gesellschaft Rudel; im übrigen wie beim anderen wiederkäuenden Wilde.

Beschreibung.

Der Alpensteinbock bietet in seiner Gesamterscheinung, abgesehen vom Fehlen des Bartes und von dem viel stämmigeren Wuchse, viel Ähnlichkeit mit dem Ziegenbocke, wenngleich ein alter, ausgewachsener S. seinen Gattungsverwandten um vieles an Stärke übertrifft; die Steingeiß sieht aber in allen Teilen, selbst der Gehörnbildung, der Hausziege sehr ähnlich. Ganz junge Kitze gleichen den ebenso alten Hauszicklein sehr. Schon im ersten Lebensmonate sprossen dem S. die Hörner heraus, und bereits der kurze Stummel zeigt hart über der Wurzel die erste der querlaufenden, knorrigen Leisten, deren Anzahl bis zu einem gewissen Grade auf das Alter des Bockes schließen läßt. Die Hörner werden lang und stark, beschreiben, nach hinten laufend, einen sehr flachen Bogen und können ein Gewicht von 10 bis 15 kg bei etwa 1 m Länge erreichen. Die Hörner der Geißen werden nur 15 bis 18 cm lang, sind fast drehrund, in die Quere gerunzelt und einfach nach hinten gekrümmt. Das Haar ist ziemlich grob, im Winter stärker als im Sommer, auch meist an der Unterseite länger als auf dem Rücken; die ganze Oberseite braun mit bald grauer, bald hell roströtlicher Mischung; Aalstrich

1. Gehörn des jungen Steinbockes.

und Läufe sowie Brust dunkler, Kehle meist heller, Kinn- und Kehlhaare auch bisweilen länger als die übrigen Haare; die spitzen, sehr kurzen Lauscher, sowie Kopfseiten und Kinn gelblich. Unterseite bis an den Wedel weißlich. Letzterer, kurz, schwärzlich, endet in einen kleinen Haarbüschel, so lang wie der Lauscher, wird gerade getragen. Sommerfärbung heller, gelbrötlicher. Die durchschnittlichen Maße eines alten Steinbockes sind: Länge 150 bis 160, Kopf 32, Lauscher 12, Wedel ohne Haarbüschel 12, mittlere Rückenhöhe 80 bis 85, starke Hörner 70 bis 85, über die Krümmung gemessen bis 100 cm. Ein starker Bock wiegt ungefähr 100 kg, die Steingeiß ist viel schwächer. Junge Böcke sind heller, haben auch einen dunklen Aalstrich. Die geistigen Fähigkeiten des Steinwildes werden von den Beobachtern hoch angeschlagen; es soll bewundernswürdig in der berechnenden Vorsicht, in der Überlegung freier, selbständiger Handlungen, in der Wahl seines Standes und Wechsels sein. Sein Äugen ist ausnehmend scharf,

ebenso das Vernehmen; doch steht das Winden dem der Gemse nach. Seine körperliche Gewandtheit ist so vorzüglich, sein Steigen auf hohe Mauern und Felsen so unglaublich kühn und sicher, seine Bewegungen sind so majestätisch und frei, daß das S.

2. Kapitales Steinbockgehörn.

von Kennern für das prächtigste, edelste Wild gehalten wird. Noch weit gewandter als die Gemse, ist es imstande, geradezu unglaubliche Sprünge an den steilsten und scheinbar völlig unzugänglichen Wänden auszuführen und über Abgründe zu fallen, vor denen jedes andere Wild zurückschrecken würde.

Verbreitung, Aufenthalt.

Das Steinwild steht jetzt nur in den höchsten Bergregionen, stand jedoch, wie prähistorische Funde beweisen, in der Vorzeit auch in den Voralpen. Mehr und mehr in die unzugänglichen, höheren Lagen zurückgedrängt, wurde es schon im Mittelalter seltener und ist leider seit Ende des 16. Jahrhunderts im Aussterben begriffen, infolge der maßlosen Jagdwut der Bergbewohner wie auch des Aberglaubens von der Heilkraft mancher Körperteile dieses Wildes, so besonders in Tirol und Salzburg. Zumstein erwirkte 1821 ein scharfes Schongesetz von der piemontesischen Regierung, da seit Jahrhunderten das Steinwild nur noch in den piemontesischen Alpen heimisch war. Viktor Emanuel, König von Italien, erwarb aber 1858 das alleinige Jagdrecht und nahm den Jagdschutz des edlen Wildes energisch in die Hand. Dieses Asyl sind die Distrikte von Val Cogne, Savaranche und Grisanche, drei vom Aostatal aus in südwestlicher Richtung gehende Täler der Grajischen Alpen mit hohen, unzugänglichen Felswänden, weiten Eis- und Schneefeldern, eine sichere Burg für die Bedrängten, die dort unter dem Schutz einer starken Aufseherschar hausen. Der Hauptstand ist in den Tälern von Cogne, in Gombe de Lila, Lauzon, Granval, La Rossa, La Grivola, Point de l'Oeuil und an den Gletschern von Camporcher. In Val Lacana und Cerisola steht nur Wechselwild, in Savoyen ist es ganz ausgestorben. Eine Anzahl anderer Steinwildarten lebt in verschiedenen Gegenden, so in den höheren spanischen Gebirgen der in der Hornbildung vom Alpensteinbocke stark abweichende spanische Steinbock (Capra pyrenaica Schinz), im Sinai der Beden (Capra beden Forsk.) mit verhältnismäßig schlanken, stark gekrümmten Hörnern und schwachem Bart, in Abessinien der ähnliche Walie (Capra walie Rüpp.), in Innerasien der sog. sibirische Steinbock (Capra sibirica Pall.), der sich durch seine Stärke und sein kapitales Gehörn auszeichnet u. a. m.

Lebensweise, Fortpflanzung.

In den Gegenden, wo das Wild nicht gestört wird, äst es in den Vor- und Nachmittagsstunden, sonst nur in der Morgen- und Abenddämmerung. Birken, Alpenrosen, Ginster, Knospen und Zweige der Zwergweiden, alle Gebirgskräuter, im Winter trockene Halme und Flechten bilden seine Äsung. Begierig sucht es Salz, deshalb auch Quellwasser; sonst leckt es Schnee und Eis. Der stärkste Bock zieht an der Spitze eines Rudels, das schwächere Wild mit den Kitzen zuletzt; er hält auf Ordnung und Zucht und weiß seinen Stand zu verteidigen.

3. Gehörn der Steingeiß.

Im Winter stehen die starken Böcke zusammen, nehmen aber nur in großer Not die Geißen auf. In den Januar fällt die Brunftzeit, und Ende Juni, Anfang Juli setzt die Geiß ein, auch zwei Kitzchen, die sie mit aufopfernder Sorgfalt und Liebe führt

und gegen alle Feinde tapfer verteidigt. Die Kitze sind mit steingrauer Wolle bekleidet, bekommen auch erst zum Herbste das längere Grannenhaar. Man hat Bastardierungen zwischen Steinböcken und Hausziegen versucht, glückliche Resultate erzielt und beabsichtigt nun mit solchen aus der Schönbrunner Kolonie die östlichen Alpen zu bevölkern, wo schon frühere Versuche der Art nicht ohne Erfolg geblieben sind. Neuerdings sind in der Schweiz wieder Einbürgerungsversuche angestellt worden, über deren Ausfall aber noch kein Urteil gefällt werden kann.

Jagd.

Sie mag auf ein so edles, begehrtes Wild ja gewiß ein Hochgenuß sein, aber doch nur für den Weidmann, dessen körperliche Fähigkeiten dem des S. nicht viel nachgeben; denn wie wollte er sonst jene unwirtlichen, wilden Kämme erklimmen, tagelang mit dem dürren Mahl aus seinem Ranzen vorliebnehmen und, wenn ihm das Glück wohlwollte, mit einer Last von nahezu 75 kg auf dem Rücken den stundenweiten Heimweg antreten? Dazu kommt, daß das S. nicht nur von überaus scharfen Sinnen ist, sondern auch in Kombinationsgabe die Gemse noch übertrifft und, wenn es sich über Gefahr und Feind klar geworden ist, alle günstigen Umstände sofort erfaßt, um flüchtig zu werden, auch im Notfalle selbst über den Jäger hinweg, ihn dabei gelegentlich in die Tiefe schmetternd. Wie alle Grattiere, beobachtet das Steinwild den Schuß nur, wenn es das segelnde Pulverwölkchen wahrnimmt; es verwechselt den Büchsenknall wohl mit dem ihm wohlbekannten Krachen des Eises. Hat das S. aber den Jäger nicht eräugt, so flüchtet es nicht, und steht es einigermaßen zugänglich, so hat es den gewitzten Bergjägern gegenüber, die ja zu häufig Wilderer sind, oft genug verspielt. Man fürchtete, daß mit dem Ableben des weidmännischen Königs Viktor Emanuel von Italien des Steinwildes letzte Stunde geschlagen haben würde, zumal die Beaufsichtigungskosten allerdings sehr erheblich sind und nur der umfangreichste Schutz durch zuverlässige, wetterfeste Gebirgsjäger den Wildstand sichern kann. Daher war die Freude der Jäger und der Naturfreunde um so größer über die Kunde, daß auch König Humbert diesem prächtigen, einzigen Wilde seinen Schutz in demselben Maße angedeihen ließe und der österreichische Kaiser ganz ähnlichen Bestrebungen in seinem Gebiete obliege. Wie seine Vorgänger, so ist auch der jetzige König von Italien ein Schützer und Heger des Steinwildes, sowie ein leidenschaftlicher Freund seiner Jagd, so daß das Fortbestehen dieses interessanten Wildes für absehbare Zeit als gesichert gelten darf. Auf österreichischem Gebiete gibt es kein Alpensteinwild in freier Wildbahn mehr, nur Fürst Pleß hatte 1879 im Tennengebirge einige Stücke ausgesetzt; doch hat dieser Versuch keine dauernden Erfolge gezeitigt. Näheres ist darüber nicht bekannt. Wenn der Schnee auf den Gletschern geschmolzen war, also im Juli und August, brachte Viktor Emanuel mehrere Wochen, häufig in einem offenen, dem Regen kaum widerstehenden Zelte, in der Steinwildregion zu. Hatten seine Jäger Steinwild bestätigt, so ritt er oft viele Stunden auf jenen Unpfaden zu seinem Stande, gegen den das Wild von 100 bis 200 Treibern getrieben wurde. Die Stände sind mit Schießlöchern versehene Steintürmchen, in denen der Schütze regungslos, in die Farbe des Gesteins gekleidet, verharren muß. Nur sehr widerwillig läßt sich das Steinwild treiben, verhofft und sichert stundenlang auf kleinen Stellen umher und sucht fortwährend nach seinem alten Stande zurückzuwechseln.

Literatur: Brehms Tierleben.

Steiß, der obere Teil des hinteren Rumpfendes bei allen Wirbeltieren; bei den Vögeln ragt er über das Weidloch hinaus.

Steißfüße s. *Taucher I.*

stell an! Zuruf, wenn die Treiber angestellt werden sollen.

Stellbrocken s. *Brocken.*

stellen, 1) von Hunden, wenn sie das Wild einholen und nicht fortlassen; der Jäger erkennt dies an dem Standlaut und sucht sich währenddessen anzuschleichen. 2) S. (richten), das Aufstellen der Tücher, Netze, Lappen, Fallen usw. 3) Sich s., das Stehenbleiben des von Hunden gejagten Wildes, das nicht weiter kann oder will, um den Hund, wenn es wehrhaft ist, abzuschlagen.

Stellholz, die Abzugsvorrichtung am Schlagbaum und anderen Fallen.

Stellstab wird zum Stellen von Prellnetzen und Lappen benutzt.

Stellstangen, Stangen, welche die Tücher usw. tragen.

Stellung 1) des Schützen beim Schießen. Eine allgemeine Norm läßt sich dafür nicht aufstellen, wenn man nicht die militärische S. als Grundlage gelten lassen will. Für das jagdliche Schießen ist diese etwas zu hart, die Fußstellung (Halbrechtswendung und rechter Fuß einen halben Schritt seitwärts gesetzt) zu wenig Profilstellung. Es empfiehlt sich daher, gegenüber der militärischen S. beim Schießen den rechten Fuß und die rechte Schulter etwas mehr zurückzunehmen. — Beim Übungsschießen auf künstliche Ziele soll sich der Schütze so stellen, wie unter ähnlichen Verhältnissen auf der Jagd. 2) S. des Fangwerkzeuges, eine Vorrichtung, ver-

mittelst deren das Fanggerät zum Fange bereit gemacht, fängisch gestellt wird.

Stellwege s. *Gestelle.*

Stelzenläufer (Himantopodinae), Unterfamilie aus der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), ausgezeichnet durch auffallend lange Ständer mit kurzen Vorder- und verkümmerter Hinterzehe. Schnabel dünn, etwa doppelt so lang wie der Kopf. Die ganze Gestalt lang und schlank. Bei uns kommt als seltene Erscheinung vor der Stelzenläufer (Himantopus himantopus L., H. candidus Bonat.; Strandreiter, Storchschnepfe). Länge 33, Stoß 7,5, Schnabel 6,6, Lauf 12, Mittelzehe mit Nagel 4, nackter Teil über dem Fersengelenk 7,8 cm. Stoß grau mit weißen Federsäumen, Rücken und Flügel schwarz mit grünlich-rotem Metallglanz, in der Jugend braun mit hellen Kanten; Ständer rot, Schnabel schwarz. Im Sommerkleid ist der Hinterkopf glänzend schwarz, alles übrige, außer der bereits angegebenen Färbung, reinweiß mit leicht rötlichem, nach dem Verenden verschwindendem Anfluge. Im Winterkleid ist der Scheitel dunkelgrau, Hinterhals hellgrau, sonst wie vorher. Im Jugendkleide sind Hinterkopf und Nacken braungrau, Flügel schwarz, Rücken braun mit hellen Federkanten; die mittleren Schwingen und die größeren Flügeldecken mit weißen Spitzensäumen, die eine Querbinde über dem Flügel bilden; Stoß hellgrau. Weibchen schwächer und von matterer Färbung. Schnabel schwarz, Iris rot, in der Jugend gelbrot; Ständer der Alten karminrot, der Jungen orangefarbig. Der S. brütet in den Mittelmeerländern, auch im Gebiete der unteren Donau und östlich durch Asien bis China. Bei uns kommt er sehr selten vor, naturgemäß zumeist im Südosten. Er liebt große, stille Brücher, nistet und äst wie die anderen Sumpfvögel. Die vier Eier sind zugespitzt, bald rundlich, bald gestreckt, 49 : 31 oder 44 : 32 mm groß, haben auf trüb gelbgrünlicher Grundfarbe graue und darauf schwarzbraune Punkte und Flecke. Seine durchdringende Stimme klingt wie „Huit, huet, huit, huet". Im Gange sieht er dem Storche nicht unähnlich, im Fluge dem Reiher, dabei streicht er mehr gewandt als schnell. Meist sieht man ihn im Wasser herumwaten und mit untergetauchtem Kopfe nach Nahrung suchen. Wo er verfolgt wird, ist er sehr scheu, andernfalls vertrauter als manche anderen Vögel, daher nicht schwer anzukommen; besonderen Wert für den Jäger hat er nicht.

Stendebachgeschoß s. *Flintenlaufgeschosse.*

Steppenadler s. *Adler 6.*

Steppenbussard s. *Bussard 2.*

Steppenralle s. *Brachschwalbe.*

Steppenweihe s. *Weihe 3.*

Stich, die beiden Gruben an der Brust des Haarwildes; Schuß in den S. s. *Stichschuß.*

Stichel, eiserne, zugespitzte Stange, mit der man die Löcher für die Stellstangen in den Boden stößt.

stichelhaarig, st. Vorstehhund, eine erst in der neueren Zeit aufgekommene Bezeichnung für eine Vorstehhundrasse (s. *Vorstehhund*); st. ist abgeleitet von stachelhaarig, das etwa gleichbedeutend mit drahthaarig ist.

Stichschuß, Schuß auf den Stich, d. h. spitz von vorn in die Brust des Wildes.

stieben, das hohe und schnelle Streichen der Feldhühner.

Stieglitz, Dr. Christian Ludwig, geboren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, studierte Rechts- und Staatswissenschaft in Leipzig, Forstwissenschaft in Tharandt; später war er Privatdozent an der juristischen Fakultät in Leipzig, wo er nach 1832 starb (s. *Jagdliteratur*).

Stiftzündung. 1) Die Lefaucheuxzündung. Die Hülse hat am Boden eine seitliche Durchbohrung, durch die ein in das Zündhütchen reichender Stift geht. Durch den Schlag des Hahnes wird der Stift auf den Zündsatz getrieben, den er dadurch zur Entzündung bringt. 2) Collathsche Stiftzündung. Die Zündmasse (Zündpille) befindet sich auf dem sog. Zündkegel in der Pulverladung und wird durch den Stoß des Schlagbolzens auf einen in der Mitte des Patronenbodens angeordneten Zündstift zur Entzündung gebracht.

Stinkloch (Fettloch, Saugloch, Schmalzröhre), beim Dachse das zwischen Bürzel und Weidloch befindliche, mit schmieriger Fettigkeit gefüllte Loch.

Stinkmarder s. *Iltis 1.*

Stinkwiesel s. *Iltis 1.*

Stirnzapfen oder Stirnbeinzapfen (Rosenstöcke), die Auswüchse der Stirnbeine, auf denen das Geweih und Rehgehörn erwächst.

Stisser, Friedrich Ulrich, geboren am 24. Juni 1689 in Quedlinburg, studierte in Jena Rechtswissenschaft und Philosophie, übernahm 1716 die Pachtung von Domänen bei Ballenstedt, war 1728 bis 1734 braunschweigisch-lüneburger Amtmann und las dann in Jena über Forst- und Jagdwesen; 1737 wurde er Kriegs- und Domänenrat in Stettin. Er starb am 26. November 1739 dort (s. *Jagdliteratur*).

stöbern, das Wild durch Hunde rege machen.

Stockamsel s. *Drosseln 5.*

Stockausschläge, die aus dem Stock eines Baumes erwachsenen Sprossen.

Stockente s. *Enten I, 1.*

Stockflinte, nach § 368 R. Str. G. B. verbotene Schußwaffe, bei der das Schloß

sich im Griffe des Stockes befindet, während der Stock selbst aus durchbohrtem Stahl besteht und den Lauf darstellt. Die Zwinge ist abnehmbar und hat gewöhnlich einen federnden Haken, der als Patronenzieher dient.

Stockloden s. *Betriebsart.*

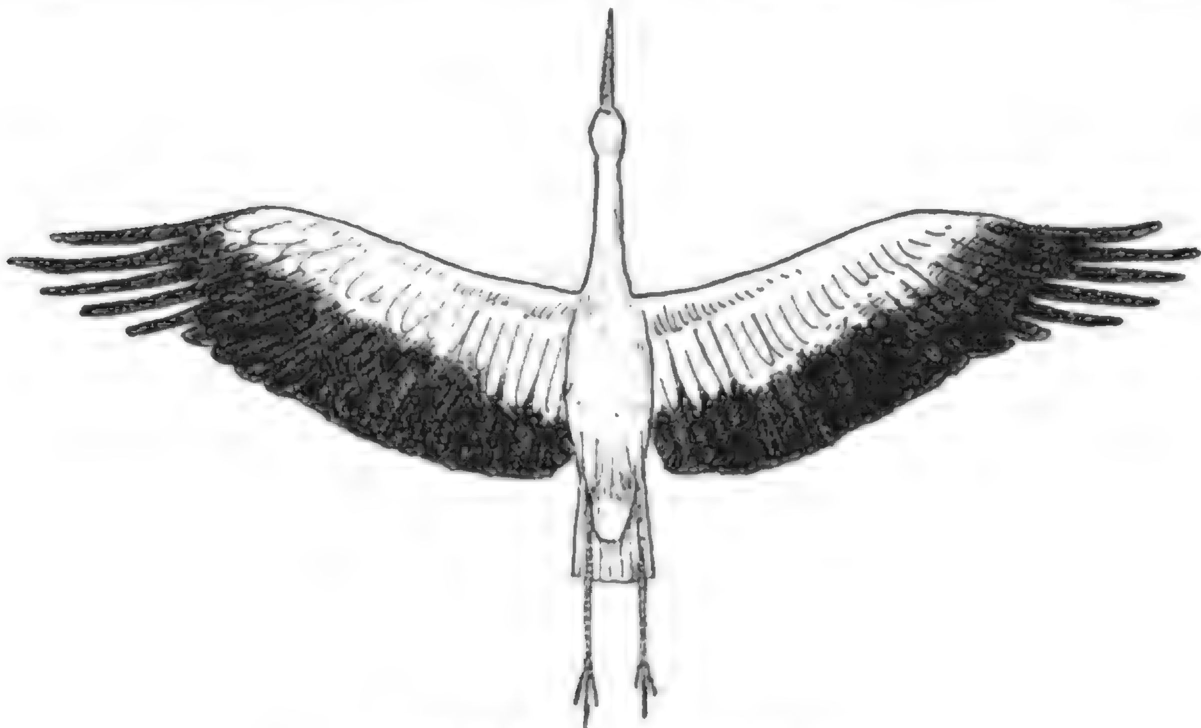
Stockziemer s. *Drosseln 6.*

stolz, Prädikat des Hirsches, namentlich wenn er verreckt und gefegt hat.

stoppen (stopfen), die jagende Meute bei der Parforcejagd. Wenn aus irgend einem Grunde die Hunde verhalten werden müssen, sei es, daß sie auf falscher Fährte jagen oder sich zerstreut haben oder man dem Hirsch Vorsprung schaffen will, so reitet ein Pikeur voraus und hält die Meute unter Peitschenschwingen und dem Blasen des Signals S. zurück.

Storch (Ciconia), Gattung aus der Ordnung der Schreitvögel und der Familie der Störche (Ciconiidae). Schnabel lang und gerade, Ende scharf zugespitzt, mit schneidigen Rändern; Nasenlöcher von einer kurzen Furche eingeschlossen, ritzförmig, nahe der Stirn; diese und die Schnabelfirste liegen in einer Linie. Die Kehle von einer nackten, dehnbaren Haut umschlossen. Die langen, starken Ständer über dem Fersengelenke meist nackt; Zehen mit breiten Sohlen; äußere und mittlere mit einer bis zum ersten Gelenke reichenden Bindehaut, jene und die innere durch eine kürzere verbunden. Nägel kurz und gewölbt.

1) Weißer S. (Ciconia ciconia L., C. alba Briss., Ardea ciconia L.; Hausstorch, Adebar, Ebinger). Länge 85 bis 90, Flugbreite 200, Stoß 21, Schnabel 16 bis 18, Lauf 20, nackter Teil über dem Gelenke 10, Mittelzehe ohne Nagel 7,4 cm. Die Schwingen, die großen Flügeldecken der Oberseite und die langen Schulterfedern schwarz, Armschwingen an den Innenfahnen grau bestäubt; alles übrige weiß. Zügelhaut nackt, ebenso ein schmaler Augenkreis, beide schwarz. Die Jungen sind an Ständern und Schnabel nicht so hochrot, sondern viel blässer, sonst den Alten gleich, ebenso ist das etwas schwächere Weibchen dem Männchen ganz gleich. Die alten Vögel haben am Kropf einen Büschel zugespitzter Federn. Der weiße S. ist ein Bewohner der gemäßigten und eines Teiles der warmen Zone, kommt nur sehr selten in Gebirgen und dürren Gegenden vor, ist dagegen in gut angebauten Ebenen mit Wiesen meist gemein. Er ist Zugvogel, der Mitte oder Ende März bei uns eintrifft, um Ende August wieder südwärts zu ziehen. Sein Horst steht stets hoch auf Dächern oder starken Bäumen und enthält meist 3 bis 4, selten 5 Eier, die weiß, inwendig grün, feinschalig sind und 75 : 51 mm messen. Er lebt von Amphibien, Reptilien, Mäusen, Insekten, Junghasen Maulwürfen, jungen Vögeln usw.



Flugbild des Storches (Breite etwa 200 cm).

2) Schwarzer S. (Ciconia nigra L., Ardea nigra L.; Waldstorch, brauner S.). Länge 85 bis 95, Stoß 20, Schnabel 18,7, Lauf 18,7, nackter Teil über dem Gelenk 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,9 cm.

Gesamtfärbung bräunlich-schwarz, schön metallisch glänzend; Brust, Bauch und Schenkel weiß. Schnabel, Kehlhaut, Augenkreis und Ständer im Alter hochrot, in der Jugend trübgrünlich; die Weibchen sind schwächer als die Männchen, sonstige Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten sind unerheblich. Bei den Jungen sind die dunklen Partien trüb bräunlich, fast ohne Metallglanz, aber mit hellen Federkanten. Verbreitung und Aufenthalt wie beim vorigen, doch bei uns selten, mehr im Osten als im Westen. Er bevorzugt wald- und wasserreiche Gegenden, meidet dagegen die menschliche Nähe. Er lebt meist nur von Fischen, die er wie ein Reiher fängt. Sein Horst steht auf hohen Bäumen, enthält 2 bis 4 Eier, die im frischen Zustande bläulich sind, wenn ausgeblasen bald weiß werden und den vorigen gleich, nur kleiner, etwa 68 : 49 mm groß, sind.

Jagd.

Die Störche waren früher der Jagd mehr entzogen als jetzt, denn der S. auf dem Dache, die angenehmen Ahnungen, die er in jungen Frauen erweckt, sein wunderliches Klappern und all der volkstümliche Nimbus, der ihn umgibt, feiten ihn gegen des Jägers Gelüste. Der schwarze S. ist vornehmlich Fischliebhaber, aber bei uns so selten geworden, daß seine Anwesenheit nicht ins Gewicht fallen kann und wir Ursache haben, diesen schönen Waldvogel im Interesse der Erhaltung der Fauna zu schützen. Mit zunehmender Anregung zur Beobachtung unserer Tierwelt kam man hinter so viele Schliche und Untaten des weißen Meisters Klapperstorch, daß man keineswegs mit gleichgültigem Auge sein Tun und Treiben ansehen zu dürfen glaubte, und so wurde ihm nach und nach die Fehde angekündigt und exekutiert. Es ist ja richtig, daß der S. manches Ungeziefer, als Schlangen, Schnecken, Mäuse usw., vertilgt, aber ebenso, daß die meisten Tiere, von denen er lebt, als Frösche, Kröten, Eidechsen u. a., mit Unrecht unter das Ungeziefer verbannt werden, vielmehr recht nützliche Tiere sind und sicher viel nützlichere als er selbst. Wenn man aber zu alledem noch beobachtet, daß alles Fleisch, dessen er habhaft werden kann, sicher seinen weiten Schlund passieren muß, so wird man sich nicht wundern, wenn manches Rebhühnervölkchen verschwindet und manches Häschen endet, ehe es zum nützlichen Lampe herangewachsen ist. Man darf behaupten, daß jedes am Boden stehende, vom S. aufgefundene Gelege seines Inhaltes sicher beraubt wird, und da er ja keineswegs nur im Sumpf umherwatet, sondern auch Felder und Wiesen eingehend absucht, und zwar zur allgemeinen Brut- bzw. Setzzeit, so stellt sich der weiße S. entschieden als ein der Jagd gefährlicher Vogel hin. Die Jungen sind sehr gefräßig, hocken fast zwei Monate im Horst und brauchen deshalb viel Fraß, wodurch die Alten zu um so größeren Räubereien genötigt werden. Ihn vom Dache herabzuschießen, wenn es nicht das eigene ist, möchten wir nicht raten, denn der glückliche Schütze könnte außer rhetorischen Auseinandersetzungen des erbosten Bauern noch handgreifliche auf sich ziehen; dagegen kann man den Störchen im Freien auflauern, auf dem Zuge bei ihren Nachtständen auf Bäumen Abbruch tun, und wie sich sonst die Gelegenheit bietet. Das Fett des Storches ist eine vorzügliche Schmiere für Gewehrschlösser und anderes feines Eisenzeug; sonst ist der Vogel zu nichts brauchbar. Merkt er Verfolgung, so wird er sehr scheu, wie es ihm überhaupt an der nötigen Beobachtungsgabe keineswegs fehlt.

Der S. ist im Deutschen Reiche nirgends jagdbar, jedoch findet das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 auf ihn Anwendung. Nach § 5 dieses Gesetzes dürfen Vögel, die dem jagdbaren Feder- und Haarwild und dessen Brut und Jungen sowie Fischen und deren Brut nachstellen, nach Maßgabe der landesgesetzlichen Bestimmungen über Jagd und Fischerei von den Jagd- oder Fischereiberechtigten und deren Beauftragten getötet werden. In Preußen ist nach § 48 der Jagdordnung der Bezirksausschuß befugt, für den Umfang des ganzen Regierungsbezirkes oder dessen einzelnen Teile diejenigen nicht jagdbaren Vögel zu bezeichnen, auf welche die obige Ausnahmebestimmung dauernd oder vorübergehend Anwendung finden darf; von diesen Vögeln kommt namentlich der S. in Betracht. In Preußen ist eine Polizeiverordnung rechtsgültig, die das Töten des S. verbietet; das Verbot gilt auch für den Jagdberechtigten. !

Storchschnepfe s. *Stelzenläufer*.

Stoß, der Schwanz alles Federwildes; für Fasanen ist der Ausdruck Spiel üblicher.

Stoßbock, auch Latsch- und Laubbock, ein alter, alleinstehender Gemsbock.

Stoßboden, die Fläche am Gehäuse der Kipplaufgewehre, die das Kammerende des Laufes verschließt.

stoßen, der Angriff der Raubvögel auf ihre Beute.

Stoßgarn s. *Falkenfang 1.*

Strahlenpilzkrankheit s. *Aktinomykose*.

Strandelster s. *Austernfischer*.

Strandläufer (Tringa L.), Gattung aus der Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae); Familie der Schnepfen. Stecher schnepfenartig, weich, dünn und biegsam, an der Wurzel zusammengedrückt, an der Spitze verhärtet;

beide Kiefer zu etwa zwei Dritteln mit den Rändern gleichlaufend gefurcht. Nasenlöcher mit häutigem Rand, in eine Furche verlängert, nahe der Stirn. Vorderzehen lang, ohne jede Bindehaut, Hinterzehe etwas höher gestellt; Ständer lang und weich, vorn und hinten getäfelt. Flügel zugespitzt, sichelartig ausgebogen, erreichen oder überragen den doppelt ausgeschnittenen, zwölffederigen Stoß. Stecher so lang wie der Kopf oder länger, bald gerade, bald abwärts gebogen, worauf man eine wenngleich wertlose Einteilung begründet hat. Körpergröße zwischen der eines Sperlings und einer Drossel wechselnd. Männchen und Weibchen gleich, dagegen Sommer- und Winterkleid sehr verschieden gefärbt.

I. Mit geradem Stecher (Tringa).

1) Kleiner S. (Tringa minuta Leisl., T. pusilla M. et W., Pelidna pusilla Brehm; Zwergstrandläufer, kleine Meerlerche). Länge 13,5 bis 14, Stoß 4,2, Stecher 1,5, Lauf 2, Mittelzehe 1,7 cm, 1 cm über der Ferse nackt. Die drei Randfedern an dem doppelt ausgeschnittenen Stoß einfarbig hellgrau. Sommerkleid: Auf dem schwarzen Oberkopfe rostbraune Flecke, Nacken grau; Oberrücken, Schultern, mittlere und hintere Schwingen schwarz mit rötlichen Federsäumen, die übrige Oberseite schwarzbraun mit rötlichen Säumen; obere Stoßdecke braunschwarz, weiß gerändert; die mittleren, langen Stoßfedern braunschwarz, rötlichgrau gesäumt; die weißen Spitzen der größeren Flügeldecken bilden eine Binde, die kleineren haben rötliche Säume. Die Vorderseite weiß, mit Ausnahme des Kropfes, der in der Mitte bräunlich, an den Seiten dunkel gefleckt ist; Halsseiten weiß, ebenso ein Streifen über den Augen; Zügel und Ohrgegend braungrau, Stecher und Ständer schwarz, Iris braun; Weibchen dem Männchen gleich. Im Winterkleid oben aschgrau mit dunklen Schaftstrichen und hellen Kanten; Stirn, Augenbrauenstreif und ganze Unterseite außer der grauen Kropfgegend weiß. Im Jugendkleide finden sich auf der braunschwarzen Oberseite mehr weiße Säume; an Vorderhals und Brust keine Fleckung. Der kleine S. kommt zu uns am häufigsten in diesem Kleide. Da bei verendeten Vögeln der Stecher sich leicht abwärts biegt, hat man den S. auch zur Untergattung Pelidna gerechnet. Er ist ein nordischer Brutvogel, der zum Winter von den nordeuropäischen und nordsibirischen Tundren bis nach Afrika zieht und ruhige Gewässer mit kahlen Rändern bevorzugt. Seine Nahrung besteht aus Würmern, Insekten und Schnecken. Er ruft wie „Dirrdirritt-it-it-it". Bei uns ist er auf dem Herbstzuge häufiger als auf dem Frühjahrszuge, vermutlich weil die Rückreise auf anderen Straßen erfolgt als die Fahrt nach dem Süden.

2) Isländischer S. (Tringa canutus L., T. islandica Gmel., T. ferruginea M. et W.; Kanutsstrandläufer, rostroter, rostbrauner, großer rotbrüstiger, aschgrauer S.). Länge 24 bis 26, Stoß 5,8, Stecher 3,3, Lauf ebenso, nackter Teil des Unterschenkels 1,2, Mittelzehe mit Nagel 2,5 cm. Der gerade Stecher etwas länger als der Kopf, vor der Spitze verbreitert; Lauf länger als Mittelzehe mit Nagel, Stoßfedern hellgrau, fast gleichlang. Im Sommerkleide Kopf, Hals und der obere Teil der Vorderseite schön rostrot, Scheitel und der etwas ins Graue stechende Nacken fein dunkel gestrichelt, Kehle und die Mitte der Gurgel weiß, erstere auch wohl rötlich gestrichelt; Bauch und Steiß weiß, in den Weichen mit schwacher, grauer Zeichnung. Rücken rostbraun mit schwarzen Flecken; obere Flügeldecken rötlich-grau mit feinen, hellen Kanten, die anderen rostrot und glänzend schwarz gefleckt; die vorderen und mittleren Schwingen graubraun, auf den Schäften, den Innenfahnen und an der Wurzel weiß; Unterrücken grau, Bürzel und obere Stoßdecken weiß mit dunklen Quer- und Zickzackflecken; Stoß hellgrau, zwölffederig; Stecher und Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur trüber in der Färbung. Winterkleid auf der Oberseite grau, heller oder dunkler, mit dunklen Schaftstrichen, Unterseite weiß. Jugendkleid wie das vorige, nur trüber und auf dem Rücken mondförmige, dunkle, weiß gesäumte Flecken. Stecher und Ständer dunkelgräulich, nach der Wurzel hin rötlich. Seine Heimat ist der hohe Norden Europas, Asiens und Amerikas; er zieht im Winter nach dem südlichen Europa und hält sich nur auf Brüchern, an Wasserflächen oder am Meeresstrande auf. An den Küsten der Nord- und Ostsee trifft er im Herbste zahlreich ein; teils findet man ihn in schwachen Flügen, teils mit anderen, besonders Alpenstrandläufern, zusammen. Seine Nahrung sind Regenwürmer, nackte Schnecken und sonstiges Gewürm.

II. Mit etwas abwärts gebogenem Stecher (Pelidna).

3) Bogenschnäbeliger S. (Tringa subarquata Temm., Scolopax subarquata Gueldenstaedt; rostroter Strandläufer, rotbrüstige Schnepfe, Lerchen- und Zwergschnepfe, langschnäbeliger S., Zwergbrachvogel). Länge 17 bis 20, Stoß 4,9, Stecher 3,5, Lauf 3, nackter Teil über dem Gelenk 1,6, Mittelzehe mit Nagel 2,5 cm. Stecher länger als der Kopf, nicht abgeplattet und an der vorderen Hälfte etwas herabgebogen, an der Spitze härter als in der Mitte. Stoßfedern rundlich zugespitzt, die mittleren am meisten und etwas länger, alle fast gleich-

farbig. Sommerkleid: Kopfseiten, Hals und Brust hoch rostrot; Kinn, Stirn- und Augenkreis weißlich-gelb, auf dem Oberkopf und Hinterhals schwarzbraune Flecke; auf der rostroten, vorderen Oberseite im Zickzack und pfeilförmig schwarz gezeichnet; Flügeldecken und Hinterschwingen bräunlich mit dunkler Mitte und hellem Rande; die vorderen Schwingen mit weißen, schwarzspitzigen Schäften. Bürzel und obere Stoßdecken weiß, schwarz gebändert, Stoß dunkelgrau. Bauch und untere Stoßdecken weiß mit rötlichen Flecken. Stecher und Ständer schwarz; Iris braun. Weibchen mit matterer, trüberer Färbung. Winterkleid: Hauptfärbung grau, Oberkopf mit dunklen Schaftstrichen, Hinterhals ebenso, aber heller, das Gefieder der Oberseite hat dunkle Schaftstreifen und helle Säume. Stirn, Augenstreifen und Unterseite weiß. Jugendkleid: Grau mit bräunlichem Anflug, auf dem Rücken mit grünlichem Schimmer. Oberkopf dunkelgrau mit hellen, gelblichen Kanten, Nacken und Wangen dunkel gestrichelt, Halsseiten ebenso auf rötlichem Grunde; Zügel dunkel gefleckt, Augenstreifen weiß; Stirn hell rötlichgrau. Kehle weiß, Vorderseite gelblich-grau, am Kopfe dunkler und nicht selten fein gestrichelt. Oberseite grauschwarz mit scharf absetzenden, hellbräunlichen Kanten, die Spitzen der großen Flügeldecken weiß, bilden über dem Flügel eine Art Binde. Hinter- und Mittelschwingen gelblich-schwarzgrau, Vorderschwingen dunkler. Er nistet wahrscheinlich im höchsten Norden der Alten Welt, doch sind die eigentlichen Brutplätze nicht bekannt. Im Herbst ist er an unseren Küsten häufig, im Binnenlande selten.

4) Seestrandläufer (Tringa maritima Bruenn., Pelidna maritima Bonap., Tringa arquatella Pall.; Meerstrandläufer, Felsenstrandläufer). Länge 20, Stoß 6,2, Stecher 3, Lauf 2,3, Mittelzehe mit Nagel 2,6 cm. Stecher etwas länger als der Kopf, etwas abwärts gesenkt, nackte Stelle über der Ferse sehr klein, Stoß keilförmig, Ständer und Stecherwurzel gelblich. Sommerkleid: Der rostbraune Scheitel schwarz gefleckt, über dem Auge und vor dem Stecher weißlich; Hals grau, dunkel gefleckt; Oberrücken, Schultern und hintere Flügelspitze auf rostroter Grundfarbe mit tiefschwarzen, metallisch glänzenden Flecken und weißen Spitzenkanten geziert; Unterrücken und Bürzel schwarz, der letztere mit weißen Federspitzen. Stoßfedern grau, die mittelsten, etwas verlängerten dunkelgrau. Winterkleid: Grau vorherrschend. Oberrücken und Schultern braunschwarz mit blaugrauen Säumen, bei alten Vögeln mit violettem Metallschimmer; Kopf, Hals, Brust, Flanken und Flügeldecken braungrau mit hellen Kanten, Bürzel schwarzbraun wie die mittleren Stoßfedern, die weiße Spitzensäume haben. Unterseite weiß, bräunlich gefleckt. Ständer und Stecherwurzel gelblich. Jugendkleid: Vor der ersten Mauser ist der glanzlose Oberkörper dunkelbräunlich mit roströtlichen Säumen und teilweise weißen Spitzen; Kopf, Hals und Brust grau mit bräunlicher Strichelung und Fleckung; Augenstreifen und Kinn, der untere Teil des Unterkörpers weiß. Er brütet im hohen Norden, kommt zur Zugzeit westlich der Nordsee entlang, zuweilen auch am Ostseestrande. Bei uns ist er wohl der seltenste Strandläufer. In seiner Heimat bevorzugt er felsige Gestade. Seine Hauptnahrung sind kleine Muscheln und Schnecken, weniger Insekten.

5) Alpenstrandläufer (Tringa alpina L., T. cinclus Reichenb., Pelidna alpina, pygmaea Cuv.; lappländischer, veränderlicher S., Gropper, veränderlicher Brachvogel, Schwarzbrust). Länge 18 bis 20, Stoß 4 bis 5, Stecher 3,3 bis 3,9, Lauf 2,4 bis 2,6, nackter Teil über der Ferse 0,8, Mittelzehe und Nagel 2 bis 2,2 cm. Stecher länger als der Kopf, wenig abwärts gesenkt, an der Spitze glatt und weich; beide mittlere und die äußersten Stoßfedern zugespitzt, länger und dunkler als die anderen. Bürzel stets dunkler. Sommerkleid: Der rostbraune Oberkopf stark schwarzbraun gefleckt, Zügel dunkel punktiert. Oberrücken, Schultern und hintere Schwingen schwarz mit breiten, rostroten Säumen; Unterrücken, Mitte des Bürzels und der Stoßdecken schwarz; Flügeldecken graubraun mit schwarzen Schäften und hellen Kanten, Hand- und Mittelschwingen mattschwarz und teilweise weiße Innenfahnen. Augenstreifen, Kehle und Wangen weiß, letztere beiden schwarz, klein gefleckt, bzw. punktiert; Hals und Kropf weiß mit dunklen Längsstrichen; ganze Brust schwarz, bei jüngeren Männchen mit einzelnen, weißen Federn; der übrige Teil der Vorder- und Unterseite weiß mit einzelnen, schwarzen Schaftstrichen; beim Weibchen ist der schwarze Brustfleck kleiner und hat mehr weiße Federn. Winterkleid: Oberseite aschgrau, auf Kropf und Brust mit feiner Strichelung; Bürzel dunkelgrau; Unterseite weiß. Jugendkleid: Der schwarze Brustfleck fehlt gänzlich, die Säume des Oberrückens sind schmaler und matter, die der Flügeldecken mehr grau. Er ist ein nordischer Vogel, brütet aber schon an den Ostseeküsten, kommt zur Zugzeit auch ins Binnenland. Er nistet gesellig in Mooren, auf trockenen, grünen Erdkaupen, und lebt von Schnecken und sonstigem Gewürm. Zur Zugzeit, besonders

im Herbste, liegt er an unseren Küsten in starken Scharen. Die vier 33 : 25 mm großen Eier haben auf gelbgrünlicher, heller Grundfarbe graue, braune und braunschwarze Flecke und Punkte, auch nicht selten rötliche Schalenflecke. Eine dauernd durch geringere Maße ausgezeichnete Form wird als T. schinzi Brehm unterschieden. Zu dieser gehören die bei uns brütenden Strandläufer. Sie scheinen sich auch fast stets von der großen Form getrennt zu halten.

6) Temmincksstrandläufer (Tringa temmincki Leisler, T. pusilla Bechst.; kleinster Zwergstrandläufer, kleinste Meerlerche, graues Sand- oder Strandläuferchen). Länge 13,5 bis 15, Stoß 4,5, Stecher 1,6, Lauf 1,7, nackter Teil über dem Gelenke 0,5, Mittelzehe mit Nagel 1,6 bis 1,7 cm. Randfeder des Stoßes ganz, die zweite und dritte nur zum Teile weiß, Stoß keilförmig zugespitzt; der Schaft der ersten Schwinge weiß. Stecher kaum merklich kürzer als der Lauf. Sommerkleid: Der rostbraune Oberkopf mit starken, schwarzbraunen Längsflecken; Nacken rostgelblich, dunkel gestreift; Halsseiten hellgrau mit dunklen Flecken; Oberrücken, Schultern und Armschwingen grau mit weißlichen Säumen und schwarzen Zickzackflecken auf rostrotem Grunde; Unterrücken, Bürzel und obere Stoßdecken dunkel graubraun mit weißen Randstreifen, ebenso die großen Flügeldeckfedern mit weißen Spitzenquerflecken, die mittleren Flügeldecken schwarzbraun mit rostfarbigen Kanten, die kleinen braungrau; die Schwingen mit mittleren Stoßfedern matt braunschwarz. Zügel dunkel punktiert, über ihnen und dem Auge ein weißer Streifen; Kehle und Vorderteil der braun punktierten Wangen weiß; Ohrgegend matt rostfarbig, dunkelbraun gestrichelt; Halsseiten grauweiß mit dunklen Flecken. Unterseite trübweiß mit matten Flecken, besonders auf dem Kropf; Weibchen etwas stärker und matter in Färbung. Winterkleid: Dunkel braungrau mit dunkleren Schaftstrichen, Kropf heller, Unterseite weiß. Stecher und Ständer grünlichschwarz; Iris braun. Ersterer kaum merklich abwärts gebogen, sehr schwach und weich. Jugendkleid wie vorher mit dunklen Federschäften und trüb rostfarbenen Säumen. Unterseite weiß, Halsseiten und Kropf mit gelblichem Anflug und grauen, verwaschenen Streifen. In Nordeuropa und Nordasien brütet er in der Nähe des Meeres und an den schlammigen Ufern größerer Gewässer. Auf dem Zuge verbreitet er sich aber über ganz Mitteleuropa, geht sogar nach Afrika hinüber. Bei uns ist er nicht häufig zu treffen, an den Binnengewässern noch weniger als an den Meeresküsten.

Strandreiter s. *Stelzenläufer.*

Strebstangen, die noch schräg stehenden Stellstangen, auf welche die Tücher gehängt sind.

Strecke, das reihenweise hingelegte, auf einer Jagd erlegte Wild. Bei großen Jagden wird es nach Wildart, Geschlecht und Stärke geordnet und, wenn dies geschehen, von dem Jagdherrn und den Gästen besichtigt, wobei von der Jägerei die verschiedenen Totsignale geblasen werden. Nach altem Jägerbrauche darf niemand über das gestreckte Wild wegschreiten. — Zur S. bringen, ein Stück Wild erlegen.

strecken 1) des Jagdzeugs erfolgt, nachdem es von dem Wagen geladen und ausgebreitet wurde; es wird gestreckt, um die vorschriftsmäßige Entfernung mit ihm stellen zu können und sich von seiner geraden Lage dabei zu überzeugen. 2) Das Wild s., die *Strecke* herrichten.

streichen 1) (ziehen), das Fliegen des Federwildes. 2) S. der Lerchen, ihr Fang unter dem Lerchengarn. 3) Sich s., auf der Schnalle rutschen (von hitzigen Hündinnen).

Streichgarn (Streichnetz, Deckgarn), ein Garn, das die zu fangenden Vögel deckt und damit festhält.

Streifen 1) (Streife, Streifjagd, Streiftreiben), eine Art Treibjagd, bei der die Treiber zwischen den Schützen gehen und diese das vor ihnen flüchtende Wild schießen. 2) Das Abziehen des Balges beim niederen Haarwilde außer dem Dachs (s. *abstreifen*).

Streifhatz, eine Hatz auf Sauen im freien Reviere, wobei diese durch die Finder gestellt und mit den Rüden behetzt wurden.

Streifjagd s. *Streifen 1.*

Streifschuß, ein Schuß, der das bezielte Wild nur streift, nicht tödlich verwundet. Man rechnet hierzu alle Schüsse, bei denen Ein- und Ausschuß nicht weiter als etwa 10 cm voneinander entfernt sind. Solche Kugelschüsse begründen keinen Anspruch auf das Stück Wild.

streiten, das Kämpfen der Keiler miteinander, wobei sie sich meist gegenseitig auf die Blätter schlagen. — Auch das Abwehren der ein Stück Schwarzwild stellenden Hunde durch dieses.

Streitschnepfe s. *Kampfläufer.*

Streitvogel s. *Kampfläufer.*

Streu (Bodenstreu), die noch nicht in Humus übergegangene, aus abgefallenen Nadeln, Blättern, Zweigen, sowie sämtlichen Resten der Bodenflora und Waldfauna bestehende Waldbodendecke.

Streuung. Bei Flintenschüssen die Ausbreitung der Schrote. Sie wird durch die Laufbohrung und Ladeanordnung bedingt.

Läufe mit Würgebohrung halten die Hauptmasse der Schrotladung mehr zusammen als die mit Zylinderbohrung. Bei stärkerer Pulverladung nimmt die S. zu und damit die Deckung ab. — Beim Büchsenschießen wird die Tatsache als S. bezeichnet, daß mehrere, mit gleicher Munition und ebendemselben Abkommen abgegebene Schüsse nicht denselben Punkt treffen. Die Schüsse verteilen sich vielmehr innerhalb einer bestimmten Fläche, wobei die Höhenstreuung gewöhnlich etwas größer ist als die Breitenstreuung. Büchsen mit dünnwandigen Läufen geben größere S. als solche mit starkwandigen; Mantelgeschosse etwas geringere S. als Bleigeschosse. Je kleiner nun diese S. ist, d. h. je enger die einzelnen Schüsse beisammen sitzen, um so besser ist die *Schußleistung*.

Strich 1) der Vögel. Im Gegensatze zu den beständig in ihrem Gebiete bleibenden Standvögeln und den Zugvögeln, die regelmäßig zu ziemlich bestimmten Zeiten im Winter in wärmere Gegenden und bei Eintritt der besseren Jahreszeit wieder zurück in ihre eigentlichen Brutgebiete wandern, ziehen manche Vogelarten, durch klimatische Verhältnisse oder Nahrungsmangel veranlaßt, innerhalb eines kleineren Gebietes umher, sie streichen. Dahin gehören z. B. manche Enten, Raubvögel, Singvögel usw. 2) S. beim Kugelschusse. Wenn die Kugel genau in einer durch die Zielmitte gedachten, senkrechten Linie das Ziel trifft, dann hält oder schießt das Gewehr gut S., andernfalls schlecht. Je nachdem die Kugel rechts oder links abweicht, muß die Stellung des Kornes zum Visier geändert, im ersteren Falle das Korn etwas links, im anderen rechts geschoben werden. Um bei der gut eingeschossenen Büchse die Stellung des Kornes kontrollieren zu können, sind zwei kleine Einhiebe angebracht.

Strichente s. *Enten I, 5.*

strickbändig sind die Hunde, die sich willig am Stricke führen lassen; meist meint man damit die Windhunde, während man von Hühner- usw. Hunden besser riemen-, leinenführig oder leinengängig sagt.

Strick Windhunde, drei Hunde, die gewohnt sind, miteinander zu jagen.

Stromente s. *Enten IV, 1.*

Strychnin, ein äußerst gefährliches Pflanzengift, das zum Vergiften des Raubzeuges Verwendung findet. Am schnellsten wirkt S. nitricum, das daher zu gedachtem Zwecke am geeignetsten ist (s. *vergiften*).

Stubendressur des Hühnerhundes s. *Dressur.*

Stück (Wild), ein einzelnes Individuum ohne nähere Geschlechtsbestimmung. Wo Zweifel ausgeschlossen sind, versteht man unter S. ein Rottier.

stumm 1) jagen die Hunde, wenn sie beim Stöbern und Hetzen nicht Hals geben. Das laute Jagen bietet den Vorteil, daß der Jäger darüber unterrichtet ist, ob der stöbernde Hund Wild oder warme Fährte bzw. Spur gefunden hat, und nach welcher Richtung hin er jagt. Stumm jagende Vorstehhunde werden in der Regel keine Totverbeller; 2) der Auer- oder Birkhahn ist s., wenn er in der Balzarie innehält.

Stummschnepfe s. *Schnepfen II, 3.*

Stümpfe, ein gerechtes Hirschzeichen (s. *Fährtenzeichen 4*).

Stumpfkette, der Rest eines stark beschossenen Volkes Hühner, etwa 5—7 Stück.

Sturmmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 2* und *4.*

Sturmschwalben s. *Sturmvögel I.*

Sturmtaucher s. *Sturmvögel III.*

Sturmvögel (Procellariidae), Familie aus der Ordnung der Seeflieger oder Langschwinger (Longipennes). Ihr Hauptmerkmal beruht in den röhrenförmig auf dem Schnabelrücken liegenden Nasenlöchern. Die Hinterzehe fehlt oder ist verkümmert, die Vorderzehen sind durch Schwimmhäute verbunden. Sonst erinnern die hierher gehörigen, streng auf das Meer angewiesenen Vögel an Möwen. Es gehören hierher folgende Gattungen und Arten:

I. Sturmschwalben

(Hydrobates oder Thalassidroma), kleine, schwalbenartig gestaltete Vögel mit düsterem Gefieder. Die **kleine Sturmschwalbe** (Hydrobates pelagicus L.) mit quer abgestutztem Stoße, rußbraun mit weißem Bürzel, Länge 14 bis 15 cm, und die **gabelschwänzige St.**, mit gegabeltem Stoße, Länge 18 bis 19 cm.

II. Möwensturmvögel

(Procellaria), möwenartig gefärbt, mit blaugrauem Mantel, Schnabel kräftig, Nasenlöcher eine einzige Röhre bildend, mit einer Art, dem **Eissturmvogel** (Procellaria glacialis L.), 45 bis 48 cm lang.

III. Sturmtaucher

(Puffinus). Schnabel lang und schlank, vorn mit Haken, Nasenröhren doppelt, Hinterzehe ganz verkümmert. Auf der Nordsee erscheint gelegentlich der **nordische St.** (Puffinus puffinus Bruenn.), etwa 30 bis 32 cm lang, Schnabel 4 bis 4,5 cm, Lauf wenig kürzer. Oberseite braunschwarz, Unterseite weiß.

stürzen, 1) wenn die entenartigen Vögel so tief unter Wasser suchen, daß sie dabei den ganzen Vorderkörper eintauchen und den Hinterkörper senkrecht über Wasser in die Höhe recken. 2) Das Zusammenbrechen des getroffenen Wildes, gewöhnlich nur beim hohen Haarwilde gebraucht.

Stutzen, 1) eine kurze Büchse. 2) Das plötzliche Stehenbleiben und Sichern (Verhoffen) des Wildes. 3) Das Verkürzen der Ohren und der Rute bei manchen Hundearten, s. *abschlagen 6*.

Suche, die Jagd mit dem Vorstehhund auf das vor ihm zu schießende Wild. Sie unterscheidet sich von der Birsch dadurch, daß der Jäger bei dieser dem Wilde verborgen bleiben muß, während er sich ihm bei der S. ungedeckt auf Schußweite nähert. Ohne Hund ist namentlich die Hühnerjagd schwierig, zeitraubend und uninteressant. Während bei der S. auf dem Felde der Hund weitsuchen soll, muß er im Holze oder im Sumpfe kurz gehalten werden. Eine gute S. hat der Hund im offenen Felde, wenn er das Gelände rechts und links vom Jäger und etwa 50 bis 80 Schritte vor diesem in Bogenlinien planmäßig, in flüchtigem Galopp gegen den Wind abreviert. Man leite den Hund dazu an, unter Wind die Ränder der Deckung gewährenden Felder abzusuchen, anstatt in den Ackerstücken zu laufen.

such verwundt! ruft man dem Schweißhunde, dem Gebrauchshunde oder Teckel zu, um ihn zum Annehmen einer kranken Fährte zu ermuntern.

Suhle, schlammiges oder mooriges Wasserloch, in dem sich Rot- und Schwarzwild, besonders die Rothirsche und Keiler, zur Brunft- und Rauschzeit gern kühlen, das ihnen daher unentbehrlich ist. Der an den Haaren klebenbleibende Schlamm bildet eine feste Kruste und Schutz gegen die lästigen Insektenstiche. Wo das Wild keine natürlichen Suhlen findet, versucht es sich in Einbuchtungen von Bächen u. ä. durch Umhertreten solche schlammigen Stellen zu bereiten. Es ist daher die Unterhaltung bzw. Einrichtung von S. in der heißen Zeit durchaus nötig.

suhlen, sich in der *Suhle* wälzen.

Sulze s. *Salzlecke*.

Sumpfbeere s. *Beerensträucher*, Rauschbeere.

Sumpfheide s. *Heide*.

Sumpfhuhn ((Ortygometra Leach), Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae), Verwandte der Teich- und Bläßhühner. Schnabel stark seitlich zusammengedrückt, gerade, kürzer als der Kopf, die Firste weit in die Stirnbefiederung hineinreichend. Ständer mit langen Zehen, der seitlich zusammengedrückte Lauf vorn getäfelt, hinten genetzt, etwas kürzer als die Mittelzehe samt Nagel. Größe kaum wie eine Singdrossel. Bei uns drei Arten.

1) Gesprenkeltes Sumpfhuhn (Porzana maruetta Gr., Rallus porzana L., Ortygometra marmorata Leach; Tüpfel-Sumpfhuhn, punktiertes Rohrhuhn, kleines Wasserhuhn). Länge 20,5, Stoß 3,7, Schnabel 2, Lauf 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Oberseite dunkel olivenbraun mit vielen weißlichen Flecken (wodurch teilweise Längsreihen entstehen) und schwarzen Schaftflecken; ein bräunlich-weißer Augenstreifen, dunkel fein gesäumt; Stirn, Kehle, Kopfseiten und Vorderhals grau mit weißen Tüpfeln wie die bräunlicheren Halsseiten und die Oberbrust, Bauch trübweiß, untere Stoßdecken weiß mit rötlichem Anfluge; Seitenfedern des Rumpfes olivenbraun, schwarz und weiß gebändert, Flügelrand weiß; Schnabel gelb, an der Wurzel rötlich, Ständer grün, Iris braun. Das schwächere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur die Färbung matter; die Jungen den Alten ähnlich, nur dunkler braun auf der Oberseite und heller auf der Unterseite. Schnabel und Ständer trüb grünlich-gelb. Es ist in ganz Europa, mit Ausschluß des hohen Nordens, ein gemeiner Vogel, aber so heimlich, daß es selten entdeckt wird. Mehr macht es sich durch seinen wie „Quitt quitt" klingenden Lockruf bemerkbar. Es liebt verwachsene Teiche, Weiher, Gräben; sein Nest steht meist sehr versteckt auf dem Wasser, derb und fest gebaut, enthält 8 bis 12 gestreckte Eier, 34 : 23 oder auch 31 : 23 mm groß, die auf rost- oder graugelblichem Grunde braune, violettgraue und schwarze Flecke haben.

2) Kleines Sumpfhuhn (Ortygometra parva Scop., Rallus minutus Pall., Ortygometra minuta Keys. et Blas., Gallinula pusilla Bechst.; kleines Rohrhuhn, kleines Moorhuhn, kleine Ralle, kleine Wasserralle, Sumpfschnerz, kleiner Heckenschnarrer). Länge 18 bis 19, Schnabel 1,8, Lauf 3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 bis 4 cm. Oberseite des Männchens im Frühjahr olivenbraun, größtenteils mit schwarzen Schaftflecken und mit einigen länglichen, weißen Flecken in der Schultergegend, Vorderkopf, Hals, Brust und Schenkel hell schieferblau, Seiten und Schenkel mit hellen Wellenzeichnungen, Bauch dunkel aschgrau mit kurzen, weißen Querbändern, untere Stoßdecken schwarz mit weißen Spitzen. Stoß schwarz mit bräunlichen Rändern. Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, Iris hochrot. Oberseite der Weibchen wie beim Männchen, Kehle weiß, Kropf- und Brustseiten hell rostfarbig. Jugendkleid dem des Weibchens sehr ähnlich, Oberseite im ganzen nur heller mit weniger Flecken; Kehle weiß, die Seiten braun mit hellen Querbändern. Dunenjunge schwarz mit weißen Schnäbeln und rötlichen Ständerchen. Vom südlichen Schweden an kommt das kleine S. als Brutvogel in fast ganz Europa vor, am meisten im Südosten; es ist auch in Deutschland nicht

selten. Aufenthalt, Nestbau wie beim vorigen; die 8 bis 10 Eier sind feinkörnig, glanzlos, haben auf gelblichem, zuweilen ins Olivenfarbige spielendem Grunde lehmfarbige, auch dunklere rot- und schwarzbraune Wolken und Flecke, messen 31 : 23 bis 28 : 20 mm.

3) Zwergsumpfhuhn (Ortygometra pusilla Pall., Crex pygmaea Naum., Gallinula bailloni Temm., Ortygometra pygmaea Keys. et Blas.; Zwergrohrhuhn, kleinstes Wasserhühnchen, Baillonsches Rohrhuhn). Länge 17, Schnabel 1,4, Lauf 2,8 cm. Oberkopf und Nacken olivenbraun, schwarz gefleckt, über die schwarzen Schultern und Rücken weiße Fleckchen; Seitenfedern und untere Stoßdecken stumpfschwarz und bräunlich gemischt, mit weißen Querbändern; Vorderkopf, Vorderhals und Brust dunkel aschblau, Unterflügel graubraun und weiß gefleckt, Ständer trüb fleischfarbig-grau, Schnabel schön meergrün, nach der Spitze dunkler, entbehrt der roten Farbe im Gegensatze zum vorigen; Iris hochrot. Das Jugendkleid ist oberseits dem vorigen ähnlich, Vorderseite bis zum Kropfe weiß, die übrige dunkel graubräunlich mit weißen Zeichnungen, Ständer und Schnabel hell fleischfarbig. Seine Heimat bilden Mittel- und Südeuropa, in Norddeutschland ist es selten, doch ist es sehr schwer zu beobachten, da es sich, wie seine Verwandten, sehr verborgen hält. Seine acht Eier haben auf gelblichem Grunde dicht stehende, violettgraue und dunkelbraune Flecken und Punkte und messen 25 : 19 mm.

Diese vorstehend beschriebenen, kleinen Teich- und Sumpfbewohner gehören zu den lieblichsten Erscheinungen unserer Vogelwelt, sind durchaus harmlos, da sie nur von Gewürm und zarten Vegetabilien leben, und fordern den Jäger daher nur insoweit zur Jagd auf, als er sie schießen wird, um sie sich genau zu besehen und kennen zu lernen. Dazu kommt, daß sie ohnehin vielen Verfolgungen ausgesetzt sind und ihnen die Eier und Jungen sehr häufig von der Rohrweihe, dem schändlichsten Eierdieb und Verfolger wehrloser Sumpf- und Wasservögel, geraubt werden. Scheu sind diese Sumpfhühnchen nicht; setzt man sich still an die Teichränder, so kann man sie vertraut an den lichteren Stellen herumwaten, ja selbst in nächster Nähe sehen. Eigentümlich ist die Gewohnheit des kleinen Sumpfhuhnes, sich gelegentlich auf einen freien Rohrstengel zu stellen und den Menschen unter anhaltendem Geschrei zu mustern. Mit ihren auffallend langen Zehen schwimmen sie behend und gern, doch streichen sie sehr ungern, mit schlaff herabhängenden Ständern, und suchen auch bald wieder einzufallen. Ihr Ruf klingt wie „Kik kik kik kik". Sie sind Zugvögel und ziehen, wie alle ihrer Verwandtschaft, nur bei Nacht. Von einem wirklichen Jagdbetrieb auf die S. kann nach dem oben Gesagten kaum die Rede sein.

Sumpfkiefer s. *Nadelhölzer*, Moorkiefer.

Sumpfkrebs, galizischer, s. *Krebs 1.*

Sumpfläufer (Limicola Koch), Gattung aus der Familie der Schnepfen (Scolopacidae); Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae).

Stecher weich und biegsam, länger als der Kopf, von der Wurzel aus gerade, dann wenig aufwärts gebogen und gegen die harte Spitze hin abwärts gesenkt; an der Wurzel höher als breit, von da ab aber platt, also breiter als hoch und jederseits längs der Schneiden je eine Furche bis an die Spitze; die kleinen, eirunden, nahe der Stirn stehenden Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne; Hinterzehe kurz, Vorderzehen ohne Bindehaut; Stoß zwölffederig, schwach abgerundet. Sommer- und Winterkleid kaum verschieden.

Kleiner Sumpfläufer (Limicola platyrhyncha Temm., L. pygmaea Koch; Schnepfenstrandläufer, Lerchenschnepfe, Zwergschnepfe). Länge 15, Stoß 3,8, Stecher 3,3, Lauf 2,4, Mittelzehe mit Nagel 2 cm; auf dem schwarzbraunen Scheitel zwei rostgelbliche Längsbinden; Oberseite braunschwarz mit hellen Säumen und zwei den Rücken abgrenzenden Längsstreifen. Augenstreifen trübweiß, Halsseiten rötlichgrauweiß mit dunklen Schaftflecken; ganze Vorderseite trübweiß, auf dem Kropfe dunkle Querflecke; die Seiten der oberen Stoßdecken weiß mit schwarzen Flecken; Flügeldecken braungrau, Schwingen stumpfschwarz, Vorder- und Mittelschwingen weißschäftig; die Flügel übertragen den Stoß, dessen mittlere Federn etwas verlängert sind; Stecher rötlich-grau; Auge dunkelbraun, steht schnepfenartig etwas hoch; Ständer dunkelgrünlich. Nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit im Kleide kein nennenswerter Unterschied. Der S. brütet in den nordischen Tundren von Lappland bis Ostsibirien; zieht südlich bis Italien und Griechenland, liebt tiefe, schlammige Meeresufer, aus denen er seine Nahrung holt. Die Stimme des kleinen Sumpfläufers klingt wie ein helles, fast trillerndes „Tirrrrr", und daran wird man ihn ebenso bald erkennen wie an der kleinen Gestalt, wenn er wie eine Bachstelze in nassen Stellen der Triften usw. emsig umherläuft, nach Nahrung sucht, kurz vor dem Menschen aufsteht, bald wieder einfällt, sich auch wohl drückt und dann schwer gefunden wird. Dabei wird er als ungeselliger Gast meist nur einzeln angetroffen. Im August bis zum September kommt er bei uns durch, ist aber immer nur ein seltener Vogel,

der überdies oft übersehen oder verwechselt wird.

Sumpfläufer s. *Uferschnepfe 1.*

Sumpfohreule s. *Eulen III, 3.*

Sumpfotter s. *Nörz.*

Sumpfporst (Kienporst [Ledum palustre] und Gagel [Myrica gale]) sind wichtige Deckungspflanzen des Moores, in denen das Wild Ruhe und Schutz findet. Sie bilden dort dichte, natürliche Remisen.

Sumpfschnepfe s. *Schnepfen II.*

Sumpfschnerz s. *Sumpfhuhn 2.*

Sumpfvögel (Grallatores), eine verschieden aufgefaßte Ordnung der Vögel, zu der meistens die Familien der Schnepfen, Trappen, Regenpfeifer, Rallen und Kraniche gerechnet werden. Nach anderer Auffassung, die auch in diesem Buche beobachtet worden ist, sieht man in den Grallatores eine größere Abteilung mit den Ordnungen der Laufvögel oder Cursores (Regenpfeifer, Schnepfen, Trappen, Kraniche, Rallen usw.) und der Schreitvögel oder Gressores (Ibisse, Störche, Reiher, Flamingos usw.). Die hierher gehörigen Vögel kennzeichnen sich durch ihre meist sehr langen Ständer oder Stelzen, die über die Ferse hinauf stets unbefiedert und mit weicher, flach geschuppter oder geschilderter Haut überzogen sind. Zehen bald frei, bald mit Schwimmlappen oder kurzen Spannhäuten versehen. Flügel mäßig lang, Stoß meist kurz. Schnabel in Form und Länge sehr veränderlich.

Swainsondrossel s. *Drosseln 15.*

Syphilis der Hasen s. *Pyämie.*

Systemschraube (Kreuzschraube), die den Systemschwanz (die sog. Scheibe) mit dem Schloßbleche verbindende Schraube, die gleichzeitig auch durch den Schaft (Kolbenhals) geht und diesen mit dem Systeme verbindet.

T.

Tafelente s. *Enten II, 2.*

Tagnetz (Klebgarn) s. *Jagdnetze 2.*

Tagraubvögel; zu ihnen gehören die Familien der Falken und Geier. Ihre Augen stehen seitlich, sind gewimpert und von nur mäßiger Größe; sie haben einen Kropf, in welchem der Fraß (das Gekröpf) erweicht, um alsdann in den Magen zur eigentlichen Verdauung überzugehen. Das Gefieder ist hart und straff im Gegensatze zu dem weichen, lockeren der Eulen. Lauf kräftig, meist mit herabhängenden, langen Federn (Hose) versehen; stets 4 Zehen mit rauher, warziger Sohle und scharfen Krallen. Gesichtssinn sehr stark entwickelt. Die T. unterscheiden sich anatomisch scharf von den Eulen (namentlich in bezug auf Tränen-, Brust-, Gabel- und Flügelbein). An Halswirbeln sind 14, an Rückenwirbeln 4 bis 5 vorhanden. Weibchen fast immer stärker als Männchen; Farbe ihres Gefieders aber matter. Das Jugendkleid hat meist Längszeichnung, das Alterskleid Querzeichnung. Die T. können außerordentliche Mengen Fraß auf einmal kröpfen, dann aber auch sehr lange hungern. Sie haben nach dem deutschen Vogelschutzgesetz mit Ausnahme der Turmfalken, Schrei-, Seeadler, Bussarde und Gabelweihen (roten Milane) keine Schonzeit, jedoch werden die Adler (Stein-, See-, Fisch-, Schlangen- und Schreiadler) in Preußen u. a. zu den jagdbaren Vögeln gerechnet, genießen aber keine Schonzeit (Preuß. Jagdordnung 1907).

Talg, das Fett der Hirscharten, des Stein-, Gems- und Schafwildes um deren Gescheide, überhaupt in der Höhlung des Leibes, während das auf dem Wildbret liegende Feist genannt wird. Beim Schwarzwilde sagt man statt T. Flaumen, Flisen oder Lisen. Beim Hasen und beim geringen Federwilde spricht man von Fett, sonst Feist, noch besser: Gut bei Leibe.

Talschneehuhn s. *Schneehuhn 1.*

Tannenhäher (Nucifraga Briss.). Der starke, fast gerade Schnabel spitzt sich meißelartig zu und ist länger als der Lauf; im Innern des Unterschnabels von dessen Mitte bis zur Spitze befindet sich eine harte Erhabenheit, zwischen deren scharfen Kanten die gespaltene Zunge liegt. Die nahe der Schnabelwurzel befindlichen kleinen Nasenlöcher sind von den Bartborsten verdeckt. Die Flügel erreichen nur die Mitte des Stoßes. In unserem Gebiete haben wir eine Art, die in zwei Formen auftritt, deren eine stellenweise bei uns brütet (s. u.), während die andere uns gelegentlich vom Norden her als Wintergast besucht. Diese Wanderer werden eine um so leichtere Beute der Schießer, als sie mit unglaublicher Vertrauensseligkeit, um nicht zu sagen Dummheit, den Schützen herankommen lassen.

T a n n e n h ä h e r (Nucifraga caryocatactes Temm., Corvus caryocatactes L.; Nußhäher, Nußknacker, schwarzer Markwart, Nußpicker, Spechtrabe, Nuß- und Bergjäck usw.). Länge 30, Stoß 11, Schnabel 4,5, Lauf 3,8 cm. Hauptfärbung dunkelbraun mit weißen Flecken, die an der Kehle schmal, nach unten hin größer und auf

der Brust tropfenartig sind. Flügel schwarz mit bläulichem Glanz und weißen Spitzensäumen an den kleinen Deckfedern. Der schwarze Stoß abgerundet mit weißem Endsaume. Schnabel und Ständer schwarz; Iris braun. Weibchen matter gefärbt als das Männchen. Man unterscheidet zwei Formen des T., die auch wohl als besondere Arten betrachtet werden, nämlich den dickschnäbeligen T. (Nucifraga caryocatactes pachyrhynchus) und den dünnschnäbeligen T. (N. c. leptorhynchus), ersterer mit kürzerem, kräftigem Schnabel und kaum verlängertem Oberschnabel, sowie schmaler, weißer Stoßbinde, letzterer mit schlankem Schnabel, dessen oberer Teil den unteren merklich, oft beträchtlich, überragt, sowie mit breiter, weißer Stoßbinde. Die dickschnäbelige Form ist Brutvogel in Deutschland, denn sie nistet auf unseren höheren Gebirgen vom Harz bis zu den Alpen, auch einzeln in Ostpreußen, außerdem in den sonstigen europäischen Hochgebirgen, während die dünnschnäbelige Form ihre Heimat in Ostrußland, Sibirien, Japan und Kamtschatka hat. Das Anfang März gebaute Nest besteht aus mit Flechten bewachsenen Reisern, Holzmoder usw. und ist mit grünen Zweigen von außen verkleidet, innen mit weicherem Material ausgestattet. Die 3 bis 4 Eier sind von 30 : 24 bis 35 : 25 mm groß, bald den Dohlen- und Elstern-, bald den Eichelhähereiern ähnlich. Des T. Nahrung besteht aus Zirbelnüssen, Haselnüssen, Bucheln, Eicheln, Nadelholzsamen und Beeren, allerlei Gewürm, Insekten, ebenso jungen Vögeln und Vogeleiern, soviel er deren habhaft werden kann; auch aus den Dohnenstiegen holte er die gefangenen Vögel heraus. Er ist ein wenig scheuer, dummdreister Vogel, dessen Stimme wie „Kräk kräk kräk" klingt und zur Paarungszeit in einen schwatzenden Gesang übergeht. Im Flug unterscheidet er sich kaum vom Eichelhäher (s. *Häher*).

Tannenmarder s. *Marder 1.*

Tarsus, eine ungenaue, daher verwerfliche Bezeichnung für denjenigen Abschnitt des Vogelbeines, der zwischen der Zehenwurzel und dem nächsten, oberhalb dieser befindlichen Gelenk gelegen ist. Die richtige Bezeichnung ist Tarsometatarsus, auf deutsch Lauf (s. a. *Vogel*).

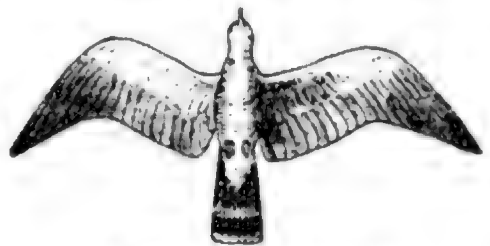
Tasche s. *Schnalle.*

Tauben (Columbae oder Gyrantes, Girrvögel), Ordnung der Vögel. Der etwas zusammengedrückte, ziemlich schwache Schnabel gerade mit abwärts gebogener, harter Spitze, an der Wurzel eine wulstige Haut, unter dieser die spaltförmigen Nasenlöcher. An den kurzen, bis zum Fersengelenke befiederten Ständern stehen drei Zehen nach vorn, eine in gleicher Höhe eingelenkte nach hinten, Vorderzehen ohne Bindehäute, Flügel spitz, Schwingen hart, Stoß zwölffederig. Tauber und Täubin gleich gefärbt, Dunenkleid bei den Jungen sehr wenig ausgebildet. Kropf paarig; zur Brutzeit sondern seine Drüsen einen milchigen Saft ab, mit dem in der ersten Zeit die Jungen ernährt werden. Fast nie werden mehr als zwei Eier, stets von weißer Farbe, gelegt. Die Stimme ist bei allen Arten ein charakteristisches Girren. Von den mehr als 400 bekannten Tauben kommen bei uns 3 bzw. 4 vor.

I. Gattung: Columba L.

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist durch eine Furche geteilt. Stoß ist gerade, am Ende quer abgestutzt.

1) R i n g e l t a u b e (Columba palumbus L., Palumbus torquatus Leach; große Holztaube, Kohltaube). Länge 40 bis 45, Stoß 16, Schnabel 2 bis 2,5, Lauf 3 cm.



Flugbild der Ringeltaube.
(Breite etwa 75 cm).

Auf dem Außenrande der oberen Flügeldeckfedern ein großer, weißer Längsflecken, die großen Schwingen weiß gerändert, an beiden Halsseiten bei ausgefärbten Vögeln ein halbmondförmiger, großer, weißer Fleck. Kopffedern, Hals und Oberseite blaugrau, Halsseiten, Nacken und Rücken meergrün mit Purpurschimmer, Kropf blaugrau mit geringem rotem Schiller, Unterseite bläulich-weiß, Schwingen und Stoß schiefergrau, letzterer am Ende grauschwarz mit einer hellen Querbinde. Der Schnabel ist an der Wurzel hochrot, an der Spitze gelb, die Nasenhaut weiß, wie bereift; Iris gelb, Ständer hochrot. Täubin schwächer, blässer und mehr grau von Färbung. Den Jungen fehlt der halbmondförmige, weiße Fleck an den Halsseiten, auch sind sie im ganzen matter gefärbt mit wenig Metallschimmer. Die R. bewohnt ganz Europa vom 65.° nördl. Br. ab, auch Asien und einige Teile des nördlichen Afrika; in Deutschland ist sie gemein. Diese starke, prächtige Taube lebt besonders im Walde, zieht allerdings Nadelholz vor, geht aber auch ebensogut in Laubhölzer mit hohen Beständen; auch trifft man sie in dicht belaubten Efeugewinden an Bäumen in der Nähe menschlicher Ansiede-

lungen. Ihr Nest ist ein einfacher, etwas sorglos aufgeführter Bau aus losen Reisern, gerade so dicht, um die zwei milchweißen Eier nicht durchfallen zu lassen, die etwa 39 : 29 mm messen. Die Taube wird zwar beim Brutgeschäft vom Tauber abgelöst, doch immer nur auf kurze Zeit in den Mittagstunden, vollzieht also diese Pflicht fast allein; in 18 bis 20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, die dann von den Alten aus dem Kropf anfangs mit dem milchigen Sekret, später mit erweichten Körnern gefüttert werden. Die Äsung der Ringeltaube besteht aus Waldsämereien und Körnern aller Art. Sie liebt besonders Fichtensamen, sucht aber auch Eicheln und Bucheln. Im Herbste hält sie sich vorzugsweise an den Rändern der Gehölze auf, um die ausgefallenen Getreidekörner auf den Äckern zu äsen; auf Erbsenfeldern kann sie einen beträchtlichen Schaden anrichten, wenn sie in Flügen oder Scharen einfällt und die Garben plündert. Im Winter äst sie, besonders wenn hoher Schnee liegt, gern Grünkohl. Auch Schnecken, sogar Raupen, hat man im Kropfe von R. gefunden.

Die Ringeltaube ist Zugvogel, doch wo sie auch im Winter hinreichend Äsung findet, bleibt sie; sonst zieht sie in starken Scharen dem Süden zu, mit Bedacht über größere Waldungen fort, um etwaigen Verfolgungen des Habichts und Wanderfalken entgehen zu können, die ihre gefährlichsten Feinde sind. Im März kehrt sie paarweise zurück, worauf das Pärchen alsbald unter vielen Liebesbezeigungen und komischen, verliebten Sprüngen und Rucksen des Taubers zum Nestbau schreitet. Ehe aber die Brütezeit beginnt, führt das Taubenpaar ein sorgloses Liebesleben. Nach Sonnenaufgang sieht man es auf irgend einem frei stehenden Ast sich schnäbeln, das Gefieder ordnen; der Tauber schwingt sich in die Luft, um aber bald wieder einzufallen und die Tändeleien von neuem zu beginnen. Nun wird das Frühstück gesucht und gegen 10 Uhr zum alten Stande zurückgestrichen. Mittags und am späten Nachmittage streichen sie noch einmal nach Äsung, mit Untergang der Sonne aber suchen sie Quartier im dichtesten Geäst, nahe aneinander geschmiegt. Die R. hat einen schnellen Flug, zu dem sie sich mit lautem Klatschen aufschwingt, und der wie „Wich, wich, wich“ klingt; im Flug erinnert sie etwas an den Habicht. Des Taubers Minneton ist ein heftiges „Rukkuku“, wobei er, den Kropf schüttelnd und blähend, auf einem Aste dicht an der Baumkrone steht.

2) H o h l t a u b e (Columba oenas L.; kleine Holztaube Lochtaube Blautaube). Länge 30 bis 34, Stoß 12, Lauf 2,5 cm. Gesamtfärbung aschblau, auf dem unteren Rücken und den unteren Flügeldecken nicht weiß. Kopf und Hals aschblau, Kropf und obere Brust grau mit Purpurschiller, Halsseiten und Nacken mit blaugrünem Metallschiller, Schultern und Rücken dunkler blau, Schwingen aschgrau mit dunklen Flecken, die undeutliche, nicht zusammenhängende Binden bilden, der schieferblaue Stoß mit einer breiten, dunklen Binde, Schnabel an der Wurzel gelbrot mit trübgelber Spitze, Iris nußbraun, Ständer hochrot. Die Tauben zeigen mattere Färbung und sind schwächer, ebenso die Jungen. Da die Hohltaube Höhlenbrüterin ist, ihr aber die geeigneten Bäume immer mehr genommen werden, so findet man sie viel seltener als die Ringeltaube, deren Verbreitung sie sich sonst anschließt. Sie nistet sowohl in Nadel- als in Laubhölzern, auch im Gemäuer, legt im März ihre beiden Eier, die 36 : 26 mm messen und von beiden Gatten ausgebrütet werden. Ist die erste Brut flugbar, so wird zur zweiten und auch zum zweiten Nestbau geschritten, weil das erste Heim so voll Kot liegt, daß es einer Kloake gleicht. Die Hohltaube soll sogar, wenn alle Bedingungen dazu vorhanden, dreimal brüten. Ganz im Gegensatze zur Ringeltaube ist die Hohltaube eine treue Behüterin der jungen Brut, verläßt diese in eigner größter Gefahr nicht, lebt gesellig mit ihresgleichen und paart sich selbst mit Haustauben. Zug und Lebensweise wie bei der Ringeltaube. Die Stimme weicht von der der Ringeltaube ab und klingt mehr heulend, etwa wie „Hukuh, hukuh“.

3) F e l s e n t a u b e (Columba livia Briss.; wilde Feldtaube, Klippentaube). Gesamtfärbung mohnblau, auf dem unteren Rücken und den unteren Flügeldecken weiß. Länge 32 bis 34, Stoß 9,5 bis 11, Schnabel 1,9, Lauf etwa 2,5 bis 3 cm. Schnabel schwarz mit weißlicher, wulstiger Haut, Iris gelbrot, Ständer blutrot, die äußerste Stoßfeder ist bis zur schwarzen Endbinde auf der Außenfahne weiß; sonst wie die Hohltaube gefärbt. Bei der großen Individuenzahl und ihrer weiten Verbreitung kommen vielfache Variationen vor. Die F. wird als Stammutter unserer Haustaube angesehen und findet in deren Tun und Treiben ein treues Abbild, wie denn auch der Tauber rucksend und lockend um die Taube herumläuft und nicht stillstehend wirbt, wie der der vorigen Arten. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche Europa, wo sie die Küstenländer des Mittelländischen Meeres bewohnt; sie kommt in Nordafrika, teilweise in Asien und nur strichweise im nördlichen Europa vor, an den Küsten Schottlands, Norwegens, auf den Hebriden, Faröer, Orkney- und Shetlands-Inseln, in Österreich

nur in Krain und bei Triest, innerhalb Deutschlands wohl nirgends. Man darf sie nicht mit verwilderten Haustauben verwechseln, mit denen sie sich allerdings paart und in deren Gemeinschaft sie vielleicht auf manchem Turm oder Mauerwerk nisten mag. Auf Bäumen nistet sie nur im Notfalle, weiß sich aber jeden Felsspalt zum Nisten einzurichten und bevölkert die felsigen Gestade am Mittelmeer in großen Mengen. Die beiden milchweißen Eier werden von der Taube unter unbedeutender Hilfe des Taubers ausgebrütet. Ihre Äsung ist die der anderen T., sie macht sich besonders durch Auflesen vielen Unkrauts entschieden nützlich. Vom Norden her zieht sie im Herbste südwärts, zuweilen mit Dohlen- und Krähenscharen gemischt, um sich vor Raubvögeln zu schützen, und kehrt im Frühling zurück.

II. Gattung: Turtur Ray.

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist nicht durch eine Furche geteilt. Der Stoß stufig oder abgerundet, seine Mittelfedern am längsten.

1) Turteltaube (Turtur turtur L., T. auritus Ray, Columba turtur L.). Länge 28—30, Schnabel 1,5, Stoß 11,5, Lauf 2 cm. Kopf und Nacken hell mohnblau, Kopfseiten graurötlich, an den Halsseiten bilden einige Reihen kleiner, schwarzer Federn mit blendendweißen Enden einen offenen Ring; Oberrücken dunkelgrau, lebhaft rostrot gekantet; Unterrücken und Bürzel graublau, obere Stoßdecken graubraun, Stoßfedern schieferfarbig, die beiden mittleren dunkler, alle mit weißen Enden. Hals und Brust purpurrötlich überflogen. Bauch weiß. Schulter- und Flügeldeckfedern, auch die Schwingen zweiter Ordnung blauschwarz mit roströtlichen Kanten, Schulterfedern mit blauen Außenrändern, die übrigen Schwingen hell mohnblau, die großen Schwingen schwarzgrau mit weißen Spitzen. Schnabel schwarz, Iris bei den Alten gelbrot, bei den Jungen braungrau; Lider fleischfarbig, Ständer blutrot. Die Täubinnen sind etwas schwächer und weniger lebhaft gefärbt. Die Jungen haben ein dunkel aschgraues Kleid, schwarz gefleckt und rötlichbraun gekantet. Diese liebliche Taube bewohnt vom südlichen Schweden an ganz Europa, ist in dessen südlichen Ländern sogar gemein, wie auch in einem großen Teile von Afrika und in einigen Teilen von Asien. Die Turteltaube nistet in den verschiedensten Holzungen auf Bäumen, zieht aber recht sonnige Lagen vor und baut ihr fast durchsichtiges, sehr kunstloses Nest meist in den Astgabeln, so daß man von unten die Eier durchschimmern sehen kann, die wie alle Taubeneier milchweiß und etwa 29 : 23 mm groß sind. Im Gegensatze zur Ringeltaube pflegt die T. ihre Brut mit großer Ausdauer; überhaupt ist ein Turteltaubenpärchen ein anmutiges Bild von Gattenliebe und innigem Familienleben. Beobachtet man außer ihrer sehr zarten Färbung auch die höchst zierlichen Bewegungen in Gang und Haltung, so stellen sie sich dem Tierfreunde so nahe, daß auch der Jäger ihre Schonung als selbstverständlich ansieht, sich an der T. erfreut, dem sanften „Turr-turr-turr" lauscht und während der Rast unter dem breitästigen Baum ihrem Tun und Treiben mit Vergnügen zusieht. Die Turteltaube streicht von allen Verwandten am schnellsten und entgeht sogar sehr häufig dem Falken durch ihre gewandten Schwenkungen. Ein Kind von Licht und Wärme, zieht sie schon Ausgang September von uns und kehrt erst mit Ablauf des Aprils zu uns zurück, je nach der kälteren oder wärmeren Lage ihres Brutortes freilich bald eher, bald später. Ihre Äsung ist die der vorigen.

Jagd.

Die T. werden den schädlichen Tieren zugezählt und haben deshalb in Preußen und anderen Staaten keine Schonzeit. Das Gesetz rührt offenbar von den Forstleuten her, denn auf großen Feldern können sie dem untergeeggten Samen nur wenig tun, und von kleinen lassen sie sich sehr leicht abhalten, auch haben sie noch keine Waldkultur in Frage gestellt, daher das Verdikt als ein etwas heißsporniges anzusprechen ist. Der Weidmann wird es natürlich unter seiner Würde halten, in der Brutzeit alte Tauben abzuschießen. Der Naturfreund darf mit Recht verlangen, daß Geschöpfe, welche des Menschen Ziele nicht in Frage stellen, trotz kleiner Überschreitungen soviel wie tunlich erhalten bleiben. Wer also den ruckenden, brandmageren Tauber im Frühling schießen will, darf es tun und muß ihn eben anzuschleichen suchen, was nicht allzu schwierig ist, wenn man es unter Deckung tut und jedes Geräusch vermeidet, denn der Liebestaumel macht blind und nicht nur für den Gegenstand der Neigung, sondern auch für manchen Feind. Wer das Rucksen der Tauben täuschend nachzuahmen versteht, kann sie auch aufs Locken schießen. Will man, was sehr viel zweckmäßiger und praktischer ist, sich der jungen Ringeltauben bemächtigen, um sie zu verspeisen, so warte man, bis man sie deutlich piepen hört und über den Rand des Nestes hervorragen sieht, dann sind sie gut und geben vortreffliche und nicht kleine Braten; man hüte sich aber sehr vor vielem Beobachten und Stören der Taube, denn wenn dies geschieht, so verläßt sie sicher Eier oder Junge, um nicht wiederzukehren. Im Herbste, gelegentlich der Hühnerjagd, kann man manchen Schuß auf Wildtauben (worunter wir haupt-

sächlich die Ringeltaube verstehen, da die anderen verhältnismäßig selten sind) anbringen, wenn man ihren Einfall auf Stoppelfelder, Erbsen- und Buchweizenäcker beobachtet und sich dort aus Garben und Bündeln eine Art Schirm herstellt. Wenn auch nach dem Schusse die Schar abstreicht, so darf man doch bald auf frische Zuzügler rechnen, so daß man schließlich mit gefüllter Tasche abziehen kann. Die T. sind um diese Zeit sehr gut und wohlschmeckend. Auch macht man sich an den Trinkplätzen einfache Schirme, und namentlich früher hoffte man die T. durch sog. Sülzen oder Beizen, deren Hauptbestandteil Aniskörner sind, anzulocken; es ist dies ja auch eine nicht ungewöhnliche Maßregel der Taubenzüchter, mit dem Anis die eigenen T. an den Schlag zu fesseln und vielleicht fremde anzulocken.

Von viel größerer Bedeutung ist für die betreffenden Gegenden die Jagd auf die scharenweise brütende Felsentaube. Augenzeugen nennen diese Jagd längs der Felsengestade höchst interessant. Die Jäger fahren vor Sonnenaufgang in einem Boot entlang der Felsen und halten bei den Höhlungen, wo sie T. wissen oder vermuten, an; sowie die ersten Sonnenstrahlen erglänzen, streichen die Felsentauben hastig aus ihren Schlafstellen heraus, wobei ein geübter Schütze viele erlegen kann. Ebenso verfährt man auf dem Abendanstande, wenn sie einstreichen; daß man auch die Löcher verstopft und sie in den Höhlen mit Stangen massakriert, mag ganz praktisch und dem gemeinen Mann angemessen sein — weidmännisch ist es nicht.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

In Preußen sind zahme T., die jemand hält, ohne ein wirkliches Recht dazu zu haben, wenn sie im Freien betroffen werden, ein Gegenstand des Tierfanges. Wer das Recht hat, T. zu halten, ist in den Provinzialgesetzen bestimmt. Wo diese nichts festsetzen, sind nur diejenigen, die tragbare Äcker in der Feldflur besitzen oder diese statt des Eigentümers benutzen, nach Verhältnis des Ackermaßes T. zu halten berechtigt.

Taubenfalke s. *Edelfalken I, 4.*

Taubenschießen auf lebende Tauben finden in Deutschland nicht statt, wohl aber Wurftaubenschießen als Vorübung für die Hühnerjagd. Das bedeutendste Preisschießen auf Wurftauben ist das des Schießvereins deutscher Jäger, bei dem alljährlich die Meisterschaft von Deutschland im Flugschießen ausgeschossen wird.

Tauber, männliche Taube.

Tauchente s. *Enten II* und *Taucher I, 2.*

Taucher (Urinatores), eine Ordnung der Vögel, welche die Steißfüße oder eigentlichen Taucher (Colymbidae) und die Alken oder Flügeltaucher (Alcidae) umfaßt. Dem harten, scharfschneidigen, verschieden gestalteten Schnabel fehlen die Lamellen; die Nasenlöcher sind verschließbar. Durch die sehr weit nach hinten gestellten Ruder gehen alle T. sehr aufrecht und ungeschickt, dagegen schwimmen und besonders tauchen sie vortrefflich. Stoß sehr kurz oder gar nicht vorhanden. Wir behandeln hier nur die Steißfüße oder eigentlichen Taucher (Colymbidae), die *Alken* in einem besonderen Artikel. Bei den Steißfüßen ist der Körper lang, etwas abgeplattet, der Schnabel gerade und spitz, etwa kopflang, der Lauf sehr stark seitlich zusammengedrückt; die Vorderzehen lang, entweder mit seitlichen, lappenförmigen Säumen oder mit Schwimmhäuten; die Hinterzehe stets vorhanden, doch klein (Hauptunterschied gegen die Alken).

I. Gattung: Lappentaucher oder Steißfüße (Colymbus).

Bis zum ersten Gelenk der drei Vorderzehen eine Bindehaut, der übrige Teil mit seitlichen Lappensäumen; an der Hinterzehe ein häutiger Saum. Lauf scharfkantig zusammengedrückt, vorn mit einer, hinten mit zwei scharfkantigen Längsleisten, an den Seiten mit 20 bis 24 Quertafeln. Die zweite Schwinge ist die längste. Zügel nackt, statt des Stoßes ein Büschel fein zerschlissener Federn; auf Kopf und Halsseiten in der Erregung aufrichtbare Federbüsche, die den Vögeln ein sehr sonderbares Äußere geben. Gefieder ungemein dicht und glatt, stets fettig, daher dem Eindringen des Wassers unzugänglich. Um aufzustehen, nehmen die L. einen Anlauf auf dem Wasser, streichen alsdann aber ziemlich schnell. Ihre Nahrung besteht aus Fischen und allerlei Wassertieren und wird durch Tauchen beschafft. Die Nester schwimmen auf einer Bülte im Schilf, Rohr usw., enthalten zahlreiche, gestreckte, bräunlich-grünliche Eier. Beim Schwimmen liegen die Lappentaucher sehr tief im Wasser.

1) Großer Lappentaucher (Colymbus cristatus L., Podiceps cristatus; großer Haubentaucher, großer gehaubter Steißfuß, großer gehörnter Kronentaucher, Zerch, Lorch, Greben; s. Abb. 1). Länge 55, Schnabel 4,8, Lauf 6 cm. Prachtkleid: Auf dem Scheitel stehen verlängerte Federn, die einen zweiteiligen Federbusch bilden und, wenn aufgerichtet, wie zwei Hörner aussehen; hinter den Ohren, auf den Wangen und unter der Kehle ein aufrichtbarer Federkragen, der die unteren Halsteile wie ein

Rad umgibt. Stirn braungrau, Federhörner schwarz, Kehle und Umgebung der Augen weiß, Kragen licht rostrot mit braunschwarzem Saum, ein dunkler Streifen zieht sich vom Schnabel nach den Augen hin; Hinterhals schwarzbraun, Oberseite dunkel graubraun mit weißlichen Spitzensäumen; Brust- und Bauchseiten kastanienbraun gemischt; Unterseite glänzend weiß, wie Atlas schimmernd; im Mittelflügel und auf den Schultern zwei weiße Längsflecken. Im Herbstkleid ist der kurze Kragen weiß, mit etwas Rostrot gemischt und mit schmalem, schwarzem Saum, die oberen Teile mehr grau; das Kastanienbraun an den Rumpfseiten fehlt. Das Jugendkleid ebenso, nur die Oberseite grau mit braunen Flecken, Unterseite weiß. Die Weibchen sind bedeutend schwächer; bei den jungen Vögeln sind Hörner und Kragen geringer und von matterer Färbung. Schnabel rötlich, Ruder grau, Iris karminrot. Die Dunenjungen sind weißlich, oben mehr grau, an Kopf und Hals mit 5 dunklen Längsstreifen versehen. Den hohen Norden ausgenommen, ist der gr. L. in ganz Europa verbreitet, ebenso im nördlichen Asien und Afrika. Im nördlichen Deutschland ist er gemeiner Brutvogel, findet sich an den Meeresküsten, auf großen Landseen und Teichen, deren Ufer mit Schilf und Rohr dicht besetzt sind, und nur zur Zugzeit trifft man ihn auf Flüssen. Sein Nest steht nach der Wasserseite im hohen Uferwuchs, zwar befestigt, doch immer schwimmend. An geeigneten Stellen gibt es förmliche Kolonien von Nestern. Im März kommt er in Deutschland an, im Mai findet man das Gelege, 2 bis 4 Eier, bräunlich, gestreckt, 50 : 33 mm groß, die in drei Wochen von beiden Gatten ausgebrütet werden. Beide pflegen und schützen die niedlichen Jungen mit großer Umsicht, ihr Rücken ist oft der Ruheplatz der Jungen. Der gr. L. hat schwimmend ein prächtiges Ansehen, ein Paar solcher Vögel sind eine Zierde für Landseen und Teiche; sein langer Hals, den er fast immer hoch trägt, macht ihn weithin sichtbar. Merkt er Gefahr, so taucht er geräuschlos und blitzschnell unter, um wohl an 60 m entfernt wieder aufzutauchen, den vermeintlichen Feind beobachtend. Seine kräftige, weithin schallende Stimme klingt wie „Kök kök kök“ oder auch „Kraorr kraorr“. Der Flug ist der schmalen, kurzen Flügel wegen schwerfällig, nur im Herbste machen die L. öfter Flugübungen, um in dieser Jahreszeit spät und bei Nacht fortzuziehen. Sie leben von kleinen Fischen, Wassertieren aller Art, Fröschen, Laich, zarten Pflanzen und liefern ein gesuchtes Rauhwerk. Fast stets findet man in ihrem Magen Federn, was auch bei den anderen Arten der Fall ist.

1. Kopf des großen Lappentauchers. (Männchen im Prachtkleide.)

2) Schwarzhals-Lappentaucher (Colymbus nigricollis Brehm, C. auritus Gmel., Podiceps auritus Temm.; geöhrter Steißfuß, großohrige Tauchente, kleines Goldohr). Länge 28 bis 30,5, Schnabel 2,2, Lauf 3,6 bis 4,2, Mittelzehe ohne Nagel 4,3 cm. Schnabel schwach, an der Firste etwas aufwärts gebogen. Prachtkleid: Auf dem Hinterkopf ein kleiner, abgestutzter Federbusch, in der Mitte etwas vertieft, rötlich-gelb; Kragen rostrot mit ockergelben Spitzen. Kopf und Genick schwarz, grün schimmernd, Kinn, Hals und Kropfseiten schwarz, die Seiten dunkel rostrot, zuweilen dunkel gefleckt, die Unterseite weiß, wie Atlas glänzend; Oberseite schwarzbraun, Spiegel weiß. Weibchen schwächer und auf der Ohrgegend matter gefärbt. Dem Jugendkleide fehlen die langen Kopffedern, Wangen und Kehle weiß, nach der Ohrgegend in mattes Rostrot übergehend, unter dem nackten Zügel und dem Auge ein dunkler Streifen, Oberkörper samt Flügel schwarzbraun, Spiegel weiß; Vorderhals braungrau, die Seiten dunkler, die Mitte des Kropfes und der Vorderseite glänzend weiß. Das Herbstkleid der Alten hat keinen dunklen Streifen an den Seiten des Kopfes, sonst dem Jugendkleid ähnlich; Schnabel dunkelgrau, an der Wurzel rötlich, Iris rot. Der Schwarzhals-L. bewohnt Mittel- und Süd-Europa, Sibirien und Nordafrika. In Deutschland strichweise häufig, findet man ihn auf Landseen und Teichen mit bewachsenen Ufern und dichtem Grundwuchse. Sein Nest baut er aus Schlamm und Pflanzen; die 39 : 26 mm großen Eier ähneln in Gestalt, Farbe und Anzahl denen des großen Lappentauchers sehr, mit dessen Lebensweise

2. Kopf des Schwarzhals-Lappentauchers im Prachtkleide.

der S. auch übereinstimmt. Seine an stillen Abenden sanft und doch weit hörbare Stimme klingt wie „Bid bid bidewidewidewidewide".

3) Geöhrter Lappentaucher (Colymbus auritus L., Podiceps cornutus Lath., P. arcticus Boie; gehörnter Steißfuß, kleiner Kronentaucher, großes Goldohr). Länge 32,2 bis 35, Schnabel 2,3, Lauf 3,6, Außenzehe mit Nagel 5,4 cm. Schnabel gerade, die Firste ganz schwach abwärts gebogen. Prachtkleid: Die Seiten des Oberkopfes zieren zwei Federbüschel wie zwei Hörner, größer als beim Lappentaucher, auf ihnen je ein lebhaft rostroter, nach hinten breiter werdender Streifen; der schwarze Kragen vollrund, Kopf und Hinterhals schwarz, Stirn grau überflogen, der Oberkörper schwarzbraun, Spiegel auf den Flügeln weiß; Gurgel, Kropf und Bauchseiten schön dunkel rostrot, Unterkörper reinweiß mit Atlasglanz. Herbstkleid dem vorigen ähnlich, die Oberseite dunkelbraun, Hals rötlich, unterseits glänzend weiß. Schnabel schwarz, an der Wurzel und Spitze rot, Zügel rot, Iris karminrot, von der Pupille durch einen weißen Ring getrennt, Ruder grau, Gelenke und Knie grünlich. Er ist der prächtigste von allen Lappentauchern und am meisten nordwärts verbreitet; er findet sich in Nordeuropa, Sibirien, Island und Nordamerika; bei uns kommt er nur auf dem Zuge vor. Seine 4 bis 6 Eier, welche denen des vorigen sehr gleichen, sind 41 : 27 mm groß. Er ist als nordischer Vogel weniger scheu als die anderen Gattungsverwandten, taucht deshalb auch nicht so viel und streicht öfter, wenn auch schwerfällig. Die Anhänglichkeit der Gatten untereinander ist rührend; ist eine Ehehälfte erlegt, so trennt sich die andere ungern, oft gar nicht von der verendeten.

4) Rothalsiger Lappentaucher (Colymbus griseigena Bodd., Podiceps rubricollis Lath.; rothalsiger Steißfuß, graukehliger Haubentaucher, kurzschopfiger Taucher). Länge 40 bis 45, Schnabel 3 bis 3,5, Lauf 5,4 cm. Prachtkleid: Oberkopf bis auf das Genick hinab schwarz; Kopffedern und Backenkragen mit weniger verlängerten Federn, fester anliegend; Kopfseiten und Kehle gelblichaschgrau; Hals hell braunrot, Kropf kastanienbraun, Seiten dunkelgrau, Unterleib gelblichweiß, grau gefleckt, Oberleib glänzend braunschwarz, Spiegel weiß. Im Jugendkleide sind Kinn und Kehle weiß, an den Seiten drei braune Längsstreifen; Hals und Kropf gelblichrostfarben, Seiten dunkel braungrau. Der Schnabel ist im Frühling an der Spitze schwarz, an der Wurzel gelb, sonst rotgelb, im Herbste blaß rötlich-gelb. Iris rotbraun, Ruder olivengrün-grau. Er bewohnt Ost- und Südost-Europa, das angrenzende Mittelasien bis Turkestan, geht nicht über das mittlere Schweden hinaus, ist in Deutschland, besonders im Osten, strichweise bald häufig, bald selten. Die 3 bis 5 Eier messen 55 : 38 mm, sind in Gestalt und Form den vorigen ähnlich. Die Stimme klingt wie „Keek keek keek keek". In der Paarungszeit soll er unangenehm klingende, wiehernde Töne ausstoßen. Er ist wenig scheu.

5) Kleiner Lappentaucher (Colymbus nigricans Scop., Podiceps minor Lath.; kleiner Steißfuß, Zwergsteißfuß, schwärzlicher T., kleiner T., Haarentchen). Länge 23,5, Schnabel 1,5 bis 1,7, Lauf 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 4 cm. Prachtkleid: Federschopf und Kragen fehlen. Vorderkopf, Kehle, Kropf und Oberseite braunschwarz glänzend, Scheitel und Nacken schwarz mit grünem Glanz; die Seiten des Kopfes und der Oberhals dunkel braunrot, die Mitte des unteren Körpers silbergrau; Stoßpinsel oberseits schwarzbraun, unterseits weiß, sonst alle anderen Teile glänzend schwarzbraun; Schnabel kurz und stark, schwarz mit weißlicher Spitze; Iris braunrot, Ruder braungrün. Im Jugendkleide sind alle oberen Teile dunkel schwarzbraun; Unterseite grau, an den Kopfseiten ein schwarzer Streifen auf weißem Grunde, Kehle und Brustmitte weiß; Ohrgegend, Vorderhals und Kropf rostfarben. Dem Herbstkleide der Alten fehlen die gestreiften Kopfseiten, sonst dem Jugendkleide gleich. Der kl. L. bewohnt die gemäßigten Länder Europas und Asiens, ist besonders in Deutschland eine allbekannte Erscheinung auf allen größeren und kleineren Seen, Teichen, Weihern, Mühlenteichen, überall, wo nur reich bewachsene Ufer zu finden sind. Sein Nest steht oft frei wie ein Klumpen auf dem Wasser, nur so befestigt, daß es nicht von der Strömung fortgerissen werden kann. Seine kleinen Eier, 36 : 26 mm groß, sind an Gestalt und Färbung denen der vorigen Art gleich. Der Vogel ist scheu, klug und wachsam, weiß genau zur rechten Zeit zu tauchen, und da der Beobachter nur Schnabel und Augen sieht, wird der Vogel oft für eine Wasserpflanze u. dgl. gehalten und entgeht so der Verfolgung. Seine Stimme klingt wie ein sanftes „Bib bib bib bib".

Die Nahrung aller dieser T. ist dieselbe, und wenngleich sie Fische nehmen, so ist ihre Schädlichkeit doch nur untergeordnet und ihre unablässige Verfolgung von seiten der Fischer um so weniger gerechtfertigt, als die T. viel Ungeziefer verschlingen.

II. Gattung: Seetaucher (Urinator).

Die drei langen Vorderzehen mit ganzen Schwimmhäuten; die Ruder stehen weit nach hinten; die sehr zusammengedrückten Läufe so-

wie die Wurzeln der Zehen ringsum genetzt, die Zehen auf dem Rücken getäfelt; der Nagel an der Mittelzehe ist viel länger als breit. Die Flügel schmal, kurz und spitz, erste Schwinge die längste; der kurze Stoß abgerundet, 16- bis 20federig; die Zügel sind befiedert; der pfriemenförmig zugespitzte Schnabel so lang wie der Kopf mit scharfen Schneiden. Federzierden am Kopfe fehlen stets. Die S. bewohnen den hohen Norden, sind Strichvögel, leben nicht in starken Scharen, sondern nur paarweise oder in geringen Flügen zusammen. Sie schwimmen sowohl über als auch unter dem Wasser mit staunenswerter Fertigkeit, können sogar bis 3 Minuten unter Wasser aushalten, wobei sie die Fische blitzschnell verfolgen. Sie sind sehr scheu, daher schwer zu beschleichen; schlafend lassen sie sich vom Wasser treiben Kopf, Schnabel und Latschen ins Gefieder ziehend. Ihre Nahrung sind nur lebende Fische; der Brutort ist auf süßen Gewässern, oft weit vom Meer entfernt, aber still und einsam gelegen. Das Nest steht im Ufergrase, dem Wasserspiegel ganz nahe. Beide Gatten brüten.

1) Nordseetaucher (Urinator lumme Gunn., Colymbus septentrionalis L., Eudytes septentrionalis Ill.; rotkehliger T., rothalsiger Seetaucher). Länge 57 bis 61, Stoß 5, Schnabel 5,5, Lauf 6,8, Mittelzehe ohne Nagel 7,6 cm. Schnabel an der Firste wenig aufwärts gebogen, Kehle rotbraun, bei Jungen weißlich. Im Hochzeitskleide sind Kopf und Hals aschgrau, an letzterem vorn ein kastanienbrauner Streifen, die Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Tupfen. Das Herbstkleid hat die ganze Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Flecken; Kehle, Wangen, Halsseiten und Gurgel weiß. Tragfedern schwarzbraun, weiß gesäumt; am Steiß eine schwarze Binde. Ruder matt fleischrot, Lauf dunkelgrüngrau; Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun. Der N. brütet im Norden der Alten und Neuen Welt, in Europa südlich bis zum nördlichen Großbritannien und Südschweden, zieht südwärts bis nach Italien und wird im mittleren Europa gar nicht selten gesehen, wobei er vom Meere gegen die Flüsse landeinwärts zieht. Im Binnenlande kommen fast nur Vögel im Herbst- oder Jugendkleide vor, an den Küsten auch im Prachtkleide. Die beiden Eier haben auf trüb gelbgrüner Grundfarbe graue und darauf braunschwarze Flecken und Punkte, sind gestreckt, grobkörnig und messen 77 : 44 mm. Die Stimme des N. ist rauh und klingt wie „Kork kork kork“.

2) Eistaucher (Urinator imber Gunn., Colymbus glacialis L., Eudytes glacialis Naum.; Eistaucher, isländischer Eistaucher, Riesentaucher, Imber). Länge 85, Stoß 5,6, Schnabel 8 bis 9, Lauf 9 cm. Prachtkleid: Kopf und Oberhals schwarz mit grünem Schimmer, Oberseite mattschwarz mit weißen Tupfen, im Genick ein breiter, weißer Streifen, der an den Halsseiten spitz ausläuft; Kehle mit schmalem, weißem Streifen, beide schwarz gestrichelt; Vorderseite glänzend weiß, Schultern schwarz mit reihenweise angeordneten, viereckigen, weißen Flecken. Wurzel und obere Stoßdecken schwarz mit weißen Tupfen, Schnabel schwarz. Herbstkleid: Oberseite fahlbraun mit hellen Säumen, an den Seiten punktiert. Schnabel grau, Ruder braungelb; Iris rot. Seine Heimat ist der hohe Norden, bei uns ist er selten. Lebensweise wie die aller T.

3) Polartaucher (Urinator arcticus L., Colymbus arcticus L., Eudytes arcticus Ill.; Polarseetaucher, schwarzkehliger T., Ostseetaucher). Der Lauf ist kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel. Länge 64,5, Stoß 5,1, Schnabel 7, Lauf 6,5 bis 7, Mittelzehe ohne Nagel 7,9 bis 9 cm. Im Prachtkleid ist die Grundfarbe der Oberseite tiefschwarz mit eckigen, weißen Flecken, die sich nach den Seiten hin verkleinern. Scheitel und Nacken aschgrau; Kinn, Gesicht und Kehle tiefschwarz, auf dieser ein weißer Ring; auf den weißen Halsseiten schwarze Längsstreifen; Vorderseite weiß glänzend. Im Herbstkleide herrscht graubraune Färbung vor, auf der weißen Unterseite zeigen sich Längsstreifen; Schnabel hornschwarz, in der Jugend hellgrau, Iris stets braun, Ruder trüb fleischfarbig. Der P. ist zwar ein hochnordischer Vogel, der aber südlich brütend bis Nordschottland, Südskandinavien und selbst bis nach Deutschland vorkommt. Einzelne Paare nisten an großen Seen in Ostpreußen und Pommern. Die zwei Eier messen ungefähr 83 : 51 mm und sind auf lehmgelbem bis schokoladebraunem Grunde mit gleichmäßig verteilten, schwarzen und graulichen Flecken bedeckt. Die Stimme des P. klingt wie „kai“ oder „krau“.

Jagd.

Die Seetaucher fischen zwar unablässig, doch wäre es gesucht, ihnen dies in Ansehung des ungeheuren Fischreichtums der offenen See anzurechnen. Die Jagd auf alle T. hat insofern ihren Reiz, als sie sehr schwierig und unberechenbar ist, da man zwar diese Vögel nur zu bald tauchen sieht, aber nie weiß, wo sie wieder erscheinen werden, und sie daher den Jäger in steter Spannung erhalten, dem weiter nichts übrig bleibt, als sie so lange mit dem Kahne zu verfolgen, bis ein Schuß glückt. Müheloseren Erfolg bietet die Jagd auf T. vom Seeufer aus. Wenn man in der Nähe des Ufers einen oder mehrere T. liegen sieht, so schleicht man sich, soweit es möglich ist,

an und wartet das Untertauchen ab. Dann läuft man schnell bis zum Wasserrand und wartet hier das Wiedererscheinen des T. mit schußfertiger Flinte, womöglich in liegender Stellung, ab. Sobald ein T. in schußmäßiger Entfernung auftaucht, muß man feuern. Da sie bei Gefahren sehr tief im Wasser liegen, so daß nur der lange Hals wie ein Stab sichtbar ist, so muß man eine Handbreit unter sie halten, um sie nicht zu überschießen. Da die Schrote aber selten den im Wasser liegenden Rumpf des T. erreichen, sondern beim Aufschlagen auf das Wasser abgellen, so ist es praktischer, feinere Schrote zu laden und auf Kopf und Hals zu schießen. Wer sich mit der Jagd speziell abgeben will, bediene sich eines sog. Wisches, wie man ihn auch auf Wildenten anwendet. Er besteht aus einem mit Schilf oder Rohr so verkleideten Kahne, daß unter diesem Schutz ein Jäger und ein Ruderer notdürftig Platz zu ihren Bewegungen finden; nun rudert man vorsichtig den Tauchern nahe, bis ein Schuß anzubringen ist. Um sie recht vertraut zu machen, läßt man auch einen so verkleideten Kahn einige Zeit auf dem Wasser liegen, damit sich die T. an seinen Anblick gewöhnen, wonach man weniger Mühe mit dem Anfahren hat. Die Putzsucht der Damen, die sich mit Taucherbälgen schmücken, trägt zur Verminderung dieser interessanten Vögel leider sehr viel bei.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Für die T. gilt nicht das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908, in Preußen ist es nach dem Fischereigesetze vom 30. Mai 1874 (in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) dem Fischereiberechtigten gestattet, T. ohne Anwendung von Schußwaffen zu töten oder zu fangen und für sich zu behalten.

Tauchgans s. *Säger 1.*

Tauschlag, tauschlägige Fährte, die im Tau hinterlassene, also auf Wiesen, Saat usw. deutlich sichtbare Fährte.

tauschlägig spüren (tauschlächtig fährten, auf dem Tauschlage spüren), das Spüren im taufrischen Grase, Heidekraut usw.

Teckel s. *Dachshund.*

Teiche s. *Seen.*

Teichhuhn (Gallinula), Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae). Die Firste des Schnabels verlängert sich in die Stirn hinein; Federgrenze an den Schnabelseiten wenig vortretend, vorn abgerundet; Nasenlöcher seitlich über der Mitte der Mundspalte; Zehen ohne Randsäume, von auffallender Länge, ohne Bindehaut; Schulterfedern kürzer als der in Ruhe zusammengelegte Flügel. Bei uns eine Art.

Grünfüßiges Teichhuhn (Gallinula chloropus Lath., Fulica chloropus L.; gemeines Teichhuhn, rotes Bläßhuhn, rotblässiges Wasserhuhn, großes, rotstirniges Wasserhuhn, Wasserhenne, Rotbläßchen). Länge 30,5 bis 35, Stoß 6,6, Schnabel 2,7, Lauf 4,8, Mittelzehe ohne Nagel 5,3 cm. Oberseite dunkel olivenbraun; Kopf, Hals, Brust dunkel schiefergrau, Mitte der letzteren und Bauch weiß; Steiß schieferschwarz, untere äußere Stoßdecken weiß, die mittleren schwarz. Die weißen Spitzen der Seitenfedern bilden längs der Flügel ein weißes Band. Die Blesse und die obere Schnabelhälfte hochrot, die untere gelblicher; Ständer grünlich, über dem Fersengelenk ein gelbroter Fleck. Das schwächere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur in der Färbung matter. Im Jugendkleid ist die ganze Oberseite olivenbraun, an den Halsseiten mit Aschgrau vermischt, Kinn und Kehle weißlich, die übrige Vorderseite bis an den Bauch dunkelgrau, stellenweise hell gewölkt, Innenseite der Schenkel und Bauch weiß, der übrige Teil wie vorher. Blesse und Schnabel grünlichgelb. Zügel weißlich, vor den Augen ein heller Fleck. Das grünfüßige T. ist über ganz Europa bis an die Grenze der kalten Zone, sowie über das gemäßigte Asien verbreitet. Man findet es stets an bewachsenen Weihern und Teichen; nur Nahrungsmangel zwingt es zum Zuge südwärts. Das Nest steht zwischen dem Ufergewächs der Gewässer und enthält 6 bis 10 Eier, 42 : 30 mm groß, die auf gelblichem Grunde mit grauen, braunen und schwarzen Punkten besetzt und von matter, feinkörniger Schale sind. Obgleich das Teichhühnchen keineswegs selten ist, so wird es doch meist nur wenig gesehen, so daß es oft schon mehrere Jahre auf einem stillen Weiher nahe menschlichen Ansiedelungen gebrütet und sein Wesen getrieben hat, ehe es bemerkt wurde. Der kleine Vogel lebt meist sehr heimlich, kommt nur ungern auf die freie Wasserfläche heraus und klettert mit unglaublicher Geschicklichkeit an den Halmen herum, wo er übersehen wird, da er nicht bis an die Spitzen herauskommt; in dieser Stellung läßt er auch den Hund unter sich wegplätschern, von dem er aber freilich in manchen Fällen gegriffen wird. Wo jedoch das Röhricht nicht dicht genug ist, um seine Versteckkünste zu begünstigen, hat man mit der Jagd leichteres Spiel, namentlich auf kleineren Weihern. Der erlegte Vogel bietet keine praktische Verwendung und schmeckt schlecht, daher seine Schonung nur zu empfehlen ist.

Teichwasserläufer s. *Wasserläufer 6.*

Tellereisen s. *Fallen IIIb.*

Temmincksstrandläufer s. *Strandläufer 6.*

Tengmalmskauz s. *Eulen II, 3.*

Tesching, ein leichtes Gewehr kleinen Kalibers zum Schießen auf Scheiben und kleinere Vögel.

Tesco, Namensschutz der bekannten Gewehrfabrik Teschner & Co. in Frankfurt a. Oder. Bekannt sind besonders die Tesco-Bleigeschosse mit Aluminiumboden, die auch aus Büchsen geschossen werden können, sofern diese für Mantelgeschosse gezogen sind, und die Tesco-Laufschiene, eine verstellbar angeordnete Visierschiene auf Browningflinten, mit deren Hilfe jeder Jäger die Treffpunktlage seiner Flinte regulieren kann.

Tiefblattschuß, der unterhalb des Herzens einschlagende Blattschuß.

Tier, weibliches Stück Elch-, Rot- und Damwild, sobald es nicht mehr als Kalb angesprochen werden kann. Von diesem Zeitpunkt an wird es Schmaltier, nach dem ersten Brunften Alttier (altes T.) und schließlich, wenn es nicht mehr fortpflanzungsfähig ist oder in dem Jahre kein Kalb gesetzt hat, Gelttier, geltes T., genannt.

Tierfang. Der freie T. bildet den Gegensatz zur Jagdbarkeit; s. *jagdbar 1.* Alle Tiere, die nicht jagdbar sind, können von jedermann getötet oder gefangen werden. Der freie T. ist aber erheblich beschränkt. Zunächst kann jeder Grundeigentümer einen Unbefugten von seinem Grund und Boden verweisen. In vielen Gegenden gibt es Polizeiverordnungen, nach denen das Betreten fremder Grundstücke zum Zwecke des Fangens und Erlegens wilder Kaninchen nur mit Genehmigung des Grundeigentümers und des Jagdberechtigten gestattet ist. Nach § 115 I 9 des preußischen Allgemeinen Landrechtes muß derjenige, der auf fremdem Grund und Boden ohne Vorwissen oder gegen den Willen des Eigentümers nicht jagdbare Tiere gefangen hat, diese dem Eigentümer auf dessen Verlangen unentgeltlich herausgeben. Nach § 368 Ziff. 10 des Strafgesetzbuches wird derjenige bestraft, der in Jagdausrüstung sich unbefugt in einem fremden Jagdgebiet aufhält. Das Fangen und Erlegen von Vögeln ist durch das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 erheblich beschränkt. In Wirklichkeit besteht hiernach der freie T. nur in ganz geringem Umfange.

Tiergarten s. *Wildpark.*

Tigeriltis s. *Iltis 2.*

Tiraß, Deckgarn zum Fangen der Feldhühner, s. *Rebhuhn,* Fang; der Fang dieser Art heißt tirassieren.

tire haut s. *hab' acht!*

Toch-toch! (töch-töch), Zuruf an die Parforcemeute, um sie anzufeuern.

Tollwurm, bei Hunden und Katzen ein spindelförmiges, knorpelähnliches Gebilde, das in der Mittellinie der unteren Zungenfläche locker unter der Schleimhaut liegt, weißlich durchschimmert und leicht ausgezogen werden kann. Nach altem Aberglauben sollte die Entfernung dieses harmlosen Gebildes (Tollwurmschneiden) die Hunde vor der Tollwut schützen.

Tollwut (Hundswut), eine ansteckende, meist unheilbare Krankheit. Sie kommt in allen Erdteilen bei Hunden, Katzen, Wölfen und Füchsen vor und ist auf sämtliche warmblütigen Tiere und den Menschen durch den Biß wutkranker Tiere übertragbar. Der Ansteckungsstoff, dessen Wesen noch nicht genau erforscht ist, findet sich im Speichel, den Nerven, dem Rückenmark und Gehirn der erkrankten Tiere. Von der Bißstelle aus dringt das Wutgift den Nervenbahnen entlang nach dem Gehirn und Rückenmark vor.

Krankheitserscheinungen werden oft erst mehrere Wochen, selbst einige Monate, nach der Ansteckung erkennbar. Meist läßt sich im Anfangsstadium ein verändertes Benehmen der Tiere wahrnehmen, das jedoch bei Stubenhunden und bei der sog. stillen Wut recht wenig bemerkbar sein kann. Gewöhnlich sind die Tiere mißlaunig, unfolgsam und auffallend unruhig und aufgeregt. Sie verschmähen selbst ihre Lieblingsspeisen, benagen dagegen alle möglichen unverdaulichen Gegenstände und suchen sie hinabzuschlingen (Holz, Leder, Stroh, Federn, Steine, Metallstücke usw.). Daneben besteht Speichelfluß, und es macht sich gesteigerter Geschlechtstrieb bemerkbar. Meist zeigt sich dann ein mächtiger Drang zum Entlaufen, wobei die Tiere planlos umherrennen, oft weite Strecken zurücklegen und sich häufig nicht mehr nach Hause finden. Dabei haben sie ausgesprochene Rauf- und Beißlust und greifen alle Tiere an, die ihnen in den Weg kommen. Auch in diesem Zustande können sich die Hunde gegen den eigenen Herrn und ihre gewohnte Umgebung noch friedlich verhalten. Das Bellen klingt eigentümlich heiser und geht in ein hohes, langgezogenes Heulen über. In manchen Fällen kann durch diese Veränderung der Stimme schon Wutverdacht erweckt werden. Auf die Erregungszustände folgen Stadien der Erschlaffung und Ruhe, wobei sich die Tiere ängstlich verkriechen. Die Wutanfälle wiederholen sich, bis Lähmungen eintreten, die raschen Verfall der Kräfte und Tod bedingen. Die ersten Lähmungserscheinungen machen sich am Kopfe bemerkbar. Die Tiere lassen den Unterkiefer herabhängen und sind durch Nervenlähmung am Schlucken behindert. Durch die vergeblichen Anstrengungen, etwas Nahrung oder Wasser aufzunehmen, werden häufig Wutanfälle ausgelöst, ja es kommt vor, daß durch das Hinreichen oder den bloßen

Anblick von Futter oder auch nur von Wasser Wut- und Krampfanfälle entstehen. Die unrichtige Deutung derartiger Fälle hat zu der Annahme geführt, als ob wutkranke Tiere sich vor dem Wasser scheuten. Unter Lähmung des Hinterteils und allgemeiner Hinfälligkeit tritt nach durchschnittlich 5- bis 7tägiger Krankheitsdauer der Tod ein. Als rasende Wut bezeichnet man die mit heftiger Erregung, Drang zum Entweichen und großer Bissigkeit verlaufenden häufigeren Fälle gegenüber der stillen Wut, bei der schon frühzeitig eintretende Schwäche und Lähmung die Tiere ruhiger erscheinen läßt.

Eine Heilbehandlung wutkranker Hunde ist aussichtslos. Dagegen kann durch frühzeitige Behandlung der Bißverletzungen der Ausbruch der Wutkrankheit verhütet werden. Starkes Ausbluten der Wunden, Auswaschen mit desinfizierenden Lösungen, Behandlung mit Ätzmitteln oder glühendem Brenneisen kann, sofern dies in der ersten Viertelstunde nach dem Bisse geschieht, den Ansteckungsstoff unschädlich machen. Später wird der Erfolg immer unsicherer und ist nach Verlauf einer Stunde überhaupt nicht mehr zu erwarten.

Die staatliche Bekämpfung der Tollwut richtet sich nach den Bestimmungen des Reichsviehseuchengesetzes und der dazu erlassenen Ausführungsvorschriften des Bundesrats. Danach sind wutkranke Hunde sofort zu töten. Dasselbe hat zu geschehen mit Hunden und Katzen, hinsichtlich derer der Verdacht vorliegt, daß sie von wutkranken Tieren gebissen sind. Wenn ein Mensch oder ein Tier von einem an der Tollwut erkrankten oder der Seuche verdächtigen Hunde gebissen ist, so ist der Hund, wenn dies ohne Gefahr geschehen kann, nicht zu töten, sondern zur tierärztlichen Feststellung seines Gesundheitszustandes einzusperren. Ausnahmsweise kann auch die mindestens dreimonatliche Absperrung eines der Tollwut verdächtigen Hundes gestattet werden. Außer diesen veterinärpolizeilichen Maßnahmen haben sich die Beschränkung der Hundehaltung durch hohe Besteuerung in Verbindung mit dem Einfangen und Töten aller herrenlosen Hunde zur Bekämpfung der Tollwut gut bewährt.

Bei Menschen, die von wutkranken Hunden gebissen sind, werden Schutzimpfungen gegen die Tollwut nach der von Pasteur ausgearbeiteten Methode mit günstigen Erfolgen ausgeführt.

Tontauben oder, wie man neuerdings sagt, Wurftauben sind kleine Scheiben aus Ton oder Asphalt, die von Wurfmaschinen geschleudert und im Fluge mit Hühnerschrot ($2^1/_4$ bis $2^3/_4$ mm) zur Übung im Flugschießen beschossen werden.

Topinambur (Erdapfel, Erdbirne; Helianthus tuberosus), eine wertvolle und vielseitige Äsungspflanze von 5- bis 6jähriger

1. Topinamburpflanze.

Dauer. Deshalb gibt man Remisen dieser Pflanze den Vorzug vor solchen von Kuhkohl und Mais. T. gibt schnell herzustellende, fliegende Remisen, dichte Schutzstätten, vorzügliche Äsungsfelder und hält dadurch manches Stück Wild vom Wechseln oder Verstreichen über die Jagdgrenzen ab. Man findet solche Anpflanzungen als Deckungen auf Blößen in Althölzern, an Rändern von Wiesen, an breiten Gestellen und Kulturen, auf großen, freien Waldflächen, die man mit Schutzstellen versehen will, im Ackerwinkel, auf schmalen Landzungen und Windwurfräumden. Das Mitte Oktober welkende Kraut darf man nicht zu früh entfernen. Die Knollen müssen voll ausreifen, weil sie sonst leicht faulen. Die ganze Pflanze wird abgeschnitten und an Ort und Stelle senkrecht in Schuppen und Pyramiden aufgestellt. Vom Rauhfutter muß sie zuerst verbraucht werden, da sonst der Nährwert leidet. Knollen, grünes und getrocknetes Kraut werden vom Hasen wie vom Hochwilde gern genommen. Letzteres schlägt die Knollen mit Vorliebe aus dem Boden. Deshalb erntet man nicht alle, sondern läßt das Wild selbst suchen. Sauen brechen nach ihnen. Der Fasan nimmt sie begierig auf, durch sie kann im Herbste sein Verstreichen verhindert werden. Man verfüttert die Knollen zerkleinert roh oder gemengt mit etwas Hafer, Malzkeimen, Salz, Wildleckpulver usw. Gedämpft reicht man sie mit Kartoffeln, Wildobst und Lupinenkörnern (s. a. *Helianthi*).

2. Topinamburknolle.

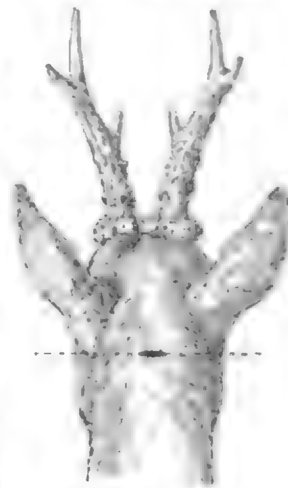
Top-lever (engl.), die Anordnung des Verschlußhebels auf der Scheibe, d. h. dem Systemschwanzstück des Gehäuses bei Kipplaufwaffen (s. *Verschlußkonstruktionen*).

Tordalk s. *Alk*.

Totalschußweite s. *Gesamtschußweite*.

töten des Wildes, weidmännisch abfangen, abgenicken, abfedern, ein angeschossenes oder auf andere Weise dem Jäger in die Hände gefallenes Wild auf die schnellste, daher am wenigsten quälende Weise ums Leben bringen. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Starke Hirsche und Sauen fängt man mit dem Hirschfänger (Sauen auch mit der Saufeder) hinter dem Blatt ab oder gibt ihnen den Fang. Man kann auch den sog. Kälberfang geben, d. h. den Hirschfänger oder die Saufeder von vorn in die Herzgrube stoßen. Geringe Hirsche, Kahlwild und Rehe nickt man mit dem Genickfänger ab. Wer das nicht versteht, gebe lieber den *Fangschuß*. Der junge Jäger kann sich dann am verendeten Wild im Abnicken üben. Hasen und Kaninchen hebt man mit der linken Hand an den Sprüngen auf und schlägt sie mit der Kante der rechten Hand ins Genick, worauf sie nach einigen Schlägen verendet sind; Füchse, Katzen usw. schlägt man mit einem entsprechend schweren Stock auf das Nasenbein, nicht auf die Nasenspitze; Auer- und Birkwild fängt man mit dem Genickfänger im Genick ab; Feldhühner, Fasanen, Enten usw. sticht man mit einem eisernen Pfriemen, den man am Taschenmesser bei sich führt, ins Genick. Man kann dies allerdings auch mit dem Kiel einer ausgezogenen Schwungfeder tun (abfedern), quält aber das Wild und besonders die zählebigen Enten dadurch unnütz. Drosseln, Lerchen und ähnlichen Vögeln drückt man am besten die Schädeldecke ein oder die Lungen bis zum Erstickungstode zusammen.

1. Ansetzen des Genickfängers.



2. Ansatzstelle für den Genickfänger.

3. Schädel und Wirbel eines Rehbockes bei stark nach unten gedrücktem Gehöre (a Hinterhauptbein, c bei gesenktem Kopf freiliegendes Hinterhauptloch, wo der Genickfänger eindringen muß, b erster Halswirbel).

Totengräber, ein Hund, der das Wild, anstatt es zu apportieren, versteckt, insbesondere in den Boden eingräbt. Der Fehler ist erheblich und meist nur durch eine längere Zeit hindurch fortgesetzte Parforcedressur (planmäßige Apportierübungen, s. *Dressur*) zu beseitigen.

Totenvogel s. *Eulen II, 1.*

tot verbellen. Totverbeller ist ein Hund, der bei dem aufgefundenen Stück Wild, das er nicht zu apportieren hat (Schalenwild), so lange Hals gibt, bis der Jäger herangekommen ist.

tot verweisen. Totverweiser ist ein Hund, der dem Jäger in irgendwelcher Weise meldet, daß er ein nicht zu apportierendes Stück Schalenwild gefunden hat und darauf den Jäger zu dem Stücke hinführt.

tout beau (spr. tu boh), ein Kommando, auf das sich der Hund niederzulegen und so lange liegen zu bleiben hat, bis er abgerufen oder abgepfiffen wird. In der Neuzeit lautet das Kommando statt tout beau „down" (daun, d. h. nieder).

traben, die die Mitte zwischen Schleichen und Flüchtigsein haltende Gangart der Wölfe und Füchse. Sie wird bei längeren Wanderungen gewöhnlich innegehalten; das genannte Raubzeug schnürt dabei.

Tracht, die Gebärmutter (Uterus) des Wildes, in der sich die Jungen entwickeln.

Träger, 1) (Knieholz), ein im rechten Winkel gebogenes, längeres, schmales Stück Eschenholz mit Haken und drei Einschnitten zum Tragen und Ab- bzw. Aufhaspeln der Jagdlappen. Der T. wird über die linke Schulter gelegt, das hintere Ende schiebt man unter den Leibgurt, und über das vordere Ende wird der Riemen des Haspels gehängt. 2) Stellenweise heißt der Hals des Rotwildes T.

trainieren (vorbereiten), die Beschäftigung der Parforcehunde außerhalb der Jagdzeit, damit sie sich nicht verliegen. Man läßt sie hierzu auf der Schleppe — durch einen Pikeur nachgeschleppte Hirschläufe — jagen, der sie fast so eifrig folgen wie der warmen Hirschfährte. Auch andere Jagdhunde werden für bevorstehende Prüfungssuchen usw. trainiert.

Trainjagd s. *Parforcejagd.*

Tränenhöhle (Tränengrube), eine in der Verlängerung des vorderen Augenwinkels liegende Vertiefung, die innen nackt und mit Drüsen versehen, am Rande haarig ist und die verhärtende Hirschträne oder den Hirschbezoar (s. *Bezoar*) enthält; ausgebildet ist sie bei zahlreichen Wiederkäuern, unter unseren Wildarten besonders beim Rotwilde, weniger beim Damwilde, bei dem sie viel flacher ist.

Tränke, eine künstlich für Wild hergerichtete Schöpfstelle. Bei geeigneter Futterweise ist das Verabreichen von Wasser nicht unbedingt nötig. Ist man gezwungen, in sehr strengen Wintern Wassertröge zu unterhalten, so gibt man zur Futterzeit heißes Wasser hinein, dem man zur Angewöhnung einen Löffel Heringslake zusetzen kann. Manchmal bringt man zur Warmhaltung des Wassers auch eine kleine Petroleumlampe windgeschützt unter dem Metall- oder Steintrog an. Peinlichste Sauberkeit der Tränke ist geboten.

tränken, sich (schöpfen), das Trinken des Wildes. Im allgemeinen braucht das wiederkäuende Schalenwild, besonders solange es sich überwiegend oder ausschließlich von grünen, sehr wasserhaltigen Pflanzenteilen äst, nur wenig Tränke; der Hase tränkt sich bekanntlich gar nicht.

Transportkasten s. *Kasten.*

Trappen (Otididae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Den langen, starken Ständern fehlt die Hinterzehe gänzlich; die kurzen, starken Zehen haben Bindehäute; der Schnabel ist erheblich kürzer als der Kopf und hat vor den Spitzen beider Kiefer je einen Einschnitt. Die Nasenlöcher liegen versenkt, der kurze, 20federige Stoß von den Flügeln überragt; dritte Schwinge die längste. Die T. streichen schwerfällig und ungeschickt, desto besser aber laufen sie, und der Großtrappe ist deshalb nicht mit Unrecht europäischer Strauß genannt worden. Ihre überaus große Scheu schützt sie vor der Ausrottung; denn da sie stets nur auf freien Feldmarken stehen, so fallen sie einerseits freilich sehr ins Auge, anderseits aber entgeht ihrem scharfen Blick bei der weiten Umschau nicht der kleinste Vorgang. Sie reizen daher die Jagdlust in hohem Grade. Bei uns kommt nur die Gattung Otis vor, auf welche die angegebenen Merkmale passen.

1) Großtrappe (Otis tarda L.; gemeine Trappe, Trappgans, Trappe). Länge des Hahnes 1 m, Fittich 48 bis 59, Stoß 17, Schnabel vom Nasenloche bis zur Spitze 3, Lauf 15,7, Mittelzehe ohne Nagel 5,5 cm. Die Henne ist um etwa 20 cm schwächer als der bis 14 kg wiegende Hahn. Bemerkenswert ist ein unter der Zunge beginnender, an der Vorderseite des Halses sich bis etwa zum Gabelbein erstreckender Hautsack, der besonders beim Hahn entwickelt ist und zur Balzzeit stark anschwillt. Ueber seinen Zweck herrscht noch keine Klarheit, ein „Wassersack", wie man früher annahm, ist er aber nicht. Kopf und Hals einfarbig hellgrau, eine rostgelbe Binde umschließt vom Hinterhals her kragenartig den Hals; von den Mundwinkeln abwärts läuft ein aus etwa 30 hellgrauen, 15 cm langen, fein zerschlissenen Federn bestehender Bart, der in der Erregung gesträubt wird, und hinter diesem bis in die

Mitte des Halses ein mit hellen Kielen besetzter, schwärzlicher, spitz auslaufender Streifen. Die ganze Oberseite und die mittleren Stoßfedern lebhaft rostgelb mit wellenförmigen, schwarzen Querbändern; die äußere Hälfte der Flügel, ferner Schenkel, Bauch und Brust weiß mit aschgrauem Anfluge, wo die weiße Farbe an die Rostfarbe grenzt. Die großen Schwingen dunkel graubraun mit gelblich-weißen Schäften, die mittleren schwarz, an den Wurzeln weiß, welche Färbung weiter nach hinten mehr und mehr zunimmt. Die äußeren Stoßfedern weiß, nach der Mitte hin in Rostgelb übergehend; alle haben einen breiten, weißen Spitzensaum und darüber ein ebenso breites, schwarzes Querband, die äußersten ausgenommen. Schnabel graubraun, Füße grau, Iris braun. Hennen und Junge gleichen im allgemeinen dem Hahne, sind aber merklich schwächer und tragen keinen bzw. einen nur schwachen Bart.

Verbreitung, Aufenthalt.

In den Ebenen Norddeutschlands kommt der Großtrappe stellenweise nicht selten vor, ist aber im ganzen kein häufiger Vogel; am zahlreichsten findet man ihn im Brandenburgischen, dann in dem unteren Flußgebiete der Saale und Bode. Im südlichen Schweden kommt er noch als Brutvogel vor, in England überhaupt nicht mehr; im europäischen Südosten ist er am häufigsten. Der Großtrappe verlangt unbedingte, freie Umschau, daher er alles haßt, was Busch und Strauch heißt, und solche Gegenden sogar hoch überstreicht. Große Getreidefelder und besonders Ölfrüchte sind ihm willkommen, auf solchen nimmt er seinen Stand.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Großtrappe ist fester Standvogel und lebt in Flügen bis zu 60 und 80 Stück zusammen; daß besonders junge Vögel einen Strich in die Nachbarschaft unternehmen, um das eng gewordene Heim zu erweitern, ist natürlich. Auch streichen die T. im Winter aus Äsungsmangel öfter umher. Allerlei grüne Saaten und Kräuter, besonders ölhaltige Gewächse, äst der Trappe, nimmt aber auch Würmer, Schnecken, Amphibien und sehr gern Mäuse auf und macht sich dadurch nützlich, zumal sein Abschneiden die grüne Saat nicht verdirbt. Somit ist es wünschenswert, daß der stattliche Vogel unseren Fluren erhalten bleibt. Über das Balzen der T. berichtet Elsner folgendes. Sobald die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne neues Leben schaffen, erwacht bei den T. der Balztrieb, und von Anfang März bis in den April dauern die charakteristischen Spiele der Hähne. Nur wenige Beobachter werden das eigentümliche Spiel aus nächster Nähe kennen. Wie bei allen Vögeln, so sind auch bei den T. die Farben des Hochzeitskleides besonders schön, wenn auch dieselben wie sonst. Die älteren Hähne tragen den charakteristischen Bart aus feinen, langen, spitzen Federn; die Brust ist rotbraun, nach dem Halse hinauf immer heller rot bis zur weißen Kehle. Schon am frühen Morgen balzen die Hähne, auch den ganzen Tag bis zum Abend, und nur, wenn allein, lassen sie auf kurze Zeit nach und äsen sich. Das Spiel beginnt in den ersten Tagen mit großer Unruhe der Hähne. Sie laufen, mit den Flügeln schlagend, kreuz und quer herum und drehen sich dann auf einer Stelle, die Fittiche ruhig wagerecht haltend. Dann wird der Hals zurückgebogen, bis er fast auf dem Rücken liegt, die Stoßfedern werden zu einem Rad aufgerichtet und die Flügel so gesenkt, daß das Handgelenk nach unten fast den Boden streift, die Hand mit den Schwungfedern dagegen nach oben zeigt; dabei sind alle Federn des Rückens aufgerichtet, und weil man so die unteren, weißen Seiten derselben zu Gesicht bekommt, so kann man auf weithin den Hahn sehen. In großer Entfernung hält man ihn leicht der Jahreszeit gemäß für das weiße Tuch des Sämannes. Der so aufgeplusterte Hahn dreht sich viel herum, geht den Hennen wenige Schritte nach, bleibt wieder stehen, dreht sich und stampft den Boden dabei fortwährend mit den Füßen. Einen Laut gibt er nicht von sich. Erst im zweiten Jahre fortpflanzungsfähig, beginnen auch schon einjährige Hähne das Spiel; doch entwickeln erst ältere ihre eigentliche Pracht. Die T. leben nicht paarweise, d. h. in für immer oder einen Sommer geschlossener Ehe. Der Verband der im Winter geschlossenen Gemeinschaft wird allmählich loser, die älteren Hennen trennen sich vom Flug ab, kehren wohl täglich wieder, bewundern auch zu zweien und dreien das Kreiselspiel der Hähne und sind dann wieder allein. Die heftige Erregung der Hähne leitet sie auch von den jüngeren ab, kreisend und suchend nach den Hennen treiben sie sich umher. Mit den Nebenbuhlern gibt es scharfe Kämpfe, und diese arten in solche Erbitterung aus, daß die sonst große Vorsicht vergessen wird und die Kämpfenden, wie blind, den Menschen dicht heranlassen. Ja, nicht bloß gegen den Nebenbuhler, auch gegen den Menschen, sogar wenn dieser zu Pferde, wendet sich der eifersüchtige, starke Held mit wehrhaftem Angriff. Nach der Balzzeit leben die Hähne mit dem jüngeren Volk in loser Gemeinschaft den Sommer hindurch. Nicht gern im hohen Getreide, wählen sie Stände mit weiter Umschau, und ein jeder Flug hat drei

bis sechs solcher Lieblingsplätze; auf einem davon sind sie regelmäßig anzutreffen. Hierbei haben sie die Gewohnheit, von einem Stand aufgescheucht, um nach dem anderen zu streichen, stets genau denselben Weg zurückzulegen, und merkt sich der Beobachter diese Plätze und den Weg genau, so ergibt sich ihm leicht die Art und Weise einer sicher zum Ziel führenden Jagd. Die Hennen legen in hohem Getreide ihre zwei, selten ein oder drei Eier auf eine flache Stelle des Bodens und bebrüten sie, sehr anhaltend festsitzend. Die Eier sind durchschnittlich 83 : 54, 80 : 60, 74 : 54 mm groß, ebenso wie in den Größenverhältnissen auch in Form und Färbung verschieden; bald grünlich-gelb, bald gelbbraun, hell und dunkler, haben sie große und kleine, hellgrün-bräunliche, matte Flecke und werden in 28 Tagen ausgebrütet. Die Jungen werden sorgfältig gewärmt und in den ersten Tagen mit Kerbtieren geatzt, die ihnen die Henne sucht und mit dem Schnabel reicht. Die Jungen sind zu ungeschickt, sich ihre Äsung selbst aufzulesen, und wenn es ihnen nach etwa zehn Tagen auch gelingen würde, ohne umzupurzeln, so sind sie dann so verwöhnt, daß sie lieber der Mutter nachschreien. Sie tragen ein erdgraues, unregelmäßig schwarz gestreiftes Kleid, das sie so wenig von dem Boden, wo sie sich versteckt halten, abhebt, daß man oft trotz Mühe und Anstrengung die Jungen nicht erspähen kann, auch wenn man vorher von der Stelle die Henne hat aufstehen sehen. Nach überstandener Gefahr lockt die Alte ihre Brut mit weit hörbarem, hohlem, langgezogenem Ton. Bis die Jungen streichen können, bleibt die Kette im hohen Getreide, dann wagen sie sich auf freiere Stellen, gesellen sich auch, schon ausgewachsen, dem Fluge vorsichtig zu, um etwaigen boshaften Wutanfällen der alten Hähne auszuweichen. Etwa 14 Tage alte Großtrappen sind zwar mühsam aufzuziehen, werden aber sehr zahm und entwickeln viel Klugheit; alte gehen, der Gefangenschaft trotzend, in den meisten Fällen ein.

2) Zwergtrappe (Otis tetrax L.). Länge 45 bis 48,6, Flugbreite 90—95, Stoß 9,7, Schnabel vom Nasenloche bis zur Spitze 1,5, Lauf 6 bis 8, Mittelzehe ohne Nagel 3 cm. Die Henne ist nur wenig kürzer und im Verhältnis schwächer als der Hahn. Oberkopf hell roströtlich-gelb, schwarz gestrichelt, Unterseite des Kopfes und ein Teil des Halses blaugrau mit schwarzen Säumen, der Hals über den Kropf hinunter tiefschwarz, durch eine vom Hinterhalse schräg abwärts gehende, weiße und eine breitere, über den Kopf nur bis an die Halsseiten reichende, ebenfalls reinweiße Binde ausgezeichnet. Am Hinterkopfe verlängern sich die Federn zunehmend über den Hinterhals. Oberkopf und Brustseiten bräunlich-gelb, mit dichten, feinen, schwarzen Zickzacklinien gezeichnet, Unterkörper weiß, ebenso der Flügelrand und die großen Deckfedern; Schwingen zweiter Ordnung sind bei Hahn und Henne reinweiß, die großen dunkelbraun, an der Wurzel weiß, die mittleren Stoßfedern wie der Rücken, die äußeren weiß, in der Mitte schwarz geschmitzt, alle mit zwei bogigen Querbinden. Bei der Henne sind Kopf, Hals und Rücken rostgelb und schwarz gefleckt und gebändert, aber viel größer als bei dem Hahn, und zeigen weiße Schaftflecke. Unterseite weiß mit schwarzbraunen, lanzett- und pfeilförmigen Schaftflecken und Strichen. Die verlängerten Hinterhaupts- und Nackenfedern fehlen. Iris bei beiden Geschlechtern braun. Die Jungen ähneln den Hennen. Schnabel bei Alten und Jungen braun mit dunkler Spitze, Ständer graugelb.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der Zwergtrappe ist über ganz Südeuropa verbreitet, von Spanien bis nach Ungarn und Südrußland, auch findet er sich in der asiatischen Türkei und in den Europa am nächsten liegenden asiatischen Steppen; selbst in gewissen Gegenden Deutschlands, wie in der Mark, Pommern, Mecklenburg, bei Trier, im Münsterschen, an der Donau, in den Alpen, Schlesien und Böhmen hat man ihn erlegt und beobachtet. Er war als irrender, vielleicht durch Äsungsmangel hergetriebener Gast schon lange bei uns bekannt; man beobachtete ihn besonders vom November bis Januar, bis es dem verdienten Ornithologen Pastor Thienemann, damals in Gangloffsömmern im thüringischen Kreise Weißensee, gelang, die allgemeine Aufmerksamkeit und weitestgehende Schonung für ein Paar solcher Vögel, die sich dort im April 1873 ansiedelten, zu erreichen und dadurch einen Stand von 34 Stück zu erzielen. Auf Anregung des Kronprinzen des Deutschen Reichs wurde den königlichen Forstbeamten der Provinz Sachsen durch Verfügung die Schonung dieser Einwanderer anempfohlen, die vornehmen dortigen Jagdbesitzer folgten diesem Beispiele. Leider war die Einbürgerung nicht von Dauer, denn nach einigen Jahren verschwanden die interessanten Gäste.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Äsung des Zwergtrappen besteht aus Insekten, Amphibien, Schnecken, Rapsblättern, vor allem liebt er die bitteren Blätter des Löwenzahns (Leontodon taraxacum). Inmitten großer Getreide-, Raps- oder Futterschläge darf man das kunstlose Nest der Henne suchen; in einer mit Halmen aus-

gelegten Bodenvertiefung findet man im Mai 3 bis 4 Eier, den Großtrappeneiern sehr ähnlich, nur kleiner, rundlich oder gestreckt, auf gelb- oder blaugrünlichem Grunde braun gefleckt, durchschnittlich 56 : 36 mm groß. Sobald die ausgefallenen Jungen abgetrocknet sind, folgen sie der Mutter, die sie sorgsam schützt und aufmerksam bewacht in Gemeinschaft mit dem Hahne, der bei der Kette bleibt.

Jagd.

Wo sich eine Treibjagd auf T. ihrer Anzahl wegen lohnt, umringt man sie in weitem Kessel und schießt sie, wenn und solange sie in Schußweite herausstreichen. Doch kann man sie sich auch zutreiben lassen, wenn man weiß, wohin sie abstreichen, und man sich in Gräben oder sonstwie decken kann. Die Treiber nähern sich dann langsam den T. und veranlassen sie schließlich, den Schützen entgegenzustreichen. Man ladet dazu die Flinte mit 4,5 mm Schrot und hält etwas vor, weil der Trappe einen derben Schuß verträgt und schneller streicht, als man glaubt. Gewöhnlich werden die T. von einem Düngerfuhrwerk aus geschossen, das sie am besten aushalten, oder von einem Wagen, auf dem sich der Jäger zwischen zwei Strohbündeln versteckt hält. Die größte Gefahr für diese interessanten Vögel ist das Glatteis, auf dem sie nicht schnell laufen und, wenn ihre Federn zusammenfrieren, auch nicht schnell aufstehen können, daher sie zu solcher Zeit von Hunden gehetzt und sogar von Menschen eingeholt, totgeschlagen, ja weggetrieben werden können, wie Augenzeugen versichern. Bei uns sollte der Zwergtrappe überhaupt nicht gejagt werden.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Trauerente s. *Enten III, 1.*

Treffpunktlage. Lage eines Punktes, um den sich die Schüsse bzw. Schrote gleichmäßig gruppieren. Bei Büchsenschüssen zieht man zur Ermittelung der T. je eine wagerechte und senkrechte Linie derart, daß zu beiden Seiten der Linien die gleiche Schußzahl liegt. Der Schnittpunkt dieser beiden Linien ist der mittlere Treffpunkt. Beim Schrotschusse findet man diesen, also die Mitte des Streukegels, leicht durch Augenmaß. Die Lage des mittleren Treffpunktes zum Zielpunkte ist beim Schießen von der allergrößten Bedeutung. Bei Flinten soll die T. so gewählt sein, daß das Gewehr beim normalen jagdlichen Anschlag etwas (ca. 10 cm) Hochschuß ergibt. Kurzschuß ist unter allen Umständen zu verwerfen.

Treiben 1) (Treibjagd) auf Wild besteht darin, daß man eine gewisse Anzahl Menschen (Treiber) in einer Linie vorwärts gehen und dadurch das Wild nach einer Richtung hin drängen läßt, in der sich die Schützen verdeckt aufgestellt haben und somit das zwischen ihnen und den Treibern befindliche Wild zu Schusse bekommen. Es gibt, dem Gelände entsprechend, Feld- und Wald-T., im Wasser nur auf Enten und Gänse. Beim Feldtreiben kommen nur Hasen, Füchse und ev. einiges Flugwild in Betracht; das Wild ist meist schon von weitem sichtbar, verführt daher leicht zu Weitschüssen; der Schütze selbst ist wenig oder gar nicht gedeckt. Benutzt man Zeug, z. B. Lappen, zur Jagd, so spricht man von Zeugtreiben, Lapptreiben, Lappjagd. Beim Waldtreiben erscheint und verschwindet Wild verschiedenster Art meist plötzlich, daher ist schneller Schuß auf nahe Entfernung von dem meist in Deckung befindlichen Jäger erforderlich. — Nach der Art, wie getrieben wird, unterscheidet man Stand-, Kesseltreiben und Streife (s. *Hase, Fuchs, Rehwild* usw. Jagd). — Allgemeine Regeln für T. sind in bezug auf Sicherheit usw.: 1. Jeder Schütze (Jäger) ladet sein Gewehr erst auf dem ihm angewiesenen Stand und entladet nach Beendigung jedes T. sofort; das Gewehr ist mit der Mündung nach oben zu tragen. 2. Jeder Schütze muß den Stand seines (oder seiner) Nachbarn wissen und darf seinen eigenen Platz (auch wenn er ihm ungünstig scheint) nicht vor Beendigung des T. verlassen (Abrufen oder Hornsignal). 3. Jeder Schütze muß genau wissen, ob er überhaupt und ev. wie lange er in das T. schießen darf (bei Kesseltreiben meist Signal). 4. Kein Wild darf beschossen werden, das gerade durch die Schützenlinie flüchtet (also kein Nachziehen mit dem Gewehre durch die Schützenlinie). 5. Bei Waldtreiben auf schmalen Gestellwegen wird meist nur nach einer (der linken) Seite geschossen. 6. Kein Schütze darf während des T. seinen Hund in das T. schicken, auch nicht in das Nachbartreiben, sofern dieses noch getrieben werden soll. 7. Eine Nachsuche darf nur nach Beendigung des T. und mit Erlaubnis des Jagdherrn erfolgen. 8. Der Jagdleiter hat bei Beginn des T. genau die Wildarten zu bezeichnen, die in dem T. geschossen werden dürfen. 9. Zuwiderhandlungen sind mit Geldstrafe zu belegen zum Besten gemeinnütziger Vereine („Waldheil" usw.). — T. sind an Sonn- und Feiertagen verboten. In Bayern dürfen nach § 12 der Verordnung vom 6. Juni 1909 T. bei Mondschein, in den Waldungen während der Monate April, Mai und Juni, sowie an Orten, die von der Distriktspolizeibehörde aus Gründen der öffentlichen Sicherheit als ungeeignet bezeichnet worden sind, nicht abgehalten werden. In Elsaß-Lothringen darf nach Art. 18 der Allgemeinen Pachtbedingungen (Bekannt-

machung vom 9. Juni 1906) im letzten Pachtjahre auf nichtschädliches Wild auf denselben Grundstücken nur einmal eine Treibjagd abgehalten werden, weitere T. nur mit Zustimmung des Gemeinderates und mit Erlaubnis des Kreisdirektors. In Bayern sind durch § 15 der Verordnung vom 6. Juni 1909 für T. besondere Vorschriften über die Handhabung des Gewehres erlassen. In diesen Vorschriften ist der Begriff T. nicht überall derselbe. Es bestehen verschiedene Zweifel. Die Frage, ob ein T. auch dann vorliegt, wenn die Treiber zur Jagd ausgerüstet sind, ist vom Reichsgericht im bejahenden Sinne entschieden, ebenso die Frage, ob sie Hunde bei sich haben dürfen. Neuerdings ist in Zweifel gezogen worden, ob das Zutreiben auf die Schützen als notwendiger Bestandteil der T. anzusehen ist. Im Sinne der Vorschriften über die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage gehört zum T. eine Beteiligung zahlreicher Jäger und Schützen, ein Zusammenströmen größerer Menschenmengen und ein Verursachen von Lärm und Geräusch. Um die bisherige Unsicherheit der Rechtsprechung zu beseitigen, ist die Feststellung einer bestimmten Zahl von Schützen und Treibern vorgeschlagen worden. 2) T. das Zusammenjagen des Mutterwildes durch den Brunfthirsch aus Eifersucht und Brunftdrang, um die etwaige Entfernung einzelner Stücke zu verhindern; der Bock treibt die Ricke in der Brunftzeit.

Treiber, die Leute, die das Wild bei einer Treibjagd den Jägern zutreiben. — Die T. brauchen keinen Jagdschein. Beim Jagdvergehen ist der T. in der Regel Gehilfe, Mittäter nur dann, wenn er die Erlangung des Wildes als gemeinschaftliche Tat mit dem Täter beabsichtigt.

Treiberwehr s. *Treibwehr.*

Treibjagd s. *Treiben.*

Treibjagdsignale s. *Fanfaren.*

Treibwehr (Treiberwehr), die Gesamtheit der Treiber einer Treibjagd.

Treibzeug, Fangvorrichtung für Rebhühner; s. *Rebhuhn,* Fang und *Jagdnetze,* Sackgarne.

Trennstücke (Enklaven), die zum Gemeindebezirke gehören und nicht einen Eigenjagdbezirk bilden, sind nach einigen Jagdgesetzen, z. B. der preußischen und der hannoverschen Jagdordnung, nicht mit der Gemeindejagd zusammen zu verpachten, weil eine ordnungsmäßige Pflege und Ausübung der Jagd auf solchen kleinen Flächen nicht möglich ist. Sie sind vielmehr angrenzenden eigenen Jagdbezirken anzuschließen oder angrenzenden gemeinschaftlichen Jagdbezirken zuzulegen; werden sie ganz oder zum größten Teile von einem Jagdbezirk umschlossen, so sind sie zunächst dessen Inhaber zum Anschluß anzubieten. Nur wenn ein Anschluß oder eine Zulegung zu einem angrenzenden Jagdbezirke nicht möglich ist, soll ein entfernt liegender Jagdbezirk dazu ausersehen werden. Ist auch mit einem solchen ein Anschluß oder eine Zulegung nicht möglich, so kann ein selbständiger, eigener oder gemeinschaftlicher Jagdbezirk aus ihnen gebildet werden, selbst wenn sie nicht 75 ha im Zusammenhange groß sind. Die einem gemeinschaftlichen Jagdbezirke zugelegten Trennstücke gelten als dessen Teile. — Etwas besonderes gilt noch für Waldenklaven, d. h. solche Grundflächen, die von einem über 750 ha im Zusammenhange großen Walde, der eine einzige Besitzung bildet, zu mindestens 90 v. H. begrenzt werden. Sie müssen dem Eigenjagdbezirke, zu dem dieser Wald gehört, auf Verlangen seines Inhabers angeschlossen werden. Lehnt der Inhaber den Anschluß ab, so kann aus ihnen, wenn die für T. vorgesehenen, oben mitgeteilten Maßnahmen nicht angängig sind, ein selbständiger, im Zusammenhange nicht 75 ha großer, gemeinschaftlicher Jagdbezirk und, wenn die Grundflächen nur einem Eigentümer gehören oder im Miteigentume mehrerer stehen, ein Eigenjagdbezirk gebildet werden. Ist dies geschehen, so kann der Inhaber des umschließenden Eigenjagdbezirks trotzdem jederzeit den pachtweisen Anschluß der umschlossenen Fläche verlangen, und zwar auch dann, wenn der Jagdbezirk verpachtet ist.

trenzen (trensen), der eigentümliche kurze, schnaubende Ton, mit dem der Hirsch das Wild treibt, und den er auch auszustoßen pflegt, ehe er sich dem Gegner nähert.

treten, 1) die Begattung seitens des männlichen Federwildes. 2) Rot- und Rehwild tritt aus dem Walde aufs Feld; t. auf die Brunft, sobald diese beginnt, aus ihr nach Beendigung der Brunftzeit.

Trichinen (Trichinella spiralis) sind beobachtet worden bei Dachs, Fuchs, Iltis, Hamster, Marder, Igel und Bär, in zahlreichen Fällen beim Schwarzwilde, ferner beim Hausschweine, bei Hunden, Katzen, Ratten und Mäusen. Es sind kleine Rundwürmer, die als ungeschlechtliche Larven im Muskelfleische der genannten Tiere leben. Wird trichinöses, ungenügend zubereitetes Fleisch vom Menschen gegessen, so entwickeln sich die darin vorhandenen Schmarotzer zu geschlechtsreifen Darmtrichinen, die sich zahllos vermehren, in die Muskeln des Menschen eindringen und schwere Erkrankungen, selbst den Tod, herbeiführen können. Die Verbreitung der Trichinen geschieht hauptsächlich durch Ratten und Mäuse.

Trieb, *Treiben 1.*

Triefaugen bei Hunden können angeboren sein oder im späteren Leben ent-

stehen. Sie sind ein häßliches, das Aussehen der Tiere entstellendes Leiden, das nach seiner Haupterscheinung, dem fortwährenden Tränenflusse, benannt ist. Die Ursache des Übels beruht hauptsächlich auf dauernder Reizung, die durch abnorme Zustände an den Augenlidern ausgeübt wird. Meist sind es Umstülpungen des einen oder beider Augenlider entweder nach außen oder nach innen, die diesen fortwährenden, zur Entzündung der Augenschleimhaut führenden Reiz bedingen. Häufig werden auch bei inneren Krankheiten *(Staupe)* Augenentzündungen mit heftigem Tränenflusse beobachtet. Beruht das Leiden auf Umstülpung der Augenlider, so kann es nur durch tierärztlichen operativen Eingriff geheilt werden. Im übrigen ist sorgsame Reinhaltung der Augen durch häufiges Auswaschen mit reinem, lauwarmem Wasser oder mit leicht desinfizierenden Lösungen geboten.

Triel s. *Dickfuß.*

Triller, ein Teil des Balzsatzes oder der Balzarie des Auerhahnes.

trinken, ungebräuchlich, besser ist schöpfen, sich tränken.

Tritt, der Abdruck eines Laufes des Wildes; Fährte oder Spur, die Abdrücke aller Läufe in der Reihenfolge ihres Entstehens. Tritte, die Füße der Hühner, Tauben und kleinen Vögel.

Trittbrett, ein Brettchen an irgend einer Falle, auf welches das zu fangende Tier treten muß, um die Falle zum Zuschlagen oder Zufallen zu bringen.

Trittholz, eine kürzere oder längere Rute an Schlagbaum und Knüppelfallen, auf die das zu fangende Raubzeug treten muß, um die Falle zum Zuschlagen oder Zufallen zu bringen.

Trockenfütterung s. *Fütterung.*

Tröge, Futterkästen, Krippen dienen zum Reichen des Körnerfutters auf den Fütterungen. Wegen des Futterneides empfiehlt es sich, statt eines großen Troges mehrere kleine aufzustellen. Sie haben am Boden 2 bis 3 Bohrlöcher, damit das Niederschlagswasser abfließen kann. Diese Futterbehälter müssen tadellos sauber gehalten werden, weil sich sonst leicht in den Ecken faulige Futtermengen ansammeln, die einen dem Wilde widerlichen Geruch verbreiten. Sehr einfache, haltbare und billige Krippen kann man aus anbrüchigem Scheitholz herstellen, indem man den morschen Kern aushöhlt und die Seiten mit Brettchen vernagelt. Für je 2 bis 3 Stück Wild ist eine solche Krippe notwendig. Für Kahlwild setzt man sie auf den Boden, für Hirsche nagelt man sie auf 1,15 m hohe Pfähle.

trollen, die trabende Gangart des Schalenwildes; geht es im Schritt, so zieht es; läuft es schnell, so ist es flüchtig.

trommeln, eine dem Hasen eigentümliche, schnelle Bewegung mit den Vorderläufen, die er teils beim Kampfe, teils auch im Scherzen macht.

Trupp, eine kleinere Gesellschaft von Elch-, Rot- oder Damwild.

Truppenübungen s. *Manöverschäden.*

Trüsche s. *Aalraupe.*

Trutwild, wildes Truthuhn, wilder Puter, Bronzeputer, Bezeichnungen für in Europa als Wild eingebürgerte, wilde amerikanische Puter. Es handelt sich dabei um folgende zwei Arten: 1) Meleagris gallopavo, der nordamerikanische Wildputer, ausgezeichnet durch rotbraune, schwarz gewellte Stoß- und Oberstoßdeckfedern, erstere mit breiter, schwarzer Binde vor der rotbraunen Spitze, sowie durch schwarze Unterstoßdeckfedern mit rotbrauner Spitze; 2) Meleagris mexicana, der mexikanische Wildputer, von ersterem unterschieden durch weiße Stoßspitze und weiße Säume an oberen und unteren Stoßdeckfedern. Ferner ist bei M. gallopavo der aus derben, borstenartigen Federn bestehende, am Unterhalse herabhängende Büschel länger als bei M. mexicana; auch ist diese letzte Art schwächer und schlanker als die erste. In der Lebensweise und Fortpflanzung stimmen beide Puterarten miteinander überein. In ihrer Heimat sind sie Strichvögel, die sich im Herbste zu stärkeren Flügen zusammenschlagen. Sie ziehen sich besonders nach Distrikten, in denen Eicheln, ihre Hauptäsung im Herbste, gediehen sind. In der Regel wandern die Hähne für sich und die Hennen mit den Jungen zusammen. Die Puter sind ausgesprochene Waldvögel, nur wenn die Hennen Junge führen, gehen sie auch wohl in die Prärie hinaus. Sie vernehmen und äugen gut, so daß die Jagd auf Wildputer nicht leicht ist. Die Balz verläuft unter heftigen Kämpfen der Hähne in ähnlicher Weise wie beim zahmen Puter, dessen Balztöne und Balzstellungen der wilde Vogel genau wie der zahme ausführt. Das Gelege besteht aus 9 bis 15 Eiern, die denen der zahmen Puten ähneln. Der Wildputer ist ein prächtiges Wild, und so ist man denn — verhältnismäßig spät, erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — dazu gekommen, die stolzen Vögel in Europa einzubürgern. Graf Breuner setzte 1881 zwei Stämme M. gallopavo in Grafenegg (Niederösterreich) aus, wo sie so gut einschlugen, daß fünf Jahre darauf etwa 70 Hähne abgeschossen werden konnten. Fürst Metternich importierte M. mexicana nach der Herrschaft Kojetain in Mähren, womit er ebenfalls einen vollständigen Erfolg erzielte. In Deutschland war es zuerst der Vizepräsident des Allgemeinen deutschen Jagd-

schutzvereins, v. Homeyer-Murchin, der Trutwild mit Erfolg aussetzte. Dann wurden weitere Einbürgerungen auf Rügen, bei Altenburg, und an verschiedenen Stellen in Österreich-Ungarn gemacht. Fast durchgehends waren Erfolge zu verzeichnen, meistens sehr zufriedenstellende. Als ein Nachteil vom jagdlichen Standpunkt aus wird hervorgehoben, daß das nicht gern streichende Trutwild beim Treiben laufend an die Schützen kommt und daß sich des lockenden Gewinnes halber Wilddiebe sehr nach Trutwildrevieren hingezogen fühlen, da die starken, nachts aufbaumenden Vögel leicht zu finden und herunterzuschießen sind. Dagegen hilft aber scharfe Aufsicht, die ja auch in vielen Fasanen- und sonstigen Revieren notwendig ist.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Tuberkulose kommt beim Wilde selten vor und ist nur bei in der Gefangenschaft gehaltenen Rehen, sowie bei Schwarzwild in der Gefangenschaft beobachtet worden. Häufiger tritt die Geflügeltuberkulose in zahmen Fasanerien auf, wo sie gelegentlich zahlreiche Opfer fordert. Die Krankheit wird durch den Tuberkelbazillus verursacht, der meist vom Darmkanal aus in den Tierkörper eindringt. Die chronisch verlaufende Seuche ist gekennzeichnet durch die Bildung von Knötchen, namentlich in Lunge, Leber, den Körperdrüsen und an Brust- und Bauchfell. Hinsichtlich der bei Hasen und Kaninchen auftretenden *Pseudotuberkulose* s. d.

Tücher, starke leinene Planen, die zur Einschließung des zu jagenden Wildes aufgestellt werden. Man unterscheidet h o h e T. (hohes Zeug), die etwa 3 m hoch sind und 160 Schritte stellen; jedes dieser T. ist auf eine Winde aufgerollt und vier bilden ein Fuder Zeug. M i t t e l t ü c h e r (dänisches Zeug) sind gegen 2,3 m hoch, aber ebenso lang wie h. T.; von ihnen bilden fünf ein Fuder Zeug. H a l b t ü c h e r sind etwa 2 m hoch, sie werden ihrer Leichtigkeit wegen dort verwandt, wo das Gelände ein Anfahren nicht gestattet. Hinsichtlich der Aufstellungsart s. *Rotwild*, Jagd 5. Zu jedem Tuche gehören: 1) ein Pfahl- oder Locheisen, mit dem die Löcher für die Stellstangen in den Boden gestoßen werden; 2) ein Schlägel; 3) etwa 50 hölzerne Haken zur Befestigung der Unterleinen; 4) 2 Hebegabeln; 5) 11 Stellstangen zum Tragen der Tücher; 6) 2 Krummruten; 7) 4 starke Heftel für die Ober- und Unterleinen und 20 für die Windleinen. Diese Geräte müssen mit dem entsprechenden Tuche gleichzeitig verladen werden.

Tuchlappen, die aus rechteckigen Leinwandstücken hergestellten Jagdlappen.

Turmfalke s. *Edelfalken II, 2.*

Turpane s. *Enten III, 2.*

Turteltaube s. *Tauben II, 1.*

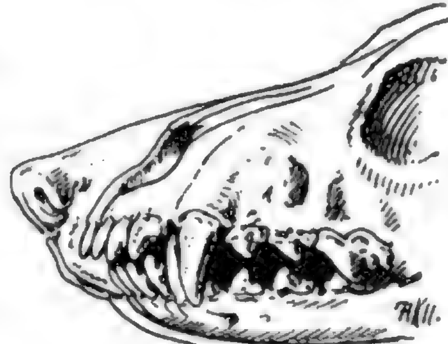
Tüter s. *Wasserläufer 3.*

Tyraß, s. *Tirass.*

U.

Überbeißer (Übergreifer), Hunde, bei denen die Schneidezähne des Oberkiefers nicht, wie beim normalen Bau, auf oder ganz dicht hinter den Schneidezähnen des Unterkiefers stehen, sondern bei denen eine mehr oder weniger große Lücke zwischen den nach vorn geschobenen oberen und den unteren Schneidezähnen vorhanden ist. Den Gegensatz zum Übergreifer bildet der vorgeschobene Unterkiefer, wie er den Bulldoggs eigentümlich ist (Unterbeißer). Da der Hund mit den Schneidezähnen weder kaut noch zufaßt, so sind beide Fehler ohne erhebliche praktische Bedeutung.

1. Normales Hundegebiß.


2. Überbeißer.

übereilen (Übereilung), wenn der geringe Rothirsch mit dem Hinterlaufe vor den Abdruck des Vorderlaufes tritt (Ballenzeichen); der letztere ist etwas stärker (s. *Fährtenzeichen 10*).

überfallen (überfliehen), wenn edles hohes Haarwild Gräben, Wege, Zäune,

Zeug usw. überspringt (s. dagegen *durchfallen*).

Übergangskleid, das Gefieder zwischen zwei typischen Kleidern, das also Federn aus den beiden Kleidern enthält, zwischen denen es den Übergang bildet. Naturgemäß ist jedes Ü. einem beständigen Wechsel unterworfen, da fortwährend Federn des einen Kleides ausfallen und durch Federn des folgenden ersetzt werden. Zuweilen spricht man auch wohl bei Säugetieren von Übergangskleidern, so z. B. bei den im Winter weiß werdenden, die im Herbst und Frühling schedig aussehen.

übergehen 1) (überschießen), wenn Jäger oder Hunde aus Übereifer über eine Fährte oder Spur hinweggeraten. 2) Wild läßt sich gern ü., d. h. es drückt sich.

Überhälter s. *Abtrieb.*

Überhege, eine Hege des Wildes über das übliche Maß hinaus. Sie verpflichtet zum Ersatz des durch sie entstehenden Wildschadens. Es brauchen dabei die Voraussetzungen des § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht vorzuliegen, der Schaden kann auch durch anderes als das dort oder in den Jagdgesetzen genannte Wild angerichtet sein, eine Frist für die Anmeldung des Schadens ist nicht vorgeschrieben. Die Verfolgung des Ersatzanspruches geschieht vor den ordentlichen Gerichten, und zwar ist gemäß § 23 des Gerichtsverfassungsgesetzes das Amtsgericht auch bei einem Streitwerte von mehr als 600 Mk. zuständig. In Bayern ist gemäß § 5 der Verordnung vom 6. Juni 1909, wenn sich in einem Jagdbezirk ein der Land- oder Forstwirtschaft nachteiliger, übermäßiger Wildstand ergibt, der Jagdausübungsberechtigte auf Anordnung der Distriktspolizeibehörde verpflichtet, den Wildstand in der Zeit und in dem Umfange, wie es von dieser Behörde vorgeschrieben wird, abzumindern.

überhetzt s. *verhelzt.*

überjährig nennt man bisweilen den Schweißhund nach Ablauf seines ersten Lebensjahres, wenn er für die Arbeit am Riemen reif ist.

Überläufer (überlaufener Frischling), ein junges Stück Schwarzwild im zweiten Lebensjahre.

übernächtig ist eine Fährte vom vergangenen Abend, also eine kalte Fährte.

überschießen, 1) ein Revier, wenn man den Abschuß übertreibt; 2) ein Stück Wild, wenn man darüber hinwegschießt; 3) eine Fährte ü. s. *übergehen 1.*

Übersprung, niedrigere Stelle in einer Umwehrung, um Wild zu veranlassen, über sie zu fallen. Er dient zum Fange lebenden Wildes (s. a. *Einsprung*).

überstellen, sich, wenn der Auerhahn auf einen anderen Ast springt (zur Nachtruhe, aber auch bei der Morgenbalz).

überwechseln (überziehen), wenn Schalenwild einen Weg, ein Gestell, eine Schlagfläche usw. überschreitet.

Überwind s. *Wind.*

überziehen s. *überwechseln.*

Uferläufer (Tringoides), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Hinterzehe vorhanden; von den drei Vorderzehen die äußere mit der mittleren bis zum ersten Gelenke durch eine Spannhaut verbunden. Stecher etwas länger als der Kopf, schlank, an der Spitze wenig gebogen, hart und verbreitert, sonst gerade und weich, bis zu etwa zwei Dritteln der Länge gefurcht; das Hauptkennzeichen dieser Gattung liegt in dem langen Stoß, der weit unter den spitzen Flügeln hervorragt.

F l u ß u f e r l ä u f e r (Tringoides hypoleucus L., Actitis hypoleucos Brehm; Lerchenstrandläufer, gemeiner grauer Sandläufer, Sandpfeifer, Strandpfeifer, Teichstrandpfeifer usw.). Länge 18 bis 20, Stoß 5,7, Stecher 2,4, Lauf 2,4, nackter Teil über dem Fersengelenke 0,65, Mittelzehe ohne Nagel 2,1 cm. Der Unterkörper mit Ausnahme der fein gestrichelten Kehle reinweiß, ebenso die Außenfahne der äußersten Stoßfedern, welche nur an der Spitze manchmal einige Flecken zeigen; Mittelfedern des Stoßes mit 6 bis 7 undeutlichen Querbinden, die unterste am dunkelsten; Hals- und Kropfseiten hell braungrau, dunkel gestrichelt. Sommerkleid: Oberseite braungrau mit grünlichem Anflug; auf Oberrücken und Schultern schwarze Pfeilflecke, auf den Flügeldecken weiße Spitzen und dunkle Wellenlinien; Handschwingen braunschwarz mit grünlichem Glanz, wie die Oberseite, und hellen Spitzensäumen; die erste mit weißem Schaft, auf der Innenfahne der dritten ein weißer Fleck, der sich auf den folgenden vergrößert; Mittelschwingen mit weißen Wurzeln und Spitzen, woraus sich eine Binde bildet. Hinterschwingen und Stoß wie der Rücken, die ersteren mit schwarzer Binde vor dem hellen Saum. Über dem Auge ein heller Streifen, Zügel schwarzgrau; Stecher an der Wurzel trüb fleischfarbig, nach der Spitze zu schwarz; Ständer trüb gelbbräunlich mit grünlichem Anflug; Iris braun. Weibchen dem Männchen fast gleich. Das Winterkleid ist oberseits mehr grau und dunkler gefleckt, sonst kaum verschieden. Das Jugendkleid ist diesem ähnlich, doch bunter infolge breiterer Säume. Der Flußuferläufer bewohnt das ganze gemäßigte Europa und Asien, er brütet häufig bei uns und kommt überhaupt nicht selten vor.

Gegenden mit buschigen Wasserläufen zieht er vor, nur zur Zugzeit findet er sich vereinzelt am Meeresstrande. Das Nest steht teils auf erhöhtem Uferrand, teils an Weidenbüschen in dessen Nähe; es enthält im Mai vier birnenförmige Eier, mit aschgrauen und rötlichen und darauf rotbraunen Flecken und Punkten auf gelblichem Grunde, welche 36 : 27 mm groß sind und von beiden Alten in 16 bis 18 Tagen ausgebrütet werden. Die F. leben von Insekten und Gewürm aller Art. Ihre gewöhnliche Stimme ist ein helles Pfeifen, wie „ti ti ti" klingend.

Ufersanderling f. *Sanderling*.

Uferschnepfe (Limosa Briss.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Stecher 2- bis 3mal so lang als der Kopf und etwa $1/_{8}$ länger als der Lauf, schwach aufwärts gebogen, schnepfenartig weich und biegsam, mit harter,

Kopf der roten Uferschnepfe.

löffelartiger Spitze, welche den Unterkiefer überragt. Die nahe der Stirn stehenden schmalen Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne, die Furchen des Oberstechers reichen bis an die Spitze, die des Unterstechers bis zur Mitte. Ständer lang und dünn, über das Fersengelenk hinauf nackt. Lauf vorn und hinten getäfelt. Von den Zehen sind äußere und mittlere durch eine kurze Bindehaut verbunden, die mittlere und innere nur mit einem schwachen Ansatz; Hinterzehe höher gestellt und kurz. Flügel lang und spitz, auf den Armschwingen ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, vor ihr ein kleines Federchen, wie bei den eigentlichen Schnepfen. Stoß zwölffederig.

1) R o t e U. (Limosa lapponica L., L. rufa Briss.; fuchsrote, kleine rote U., rostroter Sumpfläufer, rote Pfuhlschnepfe, lappländischer Wasserläufer, rostrote Limosa). Länge 32 bis 36, Stoß 6,6, Stecher 7,2 bis 8, Lauf 5, nackter Teil über dem Fersengelenke 2, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 bis 2,8 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals und ganze Unterseite rostrot; Zügel schwarzbraun gesprenkelt; Stirn, Oberkopf, Nacken und Kropfseiten mit braunschwarzen Schaftflecken; Oberrücken und Schultern glänzend schwarz mit rostfarbigen Rand- und Spitzenflecken; Unterrücken, Bürzel und Stoßdecken weiß mit einzelnen Lanzettflecken; Oberflügeldecken und Hinterschwingen graubraun; Vorderschwingen schwarzbraun, die beiden vordersten mit weißen, die übrigen mit bräunlich-weißen Schäften; die Innenfahnen hell und dunkel gesprenkelt, ohne weißen Spiegel. Mittelschwingen hell gesäumt. Der weiße Stoß mit 8 bis 10 schwarzbraunen Querbinden. Stecher an der Wurzel rötlich, nach der Mitte braun, die Spitze schwarz. Ständer schwarz, Iris dunkelbraun, Nagel der Mittelzehe ungezahnt. Das Weibchen ist trüber gefärbt, stärker als das Männchen. Im Winterkleide sind Kopf und Hals hell gelblich-grau mit dunklen Stricheln; Augenstreifen weiß, Zügel schwarzbraun gesprenkelt. Oberseite bräunlichgrau mit schwarzen Schäften und hellen Säumen; Stoß gelblich, braun gebändert. Kinn, Kehle und Wangen weiß, letztere dunkel gestrichelt, die übrige Unterseite weißlich. Brustseite und untere Stoßdecken mit dunklen Längsflecken. Stecher an der Wurzel graurötlich, nach der Mitte trübbraun, an der Spitze hornschwarz. Ständer grau. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, hat aber roströtlichen Anflug auf der Unterseite. Die r. U. brütet im Norden Schwedens, Finnlands, Lapplands, Sibiriens, verbreitet sich von dort vorzugsweise westlich, am Meeresstrand entlang bis nach Afrika, dann ostwärts von Sibirien nach China und Japan, über das Kaspische Meer auch nach Griechenland. Bei uns erscheint sie nur auf dem Zuge, brütet aber nicht. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die vom Meer entblößten Watten. Zur Zugzeit streichen sie in schräger, geordneter Linie; ihre Nahrung sind weiche Wassertiere.

2) S c h w a r z s c h w ä n z i g e U. (Limosa limosa L., L. melanura Leisl., L. aegocephala Bonap.; große U., rote Pfuhlschnepfe, Seeschnepfe, Geißkopfschnepfe, schwarzschwänzige Limosa, große Limosa, Lodjoschnepfe). Länge 36 bis 42, Stoß 7,6 bis 8, Stecher 9 bis 11, Lauf 7,3 bis 7,9, nackter Teil über dem Fersengelenke 4,3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Stoß an der Wurzel weiß, sonst schwarz; die weißen Wurzelenden der Schwingen von der vierten an bilden einen Spiegel; die unteren Flügeldecken in der Mitte weiß; Stecher weniger als $1/_{3}$ länger als der Lauf. Nagel der Mittelzehe auf der Innenseite gezahnt. Stirn in der Mitte braungrau, an den Seiten hell rostgelb; Oberkopf rostrot, schwarzbraun gefleckt; Kopfseiten und Hals mehr rostbräunlich, Oberrücken und Schultern rostbraun mit dunklen Flecken; Hinterschwingen schwarz mit dreieckigen, rostfarbenen

Randflecken, die anderen Schwingen stumpfschwarz, weiß an der Wurzel; Flügeldecken graubraun, Unterrücken schwarz mit grauen Säumen; Bürzel und obere Stoßdecken weiß, deren längste mit schwarzer Spitze. Auf dem zusammengefalteten Flügel eine breite Querbinde. Kinn weiß; Kropf und Brustseiten rostfarbig mit dunklen Stellen; Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen stärker und von matterer Färbung. Im Winterkleid ist die Oberseite mehr grau, die Unterseite heller, sonst vom vorigen wenig verschieden. Jugendkleid: Oberkopf, Wangen, Hals und Kropf rostgrau, Oberrücken und Schultern bräunlich-lehmgelb mit helleren Säumen; Hinterschwingen und Flügeldecken dunkel graubraun; Augenstreifen grauweiß; Unterseite weiß; Stecher an der Wurzel fleischfarbig, in der Mitte bräunlich, an der Spitze schwärzlich; Ständer dunkelgrau oder hornschwarz. Die Jungen dieser und aller sehr langschnäbeligen Vögel fallen mit kurzem Stecher aus, der aber dann schnell wächst. Die Verbreitung der s. U. erstreckt sich über Nord- und Mitteleuropa, sowie die gleichen Breiten Asiens. Sie brütet u. a. in manchen Teilen der norddeutschen Tiefebene in Morästen mit Wasserläufen auf kleinen Erhöhungen. Ihre vier Eier, stark zugespitzt, sind sonst in Farbe und Größe sehr verschieden, bald dunkel olivengrün, bald olivenbraun mit matten, dunklen Flecken, bald grüngelblich, bald graugrünlich mit grauen, leberbraunen, grünlichen, dunklen oder hellen Flecken; messen 52:38 bis 61:49 mm; die Schale fein porös und glanzlos; sie sind leicht mit anderen zu verwechseln.

Beide Uferschnepfen sind höchst angenehm auffallende Vögel, und besonders die rote U. bringt in die mehr schwarzweißen oder grauen Sumpfbewohner durch ihre lebhaften Farben eine angenehme Abwechselung. Ihre Stimme klingt wie „Kiau, kiau" oder „Jätjätjät" oder „Tabi-e, tabi-e", die der schwarzschwänzigen wie „Lodjo, lodjo", woher ihr Name Lodjoschnepfe rührt. Nach anderer Auffassung klingt der Ruf wie „grütto" oder „gretav". Sie haben beide in ihrem Gang etwas Bedächtiges und beobachten ihre Umgebung dabei mit solcher Schärfe, daß der Jäger zu seinem Verdrusse Mühe und Zeit sehr oft einsetzen muß, ohne ihrer habhaft zu werden. Der Meeresstrand und die Watten sind zur Zugzeit bevorzugte Tummelplätze, von denen sie einige Abstecher nach dem Binnenlande machen.

Uhu s. *Eulen III, 4.*

Uhuhütte s. *Hüttenjagd.*

Umgänger, Eingänger, die starken Keiler, welche sich allein halten und weit hin und her wechseln.

Umschlag macht der Rothirsch, wenn er mit dem Laufe das Moos aufhebt und mit der Wurzelseite nach oben fallen läßt (s. *Fährtenzeichen 17*).

umschlagen 1) einen Forstort, ihn umkreisen. 2) Haarwild der hohen Jagd schlägt um, wenn es bei Wahrnehmung des Jägers oder sonst verdächtiger Erscheinungen plötzlich die bisher innegehaltene Richtung ändert.

umstellen, einen abzujagenden Ort mit Jagdzeug, Schützen oder Treibern umgeben.

Umtrieb, der Zeitabschnitt, innerhalb dessen unter normalen Verhältnissen der einmalige Abtrieb aller Holzbestände einer Betriebsklasse oder eines Waldes erfolgen soll. Die Umtriebszeit beträgt im Hochwalde meistens 60 bis 120 Jahre.

unedel ist das nicht eßbare Wild.

ungerade s. *gerade.*

Universaltellereisen s. *Fallen IIIb 2, 3.*

Unterabteilung s. *Abteilung.*

Unterarche s. *Archen.*

Unterbau, zum Zwecke der Begründung von Beständen aus Schattenholzarten (Buche, Weißtanne) oder als Unterholz erfolgte Kultur im Schutze des alten Bestandes.

Unterholz, alle unter dem Schirme des Hauptbestandes wachsenden Bäume und Sträucher.

Unterkunftsschuppen, ein aus geringen Sparren und Schwarten gezimmerter Stall, der in jedem größeren Reviere sehr am Platze ist. Er bietet den Pferden Schutz vor strenger Kälte und der Tageshitze, vor Mücken und Niederschlägen, dem Menschen ein schützendes Dach und einen Lagerraum für erlegtes, stärkeres Wild. Einige Vorräte an Pferdefutter und Einstreu können unter dem Dache aufbewahrt werden. Vielfach wird er an das Jagdhaus angebaut.

Untermast s. *Mast.*

unterschießen, ein Stück Wild, unter ihm weg- oder vor ihm aufschießen.

Unterwind s. *Wind.*

Unterwurf, der Unterkiefer des Schwarzwildes.

unweidmännisch (nicht weidgerecht) ist jede Handlungs- und Ausdrucksweise, die den Weidmannsregeln widerspricht.

Uprump s. *Reiher VI, 1.*

Urhuhn s. *Auerhuhn.*

Ursprungsschein, eine Bescheinigung, die gemäß § 46 der preußischen Jagdordnung für die Versendung von Wild vorgeschrieben ist. Grundsätzlich sollen alle Wildarten bei einer Versendung mit U. versehen sein, es können aber für einzelne kleinere Arten Ausnahmen zugelassen werden. Die Ausstellung der U. erfolgt in der Regel durch die Gemeinde-

vorsteher. Die Einzelheiten sind durch die Ober- und Regierungspräsidenten geregelt. In Württemberg ist nach der Verordnung vom 30. Juli 1886 ein U. erforderlich, wenn innerhalb der für die Wildarten geltenden Hegezeit Wild der zu schonenden Art zum Verkaufe gebracht wird; das Zeugnis dient zum Ausweis darüber, daß das betreffende Wild mit Erlaubnis des Ministeriums erlegt oder gefangen ist und sein Verkauf gestattet wird. Dieser U. entspricht der Bescheinigung des § 45 Satz 2,3 der preußischen Jagdordnung. Der U. des § 46 der preußischen Jagdordnung hat aber mit der Schonzeit nichts zu tun, er ist für jedes Stück Wild erforderlich, auch während der Schußzeit und auch für solches Wild, das überhaupt keine Schonzeit hat. Er soll nicht die Beobachtung der Schonvorschriften fördern, sondern zur Verhütung des Wilddiebstahles beitragen.

V.

Verballen tritt bei Hunden ein, wenn sie auf hart gefrorenem, rauhem Boden viel benutzt wurden und sich die Ballen wund gelaufen haben, oder wenn sie viel auf starren Stoppeln suchen mußten, die ihnen die Ballen wund stachen. Man reinigt die Ballen mit lauwarmem Seifenwasser, tupft sie mit Wundwatte trocken und pudert ein zur Hälfte aus Jodoform und Tannin bestehendes Pulver auf. Zur Jagd darf der Patient nicht eher gebraucht werden, als bis vollständige Heilung erzielt ist. Hunden, die zum V. neigen, soll man, bevor sie zu arbeiten beginnen, die Ballen mit Lanolin oder Byrolin einreiben. Nötigenfalls sind Gummi- oder Lederschuhe zu verwenden, um die empfindlichen Ballen zu schonen.

verbeißen, 1) wenn angeschossene Wildenten sich unter Wasser an Schilf usw. mit dem Schnabel festhalten, um dem Hunde zu entgehen. 2) Von Hunden, sich so fest einbeißen (verfangen), daß sie abgebrochen werden müssen. 3) Das Wild verbeißt die Pflanzen, wenn es die jungen Triebe oder Knospen, teils der Äsung, teils des Zeitvertreibs wegen, abbeißt; s. *abprossen*. Laubhölzer (mit Ausnahme von Birke und Erle) leiden unter dem V. mehr als Nadelhölzer; von diesen wird die Tanne am meisten, die Lärche selten verbissen. Das beste Gegenmittel ist Anstreichen entsäuerten Steinkohlenteers mit einer Bürste; auch Bespritzen mit Kalk hilft zuweilen (s. a. *Salzlecke*).

verbellen s. *Standlaut* und *Dressur*.

verbirschen, das Wild beim Birschen durch irgend welche Umstände vergrämen.

verblasen, durch Blasen des für die betreffende Wildart bestimmten Signals (Hirsch tot, Sau tot usw.) anzeigen, daß es erlegt wurde. Nach heutigem Zeremoniell wird das Wild in der Regel auf der Strecke verblasen.

verblatten, einem Rehbock auf ungeschickte Weise merken lassen, daß der Ton nicht vom Alt- oder Schmalreh, sondern vom Jäger herrührt. Solcher Bock heißt verblattet, weil er so leicht nicht wieder auf das Blatt springt. Sind Böcke, auch Ricken mit Kitzen, von Wilddieben gefährdet, so verblattet sie der Jäger absichtlich, um sie vor diesen zu bewahren.

verbleffen (verpleffen), sich, einen Verstoß gegen die Weidmannssprache begehen.

verbleien. Bei längerem Schießen mit Bleigeschossen setzt sich an den Laufwandungen, besonders in den Zugecken, Blei an. Der Hergang ist folgender: Das Pulver hinterläßt feste Rückstände, die besonders bei warmem Wetter und heißgeschossenen Läufen schnell verhärten. Beim folgenden Schusse streift sich auf dieser harten Kruste Blei ab und so entsteht aus dieser Wechselschicht von Pulverrückstand und Blei der Bleiansatz, das V. Dadurch wird die Schußgenauigkeit bedeutend herabgesetzt. Auf der Jagd, wo nur selten mehrere Kugelschüsse unmittelbar hintereinander abgegeben werden, tritt V. selten ein. Bleigeschosse werden daher, um das V. zu vermindern, gefettet. Bei Schrotläufen findet man nach 10 bis 20 Schüssen meist etwas Blei im Laufe, das sich aber leicht durch den Drahtwischer (Krätzer) entfernen läßt. Die Anwendung des Drahtwischers ist für den Lauf nicht nachteilig. Um Bleiansatz aus Büchsenläufen zu entfernen, bedient man sich am besten einer Bürste aus Messingdraht die den Lauf nicht angreift.

verblenden 1) (blenden), Stände, Schirme, Krähenhütten usw. mit Material der Umgebung, z. B. Zweigen, Rasen, Schilf u. dgl., verhüllen, um sie weniger kenntlich zu machen. 2) Ein Treiben v., es mit *Blendzeug* einstellen. 3) Im gleichen Sinne wie *verbrechen* gebraucht, wenn es gilt, Raubzeug von erlegtem Wilde fernzuhalten.

verblüfft ist ein Hund, der durch den plötzlichen, ungewohnten Anblick des Wildes erschrickt und sich ihm nicht nähert. Auch alten Hunden geht es gelegentlich so, wenn z. B.

eine Schnepfe da vor ihnen aufsteht, wo sie solche nicht vermuteten. Junge Schweißhunde werden v., wenn sie zu heftig dem kranken Hirsche zusetzen und Schläge mit dem Geweih davontragen, was man daher zu verhüten suchen muß.

verbrechen, einen Anschuß, eine Fährte oder Schweiß, um sie leichter wieder auffinden zu können, durch einen grünen Bruch bezeichnen, dessen Bruchende dahin zeigt, wohin das Wild gezogen oder flüchtig geworden ist. Auch das Bedecken eines geschossenen Wildes mit Zweigen zum Zeichen, daß es schon in Besitz genommen wurde, oder um es vor Insekten zu bewahren, nennt man v.; will man es zugleich vor Raubzeug hüten, so stellt man ein Gespenst, d. h. mit Schießpulver verwitterte Lappen oder Papiere auf Stäben, neben das Stück Wild.

verdrehen s. *verkanten.*

verdrossen ist ein Hund, der keine Lust zum Jagen zeigt; es kann dies aus Übermüdung oder Krankheit, doch auch daher rühren, daß der Jäger viel Federwild vorbeischießt, so daß der Hund nicht zum Apportieren kommt.

execken, wenn dem geweihtragenden Wilde die Geweihenden hervorwachsen; ist dies vollständig erfolgt, so hat der Hirsch oder Bock vereckt, worauf er fegt. Auch in der Form verrecken — von recken — gebraucht. Voll v. (ausgereckt) ist ein Geweih oder Gehörn, dessen normale Enden kräftig und lang ausgebildet sind. Tritt bei sehr alten Hirschen und Böcken nicht mehr ein.

Vereinswesen. Vereinigungen zu jagdlichen Zwecken spielen in der heutigen Jägerwelt eine wichtige Rolle. Es gehören hierher: A. die Jagdschutzvereine, welche gesetzliche Maßnahmen zum Schutze der Jagd anstreben und die Beachtung der bestehenden Gesetze usw. zu fördern suchen; B. die eigentlichen Jagdvereine, welche die weidgerechte Ausübung der Jagd fördern; C. die jagdkynologischen Vereine, welche sich der Zucht und Führung der Jagdhunde zuwenden und deren Güte durch Prüfungen und Ausstellungen zu heben suchen; D. die Schießvereine, welche das Schießen nach jagdlichen Grundsätzen pflegen wollen, im Gegensatze zu den reinen Schießsportvereinen. Sie alle erfüllen ihren Zweck jedoch nur dann, wenn sie nicht nur durch ihre Satzungen, sondern vor allem auch durch ihre Handlungen weidgerechter Jagd huldigen. Außerdem kann man noch angliedern: E. die Fürsorgevereine für Forst- und Jagdbeamte.

A. Jagdschutzvereine.

Obenan steht der Allgemeine Deutsche Jagdschutz-Verein, dessen Präsident zurzeit Se. Durchlaucht der Herzog Viktor von Ratibor auf Schloß Rauden (Schlesien) ist. Er ist mit Ausnahme des Königreichs Bayern über das ganze Deutsche Reich verbreitet und umfaßt folgende Landesvereine: Brandenburg, Hannover, Kurhessen, Nassau, Ostpreußen, Pommern, Posen, Rheinprovinz, Sachsen, Schlesien, Schleswig-Holstein-Lauenburg, Westfalen, Westpreußen, Württemberg, Königreich Sachsen, Baden, Hessen, Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Thüringen, Reuß j. L., Waldeck-Pyrmont, Hamburg und Elsaß-Lothringen. Die Zwecke und Ziele des Allgemeinen Deutschen Jagdschutz-Vereins, der im wahrsten Sinne des Wortes ein Beschützer und Förderer der deutschen Jagd ist, sind kurz folgende: Die Jagd zu schützen und zu heben, insbesondere die Staatsbehörden bei Durchführung der Gesetze über Jagdvergehen, Jagdpolizei und Wildschonung im ganzen Deutschen Reiche zu unterstützen; dem Unwesen der Wilddiebe und den Zuwiderhandlungen gegen die bestehenden Gesetze mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten; den unerlaubten Handel mit Wild und Wildbret zu verhindern; verdienstvolle Leistungen von Jagd- und Forstschutzbeamten, Gendarmen, Landjägern, Polizeibeamten durch Prämien und Diplome anzuerkennen; den in Ausübung ihres Dienstes durch Wilddiebe verwundeten Beamten, sowie bei deren etwa eintretendem Tode den Witwen und Waisen dieser Beamten außerordentliche Unterstützungen zu gewähren; auf dem Gebiete der Gesetzgebung, sowie der jagdlichen Verordnungen und Verfügungen dahin zu streben, daß die jagdpolizeilichen Vorschriften und die Bestimmungen über die Schonzeit des Wildes, den Wildschaden usw. den Anforderungen einer weidmännischen Jagdausübung entsprechen; alle Bestrebungen zu unterstützen, die geeignet sind, eine weidmännische Pflege des Wildes (einschließlich der Einführung nicht heimischen oder zur Blutauffrischung bestimmten Wildes) unter Wahrung der Interessen der Forst- und Landwirtschaft, sowie eine weidgerechte Jagd zu fördern und zu beleben. Außerdem hat der Verein die Kontrolle und die Ausgabe der *Wildmarken* übernommen. Letztere werden am Lauscher von Rehkitzen befestigt, um eine Handhabe für die Altersbestimmung des Rehwildes zu gewinnen; das Anbringen solcher Marken am Löffel des Hasen verfolgt den Zweck, den Verbleib des ausgesetzten Wildes kennen zu lernen.

Außer dem Allgemeinen Deutschen Jagdschutz-Verein gibt es noch einige von diesem unabhängige Jagdschutzvereine, die jedoch im großen und ganzen dieselben Ziele wie jener verfolgen. Sie entwickeln ihre Tätigkeit zwar

in einem engeren Kreise, stiften aber dabei doch großen allgemeinen Nutzen. Hierher gehören u. a.: Bayerischer Jagdschutzverein, Pfälzischer Jagdschutzverein, Jagdschutzverein Zwickau und Umgegend, Jagdschutzverein Oldenburg, Lübecker Jagdschutzverein, Danziger Jagd- und Wildschutzverein, Jagdschutzverein Dortmund. In Österreich-Ungarn finden wir den Niederösterreichischen Jagdschutzverein, den Oberösterreichischen Jagdschutzverein, sowie die Jagdschutzvereine für Böhmen, Galizien, Kärnten, Krain und die Bukowina, Mähren, Salzburg, Steiermark und Tirol. In der Schweiz gibt es den Allgemeinen Schweizerischen Jagdschutzverein mit den sieben Gruppen: Aargau, Basel-Land, Basel-Stadt „Hubertus", Basel-Stadt „Jagdklub", Bern, St. Gallen und Zürich.

Als eine besondere Art von Jagdschutzvereinen in Deutschland sind die Rotwildjagdvereine zu betrachten. Solche sind u. a.: Verein hirschgerechter Taunusjäger, Verein hirschgerechter Eifeljäger, Verein hirschgerechter Jäger Westfalens, Rotwildjagdverein Trier, Rotwildjagdverein für den Hochwald, Rotwildjagdverein für die Mark Brandenburg, Mecklenburgischer Rotwildverein, Vorpommerscher Rotwildverein, Rotwildverein für Hinterpommern. Der Zweck dieser und ähnlicher Vereine ist die Erhaltung und Pflege eines mit der Wald- und Feldkultur verträglichen Rotwildstandes in ihren Bezirken und die hirschgerechte und vernunftgemäße Behandlung der Jagd. Die obengenannten Rotwildvereine haben sich zu einer „Vereinigung der deutschen Rotwildjagdvereine" zusammengetan, die jedoch einstweilen noch nicht nach gemeinsamen Satzungen usw. arbeitet, sondern nur gelegentlich in die Erscheinung tritt, wenn sich die verschiedenen Rotwildjagdvereine in Berlin zur Zeit der Deutschen Geweihausstellung ein Stelldichein geben.

B. Eigentliche Jagdvereine.

Die zahlreichen Vereine dieser Art beschäftigen sich mit der weidgerechten Jagdausübung etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Möglichst weitgehende Ausbildung des jagdlich-technischen Betriebes nebst sachgemäßer Hege und Pflege des Wildstandes; Aufstellung leitender Gesichtspunkte für einen vernunftgemäßen Abschuß der einzelnen Wildarten; strenger Jagdschutz mit nachbarlicher Unterstützung; Pflege und Veredelung des frischen Jägergeistes durch gemütliche, zwanglose, aber häufige Zusammenkünfte; Belehrung der Jagdanfänger in Theorie (durch Vorträge usw.) und Praxis. Die bekanntesten Jagdvereine sind: Deutscher Jagdklub in Berlin, Verein deutscher Jäger in Berlin, Deutscher Jägerklub in Berlin, Jagdklub Diana Berlin, Hessischer Jagdklub Darmstadt, Rheinhessischer Jägerverein, Bund deutscher Jäger in Baden, Dessauer Jagdverein, Jagdklub Bernburg, Vogtländischer Jagdklub, Jagdverein „Hubertus" Leipzig, Jagdverein „Hubertus" Plauen, Jagdverein „Hubertus" Apolda, Jägerverein Magdeburg, Verein für weidgerechte Jagd in Thüringen und Franken, Verein Mansfelder Jäger, Verein Harzer Jäger, die Jagdvereine Taunus, Tondern und Pommern, Hinterpommerscher Jagdverein, Jagdverein „Hubertus" Pommern, Greifenberger Jagdverein, Gramzower Jagdverein, Vereinigung ostpreußischer Jäger, Verein schlesischer Jäger, Jagdklub „Hansa" in Hamburg, Flensburger Jagdverein, Angler Jagdverein, Artländer Jagdverein, Jägerverein Unterweser, Verein zur Hege der Jagd Osnabrück-Diepholz, Verein westdeutscher Jäger, Verein der Jäger am Niederrhein, Nahetal-Jägerverein, Rheinisch-westfälischer Jagdklub, Verein westfälischer Jäger, Jagdklub Mannheim, Jägerverein Nürnberg. In Österreich-Ungarn gibt es u. a. den Österreichischen Jagdklub, den Wiener Jagdklub und den Klub der Jäger und Jagdfreunde in Konstantinsbad (Böhmen); in der Schweiz u. a. den Basler Jagdklub und den Thurgauischen Jägerverein. — Viele Jagdvereine beschäftigen sich auch mit der Zucht und Prüfung von Jagdhunden sowie mit der Pflege des jagdlichen Schießens.

C. Jagdkynologische Vereine.

Zur Schaffung guter Jagdhunde bestehen in Deutschland zahlreiche Vereine; sie erstrecken sich entweder auf das ganze Reich oder auf einzelne Gebiete. Manche großen Vereine haben örtliche Gruppen eingerichtet, um den Zusammenschluß der Mitglieder zu erleichtern. Der Einfluß aller dieser Vereine auf die Jagdhundzucht ist sehr bedeutend, denn das Vereinswesen ist als ein wichtiges Mittel zur Förderung der Zucht sowie zur Vervollkommnung der Gebrauchstüchtigkeit und Schönheit des Hundematerials anzusehen. Im wesentlichen trennen sich die jagdkynologischen Vereine in zwei große, sich ergänzende Hauptgruppen: 1. Vereine, die sich in den Dienst der Zucht von Jagdhunden aller Art stellen; 2. Vereine zur Förderung der Zucht von Hunden einer bestimmten Rasse. Ein Teil dieser Vereine hat sich zu Verbänden zusammengetan. Zurzeit gibt es in Deutschland drei solche großen Verbände: Die „Delegierten-Kommission", das „Kartell der Rassenzuchtvereine und der allgemeinen Verbände" und den „Verband der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd". Alle drei Verbände

verfolgen dasselbe Grundziel, nämlich die Hebung der deutschen Hundezucht.

Der größte und älteste Verband ist die Delegierten-Kommission. Die ihr angeschlossenen Vereine bestehen aber außer den Vereinen zur Zucht und Prüfung von Jagdhunden auch aus kynologischen Vereinen anderer Art. Die Delegierten-Kommission hat für alle von ihr als „Rasse" anerkannten Gruppen von Hunden „Rassekennzeichen" aufgestellt und das Ausstellungs- sowie das Prüfungswesen für ihre Vereine einheitlich geregelt. Sie führt das Deutsche Hunde-Stammbuch (s. *Stammbücher*), das für alle von ihr anerkannten Hunderassen offen steht, und in das alle Hunde eingetragen werden können, die den Eintragungsbestimmungen der Delegierten-Kommission (Rassekennzeichen, Nachweis der Reinzucht innerhalb der anerkannten Rassen durch Vorlegung des Stammbaumes) entsprechen. Der genannte Verband hält alljährlich in Berlin eine Haupttagung ab, zu welcher die einzelnen ihm angehörenden Vereine Vertreter (Delegierte) entsenden. Die an Mitgliederzahl größten Vereine der Delegierten-Kommission sind: Verein zur Züchtung deutscher Vorstehhunde (Berlin), Verein zur Veredelung der Hunderassen für Deutschland (Hannover), Verein zur Züchtung reiner Hunderassen in Süddeutschland (München), Verein zur Züchtung reiner Jagdhundrassen für Württemberg (Stuttgart), Jagdklub „Hansa" in Hamburg, Kynologischer Verein Dresden, Verein „Hubertus" in Chemnitz, Verein Nimrod-Leipzig, Verein Nimrod-Schlesien (Breslau), Kynologischer Verein für das Großherzogtum Sachsen (Apolda), Westpreußischer Verein zur Prüfung und Züchtung von Gebrauchshunden zur Jagd (Danzig), Deutscher Stichelhaar-Klub, Deutscher Wachtelhund-Klub, Kaninchenteckel-Klub.

Das Kartell der Rassenzuchtvereine und allgemeinen Verbände, gegründet von einer Reihe außerhalb der Delegierten-Kommission stehender Vereine, hat im wesentlichen einheitliche Bestimmungen über die Zulassung der Hunde zu Ausstellungen und über die Einteilung der Hunde für Ausstellungen getroffen. Auch das Kartell führt ein besonderes Zuchtbuch (das „Kartell-Zuchtbuch"). Außer Einzelvereinen gehören ihm auch ganze Verbände kynologischer Vereine an, u. a.: Mitteldeutscher Verband, Südwestdeutscher Verband, Westdeutscher Verband, Norddeutscher Verband, Thüringer Verband, Rheinisch-westfälischer Verband, Bayerischer Verband, Bund kynologischer Vereine Württembergs, Verband badischer kynologischer Vereine.

Die dritte große Vereinigung ist der im Jahre 1899 gegründete Verband der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd, der das Verdienst hat, eine einheitliche Ordnung für vollständige Gebrauchshundprüfungen sowie für Jugendprüfungen geschaffen zu haben, und der diese Prüfungsordnungen den Bedürfnissen der Praxis entsprechend laufend erhält. Der Verband der Gebrauchshundvereine hat seinen Wirkungskreis bereits über das Deutsche Reich hinaus auf Österreich-Ungarn und die Schweiz ausgedehnt. Seine Prüfungen sind von der größten Bedeutung für die Gebrauchshundzucht. Die Anforderungen, welche die Prüfungsordnungen des Verbandes an die Prüflinge stellen, sind so hoch, daß nur solche Hunde Preise erhalten können, die vielseitig veranlagt sind. Eine große Anzahl der dem Verbande angehörenden Vereine veranstaltet alljährlich vollwertige Gebrauchssuchen unter Vergebung ziemlich hoher Geldpreise und zahlreicher Ehrenpreise. Die auf diesen Prüfungen mit einem 1., 2. oder 3. Preise ausgezeichneten Hunde werden in das Deutsche Gebrauchshund-Stammbuch eingetragen (s. *Stammbücher*). Alljährlich zur Zeit der Deutschen Geweihausstellung findet in Berlin eine Verbandsversammlung statt, zu der jeder Verbandsverein einen Vertreter mit zwei Stimmen oder zwei Vertreter mit je einer Stimme senden kann. Verhandlungsgegenstände auf diesen Tagungen bilden in der Regel die Beratungen über die gemeinsamen Prüfungsordnungen sowie den Ausbau der Satzungen und des Gebrauchshund-Stammbuches. Die größten Verbandsvereine sind: die Gebrauchshundvereine Berlin und Dresden, Klub Kurzhaar (Stammklub Berlin), Klub Kurzhaar Dresden, Klub Kurzhaar Posen, Bayerischer Kurzhaar-Klub (Nürnberg), Verein schlesischer Jäger (Breslau), Verein westfälischer Jäger (Dortmund), Verein pommerscher Jäger (Stettin), Ostverein (Königsberg i. Pr.), Westpreußischer Gebrauchshundverein (Danzig), Kynologischer Klub für Nordwest-Deutschland (Hamburg), Schleswig-holsteinischer Gebrauchshundverein (Kiel), Hessischer Jagdklub (Darmstadt), Jagdverein „Hubertus" Plauen, Vogtländischer Jagdklub (Plauen), Nimrod-Leipzig, Jägerverein Magdeburg, Verein Deutsch-Drahthaar, Hubertus-Köln, Nahetal-Jägerverein (Kreuznach), Saarverein (Saarbrücken), Westverein (Laasphe), Südverein (Heidelberg), Verein der Pudelpointer-Züchter (Darmstadt) und andere mehr. In Österreich-Ungarn finden wir den St. Hubertus-Deutsch-Kurzhaar-Verein in Komotau (Böhmen), in der Schweiz den Schweizerischen Vorstehhund-Klub (Rheinfelden) und

den Gebrauchshundverein Schweiz-Elsaß (Interlaken). Von den genannten Vereinen gehören einige gleichzeitig der Delegierten-Kommission oder dem Kartell an, andere finden wir auch bei den Jagdvereinen. Sämtliche Verbandsvereine verfolgen das gemeinsame Ziel: Die Schaffung von vielseitig beanlagten Vorstehhunden sowie die Förderung ihrer Ausbildung und Führung im Sinne des „Vaters der Gebrauchshundsache" Hegewald.

Von ausländischen Verbänden bzw. Vereinen seien hier noch angeführt der Österreichische Suchen-Verband, der Österreichische Kynologen-Verband, der Österreichische Hundezuchtverein in Wien, der Jagdhund-Klub Wien, der Kynologische Verein Salzburg, die Schweizerische Kynologische Gesellschaft (mit einer Anzahl Gruppen) und der Kynologische Verein der Waldstädte.

Von den zahlreichen Sondervereinen in Deutschland ist wohl als bedeutsamster der „Verein Hirschmann" zu nennen. Diesem Vereine, der im Jahre 1894 gegründet wurde, gebührt unstreitig das Verdienst, das Interesse für den edlen Schweißhund in weiten Kreisen geweckt und gefördert zu haben. Unermüdlich ist er bemüht, zu erreichen, daß die Hunde, welche in sein Zuchtregister (s. *Stammbücher*) eingetragen werden, immer formvollendeter, leistungsfähiger und ausgeglichener werden. Alle drei Jahre finden Schauen des Vereins statt, und alljährlich im Herbste nach der Brunft wird eine Preissuche abgehalten, auf der den Schweißhundführern Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, was sie und ihre Hunde leisten können. Dank den unausgesetzten eifrigen Bemühungen des Vereins gibt es heute noch eine ziemliche Anzahl bewährter und zuverlässiger Schweißhunde. Unstreitig gebührt dem Vereine das Verdienst, nicht bloß den Schweißhund der Vergessenheit entrissen, sondern auch die Kunst, diesen edlen Hund zu arbeiten, neu belebt zu haben. — Außer dem „Verein Hirschmann" gibt es für Schweißhunde noch den „Verein für bayerische Gebirgsschweißhunde" und in Österreich-Ungarn den „Österreichisch-ungarischen Schweißhundverein (Wien)".

Durch die ersprießliche Tätigkeit des Klubs Kurzhaar (Stammklub Berlin) hat die Zucht sowie die jagdliche Ausbildung des kurzhaarigen Vorstehhundes eine gewaltige Förderung erfahren. Dieser Klub veranstaltet in erster Linie Jugendzuchtsuchen (in jedem Frühjahre für die im Vorjahre geworfenen Jährlinge), daneben auch vollwertige Gebrauchshundprüfungen nach Verbandsregeln und gelegentlich Sonderausstellungen seiner Rasse. Er ist der bedeutendste Verein des Kurzhaar-Verbandes, dem außerdem noch mehrere andere Vereine angehören, z. B. der Bayerische Kurzhaar-Klub, der Klub Kurzhaar Dresden, der Klub Kurzhaar Posen, der Klub Kurzhaar für Rheinland-Westfalen-Hessen, der Sächsisch-thüringische Klub Kurzhaar, der Südwestdeutsche Klub Kurzhaar, der Württembergische Kurzhaar-Klub. Der ganze Kurzhaar-Verband gehört auch dem Verbande der Gebrauchshundvereine an. Auch sonst gibt es noch hier und da Kurzhaar-Klubs. Als besondere Typen des kurzhaarigen deutschen Vorstehhundes gelten der Weimaraner und der dreifarbige Württemberger Hund. Um die Zucht dieser Hunde bemühen sich mit Erfolg der Verein zur Züchtung des Weimaraner Vorstehhundes (Weimaraner-Klub) bzw. der Württemberger Jagdklub. — In Österreich-Ungarn bestehen als Sondervereine für kurzhaarige Vorstehhunde der Österreichische Kurzhaar-Klub (Wien), der Kurzhaar-Klub Wiener Boden, der St. Hubertus-Deutsch-Kurzhaar-Verein in Komotau (Böhmen) und der Mährische Kurzhaar-Klub.

Der Verein Deutsch-Langhaar hat auf die Zucht und jagdliche Vielseitigkeit des langhaarigen deutschen Vorstehhundes belebend eingewirkt. Den gleichen Zweck wie er verfolgen der Norddeutsche und der Süddeutsche Klub Langhaar, sowie in Österreich der Deutsch-Langhaar-Zuchtverein zu Wien.

Die Zucht drahthaariger Hunde zu fördern, haben sich vier Vereine zur Aufgabe gemacht: der Deutsche Stichelhaar-Klub, der Griffon-Klub (nebst dem Griffon-Klub für Süddeutschland), der Verein Deutsch-Drahthaar und der Verein der Pudelpointer-Züchter, von denen der letztere bezweckt, durch Paarung von Pointern und Pudeln einen ausgeglichenen Stamm von Gebrauchshunden zu schaffen. — Aus Österreich-Ungarn ist hier der Österreichisch-ungarische Deutsch-Stichelhaar-Klub (Wien) anzuführen.

Die englischen Vorstehhunde (die kurzhaarigen Pointer und die langhaarigen Setter) finden ihre Förderung durch den Verein für englische Vorstehhunde, der durch Verschmelzung des ehemaligen Deutschen Pointer-Klubs und des Setter-Klubs entstanden ist. — In der Schweiz finden wir den Schweizerischen Setter- und Pointer-Klub.

Der Hund des Gebirgsjägers ist die Dachsbracke. Dieser Rasse hat sich vor allem der Internationale Dachsbracken-Klub angenommen, bei welchem sich die hervorragendsten deutschen und österreichischen Züchter befinden, ferner der Westfälisch-rheinische Dachsbracken-Klub (Hagen i. W.) und der Klub Dachsbracke (Wien). — Der

Zucht und Verwendung der deutschen Bracken widmen sich der Deutsche Bracken-Klub (Olpe i. W.) und der Verein der Brackenjäger (Osnabrück).

Für die Teckelzucht ist der „Teckel-Klub für Deutschland und das Ausland" (Sitz Berlin) von hervorragender Bedeutung. Er ist der stammbuchführende Sonderklub für alle Dachshundvarietäten, hat einschließlich seiner Ortsgruppen Braunschweig, Dresden, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kiel und Schwerin i. Meckl. rund 2000 Mitglieder und veranstaltet Jugendzuchtschliefen und große Sonderausstellungen. Ihm sind im Laufe der Jahre sowohl in Deutschland als auch in Österreich-Ungarn und in der Schweiz verschiedene solche Sondervereine gefolgt, z. B. Ostpreußischer Teckelklub (Insterburg), Schlesischer Teckelklub (Saarau), Thüringer Teckelklub (Gera), Leipziger Teckelklub, Erdhund-Klub Hildesheim, Teckelklub für Hessen-Nassau (Frankfurt a. M.), Westdeutsche Erdhund-Vereinigung (Düsseldorf), Westdeutscher Teckelklub (Dortmund), Westfälischer Teckelklub (Dortmund), Dachshundklub München, Klub der Dachshundfreunde München, Dachshundklub Nürnberg, Pfälzischer Teckelklub, Württembergischer Dachshundklub (Eßlingen), Klub für rauhhaarige Dachshunde, Klub für langhaarige Dachshunde, Mitteldeutscher Langhaarteckel-Klub, Deutscher Jagdteckel-Klub, Pommerscher Jagdteckel-Klub, Märkischer Jagdteckel-Klub, Harzer Jagdteckel-Klub, Gebrauchsteckel-Klub Plauen, Gebrauchsteckel-Klub Hessen-Nassau, Gebrauchsteckel-Klub Paderborn, Kaninchenteckel-Klub, Klub der österreichischen Dachshundzüchter (Wien) und Schweizerischer Dachshundklub (Bern). Die genannten Gebrauchsteckel-Klubs haben sich zu einem Verbande zusammengeschlossen, dem auch einige andere Dachshundklubs angehören. Der Verband hat eine gemeinsame Prüfungsordnung aufgestellt und führt auch ein besonderes Stammbuch, das Deutsche Gebrauchsteckel-Stammbuch. Der oben mit aufgeführte Kaninchenteckel-Klub ist bestrebt, einen Erdhund leichtesten Schlages zu züchten, welcher ebenso im engen Kaninchenbau zu arbeiten imstande ist wie sein stärkerer Stammesgenosse im weiteren Fuchs- und Dachsbau.

Die verschiedenen Foxterrierzüchter-Vereine fördern die Zucht und Liebhaberei glatt- und drahthaariger Foxterrier durch Abhalten von Schönheits- und Zuchtwettstreiten sowie durch Vergeben von Zuchtpreisen auf den Sonderausstellungen. Es gehören hierher u. a. Deutscher Foxterrier-Klub, Leipziger Foxterrier-Klub, Süddeutscher Foxterrier-Klub, Hanseatischer Foxterrier-Klub, Jagdfoxterrier-Klub, Österreichisch-ungarischer Foxterrier-Klub (Wien).

Von den übrigen jagdkynologischen Sondervereinen sind erwähnenswert: Verein für kleine Münsterländer Vorstehhunde (Osnabrück), Deutscher Wachtelhund-Klub (München), Jagdspanielklub München, Jagdspanielklub Graz.

Von den obengenannten Sondervereinen gehören einige der Delegierten-Kommission, dem Kartell oder dem Verbande der Gebrauchshundvereine an.

D. Vereine für jagdmäßiges Schießen.

Von einem weidgerechten Jäger verlangt man auch eine gewisse Schießfertigkeit, soweit sie von dem einzelnen durch systematische Ausbildung und fleißige Übung auf dem Wurftauben- und Scheibenstande zu erlangen ist. Angesichts der allgemeinen Bedeutung des Übungsschießens für den Jäger bildeten sich zahlreiche Vereine, die das jagdliche Schießen besonders pflegen. Obenan steht der im Jahre 1899 gegründete „Schießverein deutscher Jäger", der seinen Sitz in Neudamm hat. Er setzt sich aus Jägern aller Stände zusammen und ist über ganz Deutschland verbreitet. Er besteht aus dem Hauptverein und einer Reihe ihm angeschlossener Ortsgruppen (Apolda, Berlin, Breslau, Bunzlau, Danzig, Darmstadt, Hagen i. W., Hannover, Kissingen, Köln, Lippehne, Neudamm, Plauen i. V., Posen, Pyritz, Rostock und Zoppot). Die auf die Pflege jagdmäßigen Schießens gerichteten Ziele des Schießvereins deutscher Jäger finden in weitesten Kreisen der deutschen Jägerei und der deutschen Jagdvereine Verständnis und nachdrückliche Unterstützung. Fast alle bestehenden Jagdvereine und auch viele kynologischen Vereine haben die Pflege des jagdlichen Übungsschießens seit Gründung des Schießvereins deutscher Jäger gleichfalls in ihre Vereinsaufgaben hineingezogen. Auch viele Schützengilden beschäftigen sich jetzt mit dem Jagdschießen. Fast überall aber, mit geringen Ausnahmen, wird nach den Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger geschossen. In neuerer Zeit haben sich mehrere jagdliche und kynologische Vereine mit dem Schießverein deutscher Jäger und seinen Gruppen zu einem „Verbande jagdlicher Vereine zur Förderung jagdlichen Schießens" zusammengeschlossen. Dieser Verband ist die weitaus größte Organisation Deutschlands zur Pflege und Förderung jagdlichen Schießens. Sämtliche dem Verbande angehörenden Vereinigungen veranstalten ihre Schießen nur auf Grund der ausschließlich die Jagdpraxis fördernden Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger.

E. Fürsorgevereine für Forst- und Jagdbeamte.

Unter diesen Vereinen ist in erster Linie der Verein „Waldheil" zu nennen, der im Jahre 1894 zu Neudamm gegründet wurde und sich in den zwanzig Jahren seines Bestehens kraftvoll entwickelt hat, zu Nutz und Frommen der Heger und Pfleger des deutschen Waldes, Wildes und Weidwerkes, zum Troste ihrer Witwen, zum Schutze ihrer Waisen, zur Förderung der Standesehre und zur Erhaltung einer gesinnungstüchtigen, vaterlands- und pflichttreuen grünen Gilde. „Waldheil" zählt heute unter seinen Tausenden von Mitgliedern Forstbeamte aller Grade, Wald- und Jagdbesitzer, Abgeordnete des Reichstages und der Landtage und aus dem großen Kreise der Jagdpächter und Jagdliebhaber Angehörige aller Stände, sowie Vereine und Vereinigungen, welche als solche die Mitgliedschaft erworben haben. Die Satzungen des Vereins führen als seinen Zweck an: a) den Stand der deutschen Forst- und Jagdbeamten im Staats-, Gemeinde- und Privatdienste zu heben; b) deren wirtschaftliche Lage zu bessern; c) unverschuldet in Bedrängnis geratene Forst- und Jagdbeamte zu unterstützen und ihnen Darlehen zu gewähren; d) Forst- und Jagdbeamten Rat in Rechts- und Versicherungsangelegenheiten zu erteilen und Stellen zu vermitteln; e) bedürftige Hinterbliebene von Forst- und Jagdbeamten zu unterstützen; f) den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder aus dem Stande der Forst- und Jagdbeamten Begräbnisbeihilfen zu gewähren. Außerdem vergibt der Verein an Privatforstbeamte, welche Mitglieder sind, zur Ausbildung ihrer Söhne auf der Forstlehrlingsschule Templin eine Anzahl Stipendien.

Mit den besonderen Standesinteressen der Forst- und Jagdbeamten befassen sich außer dem Vereine „Waldheil" auch eine Anzahl anderer Vereine des Forst- und Jagdbeamtenstandes. Sie werden hier aufgeführt, weil ihre Mitglieder außer im forstlichen Hauptberufe auch als Jagdbeamte und Heger und Pfleger des Wildes tätig sind. Es seien von diesen Vereinen genannt der Verein Königlich preußischer Forstbeamten, der Verein für Privatforstbeamte Deutschlands, der Bayerische Försterverein, der Verein der Förster und Försterkandidaten des sächsischen Staatsdienstes, der Elsaß-Lothringer Försterverein, der Verein Herzoglich Sachsen-Meiningischer Forstwarte, der Verein braunschweigischer Förster, die Vereinigung mittlerer Forstbeamten Anhalts und der Verein Waldeck-Pyrmonter Forstbeamten.

verenden, des Wildes, an einer Verwundung sterben; stirbt es infolge innerer Krankheit, Hungers usw., so geht das Wild der Niederjagd ein; das Hochwild fällt und ist dann Fallwild.

verfahren, wenn der Rothirsch mit dem Geweih Ameisenhaufen auseinanderschlägt (s. *Wimpel schlagen*).

verfangen, 1) das Verbeißen der Hunde am Wild, der Dachse am Hund. 2) Jagende Hunde, besonders Windhunde, verfangen sich, wenn sie sich überjagt, also außer Atem gelaufen haben (s. a. *verschlagen 1*).

verfärben s. *färben 3*.

verfedern, mausern. Hat ein Vogel die Mauser beendet, so hat er verfedert oder ausgemausert.

verfeuern, bei eingestellten Jagen Feuer anlegen, um das Wild vom Durchbrechen an den Seiten, wo noch keine Tücher stehen, abzuhalten. Man verfeuert einen Waldrand, um das Wild vom Austreten auf das angrenzende Feld abzuhalten; man verfeuert auch den aufgespürten Marder, um ihn an der Flucht zu hindern. Solche Feuer müssen natürlich sorgfältig erhalten und gehütet werden, damit nicht Waldbrände durch sie entstehen.

verfrischen, von der Bache, wenn sie tote oder unzeitige Junge (Frischlinge) frischt.

Vergiften des Raubzeuges. Die Vertilgung des Raubzeuges mit Gift ist ein Notbehelf, der Anwendung zu finden hat, wenn alle anderen Mittel versagen. Denn abgesehen davon, daß das Verenden durch Gift nicht selten qualvoll ist und man das V. auch als unweidmännisch bezeichnen muß, ist mit der Gefahr zu rechnen, daß das ausgelegte Gift von Nutzwild oder von Hunden aufgenommen wird. Auch wird ein Teil des vergifteten Raubzeuges nicht gefunden und verkommt daher nutzlos.

Um F ü c h s e zu vergiften, legt man im Herbst auf großen, weit übersichtlichen Flächen Kirrplätze an. Man hebt zu dem Zwecke an einer möglichst trockenen Stelle eine 2 qm große Grube 30 bis 40 cm tief aus und füllt sie mit Stroh, Häcksel, Kaff oder dergl. aus, nachdem man diese Stoffe mit minderwertigem Korn gemischt hat. Hierauf bringt man so viel frischen Pferdedung hinein, daß ein kleiner Hügel entsteht. In diesem Kirrplatze werden sich bald Mäuse aus der Umgegend einnisten, die wieder eine große Anziehungskraft auf die unter Wind vorbeischnürenden Füchse ausüben. Zweckmäßig ist es auch, in der Nähe dieses Platzes einen *Luderschacht* anzubringen, der eine dauernde Kirrung für die Füchse bildet, und außerdem die beim *Fuchs*fang beschriebenen Kreuzfurchen, welche sich am Platze treffen, zu ziehen. Als Kirrung werden klein geschnittenes Gescheide, Küchenabfälle, Heringsreste, kleine Vögel, walnußgroße Butter-, Margarine-

oder Griebenkugeln in den Pferdedung gelegt und mit diesem bedeckt. Nachdem der Platz von Füchsen angenommen ist, fertigt man die Giftbrocken an. Man kauft auf einen Giftschein entweder reines Strychnin (nitricum) oder Strychnin in Wachs- bzw. Gelatinekapseln. Das furchtbare Gift führt durch Lähmung der Atmung zum Verenden. Da es auch für Menschen und Hunde sehr gefährlich ist, so muß sich der Giftleger stets dessen bewußt sein, daß er mit einer äußerst gefährlichen Waffe arbeitet. Wer mit dem Gift umgeht oder vergiftetes Raubzeug streift, überzeuge sich erst, ob er Wunden an den Händen hat, indem er die Hände mit Essig oder starker Alaunlösung wäscht. Sobald sich danach Brennen an einer nicht sichtbaren Wunde einstellt, vermeide er jede Arbeit mit Gift bzw. vergiftetem Raubzeug. Selbstredend muß das Verwunden der Hände beim Streifen und das Berühren des ekelhaften Schleims und Geifers am Fange des vergifteten Fuchses vermieden werden. Durch obrigkeitliche Bestimmungen ist vorgeschrieben, daß das Auslegen von Giftbrocken in den umliegenden Ortschaften bekannt zu machen ist. Es ist Anstandspflicht des Giftlegers, die Besitzer von wertvollen Hunden rechtzeitig zu verständigen, wann und wo Giftbrocken ausgelegt sind. Er ist für jeden Unglücksfall und Schaden persönlich haftbar. Als Umhüllung für das lose oder in Wachs- bzw. Gelatinekapseln befindliche Gift benutzt man Heringsstücke, Vogelköpfe, Butter- bzw. Margarinestücke oder Schweinegrieben. Beim Einfügen des außerordentlich bitter schmeckenden Strychnins muß man peinlich darauf achten, daß keines der salzartigen, weißen Kristalle außen am Brocken haftet, sondern daß die ganze Portion, 3 Federmesserspitzen voll, gut in das Innere der Umhüllung kommt. Zu dem Zwecke sticht man in jedes Heringsstück, in die kugelförmigen, walnußgroßen Butter- bzw. Margarinebrocken oder mit Mehl in warmem Zustande gemischten Schweinegrieben mit einem stumpfspitzen Pflock ein Loch und schüttet das Gift in die Vertiefung oder schiebt die Gelatine- bzw. Wachskapsel mit Giftinhalt in das Loch und schließt dasselbe durch Füllung mit der betreffenden Giftumhüllung. Gelatinekapseln usw. halten das Gift lange wirksam, haben aber den Nachteil, daß das Raubzeug meistens sehr weit fortgeht, ehe die Umhüllung verdaut ist und das Gift ins Blut übergeht. Hat der Fuchs den Magen voll Fraß, so wirkt das Gift vorläufig gar nicht, dagegen wird ein Fuchs mit leerem Magen der Wirkung des Giftes sofort erliegen. Kleinen Vögeln spaltet man den Kopf, entfernt das Gehirn, schüttet in dessen Höhle das Gift und drückt die Kopfhälften wieder zusammen. Vergiftete, kleine Vögel werden in der Regel nicht von Hunden gefressen, während Herings-, Margarine-, Butter- und Griebenbrocken sehr gern von ihnen angenommen werden. Strychnin in Grieben, Margarine und Butter laugt nicht so leicht aus und die Umhüllung löst sich in der warmen Magensäure schnell auf, wirkt daher besonders bei leerem Magen sofort tödlich. Von Füchsen und Krähen verschleppte und bei Wahrnehmung des bitteren Geschmackes fallen gelassene Butter- und Margarinebrocken schmelzen bei warmer Frühlingssonne und werden dadurch Hunden unschädlich, während verschleppte Fleisch-, Herings- und Griebenbrocken Hühnerhunden selbst zur Hühnerjagdzeit noch gefährlich werden können, da sie durch das Gift konserviert werden. Zum Vergiften von Raubzeug legt man in den oben beschriebenen Platz versteckt mehrere den Giftbrocken ähnliche unvergiftete Brocken. Die drei bis vier besonders kenntlich gemachten Giftbrocken legt man in oder vor den Platz, vor den Luderschacht oder vor flach eingegrabenes Luder oder Fallwild usw. an unauffällig, aber genau bezeichneten Plätzen und bedeckt alle Brocken leicht mit Pferdedung. Bei der Revision am Morgen ist es am besten, wenn die nicht genommenen Giftbrocken bis zum Abend entfernt werden. Haben Füchse Giftbrocken genommen, so ist, falls sie nicht in der Nähe des Platzes liegen, die weitere Umgegend abzusuchen, bzw. bei Schnee der Spur zu folgen. Der Magen und Darm der vergifteten Füchse enthält Strychnin. Deswegen müssen diese Teile durch tiefes Vergraben unschädlich beseitigt werden. In neuerer Zeit verwendet man auch Cyankalium, das sofort tödlich wirkt, zum Vergiften der Füchse. Aus dem Gemenge verschiedener Fette werden 3 cm lange und 1,8 cm dicke Kapseln hergestellt und diese mit 1 g in Wasser gelösten Cyankaliums gefüllt. Die Kapseln können von Füchsen nicht unzerbissen hinuntergeschluckt werden. Sobald der Fuchs den Brocken mit der Kapsel aufnimmt, zerspringt die Kapsel, und wenn nur ein geringer Teil der Flüssigkeit auf die Zunge kommt, verendet der Fuchs alsbald.

Jagende H u n d e vergiftet man an den Luderplätzen, indem man Giftbrocken oder Fleischstücke mit Strychnininhalt auch während des Tages an den Plätzen hinlegt. Da jagende Hunde sicherer der Schleppe folgen als Füchse, so macht man mit frischem Wildgescheide, frischen Schafdärmen usw. dort Schleppen, wo Hunde häufiger jagen, und legt hier auf leicht auffindbaren und gezeichneten Stellen Giftbrocken aus, die von Hunden leicht genommen werden; oder man hängt

das Gescheide 1,5 m hoch an einen Baum und legt Giftbrocken darunter. Auch bei leicht eingegrabenem Luder oder Fallwild kann man gegen jagende Hunde Strychnin in Fleisch oder Wurst verwenden. Ferner bestreut man Wurststücke usw. mit Arsenik. Dieser besitzt im Gegensatze zum Strychnin keinen starken Geschmack. Der Hund bleibt aber nach der Aufnahme des Arseniks nie liegen, sondern geht noch 1000 bis 2000 m weiter.

Um Krähen zu vergiften, mischt man gehacktes Fleisch mit Strychnin und legt es in halben Eierschalen auf Feldern aus, auf denen Dung gebreitet ist. Da Strychnin sofort tödlich wirkt, so werden die anderen Krähen bald mißtrauisch und meiden den Ort. Man wendet deshalb besser Phosphor an, da die damit vergifteten Krähen noch abstreichen, ehe sie eingehen. Man benutzt Phosphorlatwerge, steckt erbsengroße Teile in die Hälfte von kleinen Weißfischchen und legt diese bei dunklem Boden einzeln aufs Feld, nachdem man vorher mit Schweiß oder Gescheide gekirrt hat. Bei Schnee ködert man die Krähen mit Schweiß, welchen man auf mehreren Stellen ausschüttet. Haben die Krähen den Köder angenommen, so legt man mit Phosphor vergifteten Schweiß in Eierschalen auf der ganzen Fläche aus. Man kann auch flüssiges, also heißes Schmalz mit Phosphor unter beständigem Umrühren mischen und diese Masse benutzen, indem man in halbe Eierschalen gequetschte Kartoffeln füllt und in diese Masse ein Stückchen Phosphorfett von der Größe einer Bohne eindrückt. Diese Eierschalen werden auf der mit Dung bestreuten Fläche ausgelegt. Oder man besorgt sich aus der Apotheke Phosphorpasta und streicht diese Masse auf zwei dünne Brotscheiben, die man zusammenklappt. Nun schneidet man von den Klappstullen kleine Würfel, wälzt diese Brocken in Mehl und legt sie auf Dungfeldern aus, die von Krähen besucht werden. Müller-Eiterfeld beschreibt im 10. Jahrgange von „Wild und Hund" die Herstellung von vergiftetem Schweiß wie folgt: Ein halbes Pfund Gelatine wird in einem Liter kochenden Wassers aufgelöst und in einen Eimer Schweiß eingerührt; darauf wird eine Lösung von 50 g Phosphor in 50 g Schwefelkohlenstoff zugesetzt und bis zum Erstarren der Masse öfter umgerührt. Diese Masse läßt sich mit einem Holzspan leicht in Brocken teilen. Das Mittel ist billig, wird sofort von Krähen genommen und kann nicht verschleppt werden. Die Brocken legt man dort auf Düngerhaufen aus, wo Hunde, Fasanen oder Rebhühner nicht hinkommen. Statt des Schweißes kann man natürlich das Blut der Haustiere verwenden. Um dem Pfluge folgende Krähen zu vergiften, schüttet man etwas Strychnin in ausgepflügte Engerlinge, die man teilweise ausdrückt, und wirft diese Giftbrocken neben die letzte Furche auf das gepflügte Land, wo sie von den folgenden Krähen sofort aufgenommen werden. Giftlegen ist in manchen Jagdgesetzen, z. B. in Bayern durch § 13 der Verordnung vom 6. Juni 1909, in Elsaß-Lothringen durch die Verordnung vom 4. Februar 1899 vollständig verboten. In anderen Ländern ist es durch Polizeiverordnungen geregelt. Gehen an dem für Raubzeug gelegten Gift andere Tiere ein, so wird dadurch eine Schadenersatzpflicht begründet, wenn das Giftlegen nicht vorher gehörig bekannt gemacht worden ist oder an Orten stattfand, zu welchen andere Tiere leicht gelangen können.

Literatur: F. Haberland, Die Krähenvertilgung, 4. Aufl.

Vergiftungen beim Hunde: 1. Strychnin. Erscheinungen: Enorme Schreckhaftigkeit; Krämpfe, die anfallsweise auftreten. Behandlung: 2 bis 5 g Chloralhydrat in 50 bis 100 g Wasser gelöst unter Zusatz von etwas Gummischleim in den Mastdarm als Klistier. 2. Quecksilber (Sublimat, Quecksilbersalbe). Heftiges, blutiges Erbrechen; blutige Durchfälle; Afterzwang; Lähmungserscheinungen; Schwäche. Behandlung: Eiweiß, Wein, Schnaps oder schwarzen Kaffee. 3. Phosphor. Blutiges Erbrechen (das Erbrochene leuchtet im Dunklen); starke Unruhe; Heulen; Wimmern; blutiger Durchfall; große Schwäche; Krämpfe. Behandlung: Kupfervitriol 0,05 bis 0,1 g in Wasser gelöst. Rohes Terpentinöl (kaffeelöffelweise in Schleim). 4. Arsenik (Rattengift). Erbrechen; Unruhe; zuweilen blutige Durchfälle. Atemnot; große Schwäche. Behandlung: Brechweinstein 0,1 bis 0,3 g mit Zucker und viel Wasser einzugeben. 5. Blausäure. Die Atemluft riecht nach bitteren Mandeln. Atemnot; Schreien; Krämpfe; Bewußtlosigkeit. Behandlung: Brechweinstein 0,1 bis 0,3 g mit Zucker und viel Wasser. Künstliche Atmung einleiten (rhythmischer Druck auf den vorderen Teil der unteren Bauchwand). Übergießungen mit kaltem Wasser. Wein, Schnaps oder Kaffee.

vergrämen, Wild durch wiederholtes Beunruhigen (unvorsichtiges Anbirschen, Beschießen usw.) so scheu machen, daß es die gewohnten Stände meidet und mitunter ganz verläßt.

verhaken (verhäkeln), bei eingestellten Jagen auf Sauen die Tücher mit Haken am Boden befestigen, damit sie die Sauen nicht mit dem Gebräch aufheben und durchgehen.

verhären (verfärben), das Wechseln des Haarkleides beim Haarraubwilde.

verhetzt (überhetzt) sind Hunde, die in einem so hohen Grade übermüdet (verfangen) sind, daß sie die Lust am Jagen verloren haben. Solche Hunde bedürfen kräftiger Nahrung und längerer Ruhezeit, müssen aber täglich einen kurzen Spaziergang machen, damit sie nicht steif werden.

verhoffen, wenn das hohe, edle Haarwild, stehen bleibend, nach etwas ihm Auffälligen hinäugt.

verhören, auf den Ruf gewisser Wildarten am Abend oder frühen Morgen hören, um ihren Stand kennen zu lernen und sie am folgenden Tage zu jagen. Man verhört die Hirsche, Auerhähne, Feldhühner, Wölfe; bei den ersten und letzten erleichtert man sich das Geschäft durch Anschreien bzw. Anheulen, wenn sie selbst stiller als sonst sind; das Verfahren des V. ist bei den betreffenden Wildarten angegeben.

verkämpfen, ein Verschlingen der Geweihe kämpfender Brunfthirsche, daß sie nicht mehr auseinanderkommen können, daher elend zugrunde gehen müssen. Beim Rehbock ist ein V. sehr selten.

verkanten, das Verdrehen des Gewehres nach rechts oder links, so daß die Oberkante (Kamm) des Balkenvisiers nicht wagerecht steht, sondern nach rechts oder links geneigt ist. V. nach rechts gibt Kurzschuß rechts, v. nach links Kurzschuß links. Indes sind diese Abweichungen bei modernen Büchsen auf jagdliche Entfernungen unbedeutend.

Verkauf von Wild s. *Wildhandel.*

verkirren, durch ungeschicktes Anfüttern (Kirren) das anzulockende Wild verscheuchen (vergrämen).

verklüften (versetzen), sich, vom Dachs (Fuchs), wenn er zwischen sich und dem vorliegenden Dachshund eine Wand von Erde aufführt, so daß dieser die Fühlung mit ihm verliert, meist still wird und herauskommt. Ein solcher Dachs (Fuchs) geht leicht verloren, d. h. er entkommt; der Hund aber, der den Dachs s. v. läßt, ist nicht scharf genug.

verknüpfen, beim Aufbrechen des Wildes den Schlund so verknoten, daß das Geäse nicht herausquellen kann.

verkümmern s. *kümmern.*

verlappen s. *einlappen.*

verlassen, 1) wenn Fuchs, Dachs usw. in ihre Baue nicht mehr einfahren, so v. sie diese; 2) das Muttertier verläßt die Jungen, Vögel v. ihren Horst oder das Nest, indem sie sich nicht mehr darum kümmern; 3) der Hund verläßt die Fährte.

verlegen, die Jagdtücher niederlegen, um bei etwa anderweitig getroffenen Bestimmungen das Wild über sie wegzutreiben und sie anders zu stellen. Zu diesem Zwecke werden die Tücher verblendet, weil sich sonst das Wild scheut, über sie hinwegzuflüchten.

verliegen, der Hund, wenn man ihn längere Zeit nicht gebraucht und er infolgedessen an Beweglichkeit, Ausdauer und Jagdleidenschaft verliert.

verloren 1) ist ein Treiben, das man durchtreiben läßt, ohne auf erhebliche Erfolge zu rechnen, oder wenn man das etwa vorhandene Wild aus dem verlorenen in ein benachbartes Treiben, von dem man sich mehr verspricht, treiben läßt. 2) Hunde jagen v., wenn sie sich bemühen, die verlorene Fährte oder Spur wiederzufinden. 3) V. suchen, s. *Verlorensuche.* 4) Verlorene Wehr, Seitenwehr.

Verlorenapportieren, eine der wichtigsten Tätigkeiten des Gebrauchshundes. Die Aufgabe des Verlorenapporteurs ist, das angeschossene, apportierbare Wild mit tiefer Nase zu verfolgen, sei es auf frischer oder kalter Spur, es gegebenenfalls andauernd zu hetzen, schnell abzuwürgen und heranzubringen. Ohne zuverlässigen Verlorenapporteur sollte kein weidgerechter Jäger hinausgehen. Auch der gewandteste Schütze kann gelegentlich Wild krank schießen, das ohne den Hund elend eingeht. Leider sind auch heute noch die sicheren Verlorenapporteure selten. Viele Hunde fallen zwar die Spur mit Passion an und hetzen, solange sie den Hasen sehen. Aber beim ersten Haken, den Lampe zu seiner Rettung gemacht hat, schießen sie über die Spur hinweg und fangen an zu faseln; sobald das Wild die Dickung erreicht hat, ist es für solchen Flatterer verloren. Unter den schweren Hunden älterer Züchtung gibt es viele ausgezeichnete Spurenzieher, aber es fehlt ihnen meist an Schnelligkeit und Ausdauer, das flüchtige Wild einzuholen. Um den körperlich und jagdlich gut beanlagten Hühnerhund möglichst schnell zum fermen Verlorenapporteur auszubilden, ist er fleißig auf der künstlichen Schweißspur (Schleppe) zu arbeiten. — Das Anlegen von Schleppen und das Einarbeiten junger Hunde auf ihnen erfordert das Innehalten einer Reihe von Vorschriften; insbesondere ist darauf zu achten, daß diese vom Hunde mit Nackenwind zu arbeiten sind, daß sie tunlichst von einer fremden Person angelegt werden, daß bei der Schlepparbeit alle schmerzhaften Strafen vermieden und die Schleppen anfangs nicht zu weit (etwa 100 Schritte) mit frisch geschossenem Wilde (Kaninchen, Hasen) im Walde angelegt werden. Der Hund soll an ruhige, besonnene Ausarbeitung der Schleppen von Anfang an gewöhnt werden. Ebenso vermeide der Jäger den Fehler, den Hund auf jeden angekratzten

Hasen sofort nach dem Schusse zu hetzen. Der Hund findet auch das niedere Haarwild sicherer, wenn man letzterem Zeit zum Krankwerden läßt.

Verlorensuche, krank geschossenes Wild, auch verlorene Gegenstände, vom Vorstehhunde suchen lassen. Solange eine Schweißfährte oder eine frische Spur vorhanden ist, hat der Hund auf dieser zu suchen. Anderenfalls wird er veranlaßt, frei verloren zu suchen, d. h. das Gelände, in dem das verlorene Stück vermutet wird, planmäßig abzurevieren.

verlosen, 1) der Stände bei Treibjagden, ein Verfahren, um den Eifersüchteleien der Schützen zu begegnen. Wo aber besondere Verhältnisse obwalten, z. B. wenn in einem Treiben Wölfe oder Sauen erwartet werden, deren Erlegung besonders angestrebt wird, ist es ratsam, die besten Schützen auf die Wechselposten zu stellen, so auch, wenn Gäste von besonderem Rang oder Verdienst geehrt werden sollen. Um bei verlosten Ständen die Entfernungen zu den Ständen auszugleichen, stellt man im ersten Treiben zuerst Nr. 1 und die folgenden an, im zweiten aber beginnt man mit der letzten Nummer usf. 2) Wild v., in einzelnen Gegenden Süddeutschlands gleichbedeutend mit verhören.

vermerken s. *vernehmen.*

vernehmen (vermerken), vom Wilde, wenn es durch das Gehör etwas wahrnimmt.

verpassen, das Nichtbeachten des den Schützen anlaufenden Wildes bei Treibjagden; hat zu späten oder ganz ausbleibenden Beschuß zur Folge.

verprellt (selten verpönt) wird der Fuchs, vor dem das Eisen zuschlug, ohne ihn zu fangen. Er geht dann nur sehr schwer wieder an ein solches.

verrecken s. *verecken.*

verreisern, 1) die Röhren eines Dachs- oder Fuchsbaues mit Reisern verstopfen, damit der Dachs oder Fuchs sie nicht befahren kann. 2) Ein Wild oder ein Luder wird v., indem man es mit Brüchen und Reisern umgibt, um es vor unerwünschtem Annehmen durch Raubzeug usw. zu schützen.

verreißen s. *mucken.*

verrichten, eine der zahlreichen Benennungen für Aufstellen des Jagdzeuges.

versagen, 1) vom Gewehre, wenn der Schuß nicht losgeht, was verschiedene Ursachen haben kann, besonders wenn die Zündmasse sich nicht entzündet oder — bei rauchlosem Pulver — ein zu schwaches Zündhütchen verwendet wird. Einen nicht losgehenden Schuß nennt man Versager. 2) Der Hund versagt, wenn er eine Arbeit nicht leistet, die er an sich versteht.

Versand von Bruteiern. Muß mit großer Sorgfalt und Vorsicht bewerkstelligt werden. Man benutzt dazu am besten einen Korb, der auf dem Boden und an den Seiten mit Heu ausgeschlagen wird. Jedes Ei wird in Watte oder Werg und zuletzt in nicht zu weiches Papier gewickelt. Die so eingehüllten Eier werden lagenweise dicht aneinander gelegt, wobei man zwischen je zwei Lagen wie auch zuletzt als Korbschluß, eine etwa 3 bis 4 cm dicke Lage Heu einpolstert. Zwischen die Eier wird kurzes Häcksel so eingefüllt, daß alle Zwischenräume damit ausgepolstert sind. Mit der Aufschrift: Vorsicht, Bruteier! wird das Paket der Post übergeben.

Versand von Wild ist gemäß § 46 der preußischen Jagdordnung nur unter Beifügung eines Ursprungsscheines gestattet. Die näheren Vorschriften werden von dem Oberpräsidenten oder dem Regierungspräsidenten im Wege der Polizeiverordnung erlassen. Die Vorschrift bezweckt die Bekämpfung des Wilddiebstahles. Damit die Schonvorschriften genauer beobachtet werden, ist in § 43 der preußischen Jagdordnung bestimmt, daß vom Beginne des 15. Tages der für eine Wildart festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf derartiges Wild nicht in ganzen Stücken oder zerlegt, aber noch nicht zum Genusse fertig zubereitet, in demjenigen Bezirke, für welchen die Schonzeit gilt, nicht versendet werden darf. Ausgenommen davon ist der Vertrieb einzelner Arten von Wild aus Kühlhäusern und der V. von lebendem Wilde zum Zwecke der Blutauffrischung oder Einführung einer neuen Wildart. Das obige Verbot gilt auch für Kiebitz- und Möweneier. Ferner ist es nach § 44 vom Beginne des 15. Tages der für das weibliche Elch-, Rot-, Dam- und Rehwild festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf verboten, unzerlegtes Elch-, Rot-, Dam- und Rehwild, bei welchem das Geschlecht nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen ist, zu versenden. Die vorstehenden Bestimmungen finden auf Wild keine Anwendung, welches im Strafverfahren in Beschlag genommen oder eingezogen oder mit Genehmigung oder auf Anordnung der zuständigen Behörde oder in Fällen erlegt ist, in denen besondere gesetzliche Vorschriften es gestatten. In diesem Falle ist jedoch eine befristete Bescheinigung der Behörde erforderlich. Hinsichtlich der Behandlung des für den menschlichen Genuß bestimmten Wildes s. *Wildtransporte.*

verschießen, sich, 1) die Munition vor Beendigung der Jagd aufbrauchen. 2) Wenn Hunde von der Fährte abkommen und umherschwärmen, so haben sie sich verschossen.

verschlagen 1) (verfangen), sind Begriffe, die mit der uralten Vorstellung zusammenhängen, daß unbekannte rheumatische Schädlichkeiten in den Tierkörper eindringen und

ihn krank machen. Wenn Hunde infolge heftiger Erkältung steif werden, geschwollene Läufe bekommen, bei jeder Berührung Schmerzen äußern, und nicht mehr von der Stelle können, so sagt man, sie haben den Verschlag oder sie haben sich v. oder verfangen. Ruhe, Wärme, Einreiben von spirituösen Mitteln, warme Kleienbäder und kräftige Massage werden mit Erfolg angewendet. 2) V. ist ferner ein zur Unzeit und übermäßig geprügelter oder schlecht behandelter Hund, der infolgedessen seinen Herrn flieht, auf dessen Ruf oder Pfiff nicht herankommt und die Arbeitslust verloren hat; ein solcher Zustand ist in vielen Fällen unheilbar. 3) Sich v., vom Wilde, sich in den gestellten Netzen fangen. 4) V. von Geschossen findet statt, wenn sie vor dem Erreichen des Zieles ein Hindernis treffen und dadurch abgelenkt werden.

1. Nußverschluß.

verschleimen. Beim Schießen mit Schwarzpulver wird das Innere des Laufes mit den Verbrennungsrückständen des Pulvers, dem sog. Pulverschleim, überzogen, die sich bei warmem Wetter oder heißgeschossenen Läufen zu Pulverkruste verhärten. Bei längerem Schießen wird durch diese Verschleimung die Schußleistung beeinträchtigt. Man entfernt den Pulverschleim durch Auswischen mit einem feuchten Wergpolster.

Verschlußkonstruktionen. Man kann die modernen Gewehre in Kipplaufgewehre und Gewehre mit festem Lauf einteilen. Bei ersteren wird die Kammer durch Aufkippen der Läufe geöffnet. Der Mechanismus, der die Läufe im Verschlußstücke hält, ist sehr verschieden gestaltet.

Der älteste Verschluß ist der sog. Nußverschluß. Durch seitliche Drehung des unter dem Schaft oder unter dem Abzugsbügel liegenden Verschlußhebels treten die Nasen des im Kasten drehbar angeordneten Verschlußhakens (der Nuß) aus den Haken des Laufes, so daß letzterer hochkippen kann. Eine Verbesserung dieses Verschlusses stellt der T-Verschluß dar. Bei diesem geht die der Nuß als Scharnier dienende Schraube nicht nur unten durch den Schlüssel, sondern findet auch oben in der Basküle noch ein Widerlager.

Ein alter, aber noch lange nicht veralteter, ausgezeichneter Verschluß ist der Exzenterverschluß der Teschnergewehre. Der Lauf wird hier nach dem Einkippen in die Basküle durch den Exzenter geradlinig zurückbewegt, wobei ein unter den Läufen angeordneter und diese nach rückwärts übertragender Ansatz in eine Aussparung des Stoßbodens greift. Neuerdings wurde der Verschluß noch weiter verbessert, indem die Läufe beim Schließen des Gewehres über entsprechende Vorsprünge im Stoßboden greifen (sog. Collath-Kammerverschluß).

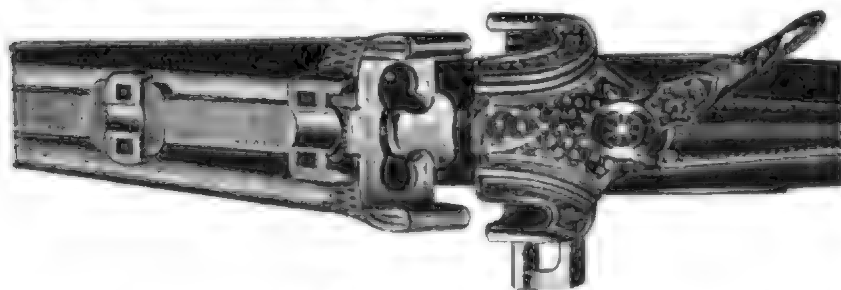
Die größte Verbreitung haben die sogenannten Riegelverschlüsse gefunden, da sie am leichtesten zu bedienen sind. Man bezeichnet

2. T-Verschluß.

den Verschluß je nach der Art des Verschlußhebels als Rouxverschluß (Hebel unter dem Abzugsbügel), Oberhebel- bzw. Topleververschluß (Hebel auf der Scheibe) und Seitenhebelverschluß (Verschlußhebel an der rechten oder linken Seite).

3. Collath-Kammerverschluß.

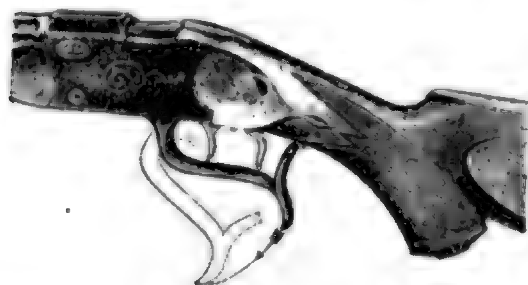
An den meisten Gewehren befindet sich außer dem Doppelriegel, der die Laufhaken in der Basküle festhält, noch eine in das System übergreifende Verlängerung der Laufschiene, die häufig auch noch mit dem System verriegelt ist, z. B. beim Greenerverschluß durch einen Querriegel. Bei einigen anderen Konstruktionen bildet der Scharnierstift in Verbindung mit dem durch die Schienenverlängerung bzw. seitliche Laufverlängerungen gehenden Riegel den Verschluß (also ohne in die Laufhaken eingreifenden Riegel). Hierher gehören von deutschen Konstruktionen die Systeme Simson-Jäger und G. Kersten (Straßburger Verschluß). Thieme & Schlegelmilch, Brenneke und Behr suchten der Abzerrung der Läufe und besonders den seitlichen Bewegungen der Doppelgewehre durch Ansätze an den Läufen zu begegnen.



4. Straßburger Verschluß.

Bei allen diesen Konstruktionen liegt das Scharnier, um das sich die Läufe drehen, unter den Läufen. R. Schrader in Göttingen verlegte bei seinen Schildzapfengewehren den Drehpunkt in die Höhe der Seelenachse des Laufes. Fr. Stendebach-Suhl legte den Drehpunkt über die Laufmitte.

Die Verschlüsse der Gewehre mit festem Laufe kann man in Block- und Zylinderverschlüsse (auch Kolbenverschlüsse genannt) einteilen. Bei den Blockverschlüssen sind Drehblock-, Vertikalblock- und Gleitverschlüsse zu unterscheiden. Die Drehblockverschlüsse haben ihren Drehpunkt entweder an ihrem hinteren Ende (Martini) oder vorn unter dem Laufe (Aydt, Kolbe, Kersten usw.). Diese beiden Arten von Blockverschlüssen werden mehr an Scheibenbüchsen als an Jagdgewehren verwendet. Gleitverschlüsse verwendet der französische Waffenfabrikant Darne in St. Etienne (Frankreich), in Deutschland kommen sie nicht zur Anwendung. Die bekanntesten Büchsen mit Vertikalblock sind die Winchester Single Shot Rifles und die Vertikalblockbüchsen von Webley, Schmidt & Habermann und Heeren.



5. Vertikalblockverschluß.

Große Verbreitung hat der Zylinderverschluß gefunden. Er wird aber fast ausschließlich für Büchsen verwendet. Flinten werden meistens mit Kipplauf gebaut. Zylinderverschluß haben die nach Militärgewehren gebauten Jagdbüchsen, sowie verschiedene Modelle der Winchester Repeating Arms Co., der Marlin Fire Arms Co., der Remington Arms Co. (System Remington-Lee) und der Savage Arms Co. Letztere Konstruktion könnte man allenfalls auch noch zu den Gleitverschlüssen rechnen.

Als Kombinationen des Vertikalblock- und Zylinderverschlusses kann man die Büchsen Mod. 1894 und 1895 der Winchester R. A. Co. ansehen.

verschränken, hinsichtlich der Gangart des Wildes s. *schränken 1;* in bezug auf seinen Transport s. *knebeln.*

verschweigen (aussetzen, innehalten), wenn Auer- und Birkhahn keine Lust zum Balzen haben oder die Balzarie mißtrauisch unterbrechen.

versetzen, 1) von dem Wilde, welches setzt, unzeitige, meist tote Junge zur Welt bringen. 2) Sich v., s. *verklüften.*

versprengen, Wild von seinem Standorte verjagen.

verspringen (vertreten), den Auerhahn, wenn dem Jäger das Anspringen auf ihn mißglückt.

Verstauchungen und Verrenkungen beim Hunde. Wenn durch mechanische Ursachen eine vorübergehende, momentane Verschiebung zweier Gelenkflächen stattfindet, wobei die Gelenkkapsel und deren Bänder gezerrt, vielleicht sogar zerrissen werden, so spricht man von einer Verstauchung. Eine Verrenkung ist eine dauernde Verschiebung der Gelenkflächen. V e r s t a u c h u n g äußert sich durch plötzliches, starkes Lahmen, das sich jedoch bald bedeutend verringert. Nach einiger Zeit nimmt die Lahmheit wieder zu, das Gelenk schwillt an und Drehbewegungen mit ihm bewirken Schmerzen. Behandlung: In frischen Fällen kühlen, später Einreibung mit Flüchtigem Liniment und Massage. Bei

der **V e r r e n k u n g** sind die Gelenkenden verschoben. Sehr schnell tritt eine sehr schmerzhafte Schwellung des Gelenkes ein; äußerst heftige Schmerzen treten auf bei Versuchen, das Gelenk zu bewegen. Die Knochenenden müssen in Narkose (Betäubung mit Chloralhydrat oder Morphium) in ihre regelrechte Lage gebracht werden. Darauf wird ein das Gelenk fixierender, fester Verband (Gips) angelegt, welcher bis zu drei Wochen liegen bleiben muß. Bis zur Ankunft des Tierarztes, dessen Hilfe unentbehrlich ist, muß mit Wasser oder Eis gekühlt werden. Die Einrichtung des verrenkten Hinterkiefergelenkes (Erscheinungen: Speicheln, der Fang steht offen und läßt sich selbst durch starke Gewalt nicht schließen) geschieht so, daß man einen Stock quer durch den Fang schiebt und den ausgerenkten Unterkiefer so weit abzieht, daß er sich nach rückwärts in seine regelrechte Lage bringen läßt.

verstellen, 1) einen Wechsel, ihn mit Schützen besetzen; 2) einen Trieb, ihn einlappen.

Verstopfung beim Hunde. Ihre Ursachen können sein vorgerücktes Alter, mangelhafte Bewegung, chronischer Darmkatarrh, Fremdkörper im Darme, Vorlagerung verfilzter Haare vor dem After, verschiedene Allgemeinleiden. In den ersten Tagen ausschließlich klares Wasser und etwas Milch, keine festen Speisen geben. Bei längerer Dauer Fleischbrühe und mageres, knochenfreies Fleisch füttern. Klistiere mit lauwarmem Wasser 2- bis 3mal täglich. Kommt man mit diesen Mitteln nicht aus, dann innerlich Rizinusöl (1 Teelöffel bis 2 Eßlöffel, je nach Alter und Größe des Patienten). Stärker wirkende Arzneien sollten nur nach Verordnung des Tierarztes verabreicht werden.

verstreichen, vom Federwilde, den Stand verlassen. Die Hühner haben sich verstrichen.

Vertragsmängel der Hunde. Für den Kauf und Verkauf von Hunden kommen vor allen Dingen die §§ 459 bis 480 des Bürgerlichen Gesetzbuches in Betracht. Hauptmängel wie bei Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen gibt es beim Hunde nicht. Nach § 459 hat der Verkäufer dafür zu haften, daß der verkaufte Hund zu der Zeit, zu der die Gefahr auf den Käufer übergeht, nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder dem nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern, und daß das Tier zur Zeit des Überganges der Gefahr die zugesicherten Eigenschaften hat. Dabei kommt eine unerhebliche Minderung des Wertes oder der Tauglichkeit nicht in Betracht.

vertraut ist das Wild, wenn es sich unbesorgt, also nicht mißtrauisch zeigt, daher ruhig einherzieht oder sich äst usw. Der Ausdruck wird namentlich in Beziehung auf das Hochwild gebraucht.

vertreten, in Beziehung auf Fährte s. *ausstreichen 1;* den Auerhahn betr. s. *verspringen.*

verwaist ist junges Wild, das die Mutter verloren hat; bei den Feldhühnern nimmt sich der Hahn des Volkes an und führt es.

verweisen s. *totverweisen.*

verwerfen s. *verwölfen.*

verwittern, 1) ein Geländestück, z. B. einen Acker, um zu verhüten, daß es vom Wilde betreten wird. Alles Schalenwild scheut längere Zeit vor Stoffen zurück, denen der Geruch des Rauches von Schwarzpulver anhaftet. Legt man Wollappen eine Zeitlang in Blechbüchsen, in denen Schwarzpulver abgebrannt wurde, so weicht das Schalenwild vor den sodann aufgehängten Lappen zurück. Hasen und Kaninchen meiden den Geruch des *Rohkresols.* 2) Hölzerne, freistehende Fallen, durch Einreiben mit Gescheide und Schweiß. Es geschieht, um ihnen ein unscheinbares Aussehen zu geben und unter Wind passierendes Raubzeug durch starke, ihm angenehme Witterung zur Falle zu locken. Das früher gelehrte V. der im Boden oder im Wasser verblendet gestellten Fangeisen mit scharfriechendem Witterungsfett usw. ist dem Fange schädlich, weil das Raubzeug durch die scharfe Witterung geradezu auf das Vorhandensein des Eisens aufmerksam gemacht wird und das Eisen dann häufig bloßkratzt.

verwölfen (verwerfen), wenn hundeartige Tiere, die wölfen bzw. werfen, tote oder unzeitige Junge zur Welt bringen.

verwundet ist angeschossenes Wild, besser sagt man krank oder angeschweißt.

vexieren, das öftere Aussetzen des alten Auerhahnes beim Balzen, wodurch er den Jäger beim Anspringen leicht irre macht.

Vibration des Gewehres s. *Abgangsfehler.*

Vierballenzeichen, ein gerechtes Hirschzeichen, das entsteht, wenn der Hirsch — besonders der geringe beim Übereilen — mit den Hinterläufen so vor die Vorderläufe tritt, daß von diesen nur die Ballen abgedrückt bleiben und die der Hinterläufe kurz vor ihnen, also vier Ballen zusammen, sichtbar sind.

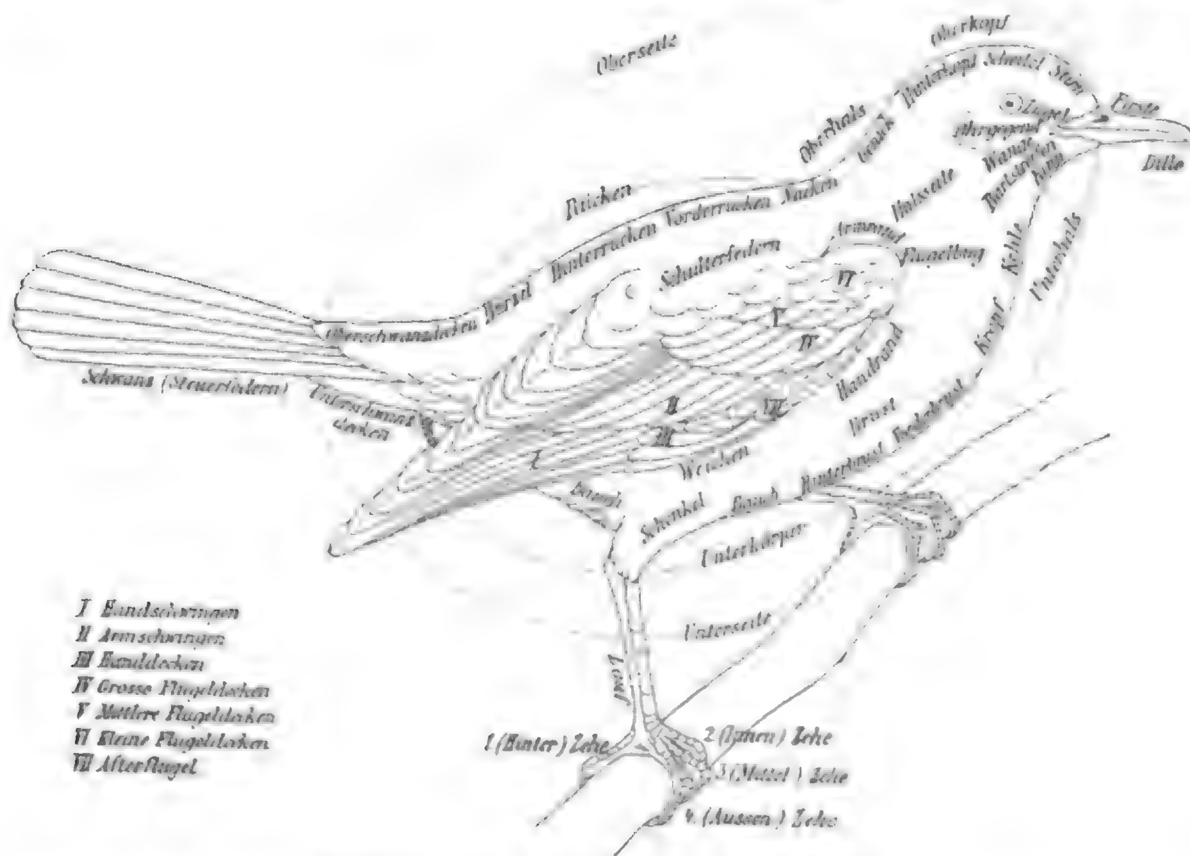
Viole, die Drüse auf der oberen Seite des ersten Wirbels der Standarte des Fuchses; die von ihr abgesonderte, fettige Masse riecht besonders zur Rollzeit sehr stark.

Visier, Absehen, die mit einem Einschnitt (Kimme) versehene Vorrichtung auf dem Büchsenlauf, in deren Mitte das Korn sichtbar sein muß, wenn man zielt.

visieren, zielen.

Visierschuß s. *Kernschuß*.

Visierung, das Visier und das Korn, also die gesamte Zielvorrichtung des Gewehres. Die V. besteht bei Militärgewehren aus einem auf verschiedene Entfernungen einstellbaren Visier mit — gewöhnlich — dreieckiger Kimme und dachförmigem Korn. Für Jagdbüchsen findet meistens ein feststehendes oder (bei Drillingen) umlegbares Balkenvisier mit runder Kimme und Perlkorn Verwendung. Vereinzelt werden auch *Diopter* mit weiter Öffnung benutzt.



Bezeichnung der einzelnen Körperteile des Vogels.

Vogel. Zum Verständnis der Benennungen verschiedener Teile des Vogelkörpers mögen beistehende Figur und die dazu gehörige nachfolgende Erklärung dienen.

Unter Oberkopf versteht man die ganze obere Fläche des Kopfes, die wiederum in folgende Teile zerfällt: vorn an der Schnabelwurzel befindet sich die Stirn, dann folgt in der Mitte des Oberkopfes der Scheitel und nach hinten davon der Hinterkopf. An den Kopfseiten liegt zwischen Schnabelwurzel und Auge die Zügelgegend, hinter dem Auge die Schläfengegend, darunter die Ohrgegend; unterhalb des Auges befindet sich die Wange. Vorn unmittelbar an den Unterschnabel stößt das kleine Kinn, dann folgt nach unten zu die Kehle, dann die Kropfgegend oder die Gurgel, an die sich die umfangreiche Brust (oft in Vorder- und Hinterbrust gegliedert) anschließt. Hinter der Brust liegt der Bauch mit der Aftergegend und den unteren Schwanzdeckfedern, die den Schwanz von unten her bedecken. An der Oberseite des Halses folgt auf den Hinterkopf das Genick und der Nacken, dann der Vorderrücken, der Hinterrücken, die Bürzelgegend und die oberen Schwanzdeckfedern. Am Flügel unterscheidet man die Schulter oder den Bug, das obere Ende des in der Ruhelage befindlichen Flügels, in Wirklichkeit die Handwurzel. In der Schultergegend liegen auf dem Flügel die kleinen Flügeldeckfedern, an die sich die mittleren und als letzte Reihe die großen anschließen. Vorn am Flügelbuge befindet sich, am Daumen sitzend, der sog. Eckflügel. Die großen Schwungfedern (Schwingen), an den Fingern sitzend und meist in der Zahl 10 vorhanden, werden als Handschwingen oder Schwingen I. Ordnung bezeichnet, die am Unterarme befestigten als Armschwingen oder Schwingen II. Ordnung, die am Oberarme befindlichen als Schulter- oder Achselfedern oder Schwingen III. Ordnung; diese bilden den sog. Schulterfittich. Die Unterseite des Flügels bedecken die unteren Flügeldeckfedern, die nur ausnahmsweise bei der Beschreibung der Vögel berücksichtigt werden. Bei den Raub-

vögeln bezeichnet man die lang herabhängende Befiederung des Unterschenkels als Hosen.

Der Schnabel der Vögel besteht aus Oberschnabel und Unterschnabel. Am ersteren unterscheidet man den Schnabelrücken oder die Firste und den Schnabelrand, der bisweilen (Falken) eine zahnartige Hervorragung zeigt oder mit Hornlamellen (Entenvögel) besetzt sein kann. Die beiden Äste des Unterschnabels vereinigen sich zur Bildung der Dillenkante, die vorn in der Spitze oder Dille ausläuft. Bisweilen ist der Wurzelteil des Oberschnabels von einer weichen Haut umgeben, die man als Wachshaut bezeichnet (so z. B. bei den Tagraubvögeln).

Das Bein des Vogels zeichnet sich durch wichtige anatomische Besonderheiten, hauptsächlich in seinem unteren Abschnitt, aus. Der meist kurze Oberschenkel tritt unter dem Gefieder nicht sichtbar hervor, der längere Unterschenkel nur zum Teile. Während beim Säugetier sich an das untere Ende des Unterschenkels zwei Reihen von kleinen Fußwurzelknochen, dann die meist getrennten Mittelfußknochen und an diese die Zehenknochen ansetzen, verwächst beim Vogel schon in frühester Jugend die obere Reihe der Fußwurzelknochen mit dem Unterschenkel, die untere Reihe mit den wiederum untereinander verschmelzenden Mittelfußknochen, und auf diese Weise entsteht beim Vogel ein eigentümlicher Knochen, der Lauf oder Tarsometatarsus, der sich oben an den Unterschenkel ansetzt, während unten an ihm die Zehen angeheftet sind. Normalerweise hat kein Vogel mehr als vier Zehen, viele besitzen nur drei, der afrikanische Strauß nur zwei. Gewöhnlich ist eine Zehe, die erste, unserer großen Zehe entsprechende, nach hinten gerichtet, drei nach vorn, die als Innen-, Mittel- und Außenzehe unterschieden werden. Am Ende tragen die Zehen verschiedenartig gestaltete Krallen, die unter Umständen zu platten Nägeln werden. Bei den meisten Vögeln sind Lauf und Zehen unbefiedert, bei manchen auch der untere Teil des Unterschenkels; anderseits können auch alle Teile des Beines befiedert sein. Die Zehen können durch verschieden ausgedehnte Häute miteinander verbunden sein (Schwimmhäute, Bindehäute) oder an den Seiten Hautsäume von verschiedener Gestalt tragen. Sind Lauf und Zehen unbefiedert, so zeigen sie eine verschiedenartige Bekleidung mit Hornschuppen oder -schildern, deren Beschaffenheit oft von systematischer Wichtigkeit ist.

Die inneren Organe des Vogels sind zum größten Teile für den Jäger von untergeordneter Bedeutung, nur auf die Geschlechtsorgane wird unter Umständen bei solchen Vögeln Wert gelegt, bei denen äußerlich Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden sind, z. B. bei der Waldschnepfe. Die männlichen Fortpflanzungsorgane, die Hoden, liegen oberhalb der Nieren an der hinteren Bauchwand; ihre beiden Ausführungsgänge, die Samenleiter, münden getrennt in die Kloake, d. h. die gemeinsame äußere Öffnung für den Darm und die Geschlechtsorgane. (Diese Öffnung darf man also nicht, wie es oft geschieht, als After bezeichnen). Von den Eierstöcken des Weibchens entwickelt sich in der Regel nur der linke, während der rechte, von wenigen Ausnahmen (z. B. Habicht und Bussard) abgesehen, verkümmert. Auch der rechte Eileiter verkümmert meistens, wogegen der linke einen langen, gewundenen Schlauch darstellt, der mit einer schlitzförmigen Öffnung frei in der Leibeshöhle beginnt, in mehrere Abschnitte zerfällt und schließlich in die Kloake mündet. Wenn die Fortpflanzungszeit herannaht, nimmt infolge des Wachsens der Eier der traubige Eierstock bedeutend an Umfang zu, während er nach der Fortpflanzungszeit einschrumpft und dann zuweilen nicht leicht zu finden ist. Dasselbe gilt von den beiden Hoden der Männchen.

Literatur: Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Vogelbeere s. *Laubhölzer*.

Vogeldunst s. *Dunst*.

Vogelflinte, kleines, leichtes Gewehr, das meist nur mit feinstem Schrot (Vogeldunst) geladen und zum Schießen kleiner Vögel benutzt wird.

Vogelherd. Da durch Reichsgesetz vom 30. Mai 1908 der Fang der Drosseln in Dohnen, d. h. in Holzbügeln, die mit Pferdehaarschlingen versehen und mit Ebereschenbeeren beködert sind, in Deutschland verboten ist, bleibt als einziges Fangmittel der V. Die Anlage und Einrichtung dieses alten und berühmten Fanges, an dem schon der deutsche Kaiser Heinrich, der Vogelsteller oder Finkler, „recht froh und wohlgemut“ saß, ausführlich und so genau zu beschreiben, daß jedermann in der Lage wäre, danach einen Herd anzulegen, gestattet hier nicht der Raum. Es muß außerdem bezweifelt werden, ob es trotz der besten Beschreibung immer gelingen wird, einen tadellos arbeitenden Herd zu errichten. Anschauung und praktische Unterweisung sind auch hier die besten Lehrmittel; dem angehenden Vogelfänger sei das Studium des Buches „Der Krammetsvogel, seine Jagd mit besonderer Berücksichtigung des Vogelherdes“ von Hugo Otto empfohlen.

Beim Fange auf dem Herde hat man es in der Hand, den Vögeln, die nicht getötet werden sollen oder dürfen, die Freiheit wiederzugeben. Auch werden die Quälereien,

die bei dem Fange in Dohnen unvermeidlich waren, verhütet. Der Herd ist eine Fangvorrichtung, in der die Vögel durch Bedecken mit dem Schlagnetze gefangen werden. Die Örtlichkeit zur Anlage des Herdes befindet sich unter oder wenigstens in der Nähe einer Vogelzugstraße. Das Gelände selbst sei eine einsame, weithin übersehbare, freie Heide, auf der man, wenn sie im Hügellande liegt, einen nach Norden oder Nordosten sanft abfallenden Hang zur Anlage des Herdes auswählt. Es muß aber alles aufgeboten werden, daß der Herd den nach SW ziehenden Vögeln leicht in die Augen falle. Man unterscheidet ein- und zweiflügelige Herde, die letzteren bestehen gewissermaßen aus zwei nebeneinander liegenden, einflügeligen Herden. Der einflügelige Herd besteht aus dem Beerenbeete, dem Netze mit der Stellvorrichtung, der Hütte des Vogelfängers und den Einfallbäumen. Außerdem sind zum Fange erforderlich einige Lock- oder Rührvögel und Wacholder- oder Ebereschbeeren als Köder. Der zur Herdanlage bestimmte Platz wird schon im Frühjahr vom Bodenüberzuge gereinigt und geebnet, damit die Stelle zu Beginn der Fangzeit nicht den Argwohn der Vögel erregt. Es empfiehlt sich, den verwundeten Boden mit Grassamen zu besäen. Der Herd erhält die Form eines Rechteckes von 8 bis 10 m Länge und 5 m Breite. Innerhalb dieses Rechteckes liegt das 5 bis 6 m lange und 1 m breite Beerenbeet oder der Strauchherd. Es wird gegen 25 cm höher angelegt als die Umgebung, ist von einer etwa 40 cm breiten Rasenwand umgeben und dient zur Aufnahme der beerentragenden Zweige, die in seinen etwas gelockerten Boden gesteckt werden. Nun hebt man parallel mit den vier Seiten des Beerenbeetes an der Rasenbank entlang eine etwa 20 cm tiefe Furche aus, die an den Längsseiten 8 und an den Stirnseiten 2 m lang gemacht wird. Die eine der Längsfurchen, am besten die westliche, dient zur Aufnahme des Schlagnetzes. Dies ist aus dem Grunde empfehlenswert, weil sich das Netz am leichtesten mit dem Winde zuschlagen läßt, dieser aber meist aus westlicher Richtung kommt.

Da der Fang vom Vogelfänger bedient werden muß, ist für diesen eine Hütte zu errichten, die ihn den Blicken der Drosseln entzieht und außerdem gegen die Unbilden der Witterung möglichst schützt. Diese Hütte muß also sehr unscheinbar sein und gegen die Umgebung nicht abstechen. Man legt sie etwa 8 m vom Herd in der Verlängerung von dessen östlicher Furche an. Das etwa 8 m lange und 2,5 m breite Schlaggarn ist durch Verbindung mit einem sinnreichen Systeme von Leinen, Hefteln und Schlagstäben so angebracht, daß es durch scharfes Anziehen der Ruckleine seitens des in der Hütte sitzenden Fängers über den Strauchherd schlägt und die darauf sitzenden Vögel bedeckt.

Der zweiflügelige Herd besteht aus zwei nebeneinanderliegenden, einflügeligen Herden. Die beiden Schlagnetze schlagen in der Mitte gleichzeitig zusammen. Die Hütte liegt hier in der Verlängerung der Längsachse des Herdes.

In ähnlicher Weise wie die Krähenhütte wird auch der Vogelherd mit Fuß- oder Fallbäumen, auch Antrittsreiser genannt, umgeben. Zur Ausübung des Fanges begibt sich der Fänger vor Tagesgrauen zum Herde. Er bringt sogleich das Garn in die Furche und richtet die Stellung her. Dann hängt er die Käfige mit den Lockvögeln auf und befestigt die Rührvögel auf den dazu hergestellten Plätzen. Nachdem er diesen Vögeln Futter und Wasser vorgesetzt hat, nimmt er in der Hütte Platz und wendet nun seine ganze Aufmerksamkeit den kommenden Ereignissen zu. An dem Gebaren der Lock- und Rührvögel wird der Fänger bald erkennen, ob Vögel ziehen, falls er diese nicht schon gehört haben sollte. Nun bringt er durch Ziehen an den Rührleinen die Rühr- oder Flattervögel zum Flattern, um die ziehenden Vögel zum Einfallen zu veranlassen. Nehmen die Vögel die Fallreiser und das Beerenbeet an, so zieht der Fänger, sobald ihm die Zahl der auf den Beeren sitzenden Vögel genügend erscheint, mit kurzem Ruck das Garn über den Herd. Unverzüglich löst er nun die gefangenen Vögel aus, stellt den Herd wieder fängisch und beseitigt die Spuren des stattgefundenen Fanges, um den Morgen weiter auszunutzen, solange die Vögel noch ziehen, was in der Regel bis gegen 10 Uhr vormittags der Fall ist.

Vogelkirsche (Prunus avium) und Traubenkirsche (Pr. padus) tragen Früchte, die von Fasanen und Drosseln sehr begehrt sind. Sie sind für Parks und Fasanerien hoch geschätzte Laubhölzer.

Vogelkojen, großartige Vorrichtungen zum Fange der Enten, wie sie z. B. auf der Insel Sylt bestehen, wo in einem Jahre einmal 45 000 Stück Enten gefangen wurden.

Auf den Schleswigschen Westinseln sind die V. landesherrlich erlaubt. Über die zum Schutze der V. erforderlichen Maßregeln, über die Erneuerung der bestehenden und die Erteilung neuer Berechtigungen beschließt gemäß § 82 der preußischen Jagdordnung der Bezirksausschuß.

Vogelschneise, Dohnenstieg; Waldsteig, auf dem der durch das neue Vogelschutzgesetz in Deutschland seit 30. Mai 1908 verbotene

Fang der Drosseln in Schlingen ausgeübt wurde.

Vogelschutz. Die Erkenntnis, daß die Vogelwelt sowohl in der Umgebung von Städten als auch durch den veränderten Betrieb der Landwirtschaft und durch die in großem Umfange vorgenommene Beseitigung der Brutstätten (Hecken, Bäume usw.) sehr gelitten hat, und daß darauf Bedacht genommen werden muß, die Verminderung der Vogelwelt nach Kräften zu verhüten, um wenigstens den gegenwärtigen Bestand zu wahren, sowie ästhetische und moralische Erwägungen haben zum Erlasse des Reichsgesetzes betreffend den Schutz von Vögeln vom 22. März 1888 geführt. Unter dem 30. Mai 1908 ist eine nicht unerhebliche Veränderung des Vogelschutzgesetzes ergangen. Dasselbe bestimmt für die meisten Vögel eine Schonzeit, nämlich vom 1. März bis zum 1. Oktober. Ferner verbietet es das Zerstören und Ausheben von Nestern und Brutstätten, das Zerstören und Ausnehmen von Eiern, das Ausnehmen und Töten von Jungen, den Handel mit Nestern, Eiern und Brut und das Versenden davon (mit einigen Ausnahmen), weiter bestimmte Arten des Fangens und Erlegens, insbesondere ist die Anwendung von Schlingen jetzt vollständig verboten, damit auch im ganzen Deutschen Reiche der Fang in Dohnen. In § 5 sind Ausnahmen hiervon gestattet zugunsten der Jagd (in Preußen § 48 der Jagdordnung) und der Fischerei (in Preußen nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880), der Weinberge, Gärten, bestellten Felder, Baumpflanzungen, Saatkämpen und Schonungen; ferner zu wissenschaftlichen oder Lehrzwecken, zur Wiederbevölkerung mit einzelnen Vogelarten sowie für Stubenvögel. Die Bestimmungen des Vogelschutzgesetzes finden keine Anwendung auf das im Privateigentum befindliche Federwild, auf die nach Maßgabe der Landesgesetze jagdbaren Vögel und auf eine Anzahl von Raubvögeln; die Anwendung von Schlingen ist aber auch bei diesen verboten. Die Bewegung zu einem wirksamen V. ergreift immer weitere Kreise und hat sich mit den Bestrebungen für Natur- und Heimatschutz vereinigt. Hervorragendes hat Frhr. v. Berlepsch (Seebach) geleistet. Literatur: H. v. Berlepsch, Der gesamte Vogelschutz, 9. Aufl.; C. A. Hennicke, Handbuch des Vogelschutzes.

Volk, eine Rebhühnerfamilie, Alte und deren Junge von einer Brut.

voll s. *Korn* und *verecken.*

vorbereiten s. *trainieren.*

Vorbereitungshieb s. *Forstwirtschaft,* Waldbau.

Vordergewicht s. *Balance.*

Vorderlader s. *Gewehr.*

Vorderschaft s. *Schaft 4.*

Vorderziemer s. *Ziemer 1.*

vorgreifen (vorschlagen), den Schweißhund, wenn er die Fährte nicht weiter zu verfolgen oder zu arbeiten oder fortzubringen vermag, auf einem Umwege dahin führen, wo man annimmt, daß er sie wieder auffindet. Gut ist es in diesem Falle, in einem so großen Bogen vorzugreifen, daß der Hund sicher die Fährte kreuzen muß und wieder aufnehmen kann.

vorhalten mit dem Gewehr beim Schießen, etwas vor den zu treffenden Punkt zielen. Das Maß des V. richtet sich nach der *Bewegungsgeschwindigkeit* und -richtung des Wildes, der Schußentfernung und der Geschoßgeschwindigkeit. Das V. ist unbedingt erforderlich, wenn man das sich bewegende Ziel sicher treffen will, das Mitschwingen, wie es manche Schützen für ausreichend halten, genügt nicht. Durch die Schloßtätigkeit, die Entzündung der Patrone und die Flugzeit des Geschosses vergeht eine gewisse Zeit, während welcher sich ein schnell bewegendes Ziel eine Strecke entfernt hat. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit des V.

vorhin! Zuruf an den Schweißhund, wenn er die Arbeit beginnen soll.

vorlaufen (sich vorwerfen), ein Stück Wild, das seitwärts ausbricht, so anlaufen, daß man einen Schuß anbringen kann; meist allerdings einen Fehlschuß. Man kann es auch zu Pferde bei der Parforcejagd tun, um den Hirsch von einer Richtung abzudrängen, die für den Ausgang der Jagd nicht erwünscht ist.

vorlaut (weidelaut) sind Hunde, wenn sie zu früh Laut geben, also eher, als sie Wild gesehen, ja sogar gefunden haben. Es gibt Dachshunde, die sofort laut werden, wenn sie in einen Bau einfahren und ihn durchkläffen, auch wenn er leer ist; auch Bracken werden öfters laut, ohne auf einer Fährte oder Spur zu sein. Es sind dies große Fehler an solchen Hunden und schlechterdings nicht zu beseitigen; unbrauchbar sind sie aber deshalb noch nicht unter allen Umständen, denn wer seine Hunde kennt, unterscheidet gewöhnlich den Weidelaut von dem eigentlichen Jagdlaut ganz sicher.

vorlegen, das Treibzeug fängisch aufstellen.

Vorlegetreiben, gleichbedeutend mit *Standtreiben.*

vorliegen, wenn Dachshunde den Fuchs oder Dachs im Bau in die Enge getrieben haben, nunmehr dicht vor ihm Laut geben und ihn durch Anfassen und Bedrängen so beschäftigen, daß ein Zurückweichen oder Verklüften unmöglich wird. Man erkennt das V. an dem Standlaut, den der Hund hören läßt, und schlägt auf dieser Stelle ein.

Vorratsschuppen dient zur Aufbewahrung von Heu, Rüben und sonstigen Futtermitteln in der Nähe der Fütterungen und Wildäcker. Er muß durchaus trocken sein, da sonst das Wildfutter dumpfig und schimmlig wird und dann gesundheitsschädlich ist. Das Fundament muß aus Feldsteinen, Ziegeln oder aus einer dicken Lage trockenen Farnkrautes, Kartoffelstrohes u. dgl. bestehen, so daß das Laubheu gesund bleibt. Der Raum muß so groß sein, daß Eicheln, Kastanien, Hafer usw. wöchentlich zweimal umgeschaufelt werden können. Besonders trocken muß das Salz für die Lecken lagern, da es leicht Feuchtigkeit und Gerüche annimmt. Es empfiehlt sich, mit dem V. eine Gerätekammer zur Aufnahme des Handwerkszeuges für das Wildfeld, die Gatter und Futtereinrichtungen zu verbinden. Für diese Schuppen wie für alle sonstigen jagdlichen Bauten ist ein sehr praktischer und dauerhafter Anstrich ein Gemenge von Buttermilch und Zement, das dem Holz eine hübsche, schützende, steingraue Farbe von jahrelanger Dauer gibt. Manchmal wird 3 m über dem Dache eine Beobachtungskanzel angebracht, die sich als recht praktisch erwiesen hat.

vorreiten. Es ist stellenweise Vorschrift, daß die Jagdbeamten dem Fürsten usw. zur Jagd voranreiten müssen; auch muß öfter der Jagdführer oder ein Stellvertreter von einem Stande zum anderen v.

Vorschlag, 1) der in der Patrone auf das Pulver gesetzte Pfropfen; 2) die Vorhand der Hirscharten.

vorschlagen s. *vorgreifen.*

Vorschutt, der Fraß für Sauen, gleichviel ob er aus Knollen besteht, die man streifenweise auf den Boden schüttet, oder aus Körnern, die in lange Tröge gefüllt werden, um sie nicht vertreten zu lassen.

Vorstehhund. Er hat seinen Namen von der ihm eigenen, angewölften Neigung, vor Hühnern, Schnepfen, Hasen usw., die er vorher witterte, feststehen zu bleiben oder vor ihnen zu stehen. Man bedient sich bei dieser Jagd folgender Ausdrücke: Geht der V. der Witterung verständnisvoll nach, so z i e h t e r a n; bleibt er vor dem Wilde stehen, so s t e h t e r e s; treibt er es heraus, so s p r i n g t e r e i n und s t ö ß t e s h e r a u s; jagt er im offenen Gelände dem Wilde, das er vorgestanden hat, ein Stück nach, so p r e l l t e r i h m n a c h; bringt er das geschossene Wild dem Jäger, so a p p o r t i e r t er es; frißt er an ihm (große Untugend!), so s c h n e i d e t e r e s a n. Verscharrt er das Wild, statt es zu bringen, so ist er ein T o t e n g r ä b e r. Fürchtet er sich vor dem Schusse, so ist er s c h u ß s c h e u; ist er verschlagen und kommt trotz Rufens und Pfeifens nicht zum Führer, so ist er h a n d s c h e u. Das Anlernen des Hundes nennt man A b r i c h t e n oder D r e s s i e r e n, und da es meist zunächst in einem eingeschlossenen Raume geschieht, so spricht man von der S t u b e n d r e s s u r (s. *Dressur*); lehrt man dem Hunde sein Verhalten im Felde bei der Jagd, so f ü h r t man ihn a b. Im übrigen sind die beim Hund im allgemeinen üblichen weidmännischen Ausdrücke auch beim V. gebräuchlich (s. *Hund*).

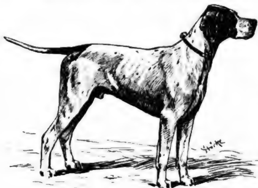
Die in Deutschland jagdliche Verwendung findenden Vorstehhunde sind:

A. E n g l i s c h e V o r s t e h h u n d e:
 a) kurzhaarig: Pointer (spr. Peunter);
 b) langhaarig: englische Setter, Rotsetter (Irish — spr. eirisch — Setter), Gordonsetter.

B. D e u t s c h e V o r s t e h h u n d e:
 a) kurzhaarig;
 b) rauhhaarig (drahthaarig, zottenhaarig, strupphaarig, stockhaarig);
 c) langhaarig.

Die e n g l i s c h e n V. sind im wesentlichen reine Hühnerhunde; unter den deutschen V. finden sich hingegen viele, die sowohl im Felde lebendes Federwild gut auffinden, als auch gern apportieren, Schweißarbeit verrichten, im Wasser arbeiten, stöbern usw., kurzum Gebrauchshunde sind (s. *Gebrauchshund*). Pointer und Setter sind Rassen. Sie sind gekennzeichnet durch ganz bestimmte körperliche und jagdliche Eigenschaften und wurden viele Generationen hindurch auf diese Eigenschaften gezüchtet. Infolgedessen sind sich die Einzeltiere in hohem Grade ähnlich, man ist jederzeit in der Lage, Ähnliches mit Ähnlichem zu paaren, also den Eltern höchst ähnliche Nachkommen zu erhalten. Einseitige Hühnerhunde zu züchten, ist nicht annähernd so schwierig, wie die Zucht von Gebrauchshunden. Es wäre ein leichtes, aus gewissen neudeutschen Hunden Spezialhunde für die Hühnerjagd herauszuzüchten, die ihren Vettern jenseits des Kanales in keinem Punkte nachstehen. Dagegen bietet die Gebrauchshundzucht bedeutende Schwierigkeiten. Diese beruhen hauptsächlich darauf, daß es im allgemeinen nur wenige Rüden und Hündinnen gibt, die in jedweder Arbeit Vorzügliches leisten. Die Nachkommen erben dann und wann mehr von den mangelhaften Eigenschaften der Eltern als von deren Tugenden und guten Anlagen. Nicht viele Tiere besitzen die Eigenschaft, ihre vorzüglichen Formen und Anlagen mit besonderer Treue zu vererben. Rückschläge machen sich bei jungen Gebrauchshundstämmen dann und wann sehr störend bemerkbar. Denn die Ahnen vieler guten Gebrauchshunde waren schwerfällige Spurenzieher, unbrauchbar zur

Hühnerjagd und zu andauernden Hetzen, oder aber reine Feldhunde, denen die Anlagen zur Schweißarbeit und die Apportierlust fehlte. Immerhin gibt es gegenwärtig Hunde, die eine größere Anzahl von Ahnen im deutschen Gebrauchshundstammbuche haben, und ihre vielseitigen Anlagen verhältnismäßig gut vererben. Die Entwickelung der deutschen Gebrauchshundzucht ist durch den Ausstellungssport und durch die Agitation von kynologischen Schriftstellern, die dem Weidwerk fernstehen, ungeheuer geschädigt worden. Anstatt darauf hinzuwirken, daß, wie in früheren Zeiten, bei der Zucht in erster Linie die jagdlichen Leistungen Würdigung finden, hat man Ausstellungspreise und willkürlich aufgestellte, für die Leistungen belanglose Rassekennzeichen als ausschlaggebend für Zuchtzwecke betrachtet. Auf diese Weise ist mancher gute Gebrauchshund von der Zucht ausgeschlossen und mancher jagdlich minderwertige Hund bevorzugt worden. Die Veredlung vieler älteren deutschen Hundestämme ist im geheimen erfolgt, um zu vermeiden, daß die Zuchtprodukte öffentlich als für die Zucht wertlos oder minderwertig angesehen werden.



1. Kurzhaariger englischer Vorstehhund (Pointer).

Der **Pointer** macht den Eindruck eines sehr temperamentvollen, schmiegsamen, passionierten, vornehmen Hundes. Sein Auge ist ziemlich groß, klar, lebhaft, seine Bewegungen sind schnell, leicht, kraftvoll, der Schädel breit, der Stirnabsatz stark ausgesprochen. Oft sieht man Pointer, deren Kopf etwas Bulldoggenartiges hat. Der Fang ist lang, aber stumpf und breit, der Nasenrücken oft etwas nach aufwärts gerichtet. Die Nasenlöcher sind groß, die Behänge kleiner als beim deutsch-kurzhaarigen Vorstehhunde. Rute an der Wurzel dick, verjüngt sich allmählich nach der Spitze hin. Farbe weiß mit orange, braunen oder schwarzen Platten und Tupfen; selten ist einfarbig schwarz oder schwarz mit braunen Abzeichen wie beim Teckel, noch seltener einfarbig braun.

Der **Englische Setter** ist ein leichter, zarter, schmiegsamer Hund mit leichtem, vor den Augen etwas ausgeschnittenem Kopfe. Rute nicht allzulang, ohne erhebliche Biegung, in einer Linie mit dem Rücken getragen, mit guter Fahne. Pfoten rund und mit vielem Haar zwischen den Zehen. Behaarung lang, seidig weich, ohne Kräuselung. Behang niedrig angesetzt, flach anliegend, lang behaart, unten mit einer leichten Feder besetzt. Farbe weiß mit gelb, weiß mit schwarzen Platten oder Tupfen (blue belton), rein weiß, schwarz

2. Langhaariger englischer Vorstehhund (Setter).

image
not
available

England Brauch ist, so ging man dazu über, Pointer mit heimischen kurzhaarigen Hunden zu kreuzen, auch wurden hier und dort deutsch-langhaarige Hunde mit Settern gepaart. Diese Maßnahme war durchaus verständig, aber sie wurde nicht, was unbedingt erforderlich gewesen wäre, von geschulten Züchtern ausgeführt. Die Folge davon war ein allgemeiner Rückgang der Zucht guter Feldhunde und brauchbarer Verlorenapporteure. Die Schwärmerei für den Pointer und den Setter schlug um in die Manie, den alten deutschen Vorstehhund wieder rein zu züchten. Alles, was an den Pointer erinnerte, wurde in Acht und Bann getan. Es gab aber doch Einsichtige genug, die ihre eigenen Wege wandelten und, ohne Aufhebens davon zu machen, mit Pointer- und Setterblut arbeiteten. So entstanden Vorstehhunde, die, was Figur, Flüchtigkeit und Ausdauer anbetraf, hinter dem Pointer nicht zurückstanden, auch nach dessen Art im Felde suchten und wesentlich bessere Nase zeigten als das Gros der Hunde älteren Schlages. Das deutsche Blut dieser Hunde zeigte sich in ihrer Apportierlust und ihrer besseren Arbeit im Wasser und im Dickicht. Leider fehlte den meisten dieser sonst ausgezeichneten Feldhunde die Spursicherheit und der Trieb, die Schweißfährte und -spur gewissenhaft zu halten. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind nun aber mehrere Stämme deutscher, mit englischem Blute veredelter Vorstehhunde entstanden, die, was ihre natürliche Beanlagung betrifft, zu jeder Art der Jagd ausgezeichnet zu gebrauchen sind. Freilich bedürfen sie, um Meisterhaftes zu leisten, einer gründlichen und sorgfältigen Schulung.

Als es mit der Zucht vielseitiger deutscher Vorstehhunde gar nicht vorwärts gehen wollte, trat einer der Hauptkämpfer für den vielseitigen Vorstehhund, den sog. Gebrauchshund, mit einem zeitgemäßen Vorschlage zur Schaffung von tüchtigen Arbeitshunden hervor. Das war *Hegewald*, der zuerst die Anpaarung des deutschen starken Pudels an den Pointer schweren Schlages empfohlen hat. Eine Menge der daraufhin gezüchteten Pudelpointer zeigte in der Tat ganz hervorragende Gebrauchshundanlagen, vor allen Dingen taten sie sich durch Dressurfähigkeit, Frühreife und große Findigkeit hervor. Aber die großen Schwierigkeiten der Pudelpointerzucht, die Hegewald ganz richtig sofort erkannt hatte, wurden von manchen Züchtern nicht genügend gewürdigt, es wurde mit Pudel- und Pointerblut vielfach in geradezu unsinniger Weise gewirtschaftet. Und dann machten sich unzuverlässige Personen über die Pudelpointerzucht her. Die Nachfrage nach solchen Pudelpointern war infolge ihrer großen Erfolge auf Gebrauchshundprüfungen sehr stark geworden, und weil schwere Pointer und vor allen Dingen genügend starke Pudel nicht in hinreichender Anzahl zu beschaffen waren, so wurde in sträflichem Leichtsinn mit pudel- und pointerähnlichen Individuen aller Art sog. Pudelpointerzucht getrieben. Darauf fielen nun die Pudelpointer in Mißgunst, man ließ kein gutes Haar an ihnen. Wiederum schüttete man das Kind mit dem Bade aus. Mittlerweile hatten aber die Kurzhaarzüchter mit Eifer auf Vielseitigkeit ihrer Hunde gezüchtet, in den Kreisen der Langhaarzüchter regte es sich gewaltig, und auch die Drahthaarzüchter begannen mehr und mehr, statt auf unpraktische Rassekennzeichen, auf vielseitige Anlagen, leistungsfähige Figuren und zweckmäßige Behaarung zu züchten. Die Freunde der Pudelpointer gingen verschieden vor. Die einen schlossen sich zusammen und züchteten nur von solchen Hunden, die nachweislich nur Pudel- und Pointerblut führten oder in denen doch anderes Blut höchstens in Spuren floß; sie machten auch die Aufnahme in ihr Stammbuch davon abhängig, daß die Hunde eine kleine Prüfung bestehen, gleichzeitig suchten sie durch Zuchtwahl innerhalb der Pudelpointerfamilien Hunde mit genügender Schulterhöhe und gutem Drahthaar von unscheinbarer Farbe zu bekommen. Andere sagten sich, wir versuchen eine genügende Höhe, die schwer durch die ausschließliche Verwendung von Pudel- und Pointerblut zu erhalten ist, und die ideale drahtige Behaarung dadurch zu bekommen, daß wir dem Pudelpointerblute edles Kurz- oder Stichelhaarblut beimischen oder wenigstens Hunde zur Zucht benutzen, die die ideale Figur und Behaarung haben, wennschon sie auch Kurz- oder Stichelhaarblut führen. Ferner wurden vielfach der Stichelhaarvarietät angehörende Hunde mit Griffons gepaart. Den letztgenannten Zuchtverfahren verdanken viele ausgezeichnete Drahthaarfamilien ihre Entstehung.

Seit Menschengedenken waren die meisten Vorstehhunde in Deutschland kurz-glatthaarig, Rauhhaar und Langhaar war von jeher seltener. In bezug auf ihre Figur unterscheiden sich alle zweckmäßig gebauten deutschen Vorstehhunde nur wenig voneinander. Die auffälligsten Unterschiede betreffen die Behaarung. Wir bekommen im wesentlichen folgende Haarformen zu sehen: 1) kurzes Glatthaar (von verschiedener Härte); 2) langgewelltes Glatthaar (seidenweich oder mittelweich, glänzend, ohne Bart); 3) Rauhhaar (sich rauh und trocken anfühlend) mit folgenden Unterarten: a) Zottenhaar (lang, schlaff, S-förmig geschweift oder wenig gedreht, am

Kopfe einen Bart bildend), weich oder hart; b) halblanges, struppiges Rauhhaar (mit oder ohne Bart, kann als Strupphaar bezeichnet

5. Rauhhaariger deutscher Vorstehhund (Pudelpointer).

werden), weich, hart; c) halblanges, anliegendes Rauhhaar (in der Regel mit Bart), hart, weich. Das harte, anliegende Rauhhaar wird zutreffend als Drahthaar bezeichnet und ist die praktischste aller Behaarungsformen; kurzes Rauhhaar (in der Regel ohne Bart), weich oder hart (Stockhaar).

Als ursprüngliche Form der altdeutschen Vorstehhunde sind die Laufhunde anzusehen. Diese sind afrikanischer Herkunft, wenn sie auch bei ihrem Übertritte nach Deutschland vielfach fremdes Blut aufgenommen haben. Sie sind aus Windhunden umgezüchtet worden, ob in Ägypten oder bei noch südlicher wohnenden äthiopischen Völkern, läßt sich nicht entscheiden.

Die rauhhaarigen Vorstehhunde sind aus Kreuzungen von kurzhaarigen Vorstehhunden mit pudel- und schäferhundartigen, rauhhaarigen Hunden hervorgegangen.

Die langhaarigen Hunde sind vermutlich aus den rauhhaarigen herausgezüchtet worden. In einzelnen Stämmen steckt Setterblut.

Innerhalb der drei Behaarungsformen gibt es verschiedene Stämme von Hunden, die mehr oder weniger rein gezüchtet und daher mehr oder weniger kennzeichnende Eigenschaften zeigen.

Der **Weimaraner** ist ein kurzhaariger Hund, der sich vom eigentlichen Deutsch-Kurzhaarigen hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er feinknochiger ist, und daß die Muskulatur nicht so scharf hervortritt wie bei diesem; ferner ist der Fang wesentlich schmäler. Die Farbe des Weimaraners ist grau.

Die dreifarbigen Württemberger sind Braunschimmel mit oder ohne Platten und mit rotgelben Abzeichen an Kopf und Läufen. Sie zeichnen sich durch ruhige, sorgfältige Suche aus und sind besonders für kupiertes Gelände geeignet.

Unter den rauhhaarigen Vorstehhunden treten als besondere Typen hervor die sog. Stichelhaarigen und die Griffons. Die **Pudelpointer** zeigen äußerlich noch wenig einheitlichen Typus; viele von ihnen erscheinen als Pointer schweren Schlages in rauhem Gewande. Ferner ist ein Typus Drahthaariger in der Entwickelung begriffen, der dem vom Vereine „Deutsch-Drahthaar" aufgestellten Zuchtideale auch hinsichtlich nebensächlicher Eigenschaften sehr ähnelt. Diese Hunde sehen etwa wie schnittige Deutsch-Kurzhaarige im Drahthaargewande aus.

Die **Stichelhaarigen** sind Nachkommen von Hunden, die aus dem älteren Rauhhaarmateriale herausgesucht wurden und möglichst den im Jahre 1882 auf der Aus-

6. Rauhhaariger deutscher Vorstehhund. (Hartes Strupphaar, Stichelhaartyp).

stellung in Hannover von Schmiedeberg aufgestellten Rassekennzeichen entsprachen. Schmiedeberg hatte diese Merkmale aus dem

7. **Rauhhaariger deutscher Vorstehhund** (hartes Zottenhaar, Griffontyp).

Gedächtnisse nach Hunden aufgestellt, die er Jahre zuvor in Schlesien gesehen hatte.

Die in Deutschland gehaltenen *Griffons* sind im wesentlichen Nachkommen von zottenhaarigen Hunden, die W. Korthals in den 70er Jahren aus Holland, Belgien und Nordfrankreich importiert hatte. Durch Inzucht hatte er einen typischen Stamm geschaffen, der aber in der Neuzeit durch Kreuzungen, namentlich mit Stichelhaarigen, vielfach an seiner Eigenart verloren hat.

Als *Deutsch-Drahthaar* will der Verein gleichen Namens ganz richtig diejenigen rauhhaarigen Vorstehhunde bezeichnet wissen, die bei einem guten Gebäude eine ideale drahtige Behaarung aufweisen. Diese Bezeichnung hat sich, weil sie praktisch ist, mehr und mehr eingebürgert.

8. **Kurzhaariger deutscher Vorstehhund.**

Die *Kennzeichen* des zweckmäßig gebauten deutschen Vorstehhundes sind — ohne Rücksicht auf die Behaarungsform — kurz folgende. Gesamterscheinung: Vorstehhund mittleren Schlages von edler Erscheinung, unscheinbar gefärbt, mit sehr harter, die Haut möglichst vollkommen schützender Behaarung, lebhaftem Temperament und klugem, treuem, energischem Gesichtsausdrucke. — Körpermaße: Verhältnis von Rumpflänge zu Schulterhöhe wie 10 zu 9. Schulterhöhe (Stockmaß): Rüden 60 bis 65 cm, Hündinnen nicht unter 58 cm. — Haut: Nicht übermäßig sein, ohne überflüssige Falten, straff anliegend. — Körperformen: Körperproportionen, Muskeln, Sehnen und Gelenke so gebildet, daß der Hund sich ausdauernd schnell und gewandt bewegen kann. Namentlich sollen sein: 1. Kopf mäßig lang, mit breitem und langem Fang, kräftigem Gebiß, mittelgroßem Behang, klaren Augen, deren Lider gut schließen. 2. Hals mittellang und kräftig. 3. Widerrist hoch, lang und voll. 4. Brust mäßig breit und tief, Rippen gut gewölbt. 5. Rücken kurz und gerade, Lendenpartie muskulös, Hüften breit. 6. Kruppe lang und mäßig schräg gestellt, gut bemuskelt. 7. Bauch nach hinten aufgezogen, schlank; Weichen kurz. 8. Läufe mit richtiger Winkelung der Knochen. Fest anliegende, schräg gestellte Schulter; Läufe, in der Längsrichtung betrachtet, senkrecht stehend. 9. Füße rund, mit geschlossenen Zehen und derben Ballen. 10. Rute weid-

gerecht gekürzt. — Haar. a) Des kurzhaarigen V. derb und dicht, an der Unterseite der Rute und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig

9. Drahthaariger deutscher Vorstehhund.

verlängert; b) des drahthaarigen Vorstehhundes sehr hart, mittellang, unscheinbar gefärbt, drahtig. Das Haar soll die Umrisse des Körpers nicht verdecken, trotzdem aber eine solche Länge haben, daß es guten Schutz gegen Witterungseinflüsse und Verletzungen bietet. Haarkleid gut anliegend. Haar an den unteren Teilen der Läufe kürzer, sehr dicht auf dem Behange. Buschige Augenbrauen; kräftiger, aber nicht zu langer Bart; c) des langhaarigen V. Das einzelne Haar am Rücken und an den Seitenflächen des Rumpfes 3 bis 4 cm lang. An der Außenfläche der Behänge werden die schützenden Haare besonders lang gewünscht. Behaarung zwischen den Zehen und Ballen dicht. Das Kopf- und Gesichtshaar soll zwar kürzer als das Haar des Rumpfes, nicht aber so kurz sein, daß es nicht gegen Schilf und Dornen wirksamen Schutz bietet. Im allgemeinen soll das Haar hart, schlicht und leicht wellig, nicht aber kraus sein.

10. Langhaariger deutscher Vorstehhu

Für die Zucht des b
hundes lassen sich Einz
geben. Folgende Tatsach
dienen
achtun
Punkt
Hunde
sorgfäl
Hündi
keines
zu, w
oder d
Fehler
im S
Zuchtr
erhebl
vom
des K
regelr
seiner
ermitt
die in
den
(Deut
Stam
gute
zuchtt
Deckrüde geeignet. 3)
Wert der Ausstellungspre
bäume. Gut durchgezüch
wesentlichen deshalb gute
ihnen Generationen hi
kenntnis an der Beseiti
gearbeitet wurde. Im
stellungshunde kann die
seele stecken. 4) Paar
Vorstehhund, denn „Ähnl

gibt Ähnliches". So kannst du allmählich zur Hochzucht gelangen. Züchte nicht in das Blaue hinein, aber nimm das Gute, wo du es findest. Die Regel „Ähnliches mit Ähnlichem" darf jedoch nicht oberflächlich aufgefaßt werden; im ganzen sind sich z. B. ein Zottenhaariger und ein Kurzhaariger nicht selten ähnlicher als zwei Drahthaarige oder zwei Kurzhaarige!

Über die Frage, welche Schläge des deutschen Vorstehhundes für den Jagdgebrauch, insbesondere den vielseitigen, am geeignetsten sind, ist viel gestritten worden. Man kann aber nicht sagen, daß einer bestimmten Rasse der Vorrang gebühre, vielmehr muß nach dem jetzigen Stande der Zucht gesagt werden, daß die verschiedenen Rassen und Schläge im großen und ganzen gleichwertig sind, daß keiner sehr ins Gewicht fallende Eigenschaften allgemein nachgerühmt werden können. Unter den deutschen Vorstehhunden gibt es aber gewisse Stämme und Familien, denen einzelne Eigenschaften eigentümlich sind. Vorzügliche Gebrauchshundstämme weisen sowohl die Kurzhaarigen als auch die Langhaarigen und die Rauhhaarigen auf. Hinsichtlich der Vererbung der Haarstruktur zeigen die rauhhaarigen Hunde die bedeutendste Unsicherheit, was dadurch erklärt werden kann, daß das Rauhhaar ein Kunsterzeugnis ist, eine Folge der Paarung von kurzhaarigen Vorstehhunden mit pudel- und schäferhundartigen Hunden.

Über die Vorstehhunde des Auslandes ist kurz folgendes zu sagen: In Italien sind nur kurzhaarige und rauhhaarige V. heimisch. Der kurzhaarige italienische Hund (Bracco) gleicht dem deutschen Hunde sehr, doch ist der Kopf gestreckter, der Behang tiefer angesetzt, die sehr dünne Rute wird meist kurz kupiert. Haar sehr fein, Farbe vorherrschend weiß mit hell- oder dunkelgelben Platten und Sprenkeln, seltener braun. Der rauhhaarige Hund Italiens (Spione) entspricht etwa unserem Stichelhaarigen.

Die französischen V. sind teils kurz-, teils rauh-, teils langhaarig. Sie enthalten vielfach Pointerblut und zeigen wenig einheitlichen Typus.

In Spanien gibt es zwei Vorstehhundrassen, den leichten V. (perdiguero) und den schweren V. (pachon; spr. patschohn). Die rauhhaarigen Hunde Spaniens sind meist einfache Pudelkreuzungen.

Literatur s. *Dressur* und *Hund.*

Vorsuche s. *vorsuchen.*

vorsuchen, mit dem Hund einen Distrikt umschlagen, um sich zu vergewissern, ob und welches Rotwild in ihm steht. Zu diesem Bestätigen gebraucht man den leithundsmäßig gearbeiteten Schweißhund.

vorwerfen, sich, s. *vorlaufen.*

Vorwuchs, durch den natürlichen Samenabfall schon vor der Verjüngung des Bestandes entstandene, und später meist sperrig wachsende Pflanzen.

Vorzeichen für einen guten oder schlechten Jagdtag gehören in den Bereich der Weidmannsscherze, obgleich ja nicht ausgeschlossen ist, daß mancher Grünrock wirklich daran glaubt, was früher wohl öfter zutraf als jetzt. Das schlechteste V. war, wenn dem Jäger, nachdem er seinen Weg angetreten hatte, zuerst ein altes Weib begegnete, und man konnte Zeuge sein, wie ein alter Graubart, um das Unheil abzuwenden, die Alte zwang, über das vorgehaltene Gewehr zu springen; ein junges, hübsches Mädchen dagegen verhieß Glück. Auf Unglück deutete es auch, wenn dem zu Holze ziehenden Jäger ein Hase nach rechts quer über den Weg lief oder ein Rabe auf dieser Seite vor ihm aufstand, u. a. m.

W.

Wacholder s. *Nadelhölzer.*

Wacholderdrossel s. *Drosseln 4.*

Wachshaut (Ceroma), eine weiche, meist lebhaft, oft wachsgelb gefärbte Haut, die sich an der Wurzel des Oberschnabels bei Raubvögeln, Tauben u. a. befindet und die Nasenlöcher umgibt.

Wachtel (Coturnix), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Feldhühner (Perdicidae). Die hierher gehörigen Vögel sind von geringerer Stärke als die meisten anderen Hühnerartigen. In dem runden Flügel sind die 1. und 2. Schwinge am längsten; die 14 kurzen, geraden Stoßfedern werden von den oberen Stoßdeckfedern fast ganz überdeckt. Lauf ohne Sporen, um das Auge kein nacktes Hautfeld. Bei uns nur die W. (Coturnix coturnix L., C. communis Bonap., Tetrao coturnix L., Coturnix dactylisonans Mr.).

Beschreibung.

Länge des Hahnes 17 bis 20, Stoß 3 bis 4, Schnabel etwa 1, Lauf 2,4 bis 2,8 cm. Beim Hahne finden sich auf dem schwarzbraunen Oberkopfe rostbraune Flecken, graue Spitzensäume und ein gelblicher Streifen auf dem Scheitel; über Auge und Ohr je ein brauner Fleck; ein dunkel gefleckter Streifen am Mundwinkel. Vom Ohre nach der Kehle eine bogige, dunkel gefleckte Binde;

eine zweite, ihr gleichlaufende, begrenzt die Kehle, der Zwischenraum weiß. Die von den Binden eingefaßte Kehle kann sehr verschieden gefärbt sein, weißlich mit dunkler Zeichnung, rostfarbig, z. T. mit schwärzlicher Mitte, z. T. ganz schwarz. Auf der rostbraunen Oberseite helle, schwarz gesäumte Schaftstreifen, welche Längsstreifen bilden. Auf den bräunlichen Flügeldecken helle Schäfte und rötliche Querflecken; Handschwingen schwarzbraun mit gelbrötlicher Querzeichnung; Armschwingen dunkelbraun mit schwarzen Querbinden und grauen Spitzensäumen. Der kurze Stoß ist rötlichgelb mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Rostrote Federn fehlen stets, ein gutes Unterscheidungsmerkmal gegen ganz junge Rebhühner. Brust lebhaft rostgelb mit weißen Schaftstrichen; auf den rötlichen Halsseiten schwarz geränderte Schaftstriche, ebenso die Flanken; Bauch weißlich, untere Stoßdecken rötlich-gelb. Schnabel hornschwarz, Iris dunkelbraun. Ständer fleischfarbig, ohne Sporen, Nägel hornfarbig. Die Hennen haben keinen oder einen weißlichen Kehlfleck mit fehlender oder schwach ausgebildeter Einfassung und sind von matterer Färbung. Die Dunenjungen ähneln zwar den Feldhühnchen, haben aber helle und nicht rostfarbige Stöße. Die W. ist ein volkstümlicherer Vogel als das Rebhuhn und ein beliebter Stubenvogel, obgleich ihr eigentümlicher, bekannter Schlag „Paktabak, paktabak", dem ein nur in der Nähe gehörtes „Warrä, warrä" vorausgeht, im Freien und am Abend aus dem Weizenfelde viel schöner klingt als im Zimmer. Ihr gewöhnlicher Gang erfolgt mit eingezogenem, nickendem Kopfe; bei schnellem Lauf und wenn sie sich erregt umäugt, macht sie sich dünn. Ihr Flug ist zwar fördernd, aber nicht gewandt, und da sie bald fett wird, läuft sie lieber, als daß sie aufsteht, und drückt sich am liebsten zwischen Schollen, wo selbst ein sehr geübtes Auge sie übersieht.

Verbreitung, Aufenthalt.

Von Norwegen, Nordrußland und dem gemäßigten Sibirien, südlich durch ganz Europa, sowie einen großen Teil Afrikas und Asiens ist sie sehr verbreitet, doch liebt sie ausschließlich Ebenen mit großen Getreidefeldern, ohne die sie nicht gedeiht; Brücher und Waldmassen flieht sie geflissentlich. Bei uns ist sie in den letzten Jahrzehnten fast überall viel seltener geworden als vorher; neuerdings scheint sie in einigen Gegenden Deutschlands wieder etwas an Zahl zuzunehmen.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Weide der W. unterscheidet sich von der des Rebhuhns nicht wesentlich und besteht zur Hauptsache aus verschiedenartig
reien, großenteils von Unkräutern;
nimmt die W. zarte, grüne Pfl
und allerlei Kerbtiere, Würmer u
September, wenn die letzten Get
geleert sind, zieht sie schon fort und
lange dem Lande nach, da der Zug
Meer für ihr Flugvermögen ein
Aufgabe ist. Erst spät, im April
hören wir wieder ihren anheimeln
worauf sie an den einfachen Nest
aber erst im Juni ihr volles, aus 8 bi
bestehendes Gelege fertig hat, d
Tagen ausgebrütet wird. Die Eie
lehmfarbigem Grunde mit großen,
braunen Flecken und Punkten
wie lackiert glänzend und 29
groß. Die Henne brütet allein,
Hahn ein viel zu sinnlicher,
Geselle ist, um sich dieser B
zu unterziehen, und während d
zeit viel lieber auf Abenteuer ausz
Begehrlichkeit des Wachtelhahnes
wörtlich und verleitet ihn zu den
Verwechselungen, so daß er in
fangenschaft auf jeden Vogel sp
die Stellung einer hingebenden
nimmt. Die Henne brütet m
Selbstverleugnung, selbst wenn d
durch Mähen des Aufwuchses
ganz freigelegt wurde. Die Jung
ihr gleich nach dem Ausfallen
sicheres Versteck, verlassen sie a
sie irgend selbständig geworden si
man später immer nur einzelne
findet, die sich dann zum Zuge

Jagd.

Bei uns spielt die Wachteljagd
sehr untergeordnete Rolle, da sie
ergiebig ist; sie wird neben de
jagd betrieben, da der Hund die
gern anzieht und steht. Die W. steht
vor dem Hund auf, daß dieser nach ih
streicht dann geradeaus fort und
möglich, bald wieder ein, um da
sehr festzuliegen; der Schuß ist
schwer, erfordert aber doch ein gu
da das Objekt sehr gering ist. Ih
ist zwar gut, schmeckt aber
maß von Fett etwas ölig und
Im Süden, wo sie auf ihrem Zug
Schwärmen einfällt, wird sie lei
Tausenden gefangen. Da macht si
jung daran mit Schießen und
Garnen und Schlingen, und selbst
ist keine verachtete Waffe den fett
sehr ermatteten Zuzüglern gegenü
dem die W. gerupft sind, wer
Kopf und Tritte abgeschärft,
scheide ausgezogen und sie dic
versandt.

Mit der Wachtelpfeife sind die Hähne leicht zu fangen; da dies aber nur während der Paar- und Brutzeit zutrifft und die W. zu dieser Zeit Schonung hat, so fällt dieser Fang von selbst weg. Ihre Schießzeit beginnt mit der des Rebhuhnes, im September zieht sie schon fort, gleichwohl vermindert sie sich bei uns eher, als daß sie sich vermehrt.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Wachtelgarn dient zum Fangen der Wachteln und wird ganz ähnlich angefertigt und behandelt wie das für das Rebhuhn.

Wachtelhund. Langhaarige Hunde von oder etwas unter Mittelgröße sind nachweislich schon im 17. Jahrhundert zum Stöbern gehalten worden. Derartige Hunde fanden insbesondere auch zur Jagd auf

Wachtelhund.

Wachteln Verwendung. Sie mußten kurz suchen, damit die Windhunde den aufgestöberten Hasen nicht zu weit einzuholen brauchten, der Falkenier seinen Vogel recht werfen und der Jäger auf nicht zu große Entfernung zu schießen brauchte. Auch gegenwärtig ist manchem Jäger ein kleiner, kurz suchender Hund willkommen, und darum hat man in der Neuzeit wieder angefangen, Wachtelhunde planmäßig zu züchten. Der W. soll im allgemeinen dem gutgebauten, deutsch-langhaarigen Vorstehhunde ähneln. Größe zwischen 35 und 50 cm Stockmaß, je nach den Anforderungen, die an den Hund gestellt werden. Behaarung kräftig und glänzend, nicht seidig, leicht gewellt, am Hals und Nacken auch lockig. Läufe und Keulen sowie Rute mit Fahne, am Oberkopf und Fang kurzes, dichtes Haar. Den Behang decken Locken, die auch über den Innenrand überfallen; die Zehenzwischenräume dicht, jedoch zweckmäßig nicht zu lang behaart. Farbe dunkelbraun, auch mit einigen weißen Abzeichen an Brust und Zehen oder weiß mit braun gesprenkelt oder sonst gemischt. Als fehlerhaft gelten namentlich runder Oberkopf, zu starkes Hinterhauptbein, starker Stirnabsatz, kurzer Fang, tief angesetzte, gedrehte Behänge, zu langer Rücken, zu reiches, seidiges Haar.

Wachtelkönig (Crex crex L., C. pratensis Bechst.; Grasläufer, Wiesenschnarre, Wiesenschnarcher, Wiesenknarrer, Schnarrwachtel, Schnärz, Arpschnarp, Schnarrendart). Zu den Rallen gehöriger Sumpfvogel. Länge 25 bis 28, Stoß 4, Schnabel 2, Lauf 3,6, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Die ganze Oberseite olivenbraun mit dunklen Schaftflecken, obere und untere Flügeldecken rostrot, Flügelrand weißlich, Schwingen graubraun mit rötlich-brauner Außenfahne, Stoß etwas heller als der Rücken, mit dunklen Schaftflecken. Ein Streifen über das Auge und Ohr hinweg roströtlich, Kopfseiten etwas gelblicher, unter dem Zügel nach den Wangen hin ein dunkler Streifen, Kinn und Kehle trübweiß mit rostfarbigem Anflug, ebenso bis zur Oberbrust, von da ab weiß, auf den Seitenfedern und den unteren Stoßdecken roströtliche Querbänder. Schnabel graurötlich, Ständer trüb fleischfarbig, Iris braun; Weibchen dem Männchen fast gleich; bei den Jungen ist die Oberseite dunkler und es fehlt das Grau am Halse, sonst sind sie den Alten gleich. Der W. ist in allen Breitengraden heimisch und liebt frische, üppige Wiesen inmitten dichten Buschwerks oder angrenzender feuchter Felder, in deren Mitte meist das Nest steht, das Mitte Juni 8 bis 12 Eier enthält, die auf fast weißem Grunde mit fleischfarbigem, gelblichem oder grünlichem Anfluge graue, braune und rötliche Punkte und Flecke haben und 38 : 25 mm messen. Wie der Wachtelschlag dem Weizenfeld typisch ist, so der Wiese das eintönige „Arpschnärp-ärpschnärp“ des Wachtelkönigs, das man bei warmem, stillem Wetter fast die ganze Nacht hindurch hören kann. So häufig man den Urheber dieses Tones aber auch hört, so selten bekommt man ihn zu Gesicht, und manche Jäger sahen nie einen. Heimlicher ist wohl kaum ein Vogel als dieser, und selbst der erfahrene Hund ermüdet endlich und stellt sich verdrießlich seinem Herrn gegenüber hin, nachdem er sich lange vergeblich quälte, den ebenso schnell wie gewandt und berechnend im hohen Gras oder im Herbst im dichten Kartoffelkraut vor ihm her laufenden Vogel herauszustöbern. Und die Wiesenralle tut wohl, diese Taktik festzuhalten, denn

muß sie schließlich aufstehen, so bietet sie das Urbild ungeschicktesten, langsamen Fluges, fächelt mit den Flügeln bei herunterhängenden Ständern eine Strecke hin und fällt wieder ein, und zwar in des Wortes ursprünglicher Bedeutung; sie bietet von allen Vögeln den leichtesten Schuß im Fluge. Sie sitzt auf dem Neste so fest, daß sie häufig von der Sense durchschnitten wird; die Jungen sind ganz schwarz und rufen wie „Schilp-schilp". Der W. hält sich im ganzen nicht lange bei uns auf, kommt erst im Mai, zieht vor dem September schon wieder ab und ist ein harmloser Vogel. Verbreitet ist der Wachtelkönig von Lappland an durch ganz Europa sowie im mittleren Asien; auf dem Zuge kommt er bis Nordafrika, Arabien usw. Bei uns ist er jetzt an vielen Stellen selten geworden oder ganz verschwunden.

Wachtelpfeife, ein kleines Instrument aus Knochen, das den Ton der Wachtelhenne täuschend wiedergibt und dadurch den Hahn ins Garn lockt. Ein kleiner Windbeutel bringt beim Zusammendrücken und Ausdehnen den Ton hervor. Das Pfeifchen, das den Schlag des Hahnes (Wachtelschlag) nachahmt, um ihn in der Gefangenschaft zum Schlagen anzureizen, heißt Wecker.

Waffen, die Krallen der Luchse, Wildkatzen und Beizvögel; auch die Hauer des Keilers (Gewehre).

Waffengebrauch. In Preußen ist der W. der Forst- und Jagdbeamten durch das Gesetz vom 31. März 1837 geregelt. Es ist in den neuerworbenen Landesteilen durch Verordnung vom 25. Juni 1867 und in Lauenburg durch Verordnung vom 24. Dezember 1869 eingeführt. Zu den Gesetzen sind Instruktionen ergangen, und zwar für die königlichen Forst- und Jagdbeamten vom 17. April 1837, für die Kommunal- und Privat-Forst- und Jagdbeamten vom 21. November 1837; die Instruktionen sind geändert durch den Erlaß des Landwirtschaftsministeriums vom 14. Juli 1897 für die königlichen und vom 1. September 1897 für die Kommunal- und Privat-Forst- und Jagdbeamten. Es ist hier bestimmt, unter welchen Voraussetzungen die Beamten in ihren Diensten zum Schutze der Forsten und Jagden gegen Holz- und Wilddiebe, gegen Forst- und Jagdfrevler von ihren Waffen Gebrauch machen dürfen. Durch den erwähnten Erlaß ist das frühere Verbot, die Waffen gegen fliehende Frevler zu gebrauchen, beseitigt. Die Befugnis reicht nur insoweit, als der Waffengebrauch zur Erfüllung des Zweckes, die Holz- und Wilddiebe, die Forst- und Jagdfrevler bei tätlichem Widerstande und gefährlichen Drohungen unschädlich zu machen, unbedingt erforderlich ist; gegen einen fliehenden Frevler darf die Waffe nur gebraucht werden, wenn er nach erfolgter Aufforderung die Schußwaffe nicht sofort ablegt oder sie wieder aufnimmt und nach den Umständen des Falles in dem Nichtablegen oder Wiederaufnehmen der Waffe eine gegenwärtige Gefahr für Leib und Leben des Beamten zu erblicken ist; lebensgefährliche Verwundungen sollen soviel als möglich vermieden werden.

wahre dich! ruft man dem vorzeitig unruhig werdenden Hühnerhunde zu, wenn er Hühner anzieht.

wahrnehmen, das Wild, der Hund u. w., eräugen etwas; die Ausdrücke sehen, bemerken, beobachten sind in dieser Beziehung unweidmännisch.

Waid ..., s. *Weid...*

Waise, junges Wild, das die Mutter verloren hat.

Wald. Der Wilddiebstahl im W. wird nach § 293 des Strafgesetzbuches besonders bestraft, weil der Wilderer im W. sich und das Wild leichter verbergen kann. W. ist jede zur Forstnutzung verwendete Fläche, die den Wilderer und das Wild deckt. Ob der Täter oder das Wild sich im W. befindet, ist unerheblich.

Waldarbeit, die Dressur des Vorstehhundes zur Waldjagd.

Waldbau s. *Forstwirtschaft.*

Waldbrände. Man unterscheidet 1) Boden- oder Lauffeuer, das mit großer Schnelligkeit die Bodendecke erfaßt; 2) Wipfel- oder Kronenfeuer, das vom Boden sich dem Wipfel mitteilt und zu gleicher Zeit mit dem Bodenfeuer auch in den Wipfeln fortschreitet; 3) Stammfeuer ist der Brand eines einzelnen Stammes durch Blitz oder Brandstiftung; 4) *Erdfeuer.*

Waldeinteilung s. *Forstwirtschaft,* Forsteinrichtung.

Waldgärtner, ein Borkenkäfer (Hylesinus piniperda); er höhlt die jungen Triebe an älteren Kiefern aus, so daß sie abfallen und die Stämme alsdann wie mit einer Schere beschnitten aussehen, deshalb der Name.

Waldhäher s. *Häher.*

Waldhasen, Hasen, die im Walde gesetzt sind und in ihm bleiben. Daß sie oft viel stärker als Feldhasen sind, beruht wohl z. T. auf höherem Lebensalter infolge größeren Schutzes, z. T. aber auch auf ungestörterer Entwicklung. Meist sind die W. etwas dunkler und rötlicher von Färbung.

Waldhorn s. *Jagdhorn.*

Waldhühner (Tetrao), Gattung aus der Familie der Rauhfußhühner (Tetraonidae). Lauf ganz oder doch größtenteils befiedert, Zehen nackt, an den Seiten mit Hornfransen (Balzstiften) versehen. Es gehören hierher *Auerhuhn, Birkhuhn, Haselhuhn.*

Waldkauz s. *Eulen II, 6.*
Waldmantel s. *Mantel.*
Waldohreule s. *Eulen III, 2.*
Waldschnepfe s. *Schnepfen I.*
Waldstorch s. *Storch 2.*
Waldverbot. Die heutige Reichsgesetzgebung enthält in § 368 Ziff. 9 des Strafgesetzbuches eine Strafvorschrift dahin, daß das unbefugte Gehen, Fahren, Reiten und Viehtreiben über Schonungen, die mit einer Einfriedigung versehen sind oder deren Betreten durch Warnungszeichen untersagt ist, oder auf einem von Warnungszeichen geschlossenen Privatwege, bestraft wird. Diesen Schutz des Waldes hat man jedoch nicht für genügend erachtet und es sind durch § 2 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuche die landesgesetzlichen Vorschriften über die Forstpolizeigesetze aufrecht erhalten worden. In Preußen hat das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 mehrere Bestimmungen. Namentlich wird nach § 36 bestraft, wer außerhalb der öffentlichen Wege mit einem zum Fällen von Holz geeigneten Werkzeuge sich im Walde aufhält, wer Einfriedigungen übersteigt, Forstkulturen oder solche Schläge betritt, in denen Holzhauer beschäftigt sind.
Waldwasserläufer s. *Wasserläufer 2.*
Waller s. *Welse I.*
Wallo! wird mancherorts bei der Jagd gerufen, wenn Schwarzwild vorkommt, um die Schützen darauf aufmerksam zu machen.
Walther, Dr. Friedrich Ludwig, geboren am 3. Juli 1759 in Schwaningen (Bayern), studierte in Erlangen Theologie und Philosophie, war dann Hofmeister und wandte sich später der Forstbotanik zu. 1788 Habilitation in Gießen für Land- und Forstwissenschaft, 1790 o. Professor, Tod 30. März 1824 dort (s. *Jagdliteratur*).
Wammen s. *Dünnungen.*
Wand, 1) eine aufgestellte Reihe von Tüchern oder Netzen. 2) Beim Zerwirken des Schalenwildes die Rippenstücke (Feder). 3) Die Außenfläche an den Schalen des Wildes.
Wanderdrossel s. *Drosseln 14.*
Wanderfalke s. *Edelfalken I, 4.*
Wanderhirsch, ein meist alter Wechselhirsch, der keinen festen Stand hat.
Wanderkamp s. *Kamp.*
Wanst s. *Pansen.*
warm ist eine Fährte (Spur), wenn sie noch so frisch ist, daß der Jagdhund genügende Witterung in ihr findet.
Warzen (Saugwarzen), die Zitzen am Gesäuge.
Wasserarbeit, das Abrichten des Vorstehhundes zur Wasserjagd.
Wasserbömisch, ein *Falkenstoß* über dem Wasser mit einem Fisch als Köder.

Wasserelster s. *Austernfischer.*
Wasserhenne s. *Teichhuhn.*
Wasserhuhn (Fulica). Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae). Von der Wurzel des Oberschnabels zieht sich eine nackte Schwiele über die Stirn bis auf den Scheitel hin, Ständer vorderseits getäfelt, hinterseits genetzt; Schnabel kürzer als der Lauf, Vorderzehen bis an die Ränder mit breiten, an den Gelenken verschmälerten Schwimmlappen, Hinterzehe mit abwärts gerichtetem Hautsaum; die Schulterfedern reichen in der Ruhe fast bis zur Flügelspitze. Eine Art bei uns.

Bläßhuhn (Fulica atra L.; gemeines Wasserhuhn, schwarzes, großes, rußfarbiges Wasserhuhn, Hurbel, Rohrenhuhn, Weißblässe, Bläßhenne, Bläßente, Liete). — Länge 35 bis 40, Stoß 5, Schnabel 3, Lauf 6, Mittelzehe mit Nagel 9 cm. Vorherrschende Färbung grauschwarz, Kopf und Hals fast ganz schwarz, auf dem Flügel ein weißer Fleck, Schnabel und Blesse weiß, Ständer graugrün, Zehen mit Schwimmlappen gelblich, über dem Fersengelenk auf der Hinterseite ein gelbroter Fleck, Iris hochrot. Weibchen dem Männchen gleich, nur schwächer. Die Jungen haben eine grünlich-braune, düstere Färbung, Kehle und Brust sowie ein Augenstreifen weiß, die Stirnblesse ist kleiner, Schnabel hellgrau, Ständer bleifarbig, Iris braun. Die Federn an den Schnabelseiten ziehen sich in eine lange Spitze nach vorn; Schnabel zugespitzt mit scharfen Rändern, Ständer weit hinten angesetzt mit starken Gelenken, seitlich zusammengedrückt; am Flügelbug ein kleiner, hornartiger Auswuchs. Die Heimat des B. ist ganz Europa und das gemäßigte Asien bis nach China und Japan. Teiche und Seen mit Grundpflanzenwuchs, mit Rohr und Schilf bewachsen, werden von ihm stets bewohnt sein; in letzterem findet sich auch sein Nest, aus Halmen, Binsen und Stengeln geflochten, tief und fest; es enthält 7 bis 10, auch 12 Eier, etwa 57 : 36 mm groß, die auf graugelblichem Grunde viele schwarzbraune und schwarze Punkte haben. Sie werden in drei Wochen ausgebrütet. Die Dunenjungen sind sehr bunt. Ihre Grundfarbe ist schieferschwarz mit weißlichen, auf den Flügelchen rostfarbigen Dunenspitzen; Hals rostgelb, Kopf rostrot, an der Stirn und um die Augen mit hochroten Wärzchen. Die Äsung des B. bilden Wassergewürm und zarte vegetabilische Kost. Es ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen bewachsener Gewässer und belebt manchen sonst toten Weiher, und da es wenigstens außer der Brutzeit durchaus harmloser Natur ist, so liegt auch keine Ursache zu seiner Verfolgung vor. Zur Brutzeit ist es zänkisch und soll

auch die Enten beim Brüten stören, was jedoch kaum erwiesen ist, jedenfalls nur gelegentlich vorkommt. Ein sehr liebliches Bild gewährt die Familie, wenn die Jungen unter der Führung der Mutter dahinschwimmen und, sobald die kleine Gesellschaft müde wird, auf dem Rücken der ersteren es sich wohl sein läßt. Auf dem Lande sehr unbeholfen, schwimmt das Bläßhuhn nicht nur sehr gewandt, sondern taucht auch behend, wenngleich nicht sehr andauernd. Es schwimmt mit stark gesenktem Hinterkörper, läßt bei Gefahren fast nur den Schnabel über Wasser reichen und klammert sich im Notfall an Gewächse an. Es fällt mit dem Stoß und herabhängenden Ständern zuerst im Wasser ein und erscheint mit einem Ruck auf der Oberfläche, nachdem es getaucht hatte. Will es aufstehen, so tritt es erst einigemal Wasser und streicht mit ausgestrecktem Hals und Ständern. Seine Stimme klingt wie „Köw köw köw", die Jungen piepen wie kleine Hühnchen. Wo die Gewässer zufrieren, ist es Zug- oder Strichvogel, verläßt uns im Oktober bis November, ist aber schon meist im März wieder da.

Bezüglich der Jagd ist seine große Scheu hervorzuheben, infolge deren das Bläßhuhn bald taucht und, mehrfach verfolgt, sich so drückt, daß es schwer aufzufinden ist, zumal die Hunde sich wenig aus ihm machen. Daher, und weil sein schlechtes Wildbret die Mühe der Jagd nicht lohnt, wird es nur so nebenher Gegenstand einer jagdlichen Zerstreuung sein. Man sucht die Bläßhühner in eine Ecke des Gewässers zusammenzutreiben und zu beschießen, worauf sie aufstehen und über die Köpfe der Schützen weg nach der entgegengesetzten Seite streichen, wo man die Verfolgung wiederholt, aber meist nur mit geringem Erfolge, da sie sich unter Wasser drücken und sehr fest liegen. Sie ziehen nur in der Nacht.

Wasserjagd, die Jagd auf Wasservögel zu Fuß oder vom Kahn aus als Suche, Anstand, Anfahren (mit verblendetem Kahne) oder Treiben.

Wasserjagen, ein eingestelltes Jagen, wobei das Wild aus dem Treiben ins Wasser gedrängt wurde und dieses durchrinnen mußte, ehe es auf den Lauf kam, wo die Schirme standen. Jetzt haben dergleichen von Überfluß an Wild und an Jagdvergnügen herrührende Unterhaltungen keinen Boden mehr.

Wasserkrähe s. *Scharben 2.*

Wasserläufer (Totanus Bechst.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Totaninae. Der Stecher ist etwa $1\frac{1}{2}$mal so lang wie der Kopf, meist gerade, z. T. aber merklich aufwärts gebogen; der an der Spitze etwas
wenig über den Unterst
Nasenlöcher ritzförmig, n
einer Randhaut verschlies
nur bis an die Mitte reich
an der Spitze hart. Die l
Ständer über das Fersen
von den Vorderzehen si
mittlere mit einer Spa
die Hinterzehe erreicht d
stark ausgeschnitten, übe
wenig abgerundeten, zu
Unterrücken und Bürzel l
weißer Färbung, was b
auffällt.

a) Stecher gan

1) Bruchwasser
glareola Temm., Tringa
kleiner punktierter Stra
Sandläufer). Länge 19, S
Lauf 3,8, nackter Te
ohne Nagel 2,8 cm.
kürzer als der Lauf;
braun mit großen, drei
Flecken, die den Vogel
Bürzel weiß; der Schaf
schwinge weiß, auf de
federn 8 bis 12 dunkle
binden; auf den drei Ra
sich auf den Innenfahnen
auf der Außenfahne Que
Flügeldecken der Untersei
Querflecken. Nach dem
Streifen; Zügel fast
vorherrschend weiß, a
Hals- und Brustseiten n
Ständer gelbgrünlich, J
rand weiß; Stecher t
Im helleren Winterklei
größer, sonst kein Untersch
Jugendkleid hat rostgel
dunklem Grund und zeich
lichen und rötlichen Anfl
über ganz Europa bis L
breitet, ausgenommen
Faröer, und brütet im
unzugänglichen Brüchern
Binsen oder Gräsern; die
Eier haben auf gelbgrü
und rötlich-grauen Schal
schwarzbraune, dunkle Fl
dichtesten am stumpfen E
sind sie ausgebrütet. T
ist ein schrilles Pfeifen,
zeit zu einem Trillern st

2) Punktierter
pus Temm., Tringa oc
wasserläufer, Bachwasse
W., punktierter Strandlä
Stoß 5, Stecher 3,3,
Teil über dem Gelenk 1

Nagel 2,6 cm. Stecher und Lauf von fast gleicher Länge, der Schaft der ersten Schwinge mit der Fahne gleichfarbig; Stoß an der Wurzelhälfte weiß, an der Spitze mit 3 bis 4 dunkel braungrauen Querbinden, die nach den Rändern hin in kleine Flecke abbrechen; die langen Achselfedern unter den Flügeln dunkel braungrau mit weißen Querbinden. Im Sommerkleid ist der Oberkopf stumpf dunkelbraun, weiß gefleckt, Hinterhals ebenso gestrichelt. Oberrücken, Schultern, die hinteren Schwingen und Flügeldecken dunkel schwarzbraun mit olivenfarbigem Schimmer, runden und eckigen, weißen Flecken; Bürzel weiß. Zügel schwarzbraun getüpfelt, über das Auge hinweg ein trübweißer Streifen; Kopfseiten weiß mit graubraunen Flecken; die ganze Unterseite weiß; Hals und Kropf mit schwarzbraunen Längsflecken, an den Seiten am dichtesten und geflammt. Weibchen dem Männchen ganz ähnlich. Im Winterkleid ist die Gesamtfärbung mehr grau und heller, die weiße Fleckung tritt mehr zurück. Das Jugendkleid ist oberseits schwarzbraun mit olivengrünem Glanz und vielen gelben Punkten; Scheitel einfarbig, Bürzel und obere Stoßdecken weiß. Augenstreifen und die ganze Vorderseite weiß mit dunkel gestrichelten Wangen; Kopf und Halsseiten schwarz, braun gefleckt; das Ende des weißen Stoßes mit dunkler Bänderung. Der p. W. ist über ganz Europa bis hinauf zum mittleren Schweden verbreitet, ebenso im nördlichen gemäßigten Asien, geht auch bis nach Afrika hinüber. Er bewohnt schlammige Umgebungen der fließenden und stehenden Gewässer, mit Baum- oder Strauchaufwuchs besetzt, auch einsame Kiefernwaldungen. Sein Nest findet man ebenso oft auf dem Boden in einer Vertiefung als auf Bäumen; er bezieht auch alte Drosselnester usw. Im Gegensatze zu seinen Verwandten bewegt er sich häufig im Gezweige von Büschen und niedrigen Bäumen, weshalb er den Namen Waldwasserläufer wohl verdient. Die stark zugespitzten oder kreiselförmigen Eier mit matter Schale messen 40 : 28 mm und haben auf grünlich-weißer oder gelblicher Grundfarbe und graurötlichen Schalenflecken gelbbraune und dunkel rotbraune Flecken und Punkte.

3) Gambettwasserläufer (Totanus totanus L., T. calidris Bechst., Tringa gambetta Gmel.; kleiner Rotschenkel, rotfüßiger rotschenkeliger W., rotfüßige Schnepfe, rotbeinige Strandschnepfe, Tüter). Länge 24 bis 27, Stoß 6, Stecher 4,2, Lauf 4,8, nackte Stelle über der Ferse 2,4, Mittelzehe mit Nagel 3,2 cm. Stecher etwas kürzer als der Lauf, an der Wurzelhälfte rot; Ständer grell gelbrot, bei den Jungen mehr gelblich; Außenrand und Spitzensaum der mittleren Schwingen reinweiß, bilden eine Binde; Stoß braun und grau gebändert. Im Sommerkleid ist der ganze obere Teil von der Stirn bis über den Nacken hinunter auf schwarzbrauner Grundfarbe gelblich gefleckt; Oberrücken, Schultern, Hinterschwingen und die größeren Flügeldecken hellbraun mit vielen dunklen Längs- und Querflecken; Bürzel weiß. Ohrgegend dunkel und hell gestreift, auf den Zügeln rostgelbe Tupfen; über dem Auge ein heller Streifen; ganze Vorderseite weiß mit dunkelbraunen Längsflecken, die, auf dem Kropf am dichtesten, weiter unten kleinere und zerstreutere Pfeilflecke und auf den Kropfseiten zickzackförmige Zeichnungen darstellen. Die Weibchen haben mattere Färbung. Im Winterkleide sieht der Vogel auf der Oberseite ziemlich eintönig grau aus, er hat schwarze Federschäfte und kleine, unregelmäßige Flecke; auf der Unterseite ist er weiß mit einiger dunkler Strichelung. Im Jugendkleide hat er einen dunkelbraunen, etwas heller gefleckten Oberkörper, weißen Unterrücken und Bürzel mit schwarzbraunen Querflecken; von den schwarzbraunen, glänzenden, großen Schwingen hat die vorderste weißen Schaft, die anderen braunen, alle aber sind auf der Mittelfahne weiß. Stecher bei den Alten auf der Wurzelhälfte rot, nach der Spitze hin tiefschwarz, bei den Jungen orangenfarbig. Iris braun. Der G. findet sich in fast ganz Europa von Island und dem nördlichen Skandinavien an, ferner in Sibirien und Mittelasien bis zur Mongolei. Er baut sein Nest ebenso an der See wie auf Wiesen oder anderen freien, schlammigen Örtlichkeiten. Viele überwintern in den Sümpfen Italiens oder den Wiesen Griechenlands. Zur Brutzeit macht er sich durch seine Lebhaftigkeit und sein trillerndes Flöten sehr bemerklich. Die vier Eier, den Kiebitzeiern sehr ähnlich, nur kleiner, von mehr gelblicher Grundfarbe und ohne Glanz, messen 44 : 31 mm, haben auf grauen Schalenflecken rotbräunliche Punkte und Flecke, auf diesen große, braunschwarze Kledse zerstreut, oder sie sind am stumpfen Ende damit gekränzt.

4) Dunkelfarbiger W. (Totanus fuscus Leisl., Scolopax fusca L., Tringa totanus Meyer; großer Rotschenkel, dunkelbraune, gefleckte, große rotfüßige Schnepfe, gefleckte Strandschnepfe). Länge 28 bis 32, Stoß 7,5, Stecher 6, Lauf 5,8, Mittelzehe mit Nagel 3,9 cm. Der Stecher ist nur an der Wurzel des Unterkiefers und am Rande der Oberkieferwurzel rot, annähernd ebenso lang wie der Lauf; Mittelschwingen mit schwarzbraunen und weißen Querbinden, am grellsten auf den Außenfahnen; Stoß mit mehreren breiten, dunkelbraunen Quer-

Die vier Eier, von rostgelblicher Grundfarbe mit etwas glänzender Schale, haben grauviolette Schalenflecke und darauf große, rotbraune Flecke und Punkte.

Die W. schließen sich in ihrem Wesen den anderen Gattungen der Schnepfenvögel sehr nahe an, sind meist recht mißtrauische Vögel, denen schwer anzukommen ist, zumal sie meist in stärkeren Flügen durchziehen, nur auf freien Flächen einfallen und sich gegenseitig zur Wachsamkeit anregen. Alle laufen und streichen behend, schwimmen und tauchen im Notfalle sogar und retten sich dadurch vor den Falken, deren Verfolgungen sie vielfach ausgesetzt sind.

So notwendig dem gebildeten Jäger ihre Bekanntschaft ist, so wenig hat er im allgemeinen mit ihnen zu schaffen, da sie ihm meist nur zufällig begegnen und, wenngleich genießbar, doch vorherrschend nur wissenschaftlichen Wert haben. Die neueren Ornithologen stellen auch den Kampfhahn oder *Kampfläufer* in die Gattung Totanus; wir haben diesen Vogel in einem besonderen Artikel behandelt.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Wassermilan s. *Milan 2.*

Wasserrabe s. *Scharben 1.*

Wasserralle (Rallus L.), eine Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae). Schnabel länger als der Kopf, mit nicht in letzteren eintretender Firste, schwach gebogen, höher als breit; die seitlich stehenden, länglichen Nasenlöcher reichen nicht bis an die Schnabelmitte; die mäßig zugespitzten Flügel und der kegelförmig abgerundete Stoß sind kurz, dieser von ersteren etwa zur Hälfte bedeckt. Lauf hinten und vorn quergeschildet, seitlich genetzt, Hinterzehe kurz. Die W a s s e r r a l l e (Rallus aquaticus L.; schwarzer Wassertreter, schwarzer Kasper, gemeine, schwarze R., Samthühnchen). Länge 24 bis 27, Stoß 3,6, Schnabel 3,5 bis 4, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 4,2 cm. Oberseite olivenbraun mit dunklen Schaftflecken; Kinn und Kehle hellgrau; die übrige Vorderseite bis an den Bauch bläulich-grau; Seitenfedern schwarz mit schmalen, weißen Querbändern, vom Bauch ab rostgelblich; untere Stoßdecken weiß. Schnabel gelbrot, Firste und vorderer Teil dunkler; Ständer trüb rötlich-grau; Iris rot. Das schwächere Weibchen dem Männchen gleich. Die Jungen haben gelblichen Augenstreifen und einen grau gesprenkelten Streifen vom Auge nach dem Ohr; Kinn und Mitte des Vorderhalses weiß; Kropfseiten und Oberbrust graurötlich, schwarzbraun gefleckt; Mitte der Brust bis an den Bauch weiß; Seitenfedern graurötlich, dunkel graubraun gebändert; Vorderseite der Schenkel weiß, Hinterseite grau, dunkel gefleckt; Steiß und untere Stoßdecken rötlich-weiß. Wie in ihrem Äußeren, so zeigt sie auch in ihrem Tun und Treiben eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Wachtelkönig, läuft ebenso schnell und streicht womöglich noch schlechter; dagegen ist sie zänkischer als diese unter sich und gegen andere Vögel und soll sich auch der Nesträuberei schuldig machen, was freilich ebenso schwer zu beobachten wie festzustellen ist. Ihr Ruf klingt wie „Kruiui-kruiui, korr-korr", auf dem Zuge wie „Krrik", in der Paarzeit wie „Wuitt-wuitt". Sie kommt weniger in Wiesen als in bebuschten Brüchern vor, wo Schilf und Binsen, verbunden mit tiefen Stellen, den Zugang tunlich erschweren. Dort steht auch an einer versteckten Stelle das einfache, schwer zu findende Nest mit seinen 6 bis 12 Eiern, die denen des Wachtelkönigs sehr ähneln. Ihr überaus heimliches Wesen läßt sie seltener bemerkt werden, als sie vorhanden ist; man findet sie, mit Ausschluß des höchsten Nordens, fast in ganz Europa und Mittelasien an den ihr zusagenden Örtlichkeiten, und da, wo die Wasser infolge warmer Quellen im Winter offen bleiben, schlägt sie auch ihr Winterquartier auf. Bezüglich der Jagd gilt das vom *Wachtelkönig* Gesagte.

Wassertreter (Phalaropus Briss.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Vorderzehen bis zum ersten Gelenke durch Schwimmhäutchen verbunden, der übrige Teil mit gezähnelten, an den Gelenken eingeschnürten Lappen besetzt, Hinterzehe mit schwachem Hautsaum. Schnabel mäßig lang, gerade, dünn, die Spitze etwas über den Unterkiefer gebogen, glatt oder rundlich, an der Wurzelhälfte weich, nach vorn härter; Läufe seitlich zusammengedrückt.

1) S c h m a l s c h n ä b e l i g e r W. (Phalaropus lobatus L., Ph. angustirostris Naum.; kleiner, grauer, rothalsiger W., grauer Lappenfuß, schwimmender Strandläufer, Odinshenne). Länge 18, Stoß 4,8, Schnabel 2,1, Lauf 2, Mittelzehe ohne Nagel 1,7 cm. Der ganze Schnabel rundlich, stark zugespitzt, an der Wurzel höher als breit; Handschwingen mit weißen Endsäumen. Im Sommerkleide sind der ganze Oberkopf, Nacken, Oberrücken, Schultern, die hintere Flügelspitze, die mittleren Stoßfedern mit ihren Decken samtbraun, vom Oberrücken ab graubraun mit einer weißen Querbinde. Die großen Flügeldecken mit weißen Spitzensäumen, Schwingen braun mit weißen Schäften, Seitenfedern des Stoßes aschgrau mit weißen Säumen. Kehle reinweiß, am Unterhals ein rostrotes, hinten

offenes Band. Oberbrust bräunlich-grau, von der Unterbrust abwärts weiß, Bauchseiten wie die Oberbrust mit hellen Längsstreifen. Weibchen stärker als Männchen, lebhafter gefärbt. Im Winterkleid ist die Oberseite aschgrau mit dunklen Schaftflecken, Stirn, ein Streifen über dem Auge, Halsseiten und die Unterseite weiß, Brustseiten aschgrau wie die oberen Flügeldecken und mit hellen Säumen. Im Jugendkleid ist die Oberseite der der Alten sehr ähnlich, auf dem Scheitel ein schwarzbrauner Fleck, ein ebensolcher kleiner vor und hinter dem Auge. Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun, um das Auge ein heller Ring. Ständer der Alten trüb bläulich, im Frühling grünlich mit etwas dunkleren Gelenken und rötlichen Bindehäuten, die der Jungen trüb fleischfarbig mit bräunlichen Gelenken. Der s. W. ist ein hochnordischer Vogel, der aber brütend und auf dem Zuge weiter südwärts geht als der folgende und daher auch bei uns verhältnismäßig öfter angetroffen wird als dieser. Sein eigentliches Element ist die offene, brausende See. Seine Nahrung besteht aus kleinen Weichtieren der See oder stehenden Gewässer, er vermag aber nicht danach zu tauchen.

2) Plattschnäbeliger W. (Phalaropus fulicarius L., Ph. platyrhynchus Temm.; großer, rotbäuchiger W.). Länge 19,2, Stoß 2, Schnabel 2,1, Lauf 2,1, Mittelzehe mit Nagel 2,1 cm. Schnabel platt, breiter als hoch, nach der Spitze breiter; die Handschwingen ohne weiße Endsäume. Im Sommerkleide verschmälert sich die schwarze Farbe des Oberkopfes am Nacken hinunter; Oberkörper bis auf die Stoßdecken schwarz mit breiten, rostfarbigen Säumen, die großen, braunschwarzen Flügeldecken mit weißen Spitzen; Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die beiden mittleren Stoßfedern schwarz, die anderen graubraun mit rostfarbigen Säumen; Stirn und Kehle schwarz, Hals, Brust, Bauch und untere Stoßdecken rostrot; Auge dunkelbraun, hinter ihm ein gelblich-weißer Streifen. Schnabel schwarz, an der Wurzel fleischfarbig, Ständer grünlich-schwarz. Weibchen stärker als Männchen mit lebhafterer Färbung, sonst kaum zu unterscheiden. Im Winterkleide sind Hinterkopf und Genick mattschwarz mit einiger Fleckung; Oberkörper graublau, Stirn, Kopfseiten und Unterkörper weiß, über die Flügel eine weiße Binde. Von den Schläfen nach dem Halse hinunter ein sich verbreiternder, dunkelgrauer Fleck. Im Jugendkleid ist der Oberkörper graubraun, rostgelblich gesäumt; Nacken schwarz, ebenso der Augenstreifen; die Flügeldecken mit weißem Saum, Stirn und ganze Unterseite weiß, Flügel dunkelgrau mit weißem Bande,

Schwingen mit weiß
graubraun mit breiten
decken der Innenseit
Strichen, Ständer gr
Lebensweise, Nahrung
Seine vier Eier 31 : 2

Die W. sind sehr
Vögel; sie erheben si
weiteres in die Luft,
unmittelbar aus der Hö
ein. Schwimmend v
schäfte, nehmen von
Wassers Nahrung auf,
umher und begatten
Elemente. Selbst auf d
Quellen Islands, in de
die Hand halten kann,
vergnügt umherschwim
Eisschollen des hohen
henne läßt den Beoba
Schritte herankomme
mißtrauisch und verstim
sichten merkt. Sie geh
kaum an.

Wasservögel nenn
Gegensatze zu Landvög
vorherrschend auf dem
feuchtem, bruchigem La
wissenschaftlich feststehe
es sich hierbei aber
ganz oberflächliche E
Provinz Ostfriesland s
vom 26. Juli 1897 die
Gänse und Schwäne u
jedem auch zur Jagd
gesessenen von Ostfriesl
bestimmten Stellen; fü
Gewehres und das M
sind genaue Vorschrif

Wasserwild, die
das Wasser- und Teich

Wasserzeichen s. *F*

Wechsel. 1) Pfad,
und das zur hohen Ja
gewöhnlich hin- und
niederen Raubzeug und
Paß. 2) Die Stelle,
aneinander befestigt sin

wechselkundig ist d
Wechsel in seinem Rev

Wechselläufe s. *Ein*

wechseln, 1) wenn
einem anderen Orte zie
2) Jagdzeug wird ge
die einzelnen Stücke v

Wechselrute, die St
durch die Randmasche
stoßenden Tücher steckt
zu verbinden.

Wechselwild, im Ge
das auf einem Reviere

nicht stehende, sondern nur gelegentlich in oder durch dasselbe wechselnde Wild, wie z. B. zur Brunftzeit, oder wenn bestimmte Äsung es anlockt.

Wecker, 1) die Wische von Stroh usw., welche die Lerchenstreicher hinter sich herschleppen, um durch deren Geräusch die Lerchen zu wecken und zum Auffstieben gegen die Netze zu veranlassen. 2) S. *Wachtelpfeife.*

Wedel, der Schwanz des edlen, hohen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen.

Wedelziemer s. *Ziemer 1.*

Wege (Flüsse, Deiche) unterbrechen nicht den Zusammenhang der Grundflächen in einem Eigenjagdbezirke, stellen ihn aber auch nicht her; es wird so angesehen, als ob sie nicht vorhanden seien. Als Wege gelten nach den meisten Jagdordnungen auch Schienenwege und Eisenbahnkörper. Nach der preußischen Jagdordnung werden die W. den angrenzenden Eigenjagdbezirken angeschlossen, falls nicht der Inhaber den Anschluß ablehnt; liegen sie zwischen verschiedenen Jagdbezirken, so erfolgt der Anschluß bis zur Mitte. Befindet sich der Grenzweg im Eigentume des Inhabers eines angrenzenden Eigenjagdbezirkes, so steht diesem das Jagdrecht auf dem ganzen W. zu. Lehnt der Inhaber den Anschluß nicht ab, so kann der Eigentümer der Fläche eine Pachtentschädigung verlangen. Ein Eigenjagdbezirk kann allein aus W., Deichen und Flüssen sowie aus Zubehörstreifen, die wegen ihrer geringen Breite eine ordnungsmäßige Ausübung der Jagd nicht gestatten, nicht gebildet werden. Die Jagdausübung an Orten, die von Menschen benutzt werden, ist ohne polizeiliche Erlaubnis strafbar.

Wehr, die bei Treibjagden tätigen Schützen und Treiber — Schützenwehr, Treiberwehr. Verlorene W. heißen die Treiber, die bei der Streife auf den Flügeln gehen.

Wehrgehänge, die Koppel, an welcher der Hirschfänger getragen wird. Beim sogen. Kreuzzeug war das W. ein Bandelier, das von der rechten Schulter zur linken Hüfte hing, während die Hornfessel umgekehrt getragen wurde.

wehrhaft, mit Waffen ausgerüstet und befähigt, sich ihrer zu bedienen. Ein ausgelernter, freigesprochener Jäger ist w., s. *Lehrbrief.*

wehrhaft machen s. *Lehrbrief.*

weich ist ein Hund, der leicht verschüchtert wird und strenge Behandlung nicht verträgt; er ist im allgemeinen schwerer zu behandeln als ein hart angelegter, weil er stets große Geduld beansprucht und durch öfteres oder gar hartes Strafen leicht gänzlich unbrauchbar wird; ein heftiger Jäger wird einen weichen Hund stets verderben. In der Regel sind Hündinnen weicher als Rüden.

Weichschrot s. *Schrot.*

Weidbett gleichbedeutend mit *Wundbett.*

Weiddarm, Mastdarm.

Weide, die Nahrung verschiedenen niederen Wildes, wie des Dachses, der Rebhühner u. a. Auch vom Hirsche sagte man in früheren Zeiten hin und wieder, er zieht auf die W., und daher rührt die gebräuchliche Schreibweise von Weidwerk, Weidlöffel usw., kurz aller der mit Weid zusammengesetzten Bezeichnungen.

Weide annehmen (sich weiden), das Fressen des Dachses.

weidelaut s. *vorlaut.*

weiden, das Äsen der Feldhühner.

Weidenarten s. *Laubhölzer.*

weidgerecht ist der Jäger, der die Jagd der Weidmannsregel entsprechend handhabt, im Gegensatze zum Schießer; s. a. *gerecht.*

Weidgesell, Jagdgenosse, in früheren Zeiten *Birschjäger.*

Weidloch, After.

Weidlöffel s. *Graser.*

Weidmann, Jäger, vornehmlich der, welcher die hohe Jagd betreibt. — Nach altem Jägeraberglauben konnte man einen Jäger oder sein Gewehr verzaubern, so daß er mit dem Gewehre nichts mehr traf, man nannte dies, einen W. setzen.

weidmännisch, der Weidmannsart und -regel entsprechend.

Weidmanns Heil! der übliche Jägergruß; aus neuerer Zeit stammt die stellenweise übliche, aber unpassende Antwort „Weidmanns Dank!", deren Verbreitung verhindert werden sollte. Der zünftige Gruß lautete früher: „Weidmannsheil!", die Antwort: „Auch Weidmannsheil, Herr Kamerad!"

Weidmannssprache, Kunstsprache der deutschen Weidmänner (Jäger). Infolge der mannigfaltigen Wild- und Jagdarten mit ihren vielen Unterscheidungszeichen die bei weitem reichste und ausgedehnteste; sie umfaßt noch heute über 5000 Ausdrücke. Als Einführung in sie diene dem angehenden Jäger die im Anhange gegebene tabellarische Zusammenstellung.

Literatur: E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache, 3. Aufl.; J. und F. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannsprache; Th. Imme, Die deutsche Weidmannssprache.

Weidmesser (Blatt), ein breites Haumesser, das man beim Zerwirken des erlegten Wildes gebraucht und mit dem früher die *Pfunde* ausgeteilt wurden.

Weidmesser.

Weidspruch. Die Kenntnis gewisser Ausdrücke und Redeweisen für bestimmte Vorkommnisse und Verrichtungen war früher und zwar bis zum Ende des 17. bzw. Anfang des 18. Jahrhunderts sehr im Gebrauch und gehörte zum vollkommenen Jäger. Unter den vielen seien beispielsweise folgende erwähnt. Am Morgen soll der Jäger die Genossen wie folgt wecken: „Wohlauf! Wohlauf! frisch und wohlgemut, als der edle Hirsch tut! Wohlauf! Wohlauf! ihr Weidleut, was guter Tag ist heut! Wohlauf! Wohlauf! jung und alt, daß sein heut Gott walt!" Den Leithund soll er so anreden: „Gesell, Gesell, was heut Gott well! hin, traut guter Gesellmann, hin! hin! Wohlan! Wohlan! hin gen Holz, da schleicht manch edel Hirsch heut stolz!" Kommt ein Jäger von der Vorsuche zurück, so soll ihn der Jägerknecht also fragen: „Sag mir, Weidmann, sag mir an, wieviel hat der Hirsch heut Widergäng getan?" — „Sechs oder sieben, sechs oder sieben hat der edle Hirsch heut Widergäng getrieben!" Um sich gegenseitig in der zunftmäßigen Ausbildung zu erforschen, stellte der eine dem anderen gewisse Fragen, die dieser nach Weidgebrauch beantworten mußte, z. B.: „Weidemann, lieber Weidemann, hübsch und fein, was gehet hochwacht vor dem edlen Hirsch zu Holze ein?" — „Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: der helle Morgenstern, der Schatten und der Atem sein gehet vor dem edlen Hirsch zu Holze ein!" oder: „Weidemann, lieber Weidemann, sag mir an, wofür muß sich hüten der gute Weidemann?" — „Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: viel Worte und Schwätzen tut den Weidemann sehr verletzen!" oder: „Weidemann, lieber Weidemann, sag mir fein, wenn mag der edle Hirsch am besten gesund sein?" — „Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein, pflegt der edle Hirsch am allergesundesten zu sein."

Literatur: Noë Meurer, Jagd- und Forstrecht, Pforzheim 1560; H. W. Döbel, Jäger-Practica, 1912; M. Frhr. Knigge-Leveste, Deutsche Wald- und Weidmannssprüche in Reimen.

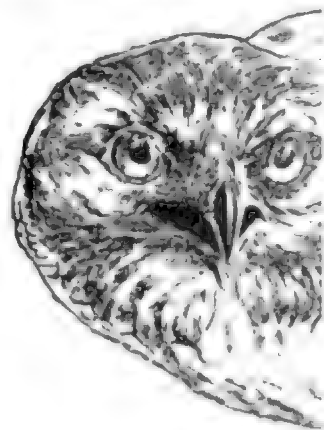
Weidtasche s. *Jagdtasche.*

Weidwerk, das Tun und Treiben des Jägers, wie auch das gesamte Jagdwesen. In letzterem Sinne erst Mitte des 15. Jahrhunderts aufgekommen. Großes bzw. kleines W., hohe und niedere Jagd (s. *Jagdeinteilung*).

weidwerken gleichbedeutend mit birschen, s. *Birsch.*

weidwund ist ein durch das Gescheide geschossenes Stück Wild.

Weihe (Circus), Gattung der Habichte (Accipitrinae); Familie der Falken (Tagraubvögel). Die W. s[…] schlankem Bau und näh[…] sowohl in ihrer Leber[…] Tätigkeit noch in der D[…] in ihrer Gestalt durch d[…] zeichnenden Schleier, d. […] umrahmenden Kranz sei[…] weniger seitlich stehenden […] losen Befiederung, beson[…] scheinen sie stärker, als s[…] haben lange, dünne und […] spitze Flügel, an denen d[…] kurz und etwa so lang w[…] längste ist, schwachen S[…] Haken und sehr spitze Kr[…] kaum ein anderer Raubvo[…]



1. Weihen[…]

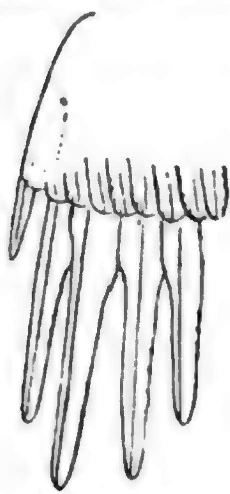
sanftem, schaukelndem, [...] nicht hoch über dem Bode[…] ihn durchdringend nach […] schnell stoßen. Obgleich s[…] Mäuse kröpfen, sind sie […] die gefährlichsten Nesträu[…] sehr schädlich. Sie hab[…] Geschlecht sehr verschie[…] in ein und derselben Ar[…] am Boden und meiden […] auch fast ausschließlich au[…] Pfählen, nicht auf Bäu[…] den größten Teil unseres […]

1) Kornweih(e) […] C. pygargus Cuv.).

Beschreibu[…]

Länge (M.) 46 […] Stoß 21, Schnabel 2,3, […] zehe 3, ihre Kralle 1,4 c[…] ist etwa 6 cm länger […] stärker. Der stark her[…] geht unter dem Kinn […] gen am Außenrande bi[…] verengt, auf dem Innenr[…] stumpfwinkelig eingeschni[…] der ersten Schwinge lieg[…] decke. Obere Stoßdeck[…]

Flügel erreichen das Stoßende nicht. Iris des jungen Vogels braun, des alten hochgelb; Fänge gelb wie die Wachshaut. Nasenlöcher durch die Bartborsten versteckt. Läufe lang und stark, vorn mit 17 bis 18, hinten mit 11 bis 12 Schildern bedeckt. Zehen geschildet. Kopf- und Halsfedern stumpf zugespitzt, Flügel lang und spitz, dritte und besonders vierte Schwinge die längsten. Auch an dieser Art sind, wie bei allen Weihen, vier Kleider zu unterscheiden. Der junge Vogel hat auf Kopf, Nacken, Oberrücken und oberen Flügeldecken hell roströtliche Federn mit breiten schwarzbraunen Schaftstreifen, Rücken dunkelbraun, einige Federn heller. Obere Stoßdeckfedern rötlich-weiß, die untere Hälfte mit lanzettförmigen, hellbraunen Schaftstreifen; Stoßwurzel weiß, mittlere Stoßfeder graubraun mit sechs dunklen, nach dem Rande hin helleren Binden. Schwingen graubraun mit fünf durchgehenden Binden, Unterseite grauweiß, Deckfedern rötlich-gelb mit unregelmäßigen Bändern und Flecken, Vorderseite rostgelb mit langen, breiten Schaftstreifen. Durch Abnutzung der Federn erscheint der Vogel im nächsten Herbst fahler und einfarbiger. Altes Weibchen: Scheitelfedern dunkelbraun, schmal rostrot gesäumt, Rücken braun mit einigen hellen Flecken, Stoßwurzel weiß, ebenso die Stoßdeckfedern, letztere auch gefleckt, mittlere Stoßfeder graubraun mit 5 bis 6 dunklen, nach dem Rande des Stoßes zu helleren Binden, Unterseite grauweiß. Steißfedern gelblich-weiß mit zugespitztem Schaftfleck. Über den Augen ein graugelblichweißer Streifen, Augenkreis grauweiß. Schleierfedern rötlich-gelb mit scharfen, braunen Schaftflecken. Brustfedern gelblich mit gespitzten dunklen Schaftflecken, Hinterleib und Hosen heller. Obere Flügeldeckfedern rötlich und weiß gefleckt, die großen Schwingen graubraun mit dunklen Binden, unterseits wie beim jungen Vogel. Übergangskleid des Männchens: Statt des braunen Gefieders blaugrau und weiß gescheckte Kleid, nach unten bräunlich wie die Stoßdeckfedern, Bürzel weiß, mittlere Stoßfeder braungrau, nach dem Rande zu die Innenfahnen gelbweiß mit 6 bis 7 Bändern, die letzten fast weiß, ebenso die untere Stoßseite mit matter Bänderung. Vorderkopf, Schleier, Brust aschgraublau, Bauch weiß mit brauner Bänderung. Große Schwingen matt schwarzbraun, Innenfahne über dem Einschnitt weiß mit dunklen Querflecken, die andern Schwingen grau mit dunkler Spitze. Unterseite der Flügel fast reinweiß. Das alte Männchen hat durchweg reinere Farben ohne braunen Anflug und graue Flecke. Kopf, Brust, Nacken, Rücken und Flügeldeckfedern aschblau mit dunklen Federschäften, Schleier heller, Bartborsten schwarz auf hellen Unterfedern, Stoßdecken und Bürzel ganz weiß, die äußersten Stoßfedern hellgrau mit schwacher Bänderung auf der Oberseite, unten weiß, nach der Mitte hin werden sie dunkler, die Mittelfeder aschgrau, Unterseite heller, Kropf, Bauch, Hinterleib und Hosen weiß. Die großen Schwingen schwarz, oberster Teil hier und da weiß gefleckt, sonst grau, die hinteren mit weißgefleckter Innenfahne haben geringen, braunen Schimmer. Unterflügel reinweiß, Iris hochgelb mit orangefarbenem Außenrand; Wachshaut und Fänge sind gelb.



2. Schwinge der Kornweihe.

Verbreitung, Aufenthalt, Lebensweise.

Europa etwa vom 68.° nördl. Br. nach Süden, Nord- und Mittel-Asien bis Japan; auf dem Zuge bis ins Innere Afrikas. Die K. zieht ebene Gegenden mit etwas Gewässer den völlig trockenen vor, horstet indessen nie in Gebirgen und meidet Wälder, hakt auch selten auf Bäumen auf, bleibt vielmehr auf dem Boden, wo sie von einer kleinen Erhöhung aus Umschau hält. Der kunstlose Horst steht in Getreidefeldern oder trockenen Brüchern und enthält im April oder Mai, je nach der Witterung, 2 bis 3, bzw. 5 bis 6 Eier, die feinkörnig, ohne Glanz, auf weißgrünlichem Grunde nicht selten rötliche Flecken haben; sie sind öfter gefleckt als die der Wiesen-W., zwischen 49 : 37 und 42 : 33 mm groß und schwer von den Eiern der Wiesen-W. zu unterscheiden. Die Kornweihe soll mehrere Horste bauen, bis sie sich für einen entscheidet. Die Jungen fallen im Juni aus und werden mit Insekten, Amphibien, Mäusen, vor allem mit Vögeln aufgeatzt. Lerchen, junge Feldhühner, selbst junge Hasen verfallen dem scharfen Auge der K., und die Verteidigung der Alten nützt meist wenig gegen diesen dreisten, kräftigen Räuber. Wie die Rohr-W. für die Sumpfvögel, ist die K. für die auf trockenem Lande lebenden Vögel ungemein gefährlich. Gewiß nimmt sie auch Mäuse und Insekten, vor allem aber Vogelbruten; sie kann eine ganze Gegend ausrauben. Schon flugbare Feldhühnervölker jagt sie hin und her, bis diese sich drücken; dann streicht sie in kurzem Bogen oder rüttelt über der Stelle, bis sich ein Huhn durch irgend welche Bewegung verraten hat. Die K. ist ganz besonders in der frühen

Morgen- und späten Abenddämmerung tätig und daher den noch oder schon ruhenden Vögeln um so verderblicher.

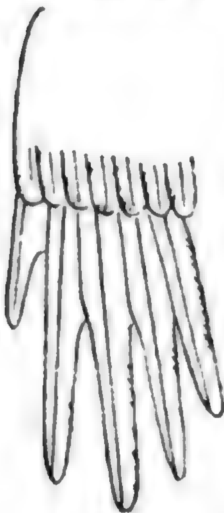
Jagd.

Die Jagd auf die schädliche K. ist ziemlich schwer. Sie ist sehr scheu; es ist daher schwierig, schußmäßig heranzukommen. Am besten tut man, den Horst mit einem Eisen zu belegen. Die Jungen kommen nicht selten an den Uhu heran, umschwärmen ihn, ohne aufzuhaken, eine kurze Zeit, streichen aber bald ab. Es ist daher mit dem Schusse nicht zu zögern. Die K. bleibt bis in den späten Herbst bei uns, in milderen Gegenden auch wohl im Winter, und fängt sich dann gelegentlich im Tellereisen, das aber mit frischem Köder versehen sein muß, da sie, bei uns wenigstens, Aas verschmäht.

2) Wiesenweihe (Circus pygargus L., C. cineraceus Naum.; der Wiesenweih).

Beschreibung.

Länge (M.) 43, Fittich unter 40, Stoß 22, Schnabel 2,2, Lauf 6,1, Mittelzehe 2,6, ihre Kralle 1,3 cm. Weibchen um 3 bis 4 cm stärker. Schleier wenig hervortretend, setzt unter dem Kinn ab; Schnabel schwach, von der Wurzel ab gebogen. Flügel so lang oder länger als der Stoß. Der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt bis 3 cm über die Flügeldeckfedern hinaus. Iris der jungen Vögel braun, der alten gelb. Schnabel blauschwarz; Lauf vorn mit meist 15, hinten mit 10 Schildern bekleidet; Zehen verhältnismäßig schwach, geschildet; Kopf- und Halsfedern lanzettförmig zugespitzt. Im Jugendkleide sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden. Scheitel rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen und Fleckchen, Hinterkopf etwas heller, Schleier über Ohrmuschel und Zügel schwarzbraun. Über den Augen ein heller Längsstreifen, unter ihnen ein solcher Fleck; Bartborsten schwarz. Auf dem Unterschnabel, wo die Befiederung aufhört, ein umfassender, weißgelber Flecken. Die gesamten Genick- und Rückenfedern glänzend dunkelbraun mit rostbraunen Spitzensäumen, ebenso die Flügeldeckfedern, von denen die auf der Flügelmitte auch seitlich rostbraun eingefaßt sind. Die Schwingen schwarzbraun. Die oberen Stoßdeckfedern weiß, an der Spitze rötlich-grau mit schwarzem Schaftstrich; die äußeren Stoßfedern hell rostbraun mit drei breiten



3. Schwinge der Wiesenweihe.

Binden, nach der Mitte allmählich
alle Stoßfedern an den Spitz
braun. Unterseite matter und
oberen Reihen der inneren Flü
rostbraun, die folgenden grau
die Schwingen auf der Innens
Einschnitte grauweiß, von da na
fahl graubraun. Die ganze Bo
Vogels vom Kinn bis an d
federn, einschl. Hosen, gleichfarb
einzelne Federn mit feinen, du
strichen. Übergangskleid: Rücke
braun mit ganz hellen Federspi
zweiten Mauser zeigen die Mä
die schieferblaue Färbung, W
herrschend braun. Unterseite bei
hell rostgelblich, nach unten hi
rotbraunen Schaftstrichen. Sch
grau, heller an den Seiten, dunk
Schwingen grau, dunkel geb
Stoß graurötlich, in der Mitt
an den Rändern heller mit dunkl
Außenfedern beinahe rostrot ohne
Altes Weibchen: Kopf fahlbra
roten Kanten, die an Stirn und
in einen weißlichen Streifen
Schleier rostrot mit dunklen
Kinn weißlich. Die Federn der
Hosen und Steiß haben rostbraun
Schaftstreifen. Nacken fahlbra
rostroter, im Genick weißer
Rücken und Flügeldeckfedern bra
Schultern und längs der oberen
federn ein rostgelber Streifen.
gen dunkel graubraun mit 5 bi
braunen Bändern oberhalb
Winkeleinschnittes. Die letzten
hell, schmal gesäumt. Bürzel
mit kleinen, schmalen, dunklen
Mittlere Stoßfedern graubraun
Bändern, nach dem Rande hin
Männchen: Kopf, Nacken, Rücke
brust bläulich-aschgrau, Nacken
mit dunklen Federsäumen; Unter
Hosen und Steiß mit lanzettförm
roten Schaftstreifen; die ersten vie
schwarz, die nächsten matter
federn grau, ihr bedeckter Tei
Mittelfeder des Stoßes aschgrau,
heller, schwarz gebändert, Ran
braun mit durchgehenden Bänd
seite des Stoßes weißlich, i
dunkel gebändert. Die unte
deckfedern weiß, z. T. mit rostr
strichen und Bändern. Iris un
hochgelb; Lauf hoch und dünn,
spitzen Krallen schwarz.

Verbreitung, Lebensweise.

Die W. kommt in Deutschlan
über Osteuropa bis nach Asien und
verbreitet. Sie verlangt ebene,

wiesenreiche Gegenden, ist deshalb in Holland, auf der Kurischen Nehrung und ähnlichen Orten häufig, seltener in England und Schweden. Flußgebiete, Buschwerk, einsame, menschenleere Gegenden zieht sie Getreide- oder Rapsfeldern vor, in denen sie jedoch bisweilen brütend gefunden wurde. Der Horst wird auf ebener Erde, unter Bülten, Strauchwerk oder in Getreidefeldern, aus Wurzeln der Sumpfgewächse, Grasbüscheln und anderem Material zu einem großen Umfang, etwa 30 bis 35 cm hoch, aufgebaut, doch legt die W. im Raps oder hohen Grase mitunter die Eier auch nur in eine Mulde, die notdürftig mit Grashalmen belegt ist. Im Anfang Juni, oft schon im Mai, findet man 4 bis 6 grünlichweiße, selten braunrot gefleckte Eier mit feinkörniger Schale ohne Glanz, etwa 41 : 32 mm groß. Die Eier sind von denen der Rohrweihe gar nicht zu unterscheiden und nur bei sicherem Ansprechen des Vogels genau zu bestimmen. Dazu kommt, daß man dem Horste der Wiesenweihe schwer nahen kann, da er meist gut versteckt und nie an den Rändern der Wiesen, Brücher oder Felder angelegt, sondern stets in die Mitte gebracht ist. Der Fraß besteht aus Insekten, Amphibien und Vögeln, selbst junge Häschen verschmäht die W. nicht. Wenn sie durch die Vertilgung der schädlichen Heuschrecken und Mäuse einigen Nutzen bringt, so ist sie doch durch ihre Nestplündereien als ein nicht ungefährlicher Räuber anzusehen, und selbst die Frösche und Eidechsen, die ihr zum Fraße dienen, dürften nicht zu den vertilgbaren Ungeziefer zu rechnen sein. Mit der Jagd steht es wie bei der Rohrweihe; nur am Horst ist der W. beizukommen, aber auch dieser ist nicht leicht zu finden. Auf den Uhu stößt die W. nur selten. Man fängt die W. in Tellereisen, die auf niedrigen Erdhügeln gelegt werden; auch mit einigen kleinen Eiern beköderte Netzfallen haben sich bewährt.

3) Steppenweihe (Circus macrurus Gm., C. pallidus Sykes; der Steppenweih, die Blaßweihe).

Beschreibung.

Länge (W.) 45 bis 50, Fittich unter 40, Stoß 24 bis 25, Schnabel 24, Lauf 7, Mittelzehe 3, ihre Kralle 1,4, Hinterzehe mit Kralle 3 cm. Männchen etwa 4 cm geringer. Schleier sehr stark hervortretend, geht unter dem Kinn durch; die Schwingen am Außenrande bis zur vierten verengt, am Innenrande bis zur dritten eingeschnitten; der innere Einschnitt der ersten Schwinge liegt an der Spitze der oberen Flügeldecken oder höchstens 1 cm davor. Die Flügel um etwa 3 cm kürzer als der Stoß. Läufe nur mäßig lang und stark, vorn mit 17 bis 18, hinten mit 12 bis 14 sehr feinen Schildern versehen; Zehen auf dem Rücken geschildert, sonst genetzt; Wachshaut und Fänge in der Jugend mattgelb, im Alter hochgelb. Iris braun, im Alter hochgelb. Die S. ist im allgemeinen wenig bekannt, obgleich sie sicher ziemlich häufig bei uns vorkommt. Sie ähnelt im Jugendkleide sehr der Korn-W., im Alterskleide der Wiesen-W., doch ist sie, besonders das alte Männchen, in den Farben blasser. Auch sie hat vier sehr voneinander abweichende Kleider. Jugendkleid: Oberkopf dunkelbraun mit rostroten Kanten, der rötlich-weiße Nacken mit rostroten Schaftstrichen, ein sich über das Auge hinziehender, weißer Fleck an der Schnabelwurzel, die grauen Bartborsten mit schwarzen Spitzen, von dem Ende der Mundspalte bis hinter das Auge weiß, hinter diesem ein brauner Streifen, der sich an einen ebensolchen großen anschließt, der die Ohrmuschel bis an den Unterschnabel bedeckt. Schleier hell rostgelb, ebenso die Unterseite, Hosen und untere Stoßdecken, nur ohne Schaftstriche, wodurch sich dieses Kleid von dem der Wiesen-W. unterscheidet. Die Seiten und der Hals nebst Rücken braun, von letzterem einige Federn mit hell rostgelben Kanten; Schulterfedern mit breiten, hell rostgelben Säumen; Schwingen schwach gebändert, deren Spitzen hell, schmal abgekantet; die kleinen Deckfedern der unteren Flügelseite roströtlich, die großen grauweiß mit breiter, grauer Bänderung, ebenso die Schwingen der Unterseite. Die Stoßdeckfedern der Oberseite reinweiß, die darüber liegenden braun rostgelb gekantet, die mittleren Stoßfedern graubraun mit fünf breiten, dunkelbraunen Binden, nach dem Rande hin mehr rostgrau und hell rostgelb mit voriger Bänderung, sämtliche Stoßfedern, außer den rötlichweißen Randfedern, gelbweiß mit dunklen Binden. Die Stärke allein kennzeichnet das Geschlecht. Im Übergangskleide sind die Männchen auf der Oberseite hellbraun, die Federsäume breiter und zahlreicher, Scheitel rostbraun, Unterseite graurötlich-weiß, Kropf dunkler grau, nach der Brust mit matten, rötlichen Flecken, die Bänderung der Schwungfedern ober- und unterseits matter als im Jugendkleide. Das Weibchen färbt sich nicht so weiß aus, die Schaftstriche der Federn geben hingegen ein bunteres Aussehen. Oberkopf dunkelbraun, breit rostrot abgekantet, über den Augen rostrot mit schwarzen Schäften; die weißen Flecke an

4. Schwinge der Steppenweihe.

der Schnabelwurzel und unter dem Auge wie beim jungen Vogel; Schleier mit hell rostgelben Kanten und dunkelbraunen Schäften, unter dem Kinne gelblich-weiß, Nackenfedern mit breiten, rostgelben Kanten. Rücken und Schwingen braun; letztere jedoch auf der Innenfahne oberhalb des Einschnittes grauweiß mit unregelmäßiger Bänderung, auf der Außenfahne braungrau, die Spitzen schmal, hell abgekantet. Die Flügeldeckfedern der Unterseite gelblich-weiß mit grauroten und rötlich-braunen Querflecken, Schwingen grauweiß, dunkel gebändert, nach den Hinterschwingen matter. Obere Stoßdeckfedern weiß, braun quer gefleckt, mittlere Stoßfedern graubraun mit fünf breiten, dunklen Binden, die übrigen graurötlich bis rötlich-weiß; die Federn der Unterseite grauweiß, grau gebändert. Brust rötlich-weiß mit breiten, mattbraunen Schaftstreifen; auf den Hosen und unteren Stoßfedern wieder eine Bänderung. Altes Männchen: Kopf, Rücken und Oberflügel aschgrau, stellenweise mit bräunlichem Schimmer, Kinn und Brust grauweiß, Unterkörper, Hosen und untere Stoßdeckfedern weiß. Schwingen erster Ordnung fahlschwarz, Innenfahne oberhalb des Einschnittes weißlich, grau gewässert, der Außenrand der ersten und zweiten Schwinge grau, der der anderen nur oberhalb der bogigen Verengung, die übrigen Schwingen grau, an den Spitzen weiß gesäumt, die hintersten mit braunem Schimmer. Die Deckfedern des Unterflügels weiß, Unterseite der ersten Schwinge grau, die der anderen weiß bis vor den Einschnitt, der übrige Teil mattschwarz. Obere Stoßdecken weiß mit grauer Bänderung, die mittleren Stoßfedern grau, die folgenden mit matter Bänderung, heller werdend. Unterseite des Stoßes hellgrau.

Verbreitung, Lebensweise.

Die Heimat der S. ist das südliche und mittlere Osteuropa und Asien (Wolga-Mündung, Gegend bei Sarepta, Kaukasus). Die S. begleiten häufig die großen Wachtelschwärme, auf die sie eifrig Jagd machen; auch unter den Frankolinhühnern Kleinasiens räumen sie gehörig auf. In Deutschland brütet die S. ab und zu und ist wiederholt mitten im Sommer erlegt worden (z. B. am Harz, bei Braunschweig, in Hannover, Sachsen und Thüringen, ferner am Niederrhein, in Westfalen und Mecklenburg). In Afrika kommt sie viel häufiger vor als die Wiesen- und Kornweihe und geht dort bis Abessinien hinunter. Sie scheint wasserreiche Gegenden anderen vorzuziehen. Bemerkenswert ist, daß die S. von Zeit zu Zeit ausgedehnte Wanderungen nach dem Westen unternimmt und ganz Deutschland dann förmlich überschwemmt (1897, 1901). Hierbei trifft man fast nur Junge im braunen Kleide an, sehr selten einen alten Vogel darunter. Sie streichen niedrig über den Feldern, nach Mäusen jagend, und geben mit ihren etwas nach oben gerichteten Flügeln ein sehr charakteristisches Flugbild. Namentlich das Männchen unterscheidet sich im Fluge an seinem fast ganz weißen Unterflügel von den anderen Verwandten. Die Eier messen 46 : 35 mm und 41 : 34 mm und sind von allen Gattungsverwandten die am häufigsten und lebhaftesten gefleckten. Der Fraß besteht aus Insekten, Heuschrecken, Mäusen u. dgl., doch geht sie leider auch, wie die anderen W., sehr auf Vogelraub aus.

Jagd.

Die S. ist beim Horste leichter als die anderen Weihen zu schießen, da sie am Brutplatze länger aushält. Das Legen von Eisen auf dem Horst ist auch bei dieser Weihe zu empfehlen. Aus der Krähenhütte ist sie zwar erlegt worden, doch hält sie sich nicht lange auf und hakt auch selten an. Zuweilen bleibt sie bei langsamem Flügelschlag über dem Uhu stehen und läßt ein kicherndes Geschrei hören. Der Uhu markiert die Weihen fast gar nicht.

4) R o h r w e i h e (Circus aeruginosus L.).

Beschreibung.

Länge (W.) 52 — 56, Fittich über 40, Stoß 24, Schnabel 3,5, Lauf 9, Mittelzehe 4,4, ihre Kralle 2,25 cm. Der Schnabel verhältnismäßig stärker als bei den anderen Weihen und abschüssig; Schleier setzt unter dem Kinn ab, der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt kaum 1 cm über die oberen Flügeldeckfedern hinaus; Bürzel niemals weiß; Fänge kurz und stark; der Lauf ist vorderseits mit 14 bis 16, hinterseits mit 18 Schildern versehen; die Mittelzehe hat 14 bis 16, die Innenzehe 5 bis 6 umfassende Schilder. Bei der R. wechselt das Gefieder nach Alter, Geschlecht, Jahreszeit, d. h. ob vor oder nach der Mauser, so auffällig, daß kaum ein Stück dem anderen völlig gleicht, daher man durchaus auf die angegebenen Gattungs- und Artkennzeichen zu achten hat.

Man unterscheidet drei verschiedene Kleider. Im Jugendkleid erscheint der junge Vogel im September seines ersten Lebensjahres einfarbig dunkelbraun mit rötlichem Schimmer, fast schwarzbraun, einzelne Rückenfedern nebst Schwingen rötlich-gelb eingefaßt, Oberkopf und Genick gelblich-weiß, öfter rötlich-braun angeflogen mit einzelnen, dunkelbraunen Flecken und Schaftstrichen, ebenso das Kinn, von dem zwei helle Streifen abwärts gehen, nicht selten aber auch einen einzigen Fleck bilden und den undeutlichen Schleier abgrenzen. Oberseite des gut abgerundeten Stoßes von der Farbe des Rückens mit etwas grauem Glanz, Unterseite rötlich-

grauweiß, Spitzen mit gelblicher Einfassung, Schwingen fast schwarz, unterseits schwarzgrau. Das schwarzbraune Gefieder geht im nächsten Sommer mit der Mauser in Rotbraun über, der Kopf wird weißlicher, der Stoß heller als der Rücken, Unterseite bräunlichweiß, auf dem Außenrande der Flügeldeckfedern ein grauer Anflug. Auf den Schultern entstehen helle Flecke, auch der Schleier grenzt sich durch solche deutlicher ab. Im dritten Sommer treten alle diese Veränderungen noch deutlicher hervor, Unterleib und namentlich Hosen sind rostrot geworden; oft aber ist schon in diesem Jahre, jedenfalls aber im nächsten, das Kleid des alten Vogels ausgefärbt. Das alte Männchen ist nunmehr auf dem Kopfe weiß mit dunkelbraunen Federschäften und Strichen; der Schleier über der Ohrmuschel ist dunkler, wird unter dem Kinn fast ganz weiß, und sämtliche Spitzen seiner Federn reinweiß mit schwarzbraunen Schäften. Auf den Schultern und vom Nacken nach dem Rücken hin weiße Flecke, letzterer rotbraun, nach unten hin dunkler; Stoß oberhalb hellgrau mit etwas rötlichem Anflug, unterhalb weißlich mit gleichfarbigen Schäften. Die großen Schwingen schwarzbraun, Deckfedern am Außenrande des Flügels schön bläulich-aschgrau, Brustfedern inmitten braun, am Rande rostrot, nach dem Bauche zu weiß, dieser sowie Steiß und Hosen lebhaft rostbraun, Schnabel schwarz, Wachshaut, Iris und Fänge hochgelb, Krallen glänzend schwarz. Das alte Weibchen ist einfarbiger schokoladenbraun, die Flügeldeckfedern sind weniger auffallend aschgrau, oder diese Färbung fehlt ganz; Kopf reinweiß mit einzelnen dunklen Schaftstrichen, Schultern, Nackenflecke, Schleier und Brust ebenso, Stoß oberhalb graubraun mit schwarzbraunen, unterhalb grauweiß mit weißen Federschäften. Während der Mauser, die bei der R. schnell verläuft, sieht sie ganz scheckig aus.

Die Rohrweihe hat, wie alle ihre Gattungsarten, lange Flügel und langen Stoß, unterscheidet sich vor allem dadurch, daß sie niemals einen weißen Fleck auf der Oberseite der Stoßwurzel hat, sonst aber besonders im Fluge sehr bunt aussieht. Nur in der Ruhe steht die R. aufrecht, gewöhnlich aber mit vorgestrecktem Körper, gekrümmtem Rücken und aufrechtem Kopfe.

Verbreitung. Lebensweise.

Die Rohrweihe bewohnt Mitteleuropa (bis 57. Breitengrad), wo sie ebene, wasserreiche Gegenden aufsucht, die viel Wassergeflügel bergen; in Ostpreußen vielfach an den Masurischen Seen, am Frischen und Kurischen Haff; in Südrußland, Ostsibirien, Japan, in allen Mittelmeerländern und auf den Balearen. Man findet die R. in Ägypten bis gegen den Äquator, in Abessinien und Kordofan, in Algerien und auf den Kanarischen Inseln auf sumpfigem Gelände, Kanälen und Lagunen. Sie hakt niemals auf höheren Bäumen auf, sondern blockt stets auf dem Boden oder geringen Erhöhungen, wie Steinen, Pfählen oder Bülten im Sumpfe, wo sie auch übernachtet und still verborgen die Mauserzeit übersteht. Nachdem die R. im April bei uns eingekehrt ist, trägt sie große Fetzen von allerlei Grasfilzen zu einem großen, kunstlosen Horste zusammen, den sie auf den alten Rohrstoppeln oder auch im Binsen- und Schilfgestrüpp aufführt. Im Mai legt das Weibchen 4 bis 5, seltener 6 Eier, 53 : 41 mm bis 51 : 39 mm groß, von grünlich-weißer, matter Schale, etwas zugespitzt und inwendig schön grün; gefleckt sind sie wohl niemals. Während das Weibchen brütet, wird es vom Männchen mit allerlei Flugkünsten unterhalten, indem dieses hoch aufsteigt und sich schnell wieder herabfallen läßt. Die Jungen haben weiche, weiße Dunen und sind an der Beschilderung der Läufe kenntlich. Die R. raubt allerdings zwar Mäuse, Insekten usw., zur Brutzeit aber fast ausschließlich Eier und junge Vögel, denen sie vom Morgen bis in die Dämmerung nachstellt, wobei sie ungeheure Verheerungen unter dem Sumpf- und Wassergeflügel anrichtet. Wie ein Hund sucht sie die Brücher und Röhrichte ab, schwenkt ab und beginnt die Suche nochmals; kann sie die Brutvögel dabei greifen und schlagen, so sind auch sie sicher verloren. Wie alle W. stößt sie nicht auf ihren Raub, sondern läßt sich schnell und still auf ihn nieder, bleibt auch wohl auf der Lauer stehen, wenn sie ihn verfehlt hat. Natürlich ist ihr Erscheinen das Signal zum Angriffe für alle wehrhaften Brutvögel, und besonders die Kiebitze und am Strande die Austernfischer stürmen mit großer Erbitterung auf sie ein und stäupen sie bald außer Bereich.

Jagd. Fang.

Die R. gehört neben dem Hühnerhabicht zu unseren schädlichsten Raubvögeln und muß unablässig verfolgt werden. Bei ihrer großen Scheu ist ihr im Freien gar nicht anzukommen, und menschliche Ansiedlungen meidet sie geflissentlich; doch kann und muß man ihr am Horste das Handwerk legen. Aus der Eigentümlichkeit des Männchens, am Horste seine Flugkünste zu zeigen, kann man die Lage des Horstes ungefähr kennen lernen, worauf er, im Notfall mit einem Kahn, aufgesucht werden muß. Die Alten verlassen den Horst nur widerwillig und mit ängstlichem, wie „Pähz pähz" klingendem Geschrei, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Findet man den Horst etwa unbesetzt, so belegt man ihn mit einem Tellereisen und wird dann bald beide Alten fangen. Ist er auf diese Weise

nicht zu finden, so müssen Hunde zu Hilfe genommen und die betreffenden Gegenden umstellt werden, kurz, es muß eben alles versucht werden, um diesem Räuber beizukommen. Die R. ist ein sehr unruhiger Vogel, daher nicht schwer zu bemerken; sieht man sie bei ihrem Umherstreichen sich schnell niederlassen und nicht bald weiterstreichen, so darf man annehmen, daß sie eine Beute geschlagen hat, die sie dann auf derselben Stelle kröpft, wobei sie den Jäger Zeit gewinnen läßt, heranzukommen und sie beim Abstreichen zu schießen, was ihres nicht schnellen Fluges wegen kaum schwierig ist. Die ultima ratio gegen die meisten Raubvögel, die Krähenhütte mit dem Uhu, bleibt gegen sie wirkungslos, zumal sie alles scheut, was einem menschlichen Bauwerk auch nur ähnlich sieht. Die stärkeren Enten schlagen sie von ihren Jungen, die sich dabei unter einer Bülte drücken, ab, indem sie ihr fußhoch entgegenspringen. Ihren Nachtstand hat die R. stets am Boden auf einer Bülte, einem Stein oder anderen kleinen Erhöhungen, wobei ihr nicht anzukommen ist, da sie noch in der Dämmerung umherstreicht. Sie kröpft auch Fische, die sie zur Laichzeit im seichten Wasser schlagen kann. Da sie sehr gefräßig ist, wirft sie viel Gewölle aus.

Da die sehr scheue R. am liebsten auf weit vom Ufer schwimmenden Holzstücken aufblockt, so schlägt man dicke, mit dem Wasserspiegel abschneidende Pfähle in von Rohr umgebene Gewässer und belegt sie mit angebundenen Pfahleisen. Auch durch Korkunterlage gehaltene und mit Eiern beköderte Schwimmfallen sind empfehlenswert, müssen aber durch Moos verblendet und mit umhergestreuten Federn auffällig gemacht werden.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Weihen (Milvinae), Unterfamilie der Falken. Mit Ausnahme des kleinen Gleitaars große bis mittelgroße Raubvögel, deren Vorderzehen nicht mit Bindehaut versehen sind. 5 Gattungen: *Milan, Gleitaar, Wespenweihe, Fischadler, Seeadler,* die unter diesen Stichworten beschrieben sind.

Weimaraner Vorstehhund s. *Vorstehhund.*

Weinberge sind gegen die Beschädigung durch Vögel insofern geschützt, als nach § 5 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 die Behörde den Eigentümern und Nutzungsberechtigten der Grundstücke und deren Beauftragten oder öffentlichen Schutzbeamten das Töten der den W. schädlichen Vögel auch während der Schonzeit vom 1. März bis zum 1. Oktober gestatten kann.

Weindrossel s. *Drosseln 3.*

Weiß (Weißes), da
befindliche Fett des Sch
auch für das des hoh
(Feist) gebraucht.

Weißbuche s. *Laub.*

Weißdorn (Crataeg
monogyna), ein Strau
langsamen Wuchs und
Er bildet dichte Hecken
gute Remisen für das
Früchte werden von al
Er hat den Nachteil, d
Ungeziefer beherbergt.

weißer Leithund,
das Bestätigen ohne H

Weißfische s. *Karp*

Weißflügelseeschwa
II, 2.

Weißkopfgeier s. *G*

Weißspiegel s. *Ent*

Weißtanne s. *Nade*

weit. Das Jagen
wenn das Zeug noch
einschließt.

Weizen s. *Getreide.*

Welpe, jagdkynolog
junge Hunde, solange
liegen oder wenigstens n
der Entwicklung sich be
zum Alter von 10 Woch
Mutter, je nach Bedür
Kraft und der Milcherg
bis 7 Welpen. Ohne
Hundeamme oder künst
soll man aber selbst ei
nicht mehr als 5 bis 6
überzähligen W. werde
sie am Hinterteile erfaßt
gegen einen harten Geg
auf werden die mom
alsbald verendeten Tier
eine Zeitlang unbewuß
führen, an einem entf
tief vergraben. Am
ersten Tage so viel Wel
der Hündin noch etwa
bleiben. Nötigenfalls
Tage ein weiterer W
der vierten Lebenswoch
W. täglich einmal etw
einer zuverlässigen Hun
auch etwas geschabtes
Allmählich gewöhnt
anderes Futter, wie
Hundekuchen, Hafermel
gebrühten Ochsenmagen
zum Alter von drei Mon
Hund täglich eine reich
haben.

Die W. kommen b
Blindheit dauert gewöh

Das erste Haar, das weiche, sogenannte Milchhaar, besitzen die jungen Hunde, solange sie saugen. Nach 5 bis 6 Wochen verlieren sie allmählich das Milchhaar und erhalten das zweite Haarkleid. Das Haar kurzhaariger Welpen ist sehr kurz, meist auch das später drahtig werdende Haar. Letzteres unterscheidet sich jedoch von dem kurzhaariger Rassen in der Regel dadurch, daß bei ersteren, vorzüglich an Brust und Hals, einzelne etwas längere Haare zwischen dem Kurzhaar stehen. Das weiße Haar derjenigen W., welche nicht rosarote, sondern schwärzliche Sohlenballen haben, nimmt gewöhnlich in der 5. bis 8. Woche eine dunklere, braune oder blaugetigerte oder schimmelige Farbe an.

Bei der Aufzucht der Welpen ist Fürsorge zu treffen, daß die Tiere, außer einer zweckmäßigen Ernährung, ein reinliches, zugfreies Lager und hinreichende Bewegung in freier Luft haben. Besonders muß darauf geachtet werden, ob die Tiere frei von Spulwürmern sind. Sobald sich Erscheinungen zeigen, die das Schmarotzertum solcher Würmer im Darme befürchten lassen, ist sofort eine Wurmkur einzuleiten (s. *Spulwürmer*).

Welse (Siluridae), bilden eine Familie der Edelfische (Physostomi), mit nackter Haut, sehr breitem Kopf und rundem Körper. Bartfäden.

I. Gattung: Silurus.

Afterflosse sehr lang, findet Fortsetzung in der Schwanzflosse. Fettflosse fehlt. 6 Bartfäden, zwei lange auf der oberen, vier kurze auf der unteren Lippe. Die kleinen Zähne sind in Bändern angeordnet.

W e l s, Waller (Silurus glanis L.), Rücken grauschwarz oder olivengrün, an den Seiten dunkel gewölkt, Bauch gelblich-weiß. Wird bis 3 m lang und ist der größte, ausschließlich im Süßwasser lebende Fisch. Grundfisch der größeren Flüsse und Seen Mitteleuropas. Laicht von Mai-Juni an pflanzenbestandenen Ufern; wächst bei reichlicher Nahrung sehr rasch. Letztere ist rein tierischer Natur, der W. verschlingt alles, was er bewältigen kann. Das Fleisch wird nicht sonderlich geschätzt, aber dennoch, wenigstens in Rußland, in frischem oder konserviertem Zustande massenhaft genossen. Die Schwimmblase liefert Fischleim. Fang am besten mit der Grundschnur oder Reuse; lebender Köder empfehlenswert. Bei seiner unglaublichen Gefräßigkeit ist der W. in bewirtschafteten Seen und Wasserläufen keinenfalls zu dulden.

II. Gattung: Amiurus.

Der 1885 aus Nordamerika eingeführte Z w e r g w e l s (Amiurus nebulosus Raf.) wird öfter in Aquarien als in Wildwässern angetroffen, da seine Vorliebe für Laich und Jungfische die Aussetzung zu einem bedenklichen Experimente macht.

Wenden (Gewende, Himmelszeichen), ein Zeichen, das der Rothirsch mit dem Geweih macht, wenn er durch junge Laubholzbestände zieht und kleine, bald welk werdende Zweige knickt und wendet.

werfen, 1) das Gebären der Hunde und des Raubzeugs mit Ausschluß des Bären; richtiger ist der Ausdruck wölfen oder Junge bringen. — 2) Den Falken an den Reiher oder einen anderen Vogel w., ihn auf diese Vögel loslassen, damit er sie schlage.

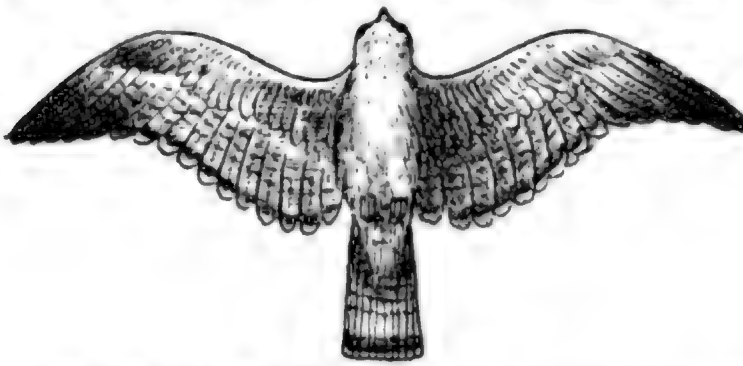
Wespenweihe (Pernis Cuv.); Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Statt der Bartborsten kleine, schuppenförmige, harte Federchen, die den ganzen Vorderkopf dachziegelig bedecken; Nasenlöcher ritzförmig. Schlanker als der Mäusebussard. Lauf stämmig, bis zur Hälfte befiedert und rauh geschuppt; Zehen oben geschildert. Leben von (meist stechenden) Insekten und deren Brut, aber auch von jungen Vögeln, Eidechsen, sogar Beeren. Aas verschmähen sie.

W e s p e n b u s s a r d (Pernis apivorus Cuv.; Wespenweih, Läuferfalke).

Beschreibung.

Länge (W.) 56, Breite 120, Stoß 28, Schnabel 2,5, Lauf 5,5, Mittelzehe 3, ihre Kralle 2, Innenzehe 3, ihre Kralle 2, Außenzehe 2,5, ihre Kralle 1,5, Hinterzehe 1,8, ihre Kralle 2, Mundspalte 3,2 cm. Es ergibt sich aus diesen Maßen die Eigentümlichkeit der fast gleichen Länge der drei Vorderzehen, wie sie kein anderer Raubvogel aufweist. Alle sind mit gleichgroßen Schildern bedeckt; Spannhaut fehlt, Schnabel und Krallen mehr gestreckt als gekrümmt. Lauf vorderseits schwach beschildert, sonst weich und fein genetzt. Obgleich auch sehr veränderlich in der Färbung, lassen sich doch folgende Kleider einigermaßen feststellen. Das Jugendkleid im ersten Jahre: Wachshaut gelb, Iris graubraun. Kopf vorherrschend weißlich mit feinen, braunen Flecken, Kehle gelblich-weiß, die Vorderseite gelbbräunlich mit dunklen, weiß gesäumten Schaftflecken, auf den Hosen rötlich-gelbe Querbinden, Rücken braungrau mit hellen Federrändern, Schwingen schwarzbraun. Dieses Kleid ist in seiner Gesamtfärbung oft gelblicher oder bräunlicher als das eben beschriebene. Auch kommen schon bei gleich alten Vögeln im ersten Sommer Färbungsverschiedenheiten vor (helle Unterseite, dunkle Unterseite usw.). Das Kleid der älteren und alten Männchen: Wachshaut und Schnabel schwarzgrau, Mundwinkel gelblich, Iris hochgelb. Bei den jüngeren Männchen ist der Kopf bräunlich-grau, die weiße Kehle dunkel gestrichelt, bei den dreijährigen der erstere schon

mohnblau, je älter, desto intensiver, die Kehle reinweiß. Nacken und Halsseiten braun. Brust und Bauch weiß mit brauner, oft band-



Flugbild des Wespenbussards (Breite gegen 120 cm).

artiger Fleckung, so auch auf den Hosen. Oberseite dunkelbraun mit einzelnen weißen Federkanten; Schwingen dunkelbraun mit schwarzen Rändern. Stoß dunkel graubraun, auf der Wurzelhälfte mit drei breiten, dunklen Querbinden und nach großem Zwischenraum eine solche am Stoßende; diese auffallende Lücke in der Bänderung des Stoßes kennzeichnet den W. sehr sicher; nur sehr selten fehlt diese Lücke. Die jüngeren Weibchen sind fast einfarbig braun, am Kopf etwas grau angelaufen; einzelne Federn über den ganzen Rumpf hell gerändert; bei den alten Weibchen zeigt sich die braun und weiße Fleckung der Männchen, doch fehlt ihnen stets der mohnblaue Kopf. — Irgendwelche Zweifel an der Identität des W. werden die fehlenden Bartborsten und der meist lückig gebänderte Stoß, sowie die ritzförmigen Nasenlöcher stets beseitigen. Männchen und Weibchen unterscheiden sich in der Stärke fast gar nicht. Im Fluge treten im Vergleich mit dem Mäuse-Bussard die schlankeren Flügel und der längere Stoß hervor.

Verbreitung, Aufenthalt.

Über die Breitengrade des mittleren Skandinavien geht der W. nicht hinaus, sonst ist er über Mitteleuropa und fast ganz Asien verbreitet, geht auch auf dem Zuge bis tief nach Afrika (Madagaskar) hinein. In Kamerun soll er Standvogel sein, Brutvogel in Nord- und Mitteleuropa und Westsibirien. — In Deutschland überall beobachtet, doch meist seltener Sommerbrutvogel, auch nicht jedes Jahr in derselben Gegend bzw. an denselben Brutplätzen, sondern vielfach wechselnd; in der Lüneburger Heide, im Braunschweigischen, vor allem in Bayern (Donaugebiet und Wälder Mittelschwabens) öfter vorkommend. Er ist Zugvogel, welcher gegen Ausgang April ankommt und im September wegzieht. So wurden Ende Mai wiederholt im Großherzogtum Oldenburg wie auch über Helgoland starke Züge des W. (50 Stück und mehr) in Richtung W—O, a Baumeshöhe streichend, beobac Gebirge meidet er; in den deut gebirgen ist er aber ebens Ebene anzutreffen. Lau grünen Auen oder mit H wachsene Schonungen Heide) sind sein Liebling findet er viel Insekten. brütet er aber auch in li holzbeständen (z. B. in Steiermark).

Lebensweise, Fortpflan

Zahlreiche Kropf- u untersuchungen haben e der W. vorzugsweise H Hummeln oder vielmehr verzehrt; er weiß sie geschickt u aus dem Boden zu scharren. anderen größeren Insekten, eb und Eidechsen, Schlangen, fän und macht sich bezüglich der e nützlich. Selbst allerlei Knospe beeren nimmt er, was für eine sehr auffällig ist. Doch zerstört Vogelbruten. Weil er sich oft bewegt, wozu die gestreckten Kra sind, hat er den Nebennamen erhalten. Seine Hosen sehen i vielen Laufens bald bestoßen aus. horstet er auf starken Seitenästen in deren Ermangelung auch auf a Nadelholzbäumen, benutzt gern a vogelhorste und zum Aufbau und trägt, wenn der Horst he öfter frische, belaubte Zweige ei das Weibchen schon festsitzt, ehe e erfolgt nämlich erst im Ausgang daß im Juni die zwei Eier, au Gelege meistens besteht, vorhand sind auch schon Gelege von 3 Ei worden. Sie sind feinkörnig, r und an der dichten, rotbraun zwischen welcher die gelbliche kaum hervortritt, sowie an de Form bald zu erkennen; Dur 52 : 42 mm. Sowie das Weibch anfängt, hört das Eintragen grü auf. Die nach etwa vier Wochen a Jungen sind an den rötlichen dicken, schwarzen Schnabel und d Haltung kenntlich. Sie werden Raupen, Fliegen, Brut der später mit Fröschen, Maikäfern u. Das Weibchen hat nur einen gro und sitzt so fest, daß es erst wi streicht, wenn der Kletterer dicht Da es traurig und lautlos in n verharrt, kann es leicht geschos ebenso wie das Männchen, heranzustreichen pflegt. Letzte

zuweilen auch am Brüten beteiligen. Dieses späte Brüten, wenn die anderen Raubvögel längst handliche Junge haben, sowie die Heimlichkeit der Brutvögel machen sie wenig bemerklich. Die Jungen bleiben nach dem Ausfliegen längere Zeit in der Nähe des Horstes und benutzen diesen zur Nachtruhe.

Jagd.

Die Jagd beschränkt sich, den einen oder anderen Gelegenheitsfall ausgenommen, auf das Abschießen beim Horste, das Fangen mit dem in dem Horste verborgenen Eisen; auch im Pfahleisen ist der W. wiederholt gefangen worden. Den Uhu bei der Krähenhütte greift er nicht an; er kommt still angestrichen, baumt wohl kurze Zeit auf, verschwindet aber bald.

wetzen, die Gewehre, wenn der Keiler im Zorne mit ihnen zusammenschlägt, sie reibt; daher nennt man die Eckzähne des Oberkiefers beim Keiler zuweilen **Wetzer** statt Haderer (s. a. *schleifen*).

Wicke s. *Hülsenfrüchte.*

widersinnig (monströs, abnorm) sind Geweihe oder Gehörne, die von dem normalen Bau stark abweichen. Am seltensten treten sie bei den Damhirschen, danach bei den Rothirschen, am häufigsten bei den Rehböcken auf, deren seltenste und begehrteste Form die Kreuzgehörne sind, wo die drei Enden am oberen Teile der Stange ein Kreuz bilden. Die meisten Widersinnigkeiten stehen zu Krankheiten, namentlich Stoffwechselstörungen und örtlichen Erkrankungen des Stirnbeinknochens, ferner zu Verletzungen des Kurzwildbrets in ursächlicher Beziehung. Klassifizieren lassen sich solche Geweihe und Gehörne, deren verschiedene Form Legion ist, nicht; zweifellos sind sie z. T. auch erblich, da gesunde Stücke mit solchem Kopfschmucke geschossen werden.

Widerstand. Nach den §§ 117 bis 119 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer einem Forst- oder Jagdbeamten, einem Waldeigentümer, Forst- oder Jagdberechtigten oder einem von diesen bestellten Aufseher in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes oder Rechtes durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt W. leistet. Ist der W. unter Drohung mit Schießgewehr, Axten oder anderen gefährlichen Werkzeugen erfolgt, oder mit Gewalt an der Person begangen worden, so tritt eine höhere Strafe ein. Noch höher wird es bestraft, wenn durch den W. eine Körperverletzung dessen, gegen welchen die Handlung begangen ist, verursacht wurde, sowie wenn der W. von Mehreren gemeinschaftlich begangen worden ist. Die Forst- und Jagdschutzbeamten haben in Preußen nach dem Gesetze vom 31. März 1837 das Recht, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn Forst- oder Jagdfrevler auf der Tat betroffen werden und sich der Abführung oder der Ergreifung bei versuchter Flucht tätlich oder unter gefährlichen Drohungen widersetzen.

Wiederfährte, Rückfährte s. *Hinfährte.*

Wiedergang, das Umkehren eines Wildes auf seiner Fährte, worauf es im Bogen weiterzieht oder einen Absprung macht, um irre zu führen (s. *Fährtenzeichen 18*).

Wiedergänge (Retouren), bei der Parforce- und Schleppjagd die Gänge, welche der angejagte Hirsch oder der mit der Schleppe vorausreitende Jäger zurücklegt, um die Hunde zu täuschen.

Wiederkäuer, eine Unterordnung in der Ordnung der Paarhufer mit folgenden Merkmalen: Das Gebiß ist unvollständig, da stets die oberen Schneidezähne fehlen; höchstens kommt bei wenigen ausländischen Arten (Kamele) der äußerste vor. Obere Eckzähne sind teils vorhanden, teils fehlen sie. Unten finden sich sechs schaufelförmige Schneidezähne und ihnen zugesellt meistens der ebenfalls schaufelförmige Eckzahn, so daß die Zahl der unteren Schneidezähne scheinbar acht beträgt. Die sechs Backenzähne in jeder Kieferhälfte oben und unten haben mond- oder sichelförmige Schmelzfalten; der dritte untere Milchbackenzahn ist (wie bei allen Paarhufern) stets dreiteilig, was unter Umständen wichtig für die Altersbestimmung sein kann. Die 3. und 4. Mittelfußknochen sind stets miteinander verschmolzen. Der Magen ist bei den meisten W. vierteilig, bei Kamelen und Traguliden dreiteilig. Im ersteren Falle kommt die grob zerkaute Äsung zunächst in die größte Abteilung, den Pansen oder Wanst, von diesem in den Netzmagen oder die Haube; von hier steigt sie wieder durch die Speiseröhre in die Mundhöhle, wird hier zum zweiten Male gekaut (wiedergekaut), um dann mittelst einer besonderen Vorrichtung in die dritte Abteilung, den Blättermagen, und endlich in die vierte, den Labmagen oder Psalter, zu gelangen, an den sich der Darm anschließt. Bei den meisten W. finden sich im männlichen oder in beiden Geschlechtern Geweihe (Hirschartige) oder Gehörne (Rinder, Antilopen, Schafe, Ziegen usw.). Zu den W. gehören die Familien der Kamele, Traguliden, Giraffen, Hirsche und Hohlhörner.

Wiedersprung, Absprung, Rücksprung.

Wiederstrich (Wiederzug), der Rückstrich der Vögel im Frühjahr infolge schlecht gewordenen Wetters, eine seltene Erscheinung. Manche nennen auch die Heimkehr der Vögel im Frühjahre W.

Wiederzug s. *Wiederstrich.*

Wiesel. Zwei Arten der Gattung Putorius, nämlich das große W. oder Hermelin (P. erminea Keys. et Blas.) und das kleine W.

(P. vulgaris Keys. et Blas.). Sie stehen dem zur gleichen Gattung gehörigen Iltis nahe, unterscheiden sich aber von ihm durch gestrecktere Gestalt, dünner behaarte Rute und weiße oder gelbliche Unterseite.

1) Hermelin (Putorius erminea Keys. et Blas., Mustela erminea L.). Dieses mißt in seiner Gesamtlänge 32 bis 40 cm, wovon 10 bis 12 cm auf die Rute kommen. Der kurze, fast eirunde Kopf endet in einen zugespitzten Fang mit stark abschüssigem Nasenrücken. Die Seher liegen mitten zwischen den Gehören und der Nasenspitze; der Rumpf des schlanken Körpers ist nicht stärker als der Kopf, weshalb er durch jede Öffnung gezwängt werden kann, die den letzteren durchließ. Von den kurzen Läufen reichen die vorderen bis zur Spitze der Unterlippe, die hinteren nicht ganz bis zur Rutenspitze. Die Sohlen sind dicht, fast filzig behaart, und unter jeder Zehenspitze sowie an der Vereinigung von je zwei Zehen bemerkt man kleine, nackte, warzige Ballen; oben und an den Seiten sind die Zehen mit langen, gekrümmten Haaren besetzt, welche über die Klauen hinausragen. Die kürzesten Haare stehen an der Fangspitze, dann folgen die an Kopf und Läufen, dann die des Vorderkörpers und der Unterseite, diesen die der Oberseite, mit den längsten ist die Rute bekleidet, über deren Ende sie 6,5 cm hinwegreichen. Im Sommer sind die ganze Oberseite und die Hälfte der Rute braunrot mit etwas rötlicherem Unterhaar, im Winter gänzlich weiß, aber die Bartborsten und die untere oder Endhälfte der Rute stets schwarz. Der Fang schwärzlich, die Kanten der Gehöre weißlich. Der Farbenwechsel erfolgt gleichzeitig mit dem Verhären, so daß im Frühjahr und Vorsommer scheckige Hermeline vorkommen, bei denen das neue, rotbraune Haar zwischen dem alten, weißen hervordringt; rote Hermeline sind im Winter sehr selten, von namhaften Forschern wird ihr Vorkommen überhaupt bestritten, vielleicht sind es kranke Stücke, denen die Kraft zum Haarwechsel mangelt. Es gibt nur eine Art Hermeline, denn die asiatischen sind mit den unseren gleichartig; die dichteren und prächtigeren Bälge der ersteren sind lediglich Folge des Klimas, da alle nordischen Tiere ein dichteres Haar- oder Federkleid haben als südlicher wohnende. Der von gekrönten Häuptern getragene Hermelinpelz stammt von sibirischen Exemplaren. Albertus Magnus kannte unser Hermelin und führt es zuerst unter dem Namen Erminium auf („De anim." Buch XXII, S. 180); Agricola nennt es Mus ponticus, quem hodie vocant Hermelam; Aldrovandi und Rajus bezeichnen es als Mustela candida. Das Hermelin ist außerordentlich verbreitet,
Pyrenäen durch ganz
ostwärts bis an die
Sibiriens, vom Eismee
den Apenninen kommt
mehr oder weniger hä
und in vertikaler Richtu
noch in einer Höhe von
also an der Grenze de
Schnees und Eises,
worden. Südlich von
bardischen Ebene fehl
Italien, kommt aber
Balkanhalbinsel vor. Di
amerika vorkommender
line, welche ähnliche
und Höhenverbreitung
werden von einigen
unserigen gleichartig a
von anderen in besond
abgetrennt.

2) Kleines W.
vulgaris Keys. et Blas.
vulgaris Briss., M. ni
ist im ganzen nur 18 l
lang, wovon 4,5 cm
Rute zu rechnen sind
gleich dem vorigen Z
und ähnelt ihm überh
fallend in seiner ganze
sein Kopf ist jedoch etw
licher, hinten etwas fl
vorn weniger zugespit
Läufe sind verhältnismä
kürzer als beim Herm
vorderen reichen nicht
Unterlippe und die hin
wenig über die kur
hinaus, die stets gleichfa
schwarze Spitze und H
ist. Die Farbe der Obe
kleinen W. ist einsch
braunrot wie beim Her
der Jugend mehr graul
hell rötlichem Woll- bzw
haar, auf der Unterseite
und Unterhaar reinwei
mittleren Europa wird
im Winter nur ausna
ganz weiß, im Norden
Regel. Die Behaarung d
Wiesels ist kürzer und
gleichmäßiger als beim
In Deutschland ist das
dem Namen Heermänn
kannt. Es kommt m
Hermelin in den meisten
zusammen vor, doch geh
Südeuropa, dagegen
in die Polargegenden.
kal steigt es über die

holzregion bis in die eigentliche Alpenregion hinauf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die beiden W. sind die geschmeidigsten, frechsten, listigsten und schnellsten aller kleinen Räuber. Wie überall, hat auch hier Mutter Natur das Möglichste getan, diese Unbände mit dem zu ihrem Handwerke passendsten Körper auszurüsten; wo das kleine Köpfchen hindurch kann, folgt auch sicher der nicht stärkere, dehnbare Rumpf nach, und wo man ein räuberisches Eindringen für undenkbar hielt, ein kleines Ritzchen übersah oder unbeachtet ließ, macht man am anderen Tag oft die bittere Erfahrung an der gewürgten Taube, Henne, an entleerten Eiern oder sonstigen Verlusten. Den kurzen, aber äußerst behenden Läufchen ist kein Klettern zu hoch oder zu tief. Die W. schwimmen ganz vortrefflich durch ziemlich breite Wasserflächen, und was sie mit ihrem furchtbaren Gebiß erfaßt haben, lassen sie nicht wieder los, und wenn es, was nicht selten geschieht, ihr Leben kostet. Ihren Aufenthalt wählen sie überall da, wo er ihnen passend und sicher erscheint, also ebenso in Felslöchern, überhängenden Flußufern, Stocklöchern, Mauerspalten wie in alten Kaninchen- und Hamsterbauen und im Gebälk von Gebäuden, die wenig von Menschen besucht sind. Das Hermelin zieht den Aufenthalt in Wald und Feld vor, das kleine W. hält sich mehr an Baulichkeiten, weil sie ihm mehr Schutz vor anderem Raubzeug gewähren; hier stünde ihm unter ungünstigsten Verhältnissen höchstens ein Zusammentreffen mit dem Hauskater bevor, aber dieser müßte schon ein sehr wehrhafter und tapferer Kämpe sein, wenn er sich freiwillig in einen Kampf mit diesem Erzbeißer einlassen wollte. Nichtsdestoweniger gibt es Katzen, die sogar das große Wiesel überwältigen.

Die Ranzzeit unseres Wiesels fällt in den März; nach etwa 5 Wochen, also im Mai, bringt das Weibchen 3 bis 6 Junge, welche nach Beobachtungen in der Gefangenschaft (5—) 6 Wochen blind sind, lange gesäugt und über 4 Monate lang von der Alten mit Fraß, namentlich halbtoten Mäusen und Vögeln, an denen sie ihre Übungen im Fangen und Morden machen müssen, versehen werden. Im zweiten Frühjahr ihres Lebens sind sie ausgewachsen. Das Hermelin sowohl als das kleine W. greifen jedes Tier an, das sie irgend bewältigen können, weshalb weder der Hahn noch die Auerhenne, Kaninchen, Tauben, Hühner, kleine Vögel, Ratten, Mäuse oder Schlangen vor ihnen sicher sind. Oft wird eine Mordtat im Hühnerstall oder Taubenschlag dem unvermeidlichen Steinmarder oder Iltis untergeschoben, während eine Durchsicht der Örtlichkeit zeigt, daß nur der unliebsame Besuch eines Wiesels die Schuld trug. Man kann übrigens den Täter aus dieser verwandten Sippe durch Untersuchung des Corpus delicti nicht allzuschwer erkennen. In der Regel würgt nämlich der Steinmarder alles ab, was er im Stall usw. vorfindet, und schleppt es mit unbegreiflicher Eile und Kraftanwendung fort; kann er dies nicht, so frißt er die Köpfe der gemordeten Opfer auf. Der Iltis würgt das erste beste Stück ab, dessen er habhaft wird, und eilt mit ihm davon, auch trägt er sich gern ein reichliches Mahl zusammen, ehe er mit dem Fraße beginnt; das W. endlich würgt gewöhnlich nur einzelne junge Hühner und Tauben, denen es das Blut aussaugt und dessen Kadaver es liegen läßt; seine Täterschaft ist an vier kleinen, schwer zu entdeckenden Wunden am Halse des Opfers zu erkennen, die natürlich von den kleinen, nadelspitzen Eckzähnen des Raubtieres herrühren. Auch Amphibien verzehrt es im Notfalle; Fische liebt es; Eier, die es zwischen Kinn und Hals eingeklemmt fortschleppt, sind ihm ein Hochgenuß, wobei die spitzen Zähne als Bohrer, das zusammengerollte Züngelchen als Löffel oder Sauginstrument Dienste tun.

Wenn es schon auffallend genug ist, daß sich diese kleinen Geschöpfe an alte Hasen, Rehkitze, Hühner usw. wagen, so sind dies immerhin nur wehrlose Geschöpfe den Mordgesellen gegenüber; aber unbegreiflich ist es, wie sie den Kampf mit anderen wehrhaften Tieren, ganz besonders der viel größeren und bissigen Ratte, aufnehmen und siegreich auszufechten vermögen. So hart der Kampf auch sei, selbst die außerordentlich starke und bissige Wanderratte unterliegt stets. Dieser Erfolg liegt allerdings in dem Umstande, daß das W. stets der angreifende Teil ist, der, den Gegner von hinten überfallend, sich in seinem Genick festbeißt und, auf ihm reitend, sich durch nichts bewegen läßt, loszulassen, bis das Opfer ermattet

V.
H.
V.
H.
V.
H.

2. Fluchtspur des großen Wiesels. (1/10 nat. Gr.)

image
not
available

verhältnissen und den Absichten des Wildhegers sehr verschieden. Allgemeine Gesichtspunkte sind, daß sich in den verschiedenen größeren Revierteilen nach sorgfältigster Prüfung aller Verhältnisse Wildäcker befinden sollen, damit sich das Wild Bewegung verschafft und nach Äsung sucht. Wünschenswert sind in der Nähe Schonungen und schützende Schluchten. Äsungsfelder liegen am besten möglichst fern von natürlichen Feldgrenzen. Bei passender Lage halten sie auch ohne Gatter das Wild vom Ackergelände fern. Wildäcker auf warmen, sonnigen Südhängen und trockenen Hügeln sind wegen ihrer frühen und gehaltreichen Äsung besonders empfehlenswert. Frühe Frühjahrsäsung ist sehr wichtig, weil das Wild nach dem Winter oft geschwächt ist, Hirsche und Rehböcke jetzt den Kopfschmuck schieben und das Mutterwild hochbeschlagen ist. Solche frühe Äsung gibt Sachalinknöterich für Haarwild, Feigwurz für Fasanen und Johannisroggen für alles Wild. Im allgemeinen bieten die Wildäcker dem Wilde im Frühjahr Roggen und Weizen, Gemenge von Rotklee mit Grün-, Weißklee und Timotheegras. Der Herbst bietet ihm Hafer, Erbsen, Wicken oder deren Gemenge, Serradella als Unterfrucht im Roggen, Kartoffeln, Rüben, Kohl, Topinambur, Helianthi und Lupinen.

Literatur: L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt.

Wildbahn, 1) ein Forst, in dem besonders Schalenwild gehegt wird — gut oder schlecht bestandene W. 2) Ferner die Gestelle, Wege und Schneisen, die zum Zwecke des Spürens überwechselnden Wildes aufgepflügt sind; besser ist hierfür die Bezeichnung Wildfuhr.

Wildbahn, freie, ein gehegtes, aber nicht eingegattertes Revier.

Wildbann war im Mittelalter das Verbot, in gewissen Forsten die Jagd auszuüben. Der Bann war schon in alter Zeit entweder Königsbann oder gemeiner Bann der Grafen und anderer Großen. Der Grafenbann verbreitete sich auf die Güter der Prälaten und auch des Adels, als diese im zehnten bis zwölften Jahrhunderte Gerichtsbarkeit und Grafenrechte erlangten und ihre Wälder unter Bann stellten. Unter W. verstand man später auch den verbotenen Bezirk, zuletzt auch die Jagd selbst. Der W. bezog sich zunächst nur auf Rot- und Rehwild, später in vielen Gegenden auch auf Hasen; wegen der Sauen war die Praxis verschieden. Seit dem vierzehnten Jahrhundert fing die Strafe des königlichen Bannes an zu verschwinden. Der W. entwickelte sich allmählich zum Jagdregal.

Wildbodenhund. Eine besondere Brackenart, die im südlichen Baden, Württemberg, Bayern, Tirol und in der Schweiz vorkommt. Es sind elegante, mittelgroße Hunde mit schwerem, meist glatt abstehend getragenem Behange. Farbe gewöhnlich schwarz mit gelbem Brand, seltener Rot (s. a. *Bracke*).

Wildbret, das Fleisch des eßbaren Wildes. Hier und da auch Bezeichnung für weibliches Rot- und Damwild. Über den Handel mit W. s. *Schonzeit, Versand von Wild, Wildhandel.*

Wildbretschirm (Wildfaktorei), früher der Ort, wo Wild verkauft und zu diesem Zweck aufbewahrt wurde.

Wilddieb, Bestrafung s. *Jagdvergehen.*

Wilddiebstahl s. *Jagdvergehen.*

wildeln; wenn Wild anbrüchig wird und zu riechen beginnt, so wildelt es; es stinkt nicht.

Wildente s. *Enten I, 1.*

Wildfang, eine Fangeinrichtung für Hochwild. An Futterplätzen umzäunt man 10 bis 20 a mit einem 3 m hohen, dicht schließenden Latten- oder Bretterzaune, der auf einer Seite in einen immer enger werdenden Gang ausläuft, welcher durch Schiebetüren in 2 bis 3 Teile geteilt und am Ende durch eine solche verschlossen ist, so daß hier nur immer ein Stück Wild passieren kann. Der Hauptteil der Einzäunung hat drei Eingänge und besteht aus zwei Abteilungen. Durch Ankirren wird das Wild an den Wildfang gewöhnt. Nachdem es vertraut ist, schließt man nach und nach zwei Zugänge. Der dritte Eingang ist mit selbsttätiger Falltür versehen oder diese wird noch besser von einem am Futterschuppen verborgenen Beamten bedient. Die gefangenen Stücke werden in die am Ausgange aufgestellten Transportkästen gedrückt. Starke Hirsche sondert man vom übrigen Wilde, da sie sonst leicht Schaden anrichten können.

Wildfeld s. *Wildäcker.*

Wildfolge s. *Jagdfolge 1.*

Wildfuhr, aufgepflügte und wund gehaltene Streifen auf Wegen und Gestellen, die das Abspüren und Bestätigen erleichtern.

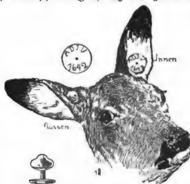
Wildgarten s. *Wildpark.*

Wildhandel. Der W. ist zur besseren Einhaltung der Schonzeiten und zur Verhinderung des Wilddiebstahls in verschiedenen Beziehungen eingeschränkt. In Preußen ist es vom Beginn des 15. Tages der für eine Wildart festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf verboten, derartiges Wild in ganzen Stücken oder zerlegt, aber nicht zum Genusse fertig zubereitet, in demjenigen Bezirke, für welchen die Schonzeit gilt, zu versenden, zum Verkaufe herumzutragen oder auszustellen oder feilzubieten, zu verkaufen, anzukaufen oder den Verkauf von solchem Wilde zu vermitteln. Dies gilt auch für Kiebitz- und Möweneier. Diesen Beschränkungen unterliegt nicht der Vertrieb einzelner Arten von Wild aus Kühlhäusern, wenn er unter

image
not
available

sondern durch natürliche Aussaat entstanden und gewöhnlich zu Nachpflanzungen verwendet werden. 2) W. nannten die Falkeniere den Falken, der im ausgewachsenen Zustande gefangen wurde. Die jung dem Horst entnommenen hießen Nestlinge.

Wildmarken. Im Interesse der Altersbestimmung des Schalenwildes — besonders des Rehwildes — hat der Allgemeine Deutsche Jagdschutz-Verein (z. Zt. Berlin W 50, Geisbergstr. 25/26) seit dem Jahre 1904 die Graf von Bernstorffschen W. eingeführt und ist bemüht, die Zeichnung des genannten



Art der Zeichnung mit Wildmarken.

Wildes in umfassender Weise zu fördern. Die W. bestehen aus einem vernickelten Druckknopf, auf dessen Platte die Buchstaben A. D. J.-V. und eine Zahl eingeprägt sind; die Befestigungsweise im festeren, knorpeligen Teile des Lauschers zeigt die Abbildung. Natürlich ist die Markierung nur an e i n e m Lauscher vorzunehmen. Die W. sind bei den Landes- und Bezirksvorständen des Vereins anzufordern, die jeder Sendung eine genaue Anweisung beilegen. Aber auch wer nicht Gelegenheit hat, sein Wild mit W. zu zeichnen, möge im Interesse der wissenschaftlich wie wirtschaftlich bedeutsamen Bestrebungen des Allg. D. Jagdschutz-Vereins erlegtes Schalenwild stets auf die etwaige Markierung prüfen. Der Verein bittet die Erleger gezeichneten Wildes, ihm in jedem einzelnen Falle folgende Angaben zu machen: Art, Gewicht, Gehörnbeschreibung, Entwicklung des Stückes, Datum der Auffindung eingegangener Stücke, Grund des Eingehens. Da aber diese Angaben in vielen Fällen nicht zur Beantwortung aller Fragen ausreichen, so verpflichtet sich der Verein, den vollständig eingesandten Kopf des Stückes einschl. Gehörn, zu skelettieren und dem Einsender auf Wunsch unbeschädigt und kostenlos nach Untersuchung wieder zurückzugeben. Er vergütet ferner die Portoauslagen und, falls der Schädel nicht zurückerbeten wird, 1,50 Mk. für seine Überlassung. Wir empfehlen dringend die Unterstützung der wichtigen Aufgaben des Vereins.

Wildmeister, Titel eines einem größeren Wildgehege vorstehenden Jagdbeamten. Er war in früheren Zeiten gebräuchlich, als man der Jagdpflege mehr Aufmerksamkeit zuwandte als der Waldpflege. In neuerer Zeit, wo sich dieses Verhältnis umgekehrt hat, sind Titel und Amt selten geworden und nur noch an einzelnen Fürstenhöfen und in Privatjagdverwaltungen zu finden.

Wildpark (Wildgarten, Tiergarten). Teils um sich das Eigentum und den Besitz des Wildes mehr zu sichern, teils und besonders aber, um es von dem Austreten auf die Felder und ihrer dadurch entstehenden Beschädigung abzuhalten, umzäunt man die Reviere, in welchen sich Wild befindet oder ausgesetzt wird, und nennt eine solche Wildbahn W. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Schalenwild; Rehe halten sich auf die Dauer im eingeschlossenen Zustande nicht. Will man aber die Schalenwildarten alle in einem Parke vereinigen, so muß er groß genug, d. h. sehr groß sein, um allen diesen Wildarten nicht nur hinlänglich Äsung zu verschaffen, sondern auch Raum, damit sie sich voneinander absondern können. Je größer ein solcher W. ist, desto mehr wird das Wild die Natur des freilebenden behalten, also echte Jagdfreude gewähren, je kleiner, desto mehr wird es verkümmern. Ein W. für Rotwild wird nicht unter 2000 ha umfassen dürfen, und sicher wird dies kein zu großer Raum sein, wenn er noch andere Wildarten gleichzeitig enthalten soll; für Damwild kann er bedeutend kleiner sein, weil dieses den eingeschlossenen Zustand am besten verträgt; Ähnliches gilt von dem Schwarzwilde, bei dem die hinlängliche Schüttung oder Fütterung die Hauptsache ist; sie werden aber freilich in sehr engem Einschlusse von etwa 100 ha fast zahm, machen also die Freude am Erlegen zur Geschmackssache.

Die am meisten ins Gewicht fallende Frage vor Einrichtung eines W. ist die Umzäunung, ihres unter allen Verhältnissen sehr bedeutenden Kostenpunktes wegen. Sie muß so hoch und dicht sein, daß das Wild sie weder überfallen, noch sich hindurchzwängen kann; für Rotwild muß der Zaun eine Höhe von $2\frac{2}{3}$ m haben, von der die obere Hälfte aber nicht dicht zu sein braucht, wobei an eine Umzäunung aus Querlatten gedacht wird, die zwischen die Pfosten eingeschoben werden und sich nach oben immer mehr voneinander entfernen; nimmt man aufrechte Latten, also einen sog.

Staketzaun, so müssen diese natürlich gleichweit voneinander abstehen, und zwar nur so weit, daß ein Stück Wild den Kopf zwischen den Latten nicht durchschieben kann. In neuerer Zeit werden häufig Drahtzäune von Telegraphendrähten und Drahtgeflecht angewandt. Sie können in Ländern mit hohen Holzpreisen allerdings bedeutend billiger hergestellt werden als hölzerne Umfriedigungen, sie haben jedoch den großen Nachteil, daß das Wild, ehe es nicht durch längere Einschließung sich die Nähe des Zaunes eingeprägt hat, die Drähte nicht wahrnimmt und durch Anfliehen sich oft beschädigt; auch bleiben die Hirsche nicht selten mit den Geweihen in ihnen hängen, und manches Wild erwürgt sich in ihnen, da der elastische Draht den Kopf eher durchzustecken gestattet als die hölzerne Latte, das Wild diesen aber nicht wieder herausbekommen kann. Welches das vorteilhafteste Material ist, entscheidet die Örtlichkeit, wie sich auch der Kostenpunkt solcher Umzäunungen in Rücksicht auf den sehr verschiedenen Holzpreis und die Höhe der Arbeitslöhne in verschiedenen Gegenden auch nicht annähernd angeben läßt. Von einer Steinmauer wird heutzutage wohl nirgends mehr die Rede sein. Sind die Mittel zur Umzäunung da, so muß ein geeigneter Waldteil ausgesucht bzw. die Frage gestellt werden, ob, wo keine Auswahl ist, das betreffende Revier sich eignet. Will man den Milzbrand nicht bald ausbrechen sehen, so wird man auf gutes, fließendes Wasser sein Augenmerk richten und dieses eventuell durch Kanalisierung beschaffen; denn die meisten stehenden Gewässer, wenn sie nicht sehr klar sind, haben in der Sommerhitze bei Regenmangel verdorbenes Wasser und machen das Wild leicht krank. Ist der Boden sehr arm, so daß er nicht genug natürliche Äsung bietet, so wird viel gefüttert werden müssen und das Vergnügen sehr teuer werden. Dickungen dürfen nicht fehlen, wie auch frische Wiesen und bruchige Stellen unentbehrlich sind; erstere müssen eventuell angelegt werden, wie auch einige Flächen als Wildäcker zu bestellen sind. Masttragende Laubhölzer sind sehr erwünscht in Abwechselung mit Nadelhölzern, deren Heideunterwuchs dem Wild eine gern angenommene, immer wieder nachwachsende Äsung bietet.

Was die Besetzung mit Wild anbetrifft, so sprechen dabei die Boden- und Bestandsverhältnisse ein sehr bedeutsames Wort, so daß allgemeine Sätze kaum aufgestellt werden können. Hartig rechnet für jedes Stück Rotwild 4 ha, Rehwild 2 ha, Damwlid 3 ha und denkt sich dabei einen Wald von Buchen und Eichen mit etwas Weich- und Nadelholz

und hinreichend raumem
Gras wachsen zu lassen, e
für einen Wildstand von 2
450 Stück Damwild und 15
von rund 2600 ha. Ob die
Zeiten dies geleistet habe
wir dahingestellt sein lassen,
Richtigkeit dieser Sätze sta
den Wildstand für solche
die Hälfte zu hoch, es sei d
an einer Herde herab
kümmernden Wildes zu ers
aber keine Fütterungskoste
solcher Wildstand zum g
gewiesen sein würde, ab
sicheren Verwüstung des H
natürlichen Folge zu gebrän
Eine Besichtigung der jetzt v
parks wird den Wert obiger
Diese Fragen entscheidet die O
haft ist es immerhin, eine Fa
W. anzubringen, wenn si
dazu eignet, und ähnliche Ge
Umwehrungs- und Beaufsich
durch verteilen. Die übrige
Behandlung eines Wildpark
der Naturgeschichte der Wild
den einzelnen gegeben ist u
muß, wenn man solche An
belohnt sehen will.

Literatur: H. Schumach
gatter, 2. Aufl.; R. v. Do
Wildpark, seine Einrichtung u

Über den Begriff Tierg
licher Hinsicht herrscht gr
verschiedenheit. Nach Art.
württembergischen Jagdgeset
tober 1855 ist die Ausübung
den Eigentümer in Tiergär
wird also das in den Tierg
Wild als herrenlos erachte
Abs. 1 des Bürgerlichen
dagegen das Wild in T
herrenlos. In den gesetzlichen
ist außerdem von dauernd
gegen den Einlauf von Wild
Grundstücken, von eingefriedi
von Einfriedigungen für S
denen es nicht ausbrechen kan
Die Unterschiede zwischen dies
Arten der Gehege sind nir
Nach der Rechtsprechung des
ein Tiergarten ein Grund
solchen Umfriedigung, die
hindert, daß das Wild das
Belieben verlassen kann; ei
Gatter genügt nicht, es kom
Größe des eingehegten Ra
der Öffnungen und ihre U
Eine andere Ansicht geht
Tiergarten möglichst klein s

das Wild im Eigentume des Parkbesitzers steht; zur Besitzergreifung dürfen nicht dieselben Maßnahmen erforderlich sein wie in freier Wildbahn. Die unbefugte Aneignung eines Stückes Wild aus einem Tiergarten ist nicht Jagdvergehen, sondern Diebstahl. In Preußen gelten die Schonvorschriften nicht für das in den eingefriedigten Wildgärten befindliche Wild, mit Ausnahme derjenigen Vorschriften, welche sich auf den Handel mit Wild während der Schonzeit und auf das Versenden von Wild beziehen.

Wild- und Rinderseuche kommt zuweilen seuchenhaft unter dem Rot- und Schwarzwild vor. Im Jahre 1878 sind in den Wildparks bei München 153 Stück Rot- und Damwild und 234 Stück Schwarzwild an der bis dahin unbekannt gewesenen Seuche eingegangen. Bollinger hat die Krankheit, die sodann auf Rinder, Pferde und Schweine überging, zuerst beschrieben. Sie hat Ähnlichkeit mit dem Milzbrand und wird durch Bazillen verursacht, die zu denen der hämorrhagischen Septikämie gerechnet werden. Die Ansteckung erfolgt in der Regel vom Darm aus, indem der Ansteckungsstoff mit dem Futter oder Trinkwasser aufgenommen wird; er kann auch von Hautwunden aus in den Körper eindringen. Feuchter, warmer Waldboden scheint der Erhaltung und Entwicklung des Ansteckungsstoffes besonders günstig zu sein. Auf den Menschen ist die Seuche nicht übertragbar. Zwischen Ansteckung und Krankheitsausbruch vergehen ein bis zwei Tage. Die befallenen Stücke fiebern, sind matt, sträuben die Haare; die Läufe schwellen an, und auch sonst bilden sich an verschiedenen Körperstellen wässerige Geschwülste unter der Haut. Häufig erkranken auch die Brustorgane. Die Stücke husten, kommen ab und gehen an allgemeiner Entkräftung ein. Bei der Sektion fallen besonders Schwellungen und Blutungen an den inneren Organen auf. Im Gegensatze zum Milzbrand ist jedoch die Milz bei der Wildseuche meist wenig verändert. Die Krankheit dauert, je nach der Art und Heftigkeit, mit der sie auftritt, oft nur wenige Stunden, kann sich aber auch auf einige Tage erstrecken. Meist verläuft sie tödlich. Zur Vorbeuge kann in Frage kommen, Weidetiere von verseuchten Gebieten fernzuhalten.

Wildschaden, Schaden, der durch jagdbares Wild verursacht wird. Am fühlbarsten und umfangreichsten ist dieser Schaden auf den Feldern, auf welche das Wild zur Äsung austritt, und in den Forsten, wo es steht. Die Forst- und die Landwirtschaft erleiden dadurch Nachteil; er ist aber unvermeidlich und mit dem Vorhandensein eines Wildstandes notwendig verbunden. Der Schaden an den anstehenden Feldfrüchten, Bäumen usw. ist der W. im eigentlichen Sinne. Das Wild (Raubzeug) kann auch noch auf andere Weise schädlich werden, z. B. der Fischerei oder den Haustieren, besonders dem Geflügel; dieser Schaden ist aber ein mehr zufälliger und wird in der Regel nicht als W. bezeichnet.

Der W. ist eine der wenigen Schattenseiten des Jagdvergnügens und von jeher eine Quelle heftigster und erbittertster Streitigkeiten zwischen dem Jagdberechtigten und den Eigentümern und Nutznießern der Grundstücke gewesen, namentlich in früheren Zeiten, als es noch in ausgedehntem Maße eine Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden gab. Die der Jagd feindliche Strömung, welche auch noch heute in der Landbevölkerung zu finden ist und noch vor kurzer Zeit in gesetzgebenden Körperschaften zu Anträgen auf völliges Ausrotten des ganzen Wildstandes geführt hat, rührt zum größten Teil vom W. her. Wo der Eigentümer oder Nutznießer eines Grundstückes zur Ausübung der Jagd berechtigt ist, erleidet er den Schaden durch sein eigenes Wild; er hat es in der Hand, sein Wild auf einer ihm angemessen erscheinenden Höhe zu halten, und kann durch Abschuß den W. vermindern oder verhüten. Hat er die Jagd verpachtet, so kann er durch vertragliche Abmachungen mit dem Pächter Wald und Feld genügend schützen. Derjenige Grundbesitzer oder Nutznießer, dem die Ausübung der Jagdberechtigung durch Gesetz entzogen ist, wie z. B. im gemeinschaftlichen Jagdbezirke, hat, abgesehen von einzelnen Fällen, keinen Einfluß auf das Maß des Abschusses durch den Jagdpächter. Ihm wird deshalb vom Gesetz in gewissem Umfange ein Anspruch auf Ersatz des Schadens gewährt. Soweit ihm ein solcher zusteht, hat er gegen das jagdbare Wild nicht ein Selbsthilferecht, er muß die Beschädigungen dulden, damit das Wild sich äsen und der Wildstand sich erhalten kann. Das Selbsthilferecht steht ihm jedoch zu, soweit es sich um nicht erstattungsfähigen W. handelt, z. B. wenn ein Fuchs oder ein Marder unter dem Hausgeflügel Verwüstungen anrichtet. Die Wildschadenforderungen werden von der ländlichen Bevölkerung gern übertrieben. Es liegt im Interesse des Jagdberechtigten, der für den W. in seiner Feldmark aufzukommen hat, ihn durch geeignete Mittel einzuschränken. Der W. ist für viele Pächter solcher Feldjagden, die an Waldreviere mit Rotwildstand grenzen, ein beliebter Vorwand, sog. Tötungsscheine zu beantragen. Daher ist den Besitzern solcher Waldjagden die Anwendung von Mitteln zu empfehlen, die das Wild vom Austreten nach Möglichkeit abhalten, z. B. reichliche Fütterung, Anlage von

Wildäckern, Verbesserung der Waldwiesen, Scheuchen usw.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat in § 835 eine Vorschrift über den Ersatz des W.; danach beschränkt sich die Ersatzpflicht auf gewisse Wildarten, nämlich Schwarz-, Rot-, Elch-, Dam- und Rehwild, sowie auf Fasanen. Das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuche hat jedoch so zahlreiche Vorbehalte zugunsten der Landesgesetze gemacht, daß in Wirklichkeit für den Ersatz von W. die landesgesetzlichen Vorschriften gelten. Insbesondere sind diejenigen landesgesetzlichen Vorschriften aufrecht erhalten, die auch bei Schaden, der durch andere als die oben genannten Wildarten verursacht ist, dem Grundeigentümer einen Ersatzanspruch geben. So ist in Hannover die Ersatzpflicht nicht auf bestimmte Wildarten beschränkt. Soweit nicht das Gesetz einen Anspruch gibt, kann er durch Vertrag (Jagdpachtvertrag) begründet werden. Ob auch noch auf andere gesetzliche Vorschriften als den § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuches ein Ersatzanspruch gestützt werden kann, ist zweifelhaft, es wird jedoch ziemlich allgemein angenommen, daß eine übermäßige Hege des Wildes zum Ersatze verpflichtet (Bürgerliches Gesetzbuch § 823).

Der Ersatzanspruch kann ganz oder teilweise beseitigt werden durch mitwirkendes Verschulden des Geschädigten. Als solches kommt hauptsächlich das Unterlassen von Abwehrmaßregeln in Betracht. Die Rechtsprechung steht auf dem Standpunkte, daß es zunächst dem Ersatzpflichtigen obliegt, solche Maßregeln zu treffen, und daß der Grundbesitzer erst in zweiter Linie für Abwehr zu sorgen hat; insbesondere wird letzterer dann nicht tätig zu sein brauchen, wenn die Kosten der Abwehrmaßregeln außer Verhältnis zu dem abzuwendenden Schaden stehen. Als Abwehrmaßregel kommt auch die Benachrichtigung des Ersatzpflichtigen sowie die Anwendung der im Gesetze zur Verhütung von W. gegebenen Befugnisse in Betracht. Fast alle Jagdgesetze lassen, um den W. zu verhindern, unter gewissen Voraussetzungen den Abschuß von Wild durch die Grundeigentümer und Nutzungsberechtigten selbst während der Schonzeit zu. Ferner sind die Grundbesitzer und Nutzungsberechtigten befugt, das Wild von ihren Grenzen durch Schreckmittel, Zäune, Hunde usw. abzuhalten.

Wer ersatzpflichtig ist, bestimmen die Landesgesetze. In Preußen ist es die Gesamtheit der Grundbesitzer des gemeinschaftlichen Jagdbezirkes, sie wird durch den Jagdvorsteher vertreten. Beim Anschluß und bei Zulegung von Trennstücken an einen Eigenjagdbezirk ist der Inhaber ersatzpflichtig. Für das Verfahren sind in der Regel in den

Landesgesetzen be
halten. In einigen
geschieht das Ge
anspruches im orde
alsdann das Amts
die Höhe des Str

Etwas Besonde
Dasselbe ist zwar
Schonzeit und ist a
preußischen Jagdo
solchen Einfriedigun
denen es nicht ausl
berechtigte, aus de
haftet für den d
Außer dem Jagt
Grundbesitzer od
innerhalb seiner
auf jede erlaubte
behalten, auch kan
die Benutzung von
bestimmte Zeit ges
uneingefriedigten
Jagdpolizeibehörde
geeignete Maßregel

Eigenartig ist
Ersatz des durch S
Schadens geregelt.
betreffend die Ausf
Gesetzbuchs ist die W
genossenschaft ange
lichen Gemeinden d
hat den Zweck, die
meinden von Elsaß-
pflichtung zum Er
schadens erwachsen,
Die Genossenschaft
Gemeinde nach Ab
$^4/_5$ der Entschädigun
zu erstatten, welch
Pachtjahres zum A
wildschaden aufgewe
haben diese Aufwe
Wochen nach Begin
bei dem Vorstande
melden. Alsdann wi
der von jeder Gem
besteht aus einem
unter Umständen ka
Gemeinden eine V

Literatur: K. S
seine rechtliche Beha
und Berechnung im
Preußen.

Wildschein s. *Ur*

Wildschwan s. *S*

Wildschwein s. *S*

Wildstand, der B
bestimmten Gebiets

Wildsteige s. *Ste*

Wildtaxe, der v
hörde festgesetzte Ge

Stück der verschiedenen Wildarten; bezieht sich aber meist nur auf dasjenige Wild, das bezüglich der Stückzahl nach einem Abschußplan abgeschossen werden darf und infolgedessen einzeln verrechnet werden muß. Natürlich weicht die W. in den verschiedenen Ländern voneinander ab.

Wildtrage, eine Trage zum Transport des erlegten Wildes zur Strecke; besteht meist aus einem Stück Netz, das mit den Langseiten an zwei Stangen befestigt ist, vermöge deren zwei oder vier Träger, je nach der Schwere des Stückes, dieses an seinen Bestimmungsort tragen. Für Federwild, namentlich Rebhühner, benutzt man Tragkörbe aus leichtem, luftigem Geflecht, die, auf dem Rücken getragen, eine Menge Federwild aufnehmen können.

Wildtransport. Beim Wegschaffen erlegten Wildes nach seinem Bestimmungsort ist für sachgemäße Behandlung des der menschlichen Ernährung dienenden Wildbrets zu sorgen. Das erlegte oder aufgefundene Stück Wild ist sofort aufzubrechen, wie dies unter *aufbrechen* beschrieben ist, wobei aber zu beachten bleibt, daß während der Schonzeit des weiblichen Wildes das Geschlecht des Stückes erkennbar bleiben muß. Der gesamte Aufbruch ist zu entfernen, der Wildkörper aber vor Nässe zu bewahren. Seine innere Höhlung wird, auch zwischen den Keulen, mit Langstroh ausgefüllt. Hierauf ist das Stück 10—12 Stunden im starken Luftzug aufzuhängen. Zum Versande, der als Eilgut und möglichst in der Nacht zu bewirken ist, werden Vorder- und Hinterläufe zusammengebunden; ein Einnähen in Sackleinwand u. dergl. ist zu vermeiden. Endlich empfiehlt sich, zur Jagd stets einige, vom Ortsvorsteher abzustempelnde Wildscheine mitzunehmen. — Der Transport lebenden Wildes erfolgt in *Kästen,* in denen es sich zwar niedertun, aber nicht umdrehen kann, weil es sonst auszubrechen sucht oder sich ungebärdig zeigt. Geweihe tragenden Hirschen pflegt man diese über den Augensprossen abzusägen, weil sie zu viel Raum wegnehmen. Sehr häufig geht Wild auf längerem Transport vor Angst ein, kümmert aber im besseren Falle meist noch längere Zeit.

v. Wildungen, Franz, geboren am 24. April 1754 in Kassel, studierte Rechtswissenschaft in Marburg, trat hierauf in den hessischen Justizdienst, wandte sich aber dann dem Forstwesen zu und war von 1799 an Oberforstmeister in Marburg. Er starb am 14. Juli 1822 (s. *Jagdliteratur*).

Wildwache, Leute, die bestellt sind, Wild von Äckern oder Forstkulturen abzuhalten.

Wildzaun, eine Umwehrung zum Abschließen des Wildes. Gewöhnlich versteht man den Zaun um einen *Wildpark* darunter; doch auch kürzere oder längere Zäune verschiedenster Herstellungsweise, um das Wild im freien Revier von gewissen benachbarten Feldfluren abzuhalten, heißen so. Ein solcher Teilzaun muß stets etwas länger als die abzusperrende Grenze sein, da er andernfalls leicht umgangen wird; trotzdem bleibt sein Wert immer fraglich. Handelt es sich hierbei um längere Zaunstrecken, so dürfen Einsprünge nicht fehlen.

Literatur: H. Schumacher, Das Wildgatter.

Wimpel schlagen, ein Zeichen des Hirsches; er macht es, indem er mit dem Geweih Ameisen- oder Streuhaufen auseinander wirft (verfährt); es gehört zu den weniger gerechten.

Winchestergewehre. Die Winchester Repeating Arms Co. in New Haven, Conn., Nordamerika, bringt seit 1873 Repetiergewehre für Jagdzwecke in den Handel. Die älteren Büchsen-Modelle bis 1895, die aber auch heute noch in den verschiedensten Kalibern fabriziert werden, haben Röhrenmagazin, das Modell 1895 und die automatischen Büchsen Mod. 1905 und 1907 Kastenmagazin. Die Flinten besitzen sämtlich Röhrenmagazin. Die Betätigung des Verschluß- bzw. Repetiermechanismus geschieht bei den Büchsen und Flinten teils durch Unterhebel, teils durch den beweglichen Vorderschaft. Sämtliche W. sind sehr stabil gebaut, aber auch sehr schwer.

Winckell, Georg Franz Dietrich Aus dem, geboren am 2. Februar 1762 auf dem Rittergut Priorau bei Bitterfeld, studierte in Leipzig die Rechte, wandte sich dann dem Jagd- und Forstwesen zu, indem er zu Sitzenrode bei Torgau die Jägerei erlernte, und wurde nach Verkauf seines Familiengutes Schierau bei Anhalt Kammerjunker des Fürsten von Anhalt-Dessau. 1812 erhielt er die Verwaltung der Forsten des Frhrn. v. Thüngen und wohnte von 1832 an wieder in Schierau, wo er am 31. Mai 1839 starb (s. *Jagdliteratur*).

Wind spielt bei der Jagd eine höchst bedeutungsvolle Rolle, und so wenig ein braver Jäger von altem Schrot und Korn „den Mantel nach dem W. hängen" wird, so wird und muß er doch genau wissen, woher dieser weht. Je mehr ihm der W. gerade ins Gesicht bläst (voller W.), desto besser für ihn; im Notfalle hilft auch Seiten- oder halber W., der ihn also von der Seite anweht; birscht er aber mit dem W., also mit Rücken- oder Nackenwind, so braucht er die Büchse nicht von der Schulter zu nehmen. Ist der W. vor Schwäche kaum fühlbar, so geben einige Züge Tabaksrauch über den Luftzug Auskunft, und ist jener nicht

vorhanden, so mache man sich den Finger naß und halte ihn ausgestreckt in die Höhe, wo man bald an dem kühlen Gefühl und Abtrocknen der betreffenden Seite die Richtung merken wird. In den Bergen muß die durch Talzüge leicht wechselnde Windrichtung öfter festgestellt werden als in der Ebene, wo sie, wenn sie sich nicht an Bestandesrändern stößt, dieselbe zu bleiben pflegt. Man unterscheidet O b e r- oder Ü b e r w i n d, wenn er über dem Jäger nach dem Wilde hinzieht, U n t e r w i n d, wenn er unter dem ersteren, z. B. unter der Kanzel wegstreicht; unter W. birschen oder schleichen heißt dies gegen den W. tun. K e s s e l w i n d entsteht, wenn mehrere Täler oder Waldwege aufeinander treffen, an denen der W. sich stößt, so daß er nach verschiedenen Seiten hin weht; vor Gewittern tritt er sehr häufig ein. S c h l e c h t e r W. weht vom Jäger nach dem Wilde hin, gibt also diesem die Witterung. V o l l e r, g u t e r W. bläst dem Jäger gerade von vorn ins Gesicht.

Windbruch s. *Bruch 4.*

Windbüchse, ein Schießgewehr, aus dem das Geschoß nicht durch Pulverkraft, sondern durch die Ausdehnung der in der sog. Windflasche, dem Luftbehälter, eingepreßten und durch Abdrücken plötzlich befreiten Luft hinausgetrieben wird. W. wurden vielfach als Jagdgewehre benutzt; wegen der Begünstigung der Wilddieberei aber in verschiedenen (besonders thüringischen) Staaten für den gemeinen Mann verboten. In Österreich war die von Girardoni konstruierte W. bei den tiroler Landesschützen und auch sonst noch bei einigen Truppenteilen als Armeegewehr eingeführt. Diese W. war ein Magazingewehr, das 20 Kugeln im Magazin aufnahm. Daß ihre Wirkung gut war, geht daraus hervor, daß Napoleon I. den Befehl erlassen hatte, jeden mit einer W. angetroffenen Mann sofort zu erschießen. Die Waffe litt jedoch in hohem Maße an häufigen Reparaturen, so daß sie sich nicht weiter einbürgern konnte. Sie gehört jetzt der Geschichte an und ist nur noch in Waffensammlungen zu finden. W. in moderner Ausführung stellen die verschiedenen Systeme der Luftgewehre dar.

winden, das v
seitens des Wild
rechtzeitig festzuste
den Windfang h
schnüffelnd ein; b
Verhalten wittern
übrigens nur ein S
alle Sinnesorgane
samkeit gestellt w
schließlich der Win

Windfang, Nas
schließlich der Sau

Windhetze, die

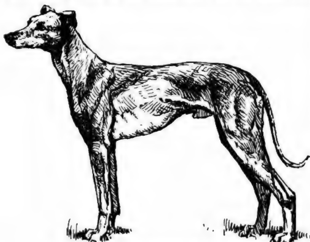
Windhetzer, die
den Jäger.

Wind holen, b
guter, erfahrener J
zu suchen, um das
hunde verlassen oft
Richtung und besch
Nase einen Bogen, b
bzw. sich geholt hab
sich W., z. B. der
trauische Rehbock.

Windhund. D
ältesten hausbar ge
findet Abbildungen
alten Pharaonengrä
unseren W. sehr äh
alten Griechen kannt
Jagd. Im Mitte
großen für die Hetzj
landjagen) Verwe
Hirschhunde oder Hi
für das geringere W
winde, die leichten,
hießen Beizwinde.
Hetzjagden erlosch
Jagdlich finden lan

1. Langhaariger Windhund (B

Barzois, heute noch in Rußland zur Hetze auf Wölfe Verwendung. In England hat das Hetzen mit glatthaarigen W. (Greyhounds)



2. Glatthaariger Windhund (Greyhound).

auch gegenwärtig eine sportliche Bedeutung, und zwar erfolgt die Hetze auf Hasen. Die Hetzen werden von verschiedenen Klubs veranstaltet, und die dabei zur Verteilung gelangenden Preise sind sehr bedeutend. In Deutschland hat sich dieser mit einer pfleglichen Behandlung der Jagd natürlich unvereinbare Sport nicht einbürgern können. Nur in Mecklenburg, Pommern und den angrenzenden Gebieten wurde früher — und wird vielleicht heute noch — stellenweise mit W. auf Hasen und Füchse gejagt.

Windleinen, die Leinen am hohen Zeug, die, an den Oberleinen befestigt, von der Richtung dieser winkelig abgehen und, im Boden angeheftelt, die Tücher vor der Gewalt des Windes aufrecht erhalten.

Wind suchen s. *Wind holen.*

Winterhaar, das Haar des Haarwildes, das ihm gegen den Herbst hin gewachsen ist und, um vor der Winterkälte zu schützen, dichter und wolliger ist; oft ist es von anderer Färbung als das Sommerhaar, manchmal, so z. B. beim Rehwilde, wesentlich verschieden von jenem.

Wintermöwe s. *Möwenartige Vögel I, 2* und *II, 1.*

Winterstand, die Örtlichkeit, in der das Wild den Winter über zu stehen pflegt, oder die Stückzahl, welche nach dem etatsmäßigen Abschuß zur guten Zeit als Stamm über Winter gehegt wird.

Wipfelfeuer s. *Waldbrände.*

Wirbeltiere haben zwar ihren Namen von der Wirbelsäule, doch ist diese bei den niedrigsten Formen noch nicht ganz ausgebildet, sondern auf dem Stadium, in dem sie nur als Zellstrang mit häutigen Hüllen (Rückensaite, Chorda dorsalis) erscheint, stehen geblieben. Bei den höheren Formen verknorpelt und verknöchert dann diese Körperachse zur eigentlichen Wirbelsäule. Das Nervensystem besteht aus Hirn und Rückenmark nebst zugehörigen Nerven. Das Herz liegt bauchseitig in einen Herzbeutel eingeschlossen. Die Atmungsorgane entstehen aus dem Darm. Die Geschlechter sind fast immer getrennt und die Fortpflanzung stets geschlechtlich. Zu den W. gehören die Klassen der Schädellosen, der Fische, von denen man bisweilen als besondere Klasse die Rundmäuler (Neunaugen usw.) abtrennt, der Lurche, der Kriechtiere, der Vögel und der Säugetiere.

Wirtschaftsstreifen s. *Gestelle.*

Wisch, ein mit Stroh oder Schilf verblendeter Kahn, von dem aus Wasserwild geschossen werden soll.

Witterung (Wittrung), 1) scharf riechende, natürliche oder künstlich hergestellte Lockmittel für Raubzeug. Die natürlichen Lockmittel bestehen aus dem natürlichen Fraße, z. B. lebenden Tieren, frischen oder in Verwesung übergegangenen Tierkörpern oder Teilen derselben, während die künstliche Witterung durch Beimischen von scharf riechenden Sachen, z. B. Zwiebel, Foenum graecum, Kampfer usw. zu rohem, gekochtem oder gebratenem Fleisch usw. hergestellt wird. Die frühere Lehre, mit diesen scharf riechenden Sachen die im Boden versteckten, bzw. mit Erde usw. verblendeten Fangeisen zu bestreichen, um durch den Geruch die zu fangenden Raubtiere zu täuschen und von dem Vorhandensein der Fangeisen abzulenken, ist falsch, da das Raubzeug durch den aus dem Boden kommenden Geruch geradezu auf das sonst nicht von ihm gewitterte Fangeisen aufmerksam gemacht und dadurch zum Nachkratzen veranlaßt wird. 2) W. auch die bei ver-

schiebenem Wetter verschieden starke Ausdünstung aller Wildarten, die der Hund direkt vom Wilde und auch längere oder kürzere Zeit nach Entstehen der Fährte oder Spur riecht, wittert; ebenso die Ausdünstung des Menschen, die der Nase des Wildes und Hundes direkt durch den Luftzug zugetragen oder mittelst der Sohlen und des Oberleders der Fußbekleidung auf dem Boden bemerkbar wird. Alle Witterung breitet sich durch den Wind trichter- und dicht über dem Boden strahlenförmig aus. Sie gewinnt daher mit zunehmender Entfernung vom Orte des Entstehens an Ausdehnung, verliert dagegen an Stärke. — Können Wild und Hund wegen ungünstigen Windes oder zu trockener, zu heißer oder zu feuchter Luft nicht hinreichend sicher wittern, so fehlt ihnen die W.

Witzlebengeschosse s. *Flintenlaufgeschosse.*

Wolf (Canis lupus L., C. lycaon Schreb., Lupus vulgaris Briss.; Isegrim), Raubtier aus der Familie der Hunde.

Weidmännische Ausdrücke.

Der W. hat Gehöre, Seher, Gebiß, Fänge, Klauen, eine Decke oder einen Balg, eine Fährte, Rute oder Standarte, Fleisch und Fett. Er gehört zur hohen Jagd, daher weichen einzelne Benennungen von denen beim Fuchse usw. ab. Die Betätigung des Begattungstriebes heißt Ranzen, die betreffende Zeit Ranzzeit; das Gebären Wölfen; sein Ruheplatz Lager. Der W. reißt, raubt und frißt den Raub. Eine Gesellschaft von W. heißt Rotte.

Beschreibung.

In seiner äußeren Erscheinung erinnert der W. an einen starken, hochläufigen Schäferhund mit grobem, ziemlich spitzschnauzigem Kopf und mittellanger, bis zum Sprunggelenk reichender Rute. Die Gehöre sind dreieckig, aufgerichtet, die Seher liegen etwas schief, der Hals ist sehr kräftig. An den Vorderläufen befinden sich 5, an den Hinterläufen 4 Zehen mit nicht zurückziehbaren Klauen, wie bei allen hundeartigen Tieren. Die Wölfin besitzt 8 bis 12 Zitzenpaare. Die Färbung ist im allgemeinen graugelblich mit schwarzen Grannen durchsetzt, an den Läufen mehr rostfarbig, an Lefzen, Bauch und Innenseite der Hinterläufe mehr weißgelblich. In der Schultergegend bemerkt man oft eine sattelartige, dunkle Zeichnung. Im Gesamtton ändert die Färbung ziemlich ab, auch kommen schwarze und im hohen Norden weiße W. vor, letztere als Albinos mit roten Sehern auch in anderen Gegenden. Länge etwa 1,15 m, Rute 45, Vorderhöhe 85, Kopflänge 26, Gehöre 11 cm. Ein in der Kgl. Oberförsterei Turoscheln im Januar 1913 erlegter Wolfsrüde wog 46,5 kg, ein zu derselben Zeit in der Oberförsterei Nothwendig

(Posen) gestreckte
Tritte waren
lang, 11,5 breit,
als die eines Vor
Gebiß, sowie das
inneren Organe äh
großer Haushunde,
weg stärker als
Doggen usw.

Der W. ist hi
vorn und macht i
Eindruck, als sei er
sind überaus scha
genug aus dem St
nicht hinlänglich
rungen zur Jagd a
ist er feig, und nu
durch den quälender
er dem Menschen
Mit Hilfe seines
mag er einen krä
weit wegzuschleppen
bret und Aas sind s
Zeiten der Not auch
selbst Obst, Schwän
Hunger gar nicht n
will. Bricht er in
reißt er viel mehr,
und schleppt schließli
in Ruhe zu fressen.
von einer Hundespu
nicht ganz leicht ist, so
Der W. schnürt gan
nicht; der Tritt ist lä
als beim Hund; der S
weil er stets trabt. Tra
einander, so treten si
die Fährte des vorder
eines starken Hundes
sächlich gegen Abend,
antritt, und bei den
stehen schief im K
Hunde zutrifft.

Verbreitu

Wenngleich die W
Ländern gänzlich v
doch im allgemeiner
Frankreich, Spanien
land ist er stellenweis
noch in der Schweiz
Europa, wo man ei
Schlag als Rohrwolf
noch in Rußland,
In Deutschland find
noch in einzelnen
Fast alljährlich wed
Rußland sowohl al
bei uns ein, die
bis nach Brandenb
Stück im Forste de
(Neumark) erlegt w

und Posen werden fast in jedem Winter Wölfe geschossen. Wo es ihm gut geht und er sich stecken kann, ist der W. zu Hause, gleichviel ob im Berg- oder Flachland, im Wald oder in der Steppe; selbst große Brücher, Röhrichte und ähnliche Örtlichkeiten bezieht er. Meist weit umherstreifend, wechselt er häufig seinen Aufenthalt, kommt aber an einen auserwählten Lieblingsplatz wieder zurück.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Gemeingefährlichkeit des W. ist allgemein bekannt; er raubt ganze Wildbahnen aus und kann sogar die Viehzucht in Frage stellen. Seinen Raub reißt er meistens zur Nachtzeit, da ihn die weiten Streifzüge zur Ruhe bei Tag nötigen, dieser ihn auch zu sehr gefährdet; wo dies aber weniger der Fall ist, trabt er auch bei Tage die Gegend ab. Im Frühjahr treibt er sich meist einzeln umher; zum Winter aber schlägt er sich in Rotten zusammen und macht dann das Land unter Führung eines alten, pfadkundigen Gesellen unsicher, welcher abends die Rotte zum Rauben zusammenheult. Wo der W. sein Wesen treibt, merkt der aufmerksame Jäger bald, teils an den Überresten gerissenen Wildes, teils auch an dessen großer Scheu, und wird der W. nicht bald erlegt, so ist besonders und zunächst der Rehstand sicher bald ruiniert, da der W. das Reh am leichtesten beschleichen und fangen kann. Im Herbste schleicht er meist einzeln umher, sowohl auf waldfreien Örtlichkeiten als in Wäldern, und raubt am liebsten Schafe, unter die er auch am Tage vor den Augen des Hirten einbricht. Die Schafe ergreifen zwar die Flucht vor ihm, bleiben aber bald stehen und starren ihn an, wodurch er Zeit gewinnt, sich eins, auch mehrere zu holen. Zwar gelingt es ihm auch wohl, ein einzelnes Pferd oder Rind zu beschleichen, doch wo diese Tiere draußen zu sein gewöhnt, auch im Notfalle sich selbst zu verteidigen genötigt sind, wird ihm diese Absicht oft gründlich verleidet, indem die Pferde der Steppen ihre Füllen in die Mitte nehmen und sogar der angreifende Teil werden, wobei ihre scharfen Hufe in energische Tätigkeit kommen. Auch die Rinder nehmen ihn bald an, und gerät er unter eine ihn kennende Schweineherde, so wird er sicher in Stücke zerrissen; an diese Kämpfe gewöhnte Herden werden sogar Hunden gefährlich. Diese jagt der W. auch, wo er kann, lockt sie durch scheinbare Flucht vom Gehöft weg; dem einzelnen Hund wird dann durch einen zweiten W. der Rückweg abgeschnitten. Helfen diese gewöhnlichen Mittel nicht, so legt der W. sich stundenlang in den Hinterhalt, gern in die tief ausgefahrenen Geleise von Wegen und Straßen.

1. Wolf, trabend. 2. Wolf, flüchtig.
($^1/_{10}$ nat. Gr.)

Die Ranzzeit dauert während des ganzen Winters, hauptsächlich während des Januar und Februar, da die Wölfinnen zu sehr ungleicher Zeit hitzig werden, obgleich es jede nur, wie eine Hündin, etwa 14 Tage lang bleibt. Nach etwa 9 Wochen welft die Wölfin in einem sicheren Versteck 4 bis 6 in den ersten drei Wochen blinde Junge, verteidigt sie nicht ohne Mut, trägt sie aber lieber im Fang in ein anderes Versteck, wenn sie irgend welche Gefahr merkt.

Jagd, Fang.

Die Wolfsfährte ist bereits beschrieben und wird auch ohne Schnee dem Jäger auffallen; aber selbst in zweifelhaften Fällen, also bei nur unklar abgedrückter Fährte, wird er ihr seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, da ein starker, im Walde sich umhertreibender Hund ebenso gefährlich werden kann wie ein W. Früher machte man eingestellte Jagen mit dem Wolfszeug und hatte auch alle Ursache dazu, die Jagden von polizeilicher Seite anzuordnen, als und solange der W. eine Landplage bei uns war, wie er es heute noch in anderen Ländern ist. In den Bezirken aber, wo nur gelegentlich ein oder einige Wölfe aus der Nachbarschaft einwechseln, begnügt man sich mit der Treibjagd. Bei dieser sucht man den Distrikt, in dem sie stecken, entweder mit Schützen ganz zu umstellen, oder diese und die Treiber in Haken gegeneinander anzulegen, so daß sie von vornherein Fühlung miteinander haben. Die Triebe müssen sehr groß genommen werden. Nötigenfalls kann ein Teil des Treibens verlappt werden. Die unbedingteste Stille bei allen solchen Vorkehrungen ist aber notwendig, denn besonders da, wo der W. nicht heimisch ist, ist er von verdoppelter Aufmerksamkeit und schleicht sofort, möglichst gegen den Wind, wobei ihn seine unfehlbare Nase leitet, so still davon, daß er oft schon über die Grenze ist, wenn das Treiben eben seinen Anfang nimmt. Vor den Treibern schleicht er vorsichtig hin und her, drückt sich, bricht aber endlich schnell durch. Ist der W. gefehlt, so hat auch die Jagd ihr Ende, da er nun sehr weit davontrabt, ehe er sich steckt, diese Gegend längere Zeit meidet, auch wohl, wenn er ihr fremd war, überhaupt nicht wiederkehrt. Wo W. häufig sind und daher regelmäßige Jagden stattfinden, werden solche Treiben natürlich öfters wiederholt. Von Nutzen sind dabei Bracken, welche den W. scharf jagen, was freilich nicht alle tun, weshalb eine gute Wolfsmeute von Wert ist. In Südrußland und in den Donauländern, wo der W. häufig in großen Röhrichten steckt, werden diese mit Schützen umstellt und von solchen Bracken abgejagt. Außerdem stellen sich Pikeure mit starken Windhunden da auf,

wo ihnen eine gute
jagen die Bracken
und bringen Isegr
gefehlt, so daß er
der nächste Pikeur
die ihn auf freiem
im wilden, wirbel
abgewürgt haben,
ihn im Notfalle m
seiner Hetzpeitsche
tot schlägt. Ein an
angeschossener W.
Flucht, daß eine Be
wenn nicht scharf j
sind, denen beritte
aber auch dann wird
Der W. hat eine W
zuwider sein muß, d
die wenigsten, sell
auf ihn jagen, die
wenn sie die Fährte
finden, das Haar
abgehen.

Eine eigentümli
essante Jagd auf de
Anheulen bewi
alte Wölfin im Aug
Jungen weg und auf
sie niemals, in gen
Jungen zuzuheulen,
Hierdurch ist es mö
festzustellen, was se
Aufgabe für den Jä
Nestwölfe zu vernu
Jäger mit sachkundig
bis in die Nacht hine
geheul der alten Wö
haben, dann umstell
nächsten Abend und
auf das Geheul, bis
erstorben ist. Nun h
die Stimme der a
ähnlich nachzuahme
jungen W. an und m
von welcher die Antw
pausen von einigen
heulen wiederholt, b
festgestellt ist; doch
sich sehr hüten, irge
Anwesenheit zurückzu
die W. nicht gena
bleiben, da sie im
weglicher werden, s
einen gewissen Distril
diesem die Wechsel
zurück festgehalten.
Jagd geschritten un
Schützen so dicht wie
Benutzung von Jagd
aber nicht vor 10 bi
umstellt, damit man

der alten Wölfin sicher ist. Darauf werden die jungen Wölfe nochmals angeheult, worauf sie trotz der Anwesenheit der Alten antworten, und nun beginnt das Treiben gegen die Schützen zu oder, wenn der Distrikt ganz von Schützen umstellt ist, gehen die Treiber im Jagen hin und her. Hat man Bracken, so läßt man diese die Wölfe jagen, worauf sie bald vorkommen, und sollten auch die alte Wölfin und etwaige im Treiben steckende Wölfe gefehlt werden oder durchbrechen, so sind die Jungen eine sichere Beute, da sie sich nicht entschließen können, ihre Heimstätte zu verlassen. Die Kosaken und andere Steppenbewohner jagen den W. parforce, indem ihm ein Reiter nachjagt und den erschöpften und alsdann sehr feigen Räuber mit seiner schweren Peitsche totschlägt. Bei den Tataren werden Steinadler auf Wölfe abgetragen.

Der Ansitz auf Wölfe kann nur beim Luder oder bei einem zum Schreien veranlaßten Lamme oder Ferkel oder einer angepflockten Ziege, Gans oder Ente Erfolg haben, aber selbst dann ist er mißlich, wenn nicht ein Hochstand, also eine Kanzel, zur Verfügung ist. Das Luder muß, wenn es der W. annehmen soll, auf einer Blöße liegen; denn in der Dickung ahnt Isegrim Verrat, zumal er nicht um sich äugen kann. Liegt aber auch das Luder auf einer Blöße, so umkreist es der W. erst ferner, dann näher und wittert den Jäger jedenfalls, was auf dem Hochsitze so leicht nicht zu befürchten ist. Der Jäger, der den Hochsitz benutzen will, begibt sich, um keine frische Menschenspur für den mißtrauischen Wolf zu hinterlassen, am besten im Schlitten oder vom Pferde direkt auf den Hochsitz. Ein ebenfalls berittener Begleiter oder der Kutscher des Schlittens bringen das Reitpferd bzw. den Schlitten sofort weg. Spürt man, daß sich die Wölfe stark angeludert haben, so darf man annehmen, daß sie in einer der nächsten Dickungen stecken, da sie alsdann nicht gern weit wegtraben. Glückt es, den Ort still und schnell zu umstellen, so kommen sie leicht zu Schuß; freilich entscheidet aber auch dieses eine Treiben, denn sie traben sehr weit fort, wenn sie mit heilem Balge davonkommen.

Wo Wölfe noch häufig sind, legt man auch Wolfsgruben oder Wolfsfänge an, etwa 4 m tiefe, 3 bis 4 m im Quadrat umfassende Gruben, in deren Mitte ein Pfahl mit darauf befestigter Scheibe angebracht wird, auf welcher als Köder eine Ente oder ein Schaf, am besten lebendig, befestigt wird. Die Öffnung der Grube wird mit dünnem, durch Schafsmist verwittertem Reiserwerk leicht überdeckt, so daß der W. hindurchfällt, wenn er den Köder sich aneignen will. Auf dem Boden kann man noch 1 bis 2 gespannte und mit Erde bedeckte, starke Tellereisen mit Kette und Anker legen, in welchen sich der in der Grube umherlaufende W. sofort fängt. Ein Entkommen des W. ist unter diesen Umständen unmöglich; er wird sodann in der Grube erschossen.

Man kann den W. auch mit Strychnin vergiften, indem man das Gift in faustgroße Fleischstücke durch Einschnitte so eindrückt, daß kein Strychnin außen am Fleische haftet. Die vergifteten Fleischstücke legt man an einem von Wölfen angenommenen Luder aus. Bekanntlich verenden derart vergiftete Tiere nach so kurzer Zeit, daß man sie meistens nicht weit vom Luderplatze findet.

Gefangenen oder krankgeschossenen Wölfen gibt man den Fangschuß. Der W. wird wie jedes andere Raubzeug gestreift und liefert zwar ein sehr brauchbares Rauhwerk, doch behält dies jahrelang einen widerlichen Geruch. Man nennt solche Bälge Wildschuren. Sie geben schöne und warme Decken auf Wagen und Schlitten.

Literatur: Brehms Tierleben; C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

wölfen (welfen), das Gebären des Wolfes und Hundes.

Wolfsgärten, umzäunte Plätze, die so eingerichtet waren, daß der eingedrungene Wolf den Ausgang nicht wiederfand, daher oft stundenlang im Kreis umherlief. G. L. Hartig beschrieb einen solchen in seinem „Forst- und Jagdarchiv", ebenso im „Lehrbuch für Jäger". Da der Wolf die Tuchlappen sehr scheut, so sind diese ein bewährtes Mittel, ihn an der Flucht zu hindern, besonders, wenn die Lappen durch angestellte Mannschaft stets in Bewegung gehalten werden. An einer Seite stellt man fängisch gestellte Netze vor und läßt den Wolf gegen sie treiben; wird er vor den Netzen scharf getrieben, so fällt er meist hinein, verwickelt sich und wird erschlagen.

Wolfsgrube s. *Wolf*, Jagd.

Wolfsklauen, die an den Hinterläufen mancher Hunde befindlichen, losen, verkümmerten Zehen und Krallen, die auf der Innenseite und höher stehen als die vier anderen. Es herrschte früher der Aberglauben, daß Hunde mit W. der Tollwut nicht unterworfen seien.

Wolfssproß, eine zuweilen beim Wapiti gebrauchte Bezeichnung für den auf den Mittelsproß nach oben hin folgenden Sproß, der, in der Regel ungeteilt, sich durch besondere Stärke auszeichnet. Hier und da wird der Ausdruck W. auch wohl beim Rothirsch angewendet, wo er jedoch keine Berechtigung hat. Eher würde er auf den *Maral* passen, wo der genannte Sproß auffallend stark entwickelt ist.

Wolle, das Haar der Hasen und Kaninchen, sowie das Grundhaar der Sauen und des Raubzeuges im Winter.

worgen (würgen), der eigentümliche Ton des Auerhahnes, wenn er sich in der Balzzeit am Abend auf seinem Standbaum soeben eingeschwungen hat; das Verhören dieses Tones ist wichtig, wenn man den Auerhahn demnächst anspringen will.

Wundbett, das Bett, in dem ein krankes (angeschweißtes) Stück Schalenwild sitzt.

Wunden beim Hunde. Die Heilung der W. ist meist von der ersten Behandlung abhängig. Reine W. dürfen nicht durch schmutzige Finger, Instrumente, Leinwand, Schwämme, Binden usw. verunreinigt, unreine müssen so bald als möglich gründlich gesäubert werden. Man schneidet zunächst mit einer krummen Schere die Haare in der Umgebung der W. ab und wäscht mit Schmierseife und klarem Wasser die Umgebung energisch, die Wunde selbst aber vorsichtig unter Zuhilfenahme eines Bausches Wundwatte, im Notfalle reiner Leinwand, sorgfältig ab. Nur wenn das Blut in weitem Strahle aus einer verletzten Arterie fließt, muß diese Vorreinigung unterlassen werden. Der Arzt erfaßt das verletzte Gefäß in diesem Falle mit einer zu solchem Zwecke besonders eingerichteten Pinzette oder umsticht es mit einer chirurgischen Nadel und unterbindet es mit Seide, so daß die Blutung zum Stehen kommt. Der Laie wird nicht in der Lage sein, diesen Eingriff vorzunehmen, er legt statt dessen einen Druckverband an. Dieser besteht aus einem Bausche Verbandwatte oder Mull, im Notfalle einem mehrfach zusammengefalteten Stück reiner Leinwand, welches Material in 2prozentiges Kreolinwasser getaucht ist, und einer Binde, mit der Watte, beziehungsweise Mull oder Leinwand gut befestigt werden. Solcher Verband darf jedoch höchstens zwölf Stunden liegen bleiben; innerhalb dieser Zeit wird der Tierarzt zur Stelle oder auch die Blutung durch Gerinnen des Blutes gestillt sein. Man hüte sich, das geronnene Blut aus der Wunde zu entfernen, weil man dadurch die Blutung aufs neue hervorrufen könnte.

Nachdem die Vorreinigung der Wunde ausgeführt ist, beginnt man mit der Anwendung von Desinfektionsflüssigkeit. Man benutzt am besten 2- bis 3prozentiges Kreolin- oder Lysolwasser. Auch Karbolwasser, ferner eine Lösung von Sublimat in Regenwasser im Verhältnisse von 1 : 1000 oder essigsaure Tonerde, mit gleichen Teilen Wasser vermischt, können zur Wunddesinfektion Verwendung finden. Das Auswaschen der Wunden wird vermittelst eines Bausches Verbandwatte oder des Irrigators, im Notfalle

mit Hilfe eines s
bewerkstelligt.

Nachdem die W
gereinigt und mi
ist, sucht der Arzt
Naht zu vereinige

Ist das Nähe
Wunde durch ei
Überpinseln mit
dium) gegen das E
Spaltpilzen geschü
aus entfetteter, kei
Binden. Die Watt
gelegt, so daß sie
gebung vollständig
so umgewickelt, d
und vor Schmutz
sich für unsere Zw
breite und bis 1,5
gestärkter Gaze angefertigte Binden. Diese werden vor dem Gebrauche in Kreolinwasser getaucht, ausgedrückt und darauf umgewickelt. Die appretierten Gazebinden haben vor den Mullbinden den Vorteil, daß sie nach dem Trocknen eine steife Hülse bilden, auf diese Weise das umwickelte Glied ausgezeichnet schützen u
Grade auch feststelle

Die meisten Hun
durch Knabbern und
zu zerstören, und in
sächlich unmöglich,
hindern. Der Rege
durch Anlegen eines
derer Teil aus did
Leder besteht. Ge
trotzdem, den Verb
handelt man die W
reinigt sie ein- bis
Kreolinwasser, nach
den Tierarzt mit
Abfluß des Eiters g
ist zu wechseln, wen
gelockert hat, durch
wärme nennenswer

Quetschung
wirkung eines stum
standene Verletzung
Quetschung bestehen
haftigkeit und Funkt
Körperteiles. Die

von Blut- und Lympheaustritt aus zerrissenen Gefäßen. Häuft sich das Blut herdweise unter der Haut an, so spricht man von einer Blutgeschwulst. Diese sieht man besonders am Kopfe sehr häufig, der durch die Schwellung oft ganz verunstaltet wird.

Man behandelt die Quetschungen mit kühlenden Umschlägen (Eiswasser, Bleiwasser) und sucht durch Druckverbände oder Massage das Aufsaugen der Flüssigkeit zu beschleunigen. Größere Flüssigkeitsbeulen werden mit dem Messer geöffnet, worauf die Innenfläche der Höhle der gewöhnlichen Wundbehandlung unterzogen wird.

Brandwunden leichteren Grades geben sich zu erkennen durch Rötung, Schwellung und starke Schmerzhaftigkeit der Haut; Brandwunden zweiten Grades durch Blasenbildung, solche dritten Grades durch Zerstörung der Haut (Brandschorf) und Eiterung. Die Behandlung besteht im Auftragen eines aus gleichen Teilen Kalkwasser und Baumöl bestehenden Linimentes. In Fällen schwerer Verbrennung muß ein Wundverband angelegt werden.

Schlangenbisse (Kreuzotterbisse) nehmen folgenden Verlauf: Bald nach dem Bisse entwickelt sich an der Bißwunde eine bläulichrote, sehr schmerzhafte, meist teigige Anschwellung, die nach dem Herzen zu fortschreitet. Die Atmung wird erschwert, es tritt Erbrechen ein und schließlich erfolgt totale Lähmung. Behandlung: Sofort ein Band oberhalb der Bißstelle fest umschnüren, dann die Wunde mit Salmiakgeist, Chlorwasser, Jodtinktur, Chromsäure oder Kalilauge behandeln. Man kann das Gift auch durch Anwendung des Glüheisens oder des Höllensteinstiftes zerstören. Nachdem dies geschehen, wird die Schnur gelöst und dem Patienten Kognak oder Schnaps eingegeben.

Wurf, 1) die von einer Hündin gleichzeitig gewölften Jungen. 2) Der Rüssel des Schwarzwilds (s. *Ober-* und *Unterwurf*).

Wurftauben s. *Tontauben.*

Würgebohrung (engl. choke-bore), die Mündungsverengung der Flintenläufe. Je nach ihrer Stärke unterscheidet man schwache, mittlere und starke W. Durch die W. wird die Streuung verringert; gleichzeitig nimmt auch die Verdichtung der Schrote nach der Mitte zu.

Würgefalle s. *Fallen II, 4.*

würgen, wenn Hunde Raubzeug totbeißen; auch wenn die Windhunde den Hasen gefangen haben, w. sie ihn (s. a. *worgen*).

Würgfalke s. *Edelfalken I, 2.*

wurmen, wenn die Schnepfe mit dem Stecher den Boden nach Würmern durchsucht.

wurzeln, das Stechen des Dachses im Boden nach Erdmast.

Wüstenbussard s. *Bussard 2.*

Z.

Zahn, 1) die stachelartigen Spitzen an den Bügeln mancher Fangeisen. — 2) Der spitze Ausschnitt am Oberschnabel der Falken und Würger.

Zahnlehre. Wie bei manchen Haustieren, so kann man auch z. T. bei den Wildarten am Gebiß das Alter der Stücke feststellen, besonders während der ersten Lebensjahre. Die einzelnen Zähne pflegen zu ziemlich bestimmten, meist nur geringen Schwankungen ausgesetzten Zeiten aufzutreten bzw. gewechselt zu werden, so daß man darin einen brauchbaren Anhalt zur Altersbestimmung hat. Näheres bei den einzelnen Wildarten.

Zährte s. *Karpfenfische IX, 2.*

Zain, der, Bürzel (Schwanz) des Dachses.

Zalat s. *Karpfenfische XI, 1.*

Zander s. *Barsche II, 1.*

Zedlitz-Neukirch, Frhr. v., s. *Hegewald.*

Zeichen, gewisse Merkmale auf dem Boden, an Sträuchern und Bäumen, nach denen man Geschlecht und Stärke eines Stückes Rotwild ansprechen kann (s. *Fährtenzeichen*); hinsichtlich des Verhaltens und der Z. des angeschossenen Wildes s. *Schußzeichen.* Gutes Z. ist die Folge eines tödlichen Schusses.

zeichnen, 1) die Folge der Einwirkung des Schusses auf das getroffene Wild (s. *Schußzeichen*). 2) Der Hund zeichnet (markiert), wenn er durch sein Benehmen kundtut, daß er Wild wittert. Meist verändert er dabei die Richtung und windet in der Richtung, in der er das Wild vermutet. Auch der Uhu auf der Hütte z. (m.), wenn er durch Stellung und Gebaren das Anstreichen von Raubvögeln ankündigt.

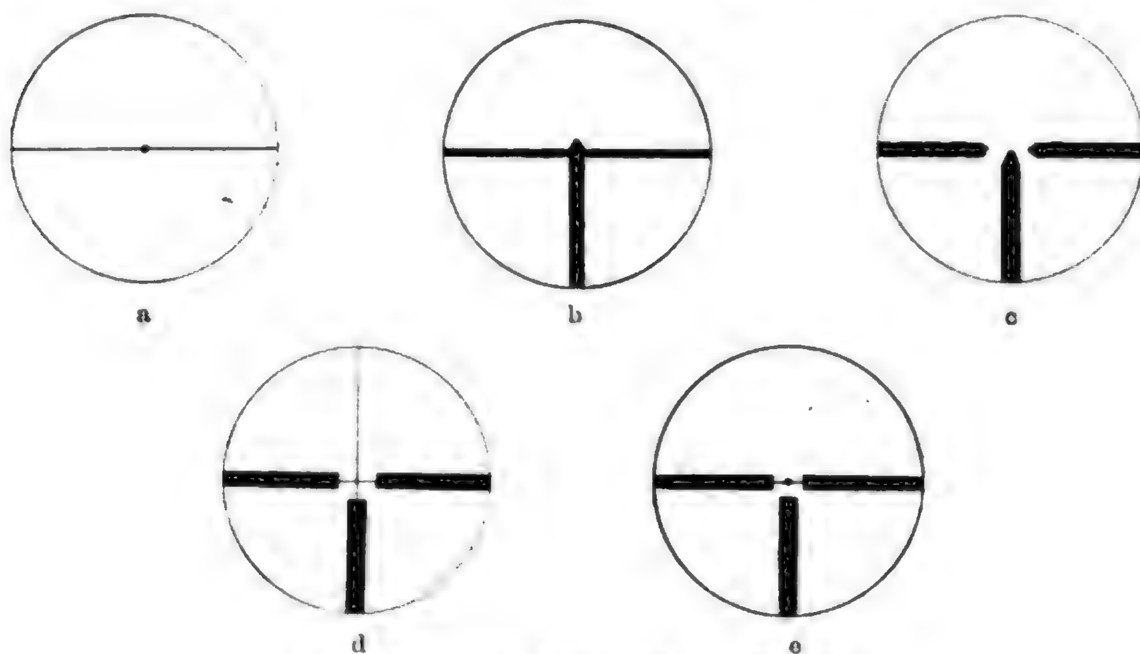
Zentralfeuerpatronen, Patronen, bei denen sich das Zündhütchen in der Mitte des Hülsenbodens befindet.

zerlegen, bereits zerwirktes, ausgewirktes (s. *aufbrechen*) Wild für den Küchengebrauch zerkleinern; am Hasenbraten läßt man nur den Rücken und die Keulen, alles übrige ist Kochwildbret.

zerwirken, ein Stück Schalenwild aus der Haut schlagen (abschwarten) und dann in einzelne Teile zerlegen; s. *aufbrechen.* G. L.

image
not
available

Absehen nach Abb. 3c—e bei richtigem Abkommen, selbst bei schlechtestem Licht, nicht passieren, weil das eigentliche Absehen immer im ideellen Kreuzungspunkt der 3 starken „Balken“ liegt, und man deshalb beim Zielen mit den starken „Balken“ nur auf den Wildkörper zu gehen braucht. Anders liegt der Fall beim Absehen nach Abb. 3b; hier ist bei schlechtem Licht die überragende feine Zielspitze nicht mehr zu sehen und man geht dann unwillkürlich leicht zu voll ins Ziel hinein, hat Hochschuß oder überschießt das Wild. Die Absehen nach den Abb. 3c—e bieten aber außerdem noch den Vorteil, daß sie gleichzeitig ein sehr gutes Hilfsmittel zum Schätzen der Entfernung des nutzung seiner optischen Eigenschaften gewährleisten soll. Hierzu ist besonders erforderlich das richtige Einhalten des dem Zielfernrohr eigenen Augenabstandes, so daß also der Besitzer eines mit Zielfernrohr versehenen Gewehres im normalen Anschlag auch sofort den vollen Sehkreis (Gesichtsfeld) des Fernrohres überblicken kann. Dies ist dann der Fall, wenn sich (im normalen Anschlage) das Auge in der sog. hinteren Austritts-Pupille des Fernrohres befindet, wie dies Abb. 1 und 4 zeigen. Da die z. Zt. gebräuchlichen Fernrohre einen Augenabstand von etwa 7 bis 8 cm besitzen, so muß also das Auge im richtigen Anschlag um 7 bis 8 cm von der letzten Fläche der dem Auge zugekehrten Linse entfernt



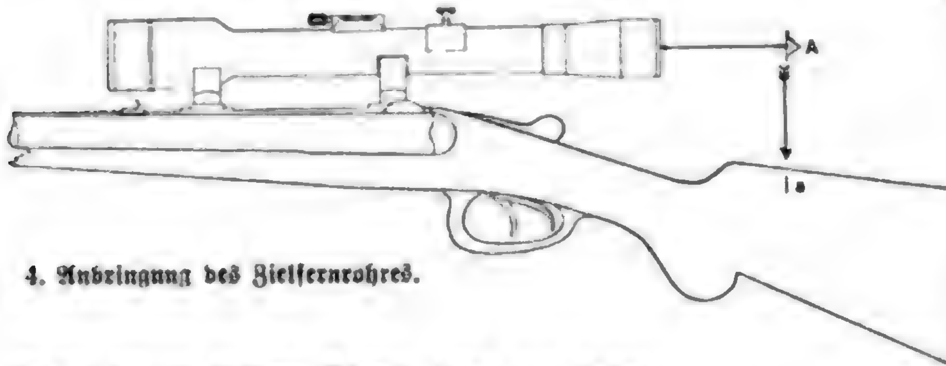
3a—e. Verschiedene Absehen des Zielfernrohres.

Wildes bieten, indem der Zwischenraum zwischen den beiden starken Horizontal-Balken oder Fäden so abgestimmt ist, daß z. B. auf 100 m ein breitstehender Rehbock dazwischen geht. Ist der Bock näher wie 100 m, so erscheint er größer wie der Zwischenraum; mit zunehmender Entfernung (also über 100 m hinaus) wird der Bock aber immer kleiner wie der Zwischenraum, bei 200 m Entfernung erscheint der Bock dann gerade so groß, daß er den halben Zwischenraum, beim Absehen nach Abb. 3d z. B. den Raum zwischen dem feinen Vertikalfaden und dem Ende des linken oder rechten dicken Balkens einnimmt. Bei 150 m Entfernung entspricht die scheinbare Größe des Bockes $^3/_4$ des Zwischenraumes zwischen den beiden dicken „Balken“.

Das Anbringen eines Zielfernrohres muß mit besonderer Sorgfalt geschehen, wenn das Zielfernrohr eine vollständige Aus- sein. — Empfehlenswert beim Gebrauch eines Zielfernrohres ist immer die Verwendung einer auf dem Okulare befindlichen Augenblende aus Gummi, weil sie erstlich dem Schützen sofort die richtige Lage des Auges bestimmt und weil man zweitens mit ihr jedes störende Licht vom Auge fernhalten kann. Vielfach werden derartige Blenden nicht nur aufsteckbar, sondern auch unverlierbar mit dem Okular verbunden. Abb. 5 zeigt ein auf einem Drilling befestigtes Zielfernrohr mit unverlierbar angebrachter Gummiblende.

Für die Erleichterung der Wahl eines Zielfernrohres mögen folgende Anhaltspunkte dienen: Je geringer die Vergrößerung, desto größer das Gesichtsfeld, je stärker die Vergrößerung, desto kleiner das Gesichtsfeld. Zielfernrohre, welche also vorwiegend zum Schießen auf flüchtiges Wild dienen sollen, müssen eine tunlichst schwache Vergrößerung

und großes Gesichtsfeld haben, für Zielfernrohre hingegen, welche vorwiegend zum



4. Anbringung des Zielfernrohres.

Anstand am späten Abend oder gar beim Mondlicht dienen sollen, ist bei genügender Lichtstärke (große Objektiv-Öffnung) auch eine starke Vergrößerung, die den Schützen bei dem an und für sich schlechten Licht das Wild besser erkennen und ansprechen läßt, von großem Nutzen. Die Vergrößerungen der z. Zt. gebräuchlichen Zielfernrohre schwanken

5. Zielfernrohr mit Augenblende.

zwischen + 2½ und + 10. Als beliebteste Vergrößerung wird man die 5fache bezeichnen können.

Ausführlicheres über das Zielfernrohr findet sich in der Broschüre „Das Zielfernrohr" von C. Leiß.

Zielmunition, Übungsmunition mit schwacher Ladung zum Schießen auf kurze Entfernungen.

Zielpunkt, der Punkt, auf den man Visier und Korn einrichtet, um das Ziel zu treffen. Der Z. fällt mit der Mitte des Zieles zusammen, wenn das Gewehr auf die betreffende Entfernung Fleckschuß hat. Ist die Entfernung geringer, so liegt er tiefer, bei weiterer höher.

Ziemer (Zimer), 1) der Rückenbraten vom Schalenwilde. Beim Rotwilde kann er in Vorder- (Blatt-), Mittel-, Blum- und Wedelziemer zerteilt werden. — 2) s. *Drosseln 2.*

Zinken s. *Jagdhorn.*

Zippdrossel (Zippe) s. *Drosseln 1.*

Zirpente s. *Enten I, 4.*

Zobel s. *Karpfenfische IX, 4.*

Zope s. *Karpfenfische IX, 3.*

Zopf, der obere, in der Baumkrone liegende Teil des Stammes.

Zopfente s. *Enten II, 5.*

Zopftrocknis, 2
Baumteile infolge

Zuckerrübe s. *H*
Zu Feld schießen
Stückes Feldwild, d
wird (s. a. *zu Holz*
Zug, 1) das Wan
jahr und Herbst; 2) i
Wanderungen in se
(wärmeren) Winterq
im Frühjahr zu seine
(s. a. *Strich 1*).
zu Holz, 1) ziehe
Jäger gebraucht, we
gehen; 2) richten, de
Wild mit oder ohne
nachhängen; 3) (zu
Stück Wild tödlich an
zur Strecke bringen.
Zündhütchen, klei
kapseln mit dem Zü
dessen Flamme das P
Zündung. Die
brennung des Pulve
Stärke der Z. Zu s
brenner oder gar Vers
namentlich Blättchen
stärkere Z. als Schw
Zurückbleiben, ei
Edelhirsches (s. *Führ*
zurückbrechen, w
wärts durch die Treil
Umkehren, namentlic
heißt zurückprellen.
zurücksetzen, wenn
weniger Enden ode

und Enden vereckt als im vergangenen Jahre.

zusammenbrechen, das Stürzen des Schalenwildes nach dem Schuß.

zusammenfallen, das gegenseitige Sichanfallen und Beißen der Hunde.

zusammenhalten der Schrote beim Schuß. Die dahingehenden Versuche haben kein zufriedenstellendes Ergebnis gezeitigt. Die sog. Konzentratoren hielten die Schrote entweder derart zusammen, daß die ganze Ladung als geschlossene Masse das Ziel traf, oder hatten überhaupt keine nachweisbare Wirkung. Auch das Zusammengießen der Schrotladung mit Wachs, Talg usw. sichert nicht das gewünschte Ergebnis.

Zusammenkunftsort, Sammelplatz, Treffstatt, Rendez-vous.

zusammenreißen, das Niederreißen stärkeren Wildes durch Hunde.

zu Schanden schießen s. *zu Holze schießen.*

Zuspruch, jede Anrede an einen Hund.

zustreichen, wenn Federwild auf den Schützen zu zieht. Sodann im Sinne von ein- oder zuwechseln beim hohen Haarwilde.

zutreten, die Vereinigung der Keiler mit den Bachen zu Beginn der Rauschzeit.

zuwechseln, wenn fremdes Wild in einem Reviere sich einfindet, wo es sonst nicht steht.

Zwang, ein gerechtes Hirschzeichen (s. *Fährtenzeichen 3*).

Zwangstreiben s. *Rotwild,* Jagd 5.

Zwangswechsel, ein Wechsel, den das Wild anzunehmen gezwungen ist, wenn Abgründe, Felswände, tiefe Sümpfe usw. ein seitliches Ausweichen unmöglich machen. — Beim Haarwilde der Niederjagd Zwangspaß genannt.

Zweigrecht, früher das Recht, zu Jagdzwecken Bäume auszuästen oder auch zu fällen.

Zwergadler s. *Habichtsadler 2.*

Zwergfalke s. *Edelfalken II, 1.*

Zwerggans s. *Gänse I, 4.*

Zwergkauz s. *Eulen II, 2.*

Zwergkormoran s. *Scharben 3.*

Zwergmöwe s. *Möwenartige Vögel I, 7.*

Zwergohreule s. *Eulen III, 1.*

Zwergreiher s. *Reiher V, 1.*

Zwergrohrdommel s. *Reiher V, 1.*

Zwergrohrhuhn s. *Sumpfhuhn 3.*

Zwergsäger s. *Säger 3.*

Zwergschnepfe s. *Sumpfläufer* und *Strandläufer 3.*

Zwergseeschwalbe s. *Seeschwalben I, 3.*

Zwergsteißfuß s. *Taucher I, 5.*

Zwergstrandläufer s. *Strandläufer 1.*

Zwergtrappe s. *Trappen 2.*

Zwergwels s. *Welse II.*

Zwiesel, ein sich in zwei gleichstarke Schäfte teilender Baumstamm (z. B. Esche).

Zwilling, ein Doppelgewehr.

zwingen, wenn der Rothirsch das Zeichen des Zwanges macht (s. *Fährtenzeichen 3*).

Zwinger s. *Hundezwinger.*

Zylinderbohrung haben Schrotläufe, deren Bohrung (Seele) überall gleich weit ist. Sie wird heute nur selten hergestellt; die Läufe mit Z. eignen sich besonders zur Waldjagd, wo schnelles Schießen auf kurze Entfernungen die Regel ist. Gewöhnlich wird heute die verbesserte Z. angebracht, wobei der sonst zylindrische Lauf an der Mündung eine geringe Verengung aufweist.

Zylinderverschluß s. *Verschlußkonstruktionen.*

image
not
available

	Allgemeines:		
	1.	2.	3.
		Erwachsenes Wild	
	Sammelbezeichnung	männlichen	weiblichen
		Geschlechtes	
a) **Rotwild**	Rotwild, Edelwild	Rothirsch, Edelhirsch, Hirsch	Rottier, Edeltier, Tier; unfruchtbare heißen Gelttiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
b) **Elchwild**	Elchwild, der Elch	Elchschaufler, Elchhirsch	Elchtier, unfruchtbare heißen Gelttiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
c) **Damwild**	Damwild	Damschaufler, Damhirsch, seltener Dambock	Damtier, Damgeiß; unfruchtbare heißen Gelttiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
d) **Rehwild**	Rehwild	Rehbock, Bock	Ricke, Altreh, Rehgeiß; unfruchtbare heißen Geltreh oder gelte Ricke
e) **Gemse**	Gemswild, Gams	Gemsbock	Gemsgeiß, die unfruchtbare Geltgeiß
f) **Steinwild** **Mufflon**	Steinwild Muffelwild	Steinbock Muffelbock	Steingeiß, Geltgeiß Muffelgeiß, Geltgeiß
g) **Schwarzwild**	Schwarzwild, Sauen	Im 3.—4. Lebensjahre Keiler, im 5. Lebensjahre angehendes, im 6. Lebensjahre hauendes Schwein, später Hauptschwein	Im 3.—4. Lebensjahre Bache, dann grobe Bache
h) **Hase**	Hasen, Hasenwild	Rammler	Häsin, Setzhase
Kaninchen	Kaninchen	—	—
i) **Bär**	Bären, Bärwild	Bär	Bärin
k) **Wolf**	Wölfe	Wolf	Wölfin
l) **Luchs** **Wildkatze**	Luchse Wildkatzen	Luchs Kater, Kuder	Luchsin Kätzin
m) **Dachs**	Dächse	Dachs	Dächsin
n) **Otter**	Otter	Otter	Otterin
o) **Fuchs**	Füchse	Fuchs, Rüde	Fähe, Füchsin
p) **Marder** **Iltis** **Wiesel**	Marder Iltisse Wiesel	Rüde Männchen Männchen	Fähe Weibchen Weibchen
q) **Auerwild** **Birkwild**	Auerwild, Auergeflügel Auerhuhn Birkwild, Birkhuhn, in Süddeutschland auch Spielhuhn	Auerhahn, auch großer Hahn, Birkhahn, auch kleiner Hahn, Spiel-, Schildhahn	Auerhenne Birkhenne
r) **Haselwild** **Schneehuhn**	Haselwild, Haselhühner Schneehühner	Hahn	Henne
s) **Fasan**	Fasanen	Fasanhahn	Fasanhenne
t) **Trappe**	Trappen	Trapphahn	Trapphenne
u) **Schnepfen**	Schnepfen	Männchen	Weibchen
v) **Rebhuhn**	Reb- oder Feldhühner	Rebhahn	Rebhenne
w) **Enten** **Gänse**	Enten } Wasserwild Gänse }	Erpel, Antvogel Ganter	Ente Gans
x) **Raubvögel**	—	Männchen	Weibchen
y) **Kleinvögel**	—	Männchen	Weibchen

image
not
available

	Allgemeines:				Körper, äußerlich:
	8.		9.		10.
	groß	klein	mager	fett	Haut
a) Rotwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
b) Elchwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
c) Damwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
d) Rehwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
e) Gemse	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
f) Steinwild Mufflon	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Feist, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Haut, Decke
g) Schwarzwild	stark kapital doch werden mehr die Benennungen unter g 2 u. g 3 verwandt	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgekommen.	Gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret	Schwarte
h) Hase Kaninchen	gut	schlecht (gilt aber nur für erwachsene Hasen)	schlecht	fett, gut (selten)	Balg
i) Bär	stark kapital	gering	schlecht gering	feist	Haut, Decke
k) Wolf	stark	gering	—		Balg
l) Luchs Wildkatze	stark	gering	—		Decke Balg
m) Dachs	stark	gering	—	fett	Schwarte
n) Otter	stark	gering	—		Balg
o) Fuchs	stark	gering	—		Balg
p) Marder Iltis Wiesel	stark	gering	—		Balg
q) Auerwild Birkwild	stark	gering	schlecht	gut	—
r) Haselwild Schneehuhn	stark	gering	schlecht	gut	—
s) Fasan	stark	gering	schlecht	gut	—
t) Trappe	stark	gering	schlecht	gut	—
u) Schnepfen	stark	gering	schlecht	gut	—
v) Rebhuhn	stark	gering	schlecht	gut	—
w) Enten Gänse	stark	gering	schlecht	gut	—
x) Raubvögel	stark	gering	—		—
y) Kleinvögel	—		—		—

image
not
available

	Körper, äußerlich: 15. Nase	16. Augen	17. Ohren
a) Rotwild	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
b) Elchwild	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
c) Damwild	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
d) Rehwild	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
e) Gemse	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
f) Steinwild Muflon	Windfang, Winder	Lichter	Lauscher, Luser
g) Schwarzwild	—	Lichter	Gehöre
h) Hase Kaninchen	Nase	Seher	Löffel
i) Bär	Nase	Seher	Gehöre
k) Wolf	Nase	Seher	Gehöre
l) Luchs Wildkatze	Nase	Seher	Gehöre
m) Dachs	Nase	Seher	Gehöre
n) Otter	Nase	Seher	Gehöre
o) Fuchs	Nase	Seher	Gehöre
p) Marder Iltis Wiesel	—	Seher	Gehöre
q) Auerwild Birkwild	—	Augen	Ohren
r) Haselwild Schneehuhn	—	Augen	—
s) Fasan	—	Augen	—
t) Trappe	—	Augen	—
u) Schnepfen	—	Augen	—
v) Rebhuhn	—	Augen	—
w) Enten Gänse	—	Augen	—
x) Raubvögel	—	Augen	—
y) Kleinvögel	—	Augen	—

18. Geweih, Hörner	19. Beine	20. Füße
Geweih	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
Elchschaufeln, die Schaufel, Geweih	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
Schaufeln, Geweih	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
Gehörn, Gewicht, Krone	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
Krickel, Kruken	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
Gehörn, beim Mufflon auch Schnecken	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Afterklauen)
—	Läufe	Schalen und Ballen, Geäfter
—	Läufe, Hinterläufe auch Sprünge	
—	Läufe	Branken
—	Läufe	Branken mit Klauen
—	Läufe	Branken mit Waffen oder Krallen
—	Läufe	Branken mit Klauen
—	Läufe	Branken mit Klauen, dazwischen Schwimmhäute
—	Läufe	Branken mit Klauen
—	Läufe	Branken — —
—	Füße mit Zehen und Nägeln	
—	Ständer	
—	Ständer	
—	Fuß	
—	Ständer	
—	Ständer	
—	Ruder, Latschen	
—	Fänge	
—	Ständer	

	Körper, äußerlich:		
	22. Seiten	23. Schwanz	24. Männliche Geschlechtsteile
a) Rotwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Wedel	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
b) Elchwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Wedel	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
c) Damwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Wedel	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
d) Rehwild	Dünnung, Fläme, Flanke	—	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
e) Gemse	Dünnung, Fläme, Flanke	Wedel	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
f) Steinwild Muflon	Dünnung, Fläme, Flanke	Wedel	Brunstrute, der Haarbüschel daran Pinsel
g) Schwarzwild	Dünnung, Wammen	Bürzel	Brunstrute
h) Hase Kaninchen	—	Blume, selten Federlein	—
i) Bär	—	Bürzel	Rute, Feuchtglied
k) Wolf	—	Rute, Standarte	Rute, Feuchtglied
l) Luchs Wildkatze	—	Rute	Rute, Feuchtglied
m) Dachs	—	Bürzel, Zain	Rute, Feuchtglied
n) Otter	—	Rute	Rute, Feuchtglied
o) Fuchs	—	Lunte, Standarte, deren Spitze Blume	Rute, Feuchtglied
p) Marder Iltis Wiesel	—	Rute	Rute, Feuchtglied
q) Auerwild Birkwild	—	Stoß	—
r) Haselwild Schneehuhn	—	Stoß	—
s) Fasan	—	Spiel	—
t) Trappe	—	Stoß	—
u) Schnepfen	—	Stoß	—
v) Rebhuhn	—	Stoß	—
w) Enten Gänse	—	Stoß	—
x) Raubvögel	—	Stoß	—
y) Kleinvögel	—	—	—

25. Weibliche Geschlechtsteile	26. Milchdrüsen, Zitzen	27. After, Mastba
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt, der Haarbüschel daran Schürze	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidd
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge, Spinne	Weidloch, Weidd
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gesäuge	Weidloch, Weidd
—	Gesäuge	Weidloch, Weidd
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
Schnalle, Nuß	Gesäuge	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda
—	—	Weidloch, Weidda

	Körper, innerlich:		
	29.	30.	31.
	Luftröhre, Kehlkopf	Magen	Därme
a) Rotwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
b) Elchwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
c) Damwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
d) Rehwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
e) Gemse	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
f) Steinwild Muflon	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidsack, großes Gescheide	kleines Gescheide
g) Schwarzwild	Drossel, Drosselknopf	Magen, großes Gescheide	kleines Gescheide
h) Hase Kaninchen	—	Magen	Gescheide
i) Bär	—	Magen	Gescheide
k) Wolf	—	Magen	Gescheide
l) Luchs Wildkatze	—	Magen	Gescheide
m) Dachs	—	Magen	Gescheide
n) Otter	—	Magen	Gescheide
o) Fuchs	—	Magen	Gescheide
p) Marder Iltis Wiesel	—	Magen	Gescheide
q) Auerwild Birkwild	—	Magen	Gescheide
r) Haselwild Schneehuhn	—	Magen	Gescheide
s) Fasan	—	Magen	Gescheide
t) Trappe	—	Magen	Gescheide
u) Schnepfen	—	Magen	Gescheide
v) Rebhuhn	—	Magen	Gescheide
w) Enten Gänse	—	Magen	Gescheide
x) Raubvögel	—	Magen	Gescheide
y) Kleinvögel	—	Magen	Gescheide

(a–g) Magen und Därme zusammen heißen Gescheide

(a–e) oder Aufbruch

(h–y) Magen und Därme zusammen heißen auch nur Gescheide

32. Herz, Lunge, Leber	33. Hoden	34. Gebärmutte
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſ
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſ
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſa
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſa
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſa
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſa
Geräuſch	Kurzwildbret	Tracht, Tragſac
—	Kurzwildbret	Tracht, Tragſack
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
—	Geſchröte, Geilen	Tracht, Tragſac
Geräuſch —	—	—
—	—	—
—	—	—
Geräuſch	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—

	Körper, innerlich:		Lebensäußerungen:
	36.	37.	38.
	Fleisch	Fett	riechen
a) Rotwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
b) Elchwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
c) Damwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
d) Rehwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
e) Gemse	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
f) Steinwild Mufflon	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett: Feist; das innere: Talg, Unschlitt, Inselt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
g) Schwarzwild	Wildbret	Weißes	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
h) Hase Kaninchen	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
i) Bär	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
k) Wolf	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
l) Luchs Wildkatze	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
m) Dachs	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
n) Otter	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
o) Fuchs	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
p) Marder Iltis Wiesel	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
q) Auerwild Birkwild	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
r) Haselwild Schneehuhn	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
s) Fasan	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
t) Trappe	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
u) Schnepfen	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
v) Rebhuhn	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
w) Enten Gänse	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
x) Raubvögel	Fleisch	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
y) Kleinvögel	Wildbret	Fett	—

39. sehen	40. hören	41. Lautäußerung
äugen, wahrnehmen	vernehmen	schrecken, klagen Hirsche in der T schreien (Rothirsch ren, orgeln, tr Mutterwild: ma
äugen, wahrnehmen	vernehmen	
äugen, wahrnehmen	vernehmen	
äugen, wahrnehmen	vernehmen	Ricken und Kitze schmälen, schrecken, pfeifen durch den Wi beim Wahrnehmen Schreckhaftem, Ük raschendem
äugen, wahrnehmen	vernehmen	pfeifen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	—
äugen, wahrnehmen	vernehmen	blasen, wetzen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	klagen (Angst- oder Schmerzenslaut
äugen, wahrnehmen	vernehmen	brummen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	heulen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	—
äugen, wahrnehmen	vernehmen	murren
äugen, wahrnehmen	vernehmen	pfeifen, murren
äugen, wahrnehmen	vernehmen	bellen, keckern, klag
äugen, wahrnehmen	vernehmen	murren
äugen, wahrnehmen	vernehmen	balzen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	bisten Haselhuhn auch spi
äugen, wahrnehmen	vernehmen	balzen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	—
äugen, wahrnehmen	vernehmen	puitzen, quarren (in Balzzeit), Bekassine m
äugen, wahrnehmen	vernehmen	locken, rufen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	rufen
äugen, wahrnehmen	vernehmen	schreien
—	vernehmen	schlagen

	Lebensäußerungen:		
	43. gehen	44. traben	45. galoppieren
a) Rotwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
b) Elchwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
c) Damwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
d) Rehwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
e) Gemse	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
f) Steinwild Muffion	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
g) Schwarzwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
h) Hase Kaninchen	(Die ganz langsame Bewegung beim Äsen: rutschen) —	—	langsamer: hoppeln; schneller: flüchtig sein oder gehen
i) Bär	gehen von und zu Holz	trollen	flüchtig sein
k) Wolf	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
l) Luchs Wildkatze	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
m) Dachs	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
n) Otter	geht über Land		flüchtig sein
o) Fuchs	schleichen	schnüren	flüchtig sein
p) Marder Iltis Wiesel	schleichen	laufen	flüchtig sein
q) Auerwild Birkwild	laufen	—	—
r) Haselwild Schneehuhn	laufen	—	—
s) Fasan	laufen	—	—
t) Trappe	laufen	—	—
u) Schnepfen	laufen	—	—
v) Rebhuhn	laufen	—	—
w) Enten Gänse	laufen	—	—
x) Raubvögel	laufen	—	—
y) Kleinvögel	laufen	—	—

image
not
available

	Lebensäußerungen: 50. Gänge	51. Aufenthalt, sich aufhalten, Schlupfwinkel, Lager, sich lagern (a. d. Fluge niederlassen)	52. Nahrung, fressen
a) Rotwild	Fährte	Stand, es steht in der Dickung, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
b) Elchwild	Fährte	Stand, es steht in der Dickung, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
c) Damwild	Fährte	Stand, es steht in der Dickung, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
d) Rehwild	Fährte	Stand, es steht in der Dickung, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
e) Gemse	Fährte	Einstand, sich einstellen, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
f) Steinwild Mufflon	Fährte	Stand, es steht in der Dickung, Bett, darin sitzen, sich niedertun	Äsung, Geäs, äsen, sich äsen
g) Schwarzwild	Fährte	Stand, es steckt in der Dickung, steckt sich darin. Lager vom einzelnen, Kessel von mehreren Stücken; sich einschieben	Fraß, fressen
h) Hase Kaninchen	Spur	Lager, Sasse, darin liegen oder sitzen; beim K. ferner: Bau, aus- und einfahren	Äsung; äsen, sich äsen, Weide nehmen
i) Bär	Fährte	Lager, sich einschlagen	Fraß, fressen
k) Wolf	Fährte	Lager, liegen	Raub, fressen
l) Luchs Wildkatze	Fährte Spur	Lager, liegen	Fraß, fressen
m) Dachs	Spur	Bau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen; er weidet sich, wenn er sticht, wurzelt
n) Otter	Spur	Bau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
o) Fuchs	Spur	Bau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
p) Marder Iltis Wiesel	Spur	Bau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
q) Auerwild Birkwild	Geläuf bei Auerhahn auch Fährte	Stand, stehen auf Baum oder Ast (einfallen auf den Boden, einschwingen usw. auf den Baum)	Äsung, äsen
r) Haselwild Schneehuhn	Geläuf	liegen im Lager oder Gelieger (einfallen)	Äsung, Weide, äsen
s) Fasan	Geläuf	Lager, liegen (einfallen)	Äsung, Weide, äsen
t) Trappe	Geläuf	Stand, stehen (einfallen)	Äsung, äsen
u) Schnepfen	Geläuf	liegen (einfallen)	Äsung, äsen, stechen und wurmen
v) Rebhuhn	Geläuf	liegen im Lager oder Gelieger (einfallen)	Äsung, Weide, äsen
w) Enten Gänse	Geläuf	liegen (einfallen)	Äsung, äsen
x) Raubvögel	Geläuf	fußen, aufhaken, blocken	Fraß, kröpfen
y) Kleinvögel	Geläuf	sitzen, einfallen	—

53.	54.	55.
Fang der Beute	saufen	Kot, ihn abscheiden
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
schlagen	—	Losung, sich lösen
reißen	—	Losung, sich lösen
rauben, reißen	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
rauben, fischen	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Gestüber, Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
schlagen	—	Geschmeiß, schmeißen
—	—	—

	Lebensäußerungen:		
	57. Begattungszeit, Zustand des Wildes während dieser Zeit	58. Begattungsakt	59. Trächtigkeit
a) Rotwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
b) Elchwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
c) Damwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
d) Rehwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
e) Gemse	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
f) Steinwild Mufflon	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunstet oder ist brunstig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
g) Schwarzwild	Rausch-, Roll-, Brunstzeit, die Sauen rauschen, sind rauschig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
h) Hase Kaninchen	Rammelzeit	rammeln	inne haben
i) Bär	Bärzeit	bären	dick gehen
k) Wolf	Ranzzeit	ranzen	dick gehen
l) Luchs Wildkatze	Ranzzeit	ranzen	dick gehen
m) Dachs	Ranzzeit	ranzen	dick gehen
n) Otter	Ranzzeit	ranzen	dick gehen
o) Fuchs	Ranzzeit, Rollzeit	ranzen, rollen	dick gehen
p) Marder Iltis Wiesel	Ranzzeit	ranzen	dick gehen
q) Auerwild Birkwild	Balzzeit	balzen, treten (die Henne)	—
r) Haselwild Schneehuhn	Paarzeit	balzen, treten (die Henne)	—
s) Fasan	Balzzeit	balzen, treten (die Henne)	—
t) Trappe	Balzzeit	balzen, treten (die Henne)	—
u) Schnepfen	Balzzeit	balzen, treten (das Weibchen)	—
v) Rebhuhn	Paarzeit	sich paaren	—
w) Enten Gänse	Reihzeit	reihen	—
x) Raubvögel	Paarzeit	sich paaren	—
y) Kleinvögel	Paarzeit	sich paaren	—

image
not
available

	Verwertung:			
	64. ausnehmen	65. Abziehen der Haut	66. zerlegen	67. Benennung einzelner Wildteile in der Küche
a) Rotwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken*)	zerlegen	Bratenwildbret: Ziemer (Rücken), Keulen, Blätter, Mör- oder Mürbebraten (Filet); alles andere ist Kochwildbret
b) Elchwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken	zerlegen	
c) Damwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken	zerlegen	
d) Rehwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken	zerlegen	
e) Gemse	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken	zerlegen	
f) Steinwild Mufflon	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirken	zerlegen	
g) Schwarzwild	aufbrechen	abschwarten	zerlegen	
h) Hase Kaninchen	auswerfen, ausweiden	streifen, abbalgen	zerlegen	Kopf, Hals, Blätter, Bauchwildbret, Lunge, Herz, Leber bilden das Hasenklein, den Hasenpfeffer
i) Bär	—	abschärfen	zerlegen	
k) Wolf	—	streifen	—	
l) Luchs Wildkatze	—	streifen	—	
m) Dachs	—	abschärfen, abschwarten	—	
n) Otter	—	streifen	—	—
o) Fuchs	—	streifen	—	—
p) Marder Iltis Wiesel	—	streifen	—	—
q) Auerwild Birkwild	aufbrechen, ausziehen	—	—	—
r) Haselwild Schneehuhn	ausziehen	—	—	—
s) Fasan	ausziehen	—	—	—
t) Trappe	aufbrechen	—	—	—
u) Schnepfen	—	—	—	—
v) Rebhuhn	ausziehen	—	—	—
w) Enten Gänse	ausziehen	—	—	—
x) Raubvögel	—	—	—	—
y) Kleinvögel	ausziehen	—	—	—

*) Zerwirken wird auch statt der Begriffe aus der Haut Schlagen und Zerlegen gebraucht.

und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Preis fest geheftet **1 Mk. 20 Pf.**

Werke über Raubzeugvertilgung:

*** Emil Regeners Jagdmethoden und Fanggeheimnisse.** Ein Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. Mit genauen Vorschriften zum Bereiten vieler Witterungen und mit 221 Abbildungen von Fangapparaten, Fährten, Spuren und Geläufen, Geweihen, jagdlichen Bauten u. a. m. Zehnte Auflage. Herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. Preis hochelegant gebunden **6 Mk.**

*** Der Fuchs, seine Jagd und sein Fang.** Von Lederstrumpf. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis hochelegant gebunden **3 Mk. 50 Pf.**

*** Der qualfreie Fang des Haarraubzeuges mit der Kastenfalle und Prügelfalle in Jagdgehegen, Parkanlagen, Gärten und Gebäuden,** nebst Beschreibung der zweckmäßigsten Einrichtung, Anfertigung und Anwendung geeigneter Fallen. Von W. Stracke, Förster. Dritte, vermehrte, verbesserte Auflage. Mit 34 Abbildungen. Preis hochelegant gebunden **3 Mk.**

*** Die Krähenvertilgung.** Eine Zusammenstellung selbsterprobter Mittel, um Krähen in größeren und kleineren Jagdrevieren zu allen Jahreszeiten nachdrücklich zu vertilgen. Von F. Haberland, Großherzogl. Revierverwalter. Vierte Auflage. Preis geheftet **30 Pf.**

Wildhege und Wildpflege:

*** Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung.** Von Professor Dr. A. Olt und Geh. Regierungsrat Dr. A. Ströse. Mit 179 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck. Preis hochelegant gebunden **27 Mk.**

*** Der Wildpfleger als Landwirt.** Anleitung zur Kultur der wichtigsten Äsungsgewächse, zur Anlage von Wiesen, Wildäckern, Remisen, Fütterungen und Anweisung zur Ausführung aller sonstigen für unsere Wildbahn in Betracht kommenden Wohlfahrtseinrichtungen. Von Ludwig Dach. Mit 259 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis hochelegant gebunden **17 Mk.**

*** Wild, Jagd und Bodenkultur.** Ein Handbuch für jeden Jäger, Landwirt und Forstmann. Von Geh. Regierungsrat Professor **Dr. G. Rörig.** Mit 31 Abbildungen nach Originalaufnahmen. Preis hochelegant gebunden **10 Mk.**

Wildpflege. Betrachtungen über die winterlichen Wildverluste und ihre Ursachen, über die Degeneration des Wildes und ihre Verhütung sowie über die diesbezüglichen Vorschläge von Drömer, Holfeld und Neumeister. Von **Ernst Ritter von Dombrowski.** Preis hochelegant gebunden **1 Mk. 80 Pf.**

*** Die rationelle Wildfütterung,** insbesondere die Winterfütterung des Rehwildes. Von Fr. Schepper, Privatförster. Mit 34 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen in freier Wildbahn und nach technischen Zeichnungen. Preis fest geheftet **2 Mk. 50 Pf.**

*** Helianthi** als Gartengewächs sowie Futterpflanze des Landwirtes und Wildpflegers. Von **W. Kießling.** Preis fest geheftet **1 Mk. 60 Pf.**

*** Das Wildgatter,** seine Anlage im allgemeinen, nebst spezieller Darstellung der gebräuchlichsten und empfehlenswertesten Konstruktionen, Tore und Einsprünge. Zweite, durch Darstellung des vom Verfasser erfundenen Rautengatters und einen Anhang über die neuesten Erfahrungen der Gattertechnik vermehrte Auflage. Mit 37 Abbildungen und 2 Tafeln. Herausgegeben von **Hubert Schumacher,** Königl. Oberförster. Preis gebunden **4 Mk.** (Zurzeit vergriffen.)

*** Das Rautengatter,** eine neue und billige Gatterkonstruktion zum Abschluß von Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild, nebst einem Anhang über neuere Erfahrungen beim Bau von Drahtgittern im allgemeinen. Von **Hubert Schumacher,** Königl. Oberförster. Mit 4 Abbildungen, darunter 2 Tafeln. Preis geheftet **1 Mk. 50 Pf.**

Jagdornithologische Werke:

*** Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde.** Tabellen zur Bestimmung sowie Beschreibung aller Arten der in Deutschland vorkommenden Raubvögel, Hühner, Tauben, Stelz- und Schwimmvögel, nebst einem Anhang, Rabenvögel und Drosseln. Von **Dr. Ernst Schäff.** Mit 67 vom Verfasser gezeichneten Abbildungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden **5 Mk.**

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

image

not

available

Schußbuch in Taschenformat. A. Preis in Leinen dauerhaft gebunden 1 Mk., B. in Leder fein gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Schußbuch für Niederjagdreviere. A. 50 Bogen stark, Preis fein gebunden 4 Mk., B. 75 Bogen stark, fein gebunden 5 Mk.

Oberländers (Rehfus-Oberländer) **Jagdverwaltungsbücher** nach den im Lehrprinzen gegebenen Anweisungen.

Teil I: Wildverrechnungsbuch. Preis fein gebunden 6 Mk. Teil II: Kassa-Buch. Preis fein gebunden 6 Mk. Teil III: Buch für Einzelrechnungen. Preis fein gebunden 6 Mk.

Schießwesen und Waffenkunde.

* **Lehrbuch des Flintenschießens.** Nebst einer Anleitung zur Herstellung von Flintenschießständen. Von Albert Preuß, Leiter der Waffentechnischen Versuchsstation Neumannswalde-Neudamm. Zweite, wohlfeile Auflage. Mit 199 Abbildungen im Texte und vier doppelseitigen Tafeln nach photographischen Aufnahmen und Originalzeichnungen vom Jagdmaler C. Schulze. Preis hochelegant gebunden 6 Mk.

* **Das Einschießen von Gewehren und Pistolen.** Herausgegeben von der Versuchsstation der Deutschen Jäger-Zeitung, Neumannswalde-Neudamm. Zweite Auflage. Preis fest geheftet 1 Mk. 60 Pf.

Die Kleinkaliber-Büchse als Sport- und Übungswaffe. Von Gerhard Bock. Mit 75 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 Mk.

* **Moderne Faustfeuerwaffen und ihr Gebrauch.** Von Gerhard Bock. Mit 242 Abbildungen. Preis hochelegant gebunden 5 Mk.

* **Das Zielfernrohr,** seine Einrichtung und Anwendung. Von Carl Leiß. Zweite, vermehrte, verbesserte Auflage. Mit 48 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 Mk.

Hundezucht, Dressur und Haltung.

Allgemeines:

* **Unsere Hunde.** Form und Leben des Hundes. Ein Lehr- und Handbuch für Züchter, Preisrichter, Dresseure und Hundefreunde. Unter Mitwirkung hervorragender Hundekenner herausgegeben von Dr. A. Ströse. Mit 147 Abbildungen. Preis hochelegant gebunden 12 Mk.

Winke für Anfänger in der Hundezucht. Ein Buch über die Wahl der Rasse, allgemeine Behandlung, Zwingereinrichtung, Behandlung der Zuchthündinnen, Aufzucht, die gewöhnlichen Krankheiten und ihre Behandlung usw. Nach dem Stock-Keeper übersetzt von H. W. Gruner. Preis geheftet 1 Mk. 20 Pf.

Die Entwickelungsgeschichte der deutschen Kynologie. Mit Rücksicht auf Vorstehresp. Gebrauchshunde geschrieben und durch Illustrationen erläutert. Von Hegewald. Preis geheftet 2 Mk.

Der Hund im deutschen Volkstum. Seine Stellung und Bedeutung in Sage, Sitte, Brauch, Glauben und Sprache unseres Volkes. Von K. Kelling. Preis geheftet 1 Mk. 20 Pf.

* **Dr. O. Hilfreich, Der kranke Hund.** Ein gemeinverständlicher Ratgeber für Hundebesitzer, insbesondere für Jäger. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, neu bearbeitet von Tierarzt Wernicke Spezialarzt für Hundekrankheiten. Mit einer Tafel und 45 Abbildungen. Preis elegant gebunden 2 Mk. 40 Pf.

Zwingerbuch. Zusammengestellt und herausgegeben von Emil Ilgner, Oberleutnant a. D. Mit Abbildungen von C. v. Reth. Preis elegant gebunden 10 Mk.

Werke über einzelne Jagdhundrassen:

Hegewalds Schriften über den Gebrauchshund. Eine Sammlung der grundlegenden Arbeiten des Vaters der deutschen Gebrauchshund-Bewegung, mit erläuternden Bemerkungen und Zusätzen. Bearbeitet und neu herausgegeben von der Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung unter Mitwirkung bewährter Fachmänner. Mit acht Bildertafeln. Preis hochelegant gebunden 6 Mk.

* **Der Schweißhund,** seine Zucht und Erziehung, sowie seine Führung und Arbeit einst und jetzt. Von L. Gerding, Königl. Forstmeister a. D. Zweite Auflage mit erläuternden Abbildungen.. Preis hochelegant gebunden 4 Mk.

Die Zucht und Behandlung des Schweißhundes. Von Graf Bernstorff, Großherzogl. Forstmeister zu Hinrichshagen. Zweite Auflage. Preis elegant gebunden 1 Mk.

Der Dachshund, seine Geschichte, Zucht und Verwendung zur Jagd über und unter der Erde. Von Emil Ilgner, Oberleutnant a. D. Mit einem Bildnisse Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen, drei Farbentafeln und 123 Abbildungen. Preis hochelegant gebunden 5 Mk. (Zurzeit vergriffen.)

* **Die Dachsbracke.** Kynologisch-jagdliche Studien. Von G. Grünbauer. Mit

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen

image
not
available

und Erhalten im allgemeinen. Mit einem Titelbilde und 50 Abbildungen im Texte. Preis fest geheftet 2 Mk. 50 Pf.

Teil II. **Das Sammeln, Erhalten und Aufstellen der Gliederfüßler** (Arthropoda). Mit 15 Abbildungen im Texte. Preis fest geheftet 1 Mk. 30 Pf.

Teil III. **Das Sammeln, Erhalten und Aufstellen der Kriechtiere, Lurche, Fische und niederen Tiere.** Mit 14 Abbildungen im Texte. Preis fest geheftet 1 Mk. 20 Pf.

Nutzbare Tiere Ostasiens. Pelz- und Jagdtiere, Haustiere, Seetiere. Von **Emil Braß.** Preis gebunden 6 Mk.

Jagdlich naturwissenschaftliche Werke:

Die Geweihsammlung der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Von **Dr. G. Rörig.** Mit 42 vom Verfasser gezeichneten Abbildungen, nebst einer schematischen Darstellung der bei den beschriebenen Geweihen vorhandenen Homologien. Preis gebunden 6 Mk.

Die früheren und die heutigen Wildbestände der Provinz Ostpreußen. Das vierläufige Wild. Von **Karl von Hippel.** Mit 2 Karten. Preis fest geheftet 2 Mk.

Das Haarwild Rußlands, seine Verbreitung, Kennzeichen, Lebensweise, Jagd und Nutzung. Von **A. Martenson.** Zweite, verbesserte Auflage. Preis gebunden 5 Mk.

Wald, Wild und Jagd in den russischen Ostseeprovinzen. Von **A. Martenson.** Preis fest geheftet 3 Mk.

*** Jahrbuch des Instituts für Jagdkunde** (Neudamm und Berlin-Zehlendorf), begründet von der Deutschen Jäger-Zeitung. Erster Band. 1912. Mit drei Karten, einer Farbentafel und 123 Abbildungen. Preis in Leinen gebunden 6 Mk. Zweiter Band. 1913. Mit zehn Tafeln und 180 Abbildungen. Preis in Leinen gebunden 6 Mk. Dritter Band im Erscheinen begriffen. Daraus einzeln:

Band I Heft 1: **Beiträge zur Kenntnis des Rehgehörns.** Von Professor Dr Karl Eckstein. Preis 30 Pf.

Band I Heft 2: **Die im Haarwild und in Haussäugetieren lebenden Strongyliden.** Von Professor von Linstow. Preis 30 Pf.

Band I Heft 3: **Über einen Hasen-Kaninchenbastard aus freier Wildbahn.** Von G. Rörig. Preis 50 Pf.

Band I Heft 4: **Zum Tannenhäherzug im Jahre 1911.** Von G. Kurella und A. von Jordans, Bonn. Preis 30 Pf.

Band I Heft 5: **Ein Beitrag zur Kenntnis der Verbreitung einiger jagdlich wichtiger Brutvögel in Deutschland.** Von Dr Erwin Detmers. Mit 3 geographischen Übersichtskarten. Preis 3 Mk.

Band II Heft 1: **Über die Rachenbremsenkrankheit des Wildes,** nebst Bemerkungen über die Dasselfliegen. Mit einer farbigen Tafel, 3 Abbildungen im Texte und 2 Kurven. Von Dr A. Ströse und Dr H. Gläser. — Ostpreußens Elchwild. Ein ernstes Wort an alle deutschen Jäger in letzter Stunde. Von von Kobylinski. — Versuche zur Bekämpfung von Wildkaninchen, unter besonderer Berücksichtigung von Phosphorpräparaten. Von Dr Raebiger. — Ergebnisse unserer Schnepfen-Umfrage. Von Dr E. Schäff. Preis 50 Pf.

Band II Heft 2: **Versuch einer Bearbeitung des Herbstzuges der Waldschnepfe auf Helgoland nach historischem und modernem Material.** Ein Beitrag zur Vogelzugsforschung von Eduard Paul Tratz. Preis 2 Mk.

Band II Heft 3: **Onychogryphosis beim Frettchen als Folge der Räude.** Von Dr Hugo Hartnack. Mit einer Tafel. — Zwei Fälle von Chilisalpetervergiftungen beim Wilde. Von Dr Ströse. — Milzbrand bei Füchsen. Der Milzbrand als Wildseuche. Sein Wesen und seine Beziehungen zum Viehseuchengesetz. Von Dr Weißer. Preis 1 Mk.

Band II Heft 4: **Die neunzehnte Deutsche Geweihausstellung zu Berlin 1913.** Von Professor Paul Matschie. Preis 2 Mk.

Band III Heft 1: **Die zwanzigste Deutsche Geweihausstellung zu Berlin 1914.** Von Professor Paul Matschie. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Band III Heft 2: **Hohe Jagd — niedere Jagd. — Albinismus bei Rebhühnern.** Von Dr Ströse. (Mit einer Farbendrucktafel.) — Einige Bemerkungen zu dem Kapitel: „Bekämpfung von Wildkrankheiten". Von Dr A. Zschiesche. — Zum Frühjahrszug der Waldschnepfe. Von W. Christoleit. — Gehörnte Ricke. Von Dr Zschiesche. — Die Bedeutung einiger weitverbreiteter Kräuter für die Gesundheitspflege des Rehwildes. Von Dr A. Ströse. — Hahnen- und Hennenfedrigkeit. Von Dr Engelmann. (Hierzu eine Farbendrucktafel.) — Röntgenaufnahmen zum Studium einiger Lauferkrankungen und Verletzungen beim Wilde. Von Dr Zschiesche. — Das erste zusammenfassende Werk über Wildkrankheiten. — Kleine Mitteilungen. Preis geheftet 2 Mk.

Band III Heft 3: **Das Rehgebiß, sein Ausbau und seine Abnutzung in den verschiedenen Altersstufen.** Von Dr A. Ballauf. Mit 59 Abbildungen. Preis geheftet 2 Mk.

Ornithologie:

Die Vögel Afrikas. Von **Anton Reichenow.** Drei starke Bände in Quartformat mit einem Illustrationsatlas, enthaltend 30 Tafeln mit Abbildungen von 85 Vogelarten, drei geographischen Karten und den dazu gehörigen Texten. Preis des vierbändigen Gesamtwerkes in Halbfranzband gebunden 350 Mk.

*** Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands.** Schlüssel zum Bestimmen, deutsche und wissenschaftliche Benennungen, geographische Verbreitung, Brut- und Zugzeiten der deutschen Vögel. Von **Prof. Dr. Anton Reichenow.** Mit vielen Abbildungen. Preis gebunden 4 Mk.

Ornithologisches Vademekum. Taschenkalender und Notizbuch für ornithologische Exkursionen von **P. Dr. Fr. Lindner.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

image
not
available

image
not
available

Die Kleinteichwirtschaft. Kurze Anweisung zur Aufzucht von Karpfen, Forellen, Schleien, Karauschen, Raubfischen und Krebsen in kleinen Teichen, Tümpeln, Seen und anderen Wasseransammlungen. Herausgegeben im Auftrage des „Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg“ von **Dr. Emil Walter.** Mit 24 Abbildungen im Texte. Preis gebunden **1 Mk. 20 Pf.**

Werke über einzelne Fischgattungen:

* **Die Karpfenzucht.** Anleitung zum praktischen Betriebe, unter Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen. Zusammengestellt und herausgegeben von **Karl Knauthe.** Mit 53 Abbildungen. Preis gebunden **8 Mk.**

Der Karpfen. Geschichte, Naturgeschichte und wirtschaftliche Bedeutung unseres wichtigsten Zuchtfisches. Von **E. Leonhardt.** Preis gebunden **2 Mk.**

Die Karpfennutzung in kleinen Teichen. Kurze Anleitung zur Ausnutzung kleiner Dorf-, Haus-, Feld- und Waldteiche durch regelmäßige Besetzung mit schnellwüchsigen Karpfen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage von „Die Bewirtschaftung und Ausnutzung der kleinen Dorf- und Hausteiche durch Besetzung mit schnellwüchsigen Karpfen“. Verfaßt im Auftrage des Sonderausschusses für Teichwirtschaft des „Deutschen Fischerei-Vereins“ von **Dr. Emil Walter.** Mit 30 Abbildungen. Preis gebunden **1 Mk. 60 Pf.**

* **Die Schleienzucht.** Anleitung zur Zucht und Pflege der Schleie in Teichen, Tümpeln und Seen. Unter Mitwirkung hervorragender Schleienzüchter herausgegeben von **Dr. Emil Walter.** Mit 18 Abbildungen im Texte. Preis gebunden **2 Mk.**

Der Lachs. Versuch einer Biologie unseres wertvollsten Salmoniden. Von **E. Leonhardt.** Preis gebunden **1 Mk. 60 Pf.**

* **Die künstliche Zucht der Forelle.** Von Fischmeister **Bruno Dießner.** Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 108 Abbildungen. Preis gebunden **5 Mk.**

* **Der Flußaal.** Eine biologische und fischereiwirtschaftliche Monographie. Von **Dr. Emil Walter.** Mit 122 Abbildungen im Texte. Preis hochelegant gebunden **13 Mk.**

* **Der Krebs, seine Pflege und sein Fang.** Von Regierungsrat **Dr. W. Dröscher.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 15 Abbildungen. Preis gebunden **2 Mk. 40 Pf.**

Verschiedenes:

Das Süßwasser, chemische, biologische und bakteriologische Untersuchungsmethoden, unter besonderer Berücksichtigung der Biologie und der fischereiwirtschaftlichen Praxis. Von **Karl Knauthe.** Mit 194 Abbildungen im Texte. Preis gebunden **20 Mk.**

Das Wasser für Fischerei und Fischzucht. Von **Max von dem Borne.** Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, besorgt von Professor Dr. W. Halbfaß. Mit 19 Abbildungen. Preis fest geheftet **2 Mk. 40 Pf.**

Die der Fischerei schädlichen und nützlichen Wasserpflanzen in Teichen, Seen und Flüssen. Ihre Anlage, Pflege, Erhaltung, Ernte, Verwertung, Niederhaltung und Vernichtung. Ein Leitfaden für Fischer, Teichwirte, Forstmänner und Jäger. Von Fischereidirektor a. D. **Heyking.** Mit 78 Abbildungen im Text. Preis in Halbleinenband **2 Mk. 50 Pf.**

Die Brutschädlinge der Fische und die Mittel zu ihrer Vernichtung. Von **Dr. Emil Walter.** Mit 16 Abbildungen im Texte. Preis gebunden **1 Mk.**

Tierzucht und Tierhaltung.

Werke über Pferde:

Selbstunterricht in der Pferdekenntnis. Bearbeitet von **P. Brand,** Ober-Roßarzt a. D. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis gebunden **3 Mk.**

Pferde mit Untugenden dienstbrauchbar zu machen. Nach mehr als fünfzigjährigen praktischen Erfahrungen bearbeitet von **W. Capobus-Büsum.** Zweite Auflage der Geheimlehre, nach der man mit Untugenden behaftete Pferde, wie Beißer, Schläger, Scheuer, Durchgänger und solche, die sich nicht beschlagen lassen usw., wieder zu brauchbaren Tieren machen kann. Herausgegeben nach einer vom verstorbenen Verfasser hinterlassenen Bearbeitung. Mit elf Abbildungen, darunter acht Vollbilder. Preis fest geheftet **2 Mk.**

Reitwinke für beschäftigte Leute. Vom **Grafen Comminges.** Mit 60 Handzeichnungen von E. Thelem. Autorisierte Übersetzung von Dr. Goldbeck-Demmin. Preis in vielfarbigen Umschlag fest geheftet **3 Mk.**

Pferde, Pferdezucht und Sport in Ost-Indien. Mit 8 Vollbildern und vielen Text-

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

image
not
available

und Imker. Zugleich ein praktischer Ratgeber bei der Verbesserung der Bienenweide. Von **Hermann Melzer.** Preis gebunden **1 Mk.**

Tierarzneibücher, Schlachtkunde, Fütterung:

Wagenfelds Tierarzneibuch und Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haustiere. Neunzehnte, verbesserte Auflage. Von M. Preuße. Mit 174 Textabbildungen. Preis fein gebunden **6 Mk.**

Praktisches Rezeptbüchlein für Tierbesitzer und Landwirte, nebst Anleitung zur Errichtung einer tierärztlichen Hausapotheke von **J. Kockerols,** Apotheker. Preis gebunden **1 Mk. 60 Pf.**

Das kranke Schwein. Ein gemeinverständlicher Ratgeber zur Erkennung, Behandlung und Verhütung der Schweinekrankheiten sowie zur Beurteilung des Fleisches kranker Schweine. Von Tierarzt **Dr. O. Hilfreich.** Zweite, verbesserte Auflage mit einer Tafel in Buntdruck und 25 Abbildungen. Preis gebunden **1 Mk. 60 Pf.**

Schlachtvieh- und Fleischkunde für Landwirte. Von **Dr. C. Nörner.** Mit 68 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis hochelegant gebunden **6 Mk.**

Die landwirtschaftlichen Futtermittel, ihr Futterwert und ihre Verwendung, nebst Anleitung zur Aufstellung von Futterrationen für die landwirtschaftlichen Nutztiere. Von **Dr. E. Haffelhoff.** Mit einem Vorwort von Professor Dr. J. König. Preis gebunden **3 Mk. 60 Pf.**

Landwirtschaft.

Gevatter Chrischans Landwirtschaftliche Brosamen. Ein Buch gemeinverständlicher und anregender Belehrungen aus allen Zweigen der Landwirtschaft. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden **2 Mk. 80 Pf.**

Wirtschaftserfahrungen des Rittergutsbesitzers Friedrich Schirmer-Neuhaus. Nach dessen Tode herausgegeben von **W. Müller**-Friedenau. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit acht Bildertafeln sowie Porträt und Lebensbeschreibung Schirmers. Preis hochelegant gebunden **5 Mk. 50 Pf.**

Der rationelle Getreidebau. Von Geh. Regierungsrat Professor **Dr. Hugo Werner.** Zweite, wohlfeile Ausgabe. Preis gebunden **1 Mk. 50 Pf.**

Der ewige Roggenbau (Immergrün), seine Bedingungen und seine Rentabilität. Auf Grund sechsjährigen Anbaues in Klein-Eichholz und sonstiger Erfahrungen. Von **Dr. Lothar Meyer.** Preis fest geheftet **1 Mk. 50 Pf.**

Die Kultur der Korbweide. Der tatsächlich aus derselben zu erzielende Ertrag und ihr Wert für den Landwirt und Forstmann. Von **Wilhelm Hemmerling.** Mit 6 Tafeln in Farbendruck und 30 Abbildungen. Preis gebunden **3 Mk. 60 Pf.**

Dr. **William Löbes Anleitung zum rationellen Betriebe der Ernte und zur Aufbewahrung der Ernte-Erzeugnisse.** Dritte, vermehrte, verbesserte, nach den Erfordernissen der Neuzeit gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. Von **Dr. Lothar Meyer.** Preis gebunden **4 Mk.**

Der leichte Boden, seine nutzbringende Bewirtschaftung ohne Industrie, unter Berücksichtigung seiner Wasserversorgung, Bearbeitung und Düngung. Aus der Praxis für die Praxis von **P. Wendland,** prakt. Landwirt. Preis gebunden **4 Mk.**

Die Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion. Preisgekrönte Arbeit von **Dr. Arthur Schmekel.** Preis gebunden **5 Mk.**

Nutzviehloser Betrieb der Landwirtschaft. Anleitung, durch reinen Ackerbau ohne Nutzvieh einträglicher zu wirtschaften, nebst Beschreibung von 178 nutzviehlosen Betrieben. Nach eigenen und fremden Erfahrungen verfaßt von **A. Küster.** Mit Vorwort von Königl. Landesökonomierat Ernst Ring. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Preis hochelegant gebunden **9 Mk.**

Die Rentabilität nutzviehschwacher Betriebe in der deutschen Landwirtschaft, unter Berücksichtigung der verschiedenen Boden-, Klima- und Wirtschaftsverhältnisse, nebst Untersuchungen über Wert und Preis des animalischen Düngers an der Hand der Zusammenstellung von genauen Buchführungsergebnissen. Von **Dr. Felix Rahm.** Preis hochelegant gebunden **8 Mk.**

Die Düngung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Von **Ad. Maas.**

Teil I. **Leitfaden der Düngerlehre.** Ein Nachschlagebuch für Landwirte und zugleich Lehrbuch für Ackerbauschulen und landwirtschaftliche Winterschulen. Preis gebunden **1 Mk. 50 Pf.**

Teil II. **Die Ausführung des Düngens in der Praxis, veranschaulicht an Frucht-**

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

umläufen. Ein Ratgeber und Wegweiser für Landwirte. Preis gebunden **2 Mk. 50 Pf.**

Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche der Handelsdüngemittel. Von **Theodor Bonsmann.** Fünfte Auflage. Mit 42 Abbildungen. Preis gebunden **3 Mk.**

Der Kalkstickstoff. Bisherige Erfahrungen mit seiner Anwendung in der Praxis von Ökonomierat **Dr. Lothar Meyer.** Zweite Auflage. Drittes bis sechstes Tausend. Preis geheftet **60 Pf.**

Kleines Handbuch der Bodenkunde. Von **Dr. phil. F. W. Dafert.** Mit zahlreichen Abbildungen. Preis gebunden **2 Mk. 80 Pf.**

Die Gesetze der Wasserbewegung im Gebirge und die Aufgaben der vaterländischen Wasserwirtschaft. Ein Wort der Mahnung an das deutsche Volk. Von **Karl Eduard Ney,** Kaiserl. Oberforstmeister. Preis gebunden **14 Mk.**

Die Wasserwirtschaft als Voraussetzung und Bedingung für Kultur und Friede. Von **H. von Samson-Himmelstjerna.** Preis gebunden **17 Mk.**

Die automatische Bewässerung und Düngung der Gärten, Wiesen und Felder. Von **Arthur Wichulla.** Mit 14 meist mehrfarbigen Abbildungen. Preis gebunden **3 Mk.**

Leicht ausführbare landwirtschaftliche Untersuchungen. Eine Anleitung für Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten und landwirtschaftliche Praktiker. Herausgegeben von **Dr. Pagenstecher** und **Dr. N. Caro.** Mit 57 Abbildungen. Preis gebunden **5 Mk.**

Landwirtschaftliche Vermessungskunde. Ein Handbuch für Landwirtschaftsschulen, Bauschulen und Gärtnerlehranstalten, sowie zum Selbstunterricht für Landwirte, Bautechniker, Forstleute und Gärtner. Von **Dr. F. C. Schubert,** Königl. Baurat und Professor. Mit 121 Textbildern und 3 Tafeln. Preis gebunden **3 Mk. 60 Pf.**

Gartenbau und Botanik.

Der landwirtschaftliche Gartenbau oder die Nutzgärtnerei im Großbetriebe. Von **R. Herrmann,** Königl. Garteninspektor. Mit 3 Plänen und 19 Abbildungen. Preis gebunden **3 Mk. 60 Pf.**

Einträglicher Gemüsebau, mit Berücksichtigung der Vor-, Zwischen- und Nachfrüchte. Bearbeitet von **Theodor Wilke.** Mit 75 Abbildungen. Preis gebunden **3 Mk.**

Der Weinstock im Ha
Anleitung zur erf
reblauswiderständig
Walther Sieke, Land
25 Abbildungen. Preis

Die Erdbeere, ihre
schreibung und Kult
unter Glas (Trei
schreibung und Ab
bauungswertesten
Möschke, Garteninspekt
mit 62 Abbildungen.

Praktische Anleitun
Nach den neuesten Erf
von **Ernst Wendisch,**
59 Abbildungen im Te
2 Mk. 50 Pf.

Die Gurke, ihre
Lande und unter
Verwertung ihrer F
Barfuß. Mit 20 Abbi
bunden **1 Mk. 20 Pf.**

Die Melone, Tomat
kürbis. Ihre Kultur
unter Anwendung v
und unter Glas,
wertung ihrer Frü
Barfuß. Mit 48 Abbil
bunden **1 Mk. 60 Pf.**

Unsere Salatkräuter.
Frucht- und Blu
Kultur im Hausgart
bereitung in der Kü
von **Theodor Lange.** Dr
verbesserte Auflage.
Preis gebunden **1 Mk.**

Anleitung zur Anlag
nutzung lebendiger Hec
Dr. Alexander von Leng
lage von **Bernhard** G
Bearbeiter entworfenen
bunden **1 Mk. 60 Pf.**

Der Champignon vo
zum Konsum. Drit
bearbeitete und bedeuten
des Werkes: Die Chan
ihrem ganzen Umfa
Wendisch. Mit 108 Abl
Preis gebunden **3 Mk.**

Kakteenlit

Gesamtbeschreibung
graphia Cactacearum).
Schumann. Mit ei
weisung zur Pflege
Karl Hirscht. Zweite
von 1898 bis 1902

Auf die mit einem # versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selt

1004 Seiten Text mit 153 Abbildungen. Preis in Halbfranzband gebunden 34 Mk. Auch zu beziehen in 15 Lieferungen zum Preise von je 2 Mk.

Blühende Kakteen (Iconographia Cactacearum). Im Auftrage der „Deutschen Kakteen-Gesellschaft" herausgegeben von Professor Dr. Karl Schumann, nach dessen Tode fortgesetzt von Professor Dr. Max Gürke und Dr. Vaupel. 180 **Farbentafeln in Handkolorit mit Texten.** Erschienen in 45 Lieferungen zum Preise von je 4 Mk. — in drei Halblederbänden zum Preise von je 70 Mk.

Kurze Anleitung zur Zimmerkultur der Kakteen. Von F. Thomas. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Siebentes bis zehntes Tausend. Mit 59 Abbildungen von Kakteen und Fettpflanzen sowie von Kulturgeräten. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Bilder aus dem Kakteen-Zimmergarten. Von Karl Hirscht, ehemaligem Schriftführer der „Deutschen Kakteen-Gesellschaft". Mit fünf Abbildungen. Zweite Auflage. Preis gebunden 2 Mk. 20 Pf.

Jagd-, Forst-, Wasser- und landwirtschaftliche Gesetzgebung.

Die Jagdgesetze Preußens von Syndikus Josef Bauer. Vierte, umgearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erster Band enthaltend: **Die Jagdordnung vom 15. Juli 1907.** Ausführlicher Kommentar mit Pachtbedingungen und Pachtverträgen, Abschußbedingungen, Jagdgesellschaftssatzungen, Jagdbetriebsordnungen u. a. m. Preis gebunden 9 Mk.

Jagdordnung vom 15. Juli 1907, nebst Ausführungsanweisung des preußischen Staatsministeriums vom 29. Juli 1907 und einer Einleitung, betreffend die Frage, wann die neue Jagdordnung und wann die alten Jagdgesetze Anwendung erleiden, sowie einem ausführlichen Sachregister. Textausgabe. Zweite Auflage. Preis fest geheftet 80 Pf.

* **Der Wildschaden.** Seine rechtliche Behandlung, seine Ermittelung und Berechnung im Gebiete des Königreichs Preußen. Ein praktisches Handbuch auf wissenschaftlicher Grundlage. Von Karl Simon, Bürgermeister a. D. Preis gebunden 3 Mk. 60 Pf.

Das in Deutschland geltende Recht, revierende Hunde und Katzen zu töten. Mitsamt den sonstigen auf Hunde und Katzen sich beziehenden und hier einschlagenden Rechtsverhältnissen. An der Hand der Rechtsprechung bearbeitet von Syndikus Josef Bauer. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Die Stellung der wilden Kaninchen im Zivil- und Strafrecht. Von Amtsrichter Berger. Preis gebunden 3 Mk.

Satzungen und Jagdordnung einer Jagdgenossenschaft. Entworfen von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Preis geheftet 60 Pf.

Die Feld- und Forstpolizei und der Forstdiebstahl in Preußen. Mit einem Anhange: Die Rechte der Feld- und Forstschutzbeamten bei Angriff und Widerstand. Von Syndikus A. Ebner, unter Mitwirkung des Geh. Regierungs- und Forstrats Herrmann. Preis gebunden 5 Mk. 50 Pf.

Gesetz, betreffend den Forstdiebstahl, vom 15. April 1878. Zweite Auflage. Mit Erläuterungen bearbeitet von Friedrich Mücke, Königl. Förster. Preis gebunden 2 Mk. 40 Pf.

Das Recht der Forstbeamten zum Waffengebrauch in Deutschland. Eine Darstellung des in sämtlichen deutschen Bundesstaaten geltenden Waffenrechts der Forstbeamten, mit besonderer Berücksichtigung des Preußischen Rechts. Von Dr. jur. Erich Reichmuth. Preis geheftet 1 Mk. 50 Pf.

Preußisches Wassergesetz. Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 4. und 21. Februar 1913. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Preis fest geheftet 1 Mk. 80 Pf.

Das neue preußische Fischereigesetz. Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages von Ende März 1916. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Preis fest geheftet 1 Mk.

Der Fischereipachtvertrag. Muster nebst Erläuterungen und Ratschlägen für Verpächter und Pächter sowie Auszüge aus staatlichen Fischereipachtverträgen, mit einem Anhang, die Verpachtung von Fischgewässern überhaupt betreffend. Von Dr. K. Friederichs. Preis gebunden 2 Mk.

Was der Landwirt von dem Bürgerlichen Gesetzbuche, der Grundbuchordnung, dem Handelsgesetzbuche und den einschlägigen Landesgesetzen wissen muß. Von Dr. jur.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Ferdinand Brandis, Oberamtsrichter. Zweite Auflage. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Die Preußischen Agrargesetze. Die wichtigsten Bestimmungen der preußischen Agrarreform-, Rentenguts- und Ansiedelungsgesetze, des Anerben- und Höferechtes sowie des Zusammenlegungs- und des Enteignungsgesetzes, nebst einem Quellennachweis der Landeskulturgesetzgebung in bezug auf Wald, Wasser und Wege. Von H. A. C. Müller, Königl. Oberförster. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis geheftet 1 Mk. 60 Pf.

Das Viehseuchengesetz für das Deutsche Reich, nebst dem Ausführungsgesetz und den Ausführungsbestimmungen für Preußen sowie dem Gesetz usw. über die Beseitigung der Tierkadaver. Textausgabe mit Anmerkungen und einem Sachregister von F. Köpping, Königl. Kreissekretär. Vierte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Preis gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Anfechtung, Wandelung und Schadenersatz beim Viehkauf von Professor Dr. P. Krückmann, nebst Anhang: Wesen, Erkennung, wirtschaftliche Bedeutung und Entwickelungsdauer einzelner Haupt- und Vertragsmängel. Von Regierungsrat Dr. A. Ströse. Preis gebunden 4 Mk.

Der landwirtschaftliche Pachtvertrag. Ein Handbuch für Gutsbesitzer und Pächter. Von G. Dittmar und Dr. Ludw. Fuld. Dritte, auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 3 Mk.

Das Recht der Privatbeamten in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche, mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschutzgesetze und der Gesindeordnungen bearbeitet von Fritz Mücke. Preis gebunden 1 Mk. 20 Pf.

Unterhaltungsliteratur.

Romane und Erzählungen:

Im Wasgenwald. Ein Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland. Von Ferdinand von Raesfeld. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

O Akademia! Ein fröhliches Buch von Jugend, Jagd und Liebe. Von Ferdinand von Raesfeld. Preis gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Der Leibeigene. Eine Erzählung aus der Zeit der russischen Bauernaufstände. Von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Zweite Auflage. Preis gebunden 4 Mk.

Sottensruh. Wie ich mir das Landleben dachte, und wie ich es fand. Von S. Jansen. Dritte Auflage. Preis hochelegant gebunden 5 Mk.

Treudeutsch. Zwei Geschichten aus der Zeit des Russeneinfalls in Ostpreußen. Von M. Trott. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Der böse Nachbar. — Gerechtfertigt. Zwei Erzählungen aus dem Jägerleben von L. Ina. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Gesammelte Schulhumoresken, enthaltend die früheren Sammlungen: Besuch im Karzer — Katheder und Schulbank — Schulmysterien — Stimmungsbilder aus dem Gymnasium — Samuel Heinzerlings Tagebuch und eine Anzahl in Buchform noch nicht veröffentlichter Geschichten. Von Ernst Eckstein. Zweite Auflage. Preis hochelegant gebunden 4 Mk.

Jagdliche Erzählungen und Schilderungen.

Das Weidwerk in Wort und Bild. Illustrierte jagdliche Unterhaltungsblätter. 22 Bände. Preis je Band hochelegant gebunden 5 Mk. Jeder Band ist ein kleines, in sich abgeschlossenes Prachtwerk und einzeln käuflich.

Quer durch deutsche Jagdgründe. Aus der Mappe eines philosophierenden Jägers. Von Oberländer (Rehfus-Oberländer). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, viertes bis siebentes Tausend. Mit 190 Originalzeichnungen von den Jagdmalern G. Hammer, Chr. Kröner, A. Richter, B. v. Bassewitz, J. Bungartz, K. v. Dombrowski, Fr. Latendorf, A. Mailick, A. Schmitz und C. Schulze. Preis hochelegant gebunden 15 Mk.

Weidmannsfreud und Weidmannsleid. Blätter aus Hüttenvogels Jagdbuch. Von Fritz von Pfannenberg. Mit vielen Bildern. Preis in Farbenumschlag fest geheftet 3 Mk.

Die Stiefel des Herrn Oberforstmeisters. Der verrückte Keiler sowie andere lustige und ernste Geschichten und Gedichte aus dem Leben eines alten Forstmannes, erzählt von Oskar von Riesenthal, weiland Königl. Oberförster. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Wat en pommerschen Jäger vertellen kann. Von Hinrich Pulvervoß. Platt-

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

deutsche Jagdgeschichten und Gedichte, mit 62 Originalabbildungen der Jagdmaler K. v. Dombrowski, F. Loebel, C. Schilke und C. Schulze. Preis hochelegant gebunden **3** Mk.

Kriegserinnerungen:

Ernst und Scherz im Schützengraben. Nachdenkliches wie Heiteres aus Berichten, Briefen und Reimen unserer Feldgrauen. Von **M. Trott.** Preis in Farbenumschlag fest geheftet **80** Pf.

Aus großer Zeit. Bilder aus dem Kriegsleben eines pommerschen Jägers. Von **Paul Lehmann-Schiller.** Zweite Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Preis gebunden **2** Mk. **60** Pf.

Jäger-Erlebnisse aus Krieg und Frieden. Herausgegeben vom Vorstand des Vereins Alter Garde-Jäger zu Berlin zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins. Preis gebunden **3** Mk.

1866 ✱ 1870/71. Erinnerungen eines alten Garde-Jägers. Von **Fritz Mücke.** Preis fest geheftet **1** Mk. **50** Pf.

Aus altem Jägerblut. Überlieferungen einer preußischen Forstbeamten- und Korpsjägerfamilie mit Schilderung der Kriegstaten ihrer Söhne von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm dem Siegreichen. Nach Familienpapieren bearbeitet und herausgegeben von **Ernst Ehrenfried Liebeneiner,** Königlicher Forstmeister. Preis gebunden **2** Mk. **50** Pf.

Reiseschilderungen und Jagdfahrten:

Durch norwegische Jagdgründe. Jagd- und Reisebilder aus dem hohen Norden. Von **Oberländer** (Rehfus-Oberländer). Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalen vom Jagdmaler C. Schulze und photographischen Aufnahmen. Preis hochelegant gebunden **9** Mk.

Im Lande des braunen Bären. Jagd- und Reisebilder aus Rußland. Von **Oberländer** (Rehfus-Oberländer). Mit 137 Abbildungen nach Originalzeichnungen der Jagdmaler K. Wagner und A. Weczerzick sowie nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis hochelegant gebunden **16** Mk.

Hanns Maria von Kadichs Jagd- und Waldfahrten durch drei Weltteile. Bd. I: Aus Österreichs Bergen. Bd. II: Im amerikanischen Busch. Bd. III: Richter Lynch und anderes aus dem wilden Westen. Weitere Bände folgen. Preis für jeden Band gebunden **3** Mk.

Aus Wald und Feld. Wanderungen und Studien eines Forstmannes. Aus dem Kaukasus. Von **W. Keßler, Königl.** Oberförster. Preis geheftet **1** Mk. **50** Pf.

Im Morgenlicht. Kriegs- und Jagderlebnisse in Ost-Afrika von **Hans Paasche,** Kapitänleutnant a. D. Zweiet Auflage. Mit den ersten Nahaufnahmen lebender Elefanten und Nashorne und vielen anderen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis hochelegant gebunden **12** Mk.

In den Wildnissen Afrikas. Jagdschilderungen aus dem Sudan von Erzherzog Josef von Österreich. Mit 22 Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen des Erzherzogs Josef und seiner Gemahlin Erzherzogin Auguste von Österreich, geborenen Königlichen Prinzessin von Bayern. Herausgegeben durch **Camillo Morgan.** Preis fest geheftet **1** Mk. **50** Pf.

Auf Wildpfaden in Amerika und Asien. Von **Adolf von Hagen.** Zweite Auflage. Mit 23 Abbildungen. Preis fest geheftet **2** Mk.

Dichtungen und Jagdpoesie:

Förster Stern mit Treff und Männe. Eine lustige Dackellade. Verse von **Franz Robert Hannesen** (Onkel Franz). Mit 70 Bildern von Ernst Knöllner. Preis in Farbenumschlag fest geheftet **2** Mk.

Die wilde Jagd oder Alles muß ruinieret sein! Ein humorvolles Lied ländlich-schändlicher Jagdausübung, gesungen von **Max von Gosen,** mit lustigen Bildern von Otto Flecken. Preis gebunden **2** Mk. **50** Pf.

Memoiren des Hasen Löffelmann, in zierliche Reime gebracht von **Wilhelm Robbers.** Dritte Auflage. Mit vielen Originalabbildungen von G. Marx. Preis geheftet **1** Mk. **50** Pf.

Kaiserlieder. Treue Wünsche eines schlesischen Weidmanns. Von **Heinrich Cadura.** Preis fest geheftet **1** Mk.

Epheuranken. Lieder und Bilder. Von **Carl Deiker.** Preis hochelegant gebunden **5** Mk.

Blätter und Blumen. Lieder aus dem deutschen Walde. Von **Konrad Eilers.** Preis gebunden **2** Mk. **50** Pf.

Waldesrauschen. Wald- und Jagdlieder. Von **Carl Preser.** Preis hochelegant gebunden **3** Mk.

Auf die mit einem ✱ versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Ein Rudel Schelmenlieder aus dem Weidmannsleben. Vom Verfasser der Memoiren des Hasen Löffelmann Wilhelm Robbers. Preis geheftet 1 Mk. 50 Pf.

Hifthornklänge. Jagd- und Waldlieder. Von Richard Winckenbach. Zweite, vermehrte Auflage. Preis gebunden 5 Mk.

Forstliche Dichtungen:

Humoristisch-satyrische Plänterhiebe in den Revieren unserer Forstzeit, zur Belustigung für Deutschlands edle Waldbrüder aufgestellt in drei vollen Klaftern von Gotthilf August Frhrn. von Maltitz. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Keßler, Königl. Forstmeister a. D. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Forstliche Dummheiten. Eine Bußpredigt für unsere Grünröcke. Von Carl Eduard Ney, Kaiserl. Oberforstmeister zu Metz. Preis gebunden 5 Mk.

Jagdliche Lieder- und Kommersbücher, Jagdmusik:

H. Burckhardts Jagd- und Waldlieder. Allgemeines deutsches Lieder- und Kommersbuch für Forstmänner Jäger und Jagdfreunde. Zweite, sehr vermehrte und mit Singweisen versehene Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Pompecki. In Leinen gebunden Preis 3 Mk. 60 Pf., mit Biernägeln 4 Mk. In Leder gebunden Preis 4 Mk. 50 Pf., mit Biernägeln 5 Mk.

Steinheuers Waldhornklänge. Jagd- und Waldlieder, nebst einer Anzahl der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Trinklieder. Ein Lieder- und Kommersbuch für deutsche Forstmänner und Jäger, umfassend 200 Lieder (ohne Noten). Dritte Auflage. 22. bis 27. Tausend. Preis gebunden 50 Pf.

Fröhliches Jagdfest. Potpourri der schönsten und beliebtesten Wald-, Jagd- und Jägerlieder mit leichter Klavierbegleitung von Bernhard Pompecki. Preis 80 Pf.

Hörnerschall und Lustgesang. 471 ernste und heitere Wald-, Jagd- und Jägerlieder mit leichter Klavierbegleitung. — Im Anschluß an H. Burckhardts Wald- und Jagdlieder, Lieder- und Kommersbuch für Jäger und Forstmänner. Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Pompecki. Zweite, wohlfeile Auflage. Preis gebunden 6 Mk.

*** Jagd- un**
horn, Parfor
Waldhorn), n
einer geschich
die Hörner i
Jagd- und
deren, einer
lehre, vielen
Märschen, Ja
für 1 bis 4 H
althannöversc
französischen
Hauptsignalen
forcejagd-Equ
unterricht bearb
Bernhard Pomp

Für Jägers F
Tonstücke kla
Inhalts. Wa
lieder usw. fü
Pleß-Horn) m
forte. Eingerid
Gustav Krieger.

Jugendschrif

Das Jägerh
erinnerungen
mannes. D
erzählt von Ober
Zweite Auflag
bildungen vom J
hochelegant gebu

Aus der Wal
und Jägermä
Erzählt von Ernst
reich illustriert vo
Berlin. Preis

Tannenrausch
Zwölf Waldm
alt. Erzählt von E
und reich illustrie
hochelegant gebu

Bebi und Bu
Kinderleben.
von 5 bis 9 Jahr
Mit acht Vollbil
heim. Einfac
Bildern: Preis
Ausgabe mit fa
bunden 3 Mk. 6

Der kleine J
buch für unser
Bildertafeln un
Hubert von Au

Kind, Wald
Reime und Bild
Preis gebunden

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdle

image
not
available

image
not
available

image
not
available

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

JUN 12 1948

LD 21-100m-9,'47(A5702s16)476

Digitized by Google